This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

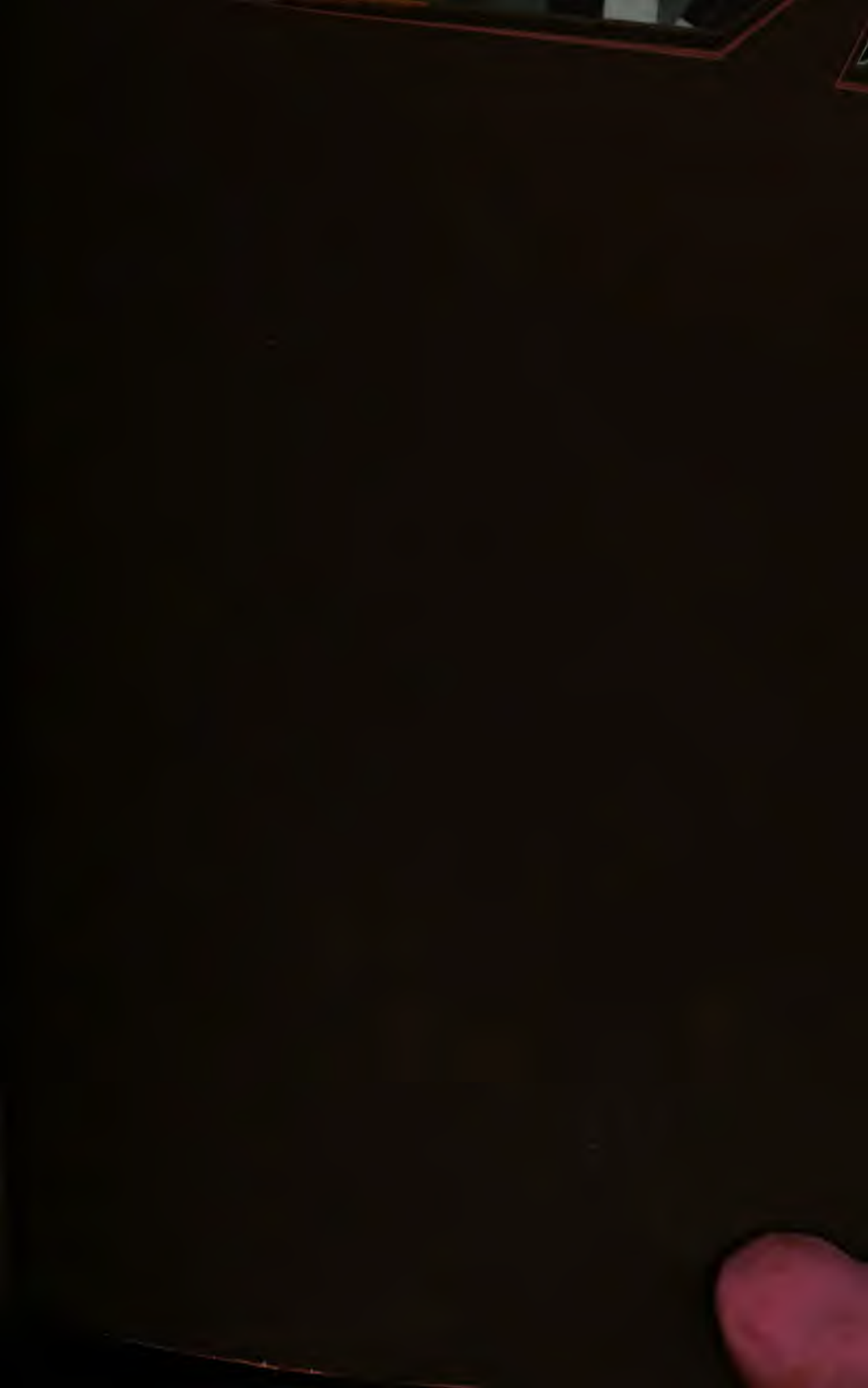
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

UC-NRLF
B 3 798 085



Weltgeschichte

von

Prof. Dr. Joh. Bapt. v. Weiß,
k. k. Hofrath, Ritter des Ordens der eis. Krone, Besitzer des k. k. Ehrenzeichens für Kunst und Wissenschaft.

Dritte verbesserte Auflage.

Achter Band.

Religionsstreit, Kunst und Literatur 1530—1618.

Graz und Leipzig.
Buchdruckerei und Verlags-Buchhandlung ‚Styria'
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.
1892.

LOAN STACK

Alle Rechte vorbehalten.

D20
W463
v.8

Vorwort.

Der vorliegende achte Band der dritten Auflage enthält die Geschichte der Reformation in England von Heinrich VIII. bis Jakob I., dann den Verlauf des Religionsstreites in Deutschland vom Nürnberger bis zum Augsburger Religionsfrieden und wie Karl V., durch die Ereignisse gebeugt, Abschied nimmt vom Thron und Leben. Sein Sohn Philipp I. führt dann das Schwert für die christliche Sache gegen die Türken, für die katholische und monarchische gegen die Calviner in den Niederlanden und in Frankreich, die auf die Republik lossteuern, gegen die Neuerungen in England und Schottland. In Frankreich erringt der Katholicismus nach schweren, langen Kämpfen den Sieg. Indes vertritt Karls Bruder Ferdinand I. und sein Sohn Maximilian II. in schweren Verhandlungen und erbitterten Kämpfen die Sache deutscher Nation gegen die osmanische Großmacht. Österreich wurde der Schild Deutschlands, der Damm gegen die Hochflut aus Asien, welche die Civilisation des Abendlandes bedrohte.

Indes geschah, was wenige ahnten. Die alte Kirche, die dem Tode für verfallen galt, erhob sich aus der Schwäche zur Kraft und stand auf einmal verjüngt in neuem Leben da. Hochbegabte Geister entzündeten eine neue Glut für ihre Lehre. Die Sitte wurde streng, Gebrechen wurden glücklich behoben, gute Schulen wurden gegründet. Die Sturmflut stand still, verlorene Gebiete wurden wieder besetzt, neue gewonnen. Das ist die Gegenreformation.

Der letzte Abschnitt gilt der Kunst und Literatur des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Während der Norden Europas in reformatorischer Wuth die Tempel schändet und die Bilder zerstört, ist der katholische Süden wie verklärt durch die höchste Blüte der Kunst. Es ist, als ob der Genius der Schönheit auf die Erde gestiegen wäre, um sich den Menschen in seinem ganzen Zauber zu zeigen. Welthistorisch einzig ist die Fülle schöpferischer, wetteifernder Talente, welthistorisch einzig ist die Empfänglichkeit, die Begeisterung, mit der ihre Leistungen wie Gaben des Himmels aufgenommen wurden. In einer Weltgeschichte darf diese Richtung des sechzehnten Jahrhunderts nicht vergessen werden. —

Bei diesem Anlasse sage ich meinem Herrn Collegen Johann Graus,[1]) Professor der Kunstgeschichte, den herzlichsten Dank für den Zutritt zu seiner reichen, kunstgeschichtlichen Bibliothek und Sammlung von Photographien. In neunzehn verschiedenen Reisen hat der Glückliche Spanien, Südfrankreich, Dalmatien, Istrien, Italien durchforscht, Bedeutsames sogleich photographiert, hundertdreißig italienische Städte und Orte zum erstenmale geschildert. Ein solcher Eifer ist aller Ehren wert! „Eine Rundreise in Spanien", fast alles mit Original-Aufnahmen, erscheint in kurzem bei Woerl in Würzburg.

Gelegentlich Vasaris habe ich leider die neue Ausgabe nicht immer zur Verfügung. Übrigens ist auch Milanesi in seinen Bemerkungen nicht immer sicher, wie aus seiner Behandlung des Philippino Lippi hervorgeht.[2])

Zum Schlusse sage ich Herrn Professor Vockenhuber Dank dafür, dass er, obschon mit Lehrstunden überladen, dennoch die sorgfältige Anfertigung des Registers übernommen hat.

---

[1]) Der Herausgeber des weitverbreiteten „Kirchenschmuck". Graz, k. k. Universitäts-Buchdruckerei ‚Styria'.

[2]) Le opere di G. Vasari con nuove annotationi e commenti di Gaetano Milanesi. Firenze 1878—1885. IX voll.

Graz, 15. Mai 1892.

Dr. J. B. v. Weiß.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Die Reformation in England . . . . . 1—32
Heinrich VIII. 1
Eduard VI. 1547—1553 20
Johanna Gray und Maria 26
Schottland 28

Karl V. und die Reformation vom Nürnberger bis zum Augsburger Religionsfrieden 1532—1555 . . . . . 33—147
Die Schweiz 33
Calvin 36
Franz I. Karl V. Clemens VII. — Wirtemberg 47
Dritter Krieg zwischen Franz I. und Karl V. 55
Papst Paul III. 1534—1549 61
Der Aufstand in Gent. — Karls V. Reise durch Frankreich 62
Vierter Krieg zwischen Karl V. und Franz I. — Krieg in Ungarn 67
Karl V. vor Algier 1541 71
Karls V. Krieg wider Franz I. 1542—1544 72
Das Concil. Fortschritte des Protestantismus in Deutschland 77
Der Schmalkaldische Krieg 1546—1547 94
Das Interim. — Moriz gegen Karl V. 105
Wer soll Karl V. im Reiche nachfolgen, Philipp II. oder Ferdinand I.? 113
Frankreich. Heinrich II. 117
Moriz von Sachsen 121
Vertrag zu Passau. — Religionsfrieden zu Augsburg 125
England. — Maria die Katholische 1553—1558 132
Der Religionsfriede zu Augsburg 136
Karls Abschied vom Thron und Ende in San Yuste 139

Ende des französischen Krieges. Philipps Anfänge. Ferdinand I. Maximilian II. — Suleimans II. Ende. Selim II. . . . 148—228
Kaiser Ferdinand I. 154
Kaiser Maximilian II. 156
Deutsche Zustände. — Literatur 161
Die Naturwissenschaft. Copernicus 165
Die Hexenprocesse 171
Fortsetzung des Türkenkrieges. — Malta 175
Suleimans II. Tod 1566. — Niklas Zriny 182
Der Krieg um Cypern. Rückblick auf seine Geschichte 184

Seite

Die heilige Liga. — Die Seeschlacht bei Lepanto 1571 199
Don Carlos 1545—1568 207
Der Türkenkrieg bis zum Frieden an der Zsitva-Mündung. — Polen. — Steiermark. — Die Militärgrenze 212
Persien 217
Türkei und Österreich 219

Die Hugenottenkriege bis zum Tode Karls IX. . . . . 224—254
Franz II. 1559—1560 224
Karl IX. 1560—1574 229
Der Krieg der vier Heinriche 238
Die Bartholomäusnacht 246

Sieg der Reformation in England und Schottland. Elisabeth und Maria Stuart . . . . . 255—300
Elisabeth und Maria Stuart 261

Neues Leben in der alten Kirche . . . . . 301—362
Ignatius von Loyola 303
Die Missionen der Jesuiten 310
Die Jesuiten in Sina 312
Die Missionen in Amerika 319
Schulen in Deutschland 332
Die Gegenreformation 335
Andere neue Orden 342

Religionskriege. — König Philipp II. . . . . 363—571
Der Aufstand der Niederlande 374
Der Bildersturm 1566 396
Alba in den Niederlanden 1567—1573 401
Albas Missgriffe. Die Alcabalasteuer 409
Die Niederlande unter Don Luis Requesens, 29. November 1573 bis 5. März 1576 418
Frankreich 1572—1578. — Heinrich III. 423
Die Liga 432
Don Juan und Wilhelm von Oranien 435
Alexander von Parma als Statthalter 1578—1589 und Wilhelm von Oranien 453
Die Eroberung Portugals 461
Philipp II. im Bunde mit der Liga 466
Die Armada. — Ende der Guisen und Heinrichs III. 480
Heinrich IV. im Kampfe mit der Liga und Philipp II. 489
Philipp II. und Antonio Perez. — Untergang der Freiheiten Aragoniens . . . 498
Rouen. — Tod Alexanders von Parma. — Übertritt Heinrichs IV. zur alten Kirche 504
Ende Philipps II. 1598. — Philipp III. 1598—1621 520
Die Niederlande 532
England. Ende der Elisabeth 539
König Jakob I., 1603—1625 543
Francis Bacon 554
Heinrich IV. und Sully. — Der große Plan 561

Literatur und Kunst im sechzehnten Jahrhundert . . . . . 572—765
England 574
Spanien 589

Seite

Cervantes 594
Lope de Vega 600
Calderon 608
Heldengedichte und Geschichtschreibung Spaniens 613
Spanische Maler. Velasquez. Murillo 636
Italien 642
Der Protestantismus in Italien 693
Die Päpste. Das Concil von Trient 699
Malerei und Bildhauerei in Italien 710
Leonardo da Vinci 721
Michelangelo 725
Raphael Sanzio 735
Correggio. Tizian 746

Register . . . . . 766—792

Die Reformation in England.

Der siebente Band schloss mit dem glänzenden Feldzuge Karls V. nach Tunis und wie er 30.000 Christensclaven befreite. Von Tunis zog der Kaiser nach Rom, wo er als der Held der Christenheit empfangen wurde. Ein Theil seiner diplomatischen Verhandlungen daselbst galt England und der Reformation durch Heinrich VIII.

Die englische Reformation geht nicht wie die deutsche aus einer geistigen Bewegung, aus einer tief inneren Überzeugung, sondern aus der Leidenschaft und Herrschsucht Heinrichs VIII. hervor; sie ist darum im Anfange ganz äußerlich, mehr Schisma als Häresie, mehr national-politischer Act, als religiöse That, mehr Losreißung von Rom, als von dem Glauben der alten Kirche.[1] Erst nach und nach geht die Bewegung in die Tiefe.

Heinrich VII. starb am 22. April 1509, zweiundfünfzig Jahre alt. Heinrich VII. Ein kalter Rechner — hatte er schlau alle Parteien niedergehalten, hatte einen Schatz von 1,800.000 Pfund gesammelt, keine großen Schlachten auf französischem Boden geschlagen, Englands Namen im Auslande nicht groß gemacht; auch im Innern entbehrte seine Politik jeder Hochherzigkeit. Leicht begreiflich, dass ihm das Volk nicht nachweinte, dass es aber mit Hoffnung seinem achtzehnjährigen Sohne Heinrich VIII. sich zuwandte;[2] denn dieser hatte vieles, Heinrich VIII. was die Masse bestechen kann: eine schöne Gestalt, ein feuriges, ritterliches Wesen, er war gewandt in allen kriegerischen Übungen,[3] er war für einen König jener Zeit ungewöhnlich gebildet, er verstand sehr gut das Latein und weil er, während sein älterer Bruder Arthur lebte, zum Erzbischof von Canterbury bestimmt war und demgemäß erzogen wurde, so war er bewandert in der Theologie und war ein Kenner der Musik; hat er doch selbst zwei Messen

[1]) Über die religiösen Zustände in England gibt das auf viele Studien beruhende und ganz objectiv gehaltene Werk eines gelehrten Benedictiners, Franz Aidan Gasquet, „Heinrich VIII. und die englischen Klöster", deutsch von Thomas Elsässer aus der Beuroner Benedictiner-Congregation, Mainz 1890, Bd. I, ein farbenreiches Bild in den Abschnitten: „Das monastische England", „Auftauchende Schwierigkeiten", „Historische Parallelen von Kloster-Aufhebungen", S. 1—65.

[2]) Stevenson, King Henry the eight — in The Month. 1882—1883.

[3]) Lingard, Geschichte von England, Bd. VI, S. 5—6. — Poles Briefe aus dieser Zeit athmen Verehrung. — The hist. of Pole. Oxford 1704.

gesetzt. Seine Genusssucht, seine Leidenschaften, seine tyrannische Natur traten noch nicht hervor.

Der junge König suchte die Liebe des Volkes zu gewinnen. Empson und Dudley, die „Stoßvögel" seines Vaters, die Werkzeuge seiner Raubgierde, wurden vom jungen König rücksichtslos geopfert: sie hätten sich das Recht der Gerichtshöfe angemaßt — Erpressungen sich zuschulden kommen lassen, sie hätten sich der Person des jungen Königs bemächtigen und die Regierung an sich reißen wollen. Sie starben beide auf dem Schaffot. Am 24. Juni 1509 vermählte sich der König mit der Witwe seines Bruders Arthur, mit Katharina, der Tochter Ferdinands des Katholischen und Isabellas: sie war sechsundzwanzig Jahre alt, sehr schön, eine echte Tochter der großen Isabella. Da sie betheuerte, dass ihre Ehe mit Arthur nie vollzogen worden sei,[1]) so schien jedes Hindernis gehoben. Der König war lange sehr glücklich in dieser Verbindung. Überhaupt war statt des grämlichen ernsten Tones jetzt am Hofe eine ununterbrochene Folge von Bällen, Schauspielen, Turnieren, in denen der König meist den Preis davontrug und gern sich bewundern ließ.[2]) Sein Ehrgeiz führte England aus der lauernden Stellung, die es unter Heinrich VII. eingenommen hatte, schnell heraus. Mit Eifer nahm Heinrich VIII. Antheil an den großen Fragen Europas, wie wir früher sahen, und er hatte Glück: er siegte 1514 in der Sporenschlacht: der König Jakob IV. von Schottland verlor am 9. September 1514 Schlacht und Leben gegen die Engländer; Spanien, Frankreich, der Papst warben eifrig um die Bundesgenossenschaft Englands, Heinrich VIII. schmeichelte sich, der Schiedsrichter Europas zu sein. Bei seiner Zusammenkunft mit dem König von Frankreich entfaltete er eine außerordentliche Pracht. Seine Schwester Maria wurde 1514 mit Ludwig XII. vermählt. Mit einem Wort: die englische Politik gieng einen stolzen, hohen Gang. 1516—1519 trug sich Heinrich sogar mit dem Plane, Kaiser zu werden. Sein erster Minister Wolsey wollte Papst werden und hatte zweimal bei der Wahl Stimmen für sich.[3])

Katharina.

Wolsey.

Dieser Wolsey war lange der eigentliche Träger der Politik Heinrichs, denn der König hatte nach den Worten eines Zeitgenossen „so wenig Lust zu Geschäften, als ein Ochse Lust, sich ins Joch spannen zu lassen". Wolsey war ein Emporkömmling, geboren zu Ipswich, der Sohn eines Fleischers, gebildet in Oxford, Prediger, Erzieher. Die Empfehlung des Bischofs von Wincheſter brachte ihn an den Hof und seine feinen Sitten, seine Heiterkeit, sein reiches Wissen gewannen ihm die Liebe des jungen Königs. Obschon ein Geistlicher, aß, trank, spielte, tanzte Wolsey wie jeder andere in Gesellschaft des Königs; — wurde dieser wieder ernst, so sprach er mit ihm in dem Tone eines Professors über Thomas von Aquin. Der König war stolz auf sein eigenes theologisches Wissen, und als die Reformation ausbrach, schrieb er ein Buch über die sieben Sacramente gegen Luther, wobei natürlich Wolsey und andere nachhalfen. Von dem Werke wurde ein Prachtexemplar feierlich dem Papste überreicht und Heinrich erhielt dafür den

---

[1]) Heinrich selber bekannte die Wahrheit ihrer Versicherung dem Kaiser. In Spanien glaubte man wegen Arthurs Kränklichkeit dasselbe. Katharina wurde mit den bei Jungfrauen üblichen Ceremonien mit Heinrich getraut: sie war weiß gekleidet und trug fliegendes Haar. Lingard, l. c. VI, S. 6.

[2]) Er kämpfte in den Schranken mit dem zweihändigen Schwert oder mit der Streitaxt und war so stark oder seine Gegner so klug, dass er immer siegte.

[3]) Vergl. Bd. VII, S. 628, 710, 722 dieses Werkes.

Titel: „Vertheidiger des Glaubens“,[1]) den heute noch jeder Monarch Englands führt. Zugleich ließ Heinrich dem Papste erklären, daſs er nicht bloß mit der Feder, sondern auch mit dem Schwerte für die wahre Lehre einzutreten bereit sei und die ganze Macht seines Reiches gegen die Irrlehre aufbieten wolle, — die Lutheraner wurden denn auch mit Feuer und Schwert verfolgt.[2]) Wolsey stieg nicht bloß in der Gunst des Königs, sondern auch des Papstes: er wurde Bischof von Lincoln, er wurde Erzbischof von York, Cardinal, Stellvertreter des Papstes für das Königreich. Fremde Monarchen schmeichelten, sandten Geschenke, fragten ihn um Rath.[3]) Seinem König schien Wolsey unentbehrlich: er war arbeitsam, kannte die inneren und äußeren Verhältnisse und wuſste seinen Herrn zu leiten, während er sich doch das Ansehen gab, als werde er von ihm geleitet. Wolsey besaß ein ungeheures Einkommen, bezog er doch bloß aus Spanien einen Jahresgehalt von 7500 Ducaten, aus Frankreich von 12.000 Livres, aber er wandte das Geld an, wie wenn er von königlicher Herkunft wäre, nicht von niederem Stande. Er hatte einen glänzenden Hofstaat, er erschien mit dem Pomp und dem Gefolge eines Königs, aber er sammelte auch Kunstwerke, er errichtete herrliche Bauten, er unterstützte in glänzender Weise die Wissenschaften.[4]) In Oxford allein gründete er sieben Lehrstühle und das Collegium der Christkirche, das heute noch seinem Namen Ehre macht.[5]) In der äußeren Politik befolgte er den Grundsatz, eine Art Gleichgewicht zwischen Spanien und Frankreich herzustellen. Lange hatte er Karl V. gegen Franz I. begünstiget, bis ihn die Enttäuschung bei der letzten Papstwahl auf die Meinung brachte, Karl habe nicht genug für ihn gethan. Da schlug auf einmal die englische Politik um, sie trat auf die Seite Frankreichs.

Defensor fidei.

Wolsey regiert.

Wolseys Macht schien für immer fest begründet zu sein, erst die Scheidungsangelegenheit stürzte ihn. Die Königin Katharina verlor nämlich durch Alter und Kränklichkeit die Zuneigung ihres Gemahls, seine Achtung aber nie. Sie hatte dem König drei Söhne und zwei Töchter geboren, alle starben jung hinweg, bis auf Maria. Früher der Königin so zugethan, daſs nach den Worten eines Zeitgenossen nie ein Mann seine Frau zärtlicher liebte, daſs er sich laut glücklich pries, eine so tugendhafte und vortreffliche Gattin zu besitzen, gab sich Heinrich, als ihre Reize schwanden, anderen Frauen hin und dieſes hatte unerwartete Folgen.[6])

Katharina.

---

[1]) Defensor fidei, defender of the faith.

[2]) Wilkins, Conc. m. Brit., III, p. 690. Des Königs Buch führte den Titel: Adsertio septem sacramentorum adversus Martinum Lutherum. Der König schrieb mit eigener Hand an das Ende:

„Anglorum rex Henricus, Leo decime, mittit
Hoc opus et fidei testem et amicitiae.“

[3]) Lingard, l. c. Bd. VI, S. 41. — Erasmus lobt ihn sehr in seinen Briefen, schreibt aber 1530 nach seinem Sturze über ihn: „Metuebatur ab omnibus, amabatur a paucis. ne dicam a nemine.“

[4]) So berief er auch den spanischen Humanisten und Rechtsgelehrten Ludwig Vives nach England.

[5]) Huber, Geschichte der englischen Universitäten, I. S. 422; II, S. 1—97. — Weber, Geschichte der akatholischen Kirchen und Secten in Großbritannien. Leipzig 1845. Bd. I, S. 159—170.

[6]) Wood, Hist. et antiquitt. Oxon., II, p. 230.

Zuerst einer Elisabeth Tailbois, die ihm einen Sohn, Heinrich Fitzroy, gebar, den der König später mit Gunst so überhäufte, dass viele fürchteten, er werde ihm zu seinem Nachfolger ernennen lassen. Heinrich war untröstlich, als der Sohn im achtzehnten Jahre starb. Dann entflammte Maria Boleyn seine Leidenschaft, bis er ihre jüngere Schwester Anna sah, für die er eine für England verhängnisvolle, fast dämonische Neigung fasste. Sie war Hofdame Katharinas und ebenso schön als lebhaft und gebildet. An einen Percy verlobt, wurde dieses Bündnis auf Befehl des Königs auf einmal gewaltsam getrennt — für sie, nebst einem glänzenden Geschenk von Juwelen, der erste Beweis, welch eine Macht sie über das Herz des Königs übe. Als Heinrich 1525 ihr seine Leidenschaft gestand, erklärte sie, durch das Beispiel ihrer verlassenen Schwester gewitzigt, so glücklich sie sein würde, wenn sie die Gattin des Königs wäre, so werde sie doch nie einwilligen, seine Buhlerin zu werden.

Anna Boleyn.

Jetzt bekam Heinrich VIII. auf einmal Bedenken, ob seine Ehe mit Katharina auch rechtmäßig sei,[1]) da Moses verbiete,[2]) die Witwe des Bruders zu heiraten; und es ist der große Fehler Wolseys, dass er dem König die Scheidung von Katharina als leicht durchführbar schilderte und seinen Beistand versprach, nur um in der Gunst des Königs sich zu halten. Wolsey hielt die Neigung des Königs zu Anna für eine flüchtige, er gedachte ihn mit der Tochter Ludwigs XII., mit Renata, zu vermählen und dadurch das Bündnis Englands mit Frankreich festzuschließen. Durch die Scheidung von Katharina wollte er eigentlich ihrem Neffen, Karl V., einen Schlag versetzen. Eine Doppelheirat war sogar im Plane: der wortbrüchige Franz I., der sich eben vor kurzem im Vertrage von Madrid mit Eleonore, der Schwester Karls V., verlobt hatte, unterhandelte damals über eine Verbindung mit Maria, der Tochter Heinrichs VIII. Und bei diesen Verhandlungen stellte der Bischof von Tarbes das Bedenken auf, ob die Legitimität der Prinzessin ganz ohne Makel sei. Wolsey hatte es ihm eingegeben, um einen Grund zu haben, die Frage ernstlich in Anregung zu bringen.

Wolsey.

Die geheime Angelegenheit.

Das ist des Königs „geheime Angelegenheit", über die jetzt Gutachten bei den ersten Gottes- und Rechtsgelehrten eingeholt wurden. Die Partei des Königs berief sich auf die mosaischen Ehegesetze, die nicht bloß für die Juden, sondern für alle Zeiten und Völker gelten: Christus habe jene Gesetze nicht widerrufen; Johannes habe es dem Herodes streng verwiesen, dass er die Witwe seines Bruders geheiratet habe. Die Anhänger der Königin beriefen sich auf ein Gesetz des Moses (V, 25, 5), wo dem Bruder befohlen wird, die Witwe des Bruders zu heiraten, wenn dieser ohne Kinder gestorben; Johannes der Täufer habe Herodes die Heirat verwiesen, weil dieser noch gelebt, oder Kinder hinterlassen habe. Übrigens hatte Papst Julius II. auf den Wunsch Heinrichs VII. Dispens ertheilt und die Ehe Heinrichs mit Katharina genehmigt, siebzehn Jahre hatte sie unter allgemeiner Anerkennung gedauert. Die Sache kam jetzt wieder an den Papst, an Clemens VII., der

[1]) Ranke sagt sehr gut in seiner „Englischen Geschichte", I, S. 169, man müsste die sehenden Augen verschließen, wenn man in Abrede stellen wollte, dass eine unterdessen erwachte Leidenschaft des Königs den stärksten persönlichen Antrieb zum Wunsche gab, von der bisherigen Gattin sich scheiden zu lassen.

[2]) III Mos. 18, 16 verbietet die sogenannte Leviratsehe.

damals ein Gefangener der Truppen Karls V. war. Wolsey sollte als päpstlicher Legat die Scheidung aussprechen. Aber wie war Wolsey in Bangigkeit, als ihm der König seinen festen Entschluss erklärte, Anna Boleyn zu heiraten, und nichts von der Ehe mit der französischen Prinzessin wissen wollte! Sprach sich der Minister gegen die Verbindung mit Anna Boleyn aus, so traf ihn der Zorn des Königs — und er kannte durch langen Umgang die unter feinen und freundlichen Formen versteckte tyrannische Art Heinrichs gar wohl; wurde aber Anna Boleyn Königin, so war sein Fall gleichfalls gewiss, denn die Partei der Boleyn hasste Wolsey und sann auf seinen Sturz. So war Wolsey gefangen in seinem Fehltritte, aber nach seiner Weise pflichtete er dem König bei, weil er jeden Widerstand für nutzlos hielt, und suchte durch Eifer seinen Widerspruch gegen des Königs Neigung wieder gut zu machen.[1])

Clemens VII.

In nicht minder großer Verlegenheit befand sich der Papst; in die Scheidung der Ehe konnte er nicht willigen, nachdem Julius II. in die Verbindung eingewilligt hatte. Dem König durfte er nicht schroff entgegentreten, denn England verband sich damals mit Frankreich, um den Papst zu befreien. Clemens VII. fehlte, dass er der Politik zulieb sich nicht gleich entschieden für das Recht und gegen die Scheidung aussprach. Er handelte offenbar in der Meinung, das Beste sei, die Sache hinzuziehen, die Zeit werde den König von seinem Liebeswahnsinn schon heilen. Allerdings hatte man den Papst oft gewarnt, der Mangel eines männlichen Thronerben in England werde innere Kämpfe hervorrufen und auch der Kirche schädlich sein, allein mit Recht sagt Ranke: „Das Schwanken Clemens VII. ist sehr erklärlich, sehr menschlich, aber dem Begriffe der Würde, die er bekleidete, entsprach es nicht. Eben darum sollte es einen unabhängigen obersten Priester geben, damit in den Streitigkeiten der Fürsten ohne Ansehen der Person nach Befund der Sache Recht gesprochen werde.“[2])

Karl V.

Die Frage wurde immer verwickelter. Karl V. erklärte: „Kann ich den Schimpf hingehen lassen, mit dem Heinrich VIII. meine Tante durch den Betrieb der Ehescheidung bedroht? Oder die Beleidigung, die er mir angethan, indem er mir zugemuthet, seine Tochter zu heiraten, die er jetzt für einen Bastard erklärt?“ Das Volk in England sprach sich für die Königin aus, insbesondere nahmen die Frauen für sie Partei und die Männer waren gegen die französische Politik Wolseys, — sie war wider die Erinnerungen aus der Vergangenheit, wie gegen die Handelsinteressen in der Gegenwart, denn ein Krieg mit Spanien war zugleich ein Krieg mit den Niederlanden.[3]) Wolsey war durch sein Versprechen, die Ehe mit einer französischen Prinzessin durchzusetzen, gebunden, die Ehescheidung um jeden Preis zu erwirken, und wenn er sie erwirkte, das

[1]) Lingard, l. c. VI, S. 130—150.
[2]) Ranke, l. c. I. S. 177.
[3]) Spillmann, Die englischen Märtyrer. Freib. 1887.

sah er sicher voraus, so heiratete der König nicht die Französin, sondern Anna Boleyn, deren Anhang mit Eifer seine Absetzung betrieb! So war er denn noch mehr als Clemens VII. zwischen Hammer und Amboss. Auf neue dringende Ehegericht. Bitten bewilligte der Papst gerichtliche Untersuchung über die Ehe. Wolsey und Cardinal Campeggio sollten entscheiden. Campeggio reiste sehr langsam, nicht bloß weil er kränklich war, sondern weil man offenbar noch immer der heilenden Kraft der Zeit vertraute. Einen Augenblick schien es auch, als ob diese Schweißkrankheit. Berechnung probehaltig sei. Die Schweißkrankheit brach aus, die im Jahre 1485 schon in England so zahlreiche Opfer gekostet hatte — in London allein zählte man 40.000 Kranke, allein man kannte jetzt eine einfache Art der Heilung. Auch Anna Boleyn erkrankte. Der König dachte jetzt nicht mehr an „die geheime Angelegenheit", er lebte wie früher mit der Königin, er beichtete jeden Tag und empfieng jeden Sonn- und Feiertag das heilige Abendmahl.[1]) Doch als Anna schnell genesen wieder am Hofe erschien, strahlend in der Blüte ihrer Jugend und Schönheit, war ihre Macht über den König stärker als zuvor. Sie that spröde, fesselte aber gerade dadurch den König.

Campeggio kam indes: er muthete der Königin zu, in ein Kloster zu gehen. An streng asketischem Sinn hätte es Katharina nicht gefehlt, sie lebte ganz den Übungen der Frömmigkeit, sie stand schon nach Mitternacht auf, sie beichtete zweimal, sie fastete zweimal in der Woche, sie trug unter dem königlichen Gewand das Kleid des heil. Franciscus. Aber durfte sie durch ihre Nachgiebigkeit das Recht ihres Kindes an den Thron gefährden! Sollte eine Tochter Isabellas zugestehen, dass sie mit Unrecht gesalbt und gekrönt sei? dass sie seit vierundzwanzig Jahren ein Kebsweib und ihre Tochter ein Bastard sei? Sie forderte darum ihr Recht und Rechtsgelehrte aus dem Gebiete Karls V. zu ihrem Beistande.[2])

Auskunftsmittel. Auch ein letztes Auskunftsmittel wollte nichts helfen: der König ließ in Rom anfragen, ob er nicht gleich den alten Patriarchen zwei Frauen zugleich haben könnte, von denen nur eine als Königin öffentlich anerkannt und behandelt wäre? ob der König und die Königin zu gleicher Zeit ins Kloster gehen und der König wieder austreten und heiraten könnte: mit andern Worten, ob der König seine Frau abschütteln könnte.[3]) — Der Papst antwortete den Gesandten: „Er wolle sich dem König in allem gefällig zeigen, was sich mit Ehre und Billigkeit vertrage, aber Heinrich VIII. solle keine offenbare Ungerechtigkeit Der Proceß von ihm verlangen." Am 21. Juni 1529 fand das Gericht über die Königin im Parlamentssaale statt, der König saß rechts neben den beiden Cardinälen, Katharina links. Sie protestierte, namentlich weil die Richter Pfründen innerhalb des Reiches besäßen und sie eine Ausländerin sei; dann kniete sie vor dem König nieder: „Ich rufe Gott zum Zeugen, dass ich immer Euer treues und rechtschaffenes Weib war, dass ich mir beständig zur Pflicht machte, zu thun nach Eurem Gefallen. Ich war jahrelang Eure Gattin und habe Euch viele Kinder geboren. Gott weiß, dass ich eine Jungfrau war, als ich zu Euch kam, und Euer Gewissen muss Euch dasselbe sagen. Gibt es ein Vergehen, das mir zur Last gelegt werden kann, so will ich mich gerne mit Schande bedeckt entfernen; gibt es keines, so bitte ich Euch um Gerechtigkeit."

---

[1]) Lingard, l. c. VI, S. 156—167.
[2]) Ibid. VI, S. 171—176.
[3]) Ibid. VI, S. 165.

Dann verließ die Königin im Hochgefühl ihres Rechtes den Saal. Der Eindruck ihrer Worte war groß. Heinrich VIII. selber musste sagen, sie sei stets eine gehorsame Gattin gewesen; sein Verfahren rühre nicht von Missfallen an ihr, sondern nur von der Zartheit seines Gewissens her. Die Cardinäle jedoch zogen absichtlich die Angelegenheit in die Länge, und am 23. Juli erklärte Campeggio, die Beklagte habe sie als Richter verworfen, die Sache müsse also an den apostolischen Stuhl. Damit war eigentlich erklärt, man habe alle Rücksicht auf den König genommen, seinem Wunsche könne aber nicht willfahrt werden.[1] wird vertagt.

Damit war Wolseys Fall entschieden. Man hatte ihn nicht ohne Grund im Verdacht, dass er den Papst zu diesem Verfahren ermuntert habe. Am 9. October wurde er angeklagt, er habe als Legat das Statut Praemunire[2] von 1393 verletzt, welches jeden Antheil am Versuche, zum Nachtheil an der königlichen Hoheit eine kirchliche Pfründe von Rom aus zu besetzen, mit schweren Strafen bedrohe. Geduldig gab Wolsey die Siegel ab; obschon der König seine Würde als Legat genehmigt hatte, erklärte er doch, er habe gefehlt, wenn auch unwissend, er stelle sich der königlichen Gnade anheim; er überließ sein, auf eine Million Kronen geschätztes, Vermögen dem König, er behielt sich nur sein Erzbisthum York vor, mit andern Worten: er kannte den harten Sinn seines Herrn und wollte ihn durch Nachgiebigkeit versöhnen. Heinrich VIII. ließ ihm auch wieder Zeichen seiner Gunst zukommen, wahrscheinlich weil er den Mann noch brauchte. Als Wolsey in ein Fieber verfiel, schickte er ihm seine Ärzte, sandte ihm Anna ein goldenes Armband — sie lebte damals schon mit dem König. Aber Wolseys Feinde wollten seine Vernichtung. Am 4. November wurde er des Hochverrathes angeklagt, wahrscheinlich auf Grund seiner Briefe an den Papst, von denen man einige durch List und Gewalt abgefangen hatte. Auf dem Wege von seiner Diöcese erkrankte Wolsey tödtlich — der Kummer rieb seine Kräfte schnell auf. Dem Könige ließ er noch sagen, er möge sich alles ins Gedächtnis rufen, was zwischen ihnen vorgefallen, er habe oft vor ihm auf den Knien gelegen und manchmal drei Stunden lang, um ihn von seinen Lüsten abzubringen, aber vergebens, „denn eher werde der König sein halbes Königreich in Gefahr bringen, ehe er seinen Willen in etwas aufgebe. Hätte ich nur Gott so fleißig gedient, wie ich dem König gedient habe, er würde mich nicht verlassen haben in meinen grauen Haaren. Aber das ist der gerechte Lohn dafür, dass ich bei meiner Mühe und bei meinem Nachsinnen nicht meinen Dienst gegen Gott, sondern nur meine Pflicht gegen meinen Fürsten vor Augen hatte.“ — Es ist das wahrste Urtheil, das über Wolsey gefällt werden kann. Er war nicht hochsinnig und sittenrein wie Ximenes, er war kein Herrschergeist, kein Riese an Verstand und Wille wie Richelieu, aber er hielt Heinrichs VIII. wilde Natur doch im Zaume, und der Unterschied zwischen dem, was während seiner Regierung, und dem, was nachher geschah, ist seine beste Lobrede. Wolseys Fall. Wolseys Tod.

Ein verfehlter Versuch war es, dass Heinrich meinte, durch das Urtheil vieler Universitäten gegen die Ehe mit Katharina, die er nur erlangte durch vieles Geld und die Vorspiegelung, ihre Ehe mit Arthur sei schon vollzogen gewesen, könne er einen Druck auf den Papst ausüben.[3] Ebenso verfehlt Universitäten.

[1] Lingard, l. c. VI, S. 121—174, 184.

[2] Über das Statut Praemunire vergl. Spillmann, l. c. S. 15.

[3] Lingard, l. c. VI, S. 191—194. — Bologna, Padua, Ferrara wurden vermocht, zu Gunsten des Königs Gutachten auszustellen, in Deutschland aber keine

war das Angebot an Karl V.: 300.000 Kronen für seine Einwilligung und Rückzahlung von Katharinas Heiratsgut und Zusicherung eines lebenslänglichen entsprechenden Unterhalts. — „Ich bin kein Krämer", sagte Karl, „und werde die Ehre meiner Tante nie verkaufen."

Heinrich wurde trübsinnig: nie würde er sich um die Scheidung beworben haben, hätte man ihm nicht gesagt, sie gehe leicht. Da verlangte ein Crom-well.. Cromwell Audienz beim Könige, entschlossen, wie er erklärte, die Sache zum Biegen oder zum Brechen zu bringen. Er war der Sohn eines Walkmüllers, hatte sich als Soldat und als Kaufmann in Italien herumgetrieben, und die Grundsätze Macchiavellis eingesogen, war dann von Wolsey gehoben und zum Verweser kirchlicher Ländereien gemacht worden. Der rieth jetzt dem Sein Rath. Könige, die deutschen Fürsten nachzuahmen, welche das römische Joch abgeworfen hätten, und sich mit Zustimmung des Parlaments zum Oberhaupt der Kirche seines Reiches zu erklären; übernehme der König die Autorität, die der Papst sich anmaße, so sei die obwaltende Schwierigkeit schnell gehoben, der Clerus werde sich schnell seinem Willen fügen.[1])

Wie lachend war dieser Antrag für Heinrichs Leidenschaft, Herrschsucht und Habgier! Er ernannte Cromwell sogleich zum Mitglied des geheimen Rathes, er ließ sogleich die gesammte Geistlichkeit seines Landes vor den königlichen Gerichtshof vorladen, weil sie in Anerkennung der Gerichtsbarkeit Wolseys an seinem Vergehen theilgenommen hätte. 100.000 Pfund bot der geängstigte Clerus an, es wurde ihm aber die Gnade des Königs nur dann Supre-matie. zugestanden, wenn er denselben als Beschützer und alleiniges Oberhaupt der Kirche und des Clerus von England anerkenne. Der Clerus that dies mit der Clausel „insoweit Christi Gebot es gestatte".[2]) Katharina erhielt den Befehl, das Schloss Windsor zu verlassen, sie that es mit den Worten: „Wohin ich auch gehe, bleibe ich doch seine rechtmäßige Gattin." Clemens VII. forderte den König nach Rom vor: er mahnte ihn, die Königin zurückzurufen und ihre Nebenbuhlerin zu entfernen; das sei er sich selbst schuldig, das werde der Papst als die größte Gunst ansehen, die er je dem römischen Stuhle erwiesen habe.

Jetzt wollte der König schrecken. Er ließ durch Parlamentsbeschluss zu-An-naten. nächst die Annaten abschaffen, welche dem römischen Stuhle im Durch-

---

einzige Universität. Luther schrieb, er würde Heinrich viel eher erlauben, zwei Weiber auf einmal zu haben, als sich von Katharina zu trennen, um eine andere zu heiraten; von Seite Frankreichs wurde der Wunsch Heinrichs VIII. begünstigt, um ihn für immer mit den Kaiser zu verfeinden. Michelet, Réforme, p. 316.

[1]) Für die Geschichte dieser Reformation enthalten viel Material: Burnet, History of the Reformation. — Amos, Observations of the Statuts of the Reformation-Parliament in the Reign of King Henry. London 1859. — Vaughan, Revolutions in English history, III voll. Vol. II: Revolutions in Religion. Lond. 1867.

[2]) Sole and supreme head of the church, as far as is allowed by the law of Christ.

schnitte jährlich 4000 Pfund eintrugen. Von der Geistlichkeit verlangte Heinrich VIII. das Versprechen, nie mehr ohne königliche Genehmigung Satzungen zu entwerfen und zu veröffentlichen. Rom antwortete auf diesen Angriff mit einer öffentlichen Klage, dass Heinrich allem Anstande zum Hohn noch immer mit seiner Buhlerin lebe, und mit der Drohung des Bannes, wenn beide binnen vier Wochen nach Empfang dieses Breves sich nicht voneinander trennten. Vergebens waren die Versuche von Frankreich, eine Versöhnung zwischen Clemens und Heinrich VIII. zu bewirken. Heinrichs Ungestüm übersprang jetzt jede Schranke, und am 25. Januar 1533 vermählte er sich mit Anna Boleyn, aber nur in der Stille.[1] Entscheidung.

Cranmer ward zum Erzbischof von Canterbury ernannt, ein Mann nach Heinrichs Herzen: er hatte zu Gunsten der Scheidung ein Buch geschrieben, für dieselbe eifrig zu Rom gesprochen und an allen Universitäten Europas Gutachten gesammelt, sich dabei auch mit der Tochter Osianders in Tübingen insgeheim vermählt und hatte sie in einem Faß versteckt nach England gebracht. Unbedenklich nahm er desungeachtet jetzt die Würde an, erklärte aber zugleich, dass er durch den Eid des Gehorsams gegen den Papst, den er der Form wegen schwören müsse, sich zu nichts verpflichte, was den Rechten des Königs nachtheilig sei, oder gegen Änderungen, die dieser für die englische Kirche als nützlich erachte. Cranmer war dann auch keck genug, die Scheidung zu vollziehen: die Ehe Katharinas mit Heinrich sei null und nichtig, weil dem göttlichen Gebote zuwider geschlossen und vollzogen, und den König mit allem Ernst zu ermahnen, sich dem Gebote Gottes zu unterwerfen. Zugleich erklärte er die Ehe Heinrichs mit Anna für rechtmäßig und bestätigte sie kraft seiner richterlichen und geistlichen Gewalt. Darauf erfolgte am 1. Juni 1533 Annas Krönung mit ungewöhnlicher Pracht — sie schwelgte im Gefühl des Glückes. Am 7. September 1533 wurde sie von Elisabeth entbunden. Die wahre Königin aber musste sich mit dem Titel einer verwitweten Prinzessin von Wales und einem kleinen Einkommen begnügen, wurde auf ein entferntes Landgut gesandt, nicht bloß von ihren getreuen Dienerinnen, sondern auch von ihrer Tochter getrennt. Einige vornehme Frauen, die laut ihre Missbilligung aussprachen, sandte der König in den Tower. Der Papst aber erklärte schließlich die Ehe Heinrichs mit Katharina für rechtmäßig und giltig, das Verfahren wider sie für ungerecht, und befahl Heinrich nochmals, die rechtmäßige Gattin wieder zu sich zu nehmen.[2] Cranmer. Scheidung. Krönung Annas.

Der König antwortete mit einer Reihe von Beschlüssen, welche das fügsame Parlament nach seiner Eingebung fassen musste: jegliche Appellation nach Rom ward verboten, ein eigenes Gericht sollte über derartige Fälle entscheiden (court of delegates). Ferner sollten die Bischöfe dem Papst nicht mehr zur Bestätigung vorgestellt werden; nur der König sollte bestätigen. Wie alle Zahlungen an die päpstliche Kammer, so sollten auch alle Gnaden und Indulgenzen von Seite Roms aufhören, und solche nur beim Erzbischof Bruch mit Rom.

[1] Lingard, l. c. VI, S. 206—210.
[2] Ibid. VI, S. 215—217, 226—229.

von Canterbury angesucht werden. Damit war die ganze Macht des Papstes über die englische Kirche vernichtet und hatte sich England thatsächlich vom Verbande mit der katholischen Kirche geschieden. Ein anderer Beschluss des Parlamentes erklärte die Ehe mit Anna Boleyn für giltig, erklärte Lästern dieser Ehe für Hochverrath und schloss die Kinder aus der Ehe mit Katharina von der Thronfolge aus.

Verfolgung. Heinrich VIII. betrat jetzt die Bahn der Blutthaten. Jeder Widerspruch erregte seinen Argwohn und seine Leidenschaft. Das erste Opfer seiner Tyrannei war Elisabeth Barton, genannt die Heilige von Kent, eine junge kränkliche Nonne, welche Visionen hatte und ihre Erscheinungen für Winke des Himmels hielt. Viele glaubten an die Weissagungen des Mädchens. Sie hatte geäußert, wenn der König Katharina verstoße, so werde er binnen sieben Monaten sterben und ihm Maria auf dem Throne folgen. Sie ward dafür des Hochverrathes angeklagt und am 21. April 1534 hingerichtet. [1])

Fisher. Dann folgten viel edlere Opfer. Zunächst der Erzieher des Königs, Bischof Fisher von Rochester, den Heinrich früher selber wie einen Vater verehrt und von dem er gerühmt hatte, kein Fürst in Europa besitze einen Prälaten, der an Gelehrsamkeit und Tugend ihm gleichkomme. Fisher hatte sich immer gegen die Verstoßung Katharinas ausgesprochen und war nicht zu bewegen, den neuen Erbfolge-Eid und den Suprematseid zu schwören. [2]) Um Fisher zu retten, ernannte ihn Paul III. zum Cardinal. Zornig erklärte Heinrich: „Der Papst mag ihm einen Cardinalshut senden, aber Fisher soll keinen Kopf mehr haben, um ihn zu tragen", und sandte den siebenundsiebzigjährigen Greis aufs Blutgerüst. Fishers letztes Wort war: „Ich sterbe für den wahren katholischen Glauben, Gott erhalte Königreich und König, und segne diesen mit guten Räthen."

Thomas Morus. Noch größeres Aufsehen erregte der Process gegen Thomas Morus. [3]) Dieser war eine europäische Berühmtheit, einer der gründlichsten Kenner der Werke des classischen Alterthums, aber auch der kirchlichen Literatur, ein selbstständiger, heller Denker und doch wieder von tiefem Glauben an die Wahrheit der Offenbarung beseelt, der gründlichste Kenner des englischen Rechts, früher Advocat, dann Unter-Sherif der Stadt London, nach Wolseys Fall sogar Kanzler von England; in seinem häuslichen wie öffentlichen Leben makellos, beredt, sprühend von Witz, der doch nie verletzte; Geschichtschreiber und zugleich Meister in der Musik, und eine vielseitige, reiche, harmonische und feine Natur.

---

[1]) Gasquet, l. c. I, S. 96—126.

[2]) Fisher warnte im Oberhaus: „Mylords! nehmt Euch und Euer Land inacht! wahrt Eure heilige Mutter, die katholische Kirche! Das Volk wird Neuerungen unterworfen und das Lutherthum verbreitet sich unter uns. Denkt an Deutschland und Böhmen — welches Elend dort zu finden — die brennenden Häuser unserer Nachbarn mögen uns warnen vor dem eigenen Unheil. Widersteht ihr nicht mannhaft diesem Haufen von Unfug, der von den Gemeinen begangen wird, so werdet ihr sehen, wie zuerst die Geistlichkeit, dann ihr selbst herunterkommt." — Aber die Lords hatten nicht den nöthigen Muth.

[3]) Thomae Mori opp. Lovani 1566. — Roper, Vita Mori. Oxoniae 1716. — Vieles enthalten die Briefe des Erasmus. — Campbell, Lives of the lord chiefjustices. — Rudhart, Thomas Morus. Nürnberg 1829. — Walter, Sir Thomas More, his life and times. London 1840.

Seine Schrift „Utopia“,[1]) eine Art eingebildeter Reise und idealer Staatsverfassung, hatte Morus durch ganz Europa Ruhm erworben, nicht bloß wegen der feinen, witzigen Form der Darstellung, sondern wegen ganz neuer Ideen, welche vielfach den sittlichen und politischen Ideen der Gegenwart[2]) entsprechen — eifert doch der Verfasser gegen Todesstrafe[3]) bei Vergehung wider das Eigenthum, gegen Intoleranz, gegen Glaubenszwang, gegen Thierquälerei.[4]) Heinrich war früher stolz auf den Besitz dieses Mannes, er besuchte ihn öfters, gieng stundenlang mit ihm Arm in Arm in seinem Garten herum und gab ihm solche Zeichen der Güte und Herablassung, dass der Schwiegersohn des Morus sein Staunen und seine Freude darüber nicht verbergen konnte. Morus beschwichtigte ihn mit Worten, welche zeigen, wie sehr er den Charakter des Königs kannte, der alle Menschen nur als Werkzeuge seines Willens betrachtete: „Sei überzeugt, er lässt mir den Kopf herunterschlagen, wenn ihm dieser nur ein Schloss in Frankreich eintragt!“ Morus ward mit Fisher verhaftet. Er wollte die Thronfolge-Ordnung beschwören, denn das Parlament habe ein Recht sie zu bestimmen, aber weder den Supremateid leisten, noch die Ehe mit Katharina für ungiltig erklären. Seine guten Gründe, seine Beredsamkeit, seine Unschuld schützten ihn nicht. Eine niederträchtige Verhandlung endete mit der Verurtheilung wegen Hochverraths. Als der König die Strafe desselben aus Gnade in Enthauptung verwandelte, meinte Morus, Gott möge all seine Freunde vor solchen Gnaden schützen. Auch im Gefängnis verließ ihn die sanfte Würde seines Charakters nicht und die heitere Laune und der harmlose Scherz begleiteten ihn bis auf das Blutgerüst. „Sein Tod“, sagt ein Engländer schön, „war wie sein Leben. Da war nichts Neues, nichts Gezwungenes, nichts Geziertes. Er sah in dem Umstand, dass der Kopf vom Rumpf getrennt werden solle, nichts, was in seiner Stimmung einen Wechsel hervorbringen könnte: und da er mit einer festen

---

[1]) De optimo rei publicae statu, deque nova insula Utopia libri II. Lovano 1516. Die erste französische Übersetzung erschien 1550, die letzte von vielen „L'Utopie“ 1812. Die erste englische 1551, die letzte 1838; die erste italienische 1538, die spanische 1636; die erste deutsche Leipzig 1612, die letzte von Hermann Kothe mit einem Vorwort von Öttinger 1846.

[2]) Eine gute Bemerkung über literarisches Treiben in der Gegenwart macht Öttinger: „Unser Zeitalter ist ein rein papiernes. Alle Welt schreibt und mancher, der nicht schreiben kann, übersetzt das, was andere geschrieben haben. Und so kommt es, dass unser deutscher Büchermarkt Jahr aus Jahr ein von einer Sündflut übersetzter Schriften überschwemmt wird, deren Masse sich zu jener unserer Originalproduction wie neun zu eins verhält. Zum Glück aber ist der größte Theil dieser Übersetzungen ephemerer Schund, der heute geboren, morgen schon verwest ist. Aber desungeachtet werden von jedem mittelmäßigen Romane, der in Frankreich, England und Schweden auftaucht, oft zwei, fünf und zehn Übersetzungen zu gleicher Zeit gemacht, während manches tiefgedachte Werk gediegener Wissenschaft, das im Auslande erscheint, bei uns kaum dem Namen nach bekannt wird. Das ist traurig, aber leider nur allzu wahr.“ Darum meint Öttinger, man müsse die „Utopia“ aus dem Staube leichtsinniger Vergessenheit hervorziehen. Der Engländer Cayley rühmt an ihr die fesselnde Schreibart, die Reinheit des Stils, die Feinheit der Satire, den Freimuth und die Männlichkeit der Ansichten, die ihr in jedem Zeitalter zum Ruhme gereiche. — Hallam meint, das Zeitalter des Thomas Morus könne stolz sein auf dieses geniale Werk. (Introduction to the literature of Europe.) — Es ist das würdigste Gegenstück zu Platos Büchern „Über die Republik“.

[3]) Der berühmte Criminalist Böhmer sagt in seinem „Handbuch der Literatur des Criminalrechts“: „Eine neue Übersetzung hat unsere Literatur mit einem interessanten Actenstücke zur Geschichte der Rechtsphilosophie jenes Zeitalters bereichert und wird selbst bei neuen Criminalgesetzgebungen mit Nutzen angewendet werden können.

[4]) Misprision of treason.

Hoffnung auf Unsterblichkeit in den Tod gieng, so hielt er einen ungewöhnlichen Grad von Trauer und Niedergeschlagenheit für unpassend, die ihm weder Furcht, noch Schrecken einflößte. Sieben Jahre, erklärte Morus während des Processes, habe er die Frage des Königs wegen der Ehescheidung studiert und müsse die Ehe mit Katharina für giltig halten. Dem Einwand, dass englische Bischöfe, Doctoren, Lords und Gemeine für den König seien, hielt er die Hunderte heiliger Bischöfe auf katholischer Seite und die Übereinstimmung der ganzen Christenheit seit tausend Jahren entgegen. Als Morus zum Todesstreich niederkniete, sagte er zum Scharfrichter: „Mein Bart hat dem König nichts zu leide gethan, den will ich in Sicherheit bringen.“ [1]) — Sein Haupt wurde auf der östlichen Brücke von London aufgestellt, die liebevolle Tochter aber, Margaretha, wusste es in ihre Gewalt zu bringen, bewahrte es ihr Leben lang als heilige Reliquie, und ließ es sich im Arm mit ins Grab legen. Erasmus nennt sie die Zierde Britanniens. Ein Schrei des Entsetzens tönte über die Hinrichtung dieses Mannes durch ganz Europa.[2]) Karl V. sagte zum englischen Gesandten: „Wäre ich der Herr eines so treuen und weisen Dieners gewesen, lieber hätte ich die beste Stadt in meinem Reiche verloren, als solch einen Rathgeber aufgeopfert.“ [3])

Margaretha Morus.

Supremate.

Heinrich hatte also sein Ziel erreicht, Anna war seine Gattin, Katharina war entfernt, er selber war Oberhaupt der englischen Kirche, Herr auch über die Gewissen seiner Unterthanen. Cromwell wurde zum königlichen Viceregenten und Generalvicar ernannt und gieng sogar dem Erzbischof von Canterbury voran. Die Befugnisse aller geistlichen Behörden wurden im September 1535 einen Monat lang suspendiert, alle mussten um ihre Wiedereinsetzung bitten und erhielten dann ihre Bestallung im Namen des Königs. Heinrich brauchte Geld, Cromwell schlug ihm Einziehung des Kirchengutes vor. Man gieng aber sachte voran, um das Oberhaus nicht zu reizen. Zunächst wurden nur 300 kleine Klöster aufgehoben, was der Krone ein Jahreseinkommen von 32.000 Pfund und einen Barbetrag von 100.000 Pfund eintrug.

Kirchenraub.

Die kleinen Klöster.

Die Mönche, die in ihrem Orden bleiben wollten, wurden in größere Klöster vertheilt, die anderen sollten nach ihren Fähigkeiten verwendet werden; den Nonnen ward beim Austritt aus dem Kloster nur ein Rock geschenkt und im Namen des Königs der Befehl gegeben, sie sollten sich durch eigenen Fleiß und fremde Barmherzigkeit erhalten. Während die Reformation so mit Raub begann, starb Katharina. Seelenleiden hatten ihre Gesundheit untergraben, namentlich glaubte sie, Morus und Fisher hätten bloß ihretwegen das Leben verloren. Ihr letzter Wunsch, ihre Tochter Maria noch zu sehen, wurde ihr nicht gewährt. Man hatte Maria von ihr getrennt, damit sie die Grundsätze der Mutter nicht ein-

Tod Katharinas.

---

[1]) Sein Leben verfasste sein Schwiegersohn: „Vita Thomae Mori, Lond. 1626. Die beste Arbeit ist von Rudhart und Mackintosh, „The life of Sir Thas Morus“, London 1844. In einem schönen Roman behandelt dasselbe die Prinzessin von Craon, Paris 1833.

[2]) Zwei Oratorien von Neri 1688 und Orlandi behandelten sein Leben melodramatisch. Eine Tragödie verfasste 1682 Puget de la Serre; in neuerer Zeit schrieb Dramen darüber Silvio Pellico und Oskar von Redwitz.

[3]) Erasmus verglich diese Hinrichtung mit der des Seneca durch Nero.

sauge. Sterbend dictierte sie noch einen rührenden Brief an ihren Gemahl, worin sie ihm alles Unrecht, das er ihr angethan, vergab und ihn bat, an sein Seelenheil zu denken, seine Tochter Maria zu schützen und ihre Dienerinnen nicht zu verlassen. Heinrich weinte, als er den Brief las. Er schickte ihr fröhliche Botschaft, aber die Königin war schon eine Leiche, 8. Jänner 1536, als der Bote eintraf.[1])

Fall Anna Boleyns.

Der ganze Hof mußte Trauer anlegen. Anna Boleyn aber kleidete sich in gelbe Seide, denn jetzt erst sei sie wahre Königin und habe keine Nebenbuhlerin mehr; — sie täuschte sich — der König hatte schon sein Auge auf ihr Hoffräulein Johanna Seymour geworfen. Es kam zwischen beiden zu harten Worten. Am 2. Mai 1536 wurde Anna wegen ehelicher Untreue gegen den König verhaftet. Sie schien den Verstand zu verlieren: bald zerfloss sie in Thränen, bald brach sie in unmäßiges Gelächter aus. Die Processacten sind nicht mehr vorhanden, wahrscheinlich zur Zeit der Regierung ihrer Tochter Elisabeth vernichtet worden. Es war unter Heinrich ein Verbrechen, nicht an ihre Schuld zu glauben, es war unter Elisabeth ein Verbrechen, ihre Unschuld zu bezweifeln. Gewiss ist, dass Heinrich selber fest an ihre Schuld glaubte, und dass er sie jetzt umso leidenschaftlicher hasste, je mehr er gewagt hatte, um in ihren Besitz zu gelangen. Von den Fünfen, die als ihre Verführer angeklagt waren, hat einer ein vollständiges Bekenntnis seiner Schuld abgelegt; sie wurden insgesammt hingerichtet, auch ihr Bruder. Lingard, der alle Angaben über Anna aus jenen Tagen genau abgewogen hat, bemerkt: „So viel geht aus ihnen hervor, dass Anna sich unbesonnen betragen und ihren hohen Rang so weit vergessen hat, dass sie mit ihrer männlichen Dienerschaft vertraulich umgieng, ja dass sie schwach genug gewesen, ihre Liebesgeständnisse anzuhören; ob sie aber hiebei stehen blieb oder sich durch die sinnliche Begierde hinreißen ließ, ist eine Frage, die wahrscheinlich nie entschieden werden kann."

Heinrich wollte Anna nicht bloß tödten, sondern auch entehren, und der Erzbischof Cranmer ließ sich herbei, „Gott allein vor Augen habend", die von ihm früher eingesegnete Ehe für null und nichtig zu erklären. Damit war Elisabeth, Annas Tochter, für unehelich erklärt wie Maria. Am Tage vor ihrer Enthauptung kniete Anna vor Lady Kyngston nieder und bat sie, in ihrem Namen zur Prinzessin Maria zu gehen und ebenso vor ihr zu knien und sie zu bitten, einer unglücklichen Frau das viele Unrecht zu verzeihen, das sie ihr angethan. Anna Boleyn wurde am 19. Mai 1536 enthauptet. Der König trug sich, um seine Verachtung für sie an den Tag zu legen, an diesem Tage weiß. Am nächsten Morgen vermählte er sich mit Johanna Seymour, und ließ durch das Parlament die letzte Thronfolge-Ordnung widerrufen und den Kindern aus der neuen Ehe zuerkennen.[2])

Hinrichtung.

Johanna Seymour.

Die katholische Religion war Jahrhunderte lang aufs innigste mit dem englischen Volk verwachsen — was Wunder, wenn es von den Reformen des Königs nichts wissen wollte, wenn es mit Entrüstung die verjagten Mönche von Haus zu Haus ihr Brot betteln sah! In Lincolnshire erhob sich das Volk zuerst für die alte Religion, October 1536. Der königliche Befehlshaber des Nordens sah sich genöthigt, zu unterhandeln. Noch bedeutender war die

Aufstände.

[1]) Lingard, l. c. VI, S. 255—276.

[2]) Zimmermann, Maria die Katholische. — Froude, Hist. of England, vol. II, p. 610—654.

sogenannte Wallfahrt der Gnade,[1]) so hieß der Aufstand, weil man auf den Fahnen Christus am Kreuz und den Kelch sammt der Hostie sah; er dehnte sich von der schottischen Grenze bis zum Humber aus, allenthalben wurden die vertriebenen Mönche wieder in ihre Klöster eingesetzt und die Kampffähigen gezwungen, für den alten Glauben in Waffen mitzuziehen. Bald stand der Anführer, ein Edelmann Robert Aske, an der Spitze von 30.000 Mann. Die Regierung hatte kein Heer entgegenzustellen, sie unterhandelte, bis sie Spaltungen unter den Aufständischen erwirkt und Kriegsmacht gesammelt hatte. Dann wurden die Anführer gefangen und hingerichtet, nachdem ihr Versuch, Hull und Carlisle zu überrumpeln, misslungen war.[2])

Die großen Klöster.

Der Sieg beschleunigte die Vernichtung des Alten. Jetzt gieng es an die Aufhebung der großen Klöster. Man stiftete Parteiungen unter den Mönchen an, man durchsuchte die Bibliotheken, um Beweise der Untreue und des Hochverrathes zu finden.[3]) Am 13. Mai 1539 gieng im Parlamente eine Bill durch, welche alles bewegliche und unbewegliche Vermögen der Krone zusprach. Im Frühjahr 1540 war die Aufhebung der Klöster vollendet. Ein ungeheures Vermögen, die Kirche in England hatte vielleicht ein Viertel des gesammten Grundbesitzes, war in die Hände des Königs gekommen; dennoch war in kurzer Zeit sein Schatz leer. Schnell war alles verschleudert, es war kein Glück in dem neuen Besitz.

Die Reformation in England hatte noch immer keinen dogmatischen Inhalt. Sie hatte ihren Ursprung in der Leidenschaft des Königs, ihr Wesen bestand bisher im Losreißen von Rom, in der Scheidung von der Königin und in der Verfolgung einiger wackeren Männer, die muthig für den alten Glauben eingetreten waren, und in Einziehung des Kirchenvermögens. Über das eigentliche Bekenntnis der Neuerung war noch nichts festgesetzt. Eine Cranmer. Partei der Hoftheologen, an ihrer Spitze Cranmer, war im Herzen für die Ansichten Luthers, die andere, an ihrer Spitze Gardiner, hieng an den katholischen Dogmen. 1535 näherte sich der König den deutschen Reformatoren und lud Melanchthon nach London ein.[4]) Luther aber überredete den Kurfürsten, ihn nicht aus dem Lande zu lassen. Nun kamen Abgesandte des Königs nach Schmalkalden, um einen Bund gegen den Papst und den Kaiser zu schließen. Die deutschen Fürsten versprachen, Heinrich als Oberhaupt ihres Bundes anzuerkennen, wenn er ihr Glaubensbekenntnis annehme und 100.000 Gardiner. Kronen herschieße. Gardiner rieth dem König davon ab: ob er darum mit dem Papst gebrochen habe, um nur die Knechtschaft zu wechseln und den Nacken in das Joch der deutschen Theologen zu beugen? Nun versprach der

[1]) The pilgrimage of grace.
[2]) Lingard, l. c VI, S. 273—284.
[3]) Wie Cardinal Wolsey selber, um dem König Mittel für seine verschwenderische Hofhaltung zu schaffen, eine Menge Klöster aufhob, ist aus Gasquet, l. c. I, S. 65—96 zu ersehen.
[4]) Lingard, l. c. VI, S. 297—300.

König Geld unter gewissen Bedingungen, verlangte aber, dass eine Abordnung deutscher Theologen nach London komme, um gemeinschaftlich die Grundlagen einer gänzlichen Reformation festzusetzen. Schon wollten mehrere deutsche Reformatoren abreisen, als die Kunde von der Hinrichtung der Anna Boleyn, welche am Hofe die Vertreterin der lutherischen Ansichten war, sie abschreckte. Als Oberhaupt der Kirche verfasste nun Heinrich selber mit Hilfe seiner Theologen ein Buch der Artikel, die dem Volk in den Kirchen vorgelesen werden mussten. Das apostolische, nikänische und athanasische Glaubensbekenntnis ist nach diesen zur Seligkeit nothwendig. Es gibt nur drei Hauptsacramente, das der Taufe, der Buße und des Altars, als Mittel zur Rechtfertigung vor Gott. Der Gebrauch der Bilder, die Verehrung der Heiligen und die Bewerbung um ihre Fürbitte seien nützlich und müssten beibehalten werden. Auf Grundlage dieser Artikel ließ dann der König den gottseligen und frommen Unterricht für die Christen ausarbeiten.[1]) Er spricht allen, die außerhalb der katholischen Kirche stehen, die Seligkeit ab und leugnet doch die Oberhoheit des Papstes, predigt dabei den passiven Gehorsam gegen den König: nie dürfe man das Schwert gegen den König ziehen, das einzige Mittel gegen Unterdrückung sei, Gott zu bitten, dass er das Herz des Königs ändere, der König sei nur Gott verantwortlich. Die alte Kirche hatte die Freiheit gebracht, ein Erzbischof von Canterbury hatte die Magna Charta verfasst, die neue Lehre predigte den Grundsatz der Knechtschaft. Dass gewisse Feiertage aufgehoben, dass Reliquien vernichtet, große kirchliche Kunstwerke zerschlagen wurden, ist leicht begreiflich.

Anglikanische Glaubenslehre.

Statut der sechs Artikel.

Tollhäuslerisch ist jedoch das Vorgehen gegen das Andenken des Thomas Becket, bloß aus Furcht, sein Beispiel möchte manchen reizen, sich der geistlichen Autorität des Königs zu widersetzen. Thomas Becket ward am 24. April 1538 förmlich aufgefordert, vor Gericht zu erscheinen und sich zu verantworten. Als der Heilige nach dreißig Tagen noch immer nicht sein Grab verlassen wollte, in dem er seit dritthalb Jahrhunderten ruhte, gab ihm der König aus Gnade einen Vertheidiger, das Gericht war zu Westminster. Thomas wurde der Empörung, Halsstarrigkeit und Verrätherei schuldig befunden, seine Gebeine wurden verbrannt, die Kostbarkeiten an seinem Grabe für die königliche Schatzkammer eingezogen und allen Unterthanen im Auftrag des Königs verkündet: Thomas sei kein Heiliger, sondern ein Rebell und Hochverräther, und darum seien Name und Gedächtnis und alle Bilder von ihm zu vernichten.[2]) — Cranmer veranstalte eine englische Ausgabe der Bibel, die in jeder Kirche aufliegen musste, doch sei das Lesen derselben kein an und für sich den Unterthanen zustehendes Recht, sondern nur eine durch des Königs Güte ertheilte Gunst.

Becket.

Bibel.

Den Vorwurf, dass er nicht rechtgläubig sei, suchte der König durch Verfolgung Andersgläubiger zu entkräften, denn er nannte sich ja Beschützer des Glaubens. Der Kanzler, die Kronbeamten mussten schwören, mit allem Fleiße

[1]) The godly and pious institutions of a christened man.
[2]) Lingard, l. c. VI, S. 301—306.

Verfolgung. sämmtliche Irrthümer auszurotten. Tindals Bibel-Übersetzung ward als irrig und verleumderisch verdammt. Lollarden, Wiedertäufer, Lutheraner erlagen gleichmäßig der Verfolgung und endeten in den Flammen. Ein gewisser Lambert appellierte vom Erzbischof an das Oberhaupt der Kirche selber und Heinrich saß als Oberhaupt des reinen Glaubens, in weiße Seide gekleidet, zu Gericht. Rechts von ihm standen Bischöfe und die Richter, links von ihm die weltlichen Pairs und die Hofbeamten. — Lambert hatte mit acht Gründen den Glauben an die wahrhafte Gegenwart Jesu Christi im Abendmahl angegriffen. Der König widerlegte in langer Rede den ersten Grund, sieben Bischöfe nach ihm die sieben andern Gründe. Lambert war ganz verblüfft. „Bist du nun zufrieden?" fragte ihn der König, „willst du leben oder sterben?" — „Ich stelle mich ganz der Gnade des Königs anheim", antwortete Lambert. — „Dann mußt du sterben," erwiderte der König, „denn ich will kein Beschützer von Ketzern
Bann. sein." — Das hielt jedoch Papst Paul III. nicht ab, 1538 den Bann über Heinrich auszusprechen. Karl und Franz versprachen dem Papst, sofort allen Verkehr mit Heinrich abzubrechen, auch ihren Unterthanen den Verkehr mit Heinrichs Kaufleuten streng zu untersagen.

Cardinal Pole. Der Tyrann nahm eine schmähliche Rache dafür an den Verwandten des Cardinals Pole.[1]) Dieser war der Sohn der Margaretha Plantagenet, der Tochter des Herzogs von Clarence, ein Verwandter des Königs, ein junger Mann von hohem Talent, glänzenden Kenntnissen, edlen Sitten. Er hatte seine Studien in Italien und Paris gemacht, nach seiner Rückkehr hatte ihm der König das Erzbisthum York angeboten, wenn er sich für die Scheidung ausspreche. Der junge Pole hatte mit zitternder Stimme und unter Thränen, jedoch mit entscheidenden Gründen erklärt, daß er die Ansicht seines Königs und Wohlthäters nicht theilen könne. Zornig wendete ihm der König den Rücken, erklärte aber, wäre er nur mit ihm einverstanden, so wollte er ihn mehr lieben, als irgend einen Mann im Reiche; er entzog ihm die Unterstützung nicht und erlaubte ihm, seine Studien im Auslande fortzusetzen. 1535 ernannte ihn der Papst zum Cardinal, 1537 sollte er einen Versuch machen, den König zur Umkehr zu bewegen. Jetzt fieng Heinrich an, ihn tödtlich zu hassen, er verlangte von Frankreich Poles Auslieferung, er setzte einen Preis von 50.000 Kronen auf seinen Kopf, er erklärte ihn für einen Hochverräther — es war dies zur Zeit, als der Aufstand im Norden der Regierung ernste Verlegenheit bereitete und man dem Aufenthalt Poles in Flandern die Absicht unterlegte, Verbindungen mit den Aufständischen anzuknüpfen und ihre Häupter mit Geld zu versehen. Nicht nur die Mutter, auch die Brüder und Verwandten Poles wurden 1538 verhaftet. Es konnte ihnen keine Untreue nachgewiesen werden, desungeachtet wurden sie zum Tode verurtheilt, Poles Mutter anfangs noch im Gefängnis verwahrt, später aber auch für sie der Befehl zur Hinrichtung gegeben. Ihre Unschuld war so unverkennbar, daß Cromwell die Richter fragen mußte, ob nicht jemand, der des Verrathes angeklagt sei, ohne vorhergegangenem Proceß oder Bekenntnis verurtheilt werden könne. Die Richter verneinten es, erklärten aber, das Parlament sei das oberste Gericht und eine Verurtheilung des Parlaments sei rechtskräftig. Sofort wurde ihr Name mit mehreren anderen in eine Verurtheilungsbill eingereiht und am 27. Mai 1541 bestieg die letzte Planta-

[1]) Beccadelli, Vita Poli Cardinalis. Venet. 1553. — Quirini gab (Brescia 1744—1757) in fünf Bänden seine Briefe heraus, im ersten Bande das Leben Poles.

genet das Schaffot. Sie war zweiundsiebzig Jahre alt und behauptete ihre Würde bis zum letzten Augenblick. Als man ihr sagte, sie solle das Haupt auf den Block legen, erwiderte sie stolz: „Das mögen Verräther thun, das bin ich nicht. Wollt ihr meinen Kopf haben, so müsst ihr ihn nehmen, wie ihr könnt.“ — Jetzt riss man sie an den Haaren, in der Angst schlug der Henker mehrmals fehl, bis er ihr endlich den tödtlichen Streich versetzte. Ihr letztes Wort war: „Selig sind diejenigen, welche um der Gerechtigkeit willen Verfolgung leiden.“ [1] Die letzte Plantagenet.

Von neuem wollte der König zeigen, dass er der Vertheidiger des wahren Glaubens sei, und so entstand das Statut der sechs Artikel, 1539, bei denen der König sich selbst in die Debatten des Oberhauses mischte. Natürlich erklärten sich Cranmer und seine Anhänger, obschon insgeheim lauter Gegner der sechs Artikel, für überwunden durch des Königs Geist und Gründe. Die sechs Artikel lauten: 1. Beim Abendmahl sei der wahre Leib Christi unter der Form und ohne die Substanz von Brot und Wein wahrhaft gegenwärtig. 2. Die Communion unter beiderlei Gestalten sei nicht nothwendig zur Seligkeit. 3. Nach dem Gesetz Gottes dürfe ein Priester nicht heiraten. 4. Die Keuschheits-Gelübde müssen beobachtet werden. 5. Die Seelenmessen seien beizubehalten. 6. Die Ohrenbeicht sei nützlich und nothwendig. Die sechs Artikel.

Wie war Cranmer in Angst! Er, der Primas von England, hatte ja Frau und Kinder. Mit der größten Eile und Heimlichkeit schickte er sie nach Deutschland zurück. Das Parlament war ganz sclavisch; erklärte es doch in demselben Jahr, der König könne mit Zuziehung seines Rathes Proclamationen erlassen, welche dieselbe Wirksamkeit haben, wie Parlamentsbeschlüsse; erklärte es doch, als ihm der König seine dritte Vermählung, gleichsam wie ein Verdienst um sein Volk, meldete, er sei ein Salomon in Weisheit, ein Simson in Stärke, ein Absolon in Schönheit. Das Parlament.

1537 schritt der König schon zur vierten Ehe. Johanna Seymour gebar ihm am 12. October einen Sohn, den nachmaligen Eduard VI., und starb zwei Tage darauf. Alsbald warb Heinrich um eine neue Frau. Die Herzogin von Longueville schlug seine Hand aus. Jetzt ließ sich der König Bildnisse schöner Fürstentöchter bringen und wählte nach einem Gemälde von Holbein Anna, die Tochter des Herzogs von Cleve. Cromwell betrieb diese Verbindung, denn ihre Schwester war die Gemahlin Johann Friedrichs von Sachsen; er hoffte, sie würde für lutherische Ideen am Hofe wirken. Am 31. December landete Anna in Dover. Heinrich ritt ihr verkleidet entgegen, „um seiner Liebe Nahrung zu geben“, aber erschrak, als er sie sah. Sie war zwar schlank und hochgewachsen, was ihm gleichbedeutend mit schön war, aber ihre regelmäßigen Züge waren ausdruckslos, ihr Anstand erschien ihm schlecht, er nannte sie eine dicke flandrische Stute. Sie beugte das Knie vor ihm, er hob sie auf und küsste sie, reichte ihr aber nicht die Geschenke, die er mitgebracht hatte. In Greenwich hielt er Rath, wie die Ehe rückgängig zu machen sei: „Gibt es keinen Ausweg, dass ich wider Willen meinen Kopf in die Schlinge stecken muss?“ — Cromwell warnte ihn Anna von Cleve.

[1] Lingard, l. c. VI, S. 316–326. — Spillmann, Die englischen Märtyrer unter Heinrich VIII. Freiburg 1887. S. 148–156.

sehr, die deutschen Fürsten zu verletzen. Einige Zeit lebte der König mit Anna, aber widerwillig: sie sprach nur deutsch und er nur englisch und französisch; sie konnte nur lesen, schreiben und nähen, nicht französisch tanzen, nicht singen und kein Instrument spielen,[1]) während der König ein leidenschaftlicher Freund der Musik war.

Crom-wells Sturz.

Cromwell hatte die Ehe betrieben, jetzt fiel er. Am 10. Juni 1540 wurde er mitten im Rathsaal verhaftet wegen Hochverraths und nach demselben Gesetz, ohne dass man ihm sein Vergehen bewiesen, vom Parlament verurtheilt und am 29. Juni hingerichtet. Der Adel hasste den Emporkömmling, die Katholiken sahen seinen Tod als Strafe für seine Vergehen gegen die Kirche an. Am schwersten wog beim König Cromwells geheime Correspondenz mit den deutschen Fürsten, weil er darin sein Vertrauen an Fremde verrathen hatte. Jetzt ward auch Anna vom König geschieden. Cranmer legte die Sache der Convocation vor und die charakterlosen Geistlichen beschlossen die Scheidung, weil der König erklärte, er sei durch übertriebene Schilderung von Annas Schönheit getäuscht worden, er habe sie nur aus Staatsrücksichten geheiratet, aber nie mit jenem innerlichen Willen, welcher eigentlich dem Vertrage Kraft gebe. Lords und Gemeine erhoben den Beschluss der Convocation zum Gesetz. Anna war froh, auf gute Weise vom König loszukommen: — sie erhielt einen Jahresgehalt von 3000 Pfund, einen eigenen Palast und den Titel Adoptivschwester des Königs und lebte, allgemein beliebt, bis 1557.[2])

Katharina Howard.

Wenige Tage nach der Scheidung vermählte sich der König mit Katharina Howard, einer Nichte des Herzogs von Norfolk. Sie war zwar klein, aber von seltener Schönheit, und durch einen Schein von Reinheit und jungfräulichem Wesen gewann sie das Herz des Königs, dass er stärker in sie verliebt schien, als in alle andern. „Aber seit einmal die Heiligkeit der Ehe gebrochen war, wurde die Stelle einer Gemahlin des Königs gleichsam zurücknehmbar. Die Fractionen, die einander entgegenstunden, suchten die zu stürzen, die ihnen unbequem wurde." Die Howard war aus einer katholischen Familie, die Lutheraner wussten ihr Unzüchtigkeit vor ihrer Vermählung mit Heinrich nachzuweisen. Sie gestand es selber ein, behauptete aber, seit sie Königin war, habe sie nie gefehlt. Das Parlament richtete. Katharina, ihr früherer Liebhaber und ein Hofcavalier wurden verurtheilt und hingerichtet, zugleich verordnet, jedes Frauenzimmer, so auf dem Punkte stehe, den König oder einen seiner Nachfolger zu heiraten, und keine Jungfrau sei, solle ihre Schande offenbaren, sonst verfalle sie der Strafe des Hochverrathes.[3])

Katharina Parr.

Jetzt wollte kein Mädchen mehr die Gemahlin des neuen Blaubarts werden. Heinrich heiratete 1542 eine schöne Witwe, Katharina Parr, Es war im gleichen Jahre, da das Bibellesen beschränkt wurde: nur Lords und Edelleute durften sie im Kreis der Familie lesen, jeder andere Mensch, der das heilige Buch aufschlug, wurde mit einmonatlichem Gefängnis gestraft. Die religiöse Nahrung mussten die Unterthanen aus dem sogenannten Königs-

[1]) Wotton schreibt: „For they take it there in Germany for a rebuke and an occasion of lightenesse, that great ladies should be learned or have any knowledge of music."

[2]) Lingard, l. c. VI, S. 330—331.

[3]) Ibid. VI, 345—347.

buch[1]) oder der nothwendigen Lehre und Gelahrtheit für jeden Christen[2]) schöpfen. Je älter der König, umso grimmiger wurde er. Katholiken und Protestanten wurden paarweise zusammengebunden und zur Hinrichtung geschleift und die Katholiken als Verräther gehenkt und geviertheilt, weil sie die Oberhoheit des Königs über die englische Kirche nicht anerkannten, die Protestanten als Ketzer verbrannt, weil sie den päpstlichen Glauben verwarfen.

Selbst die Königin war nahe daran, den Kopf zu verlieren, weil sie, wahrscheinlich durch das Zureden der Prediger gereizt, lutherische Bücher las und die Aussprüche ihres Gemahls, der englischer Papst war, bestritt. Widerspruch konnte Heinrich VIII. nicht vertragen. Er gab Befehl, eine Anklage gegen Katharina aufzusetzen. Als sie dies vernahm, verfiel sie in Krämpfe und erfüllte den Palast mit ihrem Jammergeschrei. Heinrich ließ sich in ihr Zimmer tragen, um sie zu trösten: „Käthe, du bist ein Doctor!“ — „Nein,“ sagte sie, „Herr, ich wünschte nur, Euch in Euren Mühen durch eine Disputation zu zerstreuen, darin Ihr Euch so sehr ausgezeichnet.“ — „Ist's so, süß Liebchen, dann sind wir wieder gute Freunde.“ — Als der Kanzler am andern Morgen die Königin verhaften wollte, schalt ihn der König eine Bestie. Der Reformator Englands hatte sich den Tafelfreuden in solchem Maße ergeben, dass er unförmlich dick wurde: seine Füße trugen ihn nicht mehr, er musste in einem Rollsessel von einem Zimmer ins andere geschoben werden; er konnte nicht mehr schreiben, drei Kronbeamte mussten seinen Namen in seiner Gegenwart nachzeichnen; er litt an einem ekelhaften Geschwür an einem Bein. Am 28. Januar 1547 endete dieser blutgierigste und gewaltthätigste Herrscher Englands, dieser Henker im Purpurmantel.[3]) Tod Heinrichs VIII.

Die Folgen seines Treibens gestand Heinrich VIII. in seiner letzten Rede im Parlament selber ein: „Ich höre mit großem Leidwesen, wie achtungslos das Wort Gottes in allen Wirts- und Bierhäusern bestritten, gereimt, gesungen und geklimpert wird, seinem wahren Sinn und seiner Lehre zuwider; und ebenso betrübt bin ich auch darüber, dass dessen Lehrer so kaltsinnig und nachlässig handeln, denn das weiß ich gewiss, dass die christliche Lehre nie schwächer, noch ein tugendhaftes und gottseliges Leben weniger unter euch im Schwung war und dass niemals Christen weniger Gott dienten; — deshalb liebt euch untereinander als Brüder und liebt und fürchtet und dienet Gott, wozu ich euch, euer Oberhaupt und souveräner Herr, ermahne.“ Es war eine merkwürdige Liebe, die dieser Mann predigte, der während seiner achtunddreißigjährigen Regierung 2 Königinnen, 2 Cardinäle, 2 Erzbischöfe, 18 Bischöfe, 13 Äbte, 500 Mönche, 18 Doctoren der Theologie und des Rechts, 12 Herzoge und Grafen, 164 Edelleute, 124 Bürger, 110 Weiber hat hinrichten lassen. Wir folgen seinem Lebensgang wohl mit Grauen, nie mit Bewunde- Steigende Verwilderung.

---

[1]) The kings book. — Spillmann, l. c. S. 157—168.
[2]) A necessary doctrine and erudition for any christened man.
[3]) Lingard, l. c. VI, S. 387—389.

rung.[1]) So ungeheure Summen er auch eingezogen hatte, alle Cassen waren erschöpft, ein unsichtbarer Abgrund schien alles zu verschlingen. Ungeheure Steuern wurden genehmigt und erhoben, Darlehen erzwungen und zuletzt sprach das Parlament ihm alles eigenthümlich zu, was er von seinen Unterthanen geborgt hätte. Wehe dem, der sich weigerte, ein freiwilliges Geschenk zu geben! Die Münzen wurden verschlechtert, schon im sechsundzwanzigsten Jahre seiner Regierung wurde verrechnet, dass alle seine Vorfahren zusammen nie so viel behoben, als Heinrich VIII. allein.[2]) —

Eduard VI. 1547—1553.

Testament. Kurz vor seinem Tode hatte Heinrich VIII. noch ein Testament abgefasst, welches seinen Sohn Eduard (geboren 12. October 1537) zum Nachfolger ernannte; da er aber erst neun Jahre und vier Monate alt war, so sollte ein Regentschaftsrath die Autorität der Krone ausüben, bis Eduard das achtzehnte Jahr zurückgelegt habe.

Regentschaftsrath. Obenan im Verzeichnis der sechzehn Männer stand der Name Cranmers und dann kamen lauter Namen von Emporkömmlingen, die erst Heinrich VIII. zu Ämtern und Würden erhoben hatte, oder die während der letzten Krankheit Zutritt zum König hatten. Es waren Männer, die insgeheim für ein weiteres Vorgehen der Reformation Englands waren, öffentlich aber bisher den Grundsätzen des Königs gehuldigt — und gelegentlich Andersdenkende verfolgt hatten. Schon am 31. Januar 1547 wurde die letztwillige Anordnung Heinrichs VIII., Hertford. wonach alle Sechzehn gleiche Macht hatten, geändert, und der Graf Hertford zum Obersthofmeister seiner Majestät, zum Lordprotector aller seiner Reiche und zum Generallieutenant aller seiner Armeen ernannt und zugleich zum Herzog Somerset. von Somerset erhoben. Der Kanzler Wriothesley, welcher gegen diese Verletzung des Testaments auftrat, gab durch einen Fehlgriff Anlass, ihn seiner Stelle zu entheben. Somerset regierte einige Zeit hindurch mit der Macht eines Königs, seine Amtsgenossen gewann er durch Schenkungen, von denen es hieß, der verstorbene König hätte sie den Betreffenden noch zuweisen wollen.

Am 20. Februar ward Eduard VI. gekrönt. Der höfische Cranmer sagte ihm dabei: was er soeben versprochen, könne sein Herrscherrecht nicht beeinträchtigen — eine Theorie, die fortan in England eine große Rolle spielen

[1]) Ranke charakterisiert ihn („Englische Geschichte", I, S. 223): „In Heinrich VIII. bemerkt man keine freie Hingebung, keinen Schwung der Seele, keine wirkliche Theilnahme an einem lebenden Menschen: sie sind ihm alle Werkzeuge, die er gebraucht und wieder zerbricht; aber eine praktische Intelligenz ohne gleichen, eine den allgemeinen Interessen zugewandte kraftvolle Thätigkeit; er verbindet Beweglichkeit der Absichten mit einem jeder Zeit festen Willen. In neuerer Zeit ist Froude („History of England from the fall of Wolsey to the death of Elisabeth") bemüht gewesen, diesen Tyrannen zu vergöttern. Vergl. dagegen Pauli — in Sybels „Historischen Zeitschrift", III, S. 97 ff., und in den Aufsätzen „Zur englischen Geschichte", Leipzig 1879, S. 98 ff. Vergl Brewer, Letters and papers — in den „Record-publications", und Spillmann, Heinrich VIII.

[2]) Lingard, l. c. VI, S. 399.

und Ströme von Blut kosten sollte. Zugleich bezeichnete er ihn als Gottes Amtsverweser und als Statthalter Christi.[1])

Eduard VI.

Der König war ein sanfter, gelehriger, fleißiger Knabe. Noch sind Briefe und Aufsätze von ihm vorhanden, wobei ihn vielleicht andere leiteten, auch ein Tagebuch, das von einem reinem, eifrigen Streben, seine Pflichten zu erfüllen, Zeugnis gibt. Über die Fähigkeiten Eduards haben wir noch ein glänzendes Zeugnis in den Schriften des originellen Arztes und Selbstbiographen Girolamo Cardano aus Mailand, geboren 1500, welcher den König in dessen fünfzehnten Jahr besuchte. Danach verstand er damals das Latein und das Französische wohl, war nicht unwissend im Griechischen, Italienischen und Spanischen, und nicht ohne zureichende Kenntnis der Logik, Physik und Musik; mit andern Worten, Eduard mußte jung viel lernen, selbständig wurde er aber nie. Cranmer hatte großen Einfluß auf ihn und trieb ihn, in der Reformation weiter vorzuschreiten. Jetzt erst bekam die Reformation in England einen Kern. Das Recht zu dieser religiösen Umwälzung und der Aufrichtung neuer Lehrsätze entnahm man aus dem von Heinrich VIII. festgestellten Prärogative der Krone, nämlich der Oberherrlichkeit über die Kirche, von deren Gütern jetzt noch eine gute Nachlese gehalten ward. In den Neuerungen gieng man vorsichtig, aber mit Festigkeit voran. Zunächst ward nach dem Grundsatz verfahren, mit dem Leben des verstorbenen Königs sei auch die Gewalt der Bischöfe erloschen. Cranmer bat um neue Bestallung und seine Amtsgenossen mußten ihm folgen. Dann ward eine königliche Visitation der Kirche angeordnet und das Reich zu diesem Zweck in sechs Bezirke getheilt. Sobald die Visitatoren in einen Bezirk kamen, hörte alle Gewalt der Geistlichen auf, bis sie vom Protector und Erzbischof von Canterbury neu bestätigt waren. Natürlich ließ man keinen Geistlichen im Amt, der nicht die Ansichten Cranmers predigte. Jedes Kirchspiel mußte die Sammlung der von ihm verfaßten Homilien und ein Exemplar der Auslegung des Neuen Testaments von Erasmus haben. Bischof Gardiner von Wincheſter, der gegen diese Neuerungen auftrat, wurde verhaftet. Die Gesetze gegen die Lollarden, das Verbot, die Heilige Schrift zu lesen, das Statut der sechs Artikel und daſs die königlichen Proclamationen Gesetzeskraft haben sollten, wurden widerrufen, die Spendung des heiligen Sacramentes unter beiden Gestalten für angemessen erklärt, alle Wahl der Bischöfe der Krone überlassen.[2]) Cranmer verfaßte einen Katechismus und eine Liturgie in englischer Sprache, in welcher weggelassen wurde, was ihm im lateinischen Meßbuch und Brevier mißfiel. Die Ehe der Priester lag ihm besonders am Herzen. Nach stürmischen Debatten gieng eine Bill durch, welche sagte, daſs zwar Eheloſigkeit beim Clerus zu wünschen wäre, weil es dem geistlichen Charakter besser gezieme, ihn vor weltlicher Sorge

Cranmer.

Neue Reform.

[1]) Mackintosh, Geschichte von England. Hamburg 1832. Bd. II, S. 333.
[2]) Zimmermann, Maria die Katholische, S. 25—38.

[illegible] geeigneter mache, [illegible] die sich nicht be- [illegible] In jeder Kirche, [illegible] gegen das Papst- [illegible] der Bilder geprediget [illegible] der im Jahre 1548 [illegible] der Gleichförmigkeit gieng [illegible] eine peinliche Gesetz- [illegible] Es ward allen [illegible] befohlen, nur der [illegible] sich zu bedienen, [illegible] der Primas und seine Amtsbrüder aus- gearbeitet hätten. Es ward allen Personen [illegible], dem öffentlichen Gottes- dienste beizuwohnen, nicht bloß bei Strafe von Kirchenbußen, sondern auch von sechsmonatlichem Gefängnis für die erste, von zwölfmonatlichem für die zweite, von lebenslänglichem für die dritte Übertretung. Zehntägiges Ge- fängnis und eine Geldstrafe von zehn Schillingen ward auf Übertretung des Fastengebotes gesetzt: zwar sei ein Tag nicht heiliger als der andere, doch sei es geziemend, das Fleisch dem Geist unterthan zu machen, auch würden die Fischer mehr Arbeit finden.[1])

Lady Maria.

Die Bischöfe, welche widersprachen, wie Bonner von London, kamen ins Gefängnis. Lady Maria, die Schwester Eduards, eine entschiedene Katholikin, sollte sich auch dem Gesetze fügen, erklärte aber, sie halte es ihrem Gewissen nach nicht für bindend. Der Gesandte Karls V. verwendete sich für sie und es ward ihr Nachsicht gewährt. 1550 drang man von neuem in sie. Maria erklärte wieder, ihre Seele gehöre Gott, und nie werde sie ihren Glauben ändern oder ihre Gesinnung verheimlichen. Es hieß, man wolle ihrem Glauben nicht Gewalt anthun, aber sie habe zu gehorchen, wie jeder andere Unterthan. Man hinderte ihre Kapläne Messe zu lesen und setzte sie in engen Gewahrsam, man sperrte ihre Diener ein. Maria sagte kühn: ehe sie einem andern Gottesdienst beiwohne, werde sie lieber das Haupt auf den Block legen.[2]) Jetzt erklärte der spanische Gesandte den Krieg, wenn man die Prinzessin nicht in Ruhe lasse, und die Politik siegte über den religiösen Eifer. Cranmer selber überredete den jungen König: zwar sei es Sünde, Sünde zu gestatten, doch könne man sie eine Zeit- lang hingehen lassen, wenn man sich möglichst spute. Mit Thränen im Auge gab der junge König nach, dem Cranmer den katholischen Gottesdienst als Ab- götterei hingestellt hatte! Auch an Hinrichtungen Andersgläubiger fehlte es dieser Regierung nicht, so wohlwollend auch das Herz des jungen Königs war. Eine Johanna Bocher wurde vom Erzbischof aus der Kirche ausgeschlossen und dem weltlichen Arm überliefert, weil sie behauptete, Christus sei nicht Fleisch und Blut von dem äußeren Menschen der Jungfrau, sondern durch die Ein- willigung des inneren unbefleckten Menschen; sie sagte nun dem Erzbischof ins Gesicht: „Es ist eine gottselige Sache, Eure Unwissenheit zu betrachten; es ist nicht lange her, dass Ihr Anna Askew wegen eines Stückes Brot verbranntet, und doch bekanntet Ihr bald darauf selber die Lehre, wegen der Ihr sie ver-

Cranmer.

[1]) Lingard, l. c. VII, S. 20—22.
[2]) Ibid. VII, S. 77—82.

brannt habt, und jetzt wollt Ihr mich verbrennen wegen eines Stückes Fleisch." — Der König verweigerte ein Jahr lang die Unterschrift zur Hinrichtung, denn er meinte, wenn sie im Irrthum und in der Sünde sterbe, so sei auch ihre Seele ewig verloren, bis Cranmer ihm seine Bedenken ausredete. Jetzt unterschrieb Eduard weinend, mit den Worten: „Wenn ich Unrecht thue, so müßt Ihr es verantworten." Die Arme blieb auch unter den Flammen hartnäckig bei ihrer Überzeugung. Desgleichen wurde 1551 ein Arzt verbrannt, weil er die göttliche Natur Christi geleugnet hätte.[1])

Unzufriedenheit.

Ohne jeden Widerstand von Seite des Volkes kam die Neuerung jedoch nicht zum Sieg. Die Unzufriedenheit war allgemein, die alte Religion war dem Volke lieb; seit die Klöster aufgehoben waren, hatte man Gelegenheit, die Raubsucht der neuen Besitzer mit der milden Herrschaft der Mönche zu vergleichen. Die Klöster waren die Herbergen der Armen, seit sie aufgehoben waren, zogen die Bettler scharenweis umher. In der Noth erließ die Regierung eine Verordnung, welche jeden, der sich drei Tage lang müssig herumtrieb, nicht nur zur Brandmarkung, sondern auch zur Sclaverei verurtheilte: zwei Jahre solle er als Sclave dem dienen, der ihn anzeigte, bei Brot und Wasser, ohne Fleisch, durch Schläge, Ketten oder wie immer zu jeder Arbeit gezwungen werden, wie niedrig sie auch sein möge. Entfloh er zum zweitenmale, so verfiel er der schrecklichen Todesart, die auf dem Hochverrath stand. Tausende von Ackersleuten waren durch die Einziehung der Kirchengüter, die jetzt für Schafzucht verwendet wurden statt für Getreidebau, ohne Beschäftigung. Ganze Dörfer giengen zugrund. Als die neue Liturgie begann statt des früheren Hochamtes und der Musik, erhob sich in vielen Grafschaften das Volk gegen „den bloßen Weihnachtsspaß".[2])

Aufstände.

Es kam zu ernsten Kämpfen: 1549 stand das Volk in Devonshire auf und zwang die Geistlichen, den Gottesdienst wie ehemals zu halten. Ein Arundel stand in wenig Tagen an der Spitze von 10.000 Mann, welche Wiederherstellung der Messe, der geistlichen Güter, der sechs Artikel, und die Zurückberufung des Cardinals Pole verlangten. Die Regierung unterhandelte anfangs, bis sie vollkommen gerüstet war. Die Aufständischen vermochten Exeter nicht zu bewältigen und wurden bei Launceston am 6. August geschlagen. 4000 Mann blieben auf dem Platze, die Führer endeten durch Henkershand. In Norfolk stellte sich ein Gerber Ket an die Spitze: man habe dem Volk einen neuen, mit seinem Gewissen unverträglichen Gottesdienst aufgezwungen, man müsse die Räthe vom König entfernen, die Heiliges und Weltliches vermengten und auf Kosten des Volkes schwelgten und sich bereicherten. Anfangs waren die Aufständischen siegreich, sie schlugen sich mit Heldenmuth. Erst Warwick vermochte mit Hilfe deutscher Truppen sie in Dussingdale zu bezwingen. 2000 blieben auf dem Platze. Warwick versprach Amnestie, nur Ket und sein Bruder wurden gehenkt.

Ket.

---

[1]) Lingard, l. c. VII, S. 84—87.
[2]) Ibid. VII, S. 49—56.

Somerset hatte durch List die höchste Gewalt an sich gebracht und herrschte mit einer Willkür, wie ein geborener König. Natürlich fehlte es nicht an Nebenbuhlern von gleich starkem Ehrgeiz. Zunächst ward ihm sein Sey-mour. eigener Bruder gefährlich, Sir Thomas Seymour, der Admiral von England, an Geistesgaben dem Protector überlegen.

Einst hatte Katharina Parr ihn geliebt, aber Heinrichs Hand der seinen vorgezogen; jetzt wiederum Witwe, mochte sie ihre Leidenschaft nicht zu bemeistern und reichte ihm die Hand, kaum die Leiche des Königs noch zu Grabe getragen war. Seymour aber war es weniger um ihr Herz, als um das Witthum der Königin von England zu thun und um durch sie in die Nähe des Königs zu kommen und dessen Gunst zu gewinnen. Allein nun brach Eifersucht aus unter den Frauen der beiden Brüder: die Protectorin sollte der ehemaligen Königin den Vortritt lassen. Bald kam der Protector darauf, wie sein jüngerer Bruder ihn zu stürzen trachtete. Der Protector schickte den Bruder in den Tower, diesem sank der Muth und es kam wieder zu einer Aussöhnung, aber sie war nicht von Dauer. Katharina starb 1347 im Wochenbett und jetzt bewarb sich Seymour um die Prinzessin Elisabeth, und gewann ihre Liebe und fieng wieder an, die Maßregeln der Regierung zu tadeln und dem Protector gefährlich zu werden. Somerset beschloss, sich seiner zu entledigen, ehe der Plan zur Reife gelangte. Am 25. Februar 1548 brachte er auf ein wahrscheinlich falsches Zeugnis hin eine Bill wegen Hochverraths gegen ihn ein und wurde diese am 27. Februar einstimmig angenommen. Seymour ward verurtheilt, ohne dass man nur seine Vertheidigung hörte. Nur die Gemeinen leisteten Widerstand wider das Verfahren gegen Recht und Gesetz und verlangten, dass man ihn seinen Anklägern gegenüber stelle und seine Vertheidigung höre. Am 20. März wurde der Unglückliche, der noch auf dem Schaffot laut seine Unschuld betheuerte, hingerichtet.[1])

Somerset fällt. Doch eben jetzt fiel der Protector, da er fest zu stehen wähnte. Die Katholiken grollten ihm wegen seiner Thätigkeit für die Reformation; der Adel grollte ihm, weil er ganz wie ein König sich benahm, ministerielle und bürgerliche Stellen ganz willkürlich besetzte, das Volk gegen den Adel schützte.

Warwick. Warwick, der Sieger über den Bauernaufstand, stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen. Im September 1549 zogen die missvergnügten Lords an der Spitze ihres bewaffneten Gefolges in London ein, bemächtigten sich des Towers, der Protector floh mit dem König nach Windsor, um dort Streitkräfte zu sammeln. Allein die Seinen fielen von ihm ab, ihm selber fehlte es an wahrem Muth der Beschuldigung schwerer Verbrechen und großer Veruntreuung gegenüber: er ergab sich 14. October 1549 und wurde in den Tower gesetzt. Warwick, der an seine Stelle trat, schonte sein Leben und ließ ihn bloß mit Verlust eines Theils seines Vermögens und aller seiner Ehrenämter strafen. Die Katholiken sahen sich aber in ihrer Hoffnung auf Warwick getäuscht, wahrscheinlich fühlte er sich nicht stark genug hiezu seinen Standesgenossen gegenüber. Die Regierung versicherte, dass das protestantische Interesse durch die Reformation nicht solle gefährdet werden, und mahnte die Bischöfe, die Refor-

[1]) Lingard, l. c. VII, S. 37—43.

mation fortzusetzen. Der Graf von Southampton, die Stütze der Katholiken, mußte den Hof verlassen. Auch die äußere Politik blieb im gleichen Geleise. Das gab Somerset Grund, auf den Sturz des Machthabers zu sinnen, er versammelte bewaffnetes Gefolge. Warwick kam ihm aber zuvor, ließ ihn wegen Felonie festnehmen, verurtheilen und am 22. Januar 1552 enthaupten. Viele seiner Anhänger wurden ihm in den Tod nachgeschickt.[1])

Das Parlament, das sich am Tage nach Somersets Hinrichtung versammelte, beschloss eine Anordnung zu Gunsten der Armen, und eine wichtige Veränderung zu Gunsten derer, die des Hochverraths angeklagt waren: niemand solle fürder wegen was immer für einer Verrätherei vor Gericht gestellt und verurtheilt werden, ausgenommen auf eidliche Aussage zweier rechtschaffenen Kläger, die vor Gericht mit ihm confrontiert werden und daselbst die Beschuldigung öffentlich behaupten sollen. Kaum war das Parlament aufgelöst, so traf die Regierung eigenmächtig einige wichtige Anordnungen in Sachen der Religion: 1. Die irischen Unterthanen sollten, obschon die wenigsten sie verstanden, dennoch dem Gottesdienst in englischer Sprache beiwohnen. 2. Cranmer erhielt den Auftrag, eine Sammlung der Glaubenspunkte und ein geistliches Gesetzbuch zu vollenden. Jenes vollbrachte er in den sogenannten 42 Artikeln, dieses in der Reformatio legum ecclesiasticarum. Es ist derselbe Cranmer, der jeden Glaubensartikel vertheidigte, welchen Heinrich VIII. aufstellte, und jetzt nicht bloß von denselben Lehren abwich, sondern auch eine Norm des Glaubens aufstellte, also der Vernunft und freien Forschung anderer Fesseln anlegte. Der König ließ durch alle Kirchenvögte, Geistlichen und öffentlichen Lehrer dieses Glaubensbekenntnis unterschreiben.[2])

Die Iren.

Neuer Glaube.

Es war dies kurz vor seinem Tode, denn die Tage des schwächlichen Knaben waren gezählt. Eduard VI. litt an Lungenschwindsucht und Warwick oder — wie er damals hieß — Northumberland war hart genug, den Armen an den baldigen Tod zu erinnern. Angst, Herrschsucht trieben ihn; wenn er die Macht verlor, brachten ihn seine Freunde so gewiss auf das Schaffot, als er den volksbeliebten Somerset gezwungen hatte, das Haupt auf den Block zu legen. Dagegen half nur, wenn er die Krone an sein eigenes Haus brachte. Heinrich VIII. hatte jedoch in seinem Testament Maria und Elisabeth als nächste Erben erklärt, im Falle Eduard IV. kinderlos mit Tod abgehe. Aber Northumberland stellte dem König vor, wie das Werk seines Lebens und sein Ruhm, nämlich die Einführung des reinen Glaubens, bedroht sei, wenn die katholisch gesinnte Maria den Thron besteige; überdies seien Maria und Elisabeth durch ein Statut für unehelich erklärt.

Northumberland.

Waren Maria und Elisabeth erbunfähig, so kam der Thron an die Nachkommen der ältesten Schwester Heinrichs VIII., Margarethas, die einst an Jakob von Schottland vermählt war, also jetzt an ihre Enkelin Maria Stuart. Allein diese sei nun einmal an den Erben von Frankreich

Maria Stuart.

[1]) Lingard, l. c. VII, S. 100—108.
[2]) Ibid. VII, 59—67, 95—97.

vermählt und England dürfe nicht an Frankreich kommen;[1]) dann sei auch das Erbrecht Margarethens im Testamente Heinrichs VIII. gar nicht erwähnt. Also komme nur Maria, die Gemahlin Ludwigs XII., und ihre Erben in Betracht.[2]) Marias Tochter war Francisca Gray, die aber ohne Lust nach einem streitigen Thron ihr Recht an ihre älteste Tochter Johanna übertrug, und diese vermählte Northumberland mit seinem Sohne Guilford Dudley. Der kranke Eduard VI. war sogleich entschlossen, die Rechte seiner Schwester dem Interesse seines Glaubens zu opfern, und änderte eigenmächtig die Thronfolge-Ordnung; er wollte keine Einwendung der Richter hören, welche in gesetzlicher Form das Instrument ausfertigen sollten, denn nur das Parlament konnte dem Actenstück Gesetzeskraft geben. Auch Cranmer unterschrieb die neue Thronfolge-Ordnung, wie er später eingestand, aus Schwäche. —

Francisca und Johanna Gray.

Johanna Gray und Maria.

Alles war vorbereitet, um alsbald nach Eduards VI. Tode Johanna Gray als Königin auszurufen, aber auch um Maria in den Tower zu setzen. Sie erhielt Befehl, unverzüglich an den Hof zu kommen; sie brach auf, unterwegs aber bekam sie einen Wink von der Gefahr und sie kehrte wieder um. Karl V. war für sie thätig. Eine Gesandtschaft von ihm war unterwegs, um ihr Recht an den Thron zu wahren. Der französische Gesandte aber war im entgegengesetzten Sinne thätig. Indes hauchte der schwindsüchtige Knabe am 6. Juli 1553 sein Leben aus. Sein letztes Wort war: „Herr, rette dein erwähltes Volk Englands, bewahre dieses Reich vor dem Papstthum und erhalte den rechten Glauben!“

Tod Eduards.

Drei Tage verhehlte man den Tod des Königs, verdoppelte die Wachen im Palast, ließ die Häfen schließen. Am 10. Juli gieng Northumberland mit anderen vom geheimen Rath zu Johanna Gray und eröffnete ihr, indem sie vor ihr niederknieten, dass im Testament der verstorbene König sie für die Krone bestimmt habe. Johanna zitterte, stieß einen Schrei aus und fiel

Johanna Gray.

[1]) Lingard, l. c. VII, S. 413—519. — The chronicle of Queen Jane, ed. by Nichols. 1850.

[2]) Stammtafel der Tudors (vergl. Bd. VI, S. 575 dieses Werkes):

Heinrich VII.

Margaretha, Gemahl: Jakob IV.	Heinrich VIII.			Maria, 1. Gem.: Ludwig XII. 2. Gem.: Brandon, Herzog von Suffolk
	Maria.	Elisabeth.	Eduard VI.	
Jakob V. vermählt mit Maria von Lothringen				Francisca, Gem.: Gray, Herzog von Suffolk
Maria Stuart.				
				Johanna. Katharina. Maria.

in Ohnmacht; die Lords schworen, ihr Blut für sie zu vergießen. Indes wurde sie in London durch die Herolde als Königin ausgerufen, das Volk äußerte keinen Beifall. Aber da kam auch ein Schreiben von Maria an den geheimen Rath, worin sie sich beschwerte, dass man ihr den Tod ihres Bruders nicht gemeldet habe, und befahl, ihre Thronbesteigung sogleich zu proclamieren. Man achtete wenig darauf, fürchtete bloß, sie möchte nach den Niederlanden entfliehen.[1])

Bald sollte sich aber zeigen, dass sie mächtiger war als der geheime Rath. Der Adel der Umgegend stieß mit seinen Mannen zu ihr und bald stand sie an der Spitze eines zahlreichen Heeres. Northumberland musste sich auf den Kampf gefasst machen; er brach am 13. Juli von London auf.[2]) Bischof Ridley musste indessen über Marias Bigotterie predigen und die Sanftmuth und Frömmigkeit der Johanna herausstreichen. Allein die Katholiken wurden dadurch nur anhänglicher an Maria, die Protestanten aber wurden dadurch nicht von dem Erbrecht Johannas überzeugt. Übrigens kam die Entscheidung sehr schnell. Je weiter Northumberland vorrückte, umsomehr sah er überall die Begeisterung des Volkes für Maria und musste den Namen Rebell sich gefallen lassen. Die Truppen merkten seine Unentschlossenheit und liefen davon. In London hatten sich viele Lords mit ihren Anhängern am 19. Juli versammelt und unter unendlichem Jubel ward Maria als Königin ausgerufen. Johanna legte die Krone nieder. Sie war zehn Tage Königin[3]) und dies waren Tage voll Angst und Trauer gewesen.[4])

Maria. Johanna.

Ihr Gemahl verlangte die Krone und mied ihren Umgang, als sie ihn bloß zum Herzog machen wollte; ihre Schwiegermutter ließ sie bitter fühlen, dass sie eigentlich nur Northumberland die Krone verdanke; sie fürchtete vergiftet zu werden. Übrigens war sie, obschon erst sechzehnjährig, eines Thrones nicht unwürdig: sie war nicht bloß schön, sondern tugendhaft, reich gebildet: las sie doch den Plato in der Ursprache. Ihr Unglück war, dass sie, dem Drängen ihrer Verwandten nachgebend, eine Krone annahm, zu der sie kein Recht hatte. Jetzt war sie von allen verlassen, Northumberland rief selber unter heißen Thränen Maria als Königin aus. Es half ihm aber nichts mehr, er wurde am 22. Juli verhaftet und in den Tower gesetzt.

Am 31. Juli zog Maria, ihre Schwester Elisabeth zur Seite, in London ein. Sie war klein und mager und die Spuren des Kummers und langen Leidens deutlich auf ihrem Antlitz zu lesen. Gardiner hielt die Anrede an sie; er wurde ihr erster Rathgeber und Kanzler. Die ersten Maßregeln gefielen: sie stellte den ursprünglichen Wert der Münzen wieder her, sie erließ dem Volk eine drückende Steuer, statt des düsteren Ernstes am

Anfänge Marias.

---

[1]) Lingard, l. c. VII, 128—141.
[2]) A twelfth-day queen, twelf night ist das Dreikönigsfest.
[3]) Tytler, England under the reigns of Eduard und Mary. London 1887.
[4]) Zimmermann, S. J., Maria die Katholische, Freiburg 1890, S. 1—70.

Hofe trat wieder ein heiteres, farbenreiches Leben ein. Am 8. October wurde Maria gekrönt und erließ eine allgemeine Amnestie, von der nur sechzig Namen ausgenommen waren. Ihr eigentlicher Rathgeber, da sie niemanden in ihrer Umgebung trauen konnte, war Karl V. und dessen Gesandter Renard. Er rieth, die Häupter der Empörung zu strafen, den übrigen aber zu verzeihen. So that sie. Northumberland mit sechs anderen wurden wegen Empörung vor Gericht gestellt. Johanna ihnen beizugesellen, konnte Maria weder mit ihrem Herzen, noch mit ihrem Gewissen vereinbaren, weil sie weniger Mitschuldige als Puppe in den Händen der Partei gewesen sei.[1]) Northumberland beklagte auf dem Schaffot seinen Ehrgeiz, der ihn verleitet habe, einem Gottesdienste beizutreten, den er im Inneren verdamme; sein letztes Gebet sei, dass seine Landsleute zur katholischen Kirche zurückkehren.[2]) —

Northumberlands Ende.

Schottland.

Der Gedanke, Schottland mit England zu vereinigen, war unter Heinrich VIII. und Eduard VI. maßgebend für die äußere Politik.

Schottland.

In Schottland war das Königthum nach immer ohne Macht, zwei Gesellschaften bestanden nebeneinander, im Norden die gälische, in den Niederungen des Südens die germanische. Im Norden lebte die alte Clanverfassung fort, alle Mitglieder eines Stammes hatten denselben Namen, folgten treulich ihrem Häuptling und stritten sich todesmuthig für seine und des Stammes Ehre. Im Süden bestand das germanische Lehenssystem. Kämpfte man nicht gegen England für die Unabhängigkeit, so kämpfte im Innern Stamm gegen Stamm. Die Könige hatten keine stehenden Truppen, keine bedeutenden finanziellen Hilfsquellen,[3]) während einzelne Häuptlinge, wie z. B. die Douglas, 40.000 Mann ins Feld zu stellen vermochten. Aller Kampf der Könige gegen den Adel war darum nur ein Versetzen der Macht, ohne sich zu schwächen; man bekämpfte eine Partei des Adels mit der anderen, man vertheilte die

Monarchie und Adel.

---

[1]) Als Suffolk die Johanna Gray ermahnte, ihren Sturz mit Festigkeit zu ertragen, entgegnete sie gefasst: „Das ist mir ein willkommeneres Wort als jenes, welches mich auf eine Höhe berief, zu welcher ich nicht berechtigt, noch geschickt bin. Aus Gehorsam gegen euch und meine Mutter that ich mir selber Gewalt an; dies ist meine eigene, freie Handlung, und gerne entsage ich der Krone."

[2]) Lingard, l. c. VII, S. 138—146.

[3]) Die Jahreseinnahme des Königs belief sich auf 50.000 Pfund Sterling aus Domänen, Ein- und Ausgangszöllen, Einkünften erledigter Bisthümer, aus freiwilligen Gaben des Adels und Clerus und aus Gerichtsgefällen. Mit einer so geringen Summe ließ sich allerdings kein stehendes Heer von Fremden halten, um den Adel zu bändigen. Auch fehlte in Schottland die Macht der Städte, die das Königthum hätte stützen können. Brach ein Krieg aus, so musste sich der König an den Adel wenden und ihm immer wieder das gewähren, was er selbst oder sein Vorfahr ihm abgerungen hatte. So wurde denn die Geschichte der Nachkommen Banks eine fortwährende Sisyphusarbeit und die meisten endeten tragisch. Pinkerton, History of Scotland. Lond. 1792. — Robertson, History of Scotland. London. 1824. — Tytler, History of Scotland.

Güter der Besiegten an die Sieger, die bald darauf selber Feinde des Königthums wurden.

Der Gedanke, den hohen Adel zu demüthigen und die monarchische Gewalt zu stärken, lebte namentlich in den Herrschern aus dem Hause der Stuarts. Die Stuarts. Robert II., 1371, ist der erste Stuart, welcher den schottischen Thron bestieg. Robert II. und zwar als Nachkomme einer Tochter Roberts I. Sein Vater Walter Stuart hatte die Hand von Robert Bruces Tochter Marjory erhalten. Er starb 1390 nach einer neunzehnjährigen, ob ihrer Weisheit im In- und Ausland geachteten Regierung. Sein Sohn Johann folgte ihm, aber nicht mit der gleichen Energie. In seiner Jugend hatte er sich als tapferer Kämpfer in den Schlachten bewährt, als König suchte er in Anbetracht des großen Menschenverlustes in den bisherigen Kriegen den Frieden zu erhalten. Weil der Name Johann an den verhaßten Johann Baliol erinnerte, nannte sich dieser älteste Sohn Johann von der Krönung an Robert III. (1390—1403); er war fromm und sanft, aber Robert III. durch einen Unfall gelähmt. Die keltischen Häuptlinge benützten seine Schwäche und tobten ihre Kampflust in steten Fehden aus. Sein Sohn Jakob wurde auf dem Meer, als er Frankreich besuchen wollte, von englischen Piraten gefangen und nach England gebracht. Roberts III. Bruder, Herzog von Albany, übernahm die Regentschaft, nicht zum Heil Schottlands. Der Herzog von Gloceſter schenkte Jakob gegen 40.000 Pfund die Freiheit. Im Unglück der Gefangenschaft hatte Jakob gründliche Studien gemacht, und durch schwere Erfahrungen gekräftigt, bewies er sich als einen der tüchtigsten Könige. Durch Chaucers Dichtungen angeregt, pflegte er auch die Poesie. Sein Hauptabsehen war aber, die Kirche und den Thron zu stärken, jene durch Niederhaltung der Lollarden und Heranbildung eines tüchtigen Clerus, diesen durch unerbittliches Bändigen des übermüthigen fehdelustigen Adels. Der vormalige Regent, der Herzog von Albanien, endete mit zwei Söhnen und dem Grafen Lenox durch das Schwert des Henkers.

Jakob I., der Sohn Roberts III., 1424—1437, verbot die Bündnisse Jakob I. der Barone,[1]) theilte das schottische Parlament in zwei Kammern, weil in der bisher einen Kammer der große Adel vorherrschte, und suchte die Macht des Adels zu brechen.[2]) Da erlag er einer Verschwörung. Ein Robert Graham drang 1437 in der Nacht vom 20. zum 21. Februar in Perth in das Gemach des Königs mit den Worten: „Grausamer Tyrann, nie hattest du Mitleid mit deinen edlen Verwandten, erwarte deshalb auch kein Mitleid in diesem Augenblicke.“ — „So gestatte mir“, erwiderte der wehrlose Monarch, „wenigstens einen Beichtvater zum Heil meiner Seele.“ — „Keinen sollst du haben,“ brüllte Graham, „sondern nur dieses Schwert“ — und gab ihm den Todesstreich. — Kaum war sein Sohn Jakob II. Jakob II. volljährig, so nahm er die Pläne seines Vaters auf; er ermordete mit eigener Hand den größten Baron des Südens, den Grafen von Douglas, er schlug das Heer der Douglas an den Ufern des Flusses Carron. Desungeachtet hätte Jakob II. wahrscheinlich das gleiche Schicksal wie sein Vater gehabt, wäre er nicht am 29. Januar 1460 in Roxburgh durch das Springen einer Kanone getödtet worden. Jakob III., 1460—1488, handelte im gleichen Geiste, Jakob III. aber er besaß nicht die gleiche Thatkraft; 1482 hieng der verschworene Adel seine Günstlinge auf, 1488 schlug und tödtete er ihn selbst auf der Flucht.

[1]) Die Bounds of manrent.
[2]) Auch durch Bildung; er gründete die Universität St. Andrews.

Jakob IV. Jakob IV., sein Sohn, 1488—1513, ist einer der größten Könige Schottlands; an Stärke, Seelengröße, an Weisheit übertraf er alle seine Vorgänger. Er verständigte sich mit dem schottischen Adel und lebte mit England in Eintracht; die englischen Könige suchten nicht mehr Schottland mit dem Schwerte zu England zu schlagen, sondern durch Heiraten mit ihm zu verbinden. Heinrich VII. vermählte seine Tochter Margaretha mit dem schottischen Könige. Das Ungestüm Heinrichs VIII. war Schuld, dass Schottland zu seiner alten Verbindung mit Frankreich zurückkehrte; zwischen Engländern und Schotten kam es 1513 bei Flodden zur Schlacht, und Jakob IV. wurde mit 10.000 der Seinen erschlagen.[1]) Man konnte den von Wunden entstellten Leichnam mit Mühe aus der Menge der Gefallenen herausziehen. Wegen seiner strengen Gerechtigkeit, seines Eifers für Ackerbau und Handel, seiner unermüdlichen Thätigkeit liebte ihn das Volk. Viele mochten nicht glauben, dass er gefallen sei, sie ließen ihn nach Jerusalem wallfahren, von dort werde er zum Heil seines Volkes zurückkehren.

Hinsichtlich der Kirche Schottlands unter den vier ersten Jakobe sei noch bemerkt, dass zuerst die Wiklyfiten sich des Landes zu bemächtigen suchten, dann die Hussiten einen Apostel sandten — doch vergebens, die Sendlinge wurden hingerichtet; dann dass Heinrich Wardlaw, Bischof von St. Andrews, 1410 in seiner Residenzstadt eine Universität gründete und dass Benedict XIII., den Schottland noch anerkannte, 1414 sie bestätigte; dass ein feierlicher Dankgottesdienst dafür stattfand, dass Freudenfeuer über die Bestätigung der ersten schottischen Hochschule die ganze Stadt beleuchteten, dass bei Wein, Musik und Tanz die ganze Bevölkerung dies freudige Ereignis feierte,[2]) dass alle Stände tief von der Bedeutung sich durchdrungen zeigten; dass an der Festprocession 400 Geistliche Antheil nahmen. Lange beharrte Schottland in der Anhänglichkeit an Benedict XIII., erst 1418 anerkannte es Martin V. als Papst. — Unter Jakob I. hören wir von einem Recht der schottischen Bischöfe, die Testamente der Diöcesanen zu bestätigen: „Wenn jemand ohne Testament stirbt, so bestellt der Bischof die Executoren. Die Güter der Verstorbenen belegen sie mit Sequester, bis das Testament vom Ordinarius gebilligt ist. Von den Executoren der mit oder ohne Testament verstorbenen Personen nehmen sie einen Eid entgegen, gewissenhaft ihres Amtes zu walten und dem Bischof Rechnung abzulegen. Die Mobilien des Verstorbenen wurden in drei Theile getheilt, ein Drittel erhielt die Frau, ein Drittel die Kinder, ein Drittel wurde für die Legate und die Kosten des Begräbnisses und der Exequien verwendet. Unter Jakob I. hören wir von einem Bisthum der Hebriden, nachdem der König ihren Beherrscher der schottischen Kirche unterworfen. Der Oberhirte wohnte in Jona neben dem von ihm unabhängigen Abte. Papst Nikolaus V. bestätigte 1451 die 1447 von Bischof Dunkeld gegründete Universität Glasgow, an der Theologie, Philosophie und andere freie Künste, Naturlehre und Kirchenrecht gelehrt werden sollten.[3]) 1472 wurde St. Andrews Metropolitansitz von ganz Schottland. Als Suffraganstühle sollten dem Primas unterworfen sein: Glasgow, Dunkeld, Aberdeen, Moray, Brechin, Dunblane, Ross, Carthneß, Candida Casa, Argyll, die Hebriden und Orkaden, während Galloway bisher unter York stand und die Orkaden unter dem Erzbischof von Drontheim. Innocenz VIII. hingegen erhob

Universität St. Andrews.

Universität Glasgow.

Glasgow Metropole.

[1]) Buchanan, Rerum Scoticarum hist. XIII, 40.
[2]) Bellesheim, Geschichte der katholischen Kirche in Schottland, S. 286—312.
[3]) Ibid. S. 270—279.

1492 Glasgow zu einem Erzbisthum mit den Suffraganen Dunkeld, Dunblane, Galloway und Argyll.[1])

Jakob V. war zwei Jahre alt, als der Vater fiel; die Großen stritten Jakob V.
sich um die Macht; die einen hiengen an England, die anderen an Frankreich, und die Vormundschaft des Prinzen glich indes einer Gefangenschaft. Eine tiefe Abneigung gegen den Adel bemächtigte sich des Prinzen, und kaum hatte er die Schranken durchbrochen, so bekämpfte er die Vormünder mit der Leidenschaft des Hasses, bändigte die Großen; den Raub bestrafte er so streng, dass das Sprichwort galt: „Jetzt hütet der Busch die Kühe." Der König blieb der Kirche treu; vergebens mahnte ihn Heinrich VIII., sein Beispiel zu befolgen und durch Annahme der Reform seine Macht zu verstärken. Jakob sah zu gut ein, dass nur der Adel durch Aufhebung der Klöster gewinnen würde, der sich auch sogleich der Reformation aufs eifrigste annahm. Weil er zur alten Kirche hielt und England protestantisch geworden war, so musste Jakob sich wieder Frankreich nähern. Nach kurzer Ehe mit Magdalena, der Tochter Franz I., verband er sich mit Maria, der Schwester des Herzogs von Guise. Aufrechthaltung der Kirche, Bändigung des Feudaladels und Verbindung mit Frankreich war seine Politik; natürlich kam er deshalb mit Heinrich VIII., der ihn vergebens für die Reformation zu gewinnen suchte, in Streit, der Adel ließ sich aber absichtlich von den Engländern bei Solwaymoor schlagen, nur um den König zu demüthigen. Das brachte den König zur Verzweiflung; er starb, einunddreißig Jahre alt, am 13. December 1542. Kurz vor seinem Tode erhielt er die Nachricht, dass ihm eine Tochter geboren sei, es war dies Maria Stuart, geboren am Maria Stuart.
8. December 1542. In tiefer Trauer rief der König aus: „Durch ein Mädchen ist die Krone an uns gekommen, durch ein Mädchen wird sie wieder fortgehen."

Die ganze Arbeit der fünf Jakobe für Stärkung des Königthums war vergebens, der Adel war mächtiger als je; das schottische Parlament bestand Parlament.
wieder aus einer Kammer, worin die weltlichen und geistlichen Lords, die Abgeordneten der Flecken und die Beamten des Königs gemeinsam tagten. Ein Ausschuss aus 32 Mitgliedern, die Lords der Artikel benannt, bereitete die Gegenstände vor, über die verhandelt werden sollte.

Sechs Tage war Maria Stuart alt, als sie Königin wurde; am 9. September 1543 wurde sie in der Kirche von Stirling gekrönt. Vergebens versuchte die Mutter die Regentschaft zu erlangen; diese Würde ward dem Grafen von Arran vom Parlamente ertheilt und er bekleidete sie 1543 bis 1554. Der Adel herrschte, unter dem es wieder eine englische und eine französische Partei gab. Heinrich VIII. hoffte Britannien durch eine Vermählung Marias mit Eduard VI. friedlich zu vereinen und hätte sein Ziel erreicht, hätte er nicht die Aufsicht über die junge Königin und mehrere feste Plätze verlangt; allein dies verletzte den schottischen Nationalstolz und der Regent schloss eine neue, innige Verbindung mit Frankreich. Jetzt kam es zum Krieg, Somerset, der Protector, schlug die Schotten bei Pinkey am Pinkey.
10. September 1547, 10.000 fielen im Kampf.

[1]) Ibid. S. 305—308.

und Kummer bewahre und zur Erfüllung seiner Pflichten geeigneter mache, dass man aber aus Rücksicht auf viele Nachtheile denen, die sich nicht bezwingen könnten, den gottseligen Gebrauch der Ehe gestatte. In jeder Kirche, so ward ferner verordnet, sollten jährlich vier Predigten gegen das Papstthum gehalten, und gegen die Verehrung und Anbetung der Bilder gepredigt werden. Mit der im Jahre 1548 erlassenen Acte der Gleichförmigkeit gieng die neue Richtung schon zur Verfolgung über, sie ist eine peinliche Gesetzgebung gegen Andersgläubige. Es ward allen Geistlichen befohlen, nur der Liturgie sich zu bedienen, welche der Primas und seine Amtsbrüder ausgearbeitet hätten. Es ward allen Personen geboten, dem öffentlichen Gottesdienste beizuwohnen, nicht bloß bei Strafe von Kirchenbußen, sondern auch von sechsmonatlichem Gefängnis für die erste, von zwölfmonatlichem für die zweite, von lebenslänglichem für die dritte Übertretung. Zehntägiges Gefängnis und eine Geldstrafe von zehn Schillingen ward auf Übertretung des Fastengebotes gesetzt: zwar sei ein Tag nicht heiliger als der andere, doch sei es geziemend, das Fleisch dem Geist unterthan zu machen, auch würden die Fischer mehr Arbeit finden.[1])

Act of uniformity.

Die Bischöfe, welche widersprachen, wie Bonner von London, kamen ins Gefängnis. Lady Maria, die Schwester Eduards, eine entschiedene Katholikin, sollte sich auch dem Gesetze fügen, erklärte aber, sie halte es ihrem Gewissen nach nicht für bindend. Der Gesandte Karls V. verwendete sich für sie und es ward ihr Nachsicht gewährt. 1550 drang man von neuem in sie. Maria erklärte wieder, ihre Seele gehöre Gott, und nie werde sie ihren Glauben ändern oder ihre Gesinnung verheimlichen. Es hieß, man wolle ihrem Glauben nicht Gewalt anthun, aber sie habe zu gehorchen, wie jeder andere Unterthan. Man hinderte ihre Kapläne Messe zu lesen und setzte sie in engen Gewahrsam, man sperrte ihre Diener ein. Maria sagte kühn: ehe sie einem andern Gottesdienst beiwohne, werde sie lieber das Haupt auf den Block legen.[2]) Jetzt erklärte der spanische Gesandte den Krieg, wenn man die Prinzessin nicht in Ruhe lasse, und die Politik siegte über den religiösen Eifer. Cranmer selber überredete den jungen König: zwar sei es Sünde, Sünde zu gestatten, doch könne man sie eine Zeitlang hingehen lassen, wenn man sich möglichst spute. Mit Thränen im Auge gab der junge König nach, dem Cranmer den katholischen Gottesdienst als Abgötterei hingestellt hatte! Auch an Hinrichtungen Andersgläubiger fehlte es dieser Regierung nicht, so wohlwollend auch das Herz des jungen Königs war. Eine Johanna Bocher wurde vom Erzbischof aus der Kirche ausgeschlossen und dem weltlichen Arm überliefert, weil sie behauptete, Christus sei nicht Fleisch und Blut von dem äußeren Menschen der Jungfrau, sondern durch die Einwilligung des inneren unbefleckten Menschen; sie sagte nun dem Erzbischof ins Gesicht: „Es ist eine gottselige Sache, Eure Unwissenheit zu betrachten; es ist nicht lange her, dass Ihr Anna Askew wegen eines Stückes Brot verbranntet, und doch bekanntet Ihr bald darauf selber die Lehre, wegen der Ihr sie ver-

Lady Maria.

Cranmer.

[1]) Lingard, l. c. VII, S. 20—22.
[2]) Ibid. VII, S. 77—82.

brannt habt, und jetzt wollt Ihr mich verbrennen wegen eines Stückes Fleisch." — Der König verweigerte ein Jahr lang die Unterschrift zur Hinrichtung, denn er meinte, wenn sie im Irrthum und in der Sünde sterbe, so sei auch ihre Seele ewig verloren, bis Cranmer ihm seine Bedenken ausredete. Jetzt unterschrieb Eduard weinend, mit den Worten: „Wenn ich Unrecht thue, so müsst Ihr es verantworten." Die Arme blieb auch unter den Flammen hartnäckig bei ihrer Überzeugung. Desgleichen wurde 1551 ein Arzt verbrannt, weil er die göttliche Natur Christi geleugnet hätte.[1])

Unzufriedenheit.

Ohne jeden Widerstand von Seite des Volkes kam die Neuerung jedoch nicht zum Sieg. Die Unzufriedenheit war allgemein, die alte Religion war dem Volke lieb; seit die Klöster aufgehoben waren, hatte man Gelegenheit, die Raubsucht der neuen Besitzer mit der milden Herrschaft der Mönche zu vergleichen. Die Klöster waren die Herbergen der Armen, seit sie aufgehoben waren, zogen die Bettler scharenweis umher. In der Noth erließ die Regierung eine Verordnung, welche jeden, der sich drei Tage lang müssig herumtrieb, nicht nur zur Brandmarkung, sondern auch zur Sclaverei verurtheilte: zwei Jahre solle er als Sclave dem dienen, der ihn anzeigte, bei Brot und Wasser, ohne Fleisch, durch Schläge, Ketten oder wie immer zu jeder Arbeit gezwungen werden, wie niedrig sie auch sein möge. Entfloh er zum zweitenmale, so verfiel er der schrecklichen Todesart, die auf dem Hochverrath stand. Tausende von Ackersleuten waren durch die Einziehung der Kirchengüter, die jetzt für Schafzucht verwendet wurden statt für Getreidebau, ohne Beschäftigung. Ganze Dörfer giengen zugrund. Als die neue Liturgie begann statt des früheren Hochamtes und der Musik, erhob sich in vielen Grafschaften das Volk gegen „den bloßen Weihnachtsspaß".[2])

Aufstände.

Es kam zu ernsten Kämpfen: 1549 stand das Volk in Devonshire auf und zwang die Geistlichen, den Gottesdienst wie ehemals zu halten. Ein Arundel stand in wenig Tagen an der Spitze von 10.000 Mann, welche Wiederherstellung der Messe, der geistlichen Güter, der sechs Artikel, und die Zurückberufung des Cardinals Pole verlangten. Die Regierung unterhandelte anfangs, bis sie vollkommen gerüstet war. Die Aufständischen vermochten Exeter nicht zu bewältigen und wurden bei Launceston am 6. August geschlagen. 4000 Mann blieben auf dem Platze, die Führer endeten durch Henkershand. In Norfolk stellte sich ein Gerber Ket an die Spitze: man habe dem Volk einen neuen, mit seinem Gewissen unverträglichen Gottesdienst aufgezwungen, man müsse die Räthe vom König entfernen, die Heiliges und Weltliches vermengten und auf Kosten des Volkes schwelgten und sich bereicherten. Anfangs waren die Aufständischen siegreich, sie schlugen sich mit Heldenmuth. Erst Warwick vermochte mit Hilfe deutscher Truppen sie in Dussingdale zu bezwingen. 2000 blieben auf dem Platze. Warwick versprach Amnestie, nur Ket und sein Bruder wurden gehenkt.

Ket.

---

[1]) Lingard, l. c. VII, S. 84—87.
[2]) Ibid. VII, S. 49—56.

Somerset hatte durch List die höchste Gewalt an sich gebracht und herrschte mit einer Willkür, wie ein geborener König. Natürlich fehlte es nicht an Nebenbuhlern von gleich starkem Ehrgeiz. Zunächst ward ihm sein eigener Bruder gefährlich, Sir Thomas Seymour, der Admiral von England, an Geistesgaben dem Protector überlegen.

Seymour.

Einst hatte Katharina Parr ihn geliebt, aber Heinrichs Hand der seinen vorgezogen; jetzt wiederum Witwe, mochte sie ihre Leidenschaft nicht zu bemeistern und reichte ihm die Hand, kaum die Leiche des Königs noch zu Grabe getragen war. Seymour aber war es weniger um ihr Herz, als um das Wittthum der Königin von England zu thun und um durch sie in die Nähe des Königs zu kommen und dessen Gunst zu gewinnen. Allein nun brach Eifersucht aus unter den Frauen der beiden Brüder: die Protectorin sollte der ehemaligen Königin den Vortritt lassen. Bald kam der Protector darauf, wie sein jüngerer Bruder ihn zu stürzen trachtete. Der Protector schickte den Bruder in den Tower, diesem sank der Muth und es kam wieder zu einer Aussöhnung, aber sie war nicht von Dauer. Katharina starb 1347 im Wochenbett und jetzt bewarb sich Seymour um die Prinzessin Elisabeth, und gewann ihre Liebe und fieng wieder an, die Maßregeln der Regierung zu tadeln und dem Protector gefährlich zu werden. Somerset beschloss, sich seiner zu entledigen, ehe der Plan zur Reife gelangte. Am 25. Februar 1548 brachte er auf ein wahrscheinlich falsches Zeugnis hin eine Bill wegen Hochverraths gegen ihn ein und wurde diese am 27. Februar einstimmig angenommen. Seymour ward verurtheilt, ohne dass man nur seine Vertheidigung hörte. Nur die Gemeinen leisteten Widerstand wider das Verfahren gegen Recht und Gesetz und verlangten, dass man ihn seinen Anklägern gegenüber stelle und seine Vertheidigung höre. Am 20. März wurde der Unglückliche, der noch auf dem Schaffot laut seine Unschuld betheuerte, hingerichtet.[1])

Somerset fällt.

Doch eben jetzt fiel der Protector, da er fest zu stehen wähnte. Die Katholiken grollten ihm wegen seiner Thätigkeit für die Reformation; der Adel grollte ihm, weil er ganz wie ein König sich benahm, ministerielle und bürgerliche Stellen ganz willkürlich besetzte, das Volk gegen den Adel schützte.

Warwick.

Warwick, der Sieger über den Bauernaufstand, stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen. Im September 1549 zogen die missvergnügten Lords an der Spitze ihres bewaffneten Gefolges in London ein, bemächtigten sich des Towers, der Protector floh mit dem König nach Windsor, um dort Streitkräfte zu sammeln. Allein die Seinen fielen von ihm ab, ihm selber fehlte es an wahrem Muth der Beschuldigung schwerer Verbrechen und großer Veruntreuung gegenüber: er ergab sich 14. October 1549 und wurde in den Tower gesetzt. Warwick, der an seine Stelle trat, schonte sein Leben und ließ ihn bloß mit Verlust eines Theils seines Vermögens und aller seiner Ehrenämter strafen. Die Katholiken sahen sich aber in ihrer Hoffnung auf Warwick getäuscht, wahrscheinlich fühlte er sich nicht stark genug hiezu seinen Standesgenossen gegenüber. Die Regierung versicherte, dass das protestantische Interesse durch die Reformation nicht solle gefährdet werden, und mahnte die Bischöfe, die Refor-

[1]) Lingard, l. c. VII, S. 37—43.

mation fortzusetzen. Der Graf von Southampton, die Stütze der Katholiken, mußte den Hof verlassen. Auch die äußere Politik blieb im gleichen Geleise. Das gab Somerset Grund, auf den Sturz des Machthabers zu sinnen, er versammelte bewaffnetes Gefolge. Warwick kam ihm aber zuvor, ließ ihn wegen Felonie festnehmen, verurtheilen und am 22. Januar 1552 enthaupten. Viele seiner Anhänger wurden ihm in den Tod nachgeschickt.[1])

Das Parlament, das sich am Tage nach Somersets Hinrichtung versammelte, beschloss eine Anordnung zu Gunsten der Armen, und eine wichtige Veränderung zu Gunsten derer, die des Hochverraths angeklagt waren: niemand solle fürder wegen was immer für einer Verrätherei vor Gericht gestellt und verurtheilt werden, ausgenommen auf eidliche Aussage zweier rechtschaffenen Kläger, die vor Gericht mit ihm confrontiert werden und daselbst die Beschuldigung öffentlich behaupten sollen. Kaum war das Parlament aufgelöst, so traf die Regierung eigenmächtig einige wichtige Anordnungen in Sachen der Religion: 1. Die irischen Unterthanen sollten, obschon die wenigsten sie verstanden, dennoch dem Gottesdienst in englischer Sprache beiwohnen. 2. Cranmer erhielt den Auftrag, eine Sammlung der Glaubenspunkte und ein geistliches Gesetzbuch zu vollenden. Jenes vollbrachte er in den sogenannten 42 Artikeln, dieses in der Reformatio legum ecclesiasticarum. Es ist derselbe Cranmer, der jeden Glaubensartikel vertheidigte, welchen Heinrich VIII. aufstellte, und jetzt nicht bloß von denselben Lehren abwich, sondern auch eine Norm des Glaubens aufstellte, also der Vernunft und freien Forschung anderer Fesseln anlegte. Der König ließ durch alle Kirchenvögte, Geistlichen und öffentlichen Lehrer dieses Glaubensbekenntnis unterschreiben.[2])

Die Iren.

Neuer Glaube.

Es war dies kurz vor seinem Tode, denn die Tage des schwächlichen Knaben waren gezählt. Eduard VI. litt an Lungenschwindsucht und Warwick oder — wie er damals hieß — Northumberland war hart genug, den Armen an den baldigen Tod zu erinnern. Angst, Herrschsucht trieben ihn; wenn er die Macht verlor, brachten ihn seine Freunde so gewiss auf das Schaffot, als er den volksbeliebten Somerset gezwungen hatte, das Haupt auf den Block zu legen. Dagegen half nur, wenn er die Krone an sein eigenes Haus brachte. Heinrich VIII. hatte jedoch in seinem Testament Maria und Elisabeth als nächste Erben erklärt, im Falle Eduard IV. kinderlos mit Tod abgehe. Aber Northumberland stellte dem König vor, wie das Werk seines Lebens und sein Ruhm, nämlich die Einführung des reinen Glaubens, bedroht sei, wenn die katholisch gesinnte Maria den Thron besteige; überdies seien Maria und Elisabeth durch ein Statut für unehelich erklärt.

Northumberland.

Waren Maria und Elisabeth erbunfähig, so kam der Thron an die Nachkommen der ältesten Schwester Heinrichs VIII., Margarethas, die einst an Jakob von Schottland vermählt war, also jetzt an ihre Enkelin Maria Stuart. Allein diese sei nun einmal an den Erben von Frankreich

Maria Stuart.

[1]) Lingard, l. c. VII, S. 100—108.
[2]) Ibid. VII, 59—67, 95—97.

vermählt und England dürfe nicht an Frankreich kommen;[1]) dann sei auch das Erbrecht Margarethens im Testamente Heinrichs VIII. gar nicht erwähnt. Also komme nur Maria, die Gemahlin Ludwigs XII., und ihre Erben in Betracht.[2]) Marias Tochter war Francisca Gray, die aber ohne Lust nach einem streitigen Thron ihr Recht an ihre älteste Tochter Johanna übertrug, und diese vermählte Northumberland mit seinem Sohne Guilford Dudley. Der kranke Eduard VI. war sogleich entschlossen, die Rechte seiner Schwester dem Interesse seines Glaubens zu opfern, und änderte eigenmächtig die Thronfolge-Ordnung; er wollte keine Einwendung der Richter hören, welche in gesetzlicher Form das Instrument ausfertigen sollten, denn nur das Parlament konnte dem Actenstück Gesetzeskraft geben. Auch Cranmer unterschrieb die neue Thronfolge-Ordnung, wie er später eingestand, aus Schwäche. —

Francisca und Johanna Gray.

Johanna Gray und Maria.

Alles war vorbereitet, um alsbald nach Eduards VI. Tode Johanna Gray als Königin auszurufen, aber auch um Maria in den Tower zu setzen. Sie erhielt Befehl, unverzüglich an den Hof zu kommen; sie brach auf, unterwegs aber bekam sie einen Wink von der Gefahr und sie kehrte wieder um. Karl V. war für sie thätig. Eine Gesandtschaft von ihm war unterwegs, um ihr Recht an den Thron zu wahren. Der französische Gesandte aber war im entgegengesetzten Sinne thätig. Indes hauchte der schwindsüchtige Knabe am 6. Juli 1553 sein Leben aus. Sein letztes Wort war: „Herr, rette dein erwähltes Volk Englands, bewahre dieses Reich vor dem Papstthum und erhalte den rechten Glauben!“

Tod Eduards.

Drei Tage verhehlte man den Tod des Königs, verdoppelte die Wachen im Palast, ließ die Häfen schließen. Am 10. Juli gieng Northumberland mit anderen vom geheimen Rath zu Johanna Gray und eröffnete ihr, indem sie vor ihr niederknieten, dass im Testament der verstorbene König sie für die Krone bestimmt habe. Johanna zitterte, stieß einen Schrei aus und fiel

Johanna Gray.

[1]) Lingard, l. c. VII, S. 413—519. — The chronicle of Queen Jane, ed. by Nichols. 1850.

[2]) Stammtafel der Tudors (vergl. Bd. VI, S. 575 dieses Werkes):

Heinrich VII.

Margaretha, Gemahl: Jakob IV.	Heinrich VIII.			Maria, 1. Gem.: Ludwig XII. 2. Gem.: Brandon, Herzog von Suffolk
	Maria.	Elisabeth.	Eduard VI.	
Jakob V. vermählt mit Maria von Lothringen				Francisca, Gem.: Gray, Herzog von Suffolk
Maria Stuart.				Johanna. Katharina. Maria.

in Ohnmacht; die Lords schworen, ihr Blut für sie zu vergießen. Indes wurde sie in London durch die Herolde als Königin ausgerufen, das Volk äußerte keinen Beifall. Aber da kam auch ein Schreiben von Maria an den geheimen Rath, worin sie sich beschwerte, dass man ihr den Tod ihres Bruders nicht gemeldet habe, und befahl, ihre Thronbesteigung sogleich zu proclamieren. Man achtete wenig darauf, fürchtete bloß, sie möchte nach den Niederlanden entfliehen.[1])

Bald sollte sich aber zeigen, dass sie mächtiger war als der geheime Rath. Der Adel der Umgegend stieß mit seinen Mannen zu ihr und bald stand sie an der Spitze eines zahlreichen Heeres. Northumberland musste sich auf den Kampf gefasst machen; er brach am 13. Juli von London auf.[2]) Bischof Ridley musste indessen über Marias Bigotterie predigen und die Sanftmuth und Frömmigkeit der Johanna herausstreichen. Allein die Katholiken wurden dadurch nur anhänglicher an Maria, die Protestanten aber wurden dadurch nicht von dem Erbrecht Johannas überzeugt. Übrigens kam die Entscheidung sehr schnell. Je weiter Northumberland vorrückte, umsomehr sah er überall die Begeisterung des Volkes für Maria und musste den Namen Rebell sich gefallen lassen. Die Truppen merkten seine Unentschlossenheit und liefen davon. In London hatten sich viele Lords mit ihren Anhängern am 19. Juli versammelt und unter unendlichem Jubel ward Maria als Königin ausgerufen. Johanna legte die Krone nieder. Sie war zehn Tage Königin[3]) und dies waren Tage voll Angst und Trauer gewesen.[4])

Maria. Johanna.

Ihr Gemahl verlangte die Krone und mied ihren Umgang, als sie ihn bloß zum Herzog machen wollte; ihre Schwiegermutter ließ sie bitter fühlen, dass sie eigentlich nur Northumberland die Krone verdanke; sie fürchtete vergiftet zu werden. Übrigens war sie, obschon erst sechzehnjährig, eines Thrones nicht unwürdig: sie war nicht bloß schön, sondern tugendhaft, reich gebildet: las sie doch den Plato in der Ursprache. Ihr Unglück war, dass sie, dem Drängen ihrer Verwandten nachgebend, eine Krone annahm, zu der sie kein Recht hatte. Jetzt war sie von allen verlassen, Northumberland rief selber unter heißen Thränen Maria als Königin aus. Es half ihm aber nichts mehr, er wurde am 22. Juli verhaftet und in den Tower gesetzt.

Am 31. Juli zog Maria, ihre Schwester Elisabeth zur Seite, in London ein. Sie war klein und mager und die Spuren des Kummers und langen Leidens deutlich auf ihrem Antlitz zu lesen. Gardiner hielt die Anrede an sie; er wurde ihr erster Rathgeber und Kanzler. Die ersten Maßregeln gefielen: sie stellte den ursprünglichen Wert der Münzen wieder her, sie erließ dem Volk eine drückende Steuer, statt des düsteren Ernstes am

Anfänge Marias.

---

[1]) Lingard, l. c. VII, 128—141.
[2]) A twelfth-day queen, twelf night ist das Dreikönigsfest.
[3]) Tytler, England under the reigns of Eduard und Mary. London 1887.
[4]) Zimmermann, S. J., Maria die Katholische, Freiburg 1890, S. 1—70.

Hofe trat wieder ein heiteres, farbenreiches Leben ein. Am 8. October wurde Maria gekrönt und erließ eine allgemeine Amnestie, von der nur sechzig Namen ausgenommen waren. Ihr eigentlicher Rathgeber, da sie niemanden in ihrer Umgebung trauen konnte, war Karl V. und dessen Gesandter Renard. Er rieth, die Häupter der Empörung zu strafen, den übrigen aber zu verzeihen. So that sie. Northumberland mit sechs anderen wurden wegen Empörung vor Gericht gestellt. Johanna ihnen beizugesellen, konnte Maria weder mit ihrem Herzen, noch mit ihrem Gewissen vereinbaren, weil sie weniger Mitschuldige als Puppe in den Händen der Partei gewesen sei.[1]) Northumberland beklagte auf dem Schaffot seinen Ehrgeiz, der ihn verleitet habe, einem Gottesdienste beizutreten, den er im Inneren verdamme; sein letztes Gebet sei, dass seine Landsleute zur katholischen Kirche zurückkehren.[2]) —

Northumberlands Ende.

Schottland.

Der Gedanke, Schottland mit England zu vereinigen, war unter Heinrich VIII. und Eduard VI. maßgebend für die äußere Politik.

Schottland.

In Schottland war das Königthum nach immer ohne Macht, zwei Gesellschaften bestanden nebeneinander, im Norden die gälische, in den Niederungen des Südens die germanische. Im Norden lebte die alte Clanverfassung fort, alle Mitglieder eines Stammes hatten denselben Namen, folgten treulich ihrem Häuptling und stritten sich todesmuthig für seine und des Stammes Ehre. Im Süden bestand das germanische Lehenssystem. Kämpfte man nicht gegen England für die Unabhängigkeit, so kämpfte im Innern Stamm gegen Stamm. Die Könige hatten keine stehenden Truppen, keine bedeutenden finanziellen Hilfsquellen,[3]) während einzelne Häuptlinge, wie z. B. die Douglas, 40.000 Mann ins Feld zu stellen vermochten. Aller Kampf der Könige gegen den Adel war darum nur ein Versetzen der Macht, ohne sich zu schwächen; man bekämpfte eine Partei des Adels mit der anderen, man vertheilte die

Monarchie und Adel.

---

[1]) Als Suffolk die Johanna Gray ermahnte, ihren Sturz mit Festigkeit zu ertragen, entgegnete sie gefasst: „Das ist mir ein willkommeneres Wort als jenes, welches mich auf eine Höhe berief, zu welcher ich nicht berechtigt, noch geschickt bin. Aus Gehorsam gegen euch und meine Mutter that ich mir selber Gewalt an; dies ist meine eigene, freie Handlung, und gerne entsage ich der Krone."

[2]) Lingard, l. c. VII, S. 138—146.

[3]) Die Jahreseinnahme des Königs belief sich auf 50.000 Pfund Sterling aus Domänen, Ein- und Ausgangszöllen, Einkünften erledigter Bisthümer, aus freiwilligen Gaben des Adels und Clerus und aus Gerichtsgefällen. Mit einer so geringen Summe ließ sich allerdings kein stehendes Heer von Fremden halten, um den Adel zu bändigen. Auch fehlte in Schottland die Macht der Städte, die das Königthum hätte stützen können. Brach ein Krieg aus, so musste sich der König an den Adel wenden und ihm immer wieder das gewähren, was er selbst oder sein Vorfahr ihm abgerungen hatte. So wurde denn die Geschichte der Nachkommen Bankos eine fortwährende Sisyphusarbeit und die meisten endeten tragisch. Pinkerton, History of Scotland. Lond. 1792. — Robertson, History of Scotland. London. 1824. — Tytler, History of Scotland.

Güter der Besiegten an die Sieger, die bald darauf selber Feinde des Königthums wurden.

Der Gedanke, den hohen Adel zu demüthigen und die monarchische Gewalt zu stärken, lebte namentlich in den Herrschern aus dem Hause der Stuarts. Die Stuarts. Robert II., 1371, ist der erste Stuart, welcher den schottischen Thron bestieg. Robert II. und zwar als Nachkomme einer Tochter Roberts I. Sein Vater Walter Stuart hatte die Hand von Robert Bruces Tochter Marjory erhalten. Er starb 1390 nach einer neunzehnjährigen, ob ihrer Weisheit im In- und Ausland geachteten Regierung. Sein Sohn Johann folgte ihm, aber nicht mit der gleichen Energie. In seiner Jugend hatte er sich als tapferer Kämpfer in den Schlachten bewährt, als König suchte er in Anbetracht des großen Menschenverlustes in den bisherigen Kriegen den Frieden zu erhalten. Weil der Name Johann an den verhassten Johann Baliol erinnerte, nannte sich dieser älteste Sohn Johann von der Krönung an Robert III. (1390—1403); er war fromm und sanft, aber Robert III. durch einen Unfall gelähmt. Die keltischen Häuptlinge benützten seine Schwäche und tobten ihre Kampflust in steten Fehden aus. Sein Sohn Jakob wurde auf dem Meer, als er Frankreich besuchen wollte, von englischen Piraten gefangen und nach England gebracht. Roberts III. Bruder, Herzog von Albany, übernahm die Regentschaft, nicht zum Heil Schottlands. Der Herzog von Gloceſter schenkte Jakob gegen 40.000 Pfund die Freiheit. Im Unglück der Gefangenschaft hatte Jakob gründliche Studien gemacht, und durch schwere Erfahrungen gekräftigt, bewies er sich als einen der tüchtigsten Könige. Durch Chaucers Dichtungen angeregt, pflegte er auch die Poesie. Sein Hauptabsehen war aber, die Kirche und den Thron zu stärken, jene durch Niederhaltung der Lollarden und Heranbildung eines tüchtigen Clerus, diesen durch unerbittliches Bändigen des übermüthigen fehdelustigen Adels. Der vormalige Regent, der Herzog von Albanien, endete mit zwei Söhnen und dem Grafen Lenox durch das Schwert des Henkers.

Jakob I., der Sohn Roberts III., 1424—1437, verbot die Bündnisse Jakob I. der Barone,[1]) theilte das schottische Parlament in zwei Kammern, weil in der bisher einen Kammer der große Adel vorherrschte, und suchte die Macht des Adels zu brechen.[2]) Da erlag er einer Verschwörung. Ein Robert Graham drang 1437 in der Nacht vom 20. zum 21. Februar in Perth in das Gemach des Königs mit den Worten: „Grausamer Tyrann, nie hattest du Mitleid mit deinen edlen Verwandten, erwarte deshalb auch kein Mitleid in diesem Augenblicke." — „So gestatte mir", erwiderte der wehrlose Monarch, „wenigstens einen Beichtvater zum Heil meiner Seele." — „Keinen sollst du haben," brüllte Graham, „sondern nur dieses Schwert" — und gab ihm den Todesstreich. — Kaum war sein Sohn Jakob II. Jakob II. volljährig, so nahm er die Pläne seines Vaters auf; er ermordete mit eigener Hand den größten Baron des Südens, den Grafen von Douglas, er schlug das Heer der Douglas an den Ufern des Flusses Carron. Desungeachtet hätte Jakob II. wahrscheinlich das gleiche Schicksal wie sein Vater gehabt, wäre er nicht am 29. Januar 1460 in Roxburgh durch das Springen einer Kanone getödtet worden. Jakob III., 1460—1488, handelte im gleichen Geiste, Jakob III. aber er besaß nicht die gleiche Thatkraft; 1482 hieng der verschworene Adel seine Günstlinge auf, 1488 schlug und tödtete er ihn selbst auf der Flucht.

[1]) Die Bounds of manrent.
[2]) Auch durch Bildung; er gründete die Universität St. Andrews.

Jakob IV. Jakob IV., sein Sohn, 1488—1513, ist einer der größten Könige Schottlands; an Stärke, Seelengröße, an Weisheit übertraf er alle seine Vorgänger. Er verständigte sich mit dem schottischen Adel und lebte mit England in Eintracht; die englischen Könige suchten nicht mehr Schottland mit dem Schwerte zu England zu schlagen, sondern durch Heiraten mit ihm zu verbinden. Heinrich VII. vermählte seine Tochter Margaretha mit dem schottischen Könige. Das Ungestüm Heinrichs VIII. war Schuld, dass Schottland zu seiner alten Verbindung mit Frankreich zurückkehrte; zwischen Engländern und Schotten kam es 1513 bei Flodden zur Schlacht, und Jakob IV. wurde mit 10.000 der Seinen erschlagen.[1]) Man konnte den von Wunden entstellten Leichnam mit Mühe aus der Menge der Gefallenen herausziehen. Wegen seiner strengen Gerechtigkeit, seines Eifers für Ackerbau und Handel, seiner unermüdlichen Thätigkeit liebte ihn das Volk. Viele mochten nicht glauben, dass er gefallen sei, sie ließen ihn nach Jerusalem wallfahren, von dort werde er zum Heil seines Volkes zurückkehren.

Hinsichtlich der Kirche Schottlands unter den vier ersten Jakobe sei noch bemerkt, dass zuerst die Wiklyffiten sich des Landes zu bemächtigen suchten, dann die Hussiten einen Apostel sandten — doch vergebens, die Sendlinge wurden hingerichtet; dann dass Heinrich Wardlaw, Bischof von St. Andrews, 1410 in seiner Residenzstadt eine Universität gründete und dass Benedict XIII., den Schottland noch anerkannte, 1414 sie bestätigte; dass ein feierlicher Dankgottesdienst dafür stattfand, dass Freudenfeuer über die Bestätigung der ersten schottischen Hochschule die ganze Stadt beleuchteten, dass bei Wein, Musik und Tanz die ganze Bevölkerung dies freudige Ereignis feierte,[2]) dass alle Stände tief von der Bedeutung sich durchdrungen zeigten; dass an der Festprocession 400 Geistliche Antheil nahmen. Lange beharrte Schottland in der Anhänglichkeit an Benedict XIII., erst 1418 anerkannte es Martin V. als Papst. — Unter Jakob I. hören wir von einem Recht der schottischen Bischöfe, die Testamente der Diöcesanen zu bestätigen: „Wenn jemand ohne Testament stirbt, so bestellt der Bischof die Executoren. Die Güter der Verstorbenen belegen sie mit Sequester, bis das Testament vom Ordinarius gebilligt ist. Von den Executoren der mit oder ohne Testament verstorbenen Personen nehmen sie einen Eid entgegen, gewissenhaft ihres Amtes zu walten und dem Bischof Rechnung abzulegen. Die Mobilien des Verstorbenen wurden in drei Theile getheilt, ein Drittel erhielt die Frau, ein Drittel die Kinder, ein Drittel wurde für die Legate und die Kosten des Begräbnisses und der Exequien verwendet. Unter Jakob I. hören wir von einem Bisthum der Hebriden, nachdem der König ihren Beherrscher der schottischen Kirche unterworfen. Der Oberhirte wohnte in Jona neben dem von ihm unabhängigen Abte. Papst Nikolaus V. bestätigte 1451 die 1447 von Bischof Dunkeld gegründete Universität Glasgow, an der Theologie, Philosophie und andere freie Künste, Naturlehre und Kirchenrecht gelehrt werden sollten.[3]) 1472 wurde St. Andrews Metropolitansitz von ganz Schottland. Als Suffraganstühle sollten dem Primas unterworfen sein: Glasgow, Dunkeld, Aberdeen, Moray, Brechin, Dunblane, Ross, Carthneß, Candida Casa, Argyll, die Hebriden und Orkaden, während Galloway bisher unter York stand und die Orkaden unter dem Erzbischof von Drontheim. Innocenz VIII. hingegen erhob

Universität St. Andrews.

Universität Glasgow.

Glasgow Metropole.

---

[1]) Buchanan, Rerum Scoticarum hist. XIII, 40.
[2]) Bellesheim, Geschichte der katholischen Kirche in Schottland, S. 286—312.
[3]) Ibid. S. 270—279.

1492 Glasgow zu einem Erzbisthum mit den Suffraganen Dunkeld, Dunblane, Galloway und Argyll.[1])

Jakob V. war zwei Jahre alt, als der Vater fiel; die Großen stritten Jakob V.
sich um die Macht; die einen hiengen an England, die anderen an Frankreich, und die Vormundschaft des Prinzen glich indes einer Gefangenschaft. Eine tiefe Abneigung gegen den Adel bemächtigte sich des Prinzen, und kaum hatte er die Schranken durchbrochen, so bekämpfte er die Vormünder mit der Leidenschaft des Hasses, bändigte die Großen; den Raub bestrafte er so streng, dass das Sprichwort galt: „Jetzt hütet der Busch die Kühe." Der König blieb der Kirche treu; vergebens mahnte ihn Heinrich VIII., sein Beispiel zu befolgen und durch Annahme der Reform seine Macht zu verstärken. Jakob sah zu gut ein, dass nur der Adel durch Aufhebung der Klöster gewinnen würde, der sich auch sogleich der Reformation aufs eifrigste annahm. Weil er zur alten Kirche hielt und England protestantisch geworden war, so musste Jakob sich wieder Frankreich nähern. Nach kurzer Ehe mit Magdalena, der Tochter Franz I., verband er sich mit Maria, der Schwester des Herzogs von Guise. Aufrechthaltung der Kirche, Bändigung des Feudaladels und Verbindung mit Frankreich war seine Politik; natürlich kam er deshalb mit Heinrich VIII., der ihn vergebens für die Reformation zu gewinnen suchte, in Streit, der Adel ließ sich aber absichtlich von den Engländern bei Solwaymoor schlagen, nur um den König zu demüthigen. Das brachte den König zur Verzweiflung; er starb, einunddreißig Jahre alt, am 13. December 1542. Kurz vor seinem Tode erhielt er die Nachricht, dass ihm eine Tochter geboren sei, es war dies Maria Stuart, geboren am Maria Stuart.
8. December 1542. In tiefer Trauer rief der König aus: „Durch ein Mädchen ist die Krone an uns gekommen, durch ein Mädchen wird sie wieder fortgehen."

Die ganze Arbeit der fünf Jakobe für Stärkung des Königthums war vergebens, der Adel war mächtiger als je; das schottische Parlament bestand Parlament.
wieder aus einer Kammer, worin die weltlichen und geistlichen Lords, die Abgeordneten der Flecken und die Beamten des Königs gemeinsam tagten. Ein Ausschuss aus 32 Mitgliedern, die Lords der Artikel benannt, bereitete die Gegenstände vor, über die verhandelt werden sollte.

Sechs Tage war Maria Stuart alt, als sie Königin wurde; am 9. September 1543 wurde sie in der Kirche von Stirling gekrönt. Vergebens versuchte die Mutter die Regentschaft zu erlangen; diese Würde ward dem Grafen von Arran vom Parlamente ertheilt und er bekleidete sie 1543 bis 1554. Der Adel herrschte, unter dem es wieder eine englische und eine französische Partei gab. Heinrich VIII. hoffte Britannien durch eine Vermählung Marias mit Eduard VI. friedlich zu vereinen und hätte sein Ziel erreicht, hätte er nicht die Aufsicht über die junge Königin und mehrere feste Plätze verlangt; allein dies verletzte den schottischen Nationalstolz und der Regent schloss eine neue, innige Verbindung mit Frankreich. Jetzt kam es zum Krieg, Somerset, der Protector, schlug die Schotten bei Pinkey am Pinkey.
10. September 1547, 10.000 fielen im Kampf.

[1]) Ibid. S. 305—308.

Dennoch erreichten die Engländer ihren Zweck nicht; in Schottland beschloſs man, Maria mit dem jungen Dauphin von Frankreich zu verloben, und sie auf das Festland zu senden; der König von Frankreich hingegen versprach, die junge Königin an seinem Hofe erziehen zu lassen und die Gesetze und Freiheiten Schottlands in Ehren zu halten. Am 7. August 1548 wurde das schöne Kind nach Frankreich eingeschifft und von Heinrich II. wie eine Tochter aufgenommen. Französische Truppen kamen nach Schottland, die Engländer verloren alle ihre Eroberungen, erst 1550 ward Friede geschlossen. 1554 bekam Arran für die Abtretung der Regentschaft an Maria Guise das Herzogthum Chatellerault in Frankreich.

Maria Stuart nach Frankreich.

Maria Guise.

Karl V. und die Reformation vom Nürnberger bis zum Augsburger Religionsfrieden (1532—1555).

Von England kehren wir in die Heimat der Reformation, nach Deutschland, zurück. Indes der Kaiser nicht in Deutschland war, schwankte die Macht der Parteien hin und her. —

Die Schweiz.

wurde zunächst der Schauplatz des Streites zwischen den Katholiken und Reformierten. Die fünf alten Orte — Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Luzern — blieben nicht bloß katholisch, sondern wollten die neue Lehre auch in den Gebieten nicht dulden, in welchen die Regierung beiden Theilen gehörte. Die Züricher beschlossen, das nicht zu leiden, Stimmenmehrheit solle auf den gemeinsamen Gebieten über den Bestand eines Bekenntnisses entscheiden. Beide Theile wandten sich an ihre Unterthanen, von denen ein großer Theil der Reform beitrat. Dadurch minderte sich die Macht der fünf alten Cantone, sie suchten jetzt Hilfe bei Österreich. Ferdinand und die fünf Orte gaben einander 1529 in Innsbruck das Wort, bei dem alten Glauben festzuhalten, einen jeden, der denselben in ihrem Gebiete antaste, zu züchtigen, sich im Falle eines Angriffes gegenseitig Hilfe zu leisten; alles, was innerhalb der Eidgenossenschaft erobert werde, solle den fünf Orten verbleiben, alles, was außerhalb, an Ferdinand kommen, namentlich solle Constanz dem Könige überlassen werden. Infolge davon kam es 1529 zwischen den fünf Orten und den Bürgerstädten zum Bruche.[1])

Schweiz. Bund mit Ferdinand. Bruch mit Zürich.

Schnell und mit überlegener Macht brachen die Züricher auf, Zwingli als Freiwilliger dabei zu Pferd, mit der Hellebarde auf der Achsel: er wollte von keinem Frieden etwas wissen, man sei den ungerüsteten Gegnern überlegen, der Sieg über sie werde die Reform über die ganze Schweiz verbreiten. Bern aber war eifersüchtig auf die aufsteigende Macht Zürichs und es ward der Friede von Kappel vermittelt; die fünf Orte lieferten das Ferdinandeische Bündnis aus, erstatteten die Kriegskosten und genehmigten, dass in den

Friede zu Kappel.

[1]) Joh. von Müller (Hottinger), l. c. VII, S. 223 ff.

gemeinsamen Herrschaften die Mehrheit in einem Kirchspiel über das Bekenntnis entscheide. — Die Reform machte neue Fortschritte. In Schaffhausen wurden Messe und Bilder abgeschafft, in Neuenburg entschied die Mehrzahl für die Lehre Zwinglis.

Wieder begann ein Versuch, die Zwinglianer und Lutheraner zu versöhnen, er gieng von Straßburg, und zwar von Bucer aus. Dieser glaubte, die lutherische und zwinglische Ansicht in der Formel zu vereinigen: „Der Herr gibt in dem Sacramente seinen wahren Leib und sein wahres Blut wahrlich zu essen und zu trinken als Speise der Seelen zum ewigen Leben." Luther war nicht entgegen, Ökolampad in Basel dafür, aber Zwingli war nicht dazu zu bringen. Es kam nicht zur religiösen Vereinigung, auch nicht zu engem Anschluss der Oberländer an den Schmalkaldischen Bund.

Sacramentsstreit.

Aber auch in der Schweiz selber bestand kein wahrer Friede. Nur mit Ingrimm hatten die Waldstädte den Bürgerstädten bei Kappel nachgegeben. Die religiösen Gegensätze dauerten in der alten Stärke fort, kein Theil erkannte die Eidesformel des andern als bündig. — Zwingli sann auf eine Umgestaltung der Verfassung der ganzen Schweiz: die Stimmen sollten nach dem wahren Verhältnis der Macht und nicht nach dem Herkommen vertheilt sein; auch in den fünf Orten sollten die neuen Glaubenslehren geduldet werden. Als letzteres verweigert wurde, betrieb Zürich auf Zwinglis Antrag den Krieg, Bern aber, dass man die fünf Orte durch Entziehung der Zufuhr bekämpfe; die Noth werde die Masse des Volkes gegen seine Führer aufbringen.

Zwingli und die fünf Orte.

Die Zufuhr wurde gesperrt, aber gerade durch die Noth die ganze Masse der Bevölkerung zum Hasse entflammt: das sei das neue Christenthum, dass man dem gemeinen Manne die Früchte entziehe, die Gott frei wachsen lasse, sogar dem Vieh entziehen die Reformierten auf unmenschliche Weise das Salz. Auf der andern Seite regte sich Mitleid mit den hungernden Brüdern. Auf einer Tagsatzung zu Luzern im September beschlossen die fünf Orte den Krieg, denn man könne nicht Hungers verderben, man müsse sich Leibesnahrung holen, man werde Leib und Leben daran setzen. Die fünf Orte handelten einig, klug und entschlossen, die Gegner in ihrem Übermuthe waren überrascht und verwirrt. Am 9. October überschritten die Luzerner die Grenze, am 11. October sammelten sich im ganzen 8000 Mann in Zug, beschworen die Kriegsregel, verrichteten das Gebet und brachen auf. Die Züricher hatten versäumt, den Pass über den Albis zu besetzen, sie hatten jetzt keine Zeit mehr, sich zu rüsten. 1200 Mann standen bei Kappel dem ersten Angriff ausgesetzt, eilig brach eine Abtheilung von Zürich auf, sie zu unterstützen, mit ihr Zwingli:[1]) „Ich einmal," sprach er in Todesahnung, „will im Namen Gottes zu diesen biederen Leuten hin und mit oder unter ihnen sterben oder sie retten helfen." — Göldlin, der Führer der Züricher bei Kappel, hatte den Kopf verloren und versäumt, wichtige Punkte zu besetzen, auf einmal waren die Züricher umgangen. Um vier Uhr am 11. October 1531 begann der Kampf, in zwei Stunden waren die Züricher erschlagen oder auf der Flucht, ihr Verlust betrug 512 Todte, die Sieger verloren 80 Mann.

Sperre.

Die fünf Orte.

Treffen bei Kappel.

[1]) Joh. von Müller (Hottinger), l. c. VII, S. 347—415.

Einer der letzten auf der Walstatt war Zwingli, er kämpfte und feuerte zum Kampfe, bis ihn ein Stein zu Boden warf. Die Sieger fanden ihn, als sie plündernd das Schlachtfeld durchzogen, schwerverwundet unter einem Apfelbaume liegen, die Hände im Gebete gefaltet, — sie kannten ihn nicht. Sie fragten, ob er beichten wolle und einen Priester begehre, und ermahnten ihn, die Heiligen anzurufen. Zwingli schüttelte schweigend den Kopf. „So stirb denn, hartnäckiger Ketzer," rief Hauptmann Vokinger, und durchbohrte ihn mit dem Schwerte. Zwingli war achtundvierzig Jahre alt. Im gleichen Gefechte mit ihm fielen fünfundzwanzig seiner Amtsbrüder. „Welcher auch dein Glaube war," sagte am andern Tag, als man die Leiche erkannte, der Conventherr zu Kappel, „ich weiß, du warst ein redlicher Eidgenosse. Gott sei deiner Seele gnädig!"[1] — Das gemeine Volk war aber über den Anstifter all der Noth und des Krieges so empört, dass es ein Ketzergericht über die Leiche verlangte; sie wurde vom Scharfrichter von Luzern geviertheilt und verbrannt. So endete Ulrich Zwingli, mehr zum Soldaten und Staatsmann als zum Theologen begabt, denn hier fehlte es an speculativer Tiefe und an feinem Gefühl; in einem Freistaate und in kriegerischen Gefühlen aufgewachsen, vertraute er in religiösen Dingen auf die Kraft des Schwertes, Luther bloß auf die Kraft des Wortes.[2] Zwinglis Ende.

Der Krieg war noch nicht zu Ende, die Berner rückten aus. Zürich, in welchem viele über Zwingli als den Urheber all der Irrungen schalten, bot all seine Kräfte auf. Bald stieg das Heer der Bürgerstädte auf 24.000 Mann. Die Katholiken mussten sich zurückziehen bis Zug, dort nahmen sie feste Stellung am Berg Gubel und schlugen einen Angriff ihrer Gegner am 24. October 1531 glücklich zurück. Geschick und Glück war bei ihnen, sie kämpften für Herd und Altar. Bei den Gegnern fehlte es an Einigkeit, an Kriegszucht, das Ausreißen nahm überhand, der Krieg wurde zur Last. Sieg am Gubel.

So kam es, dass das kleine Häuflein der fünf Orte einen günstigen Frieden erlangte auf dem Hofe zu Teynikon 16. November. Man versprach gegenseitige Duldung. In den Gemeinden, Vogteien, solle gestattet sein, zum alten Glauben zurückzukehren; die eigenen Orte, die von ihnen abgefallen waren, behielten sich die Katholischen vor, dafür zu züchtigen. Jetzt begann an vielen Orten eine Restauration des Katholicismus, in Gaster, Wesen, Glarus, Rapperschwyl, im Aargau, in Bremgarten, Mellingen, Solothurn. Karl V. hatte Franz I. mahnen lassen, die fünf Orte zu unterstützen, um so dem Katholicismus zum Siege in der ganzen Schweiz zu verhelfen. Franz aber erklärte, der Kaiser habe ihm überall die Hände gebunden, wo etwas zu gewinnen sei; nur wo man Schläge holen könne, treibe er ihn, nämlich gegen die Türken und Schweizer. Friede.

---

[1] Joh. von Müller (Hottinger), l. c. VII, S. 372.

[2] Die letzten Schriften Zwinglis, in denen sein ganzes Lehrsystem klar darliegt, sind: „De vera et falsa religione commentarius" und „Christianae fidei brevis et clara expositio" an König Franz I. gerichtet. Die Lutheraner ärgerten sich nicht wenig über seine Weitherzigkeit, die in der Lehre vom ewigen Leben dem König die Aussicht eröffnet, er werde dort nicht bloß mit Adam, den Patriarchen, Propheten und Aposteln, dem heil. Ludwig und den Pipinen, sondern auch mit Herkules, Theseus, Sokrates, Antigonus, Camillus, den Catonen und Scipionen zusammentreffen.

Was der Protestantismus durch diesen Krieg in der Schweiz verlor, gewann er zur selben Zeit wieder in Genf, das durch Calvin der Herd einer folgenschweren Bewegung und für die Reformation die heilige Stadt, ein neues Jerusalem wurde. Damit kommen wir an

Calvin,

in welchem ein drittes Haupt der Reformation emporstieg, das Luther und Zwingli an systematischem Geiste überragen sollte.

Calvin. Jean Cauvin oder Caulvin oder Chauvin war der Sohn des Fiscalprocurators Gerard Calvin, geboren 10. Juli 1509 zu Noyon, und genoss eine strenge und sorgfältige Erziehung.[1]) Früh schon zeigte er einen männlichen Ernst, von seiner Neigung zu tadeln nannten ihn seine Kameraden den Accusativ, — Jugend. Calvin hatte eigentlich nie eine wahre Jugend, nie scheint der Hauch der Dichtung ihn angeweht zu haben. Der Vater bestimmte ihn zur geistlichen Laufbahn und so machte Calvin seine Studien in Paris und eilte bald seinen Jugendgenossen voraus. Die Güte seines Bischofs verschaffte ihm das Einkommen einer Pfarrstelle zur Fortsetzung seiner Studien ohne vorausgehende Weihe. Der Vater änderte dann wieder den Plan, das Recht schien dem talentvollen Sohne eine schnellere und glänzendere Laufbahn zu eröffnen, Calvin kam an die Rechtsschule zu Orleans, Studien. wo Peter Stella (Pierre de l'Étoile), und nach Bourges, wo Alciati glänzte. Das neue Studium sagte seinem scharfsinnigen Geiste zu, er machte solche Fortschritte, dass er in Orleans oft die Stelle des Lehrers in der Vorlesung vertreten musste, dass er bald das Doctorat erlangte. In Bourges lernte er den deutschen Professor der griechischen Sprache, Melchior Wolmar, aus Rottweil kennen, der ihn zu einem genaueren Studium der Bibel vermochte und ihn mit der neuen Lehre bekannt machte.

Der Gedanke an Gott erfüllte Calvin mit Schrecken, der Wunsch, sich mit ihm zu sühnen, beherrschte seine Seele. Naturgemäß kehrte er zum Studium der Theologie zurück und, als des Vaters Tod ihn frei stellte, gieng er wieder nach Paris und gab die Jurisprudenz ganz auf. Schnell errang er unter den Anhängern der Neuerung, die sich damals unter dem Schutze der Königin von Navarra in Paris sammelten, durch seine Vorträge ein hohes Ansehen: damals gab er Senecas Schrift „De clementia" mit einem Commentar heraus; er verfasste die Rede, welche der Rector Nikolaus Copus wie üblich am Feste aller Heiligen 1533 an den König halten sollte. Die Rede war so stark gegen die alte Kirche, so kühn für die Neuerung, dass der Rector und der Verfasser aus Frankreich fliehen Flucht. mussten. Calvin floh unter dem Kleide eines Winzers auf das Gebiet der Margaretha von Navarra, später nach Basel, wo er sein Hauptwerk „Institutio religionis christianae" schrieb, an dem er sein ganzes Leben besserte und zusetzte, und das den „Loci theologici" des Melanchthon an Wert gleichgestellt wurde.

---

[1]) Sein Leben beschrieb 1564 Theodor Beza. In neuerer Zeit Henry, Leben Calvins. 3 Bde. Berlin 1835—1844. — Bungener, Calvin, sa vie, ses oeuvres. Etude historique de la vie de Calvin. — Kampschulte, Johann Calvin, seine Kirche und sein Staat in Genf. — Mignet, Etablissement de la réforme religieuse à Genève — in den „Mémoires historiques", Paris 1854.

Franz I. entschuldigte bei den deutschen Fürsten, mit denen er sich gegen den Kaiser verband, die Hinrichtung der Protestanten damit, dass er nur Wiedertäufer gestraft habe. Calvin wollte die Verfolgten von dieser Schmach befreien, und widmete dieses Werk als Glaubensbekenntnis der französischen Protestanten unter dem angenommenen Namen Alcuin, gleichsam als wolle er einen andern Karl den Großen belehren, dem König; denn die Lehre sei würdig, von ihm gekannt zu werden; es sei eine neue Religion nur für diejenigen, welchen Christus und sein Evangelium etwas Neues sei. Franz I.

Um das Schicksal seiner Glaubensbrüder zu erleichtern, begab sich Calvin nach Ferrara, wo Renata, eine Tochter Ludwigs XII., Herzogin war; die Reise war ohne Erfolg wie das Buch. Dieses hatte — von ihm selber ins Französische übersetzt — nur die Wirkung, dass es die Bekenntnisschrift der französischen Protestanten wurde, und auf die französische Literatur durch die Klarheit und Schärfe der Darstellung einen großen Einfluss ausübte. Es enthält wenig Neues. Calvin ist nicht schöpferisch, sondern ein ordnender, systematischer Geist: er entlehnt seine Sätze von Luther, Zwingli, von den Wiedertäufern, bringt sie aber in logischen Zusammenhang. Eigen ist ihm bloß die Art, wie er die Kirche organisierte. Luther kam mit seiner Lehre vom Priesterthum jedes Christen zuletzt zur Folgerung: jeder Fürst ist Papst; in den Gebieten, die Zwinglis Lehre folgten, ordneten die Gemeindebehörden das Kirchenwesen, gieng also die Kirche gleichfalls im Staate auf. Calvin sucht die Kirche aus dieser unwürdigen Stellung emporzuheben. Sein Ideal ist eigentlich die Theokratie, sein Vorbild der mosaische Staat. Ein republikanischer Geist weht durch seine Lehre, und auf Freiheit unter der Herrschaft Gottes arbeiten die Calviniſten ein Jahrhundert hindurch in mehreren Staaten Europas los, während ihnen der Glaube an die Vorherbestimmung eine Kühnheit einflößt, welche an die Tapferkeit der Kämpfer Gottes in den ersten Zeiten des Islam erinnert. Renata. Kirche und Staat. Republikanischer Geist.

Alles, was geschieht, geschieht nach Calvin mit Nothwendigkeit. Der Mensch glaubt frei zu handeln, wird aber von Gott dazu getrieben; auch beim Sündigen thut er eigentlich nur, was er thun muss.[1]) Der Tod ist eine Frucht der Sünde Adams, der Fall der ersten Menschen aber von Ewigkeit vorherbestimmt. Calvin findet ungemein viel Tröstliches in der Überzeugung, dass Gott nicht bloß im allgemeinen, sondern auch im einzelnen alles lenke, dass nichts sich ereignen könne ohne die ausdrückliche Anordnung Gottes, denn jetzt fühle der Mensch sich sicher in der Hand eines allwissenden, allbestimmenden, allmächtigen und allgütigen Vaters. — Folgerichtig fährt Calvin fort: auf Antrieb Gottes thut der Mensch, was ihm nicht erlaubt ist, durch eine geheimnisvolle göttliche Inspiration wendet sich das Herz des Menschen Prädestination.

[1]) Cadit ergo homo Dei providentia sic ordinante.

Beza. zum Böſen. Calvins Schüler und Nachfolger Beza drückte, nur in anderer Weiſe, denſelben Gedanken mit den Worten aus: Gott erſchafft einen Theil der Menſchen als ſeine Werkzeuge zu dem Zwecke, damit er durch ſie Böſes wirke. In ähnlicher Weiſe hatte Melanchthon 1525 geſchrieben, Gott wirke alles, das Gute wie das Böſe, er ſei der Urheber des Davidiſchen Ehebruchs und des Verrathes des Judas wie der Bekehrung Pauli, — und der geiſt-
Möhler. reiche Symboliker Möhler macht dazu die richtige Bemerkung: „Sollte ſich auch jemand die befangenſte und ſeltſamſte Vorſtellung von den Verirrungen der katholiſchen Kirche gebildet haben, möchte er die Behauptung wagen, daſs alle dieſelben zuſammengenommen dieſe einzige nicht aufwiegen.“ — Wie Luther ſo ſucht auch Calvin ſich mit einem verborgenen Willen Gottes zu helfen, da der geoffenbarte mit dieſer Lehre in ſchneidendem Widerſpruche
Prädeſtination. ſteht. — Die Vorausbeſtimmung bezeichnet Calvin als „jenen ewigen Rathſchluſs Gottes, durch welchen er bei ſich feſtgeſetzt hat, was aus jedem Menſchen werden ſoll. Denn nicht zu gleichem Schickſale ſind alle geſchaffen: den einen iſt das ewige Leben, den anderen die ewige Verdammung beſchieden. Je nachdem alſo jemand zu dem einen oder dem anderen Ende geſchaffen iſt, nennen wir ihn auch zum Leben oder Tod vorherbeſtimmt. — Hinſichtlich der Erwählten iſt dieſer Beſchluſs in ſeiner unverdienten Barmherzigkeit gegründet ohne Rückſicht auf menſchliche Würdigkeit; die aber, welche er der Verdammung überantwortet hat, ſind durch ein gerechtes und untadelhaftes Gericht vom Zugange zum Leben ausgeſchloſſen.“ — Der Gläubige iſt ſeiner Rechtfertigung und ſeiner Seligkeit gewiſs. Zweifel an dieſer Gewiſsheit wäre Verſuchung des Satan. Nur die Auserwählten empfangen die Gnade Gottes im Sacramente, die Nichterwählten werden in der Taufe nur abgewaſchen, und
Sacramente. empfangen im Abendmahl nur Brot und Wein. Calvin nimmt bei ſeinen zwei Sacramenten, Taufe und Abendmahl, neben dem ſinnlichen Elemente ein göttliches Aliment an, welches im Momente des Empfangens dem Gläubigen zuſtröme. Brot und Wein bleiben Brot und Wein, aber eine göttliche Kraft ſtrömt zugleich beim Genuſs des Abendmahles auf den Gläubigen herab.

Idee der Kirche. Die Kirche ſucht Calvin zu heben: es iſt zunächſt eine unſichtbare Kirche, eine Schar von Auserwählten, die, obſchon ſie ſich nicht von Angeſicht zu Angeſicht kennen, dennoch in einem Glauben, in einer Hoffnung, in einer Liebe unter dem einen Chriſtus, dem gemeinſamen Haupte, vereint ſind; der wahrhaft Gläubige iſt überzeugt, daſs er zu dieſer unſichtbaren Kirche gehöre. Die Kirche iſt unſere Mutter, unſere Lehrerin, darum ſollen wir ſie verehren. Sieht Luther die wahre Kirche dort, wo das Evangelium recht verkündet wird, ſo findet Calvin die wahre Kirche dort, wo die Predigt des göttlichen Wortes mit Gehorſam angehört wird. Der Beruf zum Lehren und zur Verwaltung der Sacramente wird von Gott durch die Stimme der Gemeinde ertheilt; die Älteſten aber, das Presbyterium, geben die Ordi-

nation. Ecclesia est sui juris. Fürsten wie Volk sind der Kirchenzucht unterworfen; das Consistorium, die Versammlung der Ältesten und der Prediger, hat das Recht, zu mahnen und zu rügen; die Kirche hat Schlüsselgewalt und Bannrecht. Außer der Kirche ist kein Heil. Lossagung von der Kirche erscheint Calvin als Verleugnung Gottes und Christi, als das abscheulichste Verbrechen. „Selbst wenn der wahre Glauben verdunkelt wird und selbst wenn sittliches Verderben in ihr überhand nimmt, dürfen wir uns nicht von der Kirche trennen; diejenigen, welche allzustreng sind und zum Abfalle aufreizen, sind meist nur von Hochmuth aufgeblasen und von verderblicher Selbstgefälligkeit getrieben." — Wenn wir nun fragen, warum Calvin von der katholischen Kirche sich getrennt hat, entschuldigt er sich damit, dass diese nicht die Merkmale der wahren Kirche an sich trage. Presbyterium.

Dies ist der Kern der Lehre Calvins. Er ist der am meisten logische unter allen Reformatoren, er zieht aus Prämissen Luthers und Zwinglis nur folgerecht seine düstern Schlüsse und hat den Muth, auch die Kehrseite der Münze zu zeigen, und nicht bloß von Gnadenwahl, sondern offen von Vorausbestimmung zur Hölle zu reden. „Der Wille Gottes ist so sehr das höchste Gesetz alles Rechtes, dass man alles, was er will, sobald er es will, für gerecht halten muss." Ein willkürlicher despotischer Gott! Der alte Bengel bemerkte gut: „Die Menschen sind häufig so, wie sie sich Gott vorstellen. Die Reformierten aber haben zufolge der Prädestinationslehre einen despotischen Gott." — Ein Rigorismus in sittlichen Dingen, ein harter und düsterer Zug, aber auch außerordentliche Thätigkeit charakterisiert die Anhänger Calvins. Despotischer Gott.

Auf der Rückkehr aus Italien berührt Calvin Genf. Diese alte Stadt der Allobroger, vielleicht die älteste der Schweiz, welche unter römischer Herrschaft blühte, welche im fünften Jahrhundert zum burgundischen, dann zum fränkischen, dann zum neuburgundischen Reiche gehörte, 1032 an das deutsche Reich zurückfiel, stand unter einem Bischof, neben welchem aber der Gaugraf die alte Burg und gewisse Rechte in der Stadt besaß. Die Grafen suchten ihre Rechte auszudehnen, in ihren Streitigkeiten mit den Bischöfen erstarkte die Bürgerschaft. Seit dem dreizehnten Jahrhundert suchten die Grafen von Maurienne, die durch List und Gewalt allmählich sich zu Herren Savoyens, Piemonts und der Waadt aufgeschwungen hatten, die Stadt ihrer Herrschaft zu unterwerfen.[1] Genf. Savoyen.

Im Streite der drei Gegner erhob sich das Selbstgefühl der Bürgerschaft: sie hatte ursprünglich Antheil an der Wahl des Bischofs, ohne ihre Einwilligung durfte er in wichtigen Angelegenheiten der Stadt nicht entscheiden; sie wählte vier Syndiks oder Verwalter und diese den kleinen Rath, jeder Theil verstärkte ihre

[1] Schuler, Versuch einer politischen Geschichte von Genf bis zum Frieden von St.-Julien 1530. „Helvetia", Bd. IV, 1828. — Mignet, Etablissement de la réforme religieuse à genève, p. 266—275.

Rechte und suchte, sie für sich zu gewinnen. Der Wohlstand stieg, Genf war der Mittelpunkt eines großen Verkehrs zwischen Deutschland, Italien und Frankreich, seine Messe war berühmt; es war nicht mehr Frankreich und noch nicht Schweiz, hatte aber den Geist des einen und die Freiheit der andern. Umso mißlicher aber wurde die Lage des Bischofs, als die Grafen von Savoyen sich des Vidomats bemächtigten — der Vidom eigentlich Vicedominus (Statthalter) sprach das Recht im Namen des Bischofs —, dann als 1394 das Geschlecht der Grafen von Genf erloschen und ihr Erbe, ein Otto von Villars, ihre Besitzungen an Amadeus VIII. von Savoyen verkaufte — es ist derselbe, der später als Felix V. vom Concil zu Basel zum Papste gewählt wurde und sich selbst die bischöfliche Würde von Genf beilegte. Nun folgten Bischöfe aus dem seit 1416 herzoglich gewordenen Hause. Genf wäre ganz savoyisch geworden, wären in diesem Hause selber nicht Zwistigkeiten ausgebrochen, und hätte die Bürgerschaft sich nicht gegen jede Veräußerung verwahrt. Der Bischof Ludwig von Savoyen schloss 1477 für die Unabhängigkeit mit Bern und Freiburg ein Burgrecht oder Schutzbündnis. Der Bischof Johann von Savoyen dagegen übertrug 1515 seine weltliche Gerichtsbarkeit über Genf an Karl III. von Savoyen. Damit stieg die Gefahr für Genf aufs höchste. Die Bürgerschaft parteite sich, die reicheren (Mamelus) waren für Savoyen, ihre Gegner nannten sich Eidgenossen. 1519 hielt der Herzog seinen Einzug in Genf, die Freiburger aber zwangen ihn, wieder heimzukehren durch den Häringskrieg, sogenannt, weil er in die Fastenzeit fiel. Als der Herzog wiederkehrte, mischte sich in Sorge vor dem Umsichgreifen der savoyischen Macht auch Bern ein und 1526 ward zwischen Bern, Freiburg und Genf der Bund zu gegenseitiger Hilfe, zu Schutz und Schirm für Eigenthum und Freiheiten abgeschlossen. Jetzt zog Genf die Rechte des Herzogs an sich, ordnete selber seine Verfassung, vertrieb 44 Mamelus und schaffte auch die Rechte des Bischofs ab, als dieser Savoyen sich geneigt zeigte; von da an hörte die Gewalt eines Vidomes oder Statthalters auf. Im Vertrage von St.-Julien 1530 versprach der Herzog den Eidgenossen, Genf in Ruhe zu lassen, und verpfändete seinen Antheil an der Waadt dafür.

Städtebund gegen Savoyen.

Der Streit mit dem Bischof beförderte die Neuerungen in Genf. Ein Farel. Franzose, Farel, aus guter Familie, geboren zu Gap 1489, der die heilige Schrift ins Französische zu übersetzen begonnen hatte und auch in Basel dem Walten des Bischofs entgegengetreten war, überhaupt eine leidenschaftliche Natur, unermüdlich an Leib und Seele, stand an der Spitze der Reformer, der Chorherr Wernli an der Spitze der Katholiken: es kam zu Aufläufen und Kämpfen in der Stadt, Wernli wurde erschlagen. Der Bischof sprach den Bann über die Stadt aus, Genf hingegen kündigte den Gehorsam auf. Am Reformation. 27. August 1535 zerstörte das Volk die Bilder, erklärte der Rath den Übertritt Genfs zur reformierten Religion und Verbannung über die, welche die Reform nicht annehmen wollten, und das Bisthum für aufgehoben.[1])

[1]) Mignet, Etablissement de la réforme religieuse et constitution du Calvinisme à Genève — in den Mémoires historiques. Paris 1854. p. 252—425. — Schuler, Versuch einer politischen Geschichte von Genf bis zum Frieden von St.-Julien 1530. Bd. IV der „Helvetia", 1828.

1536 schworen die Bürger in einer Versammlung (conseil général), alle vorhergegangenen Beleidigungen zu vergessen, dreimal des Jahres das Abendmahl zu nehmen, nach der Regel des Evangeliums zu leben.

Bern hatte von Genf den Übertritt zur Reform gefordert, Freiburg aber den Bundesbrief zurückgeschickt. Im Kriege gegen Savoyen leistete jetzt auch Bern alleinig Hilfe. Der Herzog hatte Frieden und Handelsfreiheit angeboten, wenn Genf die alte Religion wieder herstelle. Dess weigerte sich Genf: der Bischof könne nur dann wieder in die Stadt kommen, wenn er ein Bischof nach Gottes Wort sein wolle. Schon litt Genf Hungersnoth, da half Bern, es erklärte 1536 an Savoyen den Krieg und eroberte in eilf Tagen die ganze Waadt — machte aber auch Anspruch auf Herrschaft über Genf. Dieses aber erklärte, bloß um frei zu bleiben, habe es das Protectorat Frankreichs abgelehnt, und jetzt verlängerte Bern mit Genf den Bund auf weitere fünfundzwanzig Jahre. Bern. Die Waadt.

Farel war damals der Leiter in Genf.[1]) Von seinem Eifer, die Bilder zu zerstören, hat er den Beinamen „der Wilde", in seiner Jugend hatte er ebenso eifrig die Bilder mit Blumen geschmückt und zu ihren Füßen gebetet. Er war eine jener Naturen, die in allem ganz und ungetheilt sein wollen. Seine Rücksichtslosigkeit hatte ihm viele Misshandlungen zugezogen, in Aulen, in Olon, in der Waadt, in Valangen. In letzterem Ort fieng er an zu predigen, während ein Priester die Messe las, und sein Genosse riss dem Priester die Hostie aus den Händen; begreiflich, dass das andächtige Volk die Störer halbtodt schlug. Seine Vorträge wurden oft durch Schreien, durch Steinwürfe unterbrochen, öfter kam er blutspeiend von seinen Ausflügen zurück. Seit 1533 wirkte er in Genf unermüdlich im Zerstören. Die Reformpartei hatte gesiegt — jetzt sollte aufgebaut werden und dazu reichten seine Kräfte nicht aus und ein tüchtiger Mitarbeiter war ersehnt.

Da kam Calvin durch Genf.[2]) Ein französischer Prediger erkannte ihn und meldete Farel seine Ankunft. Farel, um einen Gehilfen gegen den ausbrechenden Sturm besorgt, denn viele Bürger waren über sein Treiben empört und wollten in Freiheit leben, eilte sogleich zu Calvin, um ihn für Genf zu gewinnen. Calvin lehnte ab, er wollte den Studien leben — „aber da hielt er mich mittelst einer fürchterlichen Beschwörung, so dass mir vorkam, als hätte Gott selbst seine Hand über mich ausgestreckt, um mich festzuhalten. Weil er sah, dass er mit Bitten nichts ausrichtete, steigerte er seine Rede bis zur Verfluchung, dass es Gott gefallen möchte, die Ruhe und Muße zum Studieren, die ich suchte, zu verfluchen, wenn ich mich weigerte, in so großer Noth Hilfe zu leisten. Erschreckt und erschüttert nahm ich die Stelle an." Es war im September 1536.

So kamen Calvin und Genf in Beziehung zu einander. Calvin fieng an im Dom zu St. Peter öffentlich die Schrift zu erkären; er gab einen Katechismus in französischer Sprache heraus, er unterstützte Farel im Prediger- Calvin in Genf.

[1]) Kirchhofer, Das Leben Farels, aus den Quellen bearbeitet. 2 Bde. Zürich 1831—1833. — Schlosser, Leben des Theodor Beza und des Peter Martyr Vermigli. 1809.

[2]) Vita Calvini a Theodoro Beza accurate descripta. — Henry, Das Leben Calvins. 2 Bde. Berlin 1835—1844. — Kampschulte, Johann Calvin, seine Kirche und sein Staat in Genf. Leipzig 1869. — Lettres de Calvin par Jules Bonnet. Paris 1854.

amt. Er war eine despotische Natur, er eiferte gegen das Fluchen, Lästern, gegen Hazardspiele, Maskeraden, Kleiderpracht. Er bewirkte, dass ein Spieler mit dem Kartenspiel am Hals an den Pranger gestellt wurde, dass eine Putzmacherin drei Tage ins Gefängnis kam, weil sie eine Braut zu sehr geschmückt hatte, und die Braut, dann ihre Mutter und zwei Freundinnen, die dabei
Gegner. geholfen. Die freien Genfer spürten in dem schmächtigen, blassen Prediger mit den durchdringenden Augen, der gebogenen Nase und hohen Stirn, der scharfen Rede bald den kommenden Herrscher heraus und suchten ihn zu stürzen. Calvin und Farel strebten die junge Kirche von der Staatsgewalt unabhängig zu machen, die Bürger aber wollten nicht das Joch eines Bischofs abgeschüttelt haben, um sich einer viel härteren clericalen Autorität zu fügen.

Rein äußerliche Dinge, wie die Abschaffung der Taufsteine und die Abschaffung aller Festtage außer dem Sonntag, gaben den Anlass zum Kampf. Die Berner wollten eine Uniformität der Gebräuche und klagten bei Genf und der Rath verlangte, dass Calvin und Farel sich fügen, bis eine Synode darüber entschieden. Calvin weigerte sich — da wurde ihm das Predigen verboten. Er bestieg dennoch die Kanzel, denn man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen; er erklärte stolz, das Abendmahl könne nicht gespendet werden, solange in der Bürgerschaft keine würdigere Stimmung herrsche. Die Bürgerversammlung aber
Calvin verbannt, beschloss am 23. April 1538, Calvin und Farel hätten innerhalb zweier Tage die Stadt zu verlassen. Calvin zog nach Straßburg, wo er als Prediger der reformierten Gemeinde französischer Flüchtlinge Beschäftigung fand, seine „Institution chrétienne“ überarbeitete, seine Auslegung des Briefes an die Römer schrieb und von wo aus er die Reichstage zu Hagenau, Worms und Regensburg als Abgeordneter Straßburgs besuchte und da Freundschaft
in Straßburg, mit Melanchthon schloss. In Straßburg vermählte er sich mit der Witwe eines ehemaligen Wiedertäufers, Idelette von Büren. Das einzige Kind aus dieser Ehe starb früh, die Gattin starb nach neunjähriger Ehe. So lösten sich schnell die zarten Bande, welche die censorische Strenge dieser stolzen, herrischen Seele mildern konnten. Die Härte und Schroffheit seines Sinnes traten bald schrankenlos hervor, die Glut seines Eifers war eine verzehrende; wehe dem, der sie hemmen wollte: er wurde verbrannt!

Da bat ihn eine Gesandtschaft aus Genf, zurückzukehren und die verlassene Stellung wieder einzunehmen. Seine vier mächtigsten Gegner waren nicht mehr, dagegen war Genf daran, den Vorstellungen des Cardinals Sadolet weichend, in den Schoß der alten Kirche zurückzukehren. Niemand außer Calvin war diesem Manne gewachsen. Das zog bei Calvin, er nahm an, aber unter stolzen Bedingungen: „Wollt ihr mich in eurer Stadt haben, so schafft die herrschenden Sünden weg. Meint ihr es redlich mit meiner Zurückberufung, so verbannet die Laster, mit denen ich nicht zusammen in euren Mauern wohnen kann. Mit einer verfallenen Kirchenzucht und ungestrafter Frechheit im Bösesthun kann ich nicht zugleich haushalten!“ — Nahm aber Calvin nicht selber ein Laster mit, den Hochmuth? — Am 1. September 1541 zog Calvin wie ein Triumphator ein und war fortan der Herrscher,

der Chalife der Schweiz. Der Rath gab ihm die Stelle eines Pfarrers und Professors der Theologie, ein Stück Tuch zu einem neuen Rock, eine bescheidene Wohnung, einen anständigen Gehalt, 500 Gulden nebst einigen Naturalien. wieder in Genf,

Calvin, „der Lykurg von Genf", organisierte alsbald die Kirche von Genf; eine Theokratie im biblischen Sinne war sein Ideal, sich selber hielt er von Gott zur Einrichtung berufen, ließ nach seinem Sinne die Geistlichen wählen — der Rath und die Gemeinde bestätigten die Wahlen. Den Geistlichen gab er Älteste bei, die gleichfalls von den Geistlichen bezeichnet und von dem Rathe und der Gemeinde bestätigt wurden. Diese Geistlichen und Ältesten bildeten das Consistorium, welches sich zur Handhabung der Kirchenzucht alle Donnerstage versammelte; es verurtheilte Flucher, Lästerer, Hurer, Tänzer, Verächter des Gottesdienstes ohne Rücksicht auf Stand und Person. Ehebruch wurde mit dem Tode bestraft. Ein Kind wurde gepeitscht, weil es seine Mutter Teufelin genannt hatte; ein Kind wurde enthauptet, weil es Vater und Mutter geschlagen hatte. Eine Dame aus Ferrara mußte bei Todesstrafe binnen vierundzwanzig Stunden Genf verlassen, weil sie gegen Calvin gesprochen hatte. Oft trat Calvin vor den Rath und verlangte schärfere Strafen. Ein neuer Geist kam über Genf, es wurde eine strenge, fromme Stadt. „In allen Tempeln und Häusern", sagt ein Zeitgenosse, „wird das Evangelium verkündet, nie verstummt der liebliche Gesang der Psalmen." Nur Psalmen wurden gesungen in schwerwiegenden, langgezogenen Noten, keine Lieder. Das stehende Gebet war ein Bußgebet. Die Geistlichen giengen in die Häuser, um den religiös-sittlichen Zustand der Familie zu untersuchen, prüften die Leute aus dem Katechismus. ordnet Genf. Consistorium. Sittenstrenge.

Aber viele rüttelten vor Ingrimm an den Ketten. Calvin nennt sie „Libertiner", „widerbellende Hunde", wie er denn gegen seine Widersacher meist grober Ausdrücke sich bedient. Es waren Leute darunter, die zum Guten nicht gezwungen sein wollten, aber auch Leute von lockeren Grundsätzen. Libertiner.

Einige gaben ihren Hunden den Namen Calvin, den Nachstellungen anderer entgieng der Reformator nur durch sein Glück. Kühn trat er hin und wieder dem Widerstand entgegen oder lähmte ihn dadurch, daß er die Verfassung Genfs aristokratisch umbildete. Die große Versammlung der Bürger durfte fortan nur noch zweimal des Jahres zusammentreten, um unbedeutende Dinge, wie den Preis des Weines, zu bestimmen. Nichts durfte da vorgeschlagen werden, was nicht der Rath der Sechzig vorher und noch früher der kleine Rath genehmigt hatte. Dabei wirkte Calvin durch klare, bündige Darstellung seiner Lehre: er predigte jede zweite Woche alle Tage. Nahm man seine Grundsätze an, so mußte man all seine Folgerungen zugeben; Logik ist die Stärke Calvins. Für die Erwachsenen hielt er jeden Freitag eine Congregation, mit den Unerwachsenen wurden eifrige Katechisationen abgehalten. Mit dem Sündenbekenntnis ward der Gottesdienst eröffnet. Die Prediger wurden zu musterhaftem Leben angehalten, zu häufigem Krankenbesuch; die Verwandten sollten mit dem Kranken das Abendmahl genießen. Wie Calvin wirkte.

Zuzug von eifrigen Fremden half Calvin den Widerstand der Genfer brechen. Massen von Flüchtlingen aus Frankreich, aus den Niederlanden, aus

Fremde. England, aus Spanien, aus Italien wanderten in Genf ein, einmal wurden zusammen 300 neue Bürger aufgenommen, meist Franzosen. Sie waren Calvins Stütze, ohne sie wäre er den Genfern erlegen; sie verbreiteten hinwieder Einfluss auf Europa. seinen Namen und seine Lehre durch ganz Europa. Hier wurden die Prediger für den ganzen Westen gebildet. Calvin hielt dreimal in der Woche exegetische Vorträge, öfter alle Tage, er hatte oft 1000 Zuhörer. 1559 wurde hier eine Akademie gestiftet.[1]) „Schicket uns Holz, so wollen wir Pfeile daraus schnitzen und euch zusenden." Auf Frankreich übte Calvin den größten Einfluss aus, stand mit dem aufständischen Adel, mit Coligny in Verbindung, in England mit Eduard VI., mit Cranmer, mit Somerset, in Schottland mit dem Adel; Knox, der Reformator Schottlands, wurde 1554—1559 in Genf gebildet; auch auf Mähren, Ungarn, Polen erstreckte sich der Einfluss Calvins. Er gedachte sogar, ein protestantisches ökumenisches Concil zustande zu bringen. Consensus Tigurinus. In der Schweiz stieg sein Einfluss seit dem Consensus Tigurinus, seit auf einer Zusammenkunft in Zürich eine Vereinbarung in der Lehre vom Abendmahle erzielt war.

In unmittelbarer Nähe fehlte es nie an Feinden. „Diese Hunde von Franzosen", sagte ein Libertiner, „sind Ursache, dass wir Sclaven sind und Verfolgung. vor Calvin Bücklinge machen und die Sünden bekennen müssen." Sie wurden gebeugt, vertrieben oder vernichtet. Abweichen von seiner Ansicht ward als Staatsverbrechen behandelt. Bolsec. Bolsec, der öffentlich die Prädestinationslehre gottlos und falsch nannte, zumal sie Gott zum Urheber der Sünde mache, wurde gefangen gesetzt, dann aus Genf verbannt unter Drohung der Prügelstrafe, wenn er das Gebiet der Republik wieder betrete. In Frankreich gab er dann 1577 eine Geschichte Calvins heraus, worin er behauptete, der Reformator sei in seiner Jugend Castellio. wegen lasterhaften Wandels gebrandmarkt worden.[2]) Der Schulrector Castellio musste, weil er sich Calvins Ansichten, z. B. in Betreff des Hohen Liedes, nicht anschloss,[3]) Genf verlassen. Um seine zahlreiche Familie zu erhalten, fischte der gelehrte Savoyarde in Basel herabschwimmendes Holz im Rhein auf, bis er die Professur der griechischen Sprache erlangte. Gruetius, der angebliche Verfasser eines Placates gegen Calvin, wurde nach monatelanger Tortur 1547 enthauptet, er hatte es für ein Unrecht erklärt, dass die ganze Stadt einem einzigen melancholischen Menschen gehorche, der die Leute um alle Freude bringe; er hatte ihn einen Papst, einen Heuchler genannt. Am schreiendsten ist die Behandlung Servets.

Servet Michael Servet, ein kühner, feuriger Aragonese, geboren 1509 zu Villa Nueva in Aragonien, hatte in seiner Jugend Italien und Deutschland bereist und 1531 zu Hagenau ein Buch, „De trinitatis erroribus", herausgegeben, welches eine pantheistische Darstellung der Trinitätslehre enthält. Der Vater ist ihm der alleinige Gott, die göttliche Substanz, Sohn und Geist sind die ver-

---

[1]) Zur Bildung von Theologen. Der erste Rector war Theodor Beza. Schon im ersten Jahre waren 900 Männer fast aus allen Nationen Europas eingeschrieben.

[2]) De la vie, moeurs, actes, doctrine et mort de Jean Calvin. Lyon 1577.

[3]) Er erklärte es für ein erotisches Lied im orientalischen Stile, für „ein fleischlich Buhllied", wie Hottinger sagt; er nannte die Lehre von der Gnadenwahl anstößig, desgleichen die von der Höllenfahrt Christi. — Mähly, Seb. Castellio. Basel 1863.

schiedenen Formen der sich an und in uns kundgebenden Gottheit. Sohn und Geist sind nicht innerlich und nothwendig am Wesen des Vaters, sondern schlechthin zufällig, richten sich bloß nach der Welt, in einer anders geordneten Welt hätte sich ebenso leicht eine Quaternität statt einer Trinität geltend machen können. Servet kennt Philo und gibt dessen Anschauungen oft mit den gleichen Worten: Alle Creaturen kommen aus der Substanz Gottes, alles ist Gottes voll, nur gibt es verschiedene Weisen des göttlichen Seins und Lebens. — Christus erhält alle Prädicate, die Philo dem Logos beilegt: er ist die ideale Welt, die Weltidee, das Meer der Ideen, das Urbild des allgemeinen Lebens, der Weltschöpfer und Weltleiter; der heilige Geist ist die Weltseele und der Mensch Jesus Christus der Sohn Gottes.[1]) In Basel, dann in Straßburg gerieth Servet in Streit ob dieser Lehren; um der Gefahr zu entfliehen, gieng er unter dem angenommenen Namen Villeneuve nach Paris, wo er sich insbesondere den Naturwissenschaften widmete, medicinische Schriften und auch den Geographen Ptolemäus herausgab. Zur selben Zeit studierten Ignatius von Loyola und Calvin in Paris, mit letzterem gerieth Servet oft in Streit. Diesen wollte er später in Genf fortführen und schrieb deshalb an Calvin, der aber meinte: „Ich verspreche ihm keine Sicherheit; wenn ich aber Macht habe, so lasse ich ihn nicht mehr lebendig aus der Stadt." — Indes schrieb Servet gegen Calvins „Institutio" seine „Restitutio Christianismi", die insgeheim in Vienne gedruckt wurde. Servet bespricht darin schon die Circulation des Blutes.[2]) Die katholische Inquisition ignorierte das Buch, da bekam sie von Genf aus Anzeige über dasselbe, über den wahren Verfasser, und als sie nach Beweisen fragte, bekam sie den Brief Servets an Calvin. Also der Reformator machte sich zum Büttel der Inquisition! Servet ward nun verhaftet, entfloh aber aus Vienne. Er wollte nach Neapel, traf unter falschem Namen und verkleidet in Genf ein, wurde jedoch erkannt und als Ketzer vor Gericht gestellt. Vergebens war die Verwahrung des Unglücklichen, er habe auf Genfer Boden nichts Böses gethan, Genf habe kein Recht, ihn vor Gericht zu stellen. Man fragte ihn, ob er nach Vienne wieder zurück wolle, von wo aus man auf ihn fahndete. Servet zog vor, in Genf gerichtet zu werden. Die Libertiner hatten ihm Muth gemacht, die ganze Existenz Calvins stand damals auf dem Spiel, man wollte ihn zum zweitenmale verbannen, das Consistorium stürzen, vielleicht wäre Servet dann an Calvins Stelle getreten. Allein Calvins Kühnheit siegte, die Gegner verloren den Muth. Servets Apellation von den Richtern an den großen Rath wurde nicht beachtet, 26. October 1553 wurde das Urtheil gefällt, das den Aragonesen sammt seinen Schriften zum Feuer verdammte. Farels Versuche, den Unglücklichen zu bekehren, waren umsonst: man solle ihm einmal beweisen, dass Christus vor seiner Menschwerdung in der Schrift Sohn Gottes genannt werde; Calvin wollte er übrigens um Verzeihung bitten, wenn er ihn persönlich beleidigt habe. Die Bitte um eine mildere Todesart war umsonst. Am 27. October bestand Servet sein schweres Schicksal[3]) nach langem Todeskampf; das grüne Holz wollte nicht brennen, man musste feurige Reisbündel auf ihn werfen. „Jesu, du Sohn des ewigen Gottes," rief er in einemfort, „erbarme dich meiner!" — weigerte sich aber zu rufen: „Jesus, du ewiger Sohn Gottes!" — Das Buch, das mitverbrannt werden sollte, die „Restitutio", das

in Genf.

vor Gericht.

Versuch, Calvin zu stürzen.

Servet verbrannt.

[1]) Staudenmaier, Die Idee des Christenthums. S. 714—720.
[2]) Flourens, Histoire de la découverte de la circulation du sang. Paris 1854.
[3]) Auf dem Platze Champel, einer kleinen Anhöhe vor Genf.

einzige, noch vorhandene Exemplar, von den Flammen beleckt, befindet sich auf der Nationalbibliothek zu Paris. — Die Gegner Calvins schrien über die neue Inquisition. Der „sanfte" Melanchthon aber schrieb an Calvin: „Die Kirche dankt Dir und wird Dir in Zukunft danken. Eure Richter haben mit Recht diesen Gotteslästerer zum Tod verurtheilt." [1])

Zweiter Versuch.

Zwei Jahre später fand noch ein Versuch statt, diese Predigerherrschaft zu brechen: Calvin sollte mit seinen französischen Freunden ermordet werden. Die Verschwörung kam an den Tag, vier Häupter wurden hingerichtet. Fortan herrschte Calvin unbestritten. Seine letzten Jahre waren durch schwere körperliche Leiden gedrückt, durch Asthma, Gicht, Nierenleiden, Migraine, denen er mit seltener Seelenstärke Widerstand leistete, thätig bis zum letzten Augenblick. Als er sein Ende nahe fühlte, wollte er sich in den Rath tragen lassen, um feierlich seine letzten Mahnungen zu ertheilen, der Rath kam jedoch in das Haus des Sterbenden. Unauslöschlich war der Eindruck, der Rath sprach von der Majestät seines Charakters. Calvin starb 27. Mai 1564. Kein Stein durfte auf seinem einfachen Grabe errichtet werden, 225 Thaler war seine ganze Hinterlassenschaft. Nicht Besitz, sondern Herrschaft war die Leidenschaft dieser kräftigen, stolzen, düsteren Seele. „Ich will lieber rasen, als nicht zürnen," sprach er offen aus. Calvin hatte weder Sinn für Poesie und Musik wie Luther und Zwingli, noch Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur. Er war der Mann des Systems und der größte Theologe der Reformation bis auf Schleiermacher.

Calvins Charakter.

Beza.

Calvins Nachfolger in Genf, Theodor Beza, rechtfertigte die Hinrichtung Servets unter anderem mit den Worten: „Kann man ein größeres Verbrechen denken, als wenn die Irrlehre zur Blasphemie wird, das heißt: wenn jemand Gottes Wort und der Kirche Ordnung hartnäckig verachtet, und er, wie von einer tollen Wuth ergriffen, auch die andern zu verführen und verderben trachtet? Mord, Ehebruch, Diebstahl und dergleichen Verbrechen vergreifen sich an der Gesellschaft, doch nur so, daſs der Schaden etwa geschätzt werden kann; wer aber irgendwo den wahren Gottesdienst zu verderben strebt, der zündet ein Feuer an, das nur mit dem Verderben vieler Tausende gelöscht werden kann. Soll der geistliche Magistrat, der die Ehre des lebendigen Gottes zu wahren hat, unter den Menschen zurückstehen, hinter den Heiden, den Athenern z. B., welche die Gottlosigkeit mit dem Tode bestraften, da es sich doch nur um Götzen und Aberglauben handelte? Oder soll derjenige, welcher Gottes Majestät beleidigt, nicht mit dem Tode bestraft werden, wenn schon der gewöhnliche Majestätsverbrecher diese Strafe erleidet!" — Diese Worte wurden Norm für die Reformierten und haben vielen das Leben gekostet. — Beza ist aus Vezelay, geboren 1510, machte seine Studien in Orleans, Bourges, Paris, bewies in seinen Jugendgedichten („Juvenilia") poetisches Talent, aber auch eine befleckte Phantasie, ward durch Wolmar für die Neuerung gewonnen und kam nach allerlei Irrfahrten nach Genf und zu einflussreicher Stellung, in der aber sehr oft sein Benehmen mehr politisch als christlich war. —

---

[1]) Corpus Reformatorum, VIII, p. 362. — Beza schrieb zur Vertheidigung Calvins das Buch „De haereticis a civili magistratu puniendis", das 1560 ins Französische übersetzt wurde.

Franz I. Karl V. Clemens VII. — Wirtemberg.

Nach den langen Kriegen um Italien bedurfte Frankreich der Ruhe, um seine Kräfte wieder zu sammeln; der König selber war nicht mehr kriegslustig, darum längere Waffenruhe nach außen. Diese Zeit des Friedens erwarb dem Könige den Namen des Vaters der Wissenschaften (père des lettres). Frankreich gab dem Ausland damals nicht den ersten Anstoß, es empfieng denselben vom Ausland. Franz hatte aus seinen Kriegen viele Italiener mitgebracht, die an Lehranstalten zu Stellen kamen, die ihm seine Schlösser bauten, seine Statuen gossen, seine Bilder malten. Auch für Frankreich kam jetzt die Zeit der Renaissance. Renaissance.

Die religiösen Neuerungen fanden auch in Frankreich Boden, und die Regierung war lange unsicher, wie sie sich zu denselben verhalten solle, daher ihr Schwanken zwischen Duldung und blutiger Verfolgung. Meist hieng ihr Benehmen mit der äußeren Politik zusammen. War Karl V. mit den Protestanten gespannt, so kokettierte der französische Hof mit den Neuerungen; vertrug sich der Kaiser mit den Neuerern, so näherte sich Franz I. dem Papste und geberdete sich als erster Sohn der Kirche und Schützer des Glaubens. Mit dem Frieden von Cambray war es ihm nie recht ernst, Genua, Mailand, Neapel, den Frieden zu Madrid konnte er nie vergessen; wo es eine Gelegenheit gab, Habsburg zu schaden, ergriff er sie mit Eifer, und einzig sein Geld gab das Mittel, um Ferdinand I. Wirtemberg zu entreißen. Mit der Rückkehr des alten Fürstenhauses siegte dann die Reformation in Wirtemberg. Franz I.

Viele Italiener, welche für Franz I. Partei genommen hatten, kamen als Flüchtlinge nach Frankreich. Der Florentiner Strozzi und der Neapolitaner Caraccioli wurden Marschälle. Insbesondere kamen viele Künstler, Kaufleute, Fabrikanten. Der Aufschwung der Seidenweberei in Lyon beginnt seit dem Fall von Florenz. Der Handel nahm, durch bessere Grundsätze geschützt, einen hohen Aufschwung, dadurch auch die Schiffahrt: 1504 schon holen die Franzosen selbst in Brasilien das Färbeholz. 1529 fahren sie nach Madagascar und Sumatra, 1509 entdecken Bretonen das Cap Breton und besuchen es fortan wegen des Stockfischfanges. 1524 befuhr der Florentiner Verazzano die Küste von Cap Breton bis Florida und nahm Besitz davon im Namen Franz I., 1534 fuhr der Bretone Jaques Cartier aus St. Malo den Lorenzstrom hinauf und entdeckte Canada. Der Norden Amerikas hieß Neu-Frankreich (Nouvelle France). 1540 gieng Roberval als Vicekönig mit fünf Schiffen nach Canada, um Ansiedlungen zu gründen. Jean Ango aus Dieppe kämpfte mit seinen Kaperschiffen glücklich gegen die Portugiesen. Industrie. Handel. Neu-Frankreich.

Der König wetteiferte mit seinen Großen im Bauen: Chambord entstand 1526, St.-Germain, Fontainebleau 1528. Der italienische Geschmack siegte über den französischen. Leonardo da Vinci schmückte den Hof wie Andreo del Sarto, Sebastian Serlio, Benvenuto Cellini, der Florentiner Rosso, der Bologneser Primaticcio, der Architekt Vignole. Bauten. Kunst.

Ende der Gothik. In der Sculptur behauptete sich durch **Jean Goujon** die französische Schule gegen die italienische. 1540 wurde das neue **Louvre** begonnen. Im Kirchenbau wurden einige Tempel im gothischen Stile noch beendet, die anderen blieben für immer Torsos, es ist die **letzte Zeit der Gothik**, sie endete mit dem Mittelalter. In den Hugenottenkriegen ist unsäglich viel zerstört worden und der französische Geschichtschreiber **Henri Martin** spricht[1]) die berechtigte Klage

Reichthum. aus: „Wer kann ohne Bedauern sich die monumentale Pracht Frankreichs in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts vor dem Ausbruch der unglückseligen Religionskriege vorstellen, welche die Losung zu unersetzbaren Verlusten gaben? Alle Kathedralen, die jetzt noch meist verstümmelt und verwüstet fortbestehen, strahlten damals im prachtvollen Schmuck der gemalten Fenster und der Bildsäulen; rings um sie drängte sich eine unsägliche Menge von Klosterkirchen, Klöstern und Kapellen, Häusern mit Thürmen in allen Tonarten der Kunst von dem romanischen Stil bis zu dem der Renaissance. Die Felder, die Wälder, die Ufer waren belebt durch tausende von kirchlichen oder ritterlichen Bauten. Die Städte, eingeschlossen von den hohen Thürmen ihrer malerischen Ummauerung, waren voll von eigenthümlichen Palästen und Häusern. In seltsamem Gegensatz dazu war die Kunde vom materiellen Wohlbefinden, von den Bequemlichkeiten des Lebens noch in

Kunstliebe. ihrer Kindheit, aber der Sinn für die Kunst durchdrang alles wie bei den Alten: **die Kunst war von den ekstatischen Höhen des dreizehnten Jahrhunderts herabgestiegen zu den Dingen des Lebens und veredelte ihren Gebrauch**: die Tracht so edel, so elegant, so anmuthsvoll, ausgesucht und eigenthümlich, die Waffen wunderbar ciseliert und damasciert: Alles war in Harmonie, jeder Handwerker war ein Künstler, das Stoffliche war von der Seele, von der Einbildungskraft beherrscht. Du schönes Zeitalter der Kunst, wie bist du leider so schnell verschwunden! Europa wird dich nicht mehr sehen."

Rechtswissenschaft. Auch die **Rechtswissenschaft** nahm einen neuen Aufschwung. **Alciati** aus Mailand gründete mit Hilfe Franz I. die Schule zu **Bourges** 1529. Eine gründliche Erklärung des römischen Rechtes wurde angestrebt: unter Alciatis Schülern haben **Pierre de l'Etoile, Duaren, Ferrier, Chasseneux** einen Namen; der größte, der aus der Schule hervorging, ist **Cujas**. Auch in den

Naturwissenschaft. **Naturwissenschaften** und in der Heilkunde waren mit Hilfe der Italiener an die Stelle der Araber und Juden **Hippokrates** und **Galenus**, das heißt **Beobachtung der Natur und Induction**. Vertreter dieser Richtung waren **Brissot** und **Ruel**, einer der Gründer der Botanik. **Wilhelm Kopp** aus Basel und **Günther** aus Andernach. **Günther** und **Dubois** lehrten in Paris die Anatomie.

Rabelais. **Franz Rabelais** veröffentlichte den genuinen Text des **Hippokrates**, [illegible] „**Gargantua und Pantagruel**" [illegible], ein Mann von reicher [illegible] Schriften zu [illegible] 1483 [illegible] Bruder [illegible] unter- [illegible] Rabelais [illegible] vielmehr [illegible] lernen, [illegible] Hippo-

[illegible]

krates und Galenus, später in Lyon; er begleitete auch den Bischof von Paris, Johann du Bellay, nach Rom, als dieser in Sachen Heinrichs VIII. beim Papst vermitteln sollte. In seinen burlesken Erzählungen predigte er allgemeines Wissen, Wohlwollen, Fortschritt, Menschlichkeit, Duldung, Achtung vor dem Gedanken, gleiches Recht für alle. Er ist ein Weiser im Gewand eines Narren. Für die französische Schriftsprache war er von Bedeutung wie Dante für die italienische, er studierte alle Dialecte und sammelte die besten Ausdrücke — an Kraft der Sprache ist er von keinem Franzosen seither übertroffen. Gott ist ihm die unendliche Sphäre, deren Mittelpunkt an jeder Stelle des Universums, deren Grenze nirgends ist. Die Fortdauer der Seele betonte er oft, sterbend aber soll er 1553 gesagt haben, er gehe jetzt, um das große Vielleicht zu suchen. Rabelais war in der letzten Zeit Pfarrer in Meudon und die Päpste Clemens VII. und Paul III. hatten ihm Begünstigung erwiesen, Diana von Poitiers ihm die Pfarrerstelle verschafft. Hier schrieb er den vierten und fünften Theil seines großen satyrischen Werkes, des „Gargantua und Pantagruel". Hier lebte er noch lange in der Liebe des Volkes fort, denn bei all seinem kaustischen Wesen war Rabelais uneigennützig, aufrichtig, ein treuer Freund.[1])

Naturwissenschaft.

Für Naturwissenschaften zeigte Franz I. ein lebhaftes Interesse. Manches Naturwissenschaftliche geschah. Feruel war gegen den Götzendienst, den man mit den Griechen trieb, und wies über sie hinaus. Die Chirurgie hob sich mit Paré, seit Vesalius, der Leibarzt Karls V., Großes leistete in der Anatomie. Rondelet schrieb über die Fische, Pellissier, Bischof von Montpellier, über die Botanik, über die „Naturgeschichte" des Plinius. Fine übersetzte den Euklid, Duhamel commentierte den Archimedes. Simon Grynäus aus Basel gab in Paris eine Sammlung der Entdeckungsreisen heraus. Auch die Philologie nahm einen Aufschwung, Palsgrave gab 1530 die erste französische Grammatik heraus. Robert Etienne (Stephanus) 1535 den „Thesaurus linguae latinae", Budé 1529 seinen „Commentaire de la langue grecque"; er war es, welcher den König 1529 zur Gründung des Collège royal bewog mit eigenen Lehrkanzeln für die griechische und hebräische Sprache. Die Vorurtheile dagegen, als führe das Griechische zur Ketzerei, das Hebräische zu jüdischer Gesinnung, schwanden bald. 1534 wurde die Lehrkanzel für lateinische Beredsamkeit, 1538 für die arabische und chaldäische Sprache gegründet, 1530 ein Lehrstuhl für Mathematik, 1542 für Medicin, 1543 für griechische Philosophie. Die Wissenschaft war an dieser Anstalt ganz in den Händen der Laien. Mit dem Collegium stand eine königliche Buchdruckerei in Verbindung. Ein Haus für 600 Jünglinge gedachte Franz I. dabei zu errichten, die in die Tiefe der Wissenschaften eingeführt werden sollten; allein die Kriege und die religiösen Neuerungen untergruben diesen Plan.

Philologie.

Collège royal.

Geistige Bewegungen wie die Reformation kennen keine Landesgrenzen, sie zünden mit Blitzesschnelle in der größten Entfernung. Auch Frankreich hat seine Geschichte der Reformation, wenn diese auch entsprechend dem Geiste der Nation einen anderen Charakter hat. Leo macht[2]) die bedeutsame Be-

[1]) Einige interessante Notizen über ihn — bei Michelet, Réforme, p. 354 bis 364.

[2]) Leo, Universalgeschichte, III, S. 192.

merkung: „Es ist im allgemeinen einiger Unterschied zwischen Geisteskämpfen in Deutschland und Frankreich, wenn es auch einige Deutsche geben mag, die sich wie Franzosen, und einzelne Franzosen, die sich wie Deutsche geberden; — es ist einiger Unterschied und zwar ein dem alten Unterschied des germanischen und keltischen Wesens entsprechender. Die keltische Race, wie sie in Irland, Frankreich und anderwärts erscheint, hat in sich eine Art thierischen Triebes zum Handeln, eine Energie, die zu einer äußeren Bethätigung kommen muss. — Petulanz in allen Adern zeichnet sie aus. Während wir in Deutschland nur handeln, wenn uns eigene Noth oder die Gefahr, die einem uns heiligen Gedanken droht, dazu zwingt, und wir sonst gern Ruhe haben, uns unserer Verhältnisse und Gedanken zu freuen, haben unsere gallischen Nachbarn an dem Handeln allein schon Freude genug, um nicht Ruhe halten zu können. Sie nehmen alles, was andere zum Handeln zwingt, selbst auf, um ihrer Unruhe einen Titel, eine Maske geben zu können." — Das mag für die späteren Hugenottenkämpfe gelten, im Anfang treten jedoch echte Motive auf. Lefèvre d'Etaples (Faber Stabulensis) lehrte schon 1493 in Paris, dass der Glaube allein selig mache; er hatte viele Anhänger, nicht bloß unter den Gelehrten, wie Julius C. Scaliger, Kopp, sondern auch in der hohen Geistlichkeit. Der Eifer für theologische Lehrsätze war jedoch nicht stark genug, das Studium der Classiker kam soeben recht in Schwung und fesselte die Geister und nahm ihre Zeit in Anspruch. Man glaubte zu einem neuen Leben erweckt zu sein, die Zeit heißt bei den Franzosen auch die der Wiedergeburt, La Renaissance. Man schwelgte in den vielen neuen Ideen und Formen, die ganze hierarchische und feudale Vergangenheit trat in den Hintergrund. Der Hof legte diesem Leben nicht nur kein Hindernis in den Weg, sondern machte anfangs mit.

Renaissance.

Margaretha.

Um die Schwester des Königs, Margaretha von Valois, sammelten sich die Gelehrten; sie verstand lateinisch, griechisch, hebräisch, dichtete in ihrer Muttersprache „L'heptaméron ou l'historie des amants fortunés", eine Art Dekameron, nur ohne die Schönheit und Erfindungskraft des Boccaccio. Ihr didactisches Gedicht „Miroir de l'ame pécheresse" ist von lutherischen Anschauungen durchdrungen.[1]) Clemens Marot (1495—1544), der die Form der französischen Poesie veredelt und beflügelt hat, war in Margarethens Diensten, zugleich ihr Bewunderer und Verehrer, ihr geistig verwandt auch in der Neigung für den Protestantismus. Die Psalmen, wie sie Marot übersetzt hat, wurden von den Protestanten bei ihrem Gottesdienste gebraucht. Die Sorbonne, welche 1521 die Lehren Luthers verurtheilte und Lefèvre angriff, ward vom Hofe scheel angesehen. Briçonnet, Bischof von Meaux, war Lefèvres Freund und Margarethens Beichtvater und sie suchte den König und ihre Mutter für die Lehre Luthers zu gewinnen.[2]) Es wurde am Hofe Mode, das Neue Testament zu

Marot.

[1]) Michelet, Réforme, p. 152—167. Paris 1879.

[2]) Génin, Lettres de Marguérite. II, p. 273—274. — Michelet, Réforme, p. 160.

lesen. Aber Franz I. war zu leichtsinnig, einen religiösen Gedanken zu verfolgen; seine Mutter war auch nicht geeignet, die Stütze irgend einer geistigen Richtung zu werden. 1523 klagte die Sorbonne den Hofbeamten Berquin an, weil er katholische Lehren angriff und lutherische Schriften verbreitete. Das Parlament ließ ihn verhaften, Franz I. jedoch befahl seine Freilassung. Als der König bei Pavia gefangen wurde, bat die Regentin den Papst und die Sorbonne um Hilfe zur Austilgung der Ketzerei, für welche Gott Frankreich strafe. Jetzt begannen Verfolgungen. Einige wurden in Paris hingerichtet. Briçonnet, der Bischof von Meaux, das ein Herd der neuen Bewegung, ein Wittenberg für Frankreich geworden war, schwor ab. Marot und Berquin wurden verhaftet. Die Rückkehr des Königs aus der Gefangenschaft rettete beide. Franz I. sprach sich heftig gegen diejenigen aus, welche die ersten Gelehrten, die Zierden seiner Regierung verfolgten, berief Lefèvre, der sich nach Straßburg geflüchtet hatte, zur Erziehung seines Sohnes und verbot der Sorbonne, etwas ohne Genehmigung des Parlaments drucken zu lassen. Erasmus war auch von ihr angeklagt worden und ein Schreiben von ihm an den König hatte diesen gegen die Sorbonne sehr aufgebracht. Die Neuerer wollten sogar Hohenlohe von Straßburg berufen, um den König zu ihrer Ansicht zu bekehren. Zwingli widmete Franz I. damals sein Buch über die wahre und falsche Religion.

Die Frage nahm aber bald eine andere Wendung. Der Kanzler Duprat bewog Louise, dem Einflusse Margarethens auf den König entgegenzutreten, und wusste Franz selber zur Überzeugung zu bringen, dass die Neuerung den Untergang der Kirche und der Monarchie zur Folge hätte. Margaretha, Witwe des Herzogs von Alençon, vermählte sich 1529 mit Heinrich Albret, König von Navarra. Heinrich IV. ist ihr Enkel. Zu gleicher Zeit mit ihr schied ihr Hoffräulein Anna Boleyn aus Paris, eingeweiht in die neue Richtung und dadurch für England bedeutsam. Aber es regte sich auch durch ganz Frankreich ein Gefühl der hohen Gefahr für die Katholiken. Ein Provincial-Concil nach dem andern ward abgehalten; einstimmig waren alle darin, Missbräuchen zu steuern, den Clerus an strenge Zucht und namentlich zu häufigem Predigen anzuhalten. Es ward aber auch jedem andern das Predigen verboten und das Lesen jedes religiösen Buches, das ohne Genehmigung des Bischofs der Diöcese gedruckt sei. Das Concil zu Paris mahnte den König an seine Pflicht als Schützer der Kirche. Das wirkte auf den König, nicht minder die nächtliche Verstümmlung eines Muttergottesbildes in Paris. König und Volk zeigten sich gleich entrüstet; eine Sühnprocession ward veranstaltet und ein silbernes Bild an die Stelle des misshandelten gethan. Der Process gegen Berquin wurde erneuert, Schriften, die er einem Freunde anvertraut hatte, widerlegten seine Vertheidigung, er wurde zu ewiger Haft verurtheilt. Berquin appellierte gegen den Rath seiner Freunde an das Parlament, das ihn zum Feuertode verurtheilte 17. April 1529 und am gleichen Tage hinrichten ließ, damit der König, der gerade in Blois war, ihn nicht mehr begnadigen könne.[1])

Margaretha.

Eifer der Katholiken.

Franz I. war jedoch immer schwankend. Bei einer Zusammenkunft mit Heinrich VIII. in Boulogne machte dieser Versuche, den König von Frankreich dahin zu bringen, dass er sich zum Oberherrn der Kirche erkläre und mit Rom breche. Der Plan hatte sein Verführerisches, — allein Franz dachte

Franz I. und Heinrich VIII.

[1]) Michelet, Réforme, p. 325.

immer an sein Italien und versprach darum Heinrich VIII. bloß, beim Papste zu vermitteln, wenn er bis dahin den Bruch nicht unversöhnlich mache. Franz I. näherte sich damals dem Papste, ja es fand am 12. October 1533 zu Marseille eine Besprechung statt. Zwischen den Häusern Medici und Valois kam sogar eine Familienverbindung zustande.

Franz I. und Clemens VII.

Am 28. October vermählte der Papst den fünfzehnjährigen Sohn des Königs, Heinrich von Orleans, mit seiner dreizehnjährigen Nichte, Katharina von Medici. So kam Katharina nach Frankreich, sie brachte ihrem Gatten 200.000 Thaler als Aussteuer mit und, wie wenigstens die Franzosen glaubten,[1]) obschon der Papst sich durch keine Versprechung band, die Anwartschaft auf drei Edelsteine von unschätzbarem Wert, Genua, Mailand und Neapel. Zog diese Verbindung den König zur Kirche hin, so reizte ihn die Verdammung des Buches seiner Schwester durch die Sorbonne gegen die Katholiken. Nach Paris zurückgekehrt, zeigte Franz I. sich entrüstet, und ließ sogar Gerhard Roussel[2]) nach Paris kommen, um da frei das Evangelium zu predigen.

Katharina Medici.

Gegen Österreich immer feindselig und eroberungssüchtig, machte Franz I., auf die Verbindung mit dem Papste bauend, aus der Hinrichtung seines Agenten Maraviglia in Mailand 6. Juli 1533 großen Lärm und klagte Karl vor ganz Europa des Bruches des Völkerrechtes an. Maraviglia war Italiener, aber Agent Franz I. bei Sforza; prahlerisch mit seinem Einfluss, hatte er durch Bravi einen Edelmann ermorden lassen und wurde darum in Mailand hingerichtet. Franz erklärte ihn jetzt auf einmal für seinen Gesandten und that, als ob er sich zum Kriege gegen Karl rüste. Darum gieng er auch gern auf den Antrag Philipps von Hessen ein, den Habsburgern Wirtemberg zu entreißen und das alte Fürstengeschlecht wieder ins Land zu bringen.

Maraviglia.

Der vertriebene Ulrich lebte seit 1520, da der schwäbische Bund sein Land für Bezahlung der Kriegskosten und Übernahme der Staatsschuld an die Habsburger übertragen hatte, bald in der Schweiz, bald in Mömpelgard, bald in Hessen, und behelligte die Fürsten mit Klagen über sein Los, und wenn es galt, etwas gegen den Kaiser zu unternehmen, so war Landgraf Philipp immer dabei. In Bar-le-Duc verhandelte Philipp persönlich mit Franz I. Dieser nannte sich einen Freund der deutschen Unabhängigkeit und bewilligte 125.000 Kronenthaler für das Unternehmen.[3]) Weil er aber im Vertrage von Cambray versprochen hatte, die Feinde des Kaisers nicht zu unterstützen, so wurde ein Kaufcontract über Mömpelgard aufgesetzt und so der Wortbruch versteckt. Sofort rüstete sich der Landgraf, um Wirtemberg zu überfallen. Auch die bayrischen Fürsten hatten sich in der Sache zu regen angefangen, jedoch nicht eigentlich für Ulrich, den sie hassten, sondern für dessen Sohn Christoph. Dieser war

Wirtemberg.

Philipp von Hessen.

[1]) Franz selber sagte dagegen: „Nous avons pris une fille toute nue." Michelet, Réforme, p. 336. — Der Papst versprach ihr Pisa, Livorno, Modena, auch Parma und Piacenza, wenn der König dafür einen Ersatz gebe. Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, III, S. 438—444.

[2]) Charles Schmidt, Gérard Roussel, Prédicateur de la reine Marguérite de Navarre. Strassb. 1845.

[3]) Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, III, S. 448 ff.

fünf Jahre alt, als er nach Vertreibung seines Vaters aus Wirtemberg weggeführt wurde: er kam nach Innsbruck und Wien und genoss unter der Fürsorge Ferdinands eine treffliche Erziehung; er war fünfzehn Jahre alt, als ihn Ferdinand zum Reichstage nach Augsburg mitnahm. Da gewann der Jüngling durch sein munteres und verständiges Wesen die Zuneigung des Kaisers, dass ihn Karl V. in sein Gefolge und in seine Kammer aufnahm und ihm Gelegenheit gab, sich in Staatsangelegenheiten ein Urtheil zu bilden. Das zeigt gewiss nicht von bösen Absichten gegen den Prinzen, eher davon, dass ihn Karl bilden, heben und später befördern wollte. Allein der Anblick der Fahnen seiner Heimat weckte doch eigenthümliche Erinnerungen in ihm, es fehlte nicht an Einflüsterungen gegen den Kaiser, und als ihn dieser einlud, mit ihm nach Spanien zu gehen, fürchtete Christoph, es möchte ihm die Heimkehr nie mehr möglich werden. Als sich der kaiserliche Hof 1532 durch die Alpen nach Italien begab, suchte Christoph Gelegenheit, zu entfliehen. Sein Hofmeister Tiberius war ihm behilflich, sie blieben zurück, und als man es bemerkte, waren sie schon zu weit, um sie noch einzuholen; man meinte, sie seien verunglückt. Auf einmal erschien aber der Prinz am bayrischen Hofe und forderte Hilfe von seinem Oheim, um sein Land Wirtemberg wieder zu gewinnen; denn, wenn auch sein Vater gefehlt habe, so sei er frei von Schuld. Nun begannen neue Unterhandlungen. Bayern hatte aus Eifersucht gegen Österreich früher schon die Zurückgabe Wirtembergs betrieben: das Land solle halb an Bayern, halb an Hessen fallen. Ulrich selber hatte Ferdinand auf dieses Bündnis gegen Habsburg und auf die Unterhandlungen mit Frankreich und Dänemark gegen Österreich aufmerksam gemacht, hatte sich aber mit dem deutschen Könige über eine Entschädigung nie einigen können. Jetzt sprach der junge Christoph vor aller Welt sein Recht an. Ferdinand ließ ihn fragen, warum er ohne kaiserliche Erlaubnis vom Hofe weggegangen, und wollte ihn zur Rückkehr bewegen. Der schwäbische Bund befürwortete, dass man den Prinzen mit andern Gütern, und zwar fern von Wirtemberg entschädige; die Verhandlungen führten aber zu keinem Ziele und wurden vom Schwerte Philipps zerschnitten.

Herzog Christoph.

Frühjahr 1534 war der Landgraf gerüstet, um Pfingsten sammelte er sein Heer im Odenwald, 20.000 Mann zu Fuß, 4000 Reiter. Bei Lauffen am Neckar kam es 13. Mai 1534 zum ersten Zusammenstoß. Die Gegner, überrascht, waren nur 10.000 Mann stark, obschon sie unter tüchtigen Führern standen. Ihr Anführer, der Pfalzgraf Friedrich, wurde verwundet, übrigens tapferer Widerstand geleistet. In der Nacht beschloss man den Rückzug, um Verstärkung an sich ziehen zu können. Philipp aber griff am Morgen mit seiner Reiterei an, bis sein Geschütz zur Stelle kam, und so wurde der Rückzug unmöglich und der Kampf allgemein und in kurzer Zeit hatte die Übermacht die kleine Anzahl der Truppen Ferdinands zersprengt, das Land war für Ferdinand bis auf wenige Festungen verloren. Auch diese mussten sich in kurzer Zeit ergeben, der Asperg am 8. Juni. Auf der Wiese vor Cannstatt huldigte die Bürgerschaft von Stuttgart dem Herzog Ulrich.

Schlacht bei Lauffen.

Ulrich wieder Herzog.

Ferdinand stand allein, er war von den Fürsten verlassen, seine Macht war in Ungarn durch die Türken beschäftiget, Karl konnte ihm im Augenblicke keine Hilfe senden, und als er sich um Unterstützung an Rom wandte, hieß es hier, eine bedeutende Geldhilfe zu leisten, sei man außerstande, eine unbedeutende nütze ihm nichts. Franz I. war entzückt über den Erfolg und forderte die deutschen Fürsten auf, nur weiter zu gehen, und erneuerte zu gleicher Zeit bei dem Kaiser

Franz I.

seine Ansprüche an Mailand und Neapel. So blieb Ferdinand nichts übrig, als auf Wirtemberg Verzicht zu leisten.

Friede zu Cadan.

In Cadan kam 29. Juni 1534 ein Frieden zustande, worin Ferdinand dem Herzog Ulrich Wirtemberg als ein Afterlehen von Österreich, jedoch mit Sitz und Stimme im Reiche abtrat, zugleich den Protestanten Zusicherung gegen die Verfolgungen des Reichskammergerichtes ertheilte. Dagegen anerkannte ihn nun auch Sachsen als König und brachen die Deutschen zunächst ihre Verbindung mit Frankreich wieder ab. — Ferdinand bestand anfangs, als er Wirtemberg abtrat, insbesondere darauf, dass in der Religion nichts geändert werde, die Gegner strichen jedoch diesen Artikel. Der zurückkehrende Herzog bekannte sich zur Lehre Luthers, berief Blarer und Schnepf, jener übernahm die Reformation des Landes oberhalb, dieser unterhalb der Steig.[1]) Die Klöstergüter wurden, da der Herzog sich in der größten Geldverlegenheit befand, zur Bezahlung der Landesschulden eingezogen. Doch geschah manches für die Schulen, besonders für Tübingen, und die Universität wurde eine Pflanzstätte protestantischer Gelehrsamkeit. Überhaupt war der Sieg Philipps bei Lauffen nicht bloß ein Schlag für Habsburg, sondern auch für die katholische Sache überhaupt.

Augsburg trat jetzt dem Bekenntnis der Protestierenden bei, Frankfurt desgleichen und Weißenburg im Elsass, 1534 die anhaltischen Länder. Bugenhagen ward 1534 nach Pommern berufen, um die Reformation daselbst vorzunehmen. Dort waren die Brüder Georg und Parnim bisher getheilter Ansicht gewesen, Parnim hatte immer „Auf" geboten, wo sein Bruder „Nieder" gebot. Jetzt war Georg gestorben, und sein Sohn Philipp der Reformation zugänglich.

Pommern.

Franz I.

Verhalf die Unterstützung Franz I. dem Lutheranismus 1534 zum Siege in Süddeutschland, so führte die Verwegenheit eines Neuerers, welcher eine Schmähschrift gegen die Kirche an das Schlafgemach des Königs im Schlosse zu Blois anschlug, wieder zur Verfolgung der Lutheraner. Der Aufstand in Münster, mit welchem man die Erregung in Paris in Zusammenhang brachte, regte Bedenken in ihm über die politische Tragweite der Neuerung auf. Man sprach von Plänen der Wiedertäufer, den Louvre anzuzünden, ein allgemeines Gemetzel anzustellen. Im November wurden mehrere Neuerer verbrannt als Wiedertäufer.[2]) Der König wohnte am 21. Januar 1535 einer Sühnprocession in Paris bei und sagte am Schlusse derselben, er würde seine eigenen Kinder opfern, wenn sie so unglücklich wären, auf die neuen Lehren zu verfallen. Auch denen, welche Häretikern Obdach und Schutz gewährten, wurde am 29. Januar die gleiche Strafe wie den Irr-

[1]) Im Lande ob der Steig hatte die schweizerische Lehre Fuß gefasst, das Land unter der Steig war lutherisch. In Stuttgart vereinigten sich jedoch Blarer und Schnepf am 2. August 1534 auf eine Formel, welche die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi als eine wirkliche und wahrhaftige betonte, gleichwohl aber materielle und räumliche Vorstellungen ausschloss. Das ist die Stuttgarter Concordia. Hagenbach, Reformation. II, S. 491. Brenz wurde 1535 nach Stuttgart berufen, um die Reformation im lutherischen Sinne durchzuführen.

[2]) Bourgeois de Paris, ad 1534.

lehrern, der Feuertod, angedroht. „Sire, da müssen Sie mit Ihrer Schwester anfangen“,[1]) sagte Montmorency zum König. „Ach, die hat mich zu lieb,“ antwortete Franz, „als daſs sie etwas glaubte, was ich nicht will.“

Bald jedoch siegte wiederum die Politik über die religiöse Aufwallung des Königs. An die deutschen Fürsten, die über die Hinrichtungen der Lutheraner und über die Ankunft eines türkischen Gesandten in Paris stutzig waren, schrieb der König 1. Februar 1535: die türkische Gesandtschaft sei nur zum Besten der Christenheit, die Hingerichteten seien Aufrührer, welche unter dem Schilde der Religion das Reich zu unterwühlen trachteten; kein Deutscher sei seines Wissens unter denselben. Am 16. Juli wurde das Edict vom 29. Januar widerrufen. Der König verordnete jetzt, die Verdächtigen sollten nicht weiter beunruhigt, die Gefangenen frei werden, die Flüchtigen binnen sechs Monaten heimkehren, wenn sie da als gute Katholiken leben wollten. Der französische Gesandte forderte die Schmalkaldener zu einem förmlichen Bunde mit dem Könige gegen den Kaiser auf, und Melanchthon erhielt ein eigenhändiges Schreiben des Königs, welches ihn zum Reformieren nach Paris einlud.[2]) Franz I. Melanchthon.

Allein der Kurfürst von Sachsen traute der Rechtgläubigkeit des Melanchthon nicht genug und verweigerte den Urlaub. Melanchthon sandte bloß ein Gutachten ab, in welchem er sich in der That ziemlich katholisch aussprach: kein Einsichtiger könne die Regierung der Kirche durch die Bischöfe und der Bischöfe durch den Papst und das Wachen über die Reinheit der Lehre misbilligen; man müste diese Gewalten stiften, wenn sie nicht schon vorhanden wären. Die Monarchie des römischen Stuhles sei nützlich, um bei der Menge der Nationen die Übereinstimmung der Lehre zu erhalten. Die Tradition sei zuzulassen, aber nothwendig sei sie nicht; auch die Beicht, aber ohne Bekenntnis der einzelnen Sünden. Über die Rechtfertigung könne man sich einigen; der Papst solle niemand zu Privatmessen anhalten, den Kelch gestatten, die Feste der Heiligen möge man feiern und dabei ihre Geschichte als Beispiel zur Nachahmung vortragen; die Klöster solle man wegen der Erziehung der Jugend beibehalten, aber Freiheit des Austrittes gestatten. Die Ehe der Geistlichen sei erlaubt, aber nur Eheloſe sollen zu Bischöfen erwählt werden, um die Zersplitterung des Kirchengutes zu verhindern. Die Sorbonne verwarf dieses Gutachten. —

Dritter Krieg zwischen Franz I. und Karl V.

Während Karl V. als Vorkämpfer der Christenheit zum Kriege gegen die Seeräuber rüstete, bat Franz I. den Großtürken um eine Million und um einen Kriegszug gegen die habsburgischen Brüder, und schloſs ein Bündnis mit Barbaroſſa: dieser sollte ihm zur Eroberung Genuas, Franz wollte ihm Franz I. und Barbaroſſa.

[1]) „Commencez-donc par votre soeur.“

[2]) Jean du Bellay befürwortete insbesondere die Berufung Melanchthons, dessen Sanftmuth den König gewinnen müsse.

zu anderen Unternehmungen behilflich sein. Das hieß das arme Italien dem Seeräuber preisgeben! Durch seinen glücklichen Zug gegen Tunis durchriss Karl V. diesen ruchlosen Plan. Die Italiener, die bisher unter der Angst vor den Seeräubern lebten, waren jetzt entzückt über Karl, unter dessen Waffen 20.000 Muselmänner erlegen, 30.000 gefangene Christen befreit worden waren. Franz, der die Niederlage bei Pavia und seine Pläne auf die schöne Halbinsel nicht vergessen konnte, rüstete zu neuem Krieg um Italien, als nach Sforzas Tod Karl ruhig von Mailand als einem anheimgefallenen Reichslehen Besitz nahm und die Ansprüche, die Frankreich machte, weiter nicht berücksichtigte. Bisher war Savoyen ein Vorposten Frankreichs, Beatrix von Portugal, Karls V. Schwägerin, leitete ihren schwachen Gemahl, Herzog Karl III., im Sinne der kaiserlichen Politik und darum galt Savoyen der erste Angriff der Franzosen. Der Herzog wollte dem Kaiser gegen ein anderes Gebiet in Italien Savoyen abtreten. Die Franzosen mochten aber den Kaiser nicht auch hier zum Nachbar haben, und reizten zuerst Genf und Bern, das dem Herzog die Waadt wegnahm, dann schritten sie selber ein. Zuerst machten sie Ansprüche von des Königs Mutter her an Savoyen im allgemeinen, dann an Asti und Vercelli von Ludwig XII. her. Karl V. suchte Zeit zur Rüstung zu gewinnen und schlug dem Könige vor, er wolle seinem dritten Sohne eine Nichte zur Gemahlin und Mailand als Lehen geben, wenn Franz mit ihm halte gegen die Türken, gegen die Protestanten, mit ihm wirke für das Zustandekommen eines Concils und für die Rechte Marias, der Tochter Heinrichs VIII. Franz wollte Mailand für seinen zweiten Sohn, aber gerade diesen mochte Karl nicht in Italien sehen, weil er durch die Gemahlin Katharina von Medici seine Stellung verstärken und Italien vollständig den Spaniern entwinden könnte.[1]

Karl V.

Grund des Krieges.

Savoyen.

Aller Zögerung müde, gab Franz I. am 11. Februar 1536 Befehl zum Einmarsch in Savoyen; in wenig Tagen war er im Besitze des Landes, das Herzog Karl III. nicht zu vertheidigen verstand, bald auch Herr in Turin, ja in ganz Piemont bis auf Vercelli. Antonio von Leyva war kaum stark genug, die Lombardei zu decken.

Herzog Karl III.

Karl V. kam von Tunis über Neapel her am 5. April nach Rom, wo er dreizehn Tage verweilte. Am 10. April hatte er eine siebenstündige Unterredung mit dem Papste.[2] Am 14. erklärte dieser, dass er in dem Kriege, den Franz in Piemont begonnen, gänzlich neutral bleiben werde. Am 17. hielt der Kaiser über die Lage Europas vor dem versammelten Consistorium eine merkwürdige Rede,[3] bei welcher sein Unmuth wider Franz I. über alle diplomatischen Rück-

Karl V. in Rom.

[1] Ranke, Deutsche Geschichte im Reformationszeitalter, Bd. IV. S. 10—12. — Henri Martin, l. c. vol. VIII. S. 258—262.

[2] Ranke, l. c. IV. S. 30—39.

[3] Vergl. die wichtige Depesche des französischen Gesandten in Rom, Dodieus de Velv an Franz I. — bei Charriere, Negociations, I. p. 385—398.

sichten siegte. Zuerst dankte Karl dem Papste für seinen Eifer, ein Concil zustande zu bringen, welches für das Heil der Christenheit nothwendig sei. Wegen des Wohles der Christenheit wünsche er die Freundschaft des Königs von Frankreich, der sich aber immer so hartsinnig und außer aller Vernunft benommen, dass er, Karl, hier die Sache vor dem Oberhaupte der Kirche zur Sprache bringen müsse. Und nun zählte er alle falschen Streiche des Königs gegen ihn auf, von seiner Jugend bis zur Kaiserwahl und von da bis zur Schlacht bei Pavia und bis zum schmählichen Bruch des in Madrid beschworenen Friedens, und zählte all seine Hetzereien in Deutschland auf bis zum neulichen Einbruch in Piemont. Desungeachtet sei er, der Kaiser, auch jetzt noch bereit, Frieden zu schließen, wenn der König sogleich seine Mannschaft aus Piemont zurückziehe, bereit, dem Herzog von Angoulême Mailand zu verleihen, aber nicht dem Herzog von Orleans. Endlich sagte er: könne der Friede in keiner Weise geschlossen werden, so scheine ihm das beste, dass er selbst persönlich, Mann gegen Mann, mit dem Könige zur Entscheidung aller Zwistigkeiten kämpfe, um dadurch größeres Übel zu verhüten. Der Kampf könne, um beiderseits alles Misstrauen auszuschließen, auf einer Insel des Meeres, oder in der Mitte eines Flusses auf einem Schiffe, oder auf einer Brücke stattfinden. Wer dann in solchem Kampfe Sieger sei, solle dem Papste Dienste leisten zur Haltung eines allgemeinen Conciliums und Zurückführung der Lutheraner zum Nutzen der Christenheit, zum Widerstand gegen den Türken; ferner sollten die beiden Herzogthümer Burgund und Mailand in Sequester gegeben werden und beide dem Sieger zufallen und für diese Leistungen Bürgschaft gestellt werden. Seine Heiligkeit möge untersuchen, welcher von beiden Theilen Unrecht habe; finde sie ihn, Karl V., im Unrecht, so möge Seine Heiligkeit dem Könige beistehen; zeige sich aber das Gegentheil, so rufe er, Karl, wider Franz die Hilfe des allmächtigen Gottes, des Papstes und der ganzen Welt an.[1]) — Der Papst antwortete, wie er als Vater aller Gläubigen nicht anders konnte: er dankte dem Kaiser für seine Bemühungen um den Frieden, erklärte, dass er seine Zustimmung zum Zweikampfe nie geben könne und mit seinen Cardinälen neutral bleiben werde. — Am anderen Tage schilderte der Kaiser den französischen Gesandten wieder in Gegenwart des Papstes und der Cardinäle die Folgen der falschen Politik ihres Königs: seine Feindseligkeit gegen den Kaiser öffne dem Türken das Thor, gebe den Lutheranern und anderen Häretikern Mittel, ihren Irrthum zu vervielfältigen, verhindere das Concilium und die Unterwerfung der Ungläubigen unter dasselbe, bringe in die Angelegenheiten Europas die größte Verwirrung: die Unterthanen werden sich gegen ihre Herren erheben, die Kirche werde ohne Ansehen, und die Welt ohne Glauben und Gottesfurcht sein.[2])

klagt wider Franz I.

erbietet sich zum Zweikampf.

Antwort des Papstes.

Der Krieg begann alsbald. Franz I. beschloss, Piemont zu vertheidigen, auch in der Provence, wenn Karl einen Einfall mache, sich bloß auf die Defensive zu beschränken. Karl gieng zum Angriffe über. Antonio von Leyva überschritt am 8. Mai die Sesia, umschloss Turin und griff Fossana an, das die Franzosen nach muthigem Widerstande am 24. Juni übergeben mussten.

Piemont.

---

[1]) Henri Martin muss zugeben (l. c. vol. VIII, p. 253): „Il y a moins de chevalerie chez Françoise I. et plus de passion et de Roman (ritterliches Wesen) dans Charles-Quint, qu' on ne le croit communement."

[2]) Aus Dodieus' Depesche wird klar, aus welch guten Quellen du Bellay-Langey schöpfte.

Vor Turin ließ Karl dann bloß eine Abtheilung; mit dem Kern des Heeres wandte er sich gegen Nizza und die Provence, zu gleicher Zeit griff ein kaiserliches Heer von den Niederlanden aus die Picardie an und rückte ein deutsches gegen die Champagne vor. Am 23. Juli, dem Feste San Jagos, dem Jahrestage seines Einzuges in Tunis, überschritt Karl V. an der Spitze von 50.000 Mann den Var. Das Heer theilte die Zuversicht des Kaisers auf Sieg.

Zug in die Provence 1536.

Karl V. hatte gesagt, wenn Franz Soldaten hätte wie er und er Soldaten wie Franz, so würde er mit auf den Rücken gebundenen Händen den König um Gnade bitten. Diese Worte zündeten, besonders bei den stolzen Spaniern. Franz I. opferte die Provence, sein Heer unter Montmorency nahm feste Stellung bei Avignon, Arles und Marseille erhielten starke Besatzung, alle anderen Festungen aber wurden als unhaltbar aufgegeben, die Mauern, die Backöfen, die Mühlen, die Brücken wurden niedergerissen, alle Lebensmittel, welche die Bevölkerung nicht in die Wälder und Berge mitnehmen konnte, wurden zerstört, die Weine ausgegossen, die Brunnen zugeschüttet. Karls Heer traf allenthalben eine Wüste. Auch Aix, wo Karl das alte Königreich Arelat neu begründen wollte, sah aus wie eine geplünderte und verheerte Stadt.[1]) Hunger und Krankheiten räumten im kaiserlichen Heer auf, vereinzelte kleine Abtheilungen wurden von den erbitterten Landleuten unbarmherzig vernichtet; Antonio de Leyva erlag am 10. September der Lagerpest. Als eine Recognoscierung gegen Arles und Marseille unübersteigbare Hindernisse fand, wurde Karl sorglich, zuletzt blieb ihm nichts übrig, als auf demselben Wege zurückzuziehen, nämlich entlang des Meeres, um eine letzte Zuflucht auf der Flotte zu haben. Sechzig Bauern hatten sich verschworen, am Kaiser für die Verödung ihres Landes Rache zu nehmen; sie verfehlten sich aber in der Person; der berühmte Dichter Garcilasso de la Vega, welcher mit Karl V. Ähnlichkeit hatte, fiel unter ihren Streichen. Karl erreichte am 23. September, gerade zwei Monate nach seinem Einmarsch in die Provence, wieder den Var und gelangte über Genua nach Spanien, nur, wie Spötter sagten, dort seinen in der Provence gestorbenen Ruhm zu begraben. 20.000 bis 30.000 Mann blieben todt oder krank in der Provence zurück.[2])

Franz verheert den Süden.

Lagerpest.

Rückzug Karls V.

Des Kaisers Verlust wäre noch größer gewesen, wenn der König ihm rasch mit nachgezogen wäre; allein Nachrichten aus dem Norden hemmten ihn: Peronne war durch das kaiserliche Heer unter Nassau in die höchste Noth gebracht, sein Fall hätte den Weg nach Paris geöffnet.

Krieg im Norden.

Es gelang, Verstärkung in die Stadt zu werfen und die Kaiserlichen zogen sich am 11. September zurück. Auch in Piemont waren die Kaiserlichen nicht glücklich, sie mussten sich von Turin zurückziehen und die ganze Markgrafschaft Saluzzo räumen. So glücklich Karl im Jahre 1535 war, so unglücklich war er 1536, er verlor die Früchte seines Sieges vor Tunis; er kam in die höchste Bedrängnis, wenn Franz und Suleiman gemäß

Karl V. in Gefahr.

[1]) Vergl. Karls Schreiben über den Feldzug — bei Lanz, Correspondenz Karls V., tom. II, p. 246.

[2]) Guillaume du Bellay, l. c. lib. VI et VII.

des Vertrages, den sie 1536 abschlossen, zum Angriff übergiengen, Franz auf Mailand, Suleiman auf Neapel; den Papst wollte der Sultan schonen, sofern er gegen den Kaiser auftrete.

Allein ein Rest von Scham oder der Einfluss der Katholiken am Hofe oder seiner Gemahlin hielten Franz I. von diesem Äußersten zurück: er griff nicht Mailand an, sondern warf seine Macht nach dem Norden: Hesdin, Saint-Pol und Saint-Venant wurden genommen.[1]) Als Gegenspiel gegen des Kaisers Rede in Rom wurde am 15. Januar 1537 eine Versammlung der Prinzen, Pairs und Bischöfe abgehalten, Karl wegen Flandern und Artois und begangener Felonie vorgeladen, und, da er zur Verantwortung nicht erschien, als lehensbrüchig verurtheilt. Noch schimpflicher war der Verdacht, den man auf den Kaiser warf, als der Dauphin am 10. August infolge eines unvorsichtigen Trunkes starb. Im ersten rasenden Schmerz beschuldigte der König einen Grafen Montecuculi der Vergiftung, unter den Qualen der Folter nannte dieser Antonio da Leyva, mit andern Worten Karl V. als Anstifter. Montecuculi wurde von vier Pferden in Stücke gerissen.[2]) Karl wies voll Verachtung den Verdacht von sich; die Seinen meinten, Katharina von Medici hätte viel eher Grund zur Vergiftung gehabt, da ihr Gemahl dadurch Thronfolger wurde. — In der That hieß Heinrich von Orleans fortan der Dauphin und Karl von Angoulême wurde Herzog von Orleans.

Krieg im Norden.

Tod des Dauphin.

Im Jahre 1537 war das Glück den kaiserlichen Waffen günstiger. Der Graf Büren nahm Saint-Pol im Sturm, Montreuil durch Verhandlung, und lagerte vor Terouenne. Man erwartete eine Schlacht um diesen Platz, als durch Bemühung Marias von Ungarn, der Statthalterin der Niederlande, zuerst für diese und Frankreich ein Waffenstillstand auf drei Monate abgeschlossen wurde. In Piemont hatte der Statthalter von Mailand, del Guasto, wieder Fortschritte gemacht, Turin schwer bedrängt; da brachte ein neues französisches Heer Entsatz. Der König kam selber über die Alpen. Barbarossa war in Castro[3]) gelandet und verwüstete das Gebiet von Otranto, eine französische Flotille stieß zu seinen Schiffen. Ein ernster Kampf zur See begann. Venedig ward aus der bewaffneten Neutralität, die es seit siebenunddreißig Jahren mit vielem Aufwand beobachtet hatte, herausgerissen. Im ganzen osmanischen Reiche wurden die venetianischen Güter und Schiffe in Beschlag genommen. Papst Paul III., der sich in Rom nicht mehr für sicher hielt, befestigte alle Hafenplätze des Kirchenstaates. Korfu ward von den Türken mit 40.000 Mann angegriffen, aber von den Venetianern mit Glück vertheidigt. Chaireddin und die Franzosen unter Blancard kreuzten dann in den griechischen Inseln,[4]) welche unter Venedig standen. Ägina ward schrecklich verheert, über 6000 Bewohner als Sclaven weggeschleppt. Viele der Republik oder einzelnen venetianischen Edelleuten gehörige Inseln, wie Skyros, Naxos, Paros, kamen jetzt unter die Botmäßigkeit der Türken.

1537.

Venedig.

Korfu.

Griechische Inseln.

---

[1]) Henri Martin, l. c. vol. VIII, p. 236—247. — Charrière, Négoc., I. p. 285.

[2]) Granvella, Papiers d'état, t. II, p. 500.

[3]) Charrière, Négociations de la France dans le Levant, I, p. 329 bis 340.

[4]) Das „Journal de la croisière" des Baron de Saint-Blancard — in Charrière, Négociations, I, p. 340—353.

Heilige Liga.

Der Papst, der Kaiser und die Republik schlossen einen heiligen Bund gegen Suleiman: man wollte den Krieg mit 200 Galeeren, 50.000 Mann zu Fuß und 4500 Reitern führen. Andrea Doria sollte die Flotte befehligen, Karl war bei der Theilung des Osmanenreiches das ehemalige Kaiserthum von Constantinopel zugedacht. Der Feldzug zur See begann 1538 mit großen Hoffnungen; man brachte Barbarossa beträchtliche Verluste bei, man hatte mehrmals Gelegenheit, seine Flotte gänzlich zu vernichten; nur die Uneinigkeit unter den Anführern der Liga rettete sie. Der greise, aber an Geist und Muth jugendfrische venetianische Befehlshaber Capello wurde krank vor Unmuth. Das machte Venedig dem Bunde abgeneigt, zum Frieden mit der Pforte gelangte die Republik übrigens erst 1540 gegen das Opfer von Napoli di Romania, Malvasia und 300.000 Ducaten, von Nadino und Laurana in Dalmatien und von allen Inseln, welche Barbarossa erobert hatte.[1])

Österreich.

Auch Österreich hatte die Folgen dieser Verwicklungen zu tragen. — Das Verhältnis zu Zapolya war eine immerdar offene Wunde. Zu Ferdinands Gesandten Schepper hatte Suleiman 1534 gesagt: „Ungarn gehört mir und ich habe in demselben meinen Sclaven Janus Kral eingesetzt, der nichts ohne mich thun kann; ich habe ihm dieses Reich gegeben, ich kann es ihm auch wieder nehmen, wie ich will. Ferdinand hüte sich also, etwas dagegen zu unternehmen."

Ferdinand bedrängt.

Durch die Ermordung Grittis wurde Zapolya der Pforte verdächtig; vom Plan, ihn durch Gift aus dem Weg zu räumen, wurde sie durch die Rücksicht abgehalten, dass man ihn gegen Ferdinand noch benutzen könne; aber auch Ferdinands Stellung zur Pforte wurde durch die kleinen Grenzkriege immer bedenklicher. Katzianer zog auf Ferdinands Befehl 24.000 Mann zusammen und schob sie gegen die Drave vor, verlor aber bei einem Überfall durch die Türken bei Essek derart den Kopf, dass er keine rechte Aufstellung mehr anzuordnen vermochte und mit anderen sein Heil in der Flucht sah. Die Tiroler und Kärntner, die unter Lodron wenigstens die Ehre der österreichischen Waffen zu retten suchten, wurden zusammengehauen. Katzianer, Schlick und Hunyadi gab man in Wien schuld, dass sie durch voreilige Flucht die Niederlage des Heeres verschuldet. Katzianer entkam der Haft in Wien, floh nach Kroatien und erhob die Fahne des Aufruhrs; beim Versuch, Kosthanitza den Türken auszuliefern, ward er durch Niklas Zrinyi, 27. October 1539, erdolcht.[2])

Essek.

Katzianer.

Niklas Zrinyi.

Barbarossa.

Also die Waffen der Türken waren glücklich in Ungarn, glücklich zur See. Barbarossa rühmte sich gegen Ferdinands Gesandten, Schepper, in Constantinopel, er allein reiche hin, die Könige von Spanien, Frankreich, England und Portugal, ja selbst die Venetianer zu Boden zu werfen, er werde dafür sorgen, dass in kurzem alle Christen die Kopfsteuer nach Constantinopel einsenden. Und das alles, weil die Macht des Kaisers durch den Krieg mit

---

[1]) Zinkeisen, l. c. II, S. 769 ff.
[2]) Bucholtz, l. c. V, S. 99—106; Urkundenbuch, S. 277—278.

Frankreich gelähmt war. Dabei schritt in Deutschland die Neuerung fort und Karl V. erlag unter der Last der Aufgaben, die er sich gestellt: Erhaltung der Einheit des Glaubens, Kampf gegen die Türken, ferner Kräftigung der Kaisergewalt, Krieg gegen Frankreich, das ihm überall hemmend entgegentrat. Da beschloss der Papst zu helfen durch Aussöhnung des Kaisers mit dem König von Frankreich. —

Papst Paul III. 1534—1549.

Auf dem heiligen Stuhle saß Paul III., ein Farnese, geboren in Rom 1466, classisch gebildet in Florenz, Vater eines Sohnes und einer Tochter aus einer Verbindung, bevor er die Weihen erhielt, — einstimmig gewählt 13. October 1534; er hatte ganz den feinen politischen Sinn seines Vorgängers, aber mehr Willenskraft und Klarheit des Geistes und Folgerichtigkeit in seinem Handeln. Er suchte das Ansehen des apostolischen Stuhles zu heben und ernannte ausgezeichnete Männer wie Sadolet zu Cardinälen und gewährte ihnen volle Freiheit der Ansichten; er suchte die Abgefallenen wieder zu der Kirche zurückzuführen und gab sich alle Mühe, eine allgemeine Kirchenversammlung zustande zu bringen; er suchte die Christenheit gegen die Türken zu schützen und bemühte sich darum, endlich die zwei mächtigsten Fürsten zu versöhnen. Er schlug Karl V. und Franz I. vor, sich in seiner Gegenwart zu vergleichen. Der Antrag ward angenommen und Nizza als Ort der Zusammenkunft bestimmt; sie fand statt 21. Mai bis 18. Juni 1538. Die beiden Herrscher mochten sich anfangs nicht sehen, sondern brachten abwechselnd ihre Beschwerden an den Papst. Dieser wohnte im Kloster der Franciscaner, der Kaiser auf seiner Galeere, Franz I. in Villafranca. Der Papst bewies den Zürnenden gegenüber außerordentliche Ruhe, Geduld und Eifer zu versöhnen; desungeachtet führte einzig seine Drohung, abzureisen, zum Abschluss eines Waffenstillstandes auf zehn Jahre, während dessen beide im Besitz dessen bleiben sollten, was sie im Augenblick inne hatten.[1])

Charakter.

Sadolet.

Congress zu Nizza.

Die versöhnenden Worte des Papstes wirkten, in Nizza wurde eine neue Zusammenkunft zu Aiguesmortes verabredet.[2]) Als Karls Galeere

Aiguesmortes.

[1]) So berichtet der venetianische Gesandte Niccola Tiepolo, der den Eifer und die Geduld des Papstes preist. Vergl. Ranke, Die römischen Päpste, I, S. 248. — Charrière, Négociations, I, p. 353—359 und 363—369.

[2]) Martin du Bellay schreibt, Karl habe um die Zusammenkunft gebeten; Sandoval berichtet, Franz habe den ersten Schritt gethan. Mémoires de Martin du Bellay — in der „Nouvelle collection des mémoires pour servir à l'histoire de France depuis le XIII siècle jusqu' à la fin du XVIII par Michaud et Poujoulat." Paris 1838. Vol. V, p. 467. Nach du Bellay kam der Kaiser zuerst ans Land und speiste bei dem König unter großer Bezeugung von Freundschaft und Brüderlichkeit und dann kam erst Franz zum Kaiser auf die Galeere (auquel lieu ils curent ensemble de grands propos).

hier am 14. Juli in Sicht kam, bestieg Franz ein Boot und kam mit den Worten zum Kaiser an Bord: „Mein Bruder, da bin ich noch einmal Ihr Gefangener.“ Beide umarmten sich so herzlich, als ob nicht Jahre erbitterten Kampfes zwischen ihnen eine unübersteigliche Kluft gegraben hätten. Am 15. Juli kam Karl zu Franz. Eleonore weinte vor Freude, als sie den Bruder und Gatten umarmen konnte. Nicht bloß Orden und Geschenke wurden ausgetauscht, auch wichtige, aber geheime Besprechungen fanden statt. Franz versprach seine Verbindung mit den Schmalkaldnern aufzugeben, mit Karl für eine Kirchenversammlung und gegen die Türken thätig zu sein, Karl dem Herzog von Orleans Mailand abzutreten. Franz verpflichtete sich in aller Förmlichkeit, den Aufstand der Genter nicht zu unterstützen. Am 16. Juli abends kehrte Karl auf seine Galeere zurück, am 28. Juli schrieb Franz in Nimes: in Zukunft sei die Sache des Kaisers auch seine Sache. Am
Vertrag. 10. Januar 1539 unterzeichnete Karl in Toledo einen Vertrag mit Franz, wonach keiner ohne die Zustimmung des andern einen Allianz- oder einen Familienvertrag mit Heinrich VIII. abschließen sollte. 1538 erließ Paul IV. die Bannbulle gegen Heinrich VIII. Bald darauf schlug der französische Gesandte eine Theilung Englands zwischen Karl V. und Franz I. vor. In Bezug auf die Genter hielt Franz I. sein Versprechen. —

Der Aufstand in Gent.[1]) — Karls V. Reise durch Frankreich.

Als die Franzosen 1537 gen Artois zogen, verlangte die Regentin Maria Hilfe von den Ständen zur Vertheidigung des Landes, 1,200.000 Gulden zur Erhaltung von 30.000 Mann auf sechs Monate: 400.000 von Brabant, die gleiche Summe von den anderen Staaten und 400.000 von Flandern. Ohne Widerrede wurden die ersten 800.000 Gulden bewilligt und bezahlt; zu den 400.000, die auf Flandern entfallen sollten, erklärten sich Ypern, Brügge und Freiland bereit, nur Gent wollte nicht bezahlen, sondern seine Kriegsleute selber stellen. Aber die Kriegsführung war nicht mehr wie im Mittelalter, mit einem zusammengelaufenen Haufen ließen sich keine Siege mehr gegen die Gendarmen, die Landsknechte und die Artillerie der Fran-
Gent. zosen gewinnen. Maria lehnte deshalb ein unter dem Commando des Genter Magistrates stehendes Bürgerheer ab und bestand auf der Geldforderung. Die

[1]) Sanderi Gandavum sive Gandavensium rerum libri sex. Bruxelles 1627. — Steur, Insurrection des Gantois sous Charles-Quint. Hayez 1839. — Relation des troubles de Gand sous Charles-Quint par un Anonyme suivie de 330 documents inédits sur cet événement par Gachard. Bruxelles 1846. — Ferner die Bände 14 und 17 der „Mémoires de l'Académie Royale de Belgique“. — Gachard, Relations des ambassedeurs Vénitiens sur Charles V. et Philippe II. Bruxelles 1836. — Sacher-Masoch, Der Aufstand in Gent unter Kaiser Karl V. Schaffhausen 1857.

Genter beharrten auf ihrer Weigerung, sintemal Karl ihnen versprochen, keine neue Steuer aufzulegen, bis die Fristen der letzten Anleihe verflossen seien. Die Summe war nicht zu hoch für ihr Vermögen, einzelne Reiche wären sie zu bezahlen imstande gewesen, aber die Genter waren ein auf ihre Freiheiten stolzes, leicht reizbares und zum Trutzen geneigtes Geschlecht.

Böswillige sagten von ihnen, sie machten alle vierzig bis fünfzig Jahre von sich sprechen, um ihre alten Sitten nicht zu vergessen und ihren Namen als Meuterer nicht zu verlieren. Die Stadt, in der einst Artaveldt erstand, zählte noch immer 200.000—300.000 Einwohner, 53 Zünfte, 55 Gotteshäuser; sie war ein Hauptsitz des Handels und der Industrie und so groß, dass die Spanier sie nicht eine Stadt, sondern einen Staat nannten. Von Flandern überhaupt sagten sie, es sei nur eine Stadt mit unzähligen Gassen. Erasmus behauptet, keine Stadt der Christenheit lasse sich an Glanz, an Macht, an Bildung und Freiheit mit Gent vergleichen. Maria bat nochmals in Anbetracht der dringenden Umstände und bot an, die Genter sollten wenigstens die Hälfte ihres Antheils sogleich bezahlen, von der andern dann entbunden sein. Vom Kaiser kam ernstliche Mahnung, ihn, der ein Genter sei, nicht zu verlassen, wo es das Beste des Landes gelte; aber die Genter verharrten nicht bloß bei ihrer Weigerung, sondern mahnten auch die drei anderen Glieder von Flandern, sich ihnen anzuschließen. Die Regierung ordnete nun Executionen an, fand aber gewaltsamen Widerstand; das Land kam in Gährung, falsche Gerüchte klagten über Unterschlagung von Privilegien, über Falschheit der Abgeordneten. Am 19. und 20. August 1539 wogte die Menge durch die Straßen und suchte nach den Gegenständen ihres Zornes. Der Bailli Schardau gebot Ruhe im Namen des Kaisers. Reiche flüchteten schon vor dem zügellosen Pöbel aus der Stadt. Lievin Pin, ein wackerer Bürger, wurde fast zu Tode gefoltert. Fremdes Gesindel trieb sich nach Gewaltthat lüstern in der Stadt umher, Wiedertäufer tauchten auf. Als Lievin Pin trotz gräßlichen Folterns nichts zu gestehen vermochte, hieß es, sein Leugnen sei verhext; am 28. August ward er hingerichtet, nachdem er noch feierlich seine Unschuld betheuert und die Leute vom Amt der Feigheit angeklagt hatte, weil sie aus lauter Angst den Aufruhr nicht verhindert hätten. — Es gieng in Gent wie so oft bei Revolutionen, die höhern Classen hatten den Widerstand gegen die Regierung begonnen und dabei Kräfte entfesselt, die ihnen jetzt drohend gegenüber standen. Lievin Pin.

Viele Reiche starben aus Angst. Creesers, d. h. Schreier, verzweifelte Leute, hieß die neue Partei, welche jetzt herrschte; begabte, aber verkommene Leute waren ihre Führer, wie der Goldschmied Wilhelm de Mey, der Tapezierer Jooris und der Handwerker Kortryk. Allgemeine Theilung lag in der Absicht der Creesers: „Wir wollen einmal verkosten, was es heißt, ein reicher Mann zu sein und schöne Kleider anzuziehen; die Reichen sollen auch einmal unsere gemeinen und geringen Kleider tragen.“ — Die Menge suchte nach Waffen, forderte von Brügge das Geschütz. Man wollte die Königin Maria absetzen und in ein Kloster stecken. Schardau konnte trotz alles Muthes und aller Umsicht zuletzt in Gent nichts mehr wirken, sein Leben war bedroht, er floh. Im Auftrag des Kaisers kam Graf Roeulx, er forderte, die Genter sollten die Rechtspflege dem Amte überlassen, die Waffen ablegen, an ihre Arbeit und Geschäfte gehen und die nöthigen Auflagen und Steuern dulden; doch er predigte tauben Ohren. Creesers.

Nur die Ankunft des Kaisers konnte die Getreuen einigen, den vielen Unentschlossenen Muth machen, die Verbreitung des Aufstandes hemmen; die Meuterei ist ansteckend. Maria beschwor ihren Bruder, seine Ankunft zu beschleunigen; sie fürchtete die Einmischung Frankreichs, und in der That hatten die Creesers sich an den König von Frankreich gewendet und ihm die Überlieferung ihrer Stadt versprochen, wenn er ihnen zu Hilfe käme; auch die anderen Städte Flanderns hofften sie für ihn zu gewinnen. Welche Aussichten für Franz! Doch er hielt diesmal sein Wort, nicht einmal eine Vermittlung, was ihm doch als oberstem Lehensherrn zustand, wollte er übernehmen: er theilte das Angebot der Genter dem Kaiser mit und lud ihn ein, zur Beschleunigung der Reise den Weg durch Frankreich zu nehmen: wahrscheinlich wollte Franz ihm den Nutzen einer innigen Verbindung seiner weitentlegenen Länder recht fühlbar machen, zugleich widerte ihn die Gemeinheit der Genter Bewegung an. Die Freunde warnten, Karl aber nahm den Antrag dennoch an, nur bat er, man möge ihn unterwegs mit keinem Antrag beläftigen, ein Versprechen zu geben oder eine Familienverbindung zu schließen, da solches nachher als erzwungen erscheinen könnte; sobald er in der ersten Stadt seines Gebietes sei, werde er den König gewiss zufriedenstellen. Karl selber schreibt in seinen Aufzeichnungen, dass die Ablehnung des Antrages als Zeichen des Misstrauens in Paris Verdruss erregte hätte.

Angebot an Franz.

Karls Reise.

Karl verließ Madrid am 10. November 1539, am 28. November empfiengen ihn in Bayonne der Dauphin und der Herzog von Orleans. Montmorency bat ihn, sie als Geiseln zu behalten: „Nein," sagte Karl, „ich sende meine Vettern nicht nach Spanien, sondern nehme sie als Reisegefährten an."

Franz hatte befohlen, Karl V. wie ihn, den König, selber zu empfangen; der Kaiser theilte auch Gnaden aus, befreite Gefangene wie im eigenen Lande. Aber das Volk kam über das königliche Gebot hinaus dem Kaiser mit einer Freude und Bewunderung entgegen, die aus dem Herzen gieng und die dem Helden der Christenheit galt. „Es war," sagt ein Zeitgenosse, „als ob Gott aus dem Paradiese gestiegen wäre." — „Der ist die Stütze der Christenheit und des heiligen Glaubens", riefen die Leute, wenn Karl vorbeizog. Kam der Kaiser in eine Stadt, so begrüßte ihn das Geläute aller Glocken, so kamen ihm die Geistlichkeit im Ornat, die Zünfte mit ihren Fahnen, der Adel im Waffenschmuck entgegen; Blumen wurden gespendet und die Häuser mit Teppichen geschmückt; Spiele, Vorstellungen wurden gegeben, Jagden veranstaltet — man kannte seine Leidenschaft dafür, sein Glück darin —, selten kehrte er ohne Beute heim. Die Städte machten Geschenke, Bordeaux 300 Fässer Wein, Paris eine silberne mannshohe Statue des Herkules mit dem Löwenfell von Gold. Die Schilderungen der Reise Karls geben eine hohe Vorstellung vom damaligen Reichthum der Städte Frankreichs. In Loches wurde Karl am 12. December vom König und der Königin empfangen. Die Reise gieng dann zusammen, Orleans schenkte zwanzig Stücke von vergoldetem Silber. Im Wald von Fontainebleau wurden Scheingefechte veranstaltet. Am 1. Januar ritt der Kaiser zwischen beiden Prinzen in Paris ein, der Connetable trug das gezückte Schwert vor ihm her, das Parla-

Karl V. und das Volk.

ment, die Universität, alle Behörden in Amtstracht waren ihm entgegen gezogen. Paris.
„Öffne deine Thore, Paris," lautete eine Inschrift in goldenen Buchstaben über dem Eingang, „es will einziehen der größte der Christen." — „Friede sei immer zwischen dem Kaiser und dem König und ihren Kindern!"[1]) rief die Menge. Der Zug gieng nach Notre-Dame zum Tedeum. Die Feste, die nun folgten, überboten einander an Glanz.

Karl, so sehr er sich als heitern Gast zu zeigen verstand, wusste dennoch ganz gut, dass er sich auf einem sehr glatten Boden bewegte. Eines Tages schwang sich des Königs jüngster Sohn hinter dem Kaiser aufs Pferd, umschlang ihn mit den Worten: „Majestät, Sie sind mein Gefangener." Als Karl kam, Gefahr.
schrieb Brusquet, des Königs Hofnarr, der ein Narrenbuch hielt, des Kaisers Namen hinein und, als ihn Franz frei abziehen ließ, den Namen des Königs. Franz stellte ihm eines Tages die Herzogin von Etampes vor: „Diese schöne Dame rieth mir, mein Bruder, Sie nicht abziehen zu lassen, bis Sie den Vertrag von Madrid widerrufen haben." Karl machte gute Miene zum bösen Spiel: „Wenn die Meinung gut ist, muss man ihr folgen!" — Wie zufällig ließ er einen kostbaren Ring fallen; als die Herzogin ihn aufhob, weigerte er sich, ihn „von so schönen Händen" zurückzunehmen. Gerade die Herzogin wusste er zur Agentin seiner Politik am französischen Hof zu machen durch Pläne zu Gunsten des jungen Orleans, dessen diese scharfblickende Frau sich umso eifriger annahm, als sie den König altern und den Dauphin ganz ihrer Feindin, der Diana von Poitiers, ergeben sah. Auch den Connetable Montmorency, der immer für eine katholische Politik war, gewann Karl vollständig für sich. Montmorency soll allein den Plan des Dauphin, des Heinrichs von Navarra und des Herzogs von Vendôme, Karl in Chantilly festzunehmen, als eine Schandthat vereitelt haben. Selbst Margaretha wusste Karl durch Aussichten für Johanna d'Albret zu gewinnen.[2])

Aber begreiflich, dass ihm der Boden unter den Füßen brannte. Der König geleitete ihn bis St.-Quentin, dessen Söhne bis Valenciennes. Gemahnt, sein Versprechen zu erfüllen, verwies Karl auf die Zustimmung seiner Stände, wenn der Aufruhr bezwungen sei.[3])

Den Gentern entsank jetzt, da der Kaiser nahte und alles sich ihm an- Gent.
schloss, der Muth; sie ließen ihn demüthig bitten, in ihre Stadt zu kommen und diejenigen zu strafen, die etwa gefehlt hätten. Karl erwiderte kurz, er werde kommen, so dass man an sein Kommen denken werde. Am 14. Februar hielt Karl seinen Einzug in die Stadt, der sechs Stunden währte, der Adel, die Truppen kampfbereit, alle wichtigen Punkte wurden besetzt. Auch Ferdinand erschien mit großem Gefolge. Man sprach von 60.000 Fremden mit 15.000 Pferden. Erst am 17. Februar fanden Verhaftungen der Häupter statt. Das Gericht wurde in aller Förmlichkeit und bei offenen Thüren ge- Gericht.
halten, so dass jeder hinein konnte. Die Verhandlungen währten lange, den Gentern ward ihr Unrecht, ihre Böswilligkeit sonnenklar bewiesen. Das Urtheil des großen Rathes von Mecheln lautete: die Genter hätten Leib und

[1]) Martin du Bellay, l. c. p. 469.
[2]) Henri Martin. l. c. vol. VIII, p. 260—261.
[3]) Martin du Bellay, l. c. p. 468—469.

Gut und Privilegien verwirkt, sowohl die der Stadt als die der einzelnen Zünfte, und der Kaiser möge Sorge tragen, dass ihnen keine Macht bleibe, Ähnliches zu thun. Am 17. März fielen neun Häupter.

Die Genter sagten jetzt laut, es reue sie, dass sie nicht in den Waffen geblieben wären und alles daran gesetzt hätten, Herren in Flandern zu werden. Am 31. März flehten sie das Erbarmen des Kaisers an. Karl sagte, er habe keinen andern Wunsch, als Barmherzigkeit, Gnade, aber auch Gerechtigkeit zu üben; er bitte Gott jeden Tag darum, in diesem Geiste zu handeln. Aber er sei erstaunt, dass das Murrrn und die schlechten Absichten in der Stadt kein Ende nehmen; man bitte um Nachsicht und setze doch das Vergehen fort. Am 29. April erfolgte im großen Saale des Grafensteins öffentlich der Endspruch
Urtheil. (Concessio Carolina): die Genter wurden des Aufruhrs und Hochverrathes für schuldig erklärt, alle ihre Privilegien für verwirkt; alle Jahre werde der Magistrat am 10. Mai durch die Regierung erneuert, die Zahl der Zünfte ward von 53 auf 21 herabgesetzt, die Decanate mit ihren alten Privilegien aufgehoben, jede ungesetzliche Versammlung der Bürger bei Todesstrafe verboten, der Gemeinde ihre alte Jurisdiction über die Städte und Flecken ihres Gebietes genommen. Alle alten Freiheitsbriefe wurden zerrissen, die Grafen von Flandern brauchten in Zukunft nur die Concessio Carolina zu beschwören. Die Gemeinde musste ihren Antheil an den 400.000 Gulden bezahlen, dann 100.000 Gulden sogleich, endlich jährlich 6000 Gulden zur Erhaltung einer Zwingburg, zu welcher Karl den Grundstein legte.[1]) Alles unbewegliche Gut der Gemeinde, die Renten, das Geschütz wurden weggenommen, auch die Aufruhrglocke, der große Roland, auf welcher der Spruch stand: „Ich heiße Roland. Wenn ich klopfe, so ist Brand; wenn ich läute, so ist Sturm im Flandernland." — Am 3. Mai war feierliche Abbitte im Hofe des Schlosses: die Schöppen, die Decane, die Geschworenen der Zünfte, schwarz gekleidet, entblößten Hauptes, die Creeser im Hemd, barhaupt und barfuß, einen Strick um den Hals, knieten, angesichts unzähliger Fremden und umstanden von Bewaffneten, vor Karl nieder, bereuten ihre Schuld, baten um Gnade. Viele weinten. Lange schwieg der Kaiser. Da bat Königin Maria um Vergeben und Vergessen „in der Ehre und im Gedächtnis an des Kaisers Geburt in der schönen Stadt". — Jetzt versprach der Kaiser wieder ihr guter Herr und Fürst zu sein und mit Gottes Hilfe ihnen Frieden und Gerechtigkeit zu erhalten. Am 11. Mai trat die neue Verfassung in Kraft. Oudenarde und Courtrai theilten die Strafe wie das Vergehen mit Gent. —

---

[1]) Nach Strada habe Alba dem Kaiser gerathen, Gent von Grund aus zu zerstören. Karl soll ihn auf einen Thurm geführt haben, von dem man die weite Ausdehnung der Stadt überblicken konnte und dann gefragt haben: „Wie viel spanische Häute sind wohl nöthig, um einen solchen Handschuh (Gant) zu machen?" —

Vierter Krieg zwiſchen Karl V. und Franz I. — Krieg in Ungarn.

Gent war bezwungen, die Franzoſen verlangten, Karl ſolle jetzt ſein Verſprechen erfüllen.[1]) Karl antwortete, er habe nichts verſprochen. Verſprochen in der That nicht, aber Hoffnungen erweckt, wobei es ihm übrigens Ernſt und ſein Plan war: Franz ſolle Savoyen räumen, auf Mailand verzichten wie auf Hesdin, auf die Oberhoheit von Flandern: dafür wolle er, Karl, alle Anſprüche auf Burgund aufgeben und ſeine älteſte Tochter dem jüngſten Sohn des Königs, dem Herzog von Orleans, und dazu die Niederlande, Franche Comté und Charolais, die zu einem Königreich erhoben werden könnten, als Ausſteuer geben. Einſtweilen ſollten die Gatten bloß die Verwaltung, nach dem Tode des Kaiſers den Vollbeſitz des Königreiches haben. Um dem alten Hader von Navarra ein Ende zu machen, ſollte Karls Sohn, Philipp, ſich mit Johanna d'Albret, die Tochter Margarethas, vermählen.[2])

Das waren vielverheißende Vorſchläge, die aber Franz I. nicht gefielen: er ſah nur eine Schwächung Frankreichs in einem Wiedererſtehen des Königreichs Burgund; er verlangte Burgund ſogleich; falls der Herzog von Orleans oder ſeine Gemahlin ſterbe, verlangte er Mailand für ſich, weigerte ſich Savoyen zu räumen und die Oberhoheit über Flandern abzutreten. Karl aber wollte die Franzoſen um keinen Preis mehr in Italien ſehen und Franz konnte Mailand nicht vergeſſen. Hier war die wunde Seite. Je auffallender man ſich vor kurzem genähert hatte, umſo raſcher war jetzt die Entfremdung: Franz folgte nicht der Einladung nach Brüſſel, er verlobte Johanna d'Albret mit Karls Gegner Wilhelm von der Mark, Karl dagegen belehnte am 11. October ſeinen Sohn Philipp mit Mailand. Montmorency, der Vertreter einer Habsburg freundlichen Politik, wurde entlaſſen. Franz knüpfte wieder Verbindungen an mit den lutheriſchen Fürſten in Deutſchland und ſuchte ſich wieder dem Großtürken zu nähern. Rincon, ein vom Kaiſer geächteter Spanier, ein gewandter Mann und Franz I. Agent beim Sultan, war gerade über Venedig, wo er zu einem Krieg gegen Habsburg ſtachelte, nach Paris gekommen und ſollte mit neuen Depeſchen und Geldbriefen über Venedig mit Fregoſi, der Venedig aufzuwiegeln berufen war, nach Conſtantinopel zurückkehren. Seiner Bequemlichkeit wegen wollte Rincon — er war ſehr dick — auf dem Po nach Venedig fahren. Der franzöſiſche Statthalter warnte, nahm wenigſtens die Geldbriefe in Verwahrung. Del Guaſto, der Statthalter von Mailand, bekam Wind von den bedeutſamen Reiſenden, die unter falſchem Namen in feindſeliger Abſicht das Land ſeines Kaiſers durchzogen, und ließ ihnen auflauern, um ihre Depeſchen abzufangen. In der Nähe von Pavia

Rincon.

[1]) Martin du Bellay, l c. IX, p. 471.
[2]) Granvella, Papiers d'état, II, p. 562.

wurde das Boot Rincons angegriffen, Rincon und Fregosi im Widerstand getödtet und in den Fluss geworfen.[1]) Aus diesem ungerechtfertigten Vorgange schlugen nun die Franzosen politisches Capital, sie warfen die That auf Del Guasto und machten den Kaiser dafür verantwortlich, dass er diesen nicht bestrafte. — Franz wandte sich, über Karls Treubruch klagend, an die öffentliche Meinung — und die Franzosen erhoben sich zum Rachekriege. Ein neuer, ernster, wechselreicher Krieg entspann sich. Ungarn und Algier, Italien und die Grenze Frankreichs im Osten, Norden und Westen waren der Schauplatz desselben.[2])

Ungarn. Zunächst Ungarn. Laszki war aus dem Dienste Zapolyas in den Dienst Ferdinands getreten und sollte 1539 als Gesandter in Constantinopel Laszki. die Gutheißung des Vertrages erwirken, den Ferdinand mit Zapolya dahin abgeschlossen hatte, dass nach dem Tode des letzteren Ungarn ganz an Ferdinand Zapolya. zurückfalle.[3]) Da starb unerwartet am 21. Juli 1540 Zapolya, einen nur neun Tage alten Sohn zurücklassend. Drei Parteien standen sich nun in Ungarn gegenüber: die eine wollte unbedingte Erfüllung des Vertrages, die andere Vereinigung mit Ferdinand, wenn er ein so starkes Heer sende, dass man sich von den Türken losmachen könnte; die dritte war für das Erbrecht des nachgelassenen Prinzen unter der Vormundschaft seiner Mutter Isabella von Polen. Unterwerfung unter die Türken, innere Parteiung, das war es, was der schwache, aber ehrgeizige Mann während seines Lebens hervorbrachte und bei seinem Tod noch als Erbgut der Nation vermachte. Die Magyaren haben allen Grund, dem Andenken Zapolyas zu fluchen.[4])

An der Spitze der Partei, welche von Ferdinand nichts wissen und im Namen des kleinen Sigismund unter türkischer Oberhoheit fortregieren wollte, stand Georg Utjeschewitz, nach seiner italienischen Mutter meist Martinuzzi. Martinuzzi genannt, Bischof von Großwardein, ein ungemein begabter ehrgeiziger Mann, einst Küchenjunge in Diensten des Johann Corvinus, dann Laienbruder im Orden der Pauliner, bis ein Mönch sein seltenes Talent entdeckte und ihm den ersten Unterricht beibrachte. Die Fortschritte waren so glänzend, dass Bruder Georg nicht nur bald Mönch, sondern auch Prior des Klosters wurde. Auf seiner Flucht nach Polen fand ihn König Johann im Sajolader Kloster und ward so von seinen Fähigkeiten entzückt, dass er ihn an seinen Hof zog, den klugen und zugleich entschlossenen Mann zu seinem Rath, Schatzmeister, sogar zum Bischof machte. Jeder Erfolg steigerte nur den Ehrgeiz des Emporkömmlings. Kaum war Zapolya todt, so sandte Martinuzzi den Ezeky und Verböczy nach Constantinopel mit 300.000 Thalern für Suleiman und Geschenken für die Großen, damit Zapolyas Sohn Sigismund als König bestätigt werde und damit, im Fall er ohne Nachkommen sterbe, es den Magnaten freistehe, einen andern zum König zu wählen. Das erstere wurde sogleich gegen einen jährlichen Tribut von 400.000 Ducaten zugestanden, das letztere vorbehalten,

---

[1]) Charrière, Négociations, I, p. 504.

[2]) Martin du Bellay, Mémoires, IX. — Reusner, l. c. IX, p. 79. — Lanz, Correspondenz Karls V., Bd. II, S. 315. — Charrière, Négociations, I. p. 517.

[3]) Gévay, Urkunden und Actenstücke. Gesandtschaft König Ferdinands. S. 38 und 76.

[4]) Charrière, Négociations, I, p. 428—440.

zumal die französischen Agenten für die Wahl des Herzogs von Orleans zum König von Ungarn sprachen. Indes hatte Ferdinand bei Isabella und ihrem Vater, dem Polenkönig Sigismund, die Erfüllung des Waradiner Vertrages gefordert und, als beider gute Worte mit ihrem Handeln in Widerspruch erschienen, den Leonhard Fels (October 1540) zur Belagerung Ofens abgeschickt, zugleich um den Unterhandlungen Nachdruck zu geben. Allein Ofen ward weder durch Verständigung gewonnen, noch durch Gewalt bezwungen, dagegen Pest, Wissegrad und Waitzen besetzt.[1] Isabella.

Die Nachricht von der Belagerung Ofens kam mit der Bitte Isabellas um Hilfe an den Sultan und reizte ihn zum Zorn gegen Ferdinand. Als Laszki am 31. October in Constantinopel eintraf, sagte man ihm sogleich, es wäre besser, wenn er gar nicht gekommen wäre, Sigismund sei vom Großherrn schon zum König ernannt. Am 7. November fuhr ihn der Sultan zornschnaubend an: „Dein König will mich nur schön betrügen; er verlangt solange Waffenstillstand, dass der Sommer darüber hingehe, und indessen rüstet er und greift Ofen an; jetzt ist freilich Winter, aber der Sommer wird wieder kommen." — Laszki wurde zu strenger Haft verdammt, aus der er mit den Großen immer noch unterhandelte, aber die Antwort lautete: auch wenn Ferdinand eine Million Ducaten zahle, würde ihm der Sultan Ofen und ganz Ungarn nie und unter keiner Bedingung geben. Suleiman.

Suleiman erklärte Ferdinand förmlich den Krieg: nicht mehr bloß um Ungarn, sondern um Österreich, bis zur Brücke Alexanders (bis Regensburg) hoffte er diesmal zu dringen.[2] Sieben Jahre währte der schlachtenreiche Krieg, welchen diese Erklärung Suleimans eröffnete.[3] Sieben Jahre Krieg.

Zunächst wurde im März 1541 unter dem alten schwachen Roggendorf Ofen von neuem belagert, zugleich die Unterhandlung mit Isabella fortgesetzt: sie war schwankend, je nachdem ihr der Genuss der Herrschaft süß vorkam oder der Ehrgeiz Martinuzzis sie belästigte oder ihr vor ihrem Schutzherrn Suleiman ein Grauen aufstieg. Einmal verhieß sie Ferdinand die Auslieferung von Ofen und die Niederlegung der Gewalt unter dem Beding, dass der König ihrem Sohne Preßburg, Tyrnau, Neutra nebst jährlichen 24.000 Gulden überlasse. Aber Martinuzzi stellte Isabella selber unter Aufsicht, als sie mit List die Stadt in Roggendorfs Hände spielen wollte. Ferdinand wandte sich dann im Mai 1541 um Hilfe an das Reich: „Es handelt sich nicht darum, Fremden beizustehen, sondern in Ungarn Deutschland zu retten. Ahmet die starkmüthige Tugend der Römer nach, in deren Nachfolge ihr eingetreten seid, setzet endlich ein Maß euren unzeitigen Zwistigkeiten." — Allein man stritt noch über die Wahl der Führer, des Pfennigmeisters der „eilenden Hilfe", als schon die Heeresmassen des Sultans sich heranwälzten. Roggendorf schoss Bresche, aber der günstige Augenblick zum Sturm wurde versäumt; als dann die Deutschen anrückten, trieb sie Bruder Georg, welcher statt der Kutte den Panzer trug, mit Verlust von 800 Mann zurück. Die Belagerung zog sich in die Länge, indes rückten drei türkische Heere heran, beim dritten war der Großherr selber. Unglücklicherweise verschmähte Roggendorf den Rath, sich in eine feste Stellung Ofen. Isabella. Martinuzzi. Bruder Georg.

[1] Gévay, l. c. S 91—114.
[2] Charrière, Négociations, I, p. 453—460.
[3] Zinkeisen, l. c. II, S. 834 ff.

zurückzuziehen. Zuerst kamen 100.000 Mann unter Mohammed Pascha, in
Reischach. kleinen Gefechten verloren die Deutschen viele Tapfern. Ein Reischach fiel in einem solchen Gefechte nach heldenmüthiger Gegenwehr; sein Vater sah ihm zu, ohne zu wissen, dass es der Sohn sei, und rief bewundernd: wer der Gefallene auch sein möge, er sei einer feierlichen Bestattung würdig. Als der Leichnam herbeigebracht, sah ihn der Vater mit starren Augen an und sank vor Schmerz todt zusammen. Als die Deutschen endlich in der Nacht vom 20. August den Übergang nach Pest bewerkstelligen wollten, weil das gewaltige Unthier (Suleiman) schon nahe sei und das Heer verschlingen wolle, wurde der Anschlag verrathen und ein großer Theil der Krieger aufgerieben. Roggendorf wollte die Niederlage nicht überleben und im Zelte den tödtlichen Schlag empfangen, wurde aber mit Gewalt von den Seinen nach der Insel Schütt gebracht, wo er an seinen Wunden starb. „Es ist ein unersetzlicher Verlust und Schaden", schreibt Ferdinand über diese Niederlage an seine Schwester Maria.[1])

Suleiman Am 26. August kam Suleiman selber vor Ofen an, die 800 Gefangenen ließ er niedermachen. An Isabella sandte er Boten mit kostbaren Geschenken: da ihm das Gesetz der Osmanen verbiete, unter das Dach einer fremden Frau zu gehen und er den jungen Prinzen sehen und seinen Söhnen zeigen wolle, so möge sie denselben zu ihm ins Lager senden. In der Wiege auf vergoldetem Wagen wurde das Kind in das Lager geführt. Suleiman sah das Kind gnädig an, das lustig schrie, hieß seine beiden Söhne es umarmen und küssen, unterdes aber in kleinen Abtheilungen ohne Aufsehen, wie
besetzt Ofen, um die Stadt kennen zu lernen, seine Soldaten nach Ofen gehen und sie besetzen und dann den Bürgern bei Todesstrafe die Ablieferung der Waffen befehlen. Im Kriegsrath wurde beantragt, Ungarn zur Türkei zu schlagen, den kleinen König in Constantinopel zu erziehen, seine Mutter zu ihrem Vater heimzuschicken, die vornehmen Ungarn nach Asien zu versetzen, dann würden die Deutschen für Österreich und Steiermark zittern müssen. Suleiman machte das Land an der Donau mit Ofen zur türkischen Provinz, überließ aber das Land jenseits der Theiß der Königin mit ihrem Kind und befahl ihr, nach Lippa zu ziehen; bis ihr Kind zwanzig Jahre alt sei, sollten Martinuzzi und Petrowitsch regieren. Weinend verließ sie Ofen, das sie seinem rechtmäßigen Herrn nicht hatte überliefern mögen. Am 2. September 1541 zog Suleiman selber in Ofen ein, die Marienkirche ward in eine Moschee
kehrt heim. umgestaltet; zwanzig Tage verweilte der Sultan in Ofen — Wien mochte er nicht mehr angreifen —, dann brach er in seine Heimat auf. —

[1]) Katona, l. c. XIX, p. 43—93.

Karl V. vor Algier 1541.

Auch Karl V. hatte in diesem Jahre kein Glück gegen die Ungläubigen. Karls V. Kreuzzug gegen Algier. Er wollte schnell Algier erobern und dann als Sieger nach Ungarn ziehen und dieses Land von den Türken befreien. Barbarossa hatte sich nach Algier gerettet und belästigte von da aus die Küsten des Mittelmeeres. Karl V., der immer in großen Anschauungen sich bewegte, hielt es für seine Pflicht, als Kaiser die Christenheit von dieser Geißel zu befreien. In gleicher Gesinnung erließ der Papst eine Bulle wie zu einem Kreuzzug, und ertheilte dem Kaiser bei einer Zusammenkunft in Lucca den Segen zu dieser Unternehmung. Majorca war zum Sammelplatz bestimmt. Man zählte 65 Galeeren, 400 Transportschiffe, 22.000 Fußgänger, erlesen aus den besten Soldaten Spaniens, Deutschlands und Italiens; überdies eine kleine Reiterschar. Die Blüte des spanischen und italienischen Adels und die Ritter von Malta drängten sich zum Zuge, sogar viele spanische Damen, gleich als gelte es nur Siegespreise zu vertheilen. Befehlshaber der Flotte war Andrea Doria, des Landheeres Alba, er warnte den Kaiser: die Zeit der herbstlichen Stürme war schon eingetreten — und die Küsten von Afrika sind immerdar gefährlich — und rieth, das Unternehmen auf das nächste Frühjahr zu verschieben. Allein Karl mochte ein so großes Heer nicht nutzlos auseinander gehen lassen, die Flut der Ereignisse drängte ihn, das Wetter war gerade ruhig und er vertraute auf sein Glück.[1])

Das Heer. Doria und Alba.

Am 19. October bekam das Heer Algier in Sicht und begann zu ankern in der Nähe des Vorgebirges Matifus. Aber erst am 23. October konnte die Ausschiffung beginnen und man beschäftigte sich unglücklicherweise nur mit Mannschaft und Geschütz und dachte nicht an die Lebensmittel. Barbarossa war gerade im Osten abwesend, aber sein Stellvertreter Hassan Aga gab, obschon er nur über 1000 Türken und 4000 Mauren verfügte, doch die Antwort, als man ihn zur Übergabe aufforderte: er habe nicht nur tapfere Leute und feste Mauern, sondern auch ein ungestümes Meer zu seinem Schutz. Am 25. October lagerte man vor der Stadt, am Abend brach ein Sturm aus, der eine Nacht und zwei Tage dauerte. Als am 27. October die Sonne aufgieng, war das Meer bedeckt mit Leichen und Trümmern von Schiffen. 15 Galeeren und 140 Lastschiffe mit 8000 Mann waren in einer Stunde versunken. Zu gleicher Zeit stürmten aus den Thoren der Stadt Türken und Mauren und Wolken von beduinischen und kabylischen Reitern aus der Wüste her auf das Lager Karls V. Man kämpfte unter dem Heulen des Sturmes, unter strömendem Regen, mit Schwert und Lanze, denn das Geschütz war unbrauchbar, dennoch schlug Karl die Feinde zurück. Allein wo man war, konnte man aus Mangel an Lebensmitteln und weil die Flotte eine geraume Strecke weit davon erst sicheren Ankergrund traf, nicht bleiben. Drei Tage dauerte der Marsch unter fortwährendem Sturm

Algier. Sturm. Kampf.

[1]) Charrière, Négociations de la France dans le Levant, I, p. 352 ff. Rapport d'un agent à François I. sur l'expédition d'Alger.

Rückzug. und Regen und steten Angriffen der berittenen Söhne der Wüste, unter fürchterlichen Leiden, frierend und hungernd kämpfte sich die Armee dennoch glücklich
Karl V. durch. Karl V. war überall voran, wo die Gefahr am höchsten stand. Der Krieg war seine Lust, im Felde unter Gefahren war er immer fröhlich und zeigte den Soldaten ein heiteres Gesicht. Ferdinand Cortez war mit beim Zug und rieth zur Umkehr und zu neuem Angriff, allein der Verlust so vielen Geschützes und der meisten Lebensmittel ließ es Karl für einen Gewinn achten, den Rest einzuschiffen, zumal das abgemattete Heer sich nur von Wurzeln und Pferdefleisch nähren konnte. Am 1. November gieng man wieder zur See gen Bugia. Allein das Unglück schien sich diesmal an die Fersen Karls zu heften. Ein neuer Sturm brach aus. Viele Schiffe versanken, viele Soldaten und Matrosen retteten sich nur ans Land, um den Tod oder die Sclaverei zu finden. Am 6. December landete Karl V. in Karthagena, besiegt, gedemüthigt, aber nicht von den Feinden, sondern von den Elementen.[1]) —

Karls V. Krieg wider Franz I. 1542—1544.

Für Franz I. war dies Unglück die Losung zum Krieg gegen den Kaiser: nach allen Seiten schickte er seine Boten, nach Kopenhagen, nach Stockholm, nach Constantinopel, nach Schmalkalden, um einen großen Bund gegen die Habsburger zustande zu bringen. Frankreich rüstete eifriger als je. Mit Bangen schaute Europa, wohin das Gewitter, das sich zusammenzog, sich zuerst entladen werde!

Kriegsplan. 120.000 Mann brachte Franz I. zusammen, theils Franzosen, theils Schweizer, Dänen und Gelderer; die Steuern, um die Söldner zu bezahlen, waren ungeheuer. Der Krieg begann in Piemont und, wenn Franz recht nachdrücklich den Plan seines geschickten Statthalters befolgte, so konnte er vielleicht Karl V. ganz Italien entwinden; denn durch alle größeren Städte waren Verbindungen zu einer allgemeinen Erhebung angeknüpft und die Italiener, ein gente inconsolabile, haßten ihre spanischen Herren jetzt ebenso sehr, wie sie früher die Franzosen gehaßt hatten. Jedoch der König beschloß in Italien sich nur zu vertheidigen, in Luxemburg und Roussillon aber anzugreifen. Der Plan war gut, das Gelingen hätte Frankreich abgerundet und gedeckt, in Roussillon hoffte Franz seinen Gegner Karl V. zur Schlacht zu zwingen und endlich Rache zu nehmen für Pavia.

Zum Unglücke stellte der König an die Spitze der beiden Angriffsheere seine zwei im Kriege noch unerfahrenen Söhne. Am 12. Juli 1542 erließ
Manifest. Franz I. das Kriegsmanifest, worin er Karl V. Falschheit, Ränke, Schuld am Gesandtenmorde vorwarf und die dunkle Geschichte Rincons für die Leiden-

[1]) Charrière, Négociations, I. Impression produite à Venise par le désastre de l'expédition d'Alger, p. 525 ff. Als beste Darstellung dieses Zuges gilt die im Bd. II, S. 241—333 der „Histoire de la fondation de la régence d'Alger" par Sander Rang et Ferd. Denis.

schaft des Nationalgefühls ausbeutete, wie später die französische Republik den Rastadter Gesandtenmord. Der Herzog von Orleans befehligte das Heer im Norden, anfangs nicht ohne Glück. Mehrere Festungen wie Arlon, Luxemburg, Montverdi wurden genommen. Im ersten Anlaufe hätte er ganz Belgien wegnehmen können, wäre er nicht plötzlich mit der Post nach dem Süden abgereist, um an der Entscheidungsschlacht theilzunehmen, welche nach einem falschen Gerüchte in Roussillon bevorstand. Kaum hatte er sich entfernt, so nahmen die Truppen der Maria, der Statthalterin der Niederlande, das wichtige Luxemburg wieder weg. Im Süden hätten die französischen Waffen vieles erreichen können, wenn das Heer rasch vorangeschritten wäre. Aber die Prunksucht des Dauphin und die Krankheit des Königs — ein beleidigter Ehemann hatte dafür gesorgt, dass er mit einem unheilbaren Gift angesteckt wurde — Franz konnte nicht mehr reiten und fahren, er musste sich in einer Sänfte tragen lassen —, waren schuld an der langsamen Bewegung des Heeres: erst am 26. August kam er vor Perpignan an. Die Spanier hatten indes Zeit gehabt, diese wichtige Stellung fast uneinnehmbar zu machen. Alba leitete die Vertheidigung. Die Festung war mit Kanonen gespickt, wie ein Stachelschwein mit Spitzen. Kein Angriff wollte gelingen, das Belagerungsheer litt durch gelungene Ausfälle, durch Krankheiten, durch Herbstregen; am 4. October befahl der König, die Belagerung aufzugeben. Franz I. musste nach La Rochelle, Stadt und Umgegend hatten sich wegen einer ihre alte Freiheit verletzenden Erhöhung der Salzsteuer erhoben, die Sache konnte gefährlich werden. Franz rückte am 30. December in la Rochelle ein und verhandelte die Sache öffentlich, aber in ganz anderem Sinne als Karl V. zu Gent, um sich als milde und Karl als blutgierig hinzustellen. Als die Aufständischen um Erbarmen schrien, rief Franz: „Ich will weder eure Person zugrunde richten, noch eure Güter wegnehmen, wie es der Kaiser wegen geringerer Beleidigung den Gentern gemacht hat, wovon seine Hände noch mit Blut besudelt sind; ich will nur eure Herzen erobern und verzeihe euch allen.“ — Unermesslich war der Jubel. Aber bald kamen dennoch Blutgerichte, die strengste Verfolgung über die Lutheraner, und sie hatten bei der moralischen Haltlosigkeit des Königs doch keinen anderen Zweck, als durch Zurschaustellung seines Eifers für Religion seine Verbindung mit dem Seeräuber Barbarossa und mit dem Großtürken Suleiman zu verdecken.

Krieg im Norden.

im Süden.

Perpignan.

La Rochelle.

1543 vereinigte sich die französische Flotte an den Küsten der Provence mit den Schiffen Barbarossas. Was Wunder, wenn Karl V. sich jetzt mit Heinrich VIII. gegen Frankreich verband, welcher wegen Schottland den Franzosen grollte! Nach dem gemeinsamen Plane sollte Heinrich von Calais aus gerade auf Paris vorrücken, Karl von Nordosten her, vor der französischen Hauptstadt sollten sich beide Armeen zu deren Eroberung vereinigen.

Karl und Heinrich VIII.

Karl verließ Spanien mit dem Gedanken, es vielleicht nie wieder zu sehen oder nur als Sieger: er gab seinem sechzehnjährigen Sohne Philipp die Anweisung, was er im Falle seines Todes zu thun habe: Gottesfurcht und Schutz der Kirche sei die erste Pflicht eines Königs von Spanien und Reinerhaltung des Reiches vor jeder Ketzerei. Gerechtigkeit und Milde solle Philipp üben, aber mit Maß, nicht so dass die eine der anderen schade, sondern unnachsichtlich strafen,

Lehre für Philipp II.

wenn es zur Abschreckung der Verbrecher und Ketzer nöthig sei. Dem apostolischen Stuhle möge er alle Ehrfurcht erweisen, aber keine Missbräuche dulden, keine Verletzung der Gesetze Spaniens, und nicht bloß seiner Stellung als römischer Katholik, sondern auch seiner Pflichten als König von Spanien gedenken. Über Italien zog der Kaiser nach Deutschland, durch Nachgiebigkeit gewann er auf dem Tage zu Speier das Reich zur Hilfe.

Karl nach Deutschland.

Franz I. hatte sich 1543 nach dem Hennegau gewendet und sich Landrecys bemächtigt. Karl V. warf seine Macht zuerst gegen Cleve. Düren wurde am 26. August mit Sturm genommen, nachdem die Spanier und Italiener viermal zurückgetrieben waren. Diesem erbitterten Widerstande und dann dem Hasse, dass Düren im Bunde mit Frankreich gegen den Kaiser kämpfte, ist die harte Behandlung zuzuschreiben. „Von den Mannsbildern," sagt ein Theilnehmer an der Eroberung, „sind nur hundertfünfzig davongekommen und, hätte der Kaiser sie nicht gerettet, so wären alle Weibsbilder erwürgt worden." Jülich, Röremonde, Ockelen öffneten ihre Thore. Der alte Herzog von Cleve warf sich in Venloo zu den Füßen des Kaisers und bat um Gnade, die er für Rückkehr zur katholischen Kirche mit seinem Lande, für Verzicht der Erbschaft von Geldern, für Abfall vom Bunde mit Frankreich, Dänemark und Schweden, und für Vereinigung seiner Truppen mit den kaiserlichen erhielt. Der junge Herzog Wilhelm that ebenfalls einen Fußfall vor Karl. Die evangelischen Prediger wurden aus dem Lande vertrieben. Der König von Frankreich rächte sich an dem jungen Herzog für den Abfall dadurch, dass er die ihm bestimmte Braut Jeanne d'Albret zurückhielt, sie vermählte sich später mit dem Herzog von Vendôme, Anton von Bourbon. Die alte Herzogin von Cleve starb vor Gram. Ihre Tochter ist Anna, die vierte Gemahlin Heinrichs VIII.

Krieg mit Cleve.

Bald darauf stand der Kaiser vor Landrecy mit 40.000 Mann zu Fuß und 13.000 Reitern. Die Stadt wurde auf das tapferste vertheidigt; es gelang Franz I., Lebensmittel hineinzubringen, und Karl V. musste die Belagerung wieder aufgeben. Dagegen gelang es dem Kaiser, Cambray zum Baue einer Citadelle und zur Aufnahme einer kaiserlichen Besatzung zu bewegen.

Landrecy.

Im gleichen Jahre kam Barbarossa, gemäß des Vertrages von Constantinopel, mit seiner Flotte, nachdem er die Küsten von Calabrien geplündert hatte, im Juli nach Marseille, fand aber die französische Flotte noch nicht hinlänglich gerüstet. Die türkische und die französische Flotte wandten sich dann gegen Nizza; die Stadt musste am 22. August sich ergeben, das Schloss aber war nicht zu bezwingen, die vereinigten Flotten zogen dann, als Del Guasto nahte, sich in die Provence zurück. Die türkische Flotte überwinterte in Toulon, von wo sie bisweilen kleine Streifzüge nach der spanischen Küste unternahm; sie wurde eine so drückende Last für die französische Bevölkerung, dass Franz 800.000 Thaler an Barbarossa schenkte, nur um seiner wieder los zu werden.[1]) Am 4. Juli 1546 starb Barbarossa in hohem Alter, aber sein Geist lebte in einer Schule von Seeräubern fort.

Die Türken in der Provence.

Barbarossa.

Die Verbindung des Königs mit den Türken schadete ihm bei den Deutschen: der Reichstag von Speier erklärte Franz I. für einen gemeinen

[1]) Actes rélatifs au séjour de la flotte turque en Provence — bei Charrière, l. c. I, p. 567—574.

Feind der Christenheit. Ein Gesandter des Königs durfte gar nicht kommen, sondern musste in Nancy bleiben. Der Herold, den er sandte, wurde eingesperrt. In Piemont wurde im Jahre 1544 tapfer gestritten. Hass gegen Franz I.

Der Herzog von Savoyen nahm Mondovi und Carignan. Enghien brachte 10.000 Mann Verstärkung und erlangte auf die dringende Vorstellung Montlucs die Erlaubnis, zum Angriff überzugehen. So kam es am 14. April zur heißen Schlacht bei Cerisola: sie war in ihrem ersten Theile für die Kaiserlichen so günstig, dass der junge Enghien sich schon den Tod geben wollte. Allein der Umstand, dass der kaiserliche Heerführer Del Guasto verwundet und die Reserve nicht zur rechten Zeit ins Feuer geführt wurde, entschied die Schlacht zu Gunsten der Franzosen, 13.000 Kaiserliche waren todt oder gefangen. Geschütz, Fahnen und Gepäck kamen in die Hände der Franzosen. Wenn diese den Sieg rasch benützten, so konnten sie ganz Italien gewinnen. In Mirandola sammelten sich schon Freiwillige, um eine allgemeine Erhebung gegen die Spanier zu bewirken. Allein Franz sandte kein Geld, keine Verstärkung; die Schweizer giengen, weil sie nicht bezahlt wurden, unzufrieden nach Hause. Del Guasto bekam Zeit, ein neues Heer zu sammeln, und zuletzt waren die Franzosen froh, mit ihm einen Waffenstillstand abschließen zu können. Der Sieg von Cerisola war fruchtlos. Cerisola. Die Italiener.

Umso besser wusste Karl seine Kräfte zu gebrauchen und seine Erfolge auszubeuten. Nach dem Plane, den er mit Heinrich VIII. abgeschlossen hatte, drang er durch die Champagne rasch vor: die Festungen sollten nicht belagert werden, man wollte sich schnell vor Paris vereinigen. Karl gegen Paris.

Heinrich VIII. hielt sich aber an die Verabredung nicht — er ließ Montreuil belagern und legte sich selber vor Boulogne — er hatte 30.000 Engländer und ungefähr 25.000 Niederländer und Deutsche unter sich. Karl sammelte 50.000 Mann in der Gegend von Metz, musste aber vom verabredeten Plane abgehen, weil ihn die französische Kriegsführung dazu zwang. Luxemburg musste sich ergeben, desgleichen Commercy, Ligny; Saint-Didier musste er als Stützpunkt haben. Die tapfere Besatzung hielt ihn aber vierzig Tage auf und ergab sich erst infolge eines falschen Briefes, nach welchem der König die Übergabe gestattete. — Granvella war in den Besitz der französischen Chiffreschrift gekommen. Französische Geschichtschreiber sagen, die Herzogin von Etampes habe das Geheimnis Granvella mitgetheilt, weil sie ein Ende des Krieges, eine Verbindung Franz I. mit Karl V., und eine Verwirklichung der Pläne von 1540 wollte. Karl kam in Verlegenheit durch die Art der Kriegsführung des Königs von England. Die Lebensmittel giengen ihm aus und ein französisches Heer von 50.000 Mann stand ihm gegenüber, seine Lage wurde bedenklich. Da gelang es ihm, durch eine schnelle Bewegung sich Epernais und Château Thierrys, wo große Vorräthe lagen, zu bemächtigen; der Schreck darüber in Paris war groß. Schon streiften Karls Reiter bis in die Nähe der Hauptstadt, aus der nicht bloß die Reichen, sondern auch die Armen flüchten wollten. Der Wirrwarr und die Angst waren unsäglich. Der König eilte selber von Fontainebleau herbei, um die Angst zu beschwichtigen. Seine feste Haltung gab Muth, Paris rüstete sich zum verzweifelten Widerstand, das französische Heer zog sich zum Schutze gegen die Hauptstadt zurück. Unter diesen Umständen, da Heinrich Granvella. Angst in Paris.

eigenwillig vor Boulogne blieb, konnte Karl nicht an die Eroberung von Paris denken, und zeigte sich geneigt, zu unterhandeln. Der König sandte Befehl, alle Bedingungen anzunehmen und schleunigst abzuschließen, denn er wusste schon, dass Boulogne sich am 14. September an den König von England ergeben hatte, und fürchtete, wenn Karl es erfahre, möchte er härtere Bedingungen aufstellen.[1])

Friede zu Crespy.

So kam 18. September 1544 der Friede von Crespy zustande: beide gaben ihre Eroberungen zurück, der König verzichtete auf Neapel, auf die Oberhoheit über Flandern und Artois. Beide versprachen für die Einheit der Kirche zu wirken, d. h. Franz versprach seine Verbindungen mit den Protestanten aufzugeben, auch die mit dem Türken, ja sogar dem Kaiser zum Kriege in Ungarn 10.000 Mann und 600 Lanzen zu stellen. Hinsichtlich einer Familienverbindung kam man auf die Pläne von 1540 zurück. Der Herzog von Orleans solle sich mit Maria, der Tochter des Kaisers, vermählen, und als Aussteuer die Niederlande, Franche-Comté erhalten, oder mit der zweiten Tochter Ferdinands und als Aussteuer Mailand. Franz dagegen sollte seinem Sohne nicht bloß das Herzogthum Orleans, sondern auch Bourbonnais, Chatellrault und Angoulême geben.[2])

Mit dem Türken wurde erst 1547 Friede geschlossen. 1542 brachte der Kurfürst Joachim von Brandenburg 40.000 Mann Reichstruppen — mit

Ungarn.

den päpstlichen Soldaten und den Ungarn zählte das Heer 80.000 Kämpfer. Schade, dass Ferdinand nicht selber sich an die Spitze stellte, der Eifer der Ungarn wäre ein ganz anderer gewesen. Der Kurfürst war ein Zauberer, statt kühn voranzugehen, lagerte er vor Pest, 12.000 Ungarn verließen das Lager. Ein Sturm wurde abgeschlagen, dann der Rückzug angetreten. So viel aufgebotene Kraft hatte keine Wirkung; „es fehlte an Gehirn für gute Führung, nicht an Leuten und Sachen, und es gab schlimme Praktiken", schreibt Ferdinand;[3]) wahrscheinlich wollten die deutschen Fürsten ihn nicht stark werden lassen. Dagegen

Suleiman in Gran.

kam 1543 Suleiman selber wieder mit einem Heere nach dem südlichen Ungarn. Valpo ergab sich ihm am 23. Juni, Siklos nach tapferer Vertheidigung, aus Fünfkirchen floh die Besatzung. Gran, nur von 1300 Spaniern, Italienern und Deutschen vertheidigt, ergab sich am 10. August nach achtzehntägigem, tapferem Widerstande. Die Domkirche wurde in eine Moschee verwandelt. Tata capitulierte auf die erste Aufforderung. Stuhlweißenburg, die alte Krönungs- und Begräbnisstätte der ungarischen Könige, wehrte sich einige Zeit mit verzweifeltem Muthe, selbst Frauen und Knaben nahmen am Kampfe Antheil, zuletzt aber drangen die erschreckten Bürger auf Unterhandlung, und die Besatzung erhielt freien Abzug. Ferdinand sammelte in Pressburg 40.000 Mann, die aber auseinanderliefen, als es hieß, die Türken zögen sich zurück. 1544 nahmen die Türken Wissegrad, Novigrad, Hetwan, Dombovar, Velika in

---

[1]) Mémoires de Martin du Bellay — in der „Nouvelle collection des mémoires pour servir à l'histoire de France depuis le XIII siècle jusqu'à la fin du XVIII" par Michaud et Poujoulat. Paris 1838. Vol. V, p. 490—548.

[2]) Lanz, Correspondenz, II, S. 435—474.

[3]) Charrière, Négociations, I, p. 622—654.

Slavonien, Monoslo in Kroatien. 1545 begann Ferdinand zu unterhandeln, aber sein erster Botschafter starb bei seiner Ankunft in Constantinopel, sein zweiter wurde sogleich gefangen gesetzt. Erst als Karl V. ernstlich den Frieden betrieb und Franz I. vermittelte, giengen die Unterhandlungen vorwärts. 10. November 1545 wurde Ferdinand ein Waffenstillstand von eineinhalb Jahr bewilligt. Als der Herzog von Orleans den 8. September 1545 starb und Franz I. keinen Nutzen vom Frieden zu Crespy erntete, stachelte er Suleiman zu neuen Feldzügen, dieser aber lehnte ab und 1547 wurde gegen einen jährlichen Tribut von 30.000 Ducaten Ferdinand der gegenwärtige Besitzstand in Ungarn zugesichert.[1]) — Friede.

Das Concil. Fortschritte des Protestantismus in Deutschland.

Im Frieden zu Crespy hatte Karl V. vieles zugestanden, er hatte vieles aufgeboten, um mit dem Großtürken in ein erträgliches Verhältnis zu kommen. Mit andern Worten: Franz I. und Suleiman hatten ihm bisher die Hände gebunden, jetzt hatte er sie frei und wollte sie gebrauchen, um das Kaiserthum der aufsteigenden Übermacht der Fürsten gegenüber neu zu kräftigen und zugleich die Einheit der Kirche wieder herzustellen. Es war hohe Zeit, die Reformation gieng in Deutschland mit Riesenschritten vorwärts; noch einige Jahre zuwarten, hieß die geistlichen Güter insgesammt den Fürsten opfern und die Reichsverfassung ändern, das Kaiserthum bodenlos machen. Darum beschloss Karl, jetzt allen Ernstes einzuschreiten. Karls V. Hauptziel.

Die erste Begeisterung für die Reformation war schon erloschen, aber die praktischen Folgen derselben traten mit jedem Tage schroffer hervor. Von Freiheit der Bewegung war keine Rede mehr. An die Stelle der alten war eine neue Rechtgläubigkeit getreten und die neuen kleinen Päpste geboten viel unbedingter den Glauben als der alte. Kleine Päpste.

Luther geberdete sich als wittenbergischer Papst in seinem Glauben, dass er ein von Gott besonders berufenes Werkzeug sei. Schwenkfeld, ein Schlesier, Rath des Herzogs von Liegnitz,[2]) z. B. spricht von einer neuen Tyrannei, welche die Menschen an eine bestimmte Lehre binden und dem Amt des heiligen Geistes sich entgegensetzen wolle; Luthers Geist der Zerstörung und des Eifers habe wie ein rauschendes Wasser aller lutherischen Prädicanten Herzen durchstrichen; die meisten blieben in Wütherei, Zorn, Grimm und Bitterkeit wider diejenigen stecken, welche dem, was vor Gott nicht gehen möge, widersprechen, und strebten wider den Aufgang der ewigen, göttlichen Wahrheit, damit sie vielleicht ihrer vorigen Lehre halber nicht möchten zuschanden werden. Schwenkfeld war eine geistreiche, regsame Natur, seine Lehre aber im ganzen doch nur versteckter Pantheismus: die Gottheit in der Entwicklung vom göttlichen Ansich zum göttlichen Fürsich, erst Schwenkfeld.

---

[1]) Katona, l. c. XXI, p. 530—683. — Hammer, l. c. III, S. 276.

[2]) Döllinger, Die Reformation, ihre innere Entwicklung und Wirkungen. Regensburg 1846. I.

in Christus sei die Schöpfung vollendet worden. In Adam war das göttliche Ebenbild nur angelegt. Die Reformation war ihm nicht geistreich, nicht frei genug. In Liegnitz sollte eine Universität gegründet werden und von da, als einem höheren Wittenberg, eine bessere Lehre ausgehen. Luther nannte ihn „einen unsinnigen Narren, vom Teufel besessen!“ Er verstehe nichts und wisse nicht, was er lalle. Schwenkfeld verlor seine Stellung und starb, von allen Parteien schwer verfolgt, in Ulm 1561. Die wittenbergische Lehre wollte keine andere neben sich dulden und die kleinen Pastoren sogar übten das Recht, das früher nur den Bischöfen zustand, den Binde- und Löseschlüssel, d. h. das Bannrecht in Anwendung zu bringen. Allein dem Aufkommen einer neuen Hierarchie stand entgegen, dass die Geistlichen von der Gemeinde abhängig, mit Weib und Kindern und geringem Einkommen versehen, daran gewiesen waren, der Gemeinde zu gefallen, zumal der Gebrauch aufkam, Geistliche nur auf eine bestimmte Zeit anzustellen. So hatte denn die Widerstandskraft der ehelosen Geistlichkeit der katholischen Kirche ein Ende.

Universität in Liegnitz.

Im Nürnberger Religionsfrieden waren alle wider die Protestanten schwebenden Processe in Sachen des Glaubens niedergeschlagen worden. Die Neuerer deuteten aber diese Bestimmung dahin, dass der Glaube auch auf die Kirchengüter Bezug habe, — mit andern Worten: dass, wenn ein Process wegen Einziehung eines Kirchengutes schwebe, derselbe ebenfalls niederzuschlagen sei. Das Kammergericht aber war der Ansicht, dass die Protestanten mit dieser Auslegung das ganze Kirchengut der Katholiken sich zueignen könnten, ohne eine Klage wegen Raubes fürchten zu müssen, und nahm Klagen von Katholiken an, lud vor und sprach die Acht aus. Nachdem der Kaiser von Bologna aus den Frieden dahin erklärt hatte, dass nur Religions- und Glaubenssachen, nicht aber Rechtssachen gemeint seien, welche letztere in gewöhnlicher Art zu behandeln seien, kündigten die Protestanten dem Kammergericht am 30. Januar 1534 förmlich den Gehorsam auf; das Reich war also in die alte Verwirrung, wie sie vor Maximilian bestand, zurückgeworfen. Weder der Kaiser, noch der König Ferdinand konnten dies im Augenblick hindern; verlor doch Ferdinand im Jahr 1534 durch den schlagfertigen Landgrafen, und weil 1533 der schwäbische Bund sich aufgelöst hatte, das Herzogthum Wirtemberg und musste sich den Frieden von Kadan gefallen lassen. Es bestand also neben der kaiserlichen eine ihr trotzende Bundesmacht im Reiche, welche, je mehr sie an Ausdehnung zunahm, umso gebieterischer auftrat.

Die Protestanten und das Kammergericht.

Zwist in Deutschland.

Das zeigte sich in der Frage wegen einer allgemeinen Kirchenversammlung. In Zeiten der Spaltung war die Berufung eines allgemeinen Concils das letzte Hilfsmittel; eine solche hatten auch die Protestanten auf den Reichstagen zu Speier und Augsburg wiederholt gefordert. Clemens VII. war anfangs gar nicht geneigt, darauf einzugehen, sicher im Gefühl, dass die gemeinsame Grundlage, auf die hin eine allgemeine Kirchenversammlung zustande kommen könne, schon verloren sei. Karl V. drang jedoch auf die Berufung eines Concils: es erschien ihm unerlässlich, wenn die Kirche wieder

Karl will ein Concil.

geeinigt werden sollte; er forderte vom Papste, dass er eine solche Versammlung ausschreibe; er forderte von den Protestanten, dass sie dieselbe besuchen; er glaubte in seinem Berufe zu handeln, wenn er wie Constantin, wie Karl der Große, wie andere Kaiser vor ihm, einerseits auf Abstellung der Missbräuche dringe, anderseits nöthigenfalls mit der Gewalt des Schwertes die Einheit der Kirche erhalte.[1]) Clemens VII. erklärte sich endlich zur Berufung eines Concils bereit, wenn die Fürsten, insbesondere die Reichsfürsten, die Bedingungen annehmen, welche das Ansehen einer solchen Versammlung sichern. Am 2. Juni 1534 erschien sein Gesandter Hugo Rangone am Hofe des Kurfürsten von Sachsen mit der Erklärung, der Papst wolle ein Concil halten, um den Frieden der Kirche herzustellen; das Concil solle ein freies und allgemeines sein, wie vor alters, damit die Verheißung des Herrn in Erfüllung gehen könne: „So ihrer zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, will ich mitten unter ihnen sein." Die Mitglieder der Versammlung müssten aber erklären, dass sie die Beschlüsse derselben annehmen und halten wollen, denn sonst sei eine solche Versammlung zwecklos; wer nicht selbst kommen könne, solle Botschafter und Anwälte senden. Bis zur Vollendung des Concils dürfen aber keine weiteren Neuerungen vorgenommen werden; zur Malstätte schlage der Papst Mantua, Piacenza oder Bologna vor.[2])

Clemens VII. gesteht es zu, schlägt Städte vor.

Diese Forderungen waren gerecht, waren nothwendig; die deutschen Reformatoren und Fürsten hatten sich ja auf das Urtheil der gesammten Christenheit berufen. Der Papst gieng nun auf ihre Forderung ein und berief die deutsche Bewegung vor das Gericht der gesammten Christenheit. Jetzt aber begannen die Reformatoren zu ahnen, welche Gefahr über ihrem Haupte schwebe: — wie, wenn die versammelte Christenheit den Stab über sie brach? Luther erklärte jetzt auf einmal, „man brauche kein Concil". Melanchthon meinte: der Papst habe das Recht, ein Concil zu berufen und auf demselben den Vorsitz zu führen, nur sei die Forderung nicht anzunehmen, dass man dem Ausspruche des Concils Gehorsam schulden müsse! Luther meinte schließlich: man dürfe die Beschuldigung nicht auf sich kommen lassen, dass man kein Concil wolle, man solle ein solches noch immer verlangen, aber mit der Bedingung, dass die Sachen nach Gottes Willen und nicht nach den päpstlichen Gesetzen gerichtet werden. Dahin lautete auch die Erklärung der Schmalkaldener Fürsten. — Wer legte aber Gottes Wort aus? Der eine deutete ja die Bibel so, der andere anders! Die Protestanten fühlten sich also in ihrer Machtstellung so sicher, dass sie an ihrer früheren Entschuldigung nicht mehr festhielten. Auf der anderen Seite war der refor-

Die Protestanten dagegen.

---

[1]) Staudenmaier, Die Idee des Christenthums, I. S. 713—714.

[2]) Kervyn de Lettenhove, Aufzeichnungen Karls V. Deutsch von Warnkönig. S. 83. — Raynaldi Ann. ad 1535. Nro. 171. — Bucholtz, Ferdinand II., Bd. IV, S. 278 ff. — Pastor, l. c. S. 72 ff.

matorische Trieb schon so erloschen, dass sie den Glauben aufgaben, die ganze Christenheit in ihre Bewegung hineinzuziehen. Sie forderten also ein freies Concil, weil sie kein Concil wollten.

Clemens VII. starb indessen, der neue Papst Paul III. betrieb ernstlich die Vereinigung der Christenheit und gieng in die Forderung der Protestanten nach einem freien Concil ein. Sein Botschafter, Paul Vergerius, erschien am 6. November 1535 in Wittenberg, und lud Luther zu einer Besprechung ein. Luther kam mit Bugenhagen auf das Schloss. Er ließ sich vorher barbieren und schmücken: „Ich muss mich schmücken lassen, dass ich jung scheine, so wird der Legat denken: ei, der Teufel, ist der Luther noch so jung und hat so viel Unglücks angerichtet, was wird er denn noch thun!“ Über die Zusammenkunft haben beide berichtet. Vergerius schreibt:[1]) „Bruder Martin brauchte allein die Höflichkeit, dass er beim Reden in meiner Gegenwart mit dem Barett in der Hand stand und auch irgend ein Wort zum Lob meines Herrn, des Papstes, redete: er habe gehört, er sei gelehrt und gut, als er in Rom war und auch solche Messen las — wobei er boshaft lächelte. Aus Antlitz, Haltung, Geberden und Worten, mag er nun begeistert sein oder nicht, leuchteten Anmaßung und Unklugheit hervor. Das erste, was er mir sagte, als er mich schweigen sah, war: ob man ihn in Italien auch einen betrunkenen Deutschen nenne. Am Schluss sagte er: ‚Ich will hinkommen aufs Concilium und will meinen Kopf verlieren, wenn ich nicht meine Sätze gegen die ganze Welt vertheidige: das, was aus meinem Munde geht, ist nicht mein Zorn, sondern der Zorn Gottes.‘“ So der feine Italiener. — Der lutherische Bericht über die Zusammenkunft lautet so: Luther habe dem Legaten gesagt: „Es ist nicht euer Ernst, dass ihr ein Concilium halten wollet, es ist nur euer Spott; und wenn ihr gleich ein Concilium haltet, so würdet ihr doch von nichts handeln, denn von Kappen, Platten, Essen, Trinken und dergleichen anderm Narrenwerk und um anderer unnützer und unnöthiger Dinge halber, da wir vorhin wohl wissen und des gewiss sind, dass sie nichts sind. Aber von dem Glauben und von der Rechtfertigung und andern nützlichen und wichtigen Sachen, wie die Gläubigen möchten in einträchtigem Geist und Glauben stehen, da gedenkt ihr nicht eines zu handeln. Eines wäre nicht für euch. Wir sind durch den heiligen Geist der Dinge aller gewiss und bedürfen gar keines Concilii, sondern andere arme Leute bedürfen desselben, so durch eure Tyrannei unterdrücket werden; denn ihr wisset nicht, was ihr glaubet. Nun wohlan, habt ihr Lust dazu, so machet eines; ich will, ob Gott will, kommen, und wenn ich wüsste, dass ihr mich verbrennen solltet!“ Dem Kurfürsten sagte Vergerius: Papst und Kaiser hätten Willen und Herz zum Concil, welches man am besten in Mantua abhalten könnte, wozu auch der König von Frankreich seine Zustimmung gebe. Der Papst stelle gar keine Bedingungen, weil er durch gar keinen Artikel die Freiheit des Concils binden wolle. Würde nun der Kurfürst in dieses Concil nicht willigen, so würde klar sein, dass er weder ein freies, noch ein verbundenes Concil wolle. Der Kurfürst antwortete, er müsse diese Sache mit seinen Glaubensverwandten berathen.[2])

Der Papst an Luther.

Luther beim Legaten.

Ablehnung.

Am 6. December 1535 war demgemäß eine große Zusammenkunft zu Schmalkalden im Hessenlande. — Hier wurde — im Widerspruch mit

Bund zu Schmalkalden.

[1]) Laemmer, Analecta Romana, p. 62.
[2]) K. A. Menzel, l. c. II, S. 78.

der Bestimmung des Nürnberger Friedens — beschlossen, dass alle und jede in den Bund aufgenommen werden sollten, welche Gott und sein Evangelium rein, frei und öffentlich bekennen. Zugleich ward beschlossen, ein Heer von 2000 Reitern und 10.000 Mann zu Fuß zur Vertheidigung ihrer Sache bereit zu halten. In den Bund traten damals neu ein: der Herzog von Wirtemberg, die Herzoge von Pommern, Pfalzgraf Ruprecht von Veldenz, drei Fürsten von Anhalt, und die Städte: Augsburg, Frankfurt, Kempten, Hamburg und Hannover. Hinsichtlich des päpstlichen Vorschlages wurde bemerkt: der Ort des Concils müsste in Deutschland sein.

Hatten sie unter Clemens VII. sich gegen eine Form und Ordnung des Concils ausgesprochen, weil das Concil frei sein müsse, so sprachen sie sich jetzt, da ihnen ein freies Concil angeboten wurde, dahin aus: man müsse früher Form und Ordnung bestimmen und zwar in der Art, dass dem Papst gar kein Einfluss auf die Versammlung gestattet werde; er dürfe nicht als Richter, er müsse höchstens als Angeklagter erscheinen, mit andern Worten: man wollte kein Concil, man wollte in abgesondertem Kirchenwesen beharren. Einladung zum Concil. Der Papst erließ nun am 2. Juli 1536 eine Bulle, wonach am 31. Mai 1537 eine allgemeine Kirchenversammlung in Mantua beginnen sollte.[1])

Kurz darauf erschien eine Bulle zur Reformation Roms und des päpstlichen Hofes, weil die Reinigung im eigenen Hause beginnen müsse, ehe man an ein anderes Hand anlegen könne. Ein eigener Abgeordneter wurde noch einmal an den Kurfürsten gesandt, um ihn als Haupt der protestantischen Partei zum Concil einzuladen, doch wurde er schnöde behandelt.[2]) Der Nuntius gieng nach Schmalkalden, wo der Bund sich gerade versammelte; der Landgraf empfieng ihn nicht, weil er keine Zeit habe, gieng aber zu derselben Zeit an der Wohnung des Nuntius vorbei, um Luther zu besuchen. Luther setzte damals ein Glaubensbekenntnis, die sogenannten schmalkaldischen Artikel, zusammen. Darin heißt es vom Papst: „So wenig wir den Teufel selbst für einen Herrn und Gott anbeten können, so wenig können wir auch seinen Apostel, den Papst oder Antichrist, in seinem Regiment zum Haupt oder Herrn leiden, denn Lügen und Mord, Leib und Seele zu verderben ewiglich, das ist sein päpstliches Regiment eigentlich." Luther gegen das Concil. Luther schied von Schmalkalden mit der Ermahnung an die Prediger: „Gott erfülle euch mit dem Hasse des Papstthumes." Als der kaiserliche Gesandte Held ebenfalls die Beschickung des Concils betrieb, hieß es, der Papst sei der Antichrist, weder ihm, noch den Cardinälen dürfe man eine Stimme auf dem Concil geben; der Papst wolle den Kaiser nur täuschen. Schon in der Ausschreibungsbulle habe er die Lutheraner zum voraus verdammt. Melanchthon war anderer Ansicht.[3]) Er fürchtete, dass diese Zwietracht bis auf die Nachkommen

[1]) Raynaldi Annal. ad 1536, n. 35.

[2]) Petrus von der Vorst, Bischof von Acqui, war dieser Gesandte. Sein Reisebericht ist noch in Löwen. Vergl. De Ram — in den „Mémoires de l'Académie Royale de Bruxelles". XII, 1839 — und Arendt — in Raumers „Histor. Taschenbuch", 1839, S. 465 ff.

[3]) O. Klopp, Studien über Katholicismus, Protestantismus und Gewissensfreiheit, S. 88 ff.

dauern und eine schreckliche Barbarei und Zwietracht in dem deutschen Volke hervorbringen werde, — allein er war schon längst als halber Papist verdächtig.

Sacramentsstreit. Wegen so kühnen Brechens aller Bande mussten die Protestanten sich auf einen Kampf gefasst machen. Wie natürlich war da der Gedanke, die Zwinglianer wieder an sich zu ziehen und durch Vermehrung der Kräfte ihre Macht zu stärken! Man fieng darum wieder Unterhandlungen mit den Oberdeutschen an.

Der Vermittler war der aalglatte kirchliche Diplomat Bucer; er beredete in Basel die Geistlichen zu einem Bekenntnis, nach welchem Brot und Wein nicht bloß symbolische, sondern wahrhaft mittheilende Zeichen des Leibes und Blutes Christi seien. Nun reiste er nach Wittenberg mit vielen andern oberländischen Predigern, um Luther für diese Formel zu gewinnen, welche dann gemeinsame Formel für alle von der Kirche Abgefallenen sein sollte. Aber Luther empfieng ihn wie ein Herrscher, fuhr ihn mit einer Strafpredigt an, weil sie von ihm abgefallen seien, und forderte Widerruf ihrer Lehren, — und Bucer war so angedonnert, dass er Luthers Bekenntnis nachsprach: der wahre Leib Christi werde im Abendmahl empfangen von den Würdigen mit Herzen und Mund zur Seligkeit, von den Unwürdigen mit dem Mund zum Gericht und zur Verdammnis. Am 29. Mai 1536 wurde von Luther die sogenannte wittenbergische Concordie verkündet. — Aber wer waren die Unwürdigen? Bucer sagte den Schweizern: die nicht in der rechten Fassung des Glaubens wären. Die Oberdeutschen nahmen die Formel an, aber die Schweizer nicht, weil sie ihre politische Furcht nicht theilten. Und den Schweizern gegenüber gab zuletzt auch Luther nach, er gestand, er sei zu weit gegangen und man könne sich auch bei abweichender Glaubensmeinung doch mit gegenseitiger Liebe vertragen. Das heißt: die Schmalkaldner wünschten den Beitritt der Eidgenossen, weil sie sich im Augenblick vor dem Kaiser fürchteten. Denn der kaiserliche Gesandte Held hatte ihnen entschieden erklärt, dass ein Unterschied sei in Religions- und Kirchensachen, und dass sie sich darum in letzteren auf den Nürnberger Frieden nicht berufen dürften. Sie hatten darauf wieder Verbindungen mit Frankreich und England angeknüpft, und hatten dem Kaiser und dem Könige Ferdinand jede Beihilfe zum Türkenkrieg verweigert.

Bucer bei Luther.

Wittenbergische Concordie.

Schmalkaldener.

Christliche Einung. Darauf hatte Held einen Gegenbund gegen den Schmalkaldischen am 10. Juni 1538, die sogenannte christliche Einigung, in Nürnberg gegründet. Mitglieder waren Kaiser und König, die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg, die Herzöge von Bayern, der Herzog Georg von Sachsen und die Herzöge Erich der Ältere und Heinrich der Jüngere von Braunschweig. Alle sollten für einen und einer für alle in Bedrängnis wegen des alten Glaubens einander beistehen.

Schmalkaldischer Bund. Der Gegenbund trieb wieder die Schmalkaldener, sich zu verstärken. Am 10. Juli 1537 wurde der Schmalkaldische Bund auf zehn Jahre erneuert, der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen wurden zu Häuptern erwählt. Die Reformation umfasste bald den ganzen Norden von Deuschland.

Im Jahre 1535 starb nämlich Joachim I. von Brandenburg. Der neue Kurfürst, Joachim II., war ein Anhänger der lutherischen Lehrmeinung. 1539 starb der Herzog Georg von Sachsen, sein Nachfolger Heinrich trat zur neuen Lehre über. Im ganzen Land musste das alte Religionswesen dem neuen Platz machen. Den Mönchen und katholisch gesinnten Geistlichen wurde Messhalten und Predigen verboten. Auch die Universität Leipzig bekam Befehl, zu lehren und zu bekennen, was in der Augsburgischen Confession gelehrt und bekannt werde. Selbst mehrere norddeutsche Bischöfe traten, um sich zu versichern, dem Schmalkaldischen Bunde bei und schließlich bezeigte kein Geringerer, als der Erzbischof von Köln, Hermann, ein geborner Graf von Wied, Neigung, die Lehrmeinung Luthers in seiner Diöcese zur Geltung zu bringen, wobei ihm jedoch das Domcapitel und der Stadtrath von Köln entgegentraten. Die Schmalkaldener erwarteten, dass der Kaiser und der König sie angreifen; die Kräfte beider waren aber damals so sehr in Anspruch genommen, dass sie zu einem Vergleich sich herbeilassen mussten.

Brandenburg.

Köln.

In Frankfurt am Main wurde im Februar 1539 ein Stillstand von fünfzehn Monaten verabredet, während dessen der durch den Nürnberger Frieden bestimmte Zustand fortdauern und über einen weiteren Vergleich durch einen Ausschuss gottesfürchtiger, friedliebender und verständiger Männer gerathschlagt werden sollte. Der Kaiser zögerte lange, diesen Vertrag zu genehmigen, aber die Lage war so ernst, dass er sich auch über die Verwerfung nicht bestimmt aussprach. Held, welcher den Nürnberger Bund geschaffen hatte, verlor damals die Gunst des Kaisers, sein Nachfolger Granvella war für friedliche Maßregeln. Auf der Seite der Gegner war im Augenblick der sonst immer zu Sturm und Drang geneigte Landgraf von Hessen seltsam nachgiebig: er fürchtete nämlich, der Kaiser möchte ihn wegen eines sträflichen Ehefrevels vor Gericht ziehen.

Frankfurter Stillstand.

Landgraf Philipp war nämlich eine höchst sinnliche, derbe Natur: aus sechzehnjähriger Ehe mit Christina, der Tochter des Herzogs Georg von Sachsen, hatte er acht lebende Kinder, daneben aber hatte er eine Menge anderer Verhältnisse angeknüpft; schon 1539 litt er an der Lustseuche. Bei einer Krankheit bekam er plötzlich Höllenangst, dass ihn die Strafen gegen Ehebrecher treffen. Nun kam er wie Heinrich VIII. auf den Gedanken, ob er nicht wie die Erzväter noch ein Eheweib sich beilegen könnte, — er liebte nämlich damals ein Hoffräulein seiner Schwester, die Margaretha von der Saal. Rom hat eher ganz England aufgegeben, als dass es Vielweiberei gestattete. Die neue Kirche war jedoch nicht so strenge. Der Diplomat Bucer wurde an Luther und Melanchthon gesendet; auf der Reise bat er noch dringend, dass die Sache ja recht geheim bleibe und alles zum Lob Gottes gehe. Der Herr Jesus gebe seine Gnade dazu, Amen; er sprach nun für das Vorhaben Philipps: Philipp möge seine Gemahlin nicht mehr, auch habe er ihr nicht drei Wochen die eheliche Treue gehalten. Bei seiner starken Leibesbeschaffenheit und seinem oftmaligen Aufenthalt auf Reichs- und Bundestagen, wo weiblich gelebt werde, könne er nicht allein bleiben. Nun komme ihm bei diesem sündhaften Leben oft der Gedanke: „Wenn du durch eine Kugel oder durchs Schwert fällst, dann

Doppelehe des Landgrafen

fährst du zum Teufel." Darum wolle er ein zweites Weib nehmen, wie er auch in den Schriften des alten Bundes gefunden, daſs die Erzväter mehr als ein Weib gehabt, — so allein mache er sich aus den Banden des Teufels und eines sündhaften Lebens frei. Darum möchten die Theologen ihm gestatten, eine zweite Frau zu nehmen — sie dürften deshalb nicht fürchten, daſs er die erste übel behandeln, oder sich ihrem Umgang entziehen werde, auch solle die Sache geheim bleiben; sie sollten ihm schriftlich bezeugen, daſs dieses nicht wider Gott sei, sonst müsste er zum Kaiser abfallen. Die Mutter Margarethas wollte dem Landgrafen ihre Tochter nicht überlassen ohne Zustimmung der Theologen; überdies war die Polygamie durch das Reichsgesetz verpönt. Also die Lehrer des Evangeliums sollten die Vorwürfe seines Gewissens durch ein falsches Zeugnis beschwichtigen!

von Luther erlaubt.

Was thaten Luther und Melanchthon?[1]) — Sie schrieben am 10. December 1539, daſs die Sache eigentlich nicht gestattet werden könnte, daſs sie es ihm aber doch gestatteten aus Rücksicht auf seine Thätigkeit für das Evangelium, dessen tapferer Vertheidiger er sei; nur möge er die Sache heimlich halten, außer ihm und der von ihm Erwählten sollte nur wenigen Zeugen unter dem Siegel der Beicht die Sache bekannt werden! Adolf Menzel sagt bei dieser Gelegenheit:[2]) „Die Reformatoren hätten bemerken können, daſs die kirchliche Gewalt zuweilen mehr durch das Bedürfnis derer, welche dieselben zur Beruhigung ihrer Gewissen in Anspruch nehmen, als durch die Bestrebungen ihrer Inhaber erhoben worden war und daſs den letzteren eine hohe und unabhängige Stellung nothwendig gewesen, um unerfüllbare Zumuthungen in ihre Schranken zu weisen. Bloß Rücksicht auf äußere Verhältnisse bestimmte die Reformatoren, eine Handlung zu genehmigen, die ihr Gewissen verdammte, und das so oft behauptete Vertrauen, daſs Gott sein Evangelium nicht sinken lasse, war doch nicht stark genug für die Probe, des Landgrafen zu dessen Beschützung entbehren zu sollen." In Gegenwart Melanchthons, Bucers und anderer Zeugen wurde die Ehe am 4. März 1540 zu Rothenburg an der Fulda abgeschlossen.[3]) Es war ein sauberes Paar. Als Margaretha vor der Ehe scheu wurde, so drohte ihr Philipp mit Veröffentlichung ihrer Briefe, niemand würde sie dann haben wollen. Die Sache blieb nicht lange geheim, die Eitelkeit der Neuvermählten war schuld am Bekanntwerden und sie machte das peinlichste Aufsehen.[4]) Die Mutter Margarethens wurde in Dresden verhaftet und bekannte auf der Folter, was sie wusste. Der Landgraf bekam Angst, als Übertreter göttlicher und kaiserlicher Gesetze vom Kaiser gerichtet zu werden, und suchte überall um Hilfe. Melanchthon ward krank vor Scham, Luther aber schrieb dem Kurfürsten: die Sache könne allerdings nicht vertheidiget werden, er wolle aber sein Gutachten entweder ableugnen, oder wenn dieses nicht gehe, bekennen, daſs er geirrt und genarrt habe. Aus der Ehe mit Margaretha stammen sechs Söhne, die Grafen von Diez; die Landgräfin aber ward noch mit zwei Söhnen und einer Tochter gesegnet. Er hatte ihr,

[1]) K. A. Menzel, l. c. I, S. 321—323. 2. Aufl. Breslau 1854.

[2]) Rommel, l. c. Bd. II. „Hist.-polit. Blätter", XIV, S. 337, 393; XVI, S. 81; XVIII, S. 224.

[3]) Melanchthon hatte schon Heinrich VIII. auf eine ähnliche Anfrage in der „geheimen Angelegenheit" geschrieben: „Polygamiam non esse prohibitam jure divino." Cap. Ref. II, p. 526. — Janssen, l. c. III, S. 404—408.

[4]) Des Landgrafen Schwester Elisabeth von Rochlitz fieng an zu weinen und warf alles hin, als sie die Sache erfuhr und schalt auf Luther und Bucer, sie wären Buben in der Haut. Unter dem Volke wurde diese Ehe die Ursache arger Verwilderung. Janssen, l. c. III, S. 411—412.

dass sie einwillige, versprochen, dass sie erste und oberste Gemahlin bleiben und ihre Söhne Erbfolge haben sollen.

Melanchthons Krankheit wurde ernstlich, man glaubte an seinen baldigen Tod. Es zeichnet Luthers Überzeugung von seiner Unfehlbarkeit und seinem besonderen Verkehr mit der Gottheit, wenn er erzählt, wie er, zum Lager des Sterbenden gerufen, ihn durch sein Gebet gerettet habe: „Allda musste mir unser Herrgott herhalten, denn ich warf ihm den Sack für die Thür, und rieb ihm die Ohren mit all seinen Zusagen, dass er das Gebet erhören wolle, da ich aus der Heiligen Schrift zu erzählen wusste, dass er mich müsste erhören, wo ich anders seinen Verheißungen trauen sollte."

Ein Religionsgespräch ward vom Kaiser auf den 6. Juni 1540 nach Speier ausgeschrieben, da aber eine Krankheit ausbrach, ward es in Hagenau abgehalten.[1]) Katholischer Seite spielte Cochläus, Domherr zu Breslau, eine Hauptrolle. Es führte, wie voraussichtlich, zu keinem Resultate. Die Protestanten glaubten überhaupt nicht, dass es den Katholiken mit diesen Unterhandlungen wahrer Ernst sei, und als eine Ausschreibung des Kaisers zu einem neuen Gespräch in Worms bewies, dass es dem Kaiser bei dieser Vergleichshandlung dennoch ernst sei, als die zu Vermittlern bestellten Fürsten forderten, man solle mit Beiseitesetzung der in Augsburg verglichenen Dinge nur über unverglichene handeln, als selbst der Papst, des Friedens wegen, einen Nuntius zu diesem Religionsgespräch sandte, so begannen die Häupter der Protestanten die Einigung zu fürchten, weil die Fortdauer des Zwiespaltes ihnen nützlich war, und gaben ihren Theologen den Wink, dass sie in keinem Punkte nachgeben dürften. Der Kurfürst von Sachsen erklärte: Stimmenmehrheit habe in diesem Punkte keine Kraft, und der Kurfürst von Brandenburg gab seinen Abgesandten den Befehl, das Wörtlein „sola" mitzubringen oder nicht mehr heimzukommen. Des Kaisers Minister, Granvella, eröffnete im Jahre 1541 das Gespräch mit einer Schilderung der Übel, die über die Nation kommen werden, wenn sie im Zwiespalt bleibe, und der Nuntius sprach über die Liebe, als das Band der Vollkommenheit und der Gesetzeserfüllung. Am 14. Januar begann die Disputation zwischen Eck und Melanchthon. Granvella meinte, alles gehe auf Wortstreit hinaus. Am 19. Januar kam Befehl vom Kaiser, die Verhandlung jetzt aufzuheben, um sie in seiner Gegenwart auf dem nächsten Reichstag zu Regensburg fortzusetzen.[2]) Karl musste ins Reich kommen, denn schon drohte der innere Krieg. Goslar war im Streit mit Herzog Heinrich von Braunschweig. Das Reichskammergericht gab dem Herzog recht und betraute ihn mit Vollziehung seines Beschlusses. Goslar rief nun bei den Schmalkaldnern um Hilfe, diese rüsteten. Der Kaiser musste also kommen, um den innern Krieg zu verhindern.

Hagenau.

Gespräch in Worms.

Heinrich von Braunschweig.

[1]) Pastor, l. c. S. 184 ff.
[2]) Ibid. S. 198 ff.

Reichstag zu Regensburg.

Es waren acht Jahre, seit Karl nicht mehr im Reich gewesen — am 5. April 1541 eröffnete er den Reichstag. Der Kurfürst von Sachsen erschien, trotz freundlicher Einladung, nicht bei demselben, weil entschlossen, keinen Reichstag mehr zu besuchen. Als päpstlicher Legat war Contarini anwesend, der bei den Protestanten für einen Eiferer gegen Missbräuche und bloßen Ceremoniendienst galt. Der Kaiser bestimmte zu Hauptstreitern Eck und Melanchthon. Granvella legte einen Aufsatz vor mit den Artikeln, über die man sich vereinigen solle. Bald fand man, dass man sich näher stand,[1]) als man geglaubt hatte, und in dreizehn Tagen verglich man sich über die vier ersten Artikel. Das war aber weder dem Kurfürsten, noch Luther genehm.[2]) Jener äußerte heftigen Unwillen und sandte Amsdorf, der noch lutherischer war als Luther, damit er Melanchthons Schritte bewache

Interim.

und jedes weitere Nachgeben verhüte. Dieser nannte die Vergleichung ein neues Tuch auf den alten Rock gelappt, von welchem der Riss ärger werde.[3]) Als Amsdorf kam, zeigte sich Melanchthon auf einmal störrig, der Kaiser jedoch bewies unsägliche Geduld, selbst gegen Amsdorf, obschon er dessen Hetzereien kannte.[4]) Schließlich sah man ein, dass das Beste sei, dem Gespräch ein Ende zu machen. Man gab dem Kaiser den Aufsatz mit den verglichenen Artikeln zurück.

Es war schmerzlich für Karl. Jetzt gieng man im Eifer für den Frieden so weit, eine Gesandtschaft von Fürsten an Luther nach Wittenberg zu schicken, um ihn zur Versöhnung zu gewinnen! Der Kurfürst warnte ihn vor Versuchung,[5]) eilte nach Wittenberg und erklärte ihm, wenn er, Luther, auch nachgebe, er, der Kurfürst, werde nie darein willigen. — Was erklärte Luther? — es sei unmöglich, die Gegenpartei mit der seinigen zu vertragen. Contarini sagte die Wahrheit, als er an den Papst schrieb: „Wenn auch Luther selbst, oder alle ihm anhangenden Doctoren entweder todt, oder gar zum rechten Glauben zurückgebracht wären, so würden doch Fürsten und Völker die Ketzerei nicht verlassen, um nicht die weltlichen mit derselben zusammenhängenden Vortheile, namentlich den Gewinn, der aus dem Kirchengute gemacht worden, zu verlieren. Die Theologen selbst, von denen die Sachen ausgegangen, hätten jedoch an dem Gewinn keinen Antheil, und seien

---

[1]) Gegen Rankes Darstellung der Rechtfertigungslehre Contarinis: Döllinger, Die Reformation, 1. S. 309, 312. — Lämmer, Vortridentinische katholische Theologie, S. 148—196. — Kerker, Tübinger Quartalschrift 1859, S. 35. — Pastor, l. c. S. 245 bis 249.

[2]) Auch Franz I. nicht. Einer seiner Gesandten stellte bei den Katholiken den wahren Glauben als bedroht dar, der andere hetzte die Protestanten auf, ja in Nichts nachzugeben. Die deutsche Uneinigkeit war Frankreichs Nutzen.

[3]) De Wette, Martin Luthers Briefe, Sendschreiben und Bedenken, Bd. V, S. 383.

[4]) Schmidt, Melanchthon, S. 385, 396. — Corpus Reformatorum, IV p. 293—295. — Pastor, l. c. S. 256—259.

[5]) Corpus Reformatorum, IV, p. 343—346, 385—388. — De Wette, l. c. V, S. 365.

so arm, dass einer der protestantischen Collocutoren, Bucer, ihn um eine Geldunterstützung angesprochen, deren Gewährung er (der Legat) jedoch verweigert habe, um nicht den Schein einer angewandten Bestechung zu veranlassen. Luther verlangte sogar, die katholischen Theologen sollten förmlich bekennen, dass sie bisher falsch gelehrt hätten, und der Kurfürst solle die Schuld, dass alles rückgängig werde, nur auf ihn schieben. Die Lage des Kaisers war umso schmerzlicher, als die strengkatholischen Reichsstände ihn unziemlicher Nachgiebigkeit gegen die Protestanten beschuldigten, und namentlich die Herzöge von Bayern ihn zur Ergreifung der Waffen drängten.[1]) Die Bank der Bischöfe und Fürsten sprach sich gegen den kaiserlichen Antrag vom 12. Juli aus, die vier verglichenen Artikel bis zur weiteren Entscheidung gegen ein Concil vorläufig anzunehmen. Wenn Karl V. sie also im Reichstagsabschied zum Gesetz erhob, so folgten weder die Protestanten noch die Katholiken. Auf der andern Seite trieb ihn der Krieg in Ungarn, den Streit auf kürzestem Wege zu Ende zu bringen. So kam es denn, dass Karl V. im Reichstagsabschied den Nürnberger Frieden wieder bestätigte, aber mit dem Zusatze, dass keine Klosterkirchen weiter zerbrochen und abgethan, und alle in Religions- und andern Sachen ergangenen Achten und Processe sistiert werden sollen.[2]) Aber auch das war den Protestanten nicht genug, sie drangen dem Kaiser die weitere Erklärung ab, dass sie zwar keinem Stande seine Unterthanen abpracticieren sollten, wenn sich aber jemand sonst zu ihrer Religion begeben wolle, so sollte es demselben unbenommen sein. Unter die sistierten Processe wurde die Goslarer Acht miteinbezogen.[3])

Diese Nachgiebigkeit sollte Ferdinand im Kampf gegen die Türken helfen und half gar nicht! — Das deutsche Heer löste sich, wie wir oben sahen,[4]) schnell auf und, als sich große Furcht vor den Türken über Deutschland verbreitete, wagte Luther über des Kaisers Nachlässigkeit zu klagen und zu behaupten: er und der Papst stünden im Bündnis mit den Türken und wollten den Untergang Deutschlands. Das hieß doch die Sache auf den Kopf stellen, während gerade Ferdinand alle Kräfte aufbot, um die türkische Sturmflut zurückzudrängen, und Karl auf dem Boden von Algier gegen den Islam kämpfte und unter den letzten sich befand, welche die Küste verließen, als die Sache unglücklich gieng!

Reichstag zu Speier.

Gerade das Unglück der Habsburger ermuthigte die Protestanten zum Trotz und zum Umsichgreifen. Am 9. Februar 1542 eröffnete Ferdinand einen Reichstag zu Speier. Ein päpstlicher Legat, Morone,[5]) kündigte

---

[1]) In Rom wusste man übrigens, dass es den Bayern um andere Dinge als die religiöse Einheit zu thun sei. Raynaldi Ann. ad 1541, n. 4.

[2]) Corpus Reformatorum, IV, p. 455—456.

[3]) Franz I. ermuthigte die Protestanten zum Widerstand. Corpus Reformatorum, IV, p. 622—625. — Döllinger, Beiträge, I, S. 36—38. — Pastor, l. c. S. 275—278.

[4]) Vergl. oben S. 69—82.

[5]) Buchholtz, Ferdinand I., Bd. IV, S. 390 ff. — Laemmer, Mon. Vat., p. 393 ff.

die Eröffnung des Concils am 15. August 1543 an und zwar sollte es, weil die Protestanten nicht nach Italien gehen wollten, in Cambray oder in Trient abgehalten werden. Da erklärten die Gesandten des Kurfürsten: die Protestanten würden nur zu einem Concil kommen, das der Kaiser ausschreiben und zu welchem der Papst als Partei vorgeladen werde. Der Erzbischof von Mainz könne als katholischer Geistlicher nicht mehr Reichserzkanzler sein, in Naumburg müsse ein lutherischer Geistlicher Bischof werden. Selbst dem nachgiebigen Ferdinand riss die Geduld! Er erklärte, man solle doch nicht Unmögliches verlangen. Das

Bisthum Naumburg.

schreckte die Protestanten nicht. Als der alte Bischof von Naumburg — einem reichsunmittelbaren Stift, das aber zu den sächsischen Fürsten in einem gewissen Schutzverhältnisse stand, — damals starb, erklärte der Kurfürst sogleich, dass ohne seine Zustimmung keine Bischofswahl giltig sein könne. Um seinen

Julius Pflug

Plänen zuvorzukommen, erwählte das Domcapitel schnell den durch Gelehrsamkeit und edlen Charakter wie gemäßigte Denkart ausgezeichneten Domherrn Julius von Pflug; — diese Wahl verwarf aber unberechtigterweise der Kurfürst von Sachsen, besetzte die Stiftslande und erklärte Amsdorf zum Bischof. Das Ziel dieses alles Recht, alle Rücksicht auf den Kaiser verletzenden Verfahrens wird sogleich klar, wenn man hört, dass Amsdorf nur 600 Gulden freien Gehalt erhielt, d. h. der Kurfürst warf seinem getreuen Diener ein Bettelgeld hin und steckte das Einkommen der Stiftslande in seinen Sack, wobei er jedem Befehle des Kaisers zu Gunsten des rechtmäßigen Bischofs verwegenen Trotz bot. Noch größeres Aufsehen erregte das Verfahren der Schmalkaldener gegen den Herzog

Braunschweig.

von Braunschweig. Sie überzogen sein Gebiet, sie hießen ihn einen Friedensbrecher und jagten ihn durch Übermacht aus dem Lande, weil er dasselbe schlecht verwaltet, Schulden gemacht und den Frieden gebrochen habe; kurz, sie handelten, als gebe es keinen Kaiser. In Cleve wurde damals das Halten der Messe bei Geldstrafe und Verlust alles Schutzes verboten.

Gefahr Karls V.

Wohin anders konnte all das führen, als dass der Katholicismus in Deutschland vollständig unterdrückt und der Kurfürst von Sachsen oder der Landgraf von Hessen zum Kaiser ausgerufen wurde! Wären beide wahrhaft kühne Männer gewesen, die Habsburger wären ihnen vielleicht unterlegen. Aber Keiner war aus dem Holz geschnitten, aus dem man große Märtyrer macht: statt kühn zu handeln, waren sie schwankend.

Granvella gewann durch Aussichten auf die Grafschaft Katzenellenbogen den Landgrafen zum Versprechen, dem Herzog von Cleve keine Hilfe zu leisten. Gerade auf seiner höchsten Höhe begann der Schmalkaldische Bund zu zerbröckeln. Viele Mitglieder wollten nichts mehr zahlen. Der junge Herzog Moriz, der 1541 seinem Vater in der Regierung des albertinischen Sachsens folgte, war gegen den Kurfürsten von Sachsen, weil er nicht unter seiner Vormundschaft stehen wolle, und gegen den Schmalkaldischen Bund. Zwischen beiden brach ein

Fladenkrieg.

kleiner Kampf, der sogenannte Fladenkrieg, um Wurzen aus. Luther suchte vergebens mit seinen Worten den Streit zu bannen, denn was fragten diese Fürsten nach den Theologen, welche ja immer darüber geklagt hatten, dass die Päpste sich in weltliche Dinge einmischten. Zwischen Luther und Melanchthon war damals die Spannung so groß, dass der letztere nahe daran war, seine Stelle zu verlieren.

Der Kaiser ließ die Gegner gewähren: er hatte seinen Krieg mit Frankreich zu Ende zu bringen. Auf dem Wege durch Italien sprach er den Papst in Busseto. Paul III. suchte zwischen ihm und Franz I. Frieden zu stiften, als dies nicht gelang, vertagte er das Concil in Trient auf bessere Zeiten. Mit Zustimmung der Cardinäle hatte der Papst seinem Sohne Peter Alois Farnese Parma und Piacenza als erbliches Fürstenthum verliehen, der Kaiser jedoch genehmigte diese Verleihung nicht. Daher die Kunde von einem Zwiespalt mit dem Papste, welcher die Protestanten dem Kaiser geneigter machte. Karl V. und Paul III.

Um die Fürsten zur Reichs- und Türkenhilfe zu bewegen, zeigte sich Karl V. äußerst huldvoll. Am 18. Februar 1544 zog er in Speier ein, am 20. Februar eröffnete er den Reichstag, es war einer der glänzendsten, alle sieben Kurfürsten waren zugegen. Doch reisten schon im Mai der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen ohne Einwilligung des Kaisers wieder ab. Gegen Frankreich wurde von Seite des Reiches der Krieg erklärt und 20.000 Mann zu Fuß und 4000 zu Roß gegen beide Erbfeinde der Christenheit bewilligt. Große Zugeständnisse mußten jedoch dafür gemacht werden: die Entscheidung des Religionsstreites ward auf den nächsten Reichstag verschoben, indes solle der bisherige Friedstand gelten, bis der Streit durch eine christliche Vergleichung eines gemeinen freien Concils oder einer Nationalsynode beigelegt sei; bis dahin sollten der Augsburger Abschied, die Processe in Religionssachen suspendiert sein. Tag zu Speier 1544.

In einem Breve an den Kaiser sprach der Papst seinen Schmerz darüber aus, daß Karl V. die Ordnung der religiösen Wirren auf einem Nationalconcil oder Reichstag versprochen und ganz des Namens dessen vergessen habe, dem durch alle göttlichen und weltlichen Rechte mit Zustimmung von so vielen Jahrhunderten die höchste Gewalt gegeben sei, sowohl Concilien auszuschreiben, als über die Dinge, die der Kirche zur Einigkeit und zum Nutzen gehören, zu handeln und beschließen. Zu niemand als zu Petrus habe der Herr gesagt: „Ich habe für dich gebetet, daß dein Glaube nicht aufhöre, und wenn du dermaleinst bekehrt bist, so stärke deine Brüder." — Auf die Kunde von diesem päpstlichen Schreiben verfaßte Luther seine von Lästerungen triefende Schrift „Wider das Papstthum, so zu Rom vom Teufel gestiftet",[1] worin er den Papst nur seine Allerhöllischheit und Rom die höllische Grundsuppe nennt. Frei, christlich und deutsch seien dem Papste und römischen Hofe nichts denn eitel Gift, Tod, Teufel und Hölle. Die ganze haßerfüllte Schrift, welche sich um die drei Sätze dreht: 1. es sei nicht wahr, daß der Papst zu Rom das Haupt der Christenheit, über Concilien, Kaiser, Engel und alles sei; 2. es sei nicht wahr, daß ihn niemand urtheilen und absetzen könne, wie er brüllet; 3. es sei nicht wahr, daß er das römische Reich von den Griechen an uns Deutsche gebracht habe, wie er über alle Maßen davon stolziert und pocht, schließt mit dem Wunsche: „Sterbe ich indes, so gebe Gott, daß es ein anderer ärger macht." — Übrigens erntete der Kaiser von keiner Seite Dank für seine vermittelnde Politik.[2] In Bayern raunte man sich ins Ohr, der Kaiser sei lutherisch geworden. Paul III. Luther.

[1] Auf dem Titelblatt ist der Papst mit Eselsohren und von Teufeln umgeben dargestellt.
[2] Vergl. Pastor, l. c. S. 201—206. — Rieß, Canisius, S. 170.

Entschluss zum Krieg.

Indes machte der Friede mit Frankreich — zu Crespy 18. September 1544 — dem Kaiser die Hände frei und jetzt erst kam er auf den Gedanken, mit Gewalt des Schwertes Ruhe in Deutschland herzustellen, und schreibt er selber in seinen Aufzeichnungen: „Der Kaiser traf in Deutschland mit der Absicht ein, um dem, was da vorgieng, abzuhelfen, was er jetzt vermittelst eines guten Abkommens leichter zu erwirken hoffte, weil er mit Frankreich im Frieden war. Weil er aber den großen Hochmuth der Protestanten kannte, so fürchtete er, man werde doch nicht zu einem befriedigenden Resultate gelangen. Er hatte stets die Überzeugung, es sei unmöglich, diese Hartnäckigkeit und eine so große Macht — auf dem Wege der Strenge zu beugen. Aber Gott, welcher diejenigen, so ihre Zuflucht zu ihm nehmen, nie im Stiche läßt, begnügte sich nicht damit, dem Kaiser die Gnade zu erweisen, ihm Geldern so schnell zu beschaffen; die Wahrnehmung dessen, was sich zutrug, öffnete dem Kaiser die Augen und erleuchtete seinen Verstand dermaßen, daſs es ihm nicht bloß nicht mehr unmöglich vorkam, durch Gewalt einen solchen Hochmuth zu bändigen, sondern daſs dies ihm im Gegentheile leicht erschien, wenn er es unter günstigen Umständen und mit den geeigneten Mitteln unternehme."

Concil zu Trient.

Der bisherige Friedstand war ausbedungen bis zum Zustandekommen eines Concils. Der Papst erklärte am 18. November 1544 das Concil zu Trient für eröffnet und lud den Kaiser, den König von Frankreich und alle Fürsten der Christenheit ein, sich zu demselben in Person oder durch Botschafter auf den 13. März 1545 zu verfügen, „um zu berathen und zu beschließen in Streitigkeiten der Religion, zur Besserung der Sitten und zur Ausführung eines allgemeinen Zuges gegen die Ungläubigen".

Worms 1545.

Als am 24. März 1545 ein Reichstag zu Worms begann, mahnte Ferdinand — Karl lag noch krank zu Brüssel — zunächst nicht über die eingebrachten Reformations-Entwürfe zu berathen, sondern den Fortgang des Concils abzuwarten. Die Protestanten entgegneten darauf, sie könnten die gegenwärtige papistische Versammlung in Trient für kein Concil erkennen.[1] Am 18. Mai kam der Kaiser selbst nach Worms und ließ die Kurfürsten dringend bitten, selbst zu erscheinen, um den Wirren endlich einmal ein Ende zu machen. Der Kurfürst von Sachsen erschien nicht, ließ aber Luthers Schrift über die Concilien und „Wider das Papstthum, so zu Rom vom Teufel gestiftet" unter die Reichsstände austheilen. Umsonst wurde den Protestanten versprochen, daſs der Kaiser sein, des Reiches und der Stände Recht dem Papste gegenüber wahren werde, daſs aber nicht er ein Concil ausschreiben könne, sondern der Papst, auf dessen Ruf allein auch die nichtdeutschen Völker hörten. Der Kaiser ließ sich herbei, einen neuen Reichstag zur Schließung der

[1] Bucholtz, Ferdinand I., Bd. V, S. 42. — K. A. Menzel, l. c. I, S. 357.

Religionsfrage auszuschreiben, bis dahin sollten vier vom Kaiser und vier von den Protestanten gewählte Theologen einen Vereinigungs-Entwurf ausarbeiten. Dieses Gespräch kam in Regensburg erst im Januar 1546 zusammen, denn der Kaiser hatte Mühe, katholische Theologen dafür zu bekommen, und in Wittenberg war die Abneigung gegen Nachgiebigkeit nicht minder groß. Das Gespräch wurde am 27. Januar eröffnet, führte aber nicht zur Vereinigung, sondern nur zur schärferen Betonung der Gegensätze, und fand sein Ende, als die sächsischen Gesandten abberufen wurden. Mit Disputationen war nicht mehr zu helfen. Alles nahm einen kriegerischen Anstrich. Auf dem Reichstag zu Worms hatte der Kaiser Braunschweig einstweilen in eigene Verwaltung durch zwei Reichsstände genommen, der vertriebene Herzog kehrte jedoch gegen des Kaisers Verbot mit einem kleinen Heere im September 1545 in sein Land zurück. Sachsen und Hessen brachen aber mit überlegener Macht sogleich in sein Land, umzingelten ihn bei Kalefeld und zwangen ihn, sich am 22. October zu ergeben. Heinrich ward als Gefangener in die Festung Ziegenhain gebracht. Die Fürsten handelten, als wäre kein Kaiser vorhanden.[1]) Gespräch zu Regensburg.

Indes starb der Mann, der die gewaltige Bewegung erregt hatte, um die jetzt die Schwerter gezückt wurden, Martin Luther. Seine letzten Jahre verflossen in bitterer Stimmung. „Ich habe die Welt satt und die Welt meiner," sagte er, „sind also leicht zu scheiden, wie ein Gast die Herberge quittiert." — Seine Stimmung war oft sauer, jetzt schien sie aber nur Essig zu sein. Ihn quälte die Bemerkung, dass die Lehre Calvins vom Sacramente auch in Wittenberg Beifall gewinne, dass ihr auch Melanchthon insgeheim anhänge und man nur seinen Tod abwarte, um sich völlig für sie zu erklären. Der langverhaltene Unmuth brach 1544 los. Luthers Sprache war maßlos, die Antwort der Schweizer derb. Niemand rührte für Luther die Feder, selbst Melanchthon nicht, obschon ihn der Kurfürst aufforderte; er klagte vielmehr über Luthers Eigensinn und Gewaltthätigkeit und verglich ihn mit dem Demagogen Kleon. Nicht minder ärgerten Luther die Juristen mit ihren Entscheiden in Kirchensachen und doch hatte er selber ihnen in die Hände gearbeitet. Im Unmuth verließ Luther im Mai 1545 Wittenberg. „Es wird", schreibt er an seine Käthe, „mit seinem Regiment nicht den Veitstanz, sondern den Bettlertanz und Beelzebubstanz kriegen. Nur weg aus diesem Sodoma! Ich will eher das Bettelbrot essen, ehe ich meine armen letzten Tage mit dem unordentlichen Wesen zu Wittenberg martern und beunruhigen will, mit Verlust meiner sauren, theuren Arbeit."[2]) Viele waren froh, dass er gieng. Er sprach am liebsten vom Teufel und dessen satanischen Einwirkungen: man erlebe nur Wucherei, Säuferei, Ehebruch, Mord, Todschlag; aber noch ärger sei des Teufels Braut, die Vernunft; sie sei die ärgste Hure, die der Teufel habe. Erst im August kehrte er auf Einladung des Kurfürsten zurück. In solcher grimmen Stimmung entlud sich Luthers letzte Tage

[1]) Lenz, Geschichte der Einführung des evangel. Bekenntnisses im Herzogthum Braunschweig. Wolfenbüttel 1830. — Kolbewey, Die Reformation des Herzogthums Braunschweig-Wolfenbüttel unter dem Regiment des Schmalkaldischen Bundes, 1542—1547. Hannover 1869.

[2]) De Wette l. c. V, S. 22—86. — Janssen, l. c. III, S. 535—538.

Grimm wider die Juden, sein Hass auch auf die Juden: „Man stecke ihre Synagogen mit Feuer an, und was nicht brennen will, überhäufe man mit Erde und beschütte es, dass kein Mensch einen Stein oder Schlacke davon sehe ewiglich. Solches soll man thun unserem Herrn und der Christenheit zu Ehren, damit Gott sehe, dass wir Christen seien." — Getreu blieb sich Luther bis zur letzten Stunde in seinem Hass gegen die Katholiken. die Katholiken: „Das soll mein Ruhm und meine Ehre sein, wills auch so haben, dass man hinfüro von mir sagen soll, wie ich voll böser Worte, Scheltens und Fluchens über die Papisten gewesen sei. — Ich will auch hinfort mich mit den Bösewichtern zerfluchen und zerschelten bis in meine Grube und sollen kein gut Wort von mir hören. Ich will ihnen mit meinen Donnern und Blitzen also zu Grab läuten. Denn ich kann nicht beten, ich muss dabei fluchen. Soll ich sagen: Geheiligt werde dein Name, muss ich dabei sagen: verflucht, geschändet, verdammt müsse werden der Papisten Namen. Wahrlich, so bete ich alle Tage mündlich und mit dem Herzen ohne Unterlass." — Seine letzte Betheuerung war, als er Luthers Tod, 18. Februar 1546 zu Eisleben starb, dass er stets den Christus geglaubt und geprediget habe, den der Papst mit allen Gottlosen schände und verlästere. Luther hinterließ drei Söhne und eine Tochter (sein Mannsstamm erlosch Witwe. 1759), aber wenig Vermögen. Die Witwe des Mannes, der den Fürsten unzählige Millionen aus dem Kirchengut in den Sack gejagt hatte, war später in Leipzig dem bittersten Mangel ausgesetzt und musste Kostgänger halten, um ihr Leben zu fristen. Das war der Dank der Fürsten, „die immer für das reine Evangelium glühten".

Luther starb mit der Ahnung des heraufsteigenden Religionskrieges: „Wer sterben kann, sterbe nur balde; es will nicht gut werden in der Welt. Unsere Sünden drücken uns. Deutschland ist gewesen, was es gewesen ist." — Ja die Einheit, die Machtstellung Deutschlands war an ihrem Ende! Der innere Krieg begann.

Das Concil. Am 13. December 1545 wurde das Concil von Trient eröffnet. Die Protestanten beschlossen in Frankfurt, die Theilnahme daran in aller Form zu verweigern und ihre Gründe hiefür zu veröffentlichen. Karl hoffte noch immer den Sinn der Protestanten zu ändern,[1]) bat den Landgrafen bei Philipp und Karl V. einer Zusammenkunft in Speier, das Concil zu beschicken. Philipp bestand aber auf einem Nationalconcil. Der Kaiser bat ihn nun, wenigstens den bevorstehenden Reichstag zu Regensburg zu besuchen: er begehre nichts als Vergleichung in der Religion; wo diese nicht möglich, sei Schweres zu besorgen. Er selber habe weder Heller noch Pfennig vom Reich, sehe auch nicht auf die Beschwerden seiner Person, sei trotz seiner Krankheit gekommen, um Ruhe und Frieden zu schaffen. Kämen die Fürsten nicht, so könne er nichts ausrichten. Alles schreie um Hilfe und keiner wolle die Hand anlegen. Der Landgraf aber verweigerte zu kommen, denn sein Gewissen verbiete es und er habe kein Geld.

Als der Kaiser am 10. April 1546 kam, fand er gar keinen Fürsten

[1]) Schmidt, Neuere Geschichte der Deutschen, I, S. 14. — Bucholtz, Ferdinand I., Bd. V, S. 45. — Pastor, l. c. S. 329—344. — K. A. Menzel, l. c. I, S. 440—450.

vor; auf neues Bitten erschienen einige, darunter Moriz, aber kein Schmalkaldener. Am 5. Juni eröffnete Karl V. die Reichsverhandlung mit Klagen über die Säumigkeit der Fürsten, über Abbruch des Nürnberger Religionsgesprächs. Die Katholiken beantragten, er solle die ganze religiöse Frage dem Concil überlassen und die Protestanten bewegen, es zu besuchen. Die Protestanten verlangten ein Nationalconcil und Fortdauer des Speierer Zugeständnisses von 1544 für alle, die weiter zu ihnen treten wollten. Die Pforten der Hölle würden übrigens das Augsburgische Bekenntnis nicht überwältigen. Da lachte der Kaiser — das machte die Protestanten sorglich. Regensburg 1546.

Was in Karls V. Seele damals vorgieng, enthüllt ein vertrauliches Schreiben des Kaisers an seine Schwester Maria:[1] „Du weißt, meine Schwester, was ich Dir bei meinem Abschiede in Mastricht sagte, dass ich alles aufbieten würde, um auf irgend eine glückliche Weise die deutschen Angelegenheiten zu ordnen und zum Frieden zu bringen, und dabei den Weg der Gewalt bis zum äußersten zu vermeiden. Es hat mir nicht gelingen wollen. Die Fürsten kommen nicht mehr zum Reichstage. Ihr Streben ist dahin gerichtet, die kaiserliche Autorität gänzlich zu entkräften und eine Ordnung der Dinge aufzurichten, in welcher die geistlichen Fürsten nicht mehr Raum haben. Diese überschütten mich mit Klagen und Beschwerden. Darum habe ich mich mit meinem Bruder und dem Herzoge von Bayern berathen. Sie sind der Meinung, dass es kein anderes Mittel gibt, als den Abgewichenen mit Gewalt zu widerstehen, und sie dadurch zu erträglichen Bedingungen zu bringen, damit, wenn man nichts mehr thun kann, man doch wenigstens dem Urtheile entgegentrete, alles unrettbar zu verlieren. Sie glauben ferner, dass die Umstände günstig sind. Denn die besagten Abgewichenen sind bereits sehr abgemattet und erschöpft durch die Kosten ihrer Kriege. Ferner ist der Unwille und die Unzufriedenheit in den Ländern Sachsen und Hessen groß, sowohl bei dem Adel als bei den Unterthanen, weil diese Fürsten sie ausmergeln bis auf die Knochen und sie in ärgerer Knechtschaft halten, als je zuvor. Namentlich jedoch ist der Adel gegen sie ergrimmt. Dazu sind sie geschwächt durch ihre Theilung in verschiedene Secten. Es ist sogar Hoffnung, einige dieser Fürsten zu bewegen, dass sie sich in Religionssachen dem Concil unterwerfen, wie der Herzog Moriz, der ausdrücklich hieher zu mir gekommen ist, der Markgraf Albrecht von Brandenburg und andere. Ferner bietet mir der Papst Unterstützung auf sechs Monate für 12.500 Mann. Er gewährt mir in Spanien zu diesem Zwecke den Verkauf klösterlicher Jurisdictionen. Nachdem ich dies alles wohl überlegt, auch einigen der deutschen Angelegenheiten wohl kundigen Personen mitgetheilt habe, bin ich ihrem Rathe gemäß entschlossen, gegen den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen als Verstörer des Landfriedens den Krieg zu beginnen und dies zu rechtfertigen durch ihr Verfahren gegen den Herzog von Braunschweig. Dieser Vorwand wird die Gegner nicht hindern zu denken, dass die Sache in Wahrheit die Religion betreffe: aber jedenfalls werde ich dadurch die Gegner trennen." Sinn des Kaisers.

Karl blieb nur eine Wahl, der Krieg. Er hatte sich den Protestanten gegenüber verbindlich gemacht, ein Concil zustande zu bringen — es war zu-

[1] Lanz, Correspondenz Karls V., tom. II, p. 486. — Onno Klopp, Studie über Karl V. — in den „Historisch-politischen Blättern", Bd. LX, S. 232, 347.

Lage des Kaisers.

stande gekommen. Er hatte sich dem Papst gegenüber verbindlich gemacht, die Protestanten zum Concil zu bewegen — wie stand er der Christenheit gegenüber da, wenn sie nicht kamen! War er noch ein Kaiser, wenn die Fürsten nicht mehr zu den Reichstagen kamen, die er entbot, wenn sie unter dem Vorwand des freien Evangeliums Bündnisse mit dem Auslande schlossen, im Innern Krieg führten, Fürsten verjagten, Bisthümer einzogen? Also Krieg!

Moriz von Sachsen.

Karl bereitete ihn umsichtig vor, er schloss einen Bund mit dem Papst, er gewann protestantische Fürsten dafür. Der Papst verhieß am 22. Juni 1546 100.000 Ducaten bar,[1]) 100.000 in Venedig zu hinterlegen, 12.000 Mann zu Fuß und 1500 Reiter auf sechs Monate. Karl V. versprach, die Protestanten zur Anerkennung der alten Kirche mit Waffengewalt zurückzuführen, wobei er aber auch mildere Wege versuchen könne. Der Kaiser gewann die brandenburgischen Markgrafen; ein Meisterstreich war, dass er durch das Versprechen der Kur, des Schutzrechtes über das Erzbisthum Magdeburg und das Bisthum Halberstadt,

Bündnisse Karls V.

Moriz von Sachsen für sich gewann. Der junge Fürst hatte sich 1542 in Ungarn gegen die Türken als tüchtiger Streiter erwiesen, dem Kaiser gefiel sein kluges und kühnes Wesen, er nannte ihn Sohn, Moriz nannte den Kaiser Vater; im letzten französischen Krieg hatte ihn Karl selber vor einer Festung aus dem Bereich der Kugeln herausgeholt: er verstehe noch nicht im Kugelregen sich zu drehen und zu wenden.[2]) —

Der Schmalkaldische Krieg 1546—1547.

Als die Rüstungen des Kaisers begannen, ließen die Fürsten nach dem Grunde derselben fragen.[3]) Die Antwort lautete: der Kaiser suche immerdar den Frieden und werde gegen alle, die sich gehorsam zeigen, sich gnädig und väterlich erweisen, gegen die Ungehorsamen aber sein kaiserliches Ansehen gebrauchen und nach dem Rechte verfahren.[4])

Tag in Ulm.

Die Oberländischen Städte hielten nun einen Tag in Ulm und hatten binnen vier Wochen ein Heer unter Waffen, ehe noch der Kaiser gerüstet war. Ihr Anführer Sebastian Schärtlin von Burtenbach sprengte eine kaiserliche Abtheilung bei Füssen auseinander, nahm am 10. Juli die Ehrenberger Clause und wollte rasch nach Trient vor, um das Concil auseinander zu jagen. — Da kam vom Bundesrath in Ulm Gegenbefehl: am 20. Juli nahm er dann mit Heideck, dem Führer der Wirtemberger, Donauwörth.

Manifeste.

Die Schmalkaldener erließen aus Fulda ein Manifest, worin sie darthun wollten, nicht ihrem Ungehorsam, sondern der Unterdrückung ihres Religionsbekenntnisses gelten die Rüstungen des Kaisers. Dieser aber erklärte sie am 20. Juli „als ungehorsame, untreue, pflicht- und eidbrüchige Rebellen, auf-

---

[1]) Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, IV, S. 277—279, 408.
[2]) Ibid. IV, S. 392—397, 400—403. — Bucholtz, l. c. V, S. 477. — K. A. Menzel, l. c. I, S. 451—459.
[3]) Bucholtz, l. c. V, S. 473 ff, 479—481.
[4]) Ranke, l. c. IV, S. 413.

rährerische Verächter und Verletzer der Majestät, auch als Verletzer des gemeinen Landfrieden" in des Reiches Acht und Aberacht. Sofort wurde in Sachsen gegen den Kaiser, den Papst und den Türken, als gegen „die Feinde des göttlichen Wortes", geprediget und gebetet.[1] Acht.

So war also der Kampf des Kaiserthums gegen unbändige Fürsten erklärt. Was sollte werden, wenn sie siegten?[2] Dann gieng das Reich auseinander. Ein unabsehbarer innerer Krieg stand bevor. Die Sorge um die Zukunft trieb manchen Protestanten in das Lager des Kaisers. Das Gefühl, dass sie gegen den höchsten Inhaber der Reichsgewalt sich erhoben, lähmte diejenigen, welche gegen den Kaiser in Waffen standen. Wären sie übrigens schnell und planmäßig vorangegangen, so wäre der Kaiser unfehlbar erlegen, denn am 4. August 1546 hatte sich die schmalkaldische Kriegsmacht bei Donauwörth zusammengezogen und betrug nicht weniger als 64.000 Mann zu Fuß mit 100 Geschützen und 7700 Reitern, lauter erlesene Truppen. Der Kaiser indes hatte nur einige hundert Mann zu Fuß und zu Pferd in Regensburg um sich. Allein der Kaiser war überzeugt von dem Recht seiner Sache, er war entschlossener, er war ein Meister in den Schachzügen des Krieges wie der Politik. Ein Wille lenkte seine Kräfte. Die Gegner aber hatten einmal keinen rechten moralischen Muth, waren mehr Maulhelden als wirkliche Soldaten, und nicht eines Sinnes. Was der Kurfürst wollte, missfiel dem Landgrafen, und was Schärtlin von Burtenbach anrieth, missfiel ihnen beiden. Schärtlin war ein bewährter Landsknechtführer, scharfblickend und willensstark. Er rieth ganz richtig, man solle über die einzelnen Truppenabtheilungen des Kaisers herfallen, ehe sie sich gesammelt hätten, man solle sich der Städte an der Donau bemächtigen und dadurch den Strom in seine Gewalt bringen, desgleichen den Inn, die Isar und andere Flüsse, Bayern solle man zur Bundesgenossenschaft zwingen oder als Feind behandeln. Stand der Parteien. Schärtlin.

Allein Rücksichten überwogen: man solle Bayern aus dem Spiel lassen, man könne den Herzog vielleicht noch gewinnen.[3] Der Herzog erklärte, er wolle sich neutral halten, und so geschah im Moment, wo rasch gehandelt werden sollte, nichts von Bedeutung. Man konnte mit 70.000 Mann Gesetze vorschreiben, statt dessen erließ man einen Aufruf an die Glaubensverwandten: „Der Kaiser habe des Reiches Ordnungen verletzt, nur um die Religion zu unterdrücken und die deutsche Nation in ihren spanischen, burgundischen und österreichischen Gehorsam zu bringen." Der Kaiser nahm jedoch die Erklärung gar nicht an. Alba drohte demjenigen, der noch einmal einer ähnlichen Sendung sich unterziehe, mit dem Stricke. Indes verstärkte sich der Kaiser mit jedem Tag, während seine Gegner unschlüssig zwischen Donau und Lech hin- und herzogen. Am 5. August brach er von Regensburg nach Landshut auf, dort stießen die Truppen Bayern.

[1] Ranke, l. c. IV, S. 420—421. — Bucholtz, l. c. V, S. 516—518.
[2] Bucholtz, l. c. V, S. 489—492, 504—507. — Vergl. die Betrachtung des Sepulveda über den Krieg, l. c. I, S. 448—500.
[3] Bucholtz, l. c. V, S. 514—516.

aus Italien zu ihm — die ganze Halbinsel war in kriegerischer Bewegung; wie einst die Kaiser Deutsche nach Italien geführt, so kamen jetzt Italiener zum Kaiser, 10.000 Mann Päpstliche unter Ottavio Farnese mit 500 Reitern, Soldaten des Großherzogs von Florenz und des Herzogs von Ferrara, 6000 Spanier aus dem Mailändischen und aus Neapel.[1]) Donauaufwärts kam Geschütz, Mannschaften aus Österreich und Brandenburg rückten an zum Kampf der Entscheidung.

Jetzt hielt sich der Kaiser für stark genug, seinen Feinden gegenüberzutreten. Er kehrte nach Regensburg zurück und erreichte von da am 26. August die Gegend von Ingolstadt. Schärtlin rieth eine Schlacht zu liefern, allein dem Landgrafen Philipp waren alle Furten zu tief und alle Moräste zu breit, „er hat den Fuchs nit beißen wollen".[2]) Der Kurfürst von Sachsen hatte Angst, der Kaiser könnte sich von Regensburg unversehens nach Sachsen wenden, deshalb wurde der Rückzug über die Donau beschlossen.[3]) Als die Verbündeten hörten, der Kaiser rücke donauaufwärts, fürchteten sie, er möchte Wirtemberg überfallen, und so rückten auch sie in die Gegend von Ingolstadt und fanden den Kaiser in fester Stellung zwischen der Stadt und dem Schlosse Nassenfels. Schärtlin drang darauf, des Kaisers Lager zu erstürmen, ehe die Befestigung vollendet sei.[4]) Die Fürsten waren dagegen: sie hätten Land und Leute zu verlieren. „Und ich", entgegnete Schärtlin unmuthig, „habe Burtenbach zu verlieren."

Erste Kämpfe.

Man beschloss also eine Beschießung des kaiserlichen Lagers, um den Kaiser dadurch zu zwingen, zu offener Feldschlacht herauszurücken. An Geschütz dem Kaiser sehr überlegen, begannen die Verbündeten eine furchtbare Kanonade, über 1700 Kugeln flogen in Karls Lager. Der Zweck wurde nicht erreicht, Karl war noch nicht stark genug und blieb unerschütterlich in seiner Stellung. Eine Kugel zerriss sein Zelt, eine andere tödtete einen Reiter an seiner Seite. Als ihn seine Umgebung warnte, sich bloßzustellen, entgegnete er: „Ist denn je ein römischer Kaiser im Treffen geblieben?" — Am 1. September nahm Schärtlin eine wichtige Anhöhe, die Karls Lager beherrschte. Schon wollte er Sturm laufen lassen, da hemmte ihn der Landgraf: die ganze Armee könnte zugrunde gehen! Schärtlin wundert sich, dass er an jenem Tage nicht von Sinnen gekommen. Es blieb beim Kanonieren und Karl ließ ruhig sein Zelt wieder flicken. Umso eifriger waren die Bundeshäupter im Schreiben. In einer Anklageschrift gegen Karl, der sich römischer Kaiser nenne, warfen sie ihm vor, „sein ganzes Sinnen sei vom Anfange an dahin gegangen, Deutschland in Unfrieden, Zerstörung und Verderben

---

[1]) Buchholtz, l. c. V, S. 493—499, 509—514.

[2]) Ibid. V, S. 519—521.

[3]) Am 5. August machte der Kurfürst die abenteuerliche Nachricht bekannt: „Der Papst habe etliche vil und geschwinde Gift in Deutschland geschickt, um Bronnen, Teich und stehende Wasser zu vergiften, woraus genugsam zu ersehen, daß der Kaiser und Papst einmal entschlossen, uns und unsere Unterthanen allein um Gottes Wort und wahrer Religion willen genzlich zu vertilgen." Buchholtz. l. c. V, S. 523.

[4]) Schärtlin erzählt: „Der Kaiser ist sein lebenlang in grösseren Nöthen nie gewest, aber sobald der Mittag vergangen und er gesehen, daß wir nicht schlagen wollten, hat er erst Nachts thun sich verschanzen und ist ihm wieder das Herz gewachsen."

zu sehen, und die neue Erbmonarchie in ewige Sclaverei zu bringen.“ Karl ließ sie schreiben.

Indes trat von seinem weit angelegten Plane ein Theil nach dem andern ins Leben. Der Graf von Büren kam aus den Niederlanden bei Mainz glücklich über den Rheinstrom. Die Verbündeten waren froh, unter gutem Vorwande von Ingolstadt wegziehen zu können, brachen auf, um seine Vereinigung mit dem Kaiser zu verhindern; auf Umwegen erreichte er jedoch am 15. September das Lager des Kaisers glücklich. Jetzt hatte Karl 50.000 Mann beisammen und rückte gegen Neustadt. Schärtlin zerfiel mit den Fürsten, weil sie sich nicht schlagen wollten, und war froh, als ihn die Augsburger abriefen. Karl und die Verbündeten standen sich dann bei Lauingen und Giengen sechs Wochen gegenüber. Da gieng plötzlich eine andere Mine los: Herzog Moriz vollzog die Acht gegen den Kurfürsten, nicht ohne anfänglichen Widerstand seiner Stände, den er nur beschwichtigte durch eine Erklärung des Kaisers, dass er den Herzog und dessen Unterthanen und Landschaft nicht von ihrer Religion und dem Worte Gottes bringen, sondern gänzlich dabei lassen wolle, weiters durch die Vorstellung, wenn er, Moriz, die Acht nicht vollziehe, so werde sie, zum Schaden des Gesammthauses, Ferdinand vollziehen und also vieles vom Haus Sachsen in fremde Hände kommen. Die Städte Zwickau, Schneeberg, Altenburg, Torgau ergaben sich dem Herzog ohne Widerstand. Ferdinands Truppen rückten aus Böhmen in das Kurfürstenthum.

Graf von Büren. Moriz.

Auf die Kunde davon hielten die Verbündeten Kriegsrath im Lager bei Giengen. Der Kurfürst verlangte entweder stärkere Hilfe und das Versprechen, dass man nie mit dem Kaiser Frieden machen wolle, ohne dass er seine verlorenen Länder wieder habe, oder er werde umkehren, um seine Gattin, Kinder und Unterthanen in so trüben Zeiten nicht allein zu lassen.[1]) Vom Entschlusse, eine Hauptschlacht zu wagen, gieng man ab, dagegen bot man dem Kaiser Unterhandlungen und Frieden an. Sie kannten aber ihren Mann wenig: nachdem er so lange gezaudert, bis er handelte, wollte jetzt der Kaiser endlich einmal zur Entscheidung kommen; den Antrag seiner Gegner, in welchem er nur den Beweis ihrer Verzagtheit sah, ließ er vor der Schlachtordnung verlesen[2]) und beantwortete ihn dahin: auch er wolle Frieden und Ruhe im Reiche, wisse aber keinen andern Weg hiezu, als wenn der Kurfürst und der Landgraf mit ihrem ganzen Heere sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben.[3]) Karl handelte als Kaiser, seine Gegner als Leute, die keinen rechten Muth und kein gutes Gewissen haben. Neuer Kriegsrath: statt den Kurfürsten zu bitten, dass er ja bei ihnen in Oberdeutschland bleibe, zeigten die

Verhandlungen. Energie Karls V.

[1]) Buchholtz, l. c. V, S. 534.
[2]) Ibid. V, S. 537.
[3]) Ibid. V, S. 538.

Rückzug der Schmalkaldener. Städte nicht undeutlich ihren Wunsch, seiner loszuwerden. Auch der Landgraf bekam jetzt Heimweh.[1]) Man beschloss, 8000 Mann zur Deckung Wirtembergs dazulassen, wofür der Herzog 100.000 Gulden zahlen sollte, und sandte an die Könige von Frankreich und England um Hilfe, oder wenigstens um eine Anleihe.

Am 23. November 1546 trennten sich die Verbündeten. Um es nicht an Heldenthaten fehlen zu lassen, erpresste der Kurfürst eine Brandschatzung von Frankfurt, 40.000 Gulden vom Kurfürsten von Mainz, 30.000 Goldgulden vom Abt von Fulda und verhältnismäßige Summen von anderen Prälaten. Das waren schwache Reichsgenossen, an denen er seinen Muth kühlen konnte.

In Süddeutschland war jetzt Karl Herr der Lage, ein Schrecken fuhr in seine bisherigen Gegner. Eine Reichsstadt nach der andern suchte sich mit dem Kaiser zu vertragen. Ulrich von Wirtemberg floh nach Hohentwiel. Nach Schwäbisch-Hall kam der Kurfürst Friedrich von der Pfalz,[2]) um sich wegen seiner Verbindung mit den Schmalkaldnern zu entschuldigen und zugleich um Fürbitte einzulegen für den flüchtigen Herzog. Karl sagte dem Pfalzgrafen, dass er ihm in Erinnerung an ihre Jugendfreundschaft verzeihe. Die Gesandten von Ulm baten auch auf den Knien um Gnade. Ulm zahlte 100.000 Goldgulden Strafe und zwölf Stück Geschütze. Als wichtiger Waffenplatz in Süddeutschland lähmte Ulm durch seine Unterwerfung den Widerstand der andern Städte. Der Kaiser konnte dem Handel der Ulmer so schwere Verluste beibringen und hinwiederum, wenn er gut mit ihnen stand, demselben in seinen weiten Landen so große Vortheile gewähren, dass die Ulmer den kranken Karl V. sogar baten, wegen der gesunden Luft Aufenthalt bei ihnen zu nehmen, und ihn, als er am 18. Januar 1547 einzog, aus Schmeichelei in spanischer Sprache begrüßten.[3]) Jetzt unterhandelten auch die Augsburger. Sie mussten Schärtlin aus der Stadt ausweisen, einige Fähnlein deutscher Knechte des Kaisers aufnehmen, 630.000 Gulden nebst zwölf Kanonen ausliefern und durch ihre Abgesandten den Kaiser mit gebogenen Knien um Vergebung bitten.[4]) Auch Straßburg unterwarf sich und zahlte 30.000 Gulden als Beitrag zu den Kriegskosten, welche der Kaiser gegen die Rebellen hatte aufwenden müssen. Der Herzog Ulrich[5]) wurde als Gichtkranker, in einem Stuhle sitzend, am 4. März in den Audienzsaal getragen, sein Kanzler und seine Räthe legten in seinem Namen reuiges Sündenbekenntnis ab und flehten um Gnade. Der Kaiser gewährte sie und der Herzog sprach seinen Dank aus, dass ihm in Rücksicht seines Alters und seiner Krankheit der persönliche Fußfall erlassen worden sei, aber er musste 200.000 Gulden zahlen und Hohenasperg, Kirchheim und Schorndorf dem Kaiser einräumen. Zu gleicher Zeit rückte ein Heer aus den Niederlanden durch Westfalen gegen Köln. Der Erzbischof Hermann musste seine Stelle niederlegen, der Coadjutor Adolf von Schaumburg wurde Erzbischof, die

Der Pfälzer.

Die Oberdeutschen.

Augsburg.

Wirtemberg.

[1]) Es entstand das Wortspiel, der Landgraf habe den Kaiser nach Laufen schicken wollen, der Kaiser habe ihn nach Giengen geschickt.

[2]) Bucholtz, l. c. V, S. 540.

[3]) Ibid. V, S. 562.

[4]) Der Vertrag bei Bucholtz, l. c. V, S. 563.

[5]) Über ihn und die ihm gehässige Stimmung seiner Unterthanen vergl. den Bericht Ferdinands an den Kaiser — bei Bucholtz, l. c. V, S 546—550.

Diöcese verblieb bei der Kirche, von einer Unterstützung der Schmalkaldener konnte keine Rede mehr sein.[1] Köln.

Indessen hatte der Kurfürst nicht bloß sein Land wieder gewonnen, sondern war auch in das Gebiet des Moriz eingebrochen. Am 4. Januar 1547 hatte er Halle besetzt, während Moriz sich nach Dresden zurückzog, am 5. Januar sich vor Leipzig gelagert, in welches er binnen drei Wochen über 40.000 Kugeln warf. Es war ein Fehler, dass er sich so lange vor dieser Stadt aufhielt und nicht sogleich Moriz zu einer Schlacht nöthigte.[2] Moriz und der Kurfürst.

Karl V. sandte den Markgrafen Albrecht von Brandenburg dem Moriz zu Hilfe. Albrecht rühmte sich, er wolle den Kurfürsten dahin bringen, dass er sich schlagen oder um Frieden bitten müsse, ließ sich aber, obschon vor der Circe gewarnt, dennoch verleiten, in Rochlitz Stellung zu nehmen und bei der üppigen Fürstin Elisabeth, einer Schwester des Landgrafen, den Fasching zu feiern. Er war verrathen: unter Festlichkeiten wurde er vom Kurfürsten überrascht, gefangen genommen, sein kleines Heer zersprengt oder erschlagen.[3] Der Brandenburger.

Dieser Erfolg schien auf einmal den Dingen eine Wendung zu Gunsten der Schmalkaldener zu geben, zumal die Böhmen sich für sie zu erheben begannen: der Hussitismus regte sich von neuem, man sah in dem Kurfürsten den Glaubensverwandten, in seinem Schicksale das Schicksal des Königreiches. Von Wittenberg aus wurde natürlich geschürt, Karl als ein neuer Diocletian bezeichnet, als rasender Löwe, Ferdinand als Leopard; der Zweck des Krieges sei nur, die Communion unter beiden Gestalten zu vertilgen. Ferdinand hatte im August 1546 Geld und Mannschaft zur Vertheidigung verlangt und ein Heer unter Sebastian von Weitmühl gesammelt. Als dieses jetzt in Sachsen einbrechen sollte, kehrten die Utraquisten um. Mit dem Reste schlug Weitmühl die Kurfürstlichen bei Ölsnitz. Mitte November löste sich aber das böhmische Heer ganz auf, die Prager baten um Frieden. Als Ferdinand am 12. Januar 1547 ein Aufgebot erließ, um dem Herzog Moriz gegen den Ächter Johann Friedrich zu Hilfe zu ziehen, hieß es, dieser Feldzug habe nur die Vertilgung des Wortes Gottes und des Abendmahles zum Zwecke, und auf die absichtlich verbreitete Nachricht, der Kaiser sei gefallen, lief das Aufgebot auseinander. Gute und ernste Worte waren umsonst bei den Pragern, die Stadt war in gewaltiger Gährung, die Glocke vom Tein, das Zeichen des Aufruhrs, wurde geläutet. Die feurigsten Utraquisten hatten sich in Prag versammelt und gelobten, für die Freiheit nebeneinander stehen zu bleiben und einander zu helfen, wenn sie wegen ihres rechtmäßigen Widerstandes gegen das königliche Aufgebot von irgend jemand beschwert werden sollten. Als gar der Kurfürst ihnen Nachricht gab von dem gelungenen Überfall bei Rochlitz und sie an Böhmen. Die Prager gegen den Kaiser.

[1] Bucholtz, l. c. V, S. 564—566.
[2] Ibid. VI, S. 1—18.
[3] Ibid. VI, S. 33—34.

für Sachsen. die alte Einigung zwischen Böhmen und Sachsen mahnte, hielten die utraquistischen Stände und Städteboten eigenmächtig eine Versammlung im Karolinum und beschlossen eine Ordnung gemeinsamer Bereitschaft der drei Stände

Caspar Pflug. der Krone Böhmen, ernannten Caspar Pflug von Rabenstein zum Feldhauptmann über das Kriegsvolk und übertrugen dem Prager Stadtrath nebst sechs böhmischen Herren das Directorium des Bundes. Das war volle Empörung, wenn sie auch an Ferdinand schrieben, dies alles geschehe nur, um das Königreich gegen den Herzog Moriz sicherzustellen, der mit Kriegsvolk über die Grenze gerückt sei und sich vor Brüx gelagert habe. Zugleich sandten sie Boten nach Mähren und Schlesien, um zur Theilnahme am Aufstande zu verleiten.[1])

Ernst der Lage. Wenn der Kurfürst Friedrich jetzt gleich mit einem Heere nach Prag zog und die Kräfte des Widerstandes geschickt verwendete, so bekam der Krieg einen ganz neuen Schauplatz, die ganze Bewegung gegen den Kaiser einen neuen Schwung, und konnten Karl und Ferdinand erliegen und der Kurfürst protestantischer Kaiser werden. Aber der phlegmatische, immer zur Auflehnung gegen den Kaiser geneigte, doch nie genug verwegene Kurfürst hatte nichts vom Holze, aus dem man große Männer schneidet. Er sandte Mannschaft unter Thumshirn, aber nicht genug, um den Böhmen rechten Muth zu machen, und doch genug, um seine eigene Kriegsmacht zu schwächen. Ferdinand war in größter Noth, allein Böhmen, Mähren und Schlesien blieben doch im ganzen treu. Karl V., obschon den ganzen Winter hindurch krank, brach jetzt eilig nach Eger auf, weil er fühlte, dass alles in Gefahr sei. Dort vereinigten sich Ferdinand und Moriz mit ihm, von dort brachen sie am 13. April 1547 gegen Meißen auf. Bald standen sie an der Elbe. Am 23. April kamen sie in die Nähe des Kurfürsten: die Sachsen zogen am rechten Ufer, die Kaiserlichen am linken Ufer der Elbe hinunter. Johann Friedrich wollte Wittenberg stark besetzen und war mit Magdeburg in Unterhandlung, wohin er nöthigenfalls mit dem Kerne seines Heeres sich zurückziehen wollte. Der Kurfürst war schlecht durch Kundschafter bedient: er wusste nicht, dass ihm der Kaiser so nahe auf der Ferse war. Karl aber wollte seinen Feind sich diesmal nicht entgehen lassen, und in der Sehnsucht nach raschem Entscheid — zehn Tage

24. April 1547. war er ohne Rast fortgezogen — klagte er am Morgen über den dichten Nebel, der die Elbe bedeckte, über das Wetter, das ihm immer zuwider sei, wenn er den Feind angreifen wolle.[2]) Da zerriss um acht Uhr die Sonne den Nebel, man sah den Strom und die erschreckten Feinde in günstiger Stellung.

---

[1]) Buchholtz, l. c. VI, S. 343—447.

[2]) Descriptio pugnae, qua Johannes Fridericus Elector Saxoniae a Caesare non procul a Mulberg die 24. Aprilis anno 1547 captus est — in Schardii Script. rerum [illegible]anicarum, t. II, p. 506. — Ranke, l. c. IV, S. 514.

Schlacht bei Mühlberg.

Wie hinüber kommen? Es war keine Brücke da und sächsische Schützen fuhren am jenseitigen Ufer in Kähnen auf und ab. Das Feuer begann auf die Sachsen. Man fieng an, Brücken zu schlagen, hatte aber nicht Kähne genug. „Wir sollten die Kähne da drüben haben!“ rief Karl. Sogleich stürzten einige Spanier, den Säbel im Munde, ins Wasser, schwammen über die Elbe, tödteten die Sachsen und nahmen die Kähne. In diesem Augenblicke hatte man aber auch eine Furt brauchbar gefunden, welche ein sächsischer Müller, namens Strauch, Alba angezeigt hatte: Alba und Moriz setzten durch das Wasser unter dem Feuer der Schützen ans jenseitige Ufer, mit ihnen die Reiter, von denen jeder einen Schützen hinter sich auf dem Ross hatte. Auch Ferdinand und der Kaiser ritten durch die Elbe. Ranke sagt schön: „Die Protestanten hatten den Kaiser, der in der Pein der Krankheit ins Feld gegangen, noch in Nürnberg ungern jemand vor sich ließ, beinahe als einen Verstorbenen betrachtet: wie ein einbalsamierter Leichnam, wie ein Gespenst rücke er gegen sie an. Aber sie kannten diese kranke, schwächliche, scheinbar verkommene Natur nicht, die sich dann mit einemmale wieder in aller ursprünglichen Energie erhob, und das Ziel, das sie vor sich sah, unaufhaltsam verfolgte. Im Felde war der Kaiser gesund und munter. Täglich stand er früh um vier Uhr auf; auch heute erschien er noch einmal, sehr ritterlich anzusehen, ganz in blanken Waffen, mit dem rothen goldgestreiften burgundischen Feldzeichen, begierig sich zu rächen und des Sieges im voraus gewiss.“

Karls V. Energie.

Die Masse des Heeres zog über die Schiffbrücke. Alsbald begann das Gefecht. — Andächtig hörte der Kurfürst in Mühlberg in der Kirche die Predigt, als ihn die Kunde, dass der Übergang erzwungen werde, zum Aufbruch trieb. Es geschah mit Hast. Die Reiterei deckte die Flucht. Auf der Lochauer Haide stellte sich der Kurfürst, um die Truppen des Moriz, wie er meinte, abzuwehren. Auf einmal erschien aber das ganze Heer des Kaisers, das mit dem Rufe: „Hispania und das Reich“ sich stürmisch zum Angriffe stürzte. Jetzt kam zuerst die Reiterei des Kurfürsten in Verwirrung, dann warf die Mannschaft zu Fuß die Gewehre weg und suchte ihr Heil in der Flucht. „Es war keine Schlacht,“ sagt Melanchthon, „sondern ein Davonlaufen.“ — Über 2000 Mann zu Fuß und 500 Reiter wurden erschlagen, 800 gefangen, 21 Geschütze, alle Fahnen, 600 Wagen mit Pulver und Gepäck erbeutet. Von den Kaiserlichen fielen nur fünfzig.

Flucht bei Mühlberg.

Der Kurfürst gefangen.

„Ich kam, ich sah und Gott siegte,“ rief Karl, als er die Größe seines Erfolges gewahrte.[1]) Der Kurfürst ward auf der Flucht verwundet und gefangen. Blutend im Gesichte, zu Pferd sitzend, ward er von Alba zu dem Kaiser geführt, der mit Ferdinand unter einer Baumgruppe stand und dem Kurfürsten, der auf die Knie sinken wollte, winkte, sitzen zu bleiben. — „Großmächtigster, allergnädigster Kaiser!“ hub der Verwundete an. — „Bin ich nun Euer Kaiser?“ fiel ihm dieser ins Wort, „so habt Ihr mich lange nicht geheißen.“ — „Ich bin Euer Majestät Gefangener und bitte um fürstliches Gefängnis.“ — „Ich will mich so gegen Euch

[1]) „Vine, y vi, y Dios vencio.“ Bucholtz, l. c. VI, S. 39—42. — Fiedler, Relationen venetianischer Botschafter über Deutschland und Österreich im 16. Jahrhundert. Wien 1870, S. 106, 109, 115.

halten, wie Ihr Euch gegen mich gehalten habt," antwortete der Kaiser. — „Ihr seid ein feiner Mann," fiel Ferdinand ein, „Ihr habt mich und meine Kinder von Land und Leuten bringen wollen." — Der Kurfürst ward sodann dem Herzog von Alba zur Verwahrung übergeben.

Wittenberg. Am 3. Mai stand der Kaiser vor Wittenberg; es war fest, mit dem Nöthigen wohl versehen. Als der Kurfürst sich weigerte, die Übergabe zu befehlen, sah der Kaiser darin strafbaren Trotz und ließ ihm das Todesurtheil verkünden, „zur Bestrafung für seine Empörung und für andere zum Beispiele." — „Der Kaiser wird gnädiger mit mir verfahren", sagte der Kurfürst und fuhr ruhig in der Schachpartie fort, die er gerade spielte. Er war im Rechte, Karl wollte nur schrecken, sein Sinn war zur Milde geneigt. Die Hinrichtung hätte ohnehin den Kurfürsten zum Märtyrer und für Karl erst gefährlich und viele Protestanten, die jetzt mit ihm hielten, ihm abwendig gemacht. Der Schreck wirkte aber bei der Familie. Am 19. Mai 1547 kam Wittenberger Capitulation. der Wittenberger Vertrag zustande.[1]) Die Festungen Wittenberg und Gotha wurden übergeben, der Markgraf Albrecht von Brandenburg wurde frei, der Kurfürst verzichtete auf Magdeburg, Halberstadt und Halle, versprach dem Kaiser zu gehorchen. Seine Güter kamen großentheils an Moriz, der aber den Kindern des Gefangenen so viele Städte, Flecken, Ämter lassen musste, dass sie ein jährliches Einkommen von 50.000 Gulden hatten; es blieb ihnen Eisenach, Weimar, Jena, Gotha, nach Einreißung der Festung Koburg; der Kaiser erlässt die Lebensstrafe, der Gefangene bleibt aber an seinem Hofe, oder am Hofe des Prinzen von Spanien, solange es dem Kaiser gefällig ist. Wittenberg wurde nun am 19. Mai übergeben.

Wenige Tage darauf durfte die Kurfürstin ihren Gemahl besuchen, weinend fiel sie vor Karl auf die Knie; er hob sie auf, als wäre sie eine Königin. „Mein Mann hat gefehlt, meine Kinder sind unglücklich!" rief sie. Karl tröstete sie, für das Leben ihres Gemahls habe sie nichts zu fürchten, ihre Kinder könnten anständig leben, ihr selbst bleibe ihr Leibgeding. Tags darauf Karl V. in Wittenberg. besuchte der Kaiser Wittenberg, den Herd der neuen Bewegung. Lange stand der Kaiser in der Schlosskirche in tiefem Nachdenken am Grabe Luthers, des Mannes, der ihm so viel Kummer und Verdrießlichkeiten bereitet, der die Kirche und das Reich zerrissen hatte. Als Alba meinte, man solle die Gebeine des Erzketzers verbrennen, antwortete Karl: „Ich führe Krieg mit den Lebenden, nicht mit den Todten!" — Als Karl hörte, dass kein Gottesdienst mehr seinetwegen in Wittenberg gehalten werde, rief er: „Wer richtet uns das an? Geschieht solches in unserem Namen, so thut man uns keinen Gefallen daran. Haben wir doch nichts gewandelt in der Religion in den oberdeutschen Landen, warum sollten wir es hier thun!" — Und es wurde wie vorher gepredigt und gesungen. Der Krieg war kein Religionskrieg, auf Karls Seite kämpften protestantische Fürsten. Der brandenburgische Hofprediger Agricola verglich sogar den Übergang Karls V. über die Elbe mit dem Übergange Josuas über den Jordan, obschon er früher

[1]) Bucholtz, l. c. VI, S. 43—50.

die Schulkinder gelehrt hatte, wider den Kaiser und den Papst zu beten. Als Alba später gefragt wurde, ob es wahr sei, dass an jenem Tage die Sonne still gestanden, antwortete er witzig, er habe soviel auf Erden zu thun gehabt, dass ihm nicht Zeit übrig blieb, gen Himmel zu schauen.[1])

Niedersachsen.

Bei dem Falle des Kurfürsten verlor der niedersächsische Kreis — Bremen hatte ernstlichen Widerstand geleistet — den Muth; die Mitglieder unterwarfen sich, das Kriegsvolk gieng auseinander; Hamburg bat um Gnade und kam mit einer Geldbuße davon, Lübeck zahlte 200.000 Gulden, nur Magdeburg wollte sich nicht fügen. Der Kaiser mochte sich aber vor dieser Stadt nicht aufhalten und überließ es Moriz, sie zum Gehorsam zu bringen. Der Argwohn gegen französische Umtriebe trieb nach Oberdeutschland. Am 10. Juni 1547 zog Karl in Halle ein, von dort setzte er in Naumburg den rechtmäßigen Bischof Julius Pflug ein. In Halle unterwarf sich am 19. Juni der Landgraf Philipp. Dieser war von Giengen sehr kleinmüthig nach Hause gekommen, und hatte in einemfort bei dem Kaiser um Aussöhnung unterhandelt, selbst sich erboten, im Zuge gegen Sachsen mit Kriegsvolk zu Ross und zu Fuß Beistand zu leisten, — die Verhandlungen waren aber stets an der Forderung einer unbedingten Unterwerfung gescheitert. Die Schlacht bei Mühlberg schlug ihn vollends darnieder, er hatte den Kaiser schwer gereizt, er fürchtete nicht bloß das Todesurtheil, sondern auch den Vollzug. Moriz und der Brandenburger unterhandelten und schrieben dem Geängstigten bald, dass seine Sache nicht so schlimm stehe. Der Kaiser forderte Ergebung auf Gnade und Ungnade, fußfällige Abbitte, Verpflichtung zu künftigem unbedingten Gehorsam, 150.000 Gulden Strafgeld, Schleifung aller Festungen außer Ziegenhain oder Kassel, Auslieferung aller Geschütze, Entlassung des Herzogs Heinrich, Zurückstellung alles dessen, was er anderen Ständen widerrechtlich entrissen hatte. In der Übereilung schrieben aber die Vermittler noch mehr: Philipp solle weder an Leib noch Gut, weder mit Gefängnis, noch mit Bestrickung und Schmälerung seines Landes bestraft werden. Am 19. Juni trat der Landgraf in Halle vor den Kaiser, und kniete am Throne nieder, während sein Kanzler Günderode sein Schuldbekenntnis ablas.[2])

Magdeburg.

Philipp unterwirft sich.

Nach Art roher Menschen[3]) lachte Philipp in Verlegenheit oder aus knabenhaftem Trotz. Der Kaiser hob drohend den Finger auf: „Wart, ich will

[1]) Bucholtz, l. c. VI, S. 51–52.

[2]) Ibid. VI, S. 53–67.

[3]) „Wel ik sal u leeren lachen.“ Und roh war Philipp, hatte er doch 1539 das Grabmal seiner großen Ältermutter, der heil. Elisabeth, aus dem Dome bei Marburg, bloß um Geld zu gewinnen, mit eigener Hand gewaltsam geöffnet und die heiligen Gebeine mit den Worten herausgenommen: „Das walte Gott! das ist St. Elisabethen Heiligthum! Mein Gebeines ihre Knochen! Komm her Muhme Els! Das ist mein Ältermutter! Es ist schwer, ich wollte wünschen, daß es lauter Kronen wären; es werden die alten ungarischen Gulden sein.“ Die Reliquien steckte sein Knecht in einen Habersack und trug sie aufs Schloss. Ebenso nahm er das Haupt der Heiligen weg, mit der von Kaiser Friedrich II. geschenkten Krone, die von da an nicht mehr gesehen wurde. Janssen, l. c. III, S. 384–385.

Wie der Landgraf abbittet.

dich lachen lehren." Nachdem das Sündenbekenntnis und Versprechen des Gehorsams, wie es einem treuen Fürsten gebürt, verlesen war, sprach der Vicekanzler Seld im Namen des Kaisers, dass, weil der Landgraf ihm zu Füßen gefallen und etliche Fürsten Fürbitte für ihn eingelegt, der Kaiser die Acht gegen ihn aufgehoben habe und die durch seine Empörung verwirkte Lebensstrafe ihm erlassen werde; desgleichen solle er auch weder mit ewigem Gefängnis, noch mit Confiscation oder Entsetzung seiner Güter Mehreres oder Weiteres, als die Artikel der Abrede enthalten, beschwert werden. Der Kanzler dankte. Der Landgraf wartete, dass der Kaiser ihm das Zeichen zum Aufstehen gebe, — endlich stand er ungeheißen auf und wollte dem Kaiser die Hand reichen, doch dieser hielt sie zurück. Das Handreichen wäre das Zeichen der Versöhnung gewesen. Alba nahm die Hand des Landgrafen. Mit anderen Worten, im Herzen war der Kaiser weder versöhnt, noch hatte er Vertrauen in die Aufrichtigkeit der Gesinnung Philipps.

Philipp bleibt in Haft

Dieser entfernte sich mit Moriz und dem Kurfürsten von Brandenburg, sie speisten am Abend bei Alba in der Morizburg. Als der Landgraf aufbrechen wollte, hieß es, er sei ein Gefangener, spanische Wache zog vor seine Thüre. Die Fürsten beschwerten sich, man verwies sie auf den Vertrag, in dem nur von ewigem Gefängnis gesprochen war; später gestanden die Fürsten offen ein, dass sie Philipp in der Übereilung mehr versprochen hätten, als ihnen verheißen war. Karl hielt Philipp gefangen, weil der Vertrag noch nicht erfüllt war, und weil er an Franz I. gelernt hatte, was fürstliche Versprechungen bedeuten. Es ist eine Lüge, die Thuanus aufbrachte, dass der Kaiser gegen Philipp treulos gehandelt und seine Räthe in dem Übergabsvertrage das Wörtchen „ohne einiges Gefängnis" in „ewiges Gefängnis" gefälscht hätten. Gewiss ist aber, dass der Landgraf härter behandelt wurde, als der Kurfürst: dieser hatte seinen Kanzler, sein Gesinde, seine Küche und glänzendes Quartier, und Karl pflegte zu sagen, er wisse nicht, ob der Kurfürst ihn oder er den Kurfürsten als Gefangenen mit sich führe. Den Landgrafen hingegen verließen nie seine spanischen Wachen, sie schauten mit ihm zum Fenster hinaus, sie führten ihn auf dem Zuge wie einen Missethäter in ihrer Mitte: sein Schwert war an die Scheide so befestigt, dass er es nicht ziehen konnte. Nach einem vereitelten Fluchtversuche kam der Landgraf in harte Haft nach Mecheln.[1])

Fehler Karls V.

Ein neuerer anonymer Schriftsteller[2]) bemerkt jedoch über das Gefangenhalten beider Fürsten mit Recht, dass es ein großer politischer Fehler war: „Es nützte dem Kaiser gar nichts. Vielmehr durfte er, wenn es einmal wieder zum Schlagen kam, schwerlich hoffen, unfähigere Köpfe als jene beiden an der Spitze seiner Gegner zu sehen. Ferner verschaffte er der Partei den wohlfeilen Ruhm, eine Art von fürstlichen Märtyrern zu haben. Dieser Ruhm ist beiden Häuptern in reichlichem Maße zutheil geworden. Ja bis auf den heutigen Tag gewährt die Geschichte des Landgrafen von Hessen ein merkwürdiges Beispiel, wie die Popularität einer Partei auch einen in sich haltlosen Menschen mit einem unverdienten Strahlenkranze zieren kann. Machiavellis Rath, den überwundenen Feind nicht nutzlos noch zu erbittern, nicht ihm noch eine Demüthigung aufzulegen, die er nicht verwinden kann, war an Karl vorübergegangen. Die deutschen Fürsten jedoch vergaßen nicht, wie der Kaiser zwei aus ihrer Genossenschaft be-

[1]) K. A. Menzel, l. c. II, S. 92.

[2]) Der Verfasser der „Studien über Katholicismus, Protestantismus und Gewissensfreiheit" (S. 143—145) ist Onno Klopp. — Druffel, Briefe und Acten zur Geschichte des 16. Jahrhunderts, I, S. 163—167. — Janssen, l. c. III, S. 594—597.

handelte, gleich als wollte er die Zeiten Friedrich Rothbarts wieder herstellen. Die Reihe konnte auch an sie kommen."

Und wie Philipp, so war auch den Böhmen durch die Schlacht bei Mühlberg der Muth entsunken, das Heer der Utraquisten unter Caspar von Pflug lief auseinander. Die Böhmen suchten ihr Verfahren bei Ferdinand zu entschuldigen, er verwies sie an den Kaiser und auf seine Ankunft in Prag. Die Parteihäupter wollten doch das Schloss noch besetzen, wenn er nicht unbedingt Verzeihung gewähre, Ferdinand kam ihnen aber in Besetzung des Schlosses zuvor. Als am 6. Juli die Bürgermeister nebst 240 Bürgern zur Verantwortung auf das Schloss geladen wurden, brach ein Aufstand aus, die Sturmglocke ertönte, der Rath forderte am Tage des „heiligen Johannes Hus" die Kreise Böhmens zur Hilfe auf, die Bauern kamen, erhielten Waffen, griffen das Schloss an, wurden aber mit einem Verlust von 70 Todten zurückgeschlagen. Am 8. Juli erschienen die Bürgermeister mit den 240 Bürgern auf der Burg und ergaben sich auf Gnade und Ungnade. Es ward ihnen erklärt, dass sie ihre Freibriefe auszuliefern, alle Einkünfte, Zölle und Schlösser in des Königs Hände zu stellen, die nur auf drei Jahre bewilligte Biersteuer für immer zu zahlen und all ihre Waffenvorräthe auszuliefern hätten, dann werde ihnen der König mit Ausnahme einiger Weniger verzeihen. Solches geschah.

Böhmen 1547.

Aufstand in Prag.

Buße.

Die Städte und Herrschaften folgten dem Beispiel von Prag und kamen meist mit Geldbußen davon. Am 22. August wurden auf dem Hradschin zwei aus dem Ritterstande und zwei Prager Rathsherren enthauptet. Caspar von Pflug starb im Gefängnisse. Die gescheiterte Empörung verstärkte nur die Macht der Krone und der alten Kirche. Der nächste Landtag erkannte dem Könige allein das Recht zu, Landesämter zu verleihen und Landtage zu berufen; der König ward als Erbherr erklärt mit dem Recht, noch bei seinen Lebzeiten seinen Erben krönen zu lassen. Wider die Pikarditen, die dagegen sprachen, ergieng der Befehl, sie hätten sich zum katholischen oder utraquistischen Bekenntnis zu halten. Viele wanderten nach Polen aus.[1]) —

Caspar von Pflug.

Erbmonarchie.

Das Interim. — Moriz gegen Karl V.

Der Sieg war errungen, der Schmalkaldische Bund war gesprengt, die beide Häupter waren gefangen, Karl V. war mächtiger als irgend ein Kaiser seit 300 Jahren in Deutschland! Welche Lockung, diese Macht zur wahren Einigung Deutschlands zu benutzen und eine Monarchie zu errichten so schrankenlos, wie es die französische damals war! Versucher traten auch an den Kaiser und wiesen auf Julius Cäsar hin. Doch Karl V. antwortete: Die Alten hatten nur ein Ziel vor Augen, die Ehre; wir Christen haben

[1]) Bucholtz, Ferdinand I., Bd. VI, Abschnitt 5, § 20–27.

deren zwei, die Ehre und das Heil der Seele." Der Kaiser bewies eine seltene Mäßigung; er hatte keine Neigung, die deutsche Reichsverfassung zu stürzen, er wollte bloß seinem Krönungseid getreu die Einheit auf den gegebenen Grundlagen und den Frieden in der Religion herstellen.

Reichstag 1547.

Dies zeigte sich auf dem glänzenden Reichstage zu Augsburg, den der Kaiser am 1. September 1547 eröffnete! Alle Kurfürsten waren anwesend. Der Vortrag des Kanzlers erinnerte an die väterliche Liebe des Kaisers zu dem heiligen Reiche deutscher Nation, zu dem geliebten Vaterlande, und wie er unter Mühen aller Art und Gefahren ihm die Wohlthaten des Friedens, des Rechtes, der Einheit und Ordnung zu erhalten gesucht habe, und mahnte, wie nöthig der rasche Austrag der religiösen Frage sei. Die religiöse Frage nahm denn auch die meisten Verhandlungen dieses Reichstages in Anspruch.

Anträge des Kaisers.

Was der Kaiser sonst verlangte, war einmal, dass die vereinigte Niederlande als burgundischer Kreis in den Reichsverband aufgenommen werde, wenn auch frei vom Reichsgerichte; für den Anspruch auf Hilfe, den sie dadurch vom Reiche erhielt, übernahm der Kaiser die doppelte Beisteuer, die sonst ein Kurfürst dem Reiche bezahlte. Dann schlug der Kaiser vor, um das Reichskammergericht wieder in Gang zu bringen, ihm diesmal die Wiederaufrichtung und Besetzung desselben zu überlassen, wobei wegen Anwachsens der Zahl der Processe die Zahl der Beisitzer um zwölf vermehrt wurde. Um Processe wegen der eingezogenen und nach Beendigung des Krieges wieder zurückzustellenden geistlichen Güter zu vermeiden, wünschte der Kaiser diesesmal selber die Vermittlung zu übernehmen. Eine Reichscasse sollte errichtet werden, die Stände sie aber in Verwahrung haben. Lauter gemäßigte Forderungen, alle inner den Schranken der Reichsverfassung. Der Wunsch, den schwäbischen Bund zu erneuern und über das ganze Reich auszudehnen, konnte nicht mehr in Erfüllung kommen.

Er wünscht den religiösen Frieden.

Am meisten lag dem Kaiser an dem religiösen Frieden.[1]) Aber wie diesen herstellen! Die katholischen Kurfürsten verlangten, die religiöse Frage solle dem Concil zu Trient, die protestantischen forderten, sie solle einem freien Nationalconcil anheimgestellt werden. Die Reichsstädte, welche die Fortdauer der Spaltung wünschten, verlangten wieder einmal ein Religionsgespräch. Das Princip des Landeskirchenthums wagte jetzt niemand als berechtigt auszusprechen.[2]) Der Kaiser beharrte auf christlich-nützlicher Reformation der Geistlichen und Weltlichen und dass die Stände dem Concil Folge leisten. Die beiden oberen Reichscollegien bejahten dies, nur der gefangene Kurfürst wollte zuerst die Decrete des Concils sehen. Das Concil war aber schon von Trient nach Bologna verlegt. Zwischen dem Kaiser und Papst waren Irrungen

[1]) B. Sastroven Herkommen, Geburt und Lauff seines gantzen Lebens, herausgegeben von Mohnike. Greifswalde 1854. Bd. 1, S. 100—119.

[2]) Pastor, l. c. S. 349.

entstanden. Frankreich war bemüht, die Liga zwischen Karl V. und Paul III. zu sprengen.[1]) Jener wünschte die Reform der Kirche zuerst in Angriff genommen, das Concil hatte aber zuerst sich mit der Feststellung der Lehre den neuen Meinungen gegenüber befasst.

Wir sahen bisher, wie Karl V. eine tiefreligiöse Natur, ein treuer Sohn der Kirche war. Welches sind nun die Vorwürfe, welche Paul III. dem Kaiser zu machen hatte? Der Kaiser hatte sich verflichtet, die gegen das Concil von Trient protestierenden Reichsstände, wenn alle Mittel gütlichen Verfahrens fehlgeschlagen, mit den Waffen in der Hand, von päpstlichen Truppen und Hilfsgeldern unterstützt, zur Anerkennung des Concils und zum Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl zu nöthigen, und mit selbigen Ständen und dem Schmalkaldischen Bunde ohne Erlaubnis des Papstes keinen dem Glauben und der Kirche nachtheiligen Vertrag einzugehen.[2]) Diesen Verpflichtungen sei Karl nicht nachgekommen; er habe die oberländischen Städte nur auf die Unterwerfung unter die Anordnungen des Reichstages und unter die Gebote des Kammergerichtes verpflichtet, er habe ihnen ohne Zustimmung des Papstes oder seines Nuntius die Zusicherung ertheilt, sie bei habender Religion zu belassen; in den Verträgen mit den schmalkaldischen Fürsten sei von Sachen der Religion gar keine Rede. Vorwürfe.

Die Vertheidiger Karls können auf die Schwierigkeit seiner Aufgabe hinweisen, auf den gefahrvollen Ernst seiner Lage, die ihn zwang, zunächst mit dem, was erreichbar war, sich zu begnügen, um nach und nach sein Ziel zu erreichen und auch die Zeit wirken zu lassen. Das Kaiserthum und die Kirche zusammen zu heben, war ja sein stetes, sein schönes Ziel.

Ein Hauptgrund des Misstrauens war allerdings des Kaisers Stellung in Italien: er war im Besitz Neapels und Siciliens und des Herzogthums Mailand: seine Macht drückte also von zwei Seiten auf den Kirchenstaat. Es war dieselbe Lage, welche den Streit zwischen den Staufern und der Kirche verschärfte. Allerdings wendete er seinem Sohne Philipp das Herzogthum Mailand zu, aber er arbeitete ja auch für die Kaiserwahl seines Sohnes Philipp. Der Kaiser musste eine große Macht besitzen, sollte er in dieser gährenden Zeit ein nützlicher Schutzherr der Kirche sein. Man erschrak allerdings in Rom über die Höhe seiner Geldforderungen: aus allen Reichen und Staaten, von allen Kirchen und Klöstern die Hälfte ihres Besitzes an Gold, Silber und Wertgegenständen, und von den kirchlichen Genossenschaften die Hälfte ihres jährlichen Einkommens. Aber seine Nothlage erforderte dies; man bekam damals Lanzknechtregimenter nicht ohne vieles, vieles Geld. Man vergesse nicht, dass die deutschen Fürsten stets von Frankreich aus mit Geld und Mannschaft unterstützt wurden und dass in Ungarn der mit Frankreich verbündete Sultan mit seinem Heere stand. Mailand.

Als der Krieg ausbrach und Schärtlin durch Tirol auf Trient losgehen wollte, wurde beantragt, das Concil nach Bologna zu verlegen. Der Papst befahl jedoch die Fortsetzung des Concils aus Furcht, den Kaiser zu beleidigen. Dieser erklärte, wenn das Concil verlegt werde, so sei alles umsonst, was er gethan habe, um die Lutheraner zur Anerkennung desselben zu bewegen. Weil einer der Legaten dennoch die Verlegung betrieb, ob aus Gewissensbissen, dass Concil verlegt nach Bologna.

---

[1]) Hergenröther, Katholische Kirche und christlicher Staat. Freib. 1872. S. 218 ff. — Janssen, l. c. III, S. 599—627.

[2]) Ibid. III, S. 599—604.

die Kirche gleichsam dem Kaiser unterthan sei, oder aus Furcht, das Concil möchte bei dem nahen Ende Pauls III. die Papstwahl nach Art der Synode zu Constanz in Anspruch nehmen, so wurde Karl so unwillig, dass er ihm drohen ließ. Als am 13. Januar 1547 die Synode sich feierlich über die Rechtfertigung gegen die lutherische Lehre aussprach, blieb der kaiserliche und aus Rücksicht auf Karl V. auch der französische Gesandte von der Sitzung weg, denn der Kaiser fürchtete, die Protestanten unzeitig zu reizen. Seit der Kaiser den Schmalkaldischen Krieg nicht als Religionskrieg führte, rief der Papst nach Ablauf der ausbedungenen sechs Monate seine Truppen zurück und verweigerte weitere Unterstützung. Am 11. März machten die Legaten von der Vollmacht Gebrauch, das Concil im Nothfall zu verlegen, weil zwei Mitglieder und einige von ihrer Dienerschaft rasch wegstarben und zwei berühmte Ärzte dies dem Ausbruch einer Seuche zuschrieben. 38 Mitglieder zogen nach Bologna, 15 blieben in Trient zurück. Bald aber zeigte sich, dass die Seuche keine ansteckende Krankheit war.

Karl erfuhr in Nördlingen die Verlegung und schickte sogleich an seinen Gesandten Mendoza Befehl, die Rückkehr des Concils nach Trient zu erwirken. Der Papst dagegen verlangte, die Väter in Trient sollten sich mit denen in Bologna vereinen. Als ein Legat Karl die Gründe der Verlegung vortrug und dass das Concil frei sein müsse, entgegnete dieser unmuthig: „Der Papst macht, was er will; er ist ein hartnäckiger alter Mann, der die Kirche zugrunde richtet. Aber es soll an einer Synode nicht fehlen, die allen Genüge thun und alles zurecht bringen soll.“ — Dagegen sagte Paul III. zu Mendoza: „Nicht zum Cäsar, sondern zum Petrus hat der Herr gesagt: auf diesen Fels will ich meine Kirche bauen.“ — Auf die Kunde von der Schlacht bei Mühlberg verlangte Paul III. nur noch, die Väter in Trient sollten sich nach Bologna verfügen und dann mit denen von Bologna gemeinsam die Rückkehr nach Trient beschließen. Allein Karl beharrte bei seiner Überzeugung, der Papst wolle das Concil nicht mit vollem Ernste, und drohte, er werde schon kommen; nicht nur nach Bologna, sondern auch nach Rom werde er seine Prälaten zum Concil senden, aber selber mitkommen.

Irrungen zwischen Kaiser und Papst.

Also Spaltung im Concil, Spaltung zwischen Kaiser und Papst. Karl V. fasste sein Verhältnis zum römischen Stuhl nach Art des großen Karl und der Ottonen auf und der Papst begann von der Kaisermacht für die Freiheit des römischen Stuhles zu fürchten. Übrigens hatte die Synode zu Bologna nur am 21. April eine Sitzung gehalten und sich dann bis zum 6. September vertagt. — Auf der andern Seite erklärten die Reichsstände am 18. October in Augsburg, der Kaiser möge als Schutzherr der Kirche dafür sorgen, dass das zu Trient angefangene Concil fortgesetzt, von andern Potentaten und Bischöfen und auch von den Anhängern der Augsburgischen Confession besucht werde, und am 24. October, dass man sich dem Beschluss des Kaisers in Religionssachen vollständig anheimgebe. Die deutschen Bischöfe sandten am 14. September ein Schreiben an den Papst, in welchem sie ihm alle Gefahren schilderten, welche die Verlegung des Concils nach Bologna zur Folge habe. Gerade damals entstanden jedoch zwischen Kaiser und Papst neue Irrungen wegen Parma und Piacenza. Der kaiserfeindlich gesinnte Herzog Peter Alois Farnese, der Sohn des Papstes,[1]) wurde 10. September 1547 von Verschworenen ermordet.

[1]) Vergl. oben S. 89.

Der kaiserliche Statthalter Gonzaga in Mailand besetzte Piacenza als kaiserliches Eigenthum, der Papst aber nahm es für den Sohn des Ermordeten und Eidam des Kaisers, Ottavio Farnese, in Anspruch. Des Kaisers Gesandte protestierten am 16. Januar 1548 in Bologna in scharfen Worten gegen die Verlegung des Concils als eine widerrechtliche, und der Präsident des Concils betheuerte, er wolle lieber ein Märtyrer werden, als jemals zugeben, dass eine weltliche Gewalt sich herausnehme, Concilien zu versammeln oder den Versammelten ihre Freiheit zu rauben; der Kaiser sei ein Sohn, nicht aber der Herr und Meister der Kirche.[1])

Reichstag zu Augsburg.

Unter diesem Drange der Umstände lag dem Kaiser der Gedanke nahe, eine Formel zu suchen, unter welcher das katholische und protestantische Bekenntnis sich vereinigen ließen, um, bis das Concil in Trient wieder zustande käme, den Religionsstreit im Reiche beizulegen. Er erinnerte die Stände des Reichstags, der am 1. September 1547 zu Augsburg eröffnet wurde, dass Deutschland einst das blühendste aller Länder, das Muster für alle Völker gewesen sei und dass der religiöse Zwiespalt es jetzt zerrütte.[2]) Man solle darum durch gelehrte Männer ein Glaubensbekenntnis entwerfen lassen, das einstweilen (interim) gelten solle. Die Stände[3]) überließen die Wahl dem Kaiser, welcher die Wahl dem Bischof von Naumburg, Julius Pflug, dem Weihbischof von Mainz, Michael Helding,[4]) und dem brandenburgischen Hofprediger Michael Agricola[5]) übertrug. Immer ersprießlichen Ansichten huldigend, einst lutherischer als Luther, segelte Agricola auch jetzt mit dem Wind, war den Katholiken im meisten nachgiebig und war froh, für die Lutheraner die Priesterehe und den Laienkelch zu retten. So entstand das Augsburger Interim, der Vergleichsentwurf in 26 Artikeln, die meist den Katholiken günstig oder in denen katholische Grundanschauungen unter lutherischen Redewendungen versteckt sind. Die sieben Sacramente nach dem katholischen Lehrbegriff, die heilige Messe, Fasten, Frohnleichnamsfest, Verehrung Marias und der Heiligen, Klostergelübde, Papst und Bischöfe sind darin als rechtmäßig zugestanden, auf der andern Seite die Priesterehe, das Abendmahl unter beiden Gestalten, und stillschweigend auch der weitere Besitz der eingezogenen Kirchengüter.[6]) — Karl meinte anfangs, das Interim solle für Protestanten und Katholiken zugleich gelten; er glaubte, hätten die Protestanten nur einmal

Interim.

---

[1]) Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, IV, S. 473—495.

[2]) Bucholtz, l. c. VI, S. 221—225.

[3]) Nur Bayern verlangte völlige Restitution der alten Kirche, mit der die Zurückgabe der Kirchengüter Hand in Hand gehen müsse, — nicht aus religiösem Eifer, sondern es wollte den Kaiser in Schwierigkeiten verwickeln, um sich dann von ihm für Unterstützung theuer bezahlen zu lassen. Druffel, Briefe und Acten zur Geschichte des 15. Jahrhunderts, mit besonderer Rücksicht auf Bayerns Fürstenhaus. München 1876. III, S. 66—75.

[4]) Über Helding, vergl. Moufang im „Katholik", Jahrg. 57, 1877, S. 20 ff.

[5]) Über den Antheil der Einzelnen vergl. Pastor, l. c. S. 357—362. — Janssen in den „Neueren Mittheilungen", X, 2, S. 68—72, und „Geschichte des deutschen Volkes" III, S. 604 ff.

[6]) Pastor, l. c. S. 362—368.

gewisse katholische Grundanschauungen, so würden sie die Folgerungen von selber ziehen und alle in der von Missbräuchen gereinigten Kirche sich wieder finden und Jahrhunderte der Einheit, des Friedens, des Glückes, das schönste Denkmal seiner Regierung sein.[1]) Melanchthon träumte schon von Eroberung Ägyptens und des heiligen Landes durch das geeinigte Deutschland.

Karl irrte sich! Diese Gegensätze ließen sich überkleistern, aber nicht mehr versöhnen. Die entschiedenen Protestanten und Reformierten waren geradeso eingenommen wieder den Vergleichsentwurf wie die Katholiken. Dreißig Jahre war den Protestanten in Rede und Schrift der Papst als der Antichrist dargestellt worden und jetzt sollte das Geschlecht, welches in diesen Anschauungen herangewachsen war, ihm wieder als dem Statthalter Christi huldigen! Blitzschnell flog durch Deutschland der Spruch: „Hütet euch vor dem Interim, es hat den Schalk hinter ihm."

In Komödien ward Agricola (sein Vater war ein Schneider) dargestellt, wie er ein vom Papst bestelltes Hemd zur Deckung der Blöße Luthers zuschneidet und auf die Frage eines Spaniers, was er da mache, antwortet: „Ein Unterhemd", woraus dieser aus Missverstand das Wort „Interim" gemacht habe. Der aalglatte Bucer, der doch sonst zu schweren Stücken zu haben war, floh lieber heimlich aus Augsburg nach England, als dass er seine Zustimmung zum Interim gab, so stark fand er unter seinen Glaubensgenossen die Stimmung dagegen. Moriz von Sachsen weigerte sich der Annahme, ehe er mit seinen Theologen und Ständen Rücksprache genommen. Als Melanchthon von Carlowitz, dem Kanzler des Moriz und Lieblinge des Kaisers, zur Nachgiebigkeit aufgefordert wurde, schrieb er diesem: „Ich werde schweigen oder weichen oder tragen, was kommen mag. Ich habe ja auch vorher eine beinahe scheußliche Knechtschaft ertragen, als Luther oft mehr seiner Gemüthsart, in welcher keine geringe Streitsucht einheimisch war, als seiner Rolle und dem gemeinen Nutzen diente. Beistimmen kann ich nicht."[2]) — Nicht minder missfiel das Interim den Katholiken. In Rom fand man es unausstehlich, dass ein weltlicher Fürst Anordnungen in

Melanchthon.

---

[1]) Pastor gibt ihm (l. c. S. 368) Recht: „Die Dinge lagen in der That für die Wiederbelebung der Jurisdiction der Bischöfe nicht ungünstig. Das Landeskirchenthum der Fürsten hatte die Collegiatstifte, Abteien und Klöster fast alle aufgehoben: die Bisthümer waren bis auf diejenigen in Thüringen, noch bei den meisten Führern der Neugläubigen. Die vor einigen Jahren von Melanchthon entworfene sogenannte Wittenberger Reformation, welche überhaupt einer der merkwürdigsten Beweise ist, wie wenig tief die kirchliche Spaltung damals, noch selbst bei den Führern, ihre Wurzel eingesenkt, hatte sich offen für die Wiederherstellung der bischöflichen Jurisdiction ausgesprochen, nur sollte letztere „die reine Lehre des Evangeliums pflanzen und christliche Reichung der Sacramente gestatten". Es konnte für die Bischöfe so gar schwer nicht sein, die Bande wieder anzuknüpfen, wenn in der Lehre keine Abweichung mehr bestand und dann die Fürsten des Landeskirchenthums dies offen anerkannten. Der Zweck des Interim war, die Brücke zu erbauen. Die Verschiedenheit des neuen Kirchenthums von dem alten trat für das Auge des Volkes hauptsächlich an zwei Dingen hervor: der Priesterehe und der Communion unter beiden Gestalten. Das Interim gestattete sie. Ferner war der Hauptvorwand der Neuerer die Verderbnis des geistlichen Standes gewesen. Auch diese musste der Kaiser, wenn er einen Erfolg erreichen wollte, zu bewältigen suchen. Am Schluss des Interim kündigte er Maßregeln zu einer Reform der Geistlichkeit und des Volkes an."

[2]) Vergl. Corpus Reformatorum, VI, p. 853—885.

Glaubenssachen gebe. Die geistlichen Kurfürsten bedeuteten dem Kaiser, dass das Interim nur für die Abgewichenen, nicht aber für die Katholiken gelten könne;[1]) wollte man den Katholiken das Interim aufzwingen, so würde ein allgemeiner Aufruhr und Abfall erfolgen; auch habe die Rückkehr zum Besseren zunächst mit der Zurückstellung der entrissenen Kirchengüter zu beginnen. Von Frankreich kam die Meldung, dass es seine Bischöfe von der allgemeinen Kirchenversammlung zurückrufen werde, wenn die Interessen der Kirche denen des Kaisers geopfert würden.

Durchführung des Interims.

Doch war die Macht und das Ansehen des Kaisers so groß, dass er zunächst, wenigstens scheinbar, sein Ziel erreichte. Die Theologen, welchen der Papst des Kaisers Entwurf zur Censur übergab, erklärten sich für Nachgiebigkeit in den meisten Punkten. Als am 15. Mai 1548 in der Reichsversammlung das Interim als kaiserliche Erklärung, wie es der Religion halber bis zum Austrag des gemeinen Concils gehalten werden solle, verlesen ward, dankte der Erzbischof von Mainz im Namen der übrigen Reichsstände für Karls Mühe und seine Liebe zum Vaterlande.[2])

Der Brandenburger und der Pfälzer sprachen sich für das Interim aus, jener bewog sogar die Stadt Nürnberg, dem Kaiser gefällig zu sein. In Augsburg wurde das demokratische Regiment aufgehoben und der Rath aus siebenunddreißig von den alten Geschlechtern und sieben von der alten Gemeinde gebildet; ähnlich gieng auch zugleich mit Begünstigung der alten Geschlechter das Interim in Ulm und anderen Städten durch. Einige protestantische Geistliche, die sich nicht fügen wollten, wurden verjagt, wenige ins Gefängnis gesetzt. Der gefangene Landgraf Philipp sprach sich für das Interim aus und verhieß dem Kaiser, wider den Türken auch in deutscher Nation zu dienen, wenn man ihn um der Mutter Gottes willen ledig lassen wolle.[3]) Die Stadt Constanz wehrte einen Anfall spanischer Truppen ab, als sie das Interim annehmen sollte, unterwarf sich dann aber der österreichischen Herrschaft, damit die Acht nicht an ihr vollzogen werde. Die sächsischen Theologen, Melanchthon an der Spitze, erklärten zu Leipzig — daher Leipziger Interim — dass man in gleichgiltigen oder Mitteldingen sich einverstanden erklären könne; es war ein Rückzug mit Anstand! Aber gegen Melanchthon richtete sich insbesondere der Zorn der strengen Lutheraner, zumal er eingestanden hatte, man habe bei der Reformation Fehler begangen, manche an sich nützliche Dinge übereilter Weise abgeschafft und die Freiheit missbraucht. Der heftigste seiner Gegner wurde ein feuriger, aber

Constanz.

Leipziger Interim.

---

[1]) Karl antwortete den geistlichen Fürsten: „Ihr wißt, dass ich seit meiner Jugend allezeit für die Religion eingestanden bin. Meine Absicht war immer, dass die Gegner zurück geführt werden möchten zu unserer wahrhaften Religion, nicht so jedoch, dass ihnen etwas von Euch concedirt werden müsste.“ — Dann warnt er sie vor Hetzern und meint offenbar den bayrischen Kanzler Leonhard Eck darunter. Bucholtz, Ferdinand II., Bd. VI, S. 225—242. — Druffel, l. c. III, S. 102.

[2]) Reichsgesetz ward es erst vom Tage des Reichstagsabschiedes, vom 30. Juni 1548. Vergl. Goldast., Const. imp., II, p. 326. Formula reformationis per Caesaream Majestatem statibus ecclesiasticis in comitiis Augustae ad deliberandum proposita.

[3]) K. A. Menzel, l. c. III, S. 298. — Druffel, l. c. I, S. 130. — Bucholtz, l. c. VI, S. 253.

Flacius Illyricus. beschränkter Kopf, Flacius Illyricus, dem er das Lehramt der hebräischen Sprache in Wittenberg verschafft hatte. Flacius, Amsdorf und andere Eiferer regten durch Brandschriften und Schandbilder, die sie von Magdeburg aus verbreiteten, gegen das Interim auf.[1])

Magdeburg. Als Magdeburg diese Männer, die sich Verbannte um Christi Willen nannten, nicht ausweisen wollte, verhängte der Kaiser die Acht über die Stadt und übertrug Moriz die Vollziehung derselben.

Pauls III. Tod. Das Werk des Kaisers schien der Vollendung nahe, als nach dem Tode Pauls III. ein Papst dem römischen Stuhl bestieg, welcher die Absichten desselben beförderte. Der Undank seiner Verwandten, dann eine Spottschrift des Vergerius, der, weil er nicht Cardinal geworden, in der Schweiz zu den Reformierten übergieng, verursachten den Tod Pauls III.: „Hätte ich meine Verwandten nicht zu Fürsten gemacht," waren seine letzten Worte, „so könnte ich ohne einen schweren Vorwurf vor Gott treten."[2]) — Die Cardinäle wollten anfangs den Cardinal Pole wählen; als dieser aber abgeneigt schien, Julius III. erkoren sie Johann del Monte, der sich Julius III. nannte. Bisher Präsident des Concils, das er nach Bologna geführt, sah del Monte als Papst, dass der Kaiser ohne Zurückführung der Versammlung nach Trient die protestantischen Kurfürsten und Stände nie zur Anerkennung desselben bewegen könne. Voll Freude über diese Gesinnung und müde der Händel des Interim, schrieb Karl aus den Niederlanden, wo er die letzte Zeit sich aufgehalten Reichstag 1550. hatte, einen Reichstag nach Augsburg auf den 25. Juni 1550 aus: alle

---

[1]) Voigt — in Raumers „Histor. Taschenbuch" 1838, S. 128 ff. — Liliencron, Historische Volkslieder, Bd. IV, S. 458. — Preger, Matthäus Flacius Illyricus. Erlangen 1859.

[2]) Janssen nennt die Verlegung des Concils von Bologna nach Trient „ein Unglück" (l. c. II, S. 603) für die Kirche. — Die Zwietracht zwischen den Oberhäuptern der Christenheit wurde jetzt wie zwanzig Jahre früher für die Nation ein Verhängnis. „Damals hatte das Recht auf Seite des Kaisers gestanden gegen die weltliche Politik des Papstes Clemens VII. In jugendlicher Kraft, im ersten Feuereifer für die Sache der Kirche, in rückhaltlosem Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl hatte Karl sich angeschickt, nach der Niederwerfung des friedlosen, eroberungssüchtigen Franzosenkönigs und nach Bewältigung der socialen Revolution in eigener Person die Angelegenheiten des Reiches zu regeln und die Einheit des Glaubens im Reich wieder herzustellen. Er hatte gedrungen auf ein Concil, als das beste Heilmittel für die Ausrottung der Irrlehren und die nothwendige Reformation des gesammten Kirchenkörpers, aber an eine Beeinflussung des Concils durch weltliche Gewalt hatte er nicht gedacht. Clemens VII. durchkreuzte in mediceischer Politik die edlen Absichten des Kaisers. Er trug wesentlich Schuld an den Kriegen, in deren Folge Karl noch jahrelang aus dem Reiche ferngehalten wurde und die politisch-kirchliche Revolution freien Spielraum gewann. — Ganz anders war die jetzige Lage der Dinge. Der Kaiser behauptete gegen Paul III. und das Concil eine Stellung, die ihm keineswegs gebürte. (L. c. S. 607.) Er wollte jetzt aus reichsobrigkeitlicher Gewalt den religiösen Angelegenheiten vorläufig Maß und Form geben; ohne kirchliche Vollmacht wollte er Verfügungen treffen, nach welchen bis zum Schluss des Concils die Katholiken wie die neugläubigen Protestanten sich richten sollten. Eine kaiserliche Interimsreligion sollte im Reiche erstehen. Anfangs beabsichtigte Karl hiezu den Weg ständischer Berathung einzuschlagen, den Reichstag über religiöse Fragen wie über politische Dinge verhandeln und entscheiden zu lassen. Das Leben der Fürsten an diesem Reichstag mit Spielen, Schwelgen, Unzucht, spottete jeder Beschreibung."

Reichsstände sollten in Person erscheinen, — der Papst verlangte nämlich vor der Verlegung die Zusage des Reichstages, dass die Stände den Beschlüssen des Concils sich auch unterwerfen würden, auch denen, welche schon erlassen wären. Als der Kaiser auf die Bitte, er möge das päpstliche Ansehen schützen, erklärte: Verwerfung des päpstlichen Ansehens sei auch Verminderung des kaiserlichen, schrieb Julius III. die Wiedereröffnung des Concils zu Trient auf den 1. Mai 1551 aus. Am Reichstag verlangte zwar ein Theil der Protestanten, der Papst müsse sich des Vorsitzes und der Leitung des Concils begeben und zuerst sich den Bischöfen desselben unterwerfen; als aber der Kaiser bemerkte, dass die anderen Nationen nur den Papst als Oberhaupt, nur auf seine Mahnung das Concil anerkennen, überließ man die ganze Concilsache dem Kaiser, welcher versprach, dass alles gebürlich und ordentlich zugehe, und als Schirmvogt der Kirche die feierliche Zusicherung ertheilte, dass jeder, wenn er auch bisher gegen die alte Kirche gelehrt, frei und ungehindert zum Concil kommen und dort vorbringen möge, was er zur Beruhigung seines Gewissens für gut und nöthig erachte, und wiederum frei und sicher von dannen ziehen möge. Jetzt rüsteten sich die Protestanten zur Reise und zur Theilnahme am Concil. — Concil nach Trient.

Wer soll Karl V. im Reiche nachfolgen, Philipp II. oder Ferdinand I.?

Alles schien Karl zu gelingen, er hoffte sogar, seinem Sohne Philipp die Nachfolge im Kaiserthum zuzuwenden und hatte ihn deshalb aus Spanien kommen lassen.

Allein noch nie hat jemand eine solche Stellung eingenommen, ohne den ernstesten Widerstand zu erfahren. Zunächst scheiterte Karl mit seinem Plan hinsichtlich Philipps, nicht ohne Schuld des Sohnes, den wir hier zunächst ins Auge zu fassen haben. Philipp[1]) war geboren zu Valladolid 21. Mai 1527, der Sohn Isabellas, der Tochter Emanuels des Großen von Portugal; seine Mutter verlor Philipp im zwölften Jahre; sie war eine Frau von hohen und edlen Eigenschaften, schön, muthig, seelenstark, arbeitsam, der Palast war eine Schule der Thätigkeit: die Königin mit ihren Damen saßen am Webstuhl. Karl liebte sie innig: als sie am 1. Mai 1539 starb, war er kaum von der Leiche zu trennen; ihr Todestag war ihm fortan ein Trauertag, der Kaiser blieb stundenlang allein, sein Antlitz war bleich, sein Auge glühte, wenn er dann wieder unter die Seinen trat. Karl heiratete nie wieder. Bei seinen steten Zügen durch Europa konnte er sich wenig selber mit der Erziehung Philipps befassen, er gab ihm aber gute Lehrer. Philipp wurde in den alten Classikern unterrichtet und sprach und schrieb das Latein fehlerfrei, dem Französischen und Italienischen ge- Philipp II. Eleonore. Philipps Erziehung.

[1]) Prescott, Geschichte Philipps II. Deutsch von Scherr. Leipzig 1856. I, S. 18—58.

wann er jedoch wenig Geschmack ab; er hatte Sinn für die Wissenschaft. Sein Hofmeister Zunniga übte ihn in den Waffenkünsten. Philipp entwickelte sich langsam; nur sein Verstand zeigte frühe Reife und sein ganzes Wesen einen großen Ernst. Seinem Vater ähnlich in der Gestalt — gelbes Haar, blaues Auge, weiße Gesichtsfarbe und österreichische Lippe — war er im Charakter sehr von ihm verschieden. Karl war beweglicher Natur, unter Spaniern ganz Spanier, unter Niederländern ein Niederländer; Philipp, obschon dem Blute nach nur ein halber Spanier, war seiner Neigung nach ein ganzer, nur Spaniens Sprache, Sitte war für ihn schön. Karl liebte Krieg und Jagd, Philipp Ruhe und Verkehr mit wenigen im Zimmer. Arbeitsam war Philipp, aber mehr am Schreibtisch, als auf dem Schlachtfelde oder im offenen, freien Verkehr mit seinem Volke. Übrigens suchte ihn Karl früh aufs Schlachtfeld zu führen und in die Kunst der Regierung einzuweihen. Im französischen Krieg leitete Philipp einen Zug zum Entsatz gegen Perpignan und wurde dann mit der Regentschaft über Spanien betraut. Noch ist ein Schreiben Karls an ihn vorhanden mit Ermahnungen und genauer Schilderung der dem Prinzen nahestehenden Persönlichkeiten: „Der Herzog von Alba ist der fähigste Staatsmann und beste Soldat, den ich in meinen Besitzungen habe. Ziehe ihn vor allen in militärischen Angelegenheiten zurathe; aber verlass Dich in diesen und anderen Dingen nicht auf ihn. Verlass Dich auf niemanden, als auf Dich selbst. Die Granden werden nur allzu froh sein, wenn sie sich Deiner Gunst versichern und durch Dich das Land regieren können. Indes wird es Dein Ruin sein, wenn Du Dich also regieren lässest. Schon der bloße Verdacht, dass dies sei, wird Dir unendlichen Schaden bringen. Mache von ihnen allen Gebrauch, aber lehne Dich an keinen ausschließlich an. In Deinen Verlegenheiten vertraue immer Deinem Schöpfer. Lass ihn Deine einzige Sorge sein." — 1543 vermählte sich Philipp mit Maria, der Tochter Johanns III. von Portugal; sie starb 8. Juli 1545, nachdem sie Don Carlos geboren.

Charakter.

Rath des Vaters.

Erste Ehe. Don Carlos.

1548 berief der Kaiser seinen Sohn nach den Niederlanden, um ihn mit seiner Heimat bekanntzumachen. Maximilian, der Sohn Ferdinands, übernahm indes die Regentschaft über Spanien, bei der Ankunft vermählte er sich mit Maria, der Tochter Karls V. Mit glänzendem Gefolge trat Philipp die Reise an, in Barcelona harrte seiner eine Flotte, die ihn nach Genua brachte. Über Pavia, wo er alle Wendungen der großen Schlacht auf dem Schlachtfelde sich erklären ließ, gieng die Reise nach Mailand, das sich in Huldigungen überbot, dann zu Pferd über Trient, Innsbruck, München, Heidelberg, unter steten Festlichkeiten, nach Brüssel, dessen Bevölkerung den Sohn des Kaisers, auf dessen Thatenruhm sie stolz war, mit stürmischem Enthusiasmus begrüßte. Ähnlich ergieng's auf der Rundreise durch die Provinzen. Doch gefiel Philipp nicht wie der Vater, sein abgemessenes Wesen stieß den freien, geselligen Niederländer ab. Auch bei den Deutschen gefiel Philipp wenig. Der Augenzeuge Sastrow bemerkt: „König Philippus ließ die Kur- und Fürsten, ungeachtet sie eines Theiles alte Herren, fleißig aufwarten und folgen. Wann sie sämmtlich vor der Kirche von den Gäulen stiegen, sah er sich nach ihnen nicht eines um, sondern stracks vor sich, jedoch vom Rücken zu winket er ihnen wohl mit beiden Händen, dass sie neben ihm gehen sollten; sie blieben aber hinter ihm gehen. Auch wenn sie ihn nach Haus geleiteten, gieng er die Stiege hinauf und ließ sie bleiben, ohne einige Anzeige von Freundlichkeit. Als ihn der Bischof von Trient auf den Unterschied eines spanischen und deutschen Fürsten und auf das Beispiel seines Vaters aufmerksam machte, meinte Philipp, es wäre ein großer

Maximilian II.

Philipp auf Reisen.

Unterschied zwischen ihm und seinem Vater, denn der wäre nur eines Königs, er aber eines Kaisers Sohn.“ [1])

Ferdinand und Karl.

Aber auch in der eigenen Familie erhoben sich Schwierigkeiten gegen den Plan, Philipp zum Kaiser wählen zu lassen. Ferdinand hielt das Kaiserthum zu der Behauptung seiner Länder für unumgänglich nöthig. Aus seinem Briefwechsel mit der Statthalterin der Niederlande, welche in wichtigen Familien-Angelegenheiten die tactvolle Vermittlerin machte, ersehen wir, dass schon 1548 im Plane war, auf Karl sollte Ferdinand im Kaiserthum folgen, Philipp römischer König sein, und Maximilian römischer König, wenn Philipp Kaiser wäre. Nun müssen die spanischen Staatsmänner die Ansicht gefasst haben, dass die Vereinigung des Kaiserthums mit der spanischen Macht in derselben Person auch in der Zukunft nöthig sei, um die Einheit der Kirche zu erhalten, um der Eroberungssucht der französischen Könige und der Türken mit Erfolg entgegentreten zu können. Vielleicht bestärkten Maximilians II. protestantische Ansichten und eifriger Verkehr mit den Protestanten sie in diesem Plan. [2])

Ferdinands Sorge.

Auf einmal schreibt Ferdinand bestürzt an seine Schwester, dass man öffentlich davon rede, dass ihm nicht bloß das Kaiserthum dereinst entzogen, sondern dass Philipp auch jetzt schon römischer König werden solle und dass der Kurfürst von Brandenburg auf das Geld hin, welches er für seine Zustimmung zu diesem Plane erhoffe, jetzt schon ein Anlehen machen wollte. Er liebe den Kaiser wie seinen Bruder, ja wie seinen Vater, wolle ihm in allem willfährig sein, nur in diesem Punkte sei es ihm unmöglich. Maria beruhigte ihn, sie wisse nur vom Plane von 1548.

Einigung.

In Augsburg kam es nun zwischen den Brüdern zu eingehenden Verhandlungen. Maximilian musste aus Spanien kommen, weil Ferdinand ohne ihn nicht abschließen wollte, Maria eilte zweimal aus den Niederlanden herbei, um zu vermitteln. Zuletzt einigten sich die Brüder dahin: nach den glücklichen Tagen des Kaisers Karl sollte Ferdinand zum Kaiser gekrönt und Philipp zum römischen König erwählt werden, hiezu wolle man die Zustimmung der Kurfürsten nachsuchen, auch das Versprechen erwirken, dass, wenn nach Ferdinands Tod Philipp zum Kaiser gekrönt sei, Maximilian römischer König werde, um ihm später im Kaiserthume nachzufolgen. — Philipp solle bei einer Empörung im Reiche oder in den Erblanden, desgleichen zur Durchführung der Beschlüsse der allgemeinen Kirchenversammlung Ferdinand mit seiner Macht beistehen. — Soweit der Vertrag: die geistlichen Kurfürsten bestanden nur noch durch des Kaisers Macht, ihrer Zustimmung war man also gewiss, man bedurfte nur der Einwilligung des Moriz und des Brandenburgers. Moriz gab keine Antwort. Joachim aber

[1]) Ranke, Deutsche Geschichte im Reformationszeitalter, V, S. 119 ff.
[2]) Ibid. V, S. 121 ff.

erwiderte auf vertrauliche Anfrage: Ferdinand möge sich mit dieser ganzen Sache ferner nicht befassen, um sich und seine Nachkommen nicht bei den deutschen Ständen gehässig zu machen. Mit andern Worten: von Philipp wollten die Deutschen nichts wissen. Der ganze Plan ward übrigens bald von den Ereignissen überholt.[1])

Türken. Ungarn. Von einer andern Seite drohte dem habsburgischen Machtbestand Gefahr: die Türken regten sich wieder. Trotz des jährlichen Tributes, über welchen die Ungarn, als über die tiefste Erniedrigung der Nation klagten, hörten die Raubzüge an der Grenze nie auf. Martinuzzi, welcher sich durch Beschränkung ihrer Macht mit Isabella verfeindet und in Constantinopel allen Credit verloren hatte, näherte sich Ferdinand und es kam 1549 zu Bathor ein Vertrag zustande, wonach der König dem Herzog Johann für Siebenbürgen und die Krone außer den väterlichen Besitzungen auch noch die schlesischen Herzogthümer Oppeln und Ratibor überlassen und Martinuzzi zum Erzbischof von Gran ernennen und ihm die Cardinalswürde verschaffen sollte. Sosehr man sich auch bemühte, den Vertrag geheimzuhalten, so bekam Suleiman dennoch bald Kunde davon. Empört über Ferdinand, ließ der Sultan dessen Geschäftsträger Malvezzi ins Gefängnis werfen und gab dem Beglerbeg von Rumelien, Mohammed Sokolli, den Befehl, mit Heeresmacht in Siebenbürgen einzurücken und das ganze Land unter die Botmäßigkeit der Pforte zu bringen.[2])

Martinuzzi.

Allein Martinuzzi verstand zuerst ihn durch Unterhandlungen hinzuhalten, dann alle Mittel des Widerstandes zu sammeln, das Volk aufzuregen und ein Heer von 100.000 Streitern zusammenzubringen. Ferdinand sollte in Eile ein Heer zur Unterstützung senden. Hilfe kam unter Castaldo und Nadasdy. Isabella unterschrieb den Vertrag, übergab Krone und Festungen. Jetzt brach aber Zwiespalt aus zwischen Martinuzzi und Castaldo. Martinuzzi unterhandelte wieder mit den Türken, wie Castaldo glaubte, in verrätherischer Absicht. Castaldo meldete Ferdinand: solange der Mönch lebe, werde er nie in den ruhigen Besitz von Siebenbürgen gelangen. Ferdinand ließ ihm sagen, wenn dies der Fall sei, so möge er thun, was ihm am besten dünke zum Wohle des Staates. Castaldo glaubte, dem Verräther zuvorkommen zu müssen, und ließ am 17. December 1551 den Mönch niederstoßen. Der Krieg begann von neuem; 1552 siegten die Türken bei Szegedin, nahmen Temesvar nach mühsamer Belagerung, Lippa; Erlau aber widerstand ihrer Übermacht heldenmüthig unter Dabo. Selbst Frauen und Mädchen vollbrachten Wunder der Tapferkeit auf den Zinnen, wenn ein Sturm abzuschlagen war. Nicht weniger als 12.000 von den Türken geschleuderte Kugeln wurden nach der Befreiung aufgelesen.[3])

Auch auf der Küste von Nordafrika hatte der Kampf wieder begonnen. Karl hatte Afrikia oder Mehdije am 10. September 1550 mit Hilfe einiger

[1]) Ranke, l. c. V. S. 124 ff. — Bucholtz, l. c. VI, S. 5, § 5.
[2]) Zinkeisen, l. c. II, S. 871. — Charrière, Négociations, II, p. 172.
[3]) Katona, l. c. XXII, p. 371, 220–385.

Galeeren des Papstes und der Rhodiser dem Seeräuber Dragut weggenommen. Der französische Gesandte stellte dies der Pforte als Bruch des Waffenstillstandes dar und der Großherr sandte 1551 eine Flotte aus, um Afrikia wieder zu nehmen. Dies gelang nicht, auch ein Angriff auf Malta war umsonst, aber die Malteser vertheidigten Tripolis zu schwach und mußten es am 14. August 1551 übergeben. Der französische Gesandte war auf der türkischen Flotte. 1552 machten die Türken Streifzüge an der neapolitanischen Küste. 1553 eroberten sie Bastia auf der Insel Corsica.[1] — Tripolis. Corsica.

Frankreich. Heinrich II.

Frankreich hatte seine feindselige Politik gegen den Kaiser mit neuem Eifer wieder aufgenommen. Franz I. lebte nicht mehr, er war 31. März 1547 im Schlosse zu Rambouillet den Folgen seiner Ausschweifung erlegen. Das Schwanken zwischen der Verbindung mit den Protestanten und der grimmigen Verfolgung derselben, zwischen Freundschaft und Feindschaft mit Karl, bezeichnet auch die letzten Jahre seiner Regierung. Ein Schandfleck ist die Vernichtung der Waldenser in der Provence. Frankreich.

Diese Waldenser waren stille, fleißige Landwirte, nördlich von der Durance, hatten drei kleine Städte, Merindol, Cabrieres und la Coste, ungefähr zwanzig Dörfer, zahlten regelmäßig ihre Steuern, übten ihre Religion mit ihren Barbas oder Ältesten in der Stille und wurden nie ernstlich beunruhigt. Als sie aber hörten, daſs ganze Völker mit Rom gebrochen hätten, kamen sie in Aufregung, glaubten, der Tag des Herrn sei gekommen, und schickten zwei Barbas, um mit den Reformierten der Schweiz und des Elsasses in Verbindung zu treten. Sie fanden die Lehre von der Prädestination sehr sonderbar, desgleichen die von der gänzlichen Ohnmacht des Menschen zum Guten: jedes Wesen, jede Pflanze habe ja ihre eigene Kraft, warum nicht der Mensch? wozu die Lehren und Mahnungen des Evangeliums zum Guten, wenn den zur Seligkeit Bestimmten nichts schaden, den zur Hölle Bestimmten nichts nützen könne! Dennoch nahmen sie, durch Farel bewogen, 1532 auf einer Synode im Thale Angrogna die Lehre Calvins an, nur zwei Barbas wollten den Glauben der Väter gewahrt wissen; 1535 erschien ihre Bibel in Neufchâtel. Seit sie ihre kluge Zurückhaltung aufgegeben hatten, wurden die Waldenser auch verfolgt, sie sollten ihren Glauben abschwören, und griffen zu den Waffen.[2] Schon 1540 verurtheilte sie das Parlament zur Strafe der Ketzerei: nur Chasseneuz, der Präsident, und Sadolet, Bischof von Carpentras, ein Mann von edlem Geist und Herzen, hemmten die Vollziehung des Urtheils, das zuerst vom König bestätigt werden müsse. 1541 bewilligte Franz I. den Waldensern drei Monate Frist, um ihre Irrthümer abzuschwören. Unter Sadolets Leitung fügten sich viele einfach dem Befehle des Königs. Die Verfolgung hörte auf, im Kriege gegen den Kaiser hatte der König auf die Protestanten Rücksicht zu nehmen. Seit dem Frieden zu Crespy war es anders, Sadolet war in Rom und Chasse- Waldenser und Calviner.

[1] Charrière, Négociations, II, S. 140 ff.
[2] Alexis Muston, Histoire des Vaudois, I, p. 77 ff.

neux todt, ein Baron von Oppede, ein glühender und habsüchtiger Feind der Waldenser, war Präsident des Parlamentes der Provence; er schilderte dem König den meuterischen Geist der Leute, die sich Marseilles bemächtigen und eine Republik in der Provence errichten wollten. Da befahl Franz I. die Vollziehung des Urtheils von 1540 und im April 1545 wurden die Waldenser, die nicht abschwören wollten oder in die Schweiz fliehen konnten, vernichtet oder zu den Galeeren verdammt oder in die Sclaverei verkauft. Franz I. pries durch Erlass vom 18. August 1545 das Geschehene und nahm die Verantwortlichkeit für die schreckliche That auf sein Gewissen![1])

Als sein Sohn Karl, Herzog von Orleans, 8. September 1545 wegstarb, forderte der König von Karl V. einen andern Vertrag, namentlich die Abtretung von Mailand, und rüstete sich zum Kriege, als er die erwünschte Antwort nicht erhielt, und suchte die kirchlichen Pläne des Kaisers zu durchkreuzen. Am 7. Juni 1546 schloss er Frieden mit Heinrich VIII., der für zwei Millionen Thaler Boulogne zurückzustellen versprach.

Franz' I. Tod.

Sterbend mahnte der König seinen Sohn Heinrich, Montmorency nicht wieder ins Amt zu rufen, sich vor den Guisen[2]) inacht zu nehmen, weil sie ihm und seinen Kindern das Wams und dem Volke das Hemd wegnehmen würden. Die Guisen waren ein Seitenzweig des lothringischen Hauses; sie zählten Gottfried von Bouillon unter ihren väterlichen Ahnen auf und führten ihr Geschlecht bis auf eine Tochter Karls des Großen zurück. Während die Herzoge von Lothringen in ihrer schwierigen Stellung zwischen Frankreich und Deutschland sehr bescheiden und umsichtig sich benahmen, waren die Mitglieder dieses Seitenzweiges ihres Hauses kühne, hochstrebende, meist auch reichbefähigte Männer, strahlend von Geist, Kraft, Schönheit und Muth. Von einer ihrer Ahnmütter her nannten sie sich Grafen von Anjou, sprachen Anjou, die Provence, Neapel mit Sicilien und Jerusalem an. Der Dauphin soll seinem Jugendfreunde Franz Guise die Zurückgabe der Provence versprochen haben. Kurz, der sterbende König sah im Ehrgeiz der Guisen eine Gefahr für seine eigene Familie.[3])

Die Guisen.

Heinrich II.

Heinrich II. (1547—1559) war schön wie der Vater, aber ohne ihm an Geist und Lebendigkeit zu gleichen: er war der beste Tänzer, der

[1]) Henri Martin, Hist. de France, vol. VIII, p. 326 ff. — Michelet, Réforme, p. 340.

[2]) Stammtafel der Familie der Guisen:

Claudius von Guise, † 1550

Franz, † 1563	Maria, Gemahl: Jakob V. von Schottland	Karl, Cardinal, † 1574.	Claudius von Aumale, † 1573.	Ludwig, Cardinal, † 1578.	Renatus von Elboeuf, † 1566.
	Maria Stuart.				

Heinrich † 1588	Katharina von Montpensier, † 1597.	Karl von Mayenne, † 1611.	Ludwig, Cardinal, † 1588.
Karl.			

[3]) So berichtet Aubespine in seinen „Memoiren".

geschickteste Reiter am Hof, ein anmuthiger Gesellschafter, aber nichts war ihm mehr zuwider, als selber zu denken; sein Geist war ebenso träg, als sein Auge ohne Feuer, er überließ sich ganz und beharrlich seinen Günstlingen. Das erste, was der neue König that, war, dass er die Mahnungen seines Vaters in den Wind schlug, die alten Räthe wurden entlassen, Montmorency und Guise berufen, sie mussten jedoch die Herrschaft theilen mit Diana von Poitiers, welche, einst die Geliebte Franz I., jetzt, obschon achtundvierzigjährig, noch immer schön, seinen achtundzwanzigjährigen Sohn, Heinrich II., durch ihren Geist und ihre Anmuth beherrschte. „Dem Beispiele Franzens folgend," sagt Ribier, „machte sich der König kein Gewissen daraus, Frau und Beischläferin an einem Tische neben sich zu haben, als sei er verpflichtet, jeden Tag seines Lebens zugleich im Ehestand und Ehebruch hinzubringen. Diana konnte in einer Nacht die jahrelangen Arbeiten der Staatsbeamten zugrunde richten. Sie mischte sich in alles, war von unersättlichem Geize und hielt zwölf Jahre lang den Himmel so verschlossen, dass nicht ein einziger Tropfen Gerechtigkeit, es sei denn verstohlen, auf Frankreich herabfiel." Die sechsundzwanzigjährige Königin Katharina musste dulden und schweigen und den Schmerz, der ihre Brust durchwühlte, unter einem Lächeln verbergen. Diana bekam eigentlich die Schlüssel zum Schatz. Nur durch Montmorency und die Guisen, sagt Vieilleville, konnte man zum König gelangen. Ihre Verwandten bekamen die Statthalterschaften und Befehlshaberstellen und so wenig den Schwalben eine Mücke, so wenig entgieng ihnen eine einträgliche Stelle.[1])

Diana von Poitiers.

Katharina von Medici.

Montmorency war für Frieden und Sparsamkeit, die Guisen waren für Krieg gegen den Kaiser, dem sie als Erben der Anjou Neapel und Sicilien entreißen wollten. Auf ihren Rath sandte Heinrich an Karl V. die Aufforderung, am 27. Juli 1547 in Rheims als Graf von Flandern und Pair von Frankreich pflichtgemäß der Krönung beizuwohnen. Karl antwortete, er werde kommen, aber mit 50.000 Mann. Nur die Schnelligkeit seines Sieges über die Schmalkaldner war schuld, dass die Franzosen sich nicht in den deutschen Krieg einmischten.[2])

Karl V.

Aber in Italien zeigte sich schnell die Wendung der französischen Politik. Des französischen Rückhaltes sicher, suchte Gian Luigi de' Fieschi, Graf von Lavagna, die Herrschaft der Doria in Genua zu stürzen. Andrea Doria war alt, sein Neffe Gianettino, der Sieger über Dragut und Befehlshaber der kaiserlichen Flotte, trat mit hohem Stolze auf und reizte dadurch das Gefühl der alten Familien, namentlich des Fiesco. Dieser rüstete unter dem Schein eines Zuges gegen die Türken, riss bei einem Feste am Abend des 1. Januar 1547 die Eingeladenen zum Kampfe hin, Dorias zwanzig Galeeren wurden überrumpelt,

Italien.

Fiesco.

[1]) Henri Martin, l. c. vol. VIII, p. 360 ff.
[2]) Michelet, Guerre des réligions, p. 43.

Gianettino Doria selber beim Thomasthor getödtet; der alte Andrea Doria floh. Die Empörer sahen sich am Morgen als Sieger, aber ohne Anführer: Fiesco war, als er eben eine Galeere besteigen wollte, ins Meer gestürzt und ob der Schwere seiner Rüstung ertrunken. Mit ihm fehlte die Einheit und Planmäßigkeit, die Verschworenen wagten nicht mehr, den Regierungspalast anzugreifen und gaben alle Vortheile auf gegen Zusage der Amnestie.[1])

Bedeutsamer war die Einmischung in Parma und Piacenza. Heinrich II. nahm Ottavio Farnese in seinen Schutz und kam mit 400 Gendarmen und 5000 Mann nach seinen Plätzen in Piemont, um zu recognoscieren. Ein Aufstand in den Provinzen des Südwestens rief ihn zurück: die drückende Art der Erhebung der Salzsteuer (Gabelle) hatte die Bevölkerung erbittert. Unter dem Rufe: „Mort aux gabeleurs!“ wurden die Beamten erschlagen, oder ins Wasser geworfen mit dem Witzwort: „Geht ihr Herren und salzet die Fische der Charente!“ Montmorency zog gegen Bordeaux, den Herd des Aufstandes. Die Bevölkerung erschrak vor der Macht, die gegen sie anrückte, und ergab sich widerstandslos. Hundertvierzig Personen wurden hingerichtet, mehrere gerädert und dann verbrannt mit den Worten: „Geh hin, Canaille, und brate die Fische der Charente, die du mit den Körpern von deines Königs Dienern gesalzen hast.“ — Ganz Bordeaux mußte auf den Knien um Gnade bitten. Die Empörung, welche das Verfahren der Regierung in edleren Gemüthern erregte, spricht sich in der Schrift „Discours de la servitute volontaire ou Contr' un“ des Etienne de la Boetie aus, sie ist eine glühende Vertheidigung der republikanischen gegen die monarchische Regierung.[2]) —

Aufstand.

Bordeaux.

Die Politik der Guisen England und Schottland gegenüber hatte Glück: Maria Stuart kam nach Frankreich und wurde dem Dauphin verlobt. — Montmorency bemächtigte sich ohne Kriegserklärung mehrerer fester Punkte um Bordeaux, die Engländer verzichteten 1550 sogar gegen eine Entschädigung von 400.000 Goldkronen statt der früher bedungenen zwei Millionen Thaler auf Bordeaux. Der junge Eduard VI. wurde mit Elisabeth, der Tochter des Königs von Frankreich, verlobt.[3]) Das gab Muth zum Kriege sogar gegen den Kaiser. Das Bündnis von 1521 wurde 1549 mit der Schweiz erneuert und die Jahrgelder der Cantone erhöht; beim Sultan wurde gestachelt zu einem Einfalle in Ungarn und mit Ottavio Farnese 1551 ein Vertrag geschlossen, wonach der Herzog dem Könige all seine Städte und Festungen öffnete, der König dagegen den Herzog in seinen besonderen Schutz nahm und ihm ein Jahrgeld zahlte. Der Papst erklärte den Herzog jetzt für einen Empörer und der Krieg begann im Juni 1551 zwischen Frankreich, als Verbündetem des Herzogs, und dem Kaiser, als dem Schutzvogt der Kirche, — von beiden Seiten wollte man den allgemeinen Krieg noch vermeiden. Schon 1550 war der Plan beschlossen, den Kaiser auf der Reise durch Italien nach Spanien zu ermorden. Heinrich II. rieth, ihn von dieser Reise ja nicht abzuhalten, alles geheim zu thun, damit er nicht mißtrauisch werde, dann aber gut zu handeln. Die geistlichen Reichsfürsten und „die gesammte katholische Pfaffheit“ sollten zugleich von den Schmalkaldenern abgethan werden. Allein bald wurde das Visier gehoben, zunächst in Piemont der Krieg als von Macht gegen Macht offen geführt. Den Muth dazu gab ein Bündnis,

Eduard VI.

Ottavio Farnese.

Plan zum Kaisermord.

---

[1]) Henri Martin, l. c. vol. VIII, p. 383.
[2]) Ibid. VIII, p. 383 ff. Contr' un = contre le pouvoir d'un seul.
[3]) Ibid. VIII, p. 391—404. — Lingard, l. c. VII, S. 66, 91.

am 5. October 1551 mit deutschen Fürsten abgeschlossen, und wir kommen jetzt an eine Geschichte von Verrath und Undank, wie eine solche schmachvoller in den deutschen Jahrbüchern nicht gefunden wird. —

Moriz von Sachsen.

Moriz von Sachsen.

Alle feindseligen Kräfte gegen Karl vereinigte zum Angriffe auf seinen Kaiser und Wohlthäter auf einmal kein Geringerer — als Moriz von Sachsen. Sonst ein so scharfblickender Menschenkenner, hat sich Karl V. zweimal folgenschwer getäuscht, in Moriz von Sachsen und in Wilhelm von Oranien; beide wurden ihm durch ihr verständiges, rasches, kühnes Wesen lieb, beide hat er gehoben, beide haben ihm mit Undank gelohnt, der eine hat die Arbeit seines Lebens zerstört, der andere hat seinem Sohne Philipp die Niederlande entrissen. Reichen Naturen geschieht es hin und wieder, dass sie das, was sie in sich tragen, auch in anderen zu sehen wähnen. Karl, das geben seine Feinde zu, war ein Mann von Ehre und es war ihm nicht möglich, Moriz oder Wilhelm eine Ehrlosigkeit zuzumuthen.

Grund des Abfalls.

Es ist schwer zu sagen, was Moriz zum Abfalle vom Kaiser trieb, denn er gehört zu jenen verschlossenen Naturen, für welche die Sprache nur da ist, um die Wahrheit zu verhüllen.[1]) War es das drückende Gefühl, dass seine Glaubensgenossen ihn als Verräther betrachteten? — aber Moriz hatte keinen Glauben; waren es die Vorwürfe in der Familie, dass er die Befreiung seines Schwiegervaters, des Landgrafen Philipp, vom Kaiser nicht erwirken konnte? — aber Karl wusste ja, dass Moriz nur zum Scheine für Philipp Fürsprache einlegte, und die eigene Frau umgab den Kurfürsten mit Spionen, weil sie ihm nicht traute; war es Sorge um sein Kurfürstenthum, Überzeugung, dass das Werk des Kaisers doch scheitere, Unwille über ein voraussichtliches Kaiserthum Philipps II.? oder dachte Moriz, selber Kaiser zu werden? — hochfliegende Plane hegte der junge Fürst! Wirkten alle diese Rücksichten zusammen? Sein letztes Wort hat Moriz nie gesprochen, und alle, die mit ihm verkehrten, betrogen, den Kaiser wie den König von Frankreich, seine Glaubensgenossen wie Ferdinand I. und Maximilian II.[2])

Gewiss ist nur, dass Moriz sich vom Kaiser entfernte, seit er durch ihn sein Ziel, die Kur, erreicht hatte. Die religiöse Einigung wollte er so wenig als irgend ein protestantischer Fürst, denn dann hörten sie auf, Landesbischöfe zu sein, und verloren die Kirchengüter und die Herrschaft über die Seelen ihrer Unter-

---

[1]) Janssen, l. c. III, S. 626—300. — Vergl. seine Charakteristik bei Ranke, l. c. V, S. 221 und 327. — Langenn, l. c. II.

[2]) Voigt, Der Fürstenbund gegen Kaiser Karl V. — in Raumers „Histor. Taschenbuch" 1857. — Cornelius, Kurfürst Moriz gegenüber der Fürstenverschwörung in den Jahren 1550—1551. Abhandlungen der Münchener Akademie, X, 3, S. 637 ff. — Zur Erläuterung der Politik des Kurfürsten Moriz. „Münchener histor. Jahrbuch" 1866.

thanen. Aber Moriz wusste seine Absichten besser zu verdecken, als irgend ein anderer. Als daher das Concil in Trient wieder zustande kam, wies Moriz seine Melanchthon. Theologen an, sich zur Reise zu rüsten, und beauftragte Melanchthon, ein neues Bekenntnis der evangelischen Lehre abzufassen.[1]) In diesem Bekenntnis trat nun der sonst immer zur Vermittlung geneigte Melanchthon förmlich vom Leipziger Interim zurück, hob die Gegensätze recht schroff hervor, führte überhaupt eine Sprache, welche die Kirchenversammlung nur schwer beleidigen konnte.[2]) Ferner verlangte der Kurfürst ein freies unabhängiges Concil, was der französische Gesandte mit Recht dahin auslegte: der Kurfürst deute dadurch an, dass jeder bis zum Altflicker und Schuster zugelassen werden müsse, was soviel heiße, als den endlosen Schluss der Versammlung bis zum jüngsten Gerichte zu vertagen. Der Kaiser, welcher nicht Moriz, sondern Melanchthon darüber grollte, kam dadurch der Kirche gegenüber in Verlegenheit; denn man glaubte, er habe mit Willen solche Forderungen dem Papste verschwiegen und die Sache in einem Halbdunkel gelassen, um Papst und Protestanten in Streit zu verwickeln und sich selbst dadurch zu heben. In dieser Absicht suchte der französische Gesandte den Papst zu bestärken.[3]) Was half es da, dass der Kurfürst Joachim von Brandenburg den Papst durch seine Gesandtschaft als Heiligsten Vater und Herrn in Christo anerkannte, dass auch ein Gesandter des Herzogs von Wirtemberg[4]) in Trient erschien und der Geschichtschreiber Johann Sleidan als Bevollmächtigter der Städte Straßburg, Eßlingen, Ravensburg, Reutlingen, Biberach und Lindau!

Magdeburg. Moriz lag vor Magdeburg, um die Acht zu vollziehen, aber absichtlich betrieb er die Belagerung lässig, gewährte schließlich der Stadt einen Frieden, wie sie ihn nicht besser erwarten konnte, 7. November 1551, nahm ihre Truppen in seinen Dienst, benützte überhaupt seine Stellung als kaiserlicher Befehlshaber, um ein Heer gegen den Kaiser zu sammeln. Vier Wochen vorher schloss Bund mit Frankreich. Moriz mit dem König von Frankreich ein hochverrätherisches Bündnis gegen Kaiser und Reich. Nach den Worten des Marschalls Vieilleville hat nicht der König den Kurfürsten, sondern dieser den König dabei aufgesucht. In Fontainebleau theilte ein Graf Nassau dem Marschall die wichtigsten Versprechungen mit. Im Rathe war der König bedenklich. Montmorency entschied gegen den Krieg: als aber Vieilleville von Metz, Toul und Verdun sprach, welche Frankreich für seine Hilfe erhalten sollte, hörte jedes Bedenken auf. Am 5. October Lochauer Vertrag. 1551 wurde auf dem Schlosse Lochau der Vertrag abgeschlossen, welcher den Franzosen den Weg nach Deutschland bahnte. Am Anfange ward natürlich gesagt, dass die Fürsten alles der Religion wegen unternehmen; dann dass sie darüber nachgedacht, wie nicht nur die Kurfürsten und Fürsten, sondern auch die Grafen, Freiherren und Städte und Unterthanen des geliebten deutschen Vaterlandes aus ihrer alten Freiheit und Libertät in eine bestialische, un-

[1]) Es ist dies die „Repetitio confessionis Augustanae sive confessio doctrinae Saxonicarum ecclesiarum", Corpus Reformatorum, XXXIII, p. 328.
[2]) K. A. Menzel, l. c. II, S. 378. — Pastor, l. c. S. 431.
[3]) Raynaldi Ann. ad 1551, n. 41—42. — Bucholtz, l. c. VI, S. 543.
[4]) Druffel, l. c. I, S. 838—844

erträgliche und immerwährende Knechtschaft theils heimlich, theils öffentlich der Kaiser zu versetzen bedacht sei; dann, dass der Landgraf von Hessen ungerechterweise schon fünf Jahre gefangen gehalten sei. Darum hätten die Fürsten — Moriz unterschreibt für den Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg-Anspach, den Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg und den Landgrafen Wilhelm von Hessen — mit dem allerchristlichsten König, Heinrich II. von Frankreich, sich verbündet, das tyrannische Joch bestialischer Knechtschaft von ihren Häuptern zu schütteln und das geliebte Vaterland und die deutsche Nation mit gewaffneter Hand in die alte Freiheit einzusetzen und die Verfassung wiederherzustellen, zu gleicher Zeit den Landgrafen zu befreien, wozu ihnen Gott den heiligen Geist geben möge. Diejenigen, welche sich ihrem edlen Unternehmen widersetzen, werden sie natürlich mit Feuer und Schwert verfolgen. Ohne Wissen und Zustimmung des Königs von Frankreich werden sie keinen Frieden schließen. Dafür wird ihnen der König von Frankreich für die drei ersten Monate 240.000, für jeden folgenden Monat 60.000 französische Thaler zahlen. Dagegen soll der König von Frankreich Metz, Toul und Verdun und andere Städte nehmen und unter dem Titel eines Reichsvicars behalten. Auch soll dieser König ein Feuer in den Niederlanden anzünden. Zum Danke dafür werden die Fürsten bestrebt sein, ihm die Franche-Comté, sowie Flandern und Artois zu verschaffen und ihn bei einer künftigen Wahl zum Kaiser erklären, wenigstens keinen wählen, der nicht Seiner Majestät genehm ist![1] — Am 15. Februar 1552 wurde von Heinrich II. dieser Vertrag im Schlosse Chambord beschworen.

Metz, Toul und Verdun.

Reichsverrath.

Karl V. — um dem Concil näher zu sein, hatte sich der Kaiser Ende October 1551 von Augsburg nach Innsbruck begeben — ward durch ein Meisterstück von Verstellung und Tücke bis zum letzten Augenblicke sicher gemacht. Moriz sandte eine feierliche Gesandtschaft, um die Freiheit des Landgrafen zu erbitten. Der Kaiser verschob die Gewährung, bis Moriz, wie er versprochen, selbst komme. Moriz ließ Quartier in Innsbruck für sich bestellen und Melanchthon und zwei Leipziger Theologen machten sich auf den Weg nach Trient.[2] Der Kurfürst begann selber seine Reise nach Innsbruck in kleinen Tagmärschen, bekam aber unterwegs Seitenstechen, kehrte um und schickte Boten an den Kaiser, die Zögerung zu entschuldigen. Er wandte sich an seine Stände in Torgau, sie warnten ihn vor einem Unternehmen gegen den Kaiser. Melanchthon bekam Kunde vom Plane des Kurfürsten und beschwor ihn, vom Werke des Aufruhrs und der Gewalt abzustehen: diese Sache sei so hoch und groß, dass kein menschliches Herz genügsam den Schaden betrachten könne, der daraus folge. Drohende Gerüchte, Warnungen kamen nach Innsbruck.[3] Karl beschwichtigte: er habe als ein milder Kaiser seines Verhoffens niemanden Ursache zum Ungehorsam oder Widerwillen gegeben; von Moriz versehe er sich nichts denn alles Gehorsams und Guten,

Moriz täuscht den Kaiser.

[1] Lünig, Reichsarchiv. Part. spec. contin. II, p. 293—296.
[2] Über das bereitwillige Entgegenkommen des Concils. Pastor, l. c. S. 440—442.
[3] Lanz, Correspondenz, III. S. 58 und 78. — Druffel, l. c. I, S. 852. — Corpus Reformatorum, VII, p. 903. — Bucholtz, l. c. VII, S. 23—29.

wo anders noch Treue und Glauben auf Erden zu finden. Er, der Kaiser selber, sei deutschen Stammes und ein solcher Treubruch wäre bei einem deutschen Fürsten unerhört!

Moritz zieht gegen ihn,

Indes zogen sich im März die Heerhaufen zusammen. Der Marsch gieng von Thüringen schnell nach Augsburg. Hier wurden Proclamationen erlassen, die da strotzen von Heuchelei und Lügen.

klagt ihn an.

Moriz wirft dem Kaiser Treulosigkeit, Bruch der Wahlcapitulation vor, er habe Deutschland zum Spotte der Völker gemacht, er wolle es in eine unerträgliche viehische, erbliche Knechtschaft bringen. Der Markgraf Albrecht von Brandenburg hob als einen der Gründe seiner Empörung hervor, dass „Don Luis de Avila, ein verlogener hispanischer Erzbube, in seiner ‚Geschichte des Schmalkaldischen Krieges' die deutsche Nation, die vornehmste der Christenheit, mit Unwahrheit abconterfeit habe, als ob es eine barbarische Nation ohne ehrliche und mannhafte Tugend wäre." Am 4. April änderten die Fürsten das Religionswesen in Augsburg zu Gunsten der Protestanten.

Heinrich II.

Zu gleicher Zeit brach der König von Frankreich auf, in einer deutschen Proclamation nannte er sich Rächer der deutschen Freiheit: er unternehme den Krieg in göttlichem Antriebe, auf Anrufen der Fürsten, aus Theilnahme an der deutschen Nation, um die Fürsten aus der erbärmlichen Dienstbarkeit zu befreien und die Freiheit der deutschen Nation zu retten und sich nichts als einen unsterblichen Namen wie Flamininus in Griechenland zu erwerben. Die Uneigennützigkeit war jedoch nur auf dem Papiere, in der That aber suchten die Franzosen das ganze alte Austrasien, alles Land bis an den Rhein zu gewinnen.[1])

Als der König zur Armee abzog, ernannte er Katharina von Medici zur Regentin, sie war es aber nur dem Namen nach und klagte bitter darüber unter ihren Vertrauten, so dass einer ihr das Anerbieten machte, ihrer Nebenbuhlerin Diana die Nase abzuschneiden, um das Unglück Frankreichs und des Königs einmal unschädlich zu machen. Am 10. April standen die Franzosen vor

Metz.

Metz, nachdem Toul ohne Widerstand die Schlüssel übergeben hatte und nachdem die verwitwete Herzogin Christine der vormundschaftlichen Regierung über Lothringen enthoben und der neunjährige Herzog nach Paris geschickt war. Bei Metz bat man bloß um Gestattung des Durchzuges; kaum war er gewährt, so bemächtigten sich die Franzosen der Thore und Werke, entwaffneten die Bürgerschaft, die dann dem Könige huldigen musste, der am 18. April seinen Einzug hielt, und aus Metz eines der Bollwerke Frankreichs zu machen gedachte. Dann brach Heinrich gegen die Vogesen und das Elsass auf. Vieilleville hatte gerathen, Metz gut zu behandeln, sonst mache man Straßburg, Speier und Worms misstrauisch. Montmorency aber meinte, man werde einziehen wie in Butter. Vieilleville hatte Recht, das Volk im Elsass widersetzte sich; als Montmorency für Gesandte mit Gefolge den Durchzug durch Straßburg verlangte, gaben Kanonenkugeln deutliche Antwort. Der Einmarsch in Zabern

[1]) Onno Klopp, Studie über Karl V. — in den „Historisch-politischen Blättern", Bd. LX, S. 362.

wurde erzwungen, Hagenau und Weißenburg dagegen öffneten freiwillig ihre Thore. Speier rüstete sich zur Vertheidigung. Gesandte aus der Schweiz und aus Wirtemberg forderten den König auf, innezuhalten. Moriz zeigte Heinrich an, daſs am 26. Mai Unterhandlungen in Passau beginnen würden. — Elsaſs.

Vertrag zu Passau. — Religionsfrieden zu Augsburg.

Der Kaiser war überrascht, als die Fürsten in Augsburg erschienen, und nicht gerüstet. Dennoch nahm Moriz das Angebot Ferdinands an, um Frieden zu unterhandeln, und reiste nach Linz. Der Grund seiner Bereitwilligkeit war, „daſs der Kaiser einen Bären bei sich hatte, den er nur in Freiheit setzen durfte, um Moriz in die Flucht zu jagen", d. h. wenn der Kaiser die Verleihung der Kur an Moriz widerrief und den gefangenen Kurfürsten in sein Land zum Kriege gegen Moriz sandte. In Linz forderte Moriz Befreiung des Landgrafen, Begnadigung der Geächteten, Ende der Religionsstreitigkeiten, neue Ordnung im Reiche, Friede mit Frankreich. Ferdinand gieng mit diesen Forderungen nach Innsbruck, indes sollte Waffenstillstand sein, am 26. Mai wolle man sich in Passau wieder treffen. Die Verbündeten jedoch, die im Lager bei Gundelfingen standen, wollten den Waffenstillstand erst vom 26. Mai an gelten lassen und unternahmen vorher noch einen Handstreich gegen den Kaiser. Über Mindelheim, Kaufbeuern gieng's in Eilmärschen auf Reutte, dort wurde ein kaiserlicher Heerhaufen zersprengt, am 19. Mai die Ehrenberger-Klause erstürmt. Nur noch zwei Tage hatte man nach Innsbruck — aber da empörte sich das Regiment Reiffenberg, weil ihm Moriz den Sturmsold versagte — darüber vergieng ein Tag und dies rettete den Kaiser vor Gefangenschaft.[1] Was Moriz fordert. Gefahr des Kaisers.

Karl V. hatte in Verkleidung versucht, nach den Niederlanden zu entkommen, fand aber alle Wege mit Soldaten bedeckt und war darum nach Innsbruck zurückgekehrt. Am 20. Mai brach er auf dem Wege nach Trient auf und schlug dann den Weg übers Gebirg nach Kärnten ein; wegen heftiger Gicht unfähig zu reiten oder zu fahren, wurde er in einer Sänfte getragen. Der Kurfürst ward seiner Haft entbunden gegen das Versprechen, dem Hofe freiwillig zu folgen. Sein gefaſstes charaktervolles Benehmen während der Gefangenschaft hatte ihm wieder die Achtung des Kaisers erworben; ihm wurde erklärt, daſs seine Haft jedenfalls zu Ende sei, welchen Lauf auch die Ereignisse nehmen. Er haſste Moriz und versprach dem Kaiser, treu zu helfen. Am 24. Mai, in einer Felspartie, reichte der Kaiser dem Kurfürsten huldvoll die Hand und versprach ihm, seinen Söhnen und der Landschaft seine Gnade. Darauf setzten sie die Reise nach Villach in Kärnten fort.[2] Hinter ihnen wurden alle Brücken abgebrochen. „Ich habe es mit Deutschland gut gemeint," sagte der Kaiser zu Lazarus Der Kaiser flüchtig. Johann Friedrich.

[1] Onno Klopp — in den „Historisch-politischen Blättern", Bd. LX. — Bucholtz, l. c. VII, S. 60—64.

[2] Hortleder, II, 4, S. 1242.

Schwendi, „aber freilich bei keinem Theile Dank verdient, bei den Katholiken nicht, bei den Lutheranern auch nicht. Darum will ich sie Gott befehlen, der mag es gut machen.“ [1]) — Indes hatte Moriz Innsbruck besetzt und die Habe des Kaisers geplündert. Der Kaiser war ihm entkommen, Moriz setzte den Zug nicht weiter fort, sondern fuhr den Inn hinab nach Passau zur Fürstenversammlung.

Verhandlungen.

Der Fürstencongress in Passau erklärte, dass die Verbesserung der Reichsverfassung vor einen allgemeinen Reichstag gehöre, und dass es der Ehre des Kaisers entgegen sein würde, hierin etwas ohne ihn beschließen zu wollen. Der französische Gesandte verlangte, dass man ohne Einwilligung seines Königs keinen Frieden mit dem gemeinsamen Feinde, dem Kaiser, eingehe. Moriz verlangte außer der Freilassung des Landgrafen, dass sogleich ein Religionsfriede gemacht werde, der bis zur gänzlichen Beseitigung aller Streitigkeiten, an die natürlich nicht mehr zu denken war, keinerlei weiterer Bestätigung bedürfe — d. h. Anerkennung des Landeskirchenthums und des Raubes an katholischen Gütern — und dass die Beschwerden wegen Verletzung der Reichsverfassung sogleich untersucht und entschieden werden sollten durch Ferdinand und die Fürsten. Bis zum 3. Juli sollte der Kaiser Antwort geben und der Waffenstillstand dauern. Karl verweigerte dies durch ein Schreiben vom 30. Juni.

Ob dieser Weigerung wird Karl meist angeklagt. Der geistreiche Verfasser der Studie über Karl V. vertheidigt ihn aber mit Recht in den Worten:[2]) „Karl war das Oberhaupt der Gesammtheit der Deutschen, der berufene Schutzherr der Rechte aller und jedes einzelnen; der sogenannte Friede, den man von ihm forderte, die Anerkennung des Besitzstandes, konnte nur gemacht werden zu Gunsten derer, die ihn überfallen, auf Kosten derer, die stille gesessen. Nicht bloß von seinem eigenen Rechte als Oberhaupt sollte Karl etwas nachlassen: er, der als das höchste Ziel der weltlichen Regierung immer die Rechtspflege emporgehalten, sollte nun freigebig sein mit den Gütern kirchlicher Stiftungen, die das Recht hatten auf seinen Schutz! Er, der als Kaiser gelobt und geschworen, die Kirche zu schützen und zu vertheidigen, sollte nun anerkennen, dass den Fürsten des Reiches das Recht zustehe, von ihren Unterthanen, ob willig oder unwillig, ein Religionsbekenntnis zu fordern nach ihrem eigenen Sinne! Und das alles sollte er thun, weil einige dieser Fürsten alle Bande der Ehre, Pflicht und Treue zerrissen, weil sie ihn und das Reich an den auswärtigen Feind verrathen, ihm selber nach Leben und Freiheit getrachtet —, er sollte es thun, nur damit sie ihn nicht mehr hinderten, das Reich und sie selber mit auf seine Kosten (Karl bezog aus dem Reiche 10.000 Gulden, aus seinen Erblanden 7,000.000 Gulden in Gold) und durch seine

[1]) Auch hier wurde der Hof erschreckt, man fürchtete einen Überfall der Venetianer, — so berichtet Englands Vertreter am Hofe Karls V. — Vergl. „Roger Asham. Sein Leben und seine Werke“, von Katterfeld. Straßburg 1879. S. 177—178.

[2]) Onno Klopp — in den „Historisch-politischen Blättern“, Bd. LX.

Mittel zu vertheidigen gegen den Feind, welchen sie gerufen, welchem sie die Thore des Reiches geöffnet, welcher selbst sie für ihren Treubruch gegen den Kaiser bezahlte!"

In einem Schreiben an seinen Bruder, einem der wichtigsten, bezeichnet Karl seinen Standpunkt mit den Worten: „Ich verzichte gerne darauf," schreibt der Kaiser, „von diesen Fürsten Hilfe zu fordern zum Schutze von Deutschland gegen Frankreich. Auch will ich anderes nachgeben. Allein man verlangt von mir noch mehr. Man verlangt nicht bloß die Freilassung des Landgrafen: man verlangt auch, dass ich die Klagen am Reichskammergerichte gegen ihn niederschlage. Ich kann es nicht; denn es ist gegen die Ordnung des Reiches. Überhaupt ist das der Grundzug der Forderungen an mich: die Partei verlangt von mir, dass ich mit absoluter Gewalt verfahre gegen die Ordnung und Abschiede des Reiches, insoweit nämlich ein solches Verfahren ihnen beliebt, ihrem Particular-Interesse auf Kosten des Gemeinwohles entspricht. So ist es namentlich mit ihrem Verlangen in Betreff der Religion. Die Beilegung des Streites derselben soll verwiesen werden auf den nächsten Reichstag. Damit bin ich einverstanden. Allein, man macht den Zusatz, dass auch im Falle der Nichteinigung der Stillstand bleiben solle. Und dieses kann ich nicht gewähren. Karl V. an Ferdinand I.

„Es ist nicht meine Absicht, Krieg gegen sie zu erheben. Auch habe ich ja gegenwärtig dazu nicht die Mittel. Ja, sie sehen, dass ich ungeachtet des Schimpfes, den sie mir angethan, noch nicht die Waffen gegen sie ergriffen habe. Und ich möchte sogar ihr Verfahren gegen mich entschuldigen, wenn ich das irgendwie vermöchte. Dennoch kann ich, wie immer die Dinge liegen, nicht in den Zwang einwilligen, dass ich niemals das Heilmittel versuchen soll. Eine solche Einwilligung wäre wider meine Pflicht. Sie würde ohne Rücksicht auf die Reichsstände, welche dabei hochbetheiligt sind, die Abschiede der beiden letzten Reichstage umstürzen. Ich habe dazu nicht das Recht. Und auf keinen Fall und für nichts in der Welt werde ich, wie ich euch so oft gesagt und geschrieben, etwas wider Pflicht und Gewissen thun, noch dasjenige halten, was in meinem Namen so versprochen würde; denn es wäre wider meinen Willen und würde mich zu nichts verbinden. Aber damit jene Stände ersehen, dass nicht ich bei irgend einer Gelegenheit in Deutschland einen Krieg erregen will: so bin ich bereit, mich auf jede Weise, welche sie verlangen mögen, in der Religionssache zu allem zu verpflichten, was auf dem nächsten Reichstage beschlossen wird. Überhaupt ist dies das einzige Mittel. Die Versammlung in Passau hat nicht das Recht, sich über den Reichstag hinwegzusetzen. Was von meinem Willen allein abhängt, das werde ich thun, und zwar ohne Zorn gegen denjenigen, welche mich persönlich gekränkt haben. — Ich sehe freilich wohl, dass die Mehrzahl bemüht ist, die kaiserliche Autorität zu schwächen. Wenn sie denn untergehen soll — und dies ist ja das Ziel, auf welches sie steuern, trotz aller ihrer Worte — so will ich doch nicht, dass es geschehe unter mir.

„Aber ich will gern jegliche Sicherheit geben und versprechen, wie ich es genau erfüllen will, dass, wenn jemand etwas gegen mich hat, ich ihn auf dem nächsten Reichstage von jetzt an in sechs Monaten bereitwillig hören, und ihm Rede stehen will auf das, was man mir zur Last legt. Ich werde in allem, was sie mir vorwerfen wollen, so handeln, dass sie anerkennen sollen: ich sei mehr bemüht um das Gemeinwohl des heiligen Reiches und die Wohlfahrt der Stände desselben, als um mein besonderes Interesse.

„Das Verhalten der geistlichen Reichsstände, wie Ihr in Passau bei den Vermittlern seht, ist so, dass ich von ihnen eine Hilfe gegen die Rebellion nicht zu erwarten habe. Ihre Vermittlung ist zu Gunsten des Moriz und seiner Partei.

„Ich möchte nicht, dass Ihr von mir dächtet, meine Weigerung gehe hervor aus der Abneigung, dieser Partei das Unrecht gegen mich zu verzeihen und dadurch mir das Verdienst zu erwerben, welches Ihr mir ausmalet. Ihr sagt, das Nachgeben sei keine Schande für mich. Gewiss, ich versichere Euch, wenn es sich nur um die Schande handelte: so würde ich, wenn dafür der innere Friede Deutschlands zu erlangen wäre, sie zu überwinden wissen und um des Gemeinwohles willen das mir persönlich angethane Unrecht zu verzeihen. Aber hier ist mehr als Schande: hier ist Beschwerung des Gewissens, die ich nicht auf mich nehmen kann.

„Auch ist es nicht so leicht, wie Ihr sagt, dass ich durch die Annahme dieses Artikels volle Freiheit erhalte, mich gegen den König von Frankreich zu wenden, um ihn zu züchtigen. Ich erkenne an, dass dies das beste Heilmittel wäre: denn er ist der Urheber aller unserer Verwirrungen. Allein meine Macht reicht nicht aus. Eher erkenne ich an, dass der Vertrag Euch vortheilhaft sein würde für die Befreiung Eurer Königreiche und Länder von den Türken. Um diesen Preis könnte ich mich darein ergeben, die Schande hinunter zu schlucken. Allein dann wieder tritt es mir vor die Seele, dass er wider Pflicht und Gewissen ist. So wie er ist, kann ich ihn nicht annehmen. Lieber noch will ich die geringe Macht, welche mir zu Gebote steht, um mich sammeln und mit derselben die Gegner aufsuchen. Und wenn ich nicht so viele zusammenbringen kann, dass mit Grund auf einen Erfolg zu hoffen ist, so will ich lieber Deutschland verlassen und nach Italien oder Flandern gehen. Vielleicht werden sie in meiner Abwesenheit zur Vernunft kommen. Denn ich wiederhole es, ich will mich nicht verpflichten, die Religionssache für immer rettungslos zu lassen.“ [1])

Dann jedoch erneuert der Kaiser seinem Bruder die Vollmacht: „Wenn Ihr aber glaubt, um Eurer eigenen Angelegenheiten willen den Vertrag so annehmen zu müssen, wie er ist: so stelle ich Euch anheim, Euch der gegebenen Vollmacht zu bedienen, jedoch mit der ausdrücklichen Erklärung meinerseits, dass ich nicht weiter, als bis auf den nächsten Reichstag gebunden sein will.“ [2])

Karl an die Fürsten.

An die Stände zu Passau schrieb der Kaiser: „Ich berufe mich auf meine ganze Laufbahn. Ich fordere Euch alle zu Zeugen, mit welcher väterlichen Liebe und Neigung ich je und alleinig das heilige Reich deutscher Nation, mein geliebtes Vaterland, auf Kosten meiner Erbkönigreiche und Länder, mit Gefahr und Wagnis meiner eigenen Person, gemeint und bedacht, wie ich für des Reiches Nutzen und Aufnehmen keine Mühe, keine Arbeit, keine Kosten gespart. So auch ferner zu handeln ist mein Entschluss, mein Wille. Dann wieder rufe ich Euch alle zu Zeugen, wie ich in dem verflossenen Winter nur des Friedens willen mich abgemüht, wie geduldig ich dann während dieser Handlung mich benommen, in der Hoffnung, dass die Urheber der Empörung und der Spaltung dadurch zum Frieden bewogen würden. Nun aber ist es billigerweise an Euch, nicht bei mir Euch zu bemühen, dass ich nachgebe, sondern dass sie ablassen von ihrer ungerechten Forderung, damit ein wirklicher und wahrer Vertrag abgeschlossen

---

[1]) Bucholtz, l. c. VII, S. 61—66. — Lanz, Correspondenz Karls V., Bd. III, S. 318.

[2]) Lanz, l. c. ibid.

werden könne, der dem Reiche den Frieden und die Ruhe wieder gibt, damit man nicht unter dem Scheine eines Vertrages und des Friedens in der Unruhe und der Empörung stecken bleibe, oder vielleicht gar für die Zukunft noch größerem Jammer das Thor öffne." [1])

Die Fürsten matt.

Doch die Katholiken waren in ihrer Angst ebenso matt, als die Protestanten in ihrer Überzeugung keck, man dürfe um keinen Preis den Kaiser wieder zur Kraft kommen lassen. Ferdinand bat um einen Waffenstillstand von acht Tagen, bis er mit dem Kaiser in Villach selber gesprochen. Moriz verweigerte ihn; sein Heer beschoss Frankfurt am Main, weil darin kaiserliche Besatzung lag. Die Fürsten baten den Kaiser, durch Nachgiebigkeit sie und ihre Unterthanen vom Verderben zu erretten.

Der Kaiser sagte zu Ferdinand: „Ich bin bereit, alles zu bewilligen, was nicht gegen Pflicht und Gewissen ist. Allein die indirecte Anerkennung eines Rechtes der Reichsstände zur kirchlichen Spaltung für immer ist wider meine Pflicht und mein Gewissen. Ich kann sie nicht gewähren. Und ferner will ich in Betreff der Reichsbeschwerden, abgesehen von dem, was mich persönlich angeht, von meinen Nachfolgern im Reich nicht den Vorwurf auf mich laden, dass ich das Thor geöffnet hätte zur Verringerung ihrer Ehre, Würde und Hoheit und sie dem absoluten Urtheil derer unterworfen, über welche sie regieren sollen." — „Wenn", setzte der weitblickende Staatsmann hinzu, „wenn die Hand Gottes nicht hilft, wenn nicht er den Fürsten und Ständen des Reiches die Augen öffnet: so möchte man urtheilen, dass sie selbst ihren eigenen Untergang sich bereiten wollen" — d. h. *dass an die Stelle des Kaiserthums das Kleinfürstenthum treten, die Gaukönige aber schließlich den republikanischen Ideen zum Opfer fallen würden.* [2])

Die Türken schritten vor in Ungarn, die Franzosen in den Niederlanden, die Feinde standen im Herzen Deutschlands, der König von Frankreich bot erhöhten Sold. Karls Rüstungen giengen langsam voran, er selber war krank in Villach. Unter diesen Umständen war Nachgiebigkeit unumgänglich und kam am 2. August 1552 der *Vertrag von Passau* [3]) zustande. Danach sollte Moriz die Waffen niederlegen, Karl aber seine Gegner nicht bekriegen, der Landgraf, nachdem er die Capitulation von Halle von neuem bestätigt, frei werden. Der Kaiser sollte zur Ausgleichung der Religions-Angelegenheit innerhalb eines Jahres einen Reichstag halten, mittlerweile aber keinen Fürsten oder Stand der Augsburgischen Confession wegen der Religion beschweren oder vergewaltigen, sondern jeden ruhig bleiben lassen. In gleicher Weise hätten sich die Lutheraner gegen die Katholiken zu verhalten, die Beschwerden über Verletzung der deutschen Reichsverfassung sollten auf dem nächsten Reichstag verhandelt werden. Die Geächteten werden gegen Angelobung

Vertrag von Passau.

[1]) Lanz, l. c. III. S. 333 ff.
[2]) Ibid. III, S. 358. — Buchholtz, l. c. VII, S. 100.
[3]) Lehmann, De pace religionis, I, p. 3. Francof. 1707.

des Gehorsams begnadigt. Die in diesem Krieg eroberten Güter werden zurückgestellt. Der Satz des Nebenvertrags: „Wenn auf dem nächsten Reichstag der Vergleich in Religions-Angelegenheiten nicht zustande komme, solle der Friedstand dennoch bis zu endlicher Vergleichung bleiben", nahm Karl nicht an, denn er schien ihm die ewige Spaltung in der Nation und die Gutheißung des Kirchenraubes zu bestätigen. Unter den Beschwerden des Moriz war der Hauptsatz bezeichnend: „das deutsche Reich sei ein freies Reich, die Kurfürsten die vornehmsten Glieder desselben, die Säulen des Reiches; ein jedes Reich sei durch Personen seiner Nation zu regieren, denen die Wohlfahrt derselben nahe zu Herzen geht."

Moriz führte dann seine Truppen nach Ungarn gegen die Türken, richtete aber, wahrscheinlich absichtlich, nichts aus.[1] — Johann Friedrich wurde in seinem Lande wie ein Märtyrer mit Rührung und Liebe empfangen, seine Söhne hatten während seiner Abwesenheit, als Ersatz für Wittenberg, die Universität Jena gestiftet, sie erhielt aber erst 1578 von Ferdinand I. ihre Bestätigung.[2] Die Rückkehr des Landgrafen Philipp erregte wenig Theilnahme, um auswärtige Kirchen- und Staatshändel nahm er sich wenig mehr an. Zu Zasius, dem Gesandten Ferdinands, sagte er eines Tages: „Nichts schmerze ihn von jener Gefangenschaft mehr, als dass ihm unterdes die Schelmen von Bauern seine Wildbahn ruiniert hätten; alles übrige getraue er sich wieder gut zu machen, nur dies eine nicht."

Universität Jena.

Karls V. letzte Feldzüge

Wahren Eifer für das Reich zeigte der Kaiser. Der Gedanke, dass während seiner Regierung so wichtige Gebiete, wie Metz, Toul und Verdun, dem Reiche sollten entrissen sein, war ihm unerträglich. Allmählich kamen die Mittel aus seinen weiten Staaten zusammen und der Kaiser, der eben noch machtlos bei Nacht und Regen vor Moriz aus Innsbruck über die Alpen geflohen, stand schon im August an der Spitze von 116.000 Mann zu Fuß und 10.000 Reitern und brach über Augsburg, Ulm, Straßburg, von den Segenswünschen aller Guten begleitet, gen Metz auf, um diese wichtige Grenzfestung den Franzosen zu entreißen.

Metz.

Aber die Franzosen kannten die Bedeutung der Stadt und hatten sich auf eine verzweifelte Vertheidigung eingerichtet; alle Einwohner mit Ausnahme einiger Priester und der Handwerker, welche die Vertheidigung unterstützen konnten, wurden verjagt; die Mauern waren bespickt mit Kanonen, Kerntruppen standen unter dem entschlossenen Befehlshaber Franz von Guise. Alba rieth die Belagerung auf das nächste Frühjahr zu verschieben, allein Karl V. brannte der Boden unter den Füßen. Er fühlte seine Hinfälligkeit und wollte seine Regierung mit Ehren schließen. Karl erschien vor Metz am 20. November 1552. Die Belagerung und Vertheidigung ward nach allen Regeln der Kriegskunst mit

---

[1] Sein treuloses Wesen bezeichnet ein Zeitgenosse mit dem Distichon:
„Jurgurtham Maurus prodit, Mauritius ultra
Henricum. patruum, socerum cum Caesare, Gallum."

[2] Ranke, l. c. V, S. 281. — Biedermann, Die Universität Jena. 1858.

einem ungeheuren Aufgebot von Geschütz — bis über den Rhein hörte man den Kanonendonner — und mit hoher Tapferkeit geleitet. Aber der Winter und Typhus raffte ein Drittel des Belagerungsheeres weg, und mit den Worten: „Fortuna ist ein Weib und liebt die Jugend" brach Karl am 1. Januar 1553 die Belagerung ab.[1])

Mit diesem riesigen Feuerwerk endete das ereignisreiche Jahr 1552. Der Schauplatz des Krieges hatte sich von Flandern bis nach Ungarn und Neapel erstreckt, Habsburg den Angriff Deutschlands, Frankreichs und der Türken bestanden. Französische Aufstachelung hatte einen Aufstand in Neapel hervorgerufen. Neapel.

103 türkische Galeeren, geleitet von Dragut und dem französischen Gesandten Aramont, erschienen plötzlich vor Neapel und zwangen den alten Seehelden Doria darin zum Rückzug mit Verlust von neun Galeeren unter vierzig. Dennoch zogen die Türken wieder ab, da die französische Flotte zu spät erschien. Merkwürdig, aber wahr, ist die Äußerung des französischen Gesandten Lavigne in Constantinopel:[2]) „Glaubt denn, ihr Türken, dass ihr Ofen, Gran, Stuhlweißenburg und die übrigen Städte in Ungarn durch eure eigene Kraft gewonnen habt? Wahrlich, ihr täuscht euch. Wenn nicht Frankreich beständig Zwietracht und Krieg mit dem Hause Habsburg unterhalten hätte, so wären nicht bloß jene Örter nicht in eurem Besitze, sondern ihr wäret vor dem Kaiser Karl auch in Constantinopel nicht sicher gewesen." — Habsburgs Ruhm. Das Wiedererscheinen der französisch-türkischen Flotte 1553 zwang den Vicekönig zur Rückkehr nach Neapel, das er verlassen hatte, um einen von den Franzosen angeschürten Aufstand zu bezwingen. Von Parma aus zogen nun französische Truppen nach Siena. — Heinrich II. hielt des Kaisers Macht für gebrochen und ihn selber für kampfunfähig. Doch war dem nicht so. Die Kaiserlichen nahmen 1553 Terouenne und Hesdin mit Sturm. Selbst als der König mit einem neuen Heere auf dem nördlichen Kriegsschauplatz erschien, hatten die französischen Waffen kein Glück mehr.

In demselben Jahre fand Moriz von Sachsen sein Ende im Kampfe gegen seinen Waffenbruder Markgraf Albrecht von Brandenburg. Moriz' Tod. Dieser wollte von Frieden nichts wissen, Sengen und Brennen war seine Freude, die Pechfackel hieng an seinem Schwert; so zog er brandschatzend, ein Würgengel, durch die deutschen Landschaften. Als Albrecht in Thüringen einfiel, glaubte Moriz, es sei auf sein Kurfürstenthum abgesehen, und brach gegen ihn auf. Bei Sieversshausen kam es 9. Juli 1553 zu einem heißen Kampfe, der anfangs für den Markgrafen glücklich war. Die Verluste waren beiderseits groß. Die Feldzeichen beider Theile waren roth, im Gedränge wusste niemand, wer Freund, wer Feind sei, ein Freund erschoss den andern. Eine Reiterabtheilung, die Moriz in den Hinterhalt gelegt, entschied gegen Abend den Sieg. Im Getümmel wurde der siegende Moriz durch eine Kugel zum Tod verwundet. 63 eroberte Banner stellten die Genossen um ihn, nachdem sie ihn vom Rosse gehoben und unter einen Baum gesetzt. Nach zwei Tagen voll großer Schmerzen starb Moriz, zweiunddreißig Jahre alt. „Absalon, mein Sohn!" rief Karl V. schmerzlich bewegt, als er das Ende seines Todfeindes erfuhr, der Zeit gedenkend, da Moriz seinem

[1]) Buchholtz, l. c. VII, S. 111—114.
[2]) Charrière, Négociations, II, p. 140 ff., 201, 209, 227, 245, 265, 275 ff.

Herzen nahe gestanden.[1]) — Durch Vermittlung des Kaisers erhielt Johann Friedrich wieder den Titel Kurfürst für sich und seine Erben, die Ämter Altenburg, Sachsenburg, Herbisleben und Eisenberg. Er starb 1554.

Während Karl in Deutschland die Spaltung nicht hemmen konnte, gewann er seinem Hause und der Kirche England. —

England. — Maria die Katholische 1553—1558.

Die Engländer hatten sich durch Heinrich VIII. zwar vom Papst losgesagt, aber noch nicht ganz vom katholischen Glauben; unter Eduard VI. hatte man die Reformation weiter geführt, unter Maria kehrte man jetzt zur
Religion. katholischen Kirche wieder zurück. Der Wille des Herrschers entschied damals. „Die Engländer von heute scheinen ganz anderer Natur", schreibt der venetianische Gesandte aus jenen Tagen an die Signoria. „Das Beispiel und die Autorität des Herrschers sind dem Volke dieses Landes in Glaubenssachen ihr Eins und Alles. Wie er glaubt, glauben Er und Sie; Judenthum oder Mohammedanismus, alles ist ihnen eins, sie schmiegen sich leicht seinem Willen, wenigstens insoferne, als die äußere Form in Betracht kommt; am leichtesten aber thun sie es, wo es mit ihrem eigenen Vergnügen und Nutzen zusammenfällt." — Derselbe Gesandte gibt die Seelenzahl von London auf
Handel. 180.000 an, die Zahl der Kriegsschiffe auf 40, die der Handelsmarine aber auf 2000, das Einkommen der Krone bloß auf 200.000 Pfund. Maria war nach seiner Schilderung mittlerer Größe, in ihrer Jugend sehr schön, damals
Maria. aber zeigte ihr Antlitz Spuren früher Bekümmernis und Krankheit; ihr Geist sei reich gebildet, ihr Sinn erhaben und großmüthig, ihre Frömmigkeit aufrichtig und tief, ihr Gewissen rein. Sie war entschlossen, der Kirche die entrissenen Güter zurückzustellen. Die Minister entgegneten, die Krone sei zu verarmt, um so etwas zu erlauben; die Königin aber erwiderte: „Ich will lieber zehn Kronen verlieren, als meine Seele in Gefahr bringen." Ihr Geist sei reich, ihre Fassungskraft schnell, sie spreche außer der englischen die französische, spanische und lateinische Sprache geläufig, ihre Stimme habe einen männlichen Klang, ihr Wille sei fest.

Wahl eines Gemahls. Die Frage, wen Maria zum Gemahl nehmen würde, war natürlich hochwichtig für England. Einst war sie mit Karl V. verlobt worden, allein sie war damals noch jung und Spanien wünschte einen Thronerben und so vermählte sich Karl mit Isabella von Portugal, doch hielt er immer seine schützende Hand über seiner bedrängten Verwandten. Einige Zeit glaubte man in London, dass die Königin eine Neigung für ihren jungen Vetter Courtenay habe, den

[1]) Richtig bemerkt Pastor (l. c. S. 454): „Sein jäher Tod in der Schlacht bei Sievershausen verhinderte wahrscheinlich allein den Ausbruch einer neuen Verschwörung gegen Kaiser und Reich."

Earl von Devonshire, den sie aus dem Gefängnisse befreit, dem sie seine Güter zurückgegeben und den sie mit Gunst überschüttet hatte. Allein das leichtfertige Benehmen des Jünglings brachte sie von diesem Plane ab, wenn sie ihn je hegte. Als der spanische Gesandte auf Philipp als einen passenden Gemahl anspielte, Philipp. erklärte Maria, dass sie keine Lust habe, einen Spanier zu heiraten, dass sie nie den Schmerz gefühlt, den die Leute Liebe heißen, noch je ans Heiraten gedacht, bis die Vorsehung sie auf den Thron erhoben habe, und dass, wenn sie jetzt einwillige, dies geschehe mit Rücksicht auf das öffentliche Wohl ihren eigenen Gefühlen entgegen. Sie versprach, dem Kaiser wie ihrem Vater gefällig zu sein. Als nun Karl ihr erklären ließ, wenn er nicht zu gebrechlich wäre, würde er selber als Bewerber auftreten, jetzt könne er nur die seinem Herzen theuerste Person, seinen Sohn Philipp, empfehlen, zeigte sich Maria dieser Bewerbung sogleich geneigt.[1])

Welch ein Schrecken für den französischen Gesandten Noailles! Er Widerstand. bot alles auf, um die Verbindung zu vereiteln, man sprach von den Schrecken der spanischen Inquisition, die jetzt nach England komme; die Gemeinen richteten an die Königin die Bitte, dass sie zum Besten des Reiches heiraten möge, aber keinen Fremden, sondern einen Engländer. Gerade der Gegensatz vermehrte Marias erwachende Neigung für Philipp; sie ließ den spanischen Gesandten um Mitternacht in ihren Betsaal kommen, kniete vor der Hostie nieder, sagte das „Veni creator“ her,[2]) und verpflichtete sich feierlich, keinen anderen Mann zum Gemahl zu nehmen, als Don Philipp; sie erklärte den Gemeinen in eigener Person, sie habe ihre Krone von Gott, und was ihre Heirat betreffe, so wolle sie die Freiheit eigener Wahl haben, die jede gemeine Engländerin besitze, und man dürfe versichert sein, dass sie bei ihrer Wahl ebensoviel Rücksicht auf das Wohl ihres Volkes, als auf ihr eigenes nehme. Im December 1553 gieng eine glänzende Gesandtschaft von Brüssel ab, Graf Egmont an der Spitze, und warb um die Hand der Königin, die Brautwerbung. in der That im Heiratsvertrage das Wohl Englands nicht vergaß. Philipp musste darin versprechen, die Freiheiten und Rechte Englands nie anzutasten, Vertrag. fremde Truppen nie nach England zu bringen, die Königin nie außer Landes zu führen, England nicht in die spanischen Kriege hineinzuziehen, Ausländer nicht in Ämter zu bringen. Der Sprössling der Ehe solle Burgund und die Niederlande an England bringen, und im Falle Don Carlos sterbe, Spanien mit all seinen Königreichen; im Falle aber Maria früher sterbe, solle Philipp keinen Einfluss haben auf die Regierung des Reiches.[3])

Der Heiratsvertrag war ein Schlag für die protestantische Partei; Aufstand Wyatts. kaum war er bekannt, so erregte sie einen furchtbaren Aufstand und suchte Maria zu stürzen. Courtenay sollte mit Elisabeth den Thron besteigen. Thomas

[1]) Lingard, l. c. VII, S. 146—149.
[2]) Mignet, Charles-Quint, p. 78.
[3]) Lingard, l. c. VII, S. 151—165, 169. — Prescott, Philipp II., Bd. I, S. 65—80. — Strickland, Lives of the Queens of England, vol. III, 1853.

Wyatt stand an der Spitze. Die Räthe der Königin waren muthlos, aber Maria allein bewies Geistesgegenwart und Unerschrockenheit; sie berief die Bürger nach Guildhall, hieß sie als rechte Männer zu ihrer gesetzlichen Fürstin halten und versicherte sie, von der Heirat abzustehen, wenn diese nicht zum Nutzen des Reiches gereichen sollte. Und ihr Muth, ihre gedankenvolle, mit kräftiger Stimme vorgetragene Rede, ihre Schönheit rissen die Zuhörer hin, 20.000 Bürger traten unter die königlichen Fahnen; der Aufstand wurde niedergeschlagen, obschon Wyatt bis in die Nähe des königlichen Palastes mit seinen Rebellen kam, und der Sieg, in dem Maria mehr Gnade als Gerechtigkeit gegen die Rebellen bewies, befestigte ihren Thron. Es gibt keine kläglichere Rebellion, als die nach Wyatt benannte. Man weiß nicht, soll man mehr über die Kopflosigkeit der Führer oder die Ehrlosigkeit der Mannschaften staunen; selbst die königliche Garde lief im ersten Treffen davon. Nur die Königin zeigte einen festen, kühnen Geist. In einem Augenblick, wo das Gefühl der Gefahr noch recht lebhaft in ihr war, ließ sich Maria verleiten, den Befehl zur Hinrichtung der Johanna Gray und ihres Gemahls Guildford Dudley zu unterzeichnen. Sie hätte es besser nicht gethan, wenn sie auch formell in vollem Rechte war, denn nicht für Johanna, sondern für Elisabeth hatten sich die Aufständischen erhoben. Johanna bereute auf dem Schaffote, in Northumberlands Verrath eingewilligt zu haben. Ihr Haupt fiel 12. Februar 1554. Ihr Vater war ein Haupt der Verschwörung. Suffolk starb unbemitleidet.

Johanna Grays Tod.

Elisabeth.

Gegen Elisabeth lagen schwere Inzichten vor, so sehr sie auch unter Thränen und Schwüren betheuerte, nichts von der Verschwörung gewusst zu haben. Wyatt bekannte im Verhör, sie habe von der Verschwörung gewusst, Briefe des französischen Gesandten stellten sie bloß. Sie war mit ihrer Falschheit und ihren Verbindungen gefährlich; sie betrat den Tower in der Überzeugung, bald das Schaffot zu besteigen, die Fürsprache Gardiners und Philipps retteten sie.[1])

Vermählung.

Am 25. Juli 1554 fand die Vermählung statt. Philipp verließ Spanien, wo seine Schwester Juana, Witwe des Erben von Portugal und Mutter des Dom Sebastian, eine kluge und tugendhafte Frau, die Regentschaft übernahm. Am 18. Juli landete er in Southampton, wurde von den Engländern freundlich empfangen, die er wieder durch Herablassung und leutseliges Benehmen, wie durch glänzende Geschenke zu gewinnen suchte. In Winchester wurden der König und die Königin getraut, im August hielten sie ihren Einzug in London.

Philipp.

„Philipp", sagt der Venetianer Michaele Oriano, „zeigte nichts von jenem Sosiego, der hochmüthigen Gleichgiltigkeit der Spanier, sondern war allen zugänglich und bemüht, sich mit den Angelegenheiten bekannt zu machen; er sprach wenig, aber seine Bemerkungen waren treffend, er ist ein Fürst von ausgezeichnetem Talent, lebhafter Einbildungskraft und frühreifem Urtheil; die Geistlichen preisen laut seine Frömmigkeit."[2])

Noch wichtiger war, dass im November des gleichen Jahres der Cardinal Pole als Legat des Papstes landete; am 18. November 1554 fand in Whitehall jene merkwürdige Sitzung statt, in welcher das Volk von England seine Rückkehr zur katholischen Kirche wieder vollzog. Philipp und Maria

[1]) Lingard, l. c. VII, S. 167—202. — Zimmermann, Maria die Katholische. Eine Skizze ihres Lebens und ihrer Regierung. Freiburg 1890. S. 59—92.

saßen auf ihrem Throne, rechts vor ihnen saß der Legat des Papstes. Der Kanzler Gardiner überreichte im Namen der Lords und Gemeinen eine Bitte um Aussöhnung mit dem päpstlichen Stuhle. Die ganze Versammlung kniete nieder und erhielt Absolution und den Segen vom Legaten. Die Kirche verzichtete auf Zurückforderung der entrissenen Güter. So kehrte England in die Gemeinschaft der katholischen Kirche zurück.[1] Reconciliations-Parlament.

Leider begannen bald darauf auch die Verfolgungen gegen Andersdenkende, jedoch nicht ohne dass von katholischer Seite dieses Verfahren als dem Geist des Christenthums zuwider gerügt worden wäre. Verfolgungen.

Ein spanischer Mönch, Alfonso del Castro, mahnte feurig, dass Liebe und Vergebung und nicht Rache vom Evangelium vorgeschrieben werden, dass man die Irrenden aufklären und nicht tödten müsse.[2] Und einige Zeit hindurch hörten die Verfolgungen in der That auf, bald begannen sie aber wieder. Wer Maria verleitete zu diesen Verfolgungen (die ihr den Namen der blutigen, the bloody, la sanglante Marie eintrugen, obschon ihre Gegner das Beispiel gegeben hatten), ist nicht mehr sicher zu ermitteln. Gewiss ist, die Evangelischen haben die Verfolgung selber verschuldet. Roß predigte in London, Gott möge die Königin bewahren oder von der Welt hinwegnehmen; eine neue Verschwörung ward entdeckt, die sich in mehrere Grafschaften verzweigte. Jetzt nahm die Verschwörung einen größeren Maßstab an, im ganzen fielen 200 Opfer, darunter aber viele Staatsverbrecher. Die bekanntesten sind Cranmer, Ridley und Latimer; sie hatten selber verfolgt und erlitten jetzt nur das Los, das sie früher über andere verhängt hatten: alle drei waren charakterlose Männer, alle drei hatten gegen Marias Recht an den Thron gesprochen und ihr und ihrer Mutter unsägliches Leid zugefügt. Der charakterloseste war Cranmer; um das Leben zu retten, bekannte er, er sei ein größerer Verfolger gewesen als Saul, und wünsche gleich Paul wieder gut zu machen, was er gefehlt habe; er sei keiner Gnade würdig, er verdiene nicht nur zeitliche, sondern auch ewige Strafe. Als er sah, dass all diese Heuchelei ihn doch nicht vom Tode rette, erklärte er auf dem Holzstoß, er habe nur widerrufen, um sein Leben zu retten, 21. März 1556.[3] — Pole, der jetzt Erzbischof von Canterbury wurde, hatte die richtige Ansicht, dass Milde in solchen Dingen der Strenge vorzuziehen sei. Die Verfolgungen erreichten ihr Ziel nicht, viele Vornehmen heuchelten katholische Gesinnung, Arme starben mit Überzeugung, manche flüchteten aufs Festland. Bekehrt wurde niemand durch den Anblick von Hinrichtungen. Cranmer.

Maria liebte Philipp, der damals jung und schön war, zärtlich, und vom König heißt es, er sei der liebreichste und beste Gatte gewesen.[4] Die Hoffnung der Königin jedoch auf einen Sohn erwies sich als falsch, sie litt an der Wassersucht, und ihren Schmerz erhöhte, dass Philipp England verließ. Er zog nach Brüssel, wo Karl ihm die Regierung seiner Staaten übergeben wollte. —

---

[1]) Lingard, l. c. VII, 200—213. — Lee, Reginald Pole, an historical sketch. London 1888.

[2]) Lingard, l. c. VII, 217—222. — Zimmermann, l. c. 42—108.

[3]) Lingard, l. c. VII. S. 229—234. — Weber, Geschichte der akatholischen Kirchen und Secten von Großbritannien, II, S. 234–304.

[4]) Zimmermann, l. c. S. 123—138.

Der Religionsfriede zu Augsburg.

Naumburger Convent.

In Deutschland kam der entscheidende Reichstag wegen der Unruhen erst 1555 in Augsburg zusammen. Die protestantischen Theologen hielten in Naumburg eine Vorberathung für denselben, bei der sie die Wiederannahme der päpstlichen Lehre oder des Interim im voraus verwarfen — Melanchthon, der Verfasser des Leipziger Interim, war dabei — und auf Einheit in Lehre und Cult drangen und, um solche zu erhalten, die Dahingabe der Kirche an die Fürsten als göttliches Gebot erklärten. Es sei Sache der Obrigkeit, dafür zu sorgen, dass die rechte Lehre in den Kirchen gepredigt und Zucht und Einigkeit erhalten werde. Angst vor den kirchlichen Demagogen und Anarchisten war schuld an dieser Opferung der Freiheit.[1])

Krieg 1554.

Karl V. war nicht mehr bei dem Reichstag in Augsburg. Die Franzosen griffen im Sommer 1554 Artois, Namur und Hennegau an. Karl eilte zur Vertheidigung herbei. Vom Reiche erhielt er keine Hilfe, die Kräfte Ferdinands waren in Ungarn beschäftigt und so war der Kaiser auf seine Niederländer und Spanier beschränkt. Bei Renti kam es am 15. August zu einem ernsten Zusammenstoß, doch gelang es Karl V., die von Heinrich II. belagerte Festung zu retten. In Italien dauerte der Kampf um Siena fort. Heinrich II. sandte unter dem republikanisch gesinnten Florentiner Strozzi Hilfe. Erst am 21. April 1555 ergab sich die Stadt den Kaiserlichen und zogen die Franzosen ab.

Karl V.

Karl war krank. 1554 ließ er sich in einer Sänfte an die Spitze seines Heeres tragen. In seiner durch den Gang der Ereignisse verdüsterten Stimmung nahm der Hang zur Einsamkeit zu; er, der einst so leutselige Herrscher, ließ niemand mehr vor sich, stundenlang lag er in einem schwarz ausgeschlagenen und mit Fackeln erleuchteten Zimmer auf den Knien. Die religiöse Stimmung nahm zu. Zum bevorstehenden Reichstag gab er streng die Weisung, dass Kirchengut nur zu geistigen und frommen Zwecken dürfe verwendet werden. Zuletzt ertheilte Karl seinem Bruder volle Macht und Gewalt in Angelegenheiten des Reichstages.[2]) So wichtig auch die Angelegenheiten waren, so musste doch Ferdinand den Dr. Zasius bei den Reichsfürsten herumsenden und flehentlich bitten, doch ja zu erscheinen. Desungeachtet erschienen nur Bischöfe und die Herzoge von Bayern, Wirtemberg und die Markgrafen von Baden in Person. Und doch war der innere Friede so dringend nöthig.

Reichstag zu Augsburg.

Ferdinands Eröffnungsrede am 5. Februar 1555 schilderte die überhandnehmende Verwilderung, wie das arme Volk irrig gemacht werde, was es glauben solle, wie viele gar nichts mehr glauben, sondern in einem rohen und gottlosen Leben ihre Zeit verzehren, und wie Deutschland, einst gepriesen

---

[1]) Melanchthon schreibt 28. Mai 1554: „Wenn ich so viel Thränen vergießen könnte, als die Saale Wasser enthält, so könnte mein Schmerz doch nicht gelindert werden." Corpus Reformatorum, VIII, p. 237. Die Fürsten nannte er kurz vorher Centauren — und doch überließ er ihnen jetzt die Kirche. Viel klarer sah Karl, dass nämlich mit dem Landeskirchenthume die Spaltung eine ewige werde.

[2]) „Als ob er, Karl, in Spanien wäre." Lanz, l. c. III, S. 622. — Raynaldi Annal. ad 1555.

ob christlicher Zucht und Gottesfurcht, jetzt „in eine so viehische Art gekommen sei, dass es vor den Zeiten bei den Heiden und jetzt bei den Türken nicht ärger ist“.[1]) Das fühlten alle, und der erste Punkt, über den man sich einigte, war, dass der Friede bei Kräften bleiben solle, wenn auch die gesuchte Vereinigung der Religion nicht zustande käme. — Aber, wie zum Frieden kommen, da jede Partei ihre Religionsform für die allein wahre, die der Gegner für eine völlig falsche und gottlose hielt! Die Protestanten verlangten, dass es allen geistlichen oder weltlichen Reichsständen freistehen solle, sammt ihren Unterthanen entweder in die alte Religion oder in die Augsburgische Confession sich zu begeben. Die Katholiken dagegen verlangten, dass jeder Geistliche, der von der alten Religion abtrete, auch seines Standes und Amtes verlustig werde, denn sonst möchten es manche Prälaten, bloß um heiraten oder geistlicher Zucht sich entziehen zu können, machen wie der Herzog von Preußen.[2]) — Das wollten sich wieder die Protestanten nicht gefallen lassen, man dürfe keinem Menschen den Himmel zuschließen. — Ein anderer Streitpunkt war der: die Protestanten versagten in ihren Gebieten den Anhängern der alten Religion alle Religionsübung, verlangten aber, dass in katholischen Gebieten die Religion den Unterthanen freigelassen werde.[3]) Die katholischen Fürsten erklärten, dass sie dieses nimmermehr eingehen würden; sie seien ebenso überzeugt von der Wahrheit ihrer Religion und wollten ebensowohl für ihre Person, als für ihre Kinder und Unterthanen der ewigen Seligkeit theilhaftig werden. — Schon wollte Ferdinand den Reichstag auf ein anderes Jahr verlegen, als die Reichsstände verlangten, vor Abschluss eines förmlichen Friedens nicht auseinander zu gehen. Nach vielen Verhandlungen willigten endlich die Lutheraner ein, dass Ferdinand über die erste Frage aus königlicher Machtvollkommenheit entscheide, und er entschied sich für den geistlichen Vorbehalt (Reservatum ecclesiasticum), d. h. für die den Prälaten aufzulegende Verpflichtung, bei Strafe der Amtsentsetzung bei ihrer Kirche zu bleiben. — Die zweite Frage erregte noch erbitterteren Streit, nur Ferdinands Geduld und Umsicht hielt den Reichstag beisammen und einen neuen Krieg ab. Man stellte den Ständen frei, zu einer Confession überzugehen, aber nicht den Unterthanen; diese haben nur das Recht, wenn sie das Bekenntnis ihres Herren nicht theilen wollen, nach Verkauf ihrer Güter mit einem angemessenen Abzug auszuwandern. Also nur die Stände haben das Recht, frei ihr Bekenntnis zu wählen, die Unterthanen müssen das Bekenntnis ihres Herrn annehmen oder auswandern! Cujus regio, ejus religio — ist der Zauberspruch,

Friede nöthig.

schwierig.

Reservatum ecclesiasticum.

Cujus regio ejus religio.

[1]) Lehmann, De pace Religionis, I, p. 7 ff. — K. A. Menzel, l. c. II, S. 259 ff., 2. Aufl. — Pastor, l. c. S. 461—462.

[2]) Schmidt, Neuere Geschichte der Deutschen, II, S. 46—58.

[3]) Wenn man statt „Religion“ „Kirchengut“ setzt, so werden alle Verhandlungen dieses Reichstages klar.

mit dem man den inneren Krieg, den Wirrwarr in jedem Lande beschwichtigen wollte.

Beschränkung. Der Friede, unterschrieben am 24. September 1555, galt aber nur für die Katholiken und die Anhänger der Augsburgischen Confession. Im Nebenabschied bewilligte Ferdinand, dass diejenigen vom Adel und den Städten und Unterthanen der geistlichen Stände, welche seit Jahren her dem Augsburgischen Bekenntnis anhängig gewesen und noch desselben Glaubens und derselben Kirchenceremonien waren, durch ihre Obrigkeiten nicht bedrängt, sondern bis zu christlicher Vergleichung der streitigen Religion belassen werden sollten. Ein weiterer Artikel gewährte den protestantischen Fürsten den Besitz der geistlichen Güter, welche sie bis zum Vertrag von Passau inne gehabt.

Die Reform gescheitert. Dies ist der wichtige Religionsfriede von Augsburg. Er bildet einen Markstein, er zeigt, wie die Bewegung, die anfangs über so ungeheure Mittel verfügte, gescheitert ist. Man hatte eine größere Einigung des Reiches angestrebt und jetzt war es in zwei Heerlager gespalten; die Kaisermacht war gebrochen, die Fürstenmacht gestiegen, Metz, Toul und Verdun waren dem Reiche entrissen, Esthland, Livland und Kurland, Preußen für das Reich verloren, der Türke stand in Ofen. Man hatte Freiheit des Gewissens angestrebt und jetzt hatten die Fürsten das Recht, den Glauben ihrer Unterthanen zu bestimmen, diese hatten bloß das Recht, zu gehorchen oder auszuwandern. Man hatte ein erhöhtes, freies, geistiges Leben gewollt — und jetzt sank alles, Freiheit des Gedankens, wie Schönheit der Darstellung.

An Roheit in literarischen Fehden gieng Martin Luther allen voran. An Heinrich VIII. schrieb er: „Du Stocknarr, lügenhafter, giftiger Thomist, du grober Esel, fette Sau, verfaultes Aas"; an Karl V.: „Bestie, toller Narr, Teufelsknecht, Tyrann, der von männiglich erschlagen werden sollte"; die Fürsten nannte er „durchlauchtige Säue", die Juden „junge, zur Hölle verdammte Teufel", die Schweizer „eingeteufelte, durchteufelte und überteufelte Herzen", die heilige Messe „einen Drachenschwanz", die Priesterweihe „eine Schmiererei", den Papst „ein Vieh" und dergleichen mehr. — Als er im „Schwarzen Bären" zu Jena mit Karlstadt über die Auffassung des tiefsten Mysteriums des Christenthumes stritt, sagte er: „Ich fordere dich heraus, über die wirkliche Gegenwart wider mich zu schreiben, und will dir selbst diesen Goldgulden geben, wenn du dich dessen unterfängst." Karlstadt steckte den Goldgulden ein. Sie gaben sich die Hand zur Herausforderung und leerten einen Humpen darauf. Der geniale Engländer Moore sagt spöttisch über diese Scene: „So ward das anbetungswürdige Geheimnis, vor welchem die Heiligen knien, von diesen Klopffechtern wie ein Wild zur Hetze aufgetrieben."

Der Mann, der nahezu ein halbes Jahrhundert gegen die Neuerung vergebens gekämpft hatte, Karl V., bereitete sich in dieser Zeit vor — all seine Kronen niederzulegen. Das Scheitern seiner Pläne [1]) und körperliche Gebrech-

[1]) Buchholtz, Ferdinand I., Bd VII, S. 220. — Weiss, Papiers d'état du Cardinal de Granvella. — Alle nöthigen Stellen bei Mignet, Charles-Quint, p. 1—70.

lichkeit lastete schwer auf ihm, der Tod seiner Mutter verstärkte seine Schwermuth, er glaubte ihre Stimme zu hören, die ihn zu sich rufe. Tief zum Herzen gieng ihm das Wort eines alten Kriegsobersten, der seinen Abschied begehrte, „weil man zwischen der Welt und dem Tod noch auf sich selbst Zeit verwenden müsse". — 1554 übergab Karl V. seinem Sohne die Verwaltung der italienischen Landschaften, 1555 berief er ihn aus England, am 22. October übergab er ihm das Großmeisteramt des goldenen Vließes — die Einleitung zur Abdankung. —

Karls Abschied vom Thron und Ende in San Yuste.

Die Abdankung fand am 25. October 1555 statt im Schlosse Caudenberg zu Brüssel und war mehr als ein bloßes Schauspiel, die Herzen waren tiefbewegt.[1])

Rücktritt Karls am 25. October 1555 in Brüssel.

Die Stände der siebzehn Staaten, die Ritter vom goldenen Vließ, die fremden Gesandten, die Beamten des Hofes hatten sich um drei Uhr nachmittags im großen Saale versammelt, Volk füllte die hinteren Räume. Da kam der Kaiser, in Trauer gekleidet, mit der rechten Hand auf einen Stock sich stützend, die linke ruhte auf der Schulter Wilhelms von Oranien. Hinter dem Kaiser kam Philipp in königlicher Kleidung, dann Maria, die Witwe des unglücklichen Königs von Ungarn, die nach dem Tode ihres Gemahles das Gelübde gethan, sich nie wieder zu vermählen, und seitdem mit Geschick und Muth die Niederlande regierte; hierauf Eleonore, die Lieblingsschwester Karls und doch das Opfer seiner Politik, zuletzt an den leichtfertigen Franz I. vermählt und von diesem gegen seine Buhlerinnen zurückgesetzt, dennoch zärtliche Mutter seiner Kinder aus erster Ehe und unermüdliche Friedensstifterin zwischen den Häusern Valois und Habsburg; dann kam des Kaisers Nichte Christine, die von Heinrich II. vertriebene Herzogin von Lothringen — die Geschichte der Welt in den letzten vierzig Jahren heftete sich an diese vier Persönlichkeiten, die jetzt alle wie untergehende Sonnen in das Meer der Ruhe tauchen wollten. Hinter ihnen kam, was die Niederlande Großes und Glänzendes hatte.[2])

Nachdem der Kaiser den Thron bestiegen, setzte der Rathspräsident von Flandern den Zweck der Versammlung, die Beweggründe des Kaisers auseinander, die Regierung niederzulegen, und bat sie in seinem Namen, die Treue auf seinen Sohn Philipp überzutragen. Dann erhob sich Karl, um von seiner Heimat nicht ohne einen Liebesgruß zu scheiden. Seine Rede, anfangs schwach, wurde bald feurig und jedes Wort verstanden: Vierzig Jahre sei es, seit an derselben Stelle Maximilian ihm die Regierung anvertraut habe; bald darauf habe er die Regierung Spaniens und des Reiches übernommen und immer sei er der Interessen seines theueren Heimatlandes und der Christenheit eingedenk gewesen und,

Rede Karls V

[1]) Prescott, Geschichte Philipps II., Bd. I, S. 7 ff.

[2]) Gachard, Retraite et mort de Charles-Quint. Bruxelles 1854. — Stirling, Das Klosterleben Kaiser Karls V. — Mignet, Charles-Quint, son abdication. Paris 1856, p. 96 ff. Die Reden in Ponti Heuteri Rer. Austriac. lib. 14 et 15.

wenn er nicht alles vollführt habe, was er gewollt, so seien die religiösen Wirren und die Eifersucht der benachbarten Mächte daran schuld gewesen. Nie habe er Rückblick. sein persönliches Wohlbefinden befragt in seiner bewegten Regierung, neunmal sei er in Deutschland, sechsmal in Spanien, siebenmal in Italien, zehnmal in Flandern, viermal in Frankreich, zweimal in England, zweimal in Afrika gewesen, achtmal habe er das mittelländische, dreimal das atlantische Meer befahren, kleinere Züge gar nicht gerechnet. „Und jetzt will ich zum viertenmale den Ocean befahren, um mich in Spanien zu begraben. — Mein größter Schmerz ist, dass ich euch nicht den Frieden zurücklassen kann. Doch kann ich, gebrochen durch Krankheit, nicht, ohne euch zu schaden, die Regierung länger führen. Die Last eines solchen Amtes und meine Schwäche machen es mir unmöglich. Gern hätte ich schon längst die Regierung niedergelegt, aber die Krankheit meiner Mutter, die Unmündigkeit meines Sohnes hinderten mich daran. Wieder trug ich mich mit diesem Gedanken, als ich das letztemal nach Deutschland zog, allein der unglückliche Zustand der Kirche, die Wirren im Reiche und die Hoffnung, dass ich die Dinge zu gutem Ende führen und den Frieden herstellen könnte, hielten mich zurück. Ich wagte meine Ruhe, meine Kräfte, mein Vermögen, mein Leben. — Ich habe vollbracht, was mir Gott gestattete, denn die Ereignisse hängen vom Willen Gottes ab. Wir Menschen handeln nach unserer Kraft und Einsicht, aber Er- gebung. Gott gibt den Sieg oder verhängt die Niederlage. Ich that immer, was ich vermochte, und Gott hat mir geholfen. — Ich bin ihm unendlichen Dank schuldig, dass er mir in meinen größten Unternehmungen und in all meinen Gefahren beigestanden ist. — Jetzt bin ich aber, wie ihr selbst sehet, so gebrochen, dass ich euch nicht mehr helfen kann. Ich könnte es vor Gott und den Menschen nicht verantworten, wenn ich die Zügel der Regierung nicht niederlegte. Darum trete ich den Besitz aller meiner Staaten an meinen Sohn und das Kaiserthum an meinen Bruder ab. Ich bitte euch, beweiset meinem Sohne die Liebe und Treue, welche ihr immer mir erwiesen habt. Wahret die Reinheit des Glaubens! — Was meine eigene Regierung anlangt, so bekenne ich, dass ich oft in Fehler gefallen bin durch Unerfahrenheit in meiner Jugend, durch Ehrgeiz im Mannesalter oder durch andere Fehler der menschlichen Gebrechlichkeit. Doch kann ich euch versichern, dass ich nie aus Wissen und Willen einem Unterthan Gewalt angethan habe; geschah einem Unrecht, so war es gegen meinen Willen, und erkläre ich hiemit vor aller Welt, dass ich es von Herzen bedaure, und ich bitte die Gegenwärtigen und Abwesenden um Verzeihung." —

Als Antwort auf diese Bitte des Kaisers, auf dessen Thaten sie stolz waren, glänzten Thränen der Rührung in aller Augen. Dann wandte sich Karl Philipp II. an Philipp: „Herrsche über sie so, dass mich die Menschen segnen und mich nicht um meiner jetzigen Handlung willen tadeln werden. Fürchte Gott, lebe rechtschaffen, achte die Gesetze, begünstige vor allem die Interessen der Religion, und möge dich der Allmächtige mit einem Sohne segnen, welchem du, wenn du alt und von Krankheit getroffen bist, dein Königthum mit dem nämlichen guten Willen zu übergeben vermagst, wie ich jetzt das meinige an dich übergebe." — Philipp II. wollte sich zu den Füßen des Vaters werfen. Karl umarmte ihn zärtlich, während große Thränen ihm über die bleichen Wangen rollten. Die ganze Versammlung weinte laut. „Das starke Schluchzen brachte auch den Kaiser und die Königin zum Weinen und mein eigenes Gesicht war ganz nass," sagt Pontus Heuterus. „Segne euch Gott!" rief Karl vor Anstrengung erschöpft und auf den Thron zurücksinkend, „segne euch Gott!" — Philipp sprach: „Ich

verspreche euch, so mir Gott hilft, euch gerecht zu regieren, muthig zu vertheidigen, die Gesetze zu handhaben, die Religion zu schützen und jeden in seinem Rechte zu wahren." — Nach ihm sprach Granvella; dann legte Maria förmlich die Regierung der Niederlande nieder.

Am 16. Januar 1556 legte der Kaiser in Gegenwart vieler spanischer Großen die Regierung über Castilien, Aragonien, Sicilien und alle zu Spanien gehörigen Länder in die Hände seines Sohnes nieder.

Am 17. Januar schrieb er dem alten Seehelden Doria, der ihn noch einmal sehen wollte: „Mein Entschluss steht fest, den Rest meiner Tage in Spanien zuzubringen und dort Buße zu thun für einige Dinge, mit denen ich Gott schwer beleidigt habe." — Karl wohnte bis zur Abfahrt nach Spanien in einem kleinen Hause im Park von Brüssel. Ferdinand I. bat ihn, aus Gründen der Politik die Kaiserkrone noch zu behalten, deshalb sandte Karl erst am 7. September 1556 aus Sudburg in Seeland Oranien und den Kanzler Seld mit der Reichskrone und dem Reichsscepter und der Weisung an die Stände, seinem Bruder und unzweifelhaften Nachfolger, Ferdinand, der die schwere Last der Reichsregierung schon lange getragen, wie ihm selbst zu gehorchen. Mit Seld vertiefte sich der Kaiser bis Mitternacht in ein Gespräch über Staats-Angelegenheiten; als er ihn entlassen wollte, waren schon alle Diener schlafen gegangen. Da leuchtete der Kaiser dem Kanzler selber die Stiege hinunter! „Das sei Euch eine Erinnerung an den Kaiser Karl, dem Ihr so viele Jahre gedient habt, dass er zu guter Letzt auch Euch ein Diener gewesen." Kaiserkrone.

Am 13. September schiffte sich der Kaiser ein, am 28. landete er nach stürmischer Fahrt im Hafen von Laredo in Biscaya. De Thon erzählt, bei der Landung sei der Kaiser niedergekniet und habe gerufen: „Sei gegrüßt, Mutter Erde! Nackt bin ich geboren worden, um die Schätze der Erde zu empfangen, und nackt bin ich bereit, an die Brust der allgemeinen Mutter zurückzukehren." — Von da gieng es in langsamen Tagesmärschen über Burgos nach Valladolid. Die Edlen kamen zu huldigen, das Volk den großen Kaiser zu sehen, die Glocken wurden geläutet. In der alten Königsstadt empfieng ihn seine fromme Tochter Juana, die Witwe des portugiesischen Prinzen Juan und Mutter Dom Sebastians, welche Spanien mit Umsicht und Festigkeit regierte. Bei ihr war Don Carlos, der aber durch sein eigensinniges, trotziges Wesen einen so üblen Eindruck auf den Kaiser machte, dass dieser es für zweifelhaft erklärte, ob je ein rechter Mann aus dem Knaben werde, und größere Strenge in der Zucht empfahl. Hier nahm Karl Abschied von seinen Schwestern, wie als ob er sie nimmer sehen würde, froh, nun aus dem Bereiche des Staatsgepränges und der Ceremonien zu sein, keine Besuche mehr machen und keine Bewillkommungen mehr annehmen zu müssen. In kurzen Tagreisen gieng es dann aufwärts in die Vera von Plasencia, eine neun Meilen lange Strecke von Waldungen und Triften, die von einer Bergmauer begrenzt, von Bächen durchzogen und mit Dörfern und Klöstern besäet ist. Die Frische, die Waldluft wirkten wohlthuend auf den Kaiser, er konnte wieder gehen, er beantwortete fleißig die einlaufenden Depeschen: er konnte wieder heiter sein. Nach längerem Aufenthalt in Xarandilla traf er am Ziel seiner Reise, im Kloster ein. Karl in Spanien. Don Carlos.

San Yuste gehörte dem strengen Orden der Hieronymiten, der im Jahre 1374 in Spanien entstand und die Regel des heil. Augustin annahm und den heil. Hieronymus zum Schutzpatron wählte. Das Ordensgewand war ein

Hieronymiten. weißwollener Rock mit Ledergürtel und braunwollenem Scapulier. Gregor XI. hatte den Orden bestätigt. Von den Bergen stiegen die Hieronymiten bald in die Ebenen und Städte hinab: ihr Leben war streng, ihr Gottesdienst prachtvoll, ihre Mildthätigkeit gegen die Armen groß, das Ansehen stieg, Mitglieder der ältesten Familien traten in den Orden. An einem der schönsten Punkte Spaniens lag San Yuste. Wann Karl es zum erstenmale sah und den Entschluss fasste, den Rest seiner Tage da zuzubringen, lässt sich nicht mehr bestimmen. Nach einer Nachricht kam er schon 1523 auf einer Jagd in diese Berge und äußerte, überrascht von den Reizen der Landschaft, das sei ein Ort, wohin sich Diocletian mit Freuden würde zurückgezogen haben. 1553 gab er in der Stille Befehl, anschließend an das Kloster ein Haus für ihn zu bauen. Der Orden hatte seine besten Redner und Sänger nach dem Kloster gesandt, wo der Kaiser den Abend seines Lebens zubringen wollte; der Vorstand desselben war der gelehrte und befähigte Juan de Ortega, der nach Einigen in seiner Jugend den „Lazarillo de Tormes", das Urbild aller komischen und Schelmenromane, geschrieben haben soll. Hier traf der Kaiser am 3. Februar 1557 ein, die Brüder begrüßten ihn als Paternitad am Eingang der Kirche. Karl warf sich vor dem Altar nieder, während sie das Tedeum sangen.

San Yuste.

Das Haus, in das er nun eintrat, war an das Kloster angebaut, hatte nur acht Zimmer, im obern Stock wohnte der Kaiser. Ein Fenster seines Zimmers gieng in die Kirche, so dass Karl von seinem Bett aus auf den Hochaltar sah und auch krank der heiligen Messe beiwohnen und in schlafloser Nacht den Horengesang anhören konnte. Karl hatte eine gute Stimme und begleitete oft von seinem Zimmer aus den Gesang der Mönche, und äußerte seinen Unwillen, wenn er einen Misston hörte. Die Einrichtung war im ganzen einfach, denn Karl hatte ja allen Prunk des Kaiserthums abgelegt, nur die Tapeten und einige Gemälde seines Lieblings Titian, von dessen Hand gemalt, er wünschte, dass sein Bild auf die Nachwelt gelange, waren von besonderem Wert. Das Gefolge bestand aus achtundfünfzig Mann, darunter sein Beichtvater, sein Arzt und zwei Uhrenmacher.

Karl und Diocletion. Hier verlebte Karl den Rest seiner Tage, deshalb vielfach mit Diocletian verglichen. Aber zwischen beiden ist ein großer Unterschied. Diocletian legte zu Nikomedia die Augustuswürde nieder, im Glauben, die neue Monarchie, wie er sie geordnet, habe Bestand, das Werk seines Lebens sei gelungen, er sei nicht mehr nothwendig; satt des Druckes der Geschäfte, wollte der Cäsar das Leben genießen und kehrte zu den Erinnerungen, zu den Arbeiten der Jugend zurück — er war ja der Sohn eines Bauern — und pflanzte, als lebensmüder Kaiser, neun Jahre Kohl in seinen Gärten zu Salona. Karl schied von der Krone im Gefühl, das Ziel seines Lebens — die Einheit der Kirche und des Reiches — nicht erreicht zu haben: er schied im demüthigen Gefühl, dass seine Kraft für die Höhe der Aufgabe nicht mehr ausreiche. Diocletian drückte das Bewusstsein, dass er nutzlos Christenblut in Strömen vergossen; Karl hob das Gefühl, dass er alles, was in seiner Macht lag, für die christliche Sache gethan hatte. Diocletian wollte das Leben genießen, Karl sich mit Gott aussöhnen und seiner Seele leben. Diocletian war nur durch das Leben, Karl auch durch die Schule gebildet.

Wenn nicht wichtige Depeschen kamen, die augenblicklich beantwortet werden mußten, so verfloß der Tag regelmäßig zwischen Übungen der Frömmigkeit, Anhören von Vorlesungen, Beschäftigungen im Garten und mechanischen Arbeiten. Karl war sehr fromm, als Kaiser hatte er jeden Tag zwei heiligen Messen beigewohnt, wovon die eine immer eine Seelenmesse für seine Eltern und seine Gattin war. Auch im Kloster that er so. Einst waren Thukydides, Machiavelli, Comines, und Cäsar seine Lieblingsbücher, jetzt nahm er in das Kloster vorzugsweise religiöse Werke mit, Augustin, Hieronymus, Erklärungen der Heiligen Schrift, aber auch des Boëthius' Buch „Über den Trost der Philosophie", den „Almageſt" des Ptolemäus, Cäsars „Commentare", die „Geschichte Spaniens" von Ocampo, die „Geschichte des schmalkaldischen Krieges" von Luis de Avila, die unter seinen Augen entstanden war, „Zuniga" und den „Caballero determinado", eine poetische Geschichte seines Ahnherrn Karls des Kühnen, welche der Kaiser früher selber übersetzt und in Druck hatte legen lassen. Karl hatte selber einen Abriß seiner Kriegsthaten abgefaßt.[1]) Neben Vorlesungen beschäftigten ihn mechanische Arbeiten: mit Hilfe des Ingenieurs Torriano fertigte er einige Figuren, welche militärische Übungen durchmachten, eine Handmühle, so klein, um sie in dem Ärmel eines Mönches zu verbergen, und doch imstande, an einem Tage so viel Mehl zu mahlen, als ein Mönch in der Woche braucht. Viele Zeit verwendete der Kaiser auf seinen Garten, er legte eine Terrasse an mit einem Springbrunnen, mit Orangenbäumen. Er war ein Freund der Blumen und Vögel, aus Tunis hat er die indianische Nelke nach Europa verpflanzt. Beim Kloster waren schöne Kastanien- und Eichenwälder, gerne schlenderte Karl mit der Flinte auf die Jagd. Sein Garten bot eine herrliche Aussicht auf die Vega. Das Meer, sagt der Grieche, macht alles rein. Aber auch der Wald macht das Herz frei und gibt der Seele wieder Frische und Schwung. Karl V. sagte, er habe an einem Tage in San Yuste mehr wahres Glück genossen, als ihm all seine Triumphe eingebracht hätten.

Lectüre. Karl schriftstellert. Mechaniker. Gärtner.

Karl wurde wieder heiter. Besuche wurden angenommen: der Geschichtschreiber Sepulveda, ob seines reinen Latein und fließenden Stiles der spanische Livius genannt, früher mit der Erziehung Philipps, jetzt mit einer Geschichte des Kaisers beschäftigt; Don Luis, der Quintus Curtius des Kaisers, ein Staatsmann und zugleich tapferer Soldat, der in Afrika, in Italien, in Frankreich und Deutschland für den Kaiser gekämpft hatte und von ihm zum Großmeister von Alcantara ernannt worden war. Sepulveda kam, um den Kaiser über etwas zu fragen, was ihm viele zum hohen Ruhm anrechneten. Karl erklärte ihm aber, es sei reine Erdichtung, kein Wort daran wahr, er solle darüber schweigen. Karl liebte historische Wahrheit und schrieb darum selber über seine Kriegsthaten. Als Karl die Schrift dem Franz Borgia zeigte, sagte er: „Ich habe all meine Unternehmungen mit ihren Ursachen und Beweggründen hier erzählt, weder Ehrgeiz, noch Hochmuth hat mich dabei geleitet, sondern die Sorge, die Wahrheit bekanntzumachen, welche die Geschichtschreiber unserer Zeit entweder aus Unwissenheit oder aus Liebe oder Haß entstellen." — Der Kaiser nannte Paul Jovius, der ihn in den Himmel erhob, und Sleidan, der ihn in den Koth zog, seine beiden Lügner. —

Besuche. Sepulveda. Don Luis. Wahrheitsliebe.

Dieser Franz Borgia war einst der Stolz des spanischen Adels, Herzog

[1]) Kervyn de Lettenhove, Aufzeichnungen Kaiser Karls V. Ins Deutsche übersetzt von Warnkönig.

Borgia. von Gandia, ein tapferer Soldat, der in Italien und Afrika mit Auszeichnung diente, ein tüchtiger Staatsmann, der als Vicekönig von Catalonien ein ausgezeichnetes Talent für Verwaltung entwickelte, dabei leicht und gefällig lateinisch und kastilianisch schrieb, Messen componierte und nicht bloß durch seinen Geist, seine Anmuth, sondern auch durch seinen edlen Charakter aller Herzen gewann. Auf der Höhe des Glückes in der Vollkraft des Lebens, in der Blüte der Jugend ward er aber oft ergriffen vom Gedanken der Nichtigkeit aller Dinge. Als Borgia, neunundzwanzig Jahre alt, die Leiche der Kaiserin Isabella von Toledo nach Granada geleiten und die Identität derselben beschwören, also den Sarg öffnen mußte, ward er durch die Entstellung der einst so schönen Züge der Kaiserin so ergriffen, daß er den Entschluß faßte, der Welt zu entsagen. Der Tod der eigenen Gattin befestigte ihn in diesem Gedanken. Kaum war 1548 sein Sohn Jesuiten. zum Herzog von Gandia ernannt, so trat Borgia in den Jesuiten-Orden, dem er in Gandia ein Collegium gestiftet hatte. Als Prediger, als Lehrer hatte er außerordentlichen Erfolg. Der Kaiser wünschte seinen ehemaligen Vertrauten zu sprechen und jetzt nahte Bruder Franz, der Sünder, dem Kaiser, der, wie er, der Welt entsagt hatte. Karl hätte ihn gern für den Hieronymiten-Orden geworben, man hatte ihm Abneigung gegen die Jesuiten eingeflößt, allein Franz vertheidigte seine Wahl mit so gewichtigen Gründen, daß der Kaiser der neuen Gesellschaft eine freundliche Achtung zuwendete. Ihr Gespräch drehte sich um ihre neue Lebensweise. Der Kaiser staunte über die Askese des ehemaligen Herzogs von Gandia und bedauerte, daß seine Kränklichkeit ihm gewisse Bußübungen unmöglich mache. Franz entgegnete: „Euer Majestät sind nicht imstande, in Ihrem Kleide zu schlafen, weil Sie so viele Nächte in Ihrem Harnisch gewacht haben. Wir wollen Gott dafür danken, daß Sie durch besagte Vigilien in Waffen Gott besser gedient haben, als so mancher Klosterbruder, der in seinem härenen Gewande schläft." — Als Karl sich wunderte, wie Franz so ganz aller Sorgen um seine Familie sich entschlagen konnte, meinte dieser, Gott habe seit dem Tage, da er von seinem Herzen Besitz genommen, sich so sehr zum Herrn desselben gemacht, daß keine Creatur, ob lebend oder todt, dasselbe fortan trüben könne. So weit hatte es Karl nicht gebracht.

Arbeit und Politik. Die Politik beschäftigte immer noch sein Herz. — Wenn auch nicht mehr für sich, so war Karl V. doch noch ehrgeizig für seinen Sohn. — Mit seinem Beichtvater Juan Regla konnte er schlaflose Nächte hindurch von Staats-Angelegenheiten sprechen und dieser schrieb einem seiner Freunde nach einer solchen vertraulichen Eröffnung dieser sonst so verschlossenen Seele: „Mir vergieng das Gehör und ich zittere noch bei der Erinnerung an die Dinge, die er mir sagte." — Zu den vielen falschen Behauptungen über Karls Aufenthalt in San Yuste gehört auch die, er habe sich jeder Thätigkeit in der Politik enthalten. — Im Gegentheil![1] Philipp versäumte bei keinem wichtigen Anlaß, bei des Vaters erprobter Staatsklugheit sich Raths zu erholen. Im Frühjahr 1557 sandte sogar Philipp an seinen Vater insgeheim die dringende Bitte, die Regierung Spaniens und des Reiches wieder in die Hand zu nehmen, um ihm aus seinen Verlegenheiten zu helfen. Karl gab wirksamen Rath, erklärte aber bestimmt, daß er in San Yuste bleiben und nicht mehr regieren wolle. — Einmal kamen auch die Schwestern Eleonore und Maria zu Besuch.

[1]) „Summis enim de rebus," sagt Sepulveda, „ut de bello et pace, se consuli, deque fratris, liberorum et sororum salute et status rerum certiorem fieri non recusabat."

Don Juan.

Nahe stand dem Kaiser noch ein anderer Besuch, der des jungen Don Juan, seines unehelichen Sohnes von der Augsburgerin Barbara Blomberg.[1] Das Geheimnis zu wahren, hatte Karl sein Kind als den Sohn eines königlichen Kammerherrn unter dem Namen Geronimo nach Leganos in Spanien bringen und dort erziehen lassen. Der muntere, schöne Knabe lernte beim Pfarrer lesen und trieb sich mit den Buben des Dorfes in Feld und Wald umher. 1554 wurde er nach Villagaria der Magdalena da Ulloa, der Frau von Karls Haushofmeister Quixada, eines alten Kriegsmannes, übergeben. Magdalena war kinderlos und schloss den geweckten Knaben mit den goldenen Locken und blauen Augen bald in ihr Herz und er widmete ihr bis zu seinem Tode eine kindliche Liebe. Donna Magdalena kam mit Geronimo zu Quixada nach San Yuste und hier sah der Kaiser seinen Sohn und fand Freude an seiner Schönheit und seinem Betragen. Wer sein Vater war, erfuhr Don Juan erst nach des Kaisers Tod und es erfüllte ihn mit Heldensinn: „Wenn er wüsste, dass jemand auf Erden sei, dem es mehr als ihm nach unsterblichem Ruhm gelüste, so würde er sich aus dem Fenster stürzen.“ Er war bald Meister im Kampf und Streit, geschickt, das wildeste Ross zu tummeln.

Tod der Schwester.

In den ersten zehn Monaten hatte sich des Kaisers Gesundheit gekräftigt, allein im Frühjahr kehrten die Gichtanfälle wieder, welche Karls Sorglosigkeit im Essen vermehrte. Hart traf sein Herz der Tod seiner Lieblingsschwester Eleonore: „Sie war eine gute Christin,“ sagte er, „wir haben uns immer geliebt. Sie war um fünf Vierteljahre älter als ich und, ehe so viel Zeit verflossen ist, werde ich bei ihr sein.“ Die religiösen Übungen wurden eifriger, Karl geißelte sich sogar. Die Welt trat vor dem Gedanken an Gott und die Ewigkeit immer mehr zurück. Nach der Leichenfeier für seine Verwandten fragte Karl, ob er nicht sein eigenes Leichenbegängnis begehen, und das für sich thun solle, was andere bald für ihn thun würden. Der Beichtvater meinte, es könne für die Seele nur von Nutzen sein. So ward denn am 30. August 1558 ein Traueramt für den Kaiser abgehalten; die Kirche war schwarz ausgeschlagen, der Katafalk flammte von Kerzen, die ergreifende Musik der Todtenmesse hallte durch die Wölbung.[2] Karl in einfachem, schwarzem Gewande trat während des Todtenamtes zu dem Priester, übergab ihm seine Kerze, als Zeichen seines Verlangens, seine Seele in die Hände des Schöpfers niederzulegen. Die Anwesenden schluchzten.[3]

Todtenfeier.

Karl V. selbst war tief ergriffen. Am Nachmittag saß er im Freien und wärmte sich an der Sonne. Er verlangte, dass man ihm das von Titian gemalte Porträt seiner Gemahlin bringe, gleichsam als wolle er die Kaiserin anflehen, ihm in den himmlischen Wohnungen, wohin sie gegangen war, einen Platz zu bereiten, dann das Bild des in Gethsemane betenden Heilandes, dann das jüngste Gericht von Titian. Lange sah er starr die Bilder an, er schien Abschied nehmen zu wollen von der Kunst, wie einst von den Kronen seiner vielen Reiche. Der Arzt merkte, dass der Kaiser fiebere, und man brachte ihn zu Bett, von dem er sich nicht mehr erhob. Der Kaiser bereitete sich auf den Tod vor, wie ein frommer Christ. Der Wunsch, nicht besinnungslos zu sterben, gieng in Er-

[1] Mignet, Charles-Quint. p. 375. — Prescott, Philipp II., Bd. I, S. 217 bis 219.

[2] Robertson lässt Karl in einem Sarge liegend der Leichenfeier beiwohnen, was Übertreibung ist.

[3] Retraite et mort de Charles-Quint. Mignet, l. c. p. 402 ff.

fällung. Am 21. September mittags um zwei Uhr verlangte der Kaiser die Sterbekerze und das Crucifix, das einst seine Gattin und später auch sein Sohn Philipp sterbend in den Händen hielt; er drückte letzteres an die Brust und endete mit dem Ausrufe: „Ya voy, Sennor", „Ich gehe schon, Herr." — Begraben wurde der Kaiser zuerst nahe beim Altar in San Yuste, dann im Escurial. Als 1795 der Sarg geöffnet wurde, waren die Züge des Kaisers noch wohl erhalten und der Thymian aus San Yuste, den man ihm auf die Brust gelegt hatte, duftete noch.[1])

Das ist das Ende Karls V., bei dem wir eingehender verweilten, weil es einzig in seiner Art und das Ende eines Mannes ist, der vierzig Jahre hindurch die Welt mit seinen Plänen umspannte und bewegte, der ein Mann von seltener Begabung war. Der Franzose Mignet macht die richtige Bemerkung:[2]) „Karl V. war der mächtigste und größte Herrscher des sechzehnten Jahrhunderts. Hervorgegangen aus den Häusern Aragon, Castilien, Österreich und Burgund, hat er ihre verschiedenen und in mancher Hinsicht entgegengesetzten Eigenschaften dargestellt, wie er die verschiedenen und weit entlegenen Länder besessen hat. Der immer staatsmännische und findige Geist seines Großvaters, Ferdinands des Katholischen, der edle Schwung seiner Großmutter Isabella, mit dem sich die melancholische Traurigkeit seiner Mutter Johanna paarte, die ritterliche und waghalsige Tapferkeit seines Ahnherrn Karls des Kühnen, dem er im Gesichte glich, der emsige Ehrgeiz, der Sinn für die schönen Wissenschaften und mechanischen Künste seines Großvaters, des Kaisers Maximilian, waren mit ihren Ländern und ihren Plänen wie auf ihn vererbt worden. Die Größe und das Glück, das der Zufall der Thronfolgen und die Weisheit mehrerer Fürsten auf ihn gehäuft hatten, ertrug er in ihrem Vollgewicht. Lange Zeit hindurch machten es ihm seine starken und verschiedenen Fähigkeiten möglich, nicht ohne Erfolg so verschiedenen Aufgaben, so mannigfachen Unternehmungen zu entsprechen. Jedoch die Aufgabe war zu ungeheuer für die Kraft eines Menschen."

Charakter.

Ja, es waren viele Aufgaben! Als Herr von Aragonien hatte Karl dessen Ansprüche an Italien zu wahren, hat ihm Neapel erhalten und Mailand gewonnen. Als König von Castilien hat er Mexiko und Peru gewonnen, colonisiert, die Grundsätze der Menschlichkeit in Behandlung der Eingebornen zur Geltung gebracht, die Indianer Mexikos und Perus sind nicht hingeschwunden wie die Indianer Nordamerikas. Als Herr beider Reiche und Italiens hat er ihre Küsten gegen die Seeräuber geschützt und um die Herrschaft über das mittelländische Meer gerungen. Als Herr der Niederlande hat er ihrem wie dem deutschen Handel neuen Aufschwung verliehen, hat er sie um Geldern,

---

[1]) So erzählt Stirling am Schlusse seines auf gründlichen Studien beruhenden und mit großer Kunst der Detailschilderung geschriebenen Buches.

[2]) Mignet, Charles-Quint, son abdication, son séjour et sa mort au monastère de San-Yuste, p. 451. Paris 1854.

Zütphen, Cambray vergrößert, und Flandern und Artois von der Zugehörigkeit zu Frankreich frei gemacht. Als Erbe Habsburgs hat er Österreich geschaffen, den Schild Deutschlands. Als Kaiser hat er Deutschland vor den Türken geschützt wie vor Frankreichs Übergriffen. Große Staatsmänner und Feldherren unterstützten ihn, weil er Talente zu erkennen, zu verwenden und unterworfen zu halten wußte. Allen Anforderungen, welche die Höhe seiner Stellung und seines Glaubens stellten, suchte er zu genügen. Als streng katholischer Spanier faßte er nie ein Herz für die Lehren der Reformation; noch in San Yuste machte er sich Vorwürfe, daß er nicht gegen sie im Beginne mit allen Mitteln eingeschritten sei. Bei aller Überzeugung von der Wahrheit des katholischen Glaubens hatte Karl doch ein offenes Auge für die damaligen Gebrechen der Kirche und fühlte sich verpflichtet, sie abzustellen. Aber, klagten die Protestanten über Bedrückung der Freiheit des Gewissens, so klagten die Katholiken über Eingriffe des Imperiums in die Selbständigkeit der Kirche. Durch Undank verletzt, durch Krankheit gebrochen, suchte Karl nur noch mit Ehren von der Regierung zu scheiden. Haben andere schon oft einer Krone zulieb Ehre, Gewissen, Verwandte und ihr eigenes Leben geopfert, so stand Karl hochsinnig über aller irdischen Herrlichkeit und verwendete die letzten Jahre, um Fehler, die er begangen, zu büßen und seine Seele durch Reue gereinigt Gott zurückzugeben.

---

[1]) Die Literatur über Karl V. ist reich an Schriften über einzelne Ereignisse seines thatenreichen Lebens. An einer Sammlung aller Acten wie sie z. B. Huillard-Bréholles über Kaiser Friedrich II. veranstaltete, fehlt es. Auch historisch-episch ist sein Leben behandelt worden: „Kaiser Karl V." von Karl Guntram (Camille Wagner von Freynsheim, k. k. Hofrath, Wien 1865). Der Zug nach Tunis gab dem um den Jugendunterricht und die Kirchenzucht verdienten Ladislaus Pyrker den Stoff zu seiner „Tuniſias". Wien 1818.

Ende des französischen Krieges. Philipps Anfänge. Ferdinand I., Maximilian II. — Suleimans Ende. Selim II.

Zunächst ist jetzt der weitere Verlauf des Krieges gegen Frankreich zu schildern, welcher durch die Empörung der deutschen Fürsten wider den Kaiser hervorgerufen worden war.

Frankreich bekam einen Kampfgenossen in Papst Paul IV. Von Geburt ein Neapolitaner aus der edlen Familie der Caraffas, von je ein Anhänger
Paul IV. der Anjous und Gegner der Spanier, bestieg Paul IV. 1555 den päpstlichen Thron. Obschon achtzig Jahre alt, besaß er noch das Feuer der Jugend;[1]) früher der eifrigste Asket, antwortete er nach seiner Thronbesteigung auf die Frage, wie er speisen wolle: „Da gran soverano“ (Wie ein großer Fürst). Sein Eifer aber für die Sache der Kirche, wie für die Studien, blieb sich gleich: „Er ist ganz närrisch,“ schreibt der venetianische Gesandte von ihm, „und wenn er geht, geschieht es mit einem freien, elastischen Schritt als ob er kaum den Boden berührte.“[2]) Für die Unabhängigkeit Italiens von den Barbaren glühend, wie Julius II., haßte Paul IV. vor allen die Spanier, die schwerer zu vertreiben seien als Hundsgras, während die Franzosen leicht wieder aus Italien zu entfernen wären. Mit den Franzosen, welche am 6. Februar 1556 zu Vaucelles einen Waffenstillstand mit Philipp
Bund mit Frankreich. eingegangen waren, schloss er denn auch im Juli 1556 einen Vertrag, durch den jeder Theil sich verpflichtete, 13.000 Mann zu stellen zu einem Heer, das die Spanier aus Italien vertreiben sollte; ein jüngerer Sohn Heinrichs sollte Neapel, und drei Neffen des Papstes sollten große Landgüter von diesen Eroberungen bekommen. Montmorency hatte den Waffenstillstand mit Philipp II. betrieben, die Guisen aber hatten den König und den Papst zum Krieg gegen die Spanier gedrängt, denn Franz Guise hoffte bei der Kränklichkeit der Kinder Heinrichs II. mindestens König von Neapel, und Karl Guise

[1]) Ranke, Fürsten und Völker von Südeuropa, II, S. 283—286.
[2]) Relazione di Roma di Bernardo Navagero 1558 — in den „Relazioni degli Ambasciatori Veneti“. Firenze 1846. Vol. VII, p. 378.

hoffte Papst zu werden. Kaum war der Bund abgeschlossen, so wurde Spanien beleidigt, für Neapel der durch früheren Vertrag erlassene jährliche Tribut verlangt und zuletzt dieses Königreich dem spanischen Monarchen abgesprochen.[1])

Philipp II. zögerte denn auch nicht, mit Feindseligkeiten zu antworten. Ein Collegium von Würdenträgern der Kirche und des Staates sprach sich günstig aus über die Frage, ob ein Krieg gegen den Papst gerecht wäre, ob man nicht alle Geldsendungen nach Rom hemmen, ob man nicht ein Concil gegen den Papst berufen solle. Zugleich begann Philipp den Krieg. Fernando Alvarez de Toledo, Herzog von Alba, geboren 1508, unter den tüchtigsten Lehrern in Waffen gebildet, tapfer, als Feldherr jedoch mehr ein Fabius Cunctator denn ein Hannibal, mehr vorsichtig als wagsam, scharfen Verstandes und von unbedingter Ergebenheit gegen seinen Herrn, damals mit der Regierung Neapels betraut, überschritt im September 1556, entschlossen den ersten Streich zu thun, von San Germano aus die römische Grenze und nahm Platz auf Platz; er warf zugleich in einem Manifeste alle Folgen des Krieges auf die Schultern des Papstes und erklärte, dass er bis zu einer Neuwahl bloß mit dem heiligen Collegium unterhandle. Bald war Anagni mit Sturm genommen, Tivoli ergab sich ohne Widerstand, panischer Schrecken herrschte in Rom; nur Paul IV. behielt Geistesgegenwart und Muth: dem venetianischen Gesandten, der von Vermittlung sprach, drohte er, bei dem geringsten Zeichen von Falschheit den Kopf von den Schultern hauen zu lassen; die Bürger wurden bewaffnet, deutsche Söldlinge geworben. Indes nahm Alba nach schwerem Kampfe Ostia, schlug die Römer vor der Hauptstadt, zwang den Papst zu einem kurzen Waffenstillstand und kehrte mit seinem Heere triumphierend nach Neapel zurück.[2])

Herzog Alba

gegen Rom.

1557 nahte jedoch über Piemont her der Herzog von Guise mit einer französischen Armee, rückte, ohne von einer italienischen Macht behelligt zu werden, in den Kirchenstaat, ward vom Papste als treuer Kämpe der Kirche mit hohen Ehren empfangen, entriss den Spaniern die Festungen des Kirchenstaates in kurzer Zeit wieder, überschritt die neapolitanische Grenze und belagerte Campli. Der Ort ward mit Sturm genommen, die Männer getödtet, die Frauen misshandelt, die Häuser angezündet; der Schrecken sollte die anderen Städte zu rascher Übergabe bewegen, trieb aber gerade zu verzweifelter Vertheidigung. In Civitella, der nächsten Stadt, die er belagerte, kämpften die Frauen an der Seite ihrer Gatten mit gleicher Unerschrockenheit und zogen den Tod der Entehrung vor. Der Sturm misslang, Krankheiten begannen, die Franzosen murrten über die päpstlichen Truppen; „Gott muss ein Spanier geworden sein", rief Guise in seinem Ärger.

Guise nach Italien.

Campli.

Civitella.

Indes hatte Alba wieder ein Heer gesammelt und zog den Franzosen entgegen. Guise machte einen letzten Sturmversuch auf Civitella, der aber mit großem Verluste zurückgeschlagen wurde und ihn zwang, die Belagerung aufzuheben. Alba ertheilte der Stadt Civitella hohe Ehren und Rechte, desgleichen jedem, der eine Jungfrau von Civitella heiraten würde. Guise verließ das Gebiet von Neapel, von Alba nicht weiter verfolgt; denn dieser hatte keine Lust, „das Königreich Neapel um den gestickten Rock des Herzogs von Guise auf das Spiel

Alba gegen Guise.

---

[1]) Prescott, Geschichte Philipps II. Deutsch von Scherr. Leipzig 1856. I, S. 96—107. — Flassan, l. c. vol. I. p. 417.

[2]) Prescott, l. c. I, S. 108—120.

zu setzen". Dann überschritt Alba den Tronto, und der Papst rief Guise zum Schutze der Hauptstadt nach Rom, denn Marco Antonio Colonna, Albas Verbündeter, hatte die päpstlichen Aufgebote geschlagen und einige Plätze in der Campagna genommen. Alba nahm Segni und machte sogar in dunkler Nacht einen Versuch, Rom zu überraschen, zog sich aber zurück, als er die Römer gerüstet fand. Einer anderen Nachricht zufolge soll der Zweck des Nachtmarsches gewesen sein, sich der Person Sr. Heiligkeit zu versichern und so den Krieg schnell zu Ende zu führen. Die Römer dachten an die Schrecken der Einnahme Roms unter Bourbon und verlangten laut, der Papst solle sich mit dem Feinde verständigen. Überdies hatte Guise von seinem Könige Befehl bekommen, schleunigst zum Schutze von Paris zurückzukehren, und erklärte auf die Nachricht von der Niederlage der Franzosen bei St.-Quentin, dass keine Ketten stark genug gewesen wären, um ihn in Italien zurückzuhalten. „Gehen Sie denn", sagte der Papst, „und nehmen Sie mit sich das Bewusstsein, dass Sie wenig für Ihren König, noch weniger für die Kirche, und gar nichts für Ihre eigene Ehre gethan haben." [1])

Alba vor Rom.

Guise nach Frankreich.

Paul musste unterhandeln, der venetianische Gesandte vermittelte den Frieden: er war für den Papst so günstig, dass er nach Albas bitterer Bemerkung eher von dem Besiegten als vom Sieger dictiert war. Der Papst verlangte, dass der Herzog von Alba öffentlich dafür um Verzeihung bitte, dass er die Waffen gegen den heiligen Stuhl getragen. Alle von der Kirche weggenommenen Orte wurden ihr zurückgestellt, die spanischen Truppen zurückgezogen, und der französischen Armee freier Durchzug nach der Heimat bewilliget. Philipp gestand alle diese Forderungen zu, denn ein Krieg gegen die Kirche war gegen sein Gefühl und schien ihm gegen seinen Vortheil und seine Ehre zu sein. [2])

Friede mit dem Papste.

Alba sagte stolz: „Wäre ich der König, so müsste mir Seine Heiligkeit einen seiner Neffen zur Abbitte nach Brüssel schicken, anstatt dass ihn meine Generäle um Verzeihung bäten." Doch gehorchte der stolze Mann pünktlich den Befehlen seines Königs: am 27. September 1557 hielt er seinen Einzug in Rom, bat im Vatican kniend um Verzeihung wegen der Beleidigung, die Waffen gegen die Kirche getragen zu haben; der Papst bewilligte ihm gnädig die Absolution, gab ihm einen Platz an seiner eigenen Tafel, und sandte seiner Gemahlin die goldene Rose.

Alba in Rom.

So endete dieser Krieg der Spanier gegen die Kirche. Paul IV. aber suchte mit all der Energie seines Charakters die Wunden zu heilen, die seine verfehlte Politik seinem Lande geschlagen hatte. Von der Unwürdigkeit seiner Verwandten überzeugt, verstieß er sie aus allen Stellen, mit größter Strenge schritt er gegen Entartungen des Clerus ein, und suchte die alte Zucht in den Orden wieder herzustellen. Um die Einheit des Glaubens zu erhalten, verschärfte er die Inquisition; doch plötzlich raffte ihn am 18. August 1559

[1]) Prescott, l. c. I, S. 126—135.
[2]) Ibid. I, S. 136—141.

ein Fieber hinweg. Das Volk stürmte die Gefängnisse der Inquisition und befreite die Verhafteten. So endete Paul IV., ein Eiferer für die Unabhängigkeit Italiens. „Wenn meine Stimme unbeachtet bleibt," äußerte er sich einmal, „so wird für mich wenigstens der Gedanke ein Trost sein, dass sie in der Sache des Vaterlandes erhoben worden ist, und dass man eines Tages sagen wird, dass ein alter Italiener am Rande des Grabes, wo man am besten sich der Ruhe überlässt, seine Seele mit diesem erhabenen Gedanken erfüllt hatte." Ende Pauls IV.

Indes hatte der Krieg mit Frankreich an der französischen Grenze selbst schon begonnen. Sobald Heinrich II. ein Heer über die Alpen gesandt hatte, sammelte Philipp ein Heer; im März 1557 gieng er wieder nach England hinüber, wo er liebevoll empfangen wurde und die Regierung bestimmte, Frankreich den Krieg zu erklären. Nach viermonatlichem Aufenthalte nahm er Abschied von Maria, die er nicht mehr sehen sollte.[1]) Mit 55.000 Mann, worunter 8000 Engländer, begann er den Krieg; es war sein erster Krieg als König und er war glücklich; sein Heerführer war der aus seinem Lande von den Franzosen verjagte Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, ein abgehärteter, furchtloser, hochbefähigter Heerführer, damals zum Bräutigam der Elisabeth von Philipp bestimmt. Philipp II. Philibert von Savoyen.

Philibert fiel in die Picardie ein und lagerte vor der Festung St.-Quentin. Ein französisches Heer unter dem Herzog von Nevers und Montmorency sollte die durch ihre natürliche Lage wohl geschützte und von einem Coligny vertheidigte Stadt entsetzen. Am 9. August 1557 errang Montmorency an der Somme einen kleinen Vortheil über die Spanier; Philibert aber beschloss eine Hauptschlacht, und Egmont erhielt den Befehl, mit seiner Reiterei die Franzosen zu beschäftigen, bis das spanische Heer unter Philibert zur Stelle sei. Egmont, ein tapferer und stürmischer Heerführer, setzte durch eine Furt über den Fluss, griff den Feind mit Feuer an und drang in heißem Kampfe vor, bis die Spanier annahten. Nun wurden die französischen Vierecke gesprengt, Verwirrung kam über die Franzosen, alles löste sich in wilde Flucht auf, das beste Blut Frankreichs floss wie Wasser. Der französische Feldherr wurde schwer verwundet und gefangen, Johann von Bourbon tödtlich verwundet, achtzig Fahnen, die ganze Artillerie fielen in die Hände der Sieger; es war eine Niederlage, wie die Franzosen seit der Schlacht von Azincourt keine erlitten hatten.[2]) Egmont. Schlacht bei St.-Quentin 10. Aug. 1557.

Philibert rieth, den Schrecken der Franzosen zu benützen und gleich auf Paris loszugehen; der kühne Karl fragte in San Yuste auf die Nachricht vom Siege: „Ist Philipp schon in Paris?"[3]) Doch dieser war mehr vorsichtig als kühn und die Belagerung von St.-Quentin wurde fortgesetzt, in welcher Coligny seine ganze Charakterstärke entfaltete; am 27. August wurde die Festung, nachdem eilf Breschen geschossen waren, mit Sturm genommen. Coligny

[1]) Lingard, l. c. VII, S. 261—287.
[2]) Prescott, l. c. S. 142—171.
[3]) Mignet, Charles-Quint, p. 309.

und d'Andelot wurden niedergetreten und zu Gefangenen gemacht.[1]) Philipp verbot beim Einzuge in die Stadt bei Todesstrafe jede Gewaltthat an Schwachen und Alten, Frauen, Kindern und Priestern; doch konnte er die Plünderung nicht verhindern. Rasch nacheinander fielen Catelet, Noyon Chaulny; weitere Fortschritte hemmte der Abzug der Engländer und der Übergang der deutschen Reiter zu Heinrich II., der größeren Sold bot. Zu Ehren des Sieges von
Escurial. St.-Quentin, der am Laurentiustage erfochten wurde, ließ Philipp den Escurial erbauen, der bekanntlich im Grundriss die Form eines Rostes hat.

Frankreich that alles, um die Niederlage auszugleichen, der König erließ ein Aufgebot an sein Reich und dieses gab hochherzige Antwort. Der Herzog von Guise, der eben aus Italien zurückkehrte, wurde an die Spitze der Armee
Calais. gestellt, sein Ziel war zunächst Calais, das seit 200 Jahren im Besitze der Engländer und so fest war, dass die Engländer über die Thore der Stadt schrieben: „Wenn die Franzosen Calais belagern, dann wird das Blei und Eisen wie Korkholz schwimmen.“[2]) Aber gerade die Stärke des Platzes machte die Engländer sorglos, obgleich Philipp II. sie warnte und Verstärkung von seinen eigenen Truppen anbot. Guise that, als wolle er sich gegen Luxemburg wenden, stand aber plötzlich mit seiner Macht vor Calais und zwang es im Januar 1558 zur Übergabe, — damit war der letzte Platz verloren, den die Engländer seit der Zeit Eduards III. noch in Frankreich hatten. Der Jubel der Franzosen war grenzenlos, auch Thionville fiel bald darauf. Dagegen erlitten die Franzosen
Gravelingen. bei Gravelingen eine schwere Niederlage. Eine Abtheilung ihres Heeres zog nach Flandern, nahm Dünkirchen und plünderte in der Umgegend. Philibert befahl Egmont, die Franzosen abzuschneiden und zu züchtigen, bis er selber zu Hilfe komme. Egmont schnitt den Gegnern wirklich den Rückweg ab, stieß am
Egmont. 3. Juli 1558 auf sie bei Gravelingen und errang nach schwerem Kampfe einen glänzenden Sieg: 2000 Franzosen blieben auf dem Platze, 3000 wurden gefangen, unter ihnen der Marschall Termes.

Guise deckte schnell die Picardie und nahm feste Stellung hinter der Somme, Philibert rückte ihm entgegen. Die Monarchen von Frankreich und von Spanien stießen mit Verstärkung zu ihren Heeren und es schien zu einer großen entscheidenden Schlacht um den Vorrang beider Völker zu kommen. Ganz Europa sah mit Spannung dem Ausgange entgegen, doch der Papst
Paul IV. vermittelt. beschwor beide Fürsten, Frieden zu schließen, und sie hatten Gründe genug, seine Mahnung zu beachten: beiden mangelte das Geld, beiden machten die Hugenotten im eigenen Lande Sorgen. Der gefangene Montmorency nährte die friedliche Stimmung; er und der Marschall St.-André und der Cardinal von Lothringen, Alba, Philipp von Oranien und Granvella bildeten den
Friede zu Cercamps. Friedenscongress, der am 15. October 1558 in Cercamps bei Cambray zusammentrat. Die Engländer bestanden auf der Rückgabe von Calais, denn

---

[1]) De Thou, lib. XIV. Relation du siége de St.-Quentin — bei Michaud et Poujoulat, VIII, p. 276—278.

[2]) „Il sera vraisemblable que Calais on siége,
Quand le fer ou le plomb nagera comme liège.“
Bouillé, Hist, des Ducs de Guise, I, p. 423. — De Thou, l. c. lib. XX.

sonst würde das Volk sie zu Tode steinigen. Philipp unterstützte ihre Ansprüche, so lange Maria lebte; allein ihre Tage waren gezählt, das Gefühl, dass sie allein stehe, körperliche Leiden und der Verlust von Calais drückten gleich schwer auf ihre Seele. „Wenn ich sterbe," sagte sie bitter, „so wird man Calais auf mein Herz geschrieben finden."[1] Sie erlag am 17. November 1558 und Elisabeth bestieg den Thron. Maria Tudors Tod.

Zwar schrieb diese sogleich an Philipp, dass sie die gleichen freundlichen Beziehungen, wie ihre Vorfahrin gethan, und wo möglich noch freundlichere, forterhalten wolle, allein bald merkten die Spanier, dass sie eine entgegengesetzte Richtung einschlage. Die Unterhandlungen wegen einer Vermählung Elisabeths mit Philipp zerschlugen sich bald; diese erklärte, dass sie nicht ohne Rath ihres Parlaments sich vermähle, und wofern sie zum Heiraten sich bewogen finden würde, sie keinen anderen Mann Philipp vorziehen würde; doch hege sie kein anderes Vorhaben, denn als Jungfrau zu sterben. Philipp brauchte den Frieden und bestand nicht mehr auf Calais, wenn nicht England mit seiner ganzen Stärke zu Land und Wasser ihn für die ganze Dauer des Krieges unterstützen wolle. Das mochte Elisabeth nicht, und so kam man überein, dass Calais am Schlusse von acht Jahren an England zurückgestellt werde, um den Schein zu retten.[2] Elisabeth.

Am 3. April 1559 wurde der Friede abgeschlossen. Philipps Verbündete, Savoyen, Mantua und Genua, bekamen ihre Gebietstheile wieder, die Franzosen ihre Städte in der Picardie, und Philipp seine Plätze in den Niederlanden. Um die Einigung zwischen Frankreich und Spanien fester zu kitten, kam es zu einer Familienverbindung; im Juni 1559 ward Heinrichs Tochter, die schöne Elisabeth, mit Philipp vermählt, und Heinrichs Schwester Margaretha mit dem Herzoge von Savoyen. Bei den Festlichkeiten, die in Paris der Heirat folgten, warf Heinrich II. in einem Turniere einen Ritter nach dem anderen zu Boden; es war schon Abend, da forderte der König den jungen Schotten, Grafen Montgomery, auf, noch eine Lanze mit ihm zu brechen. Als beide gegeneinander ritten, zersplitterte die Lanze des Schotten am Visier des Königs, dem ein Splitter durch das Auge gieng. Heinrich wurde besinnungslos weggetragen und erlag am 10. Juli 1559 der Wunde, im dreizehnten Jahre seiner Regierung, im zweiundvierzigsten seines Alters.[3] — Friede zu Cateau Cambresis. Tod Heinrichs II.

[1] Lingard, l. c. VII, S. 274— 277.

[2] Ibid. VII, S. 286. — Granvella, Papiers d'état, vol. V, p. 826. — Flassan, l. c. vol. I, p. 49. — Die Literatur über diesen Frieden und den mit Spanien — bei Henri Martin, l. c. vol. VIII, p. 478—479.

[3] Michelet, Guerres de réligion, p. 150. Paris 1879.

Kaiser Ferdinand I.

Kaiser Ferdinand I. und die Kirche.

Ferdinand I. wurde nach der Thronentsagung Karls V., am 24. März 1558, zum Kaiser gewählt.[1]) Papst Paul IV. weigerte sich, diese Wahl anzuerkennen: denn Ferdinand habe den Vertrag von Passau, den Frieden von Augsburg geschlossen, die der Kirche so schwere Verluste brachten; die Abdankung Karls ohne päpstliche Zustimmung sei nichtig, Ferdinand gestatte seinem Sohne freien Verkehr mit den Irrlehrern; ketzerischen Kurfürsten stehe überhaupt kein Wahlrecht zu.[2]) Paul IV. handelte in der Überzeugung, dass die Änderung in der deutschen Kirche auch die Auflösung des deutschen Reiches sei. Die Stimmung der Fürsten gegen den Papst war sehr erregt, man sprach von einer allgemeinen Kirchenversammlung, man erklärte die Forderungen als Anmaßung;[3]) doch gab Paul IV. nicht nach, erst Pius IV. anerkannte 1559 Ferdinand als römischen Kaiser, und beide verbanden sich, die Kirchenversammlung zu Trient wieder herzustellen, um die Kirche zu einigen und an Haupt und Gliedern zu verbessern.

Pius IV.

Neue Weltlage.

Ferdinand durfte nicht zu engerem Einverständnisse mit den Protestanten, zur Behauptung seiner politischen Stellung gegen den Papst, getrieben werden. Die Weltlage war eine neue. Darum gab die Curie nach. Drei von den Kurfürsten gehörten ja zu den erklärten Feinden Roms, was mit der Idee des Kaiserthums, als des Beschützers der römischen Kirche, im Widerspruche war. Überdies war Ferdinand nach alter Rechtsgiltigkeit gewählter römischer König. Bucholtz bemerkt:[4]) „Die Religionsspaltung im Reiche gestattete nicht, dass das Kaiserthum im alten Sinne anders fortbestehe, als soweit es mit dem Religionsfrieden vereinbar war, und diesem entsprechend fand auch der That nach schon nicht einmal bei Ferdinand, gegen dessen Wunsch und Absicht, und noch weniger bei seinen Nachfolgern die päpstliche Krönung mehr statt, welche Ausdruck und Symbol jenes früheren Verhältnisses in seiner ungetheilten Fülle gewesen war.“[5])

Keine Krönung mehr in Rom.

Ferdinand verlangte Aufhebung des Cölibats für die katholische Geistlichkeit Deutschlands und für die Laien Gestattung des Kelches beim heiligen Abendmahle: er glaubte, dadurch abgefallene Priester ihr wieder zu gewinnen und schwache zu erhalten.[6]) Hinsichtlich des Laienkelches gab der Papst unter nöthigen Beschränkungen nach, in Betreff des Cölibats wurde erwidert, dass der Priester als jungfräulicher Jünger Jesu Christi seinen Beruf zu erfüllen habe. Ferdinand I. selber blieb dem katholischen Glauben übrigens treu zugethan; weil er fühlte, dass es den Katholiken an der nöthigen Kenntnis der Religion mangle,

---

[1]) Den schwierigen Gang der Verhandlungen schildert Bucholtz, Ferdinand I., Bd. VII, S. 399. — Schon über den Wahlort Frankfurt musste lange verhandelt werden.

[2]) Schmidt, Neuere Geschichte der Deutschen, VI, S. 247; VII, S. 39. — Bucholtz, l. c. VII, S. 406—408.

[3]) Das in starken Ausdrücken abgefasste Gutachten des Reichsvicekanzlers Seld — bei Bucholtz, l. c. VII, S. 408—418.

[4]) Bucholtz, l. c. VII, S. 416—417.

[5]) Vergl. auch Reimann, Der Streit zwischen Papstthum und Kaiserthum 1558 — in den „Forschungen zur deutschen Geschichte“, Bd. V.

[6]) Über die Reformationsberathungen bei Bucholtz, l. c. VII, S. 415—418.

so beauftragte er den Jesuiten Peter Canisius mit Abfassung eines katholischen Katechismus, der — in seiner Art ein vollendetes Werk — vom Kaiser in all seinen Ländern eingeführt wurde. In seinem Testamente mahnte Ferdinand seine Söhne, dass es nicht viele, sondern nur einen wahren Glauben geben, und dass derselbe nicht bei den Protestanten sich finden könne, da diese unter sich uneinig und getrennt seien. Canisius.

Ferdinand I. hatte ein tiefes Gefühl für die Würde des Kaiserthums und für die Größe der Nation. Als ihm Heinrich II. von Frankreich seine Freundschaft anbieten ließ, erklärte er, er wolle den Versicherungen Glauben beimessen, wenn Heinrich dem Reiche die entrissenen Herrschaften Metz, Toul und Verdun wieder zurückgebe.[1]) Im Eifer, die Form zu finden, unter der die religiösen Gegensätze sich vereinigen ließen, war er unermüdlich; sein Streben hatte leider keinen Erfolg.[2]) Ferdinand I. und das Reich.

Für seine eigenen Länder hat Ferdinand viel gethan; eine Reihe vortrefflicher Verordnungen sind noch vorhanden, sie gewannen ihm die Liebe seiner Völker, denen Ferdinand als das Muster eines reinen Charakters vorleuchtete. Sein Wahlspruch war: „Je höher und reiner der Purpur in den Augen der Menschen strahlt, desto reiner und heiliger muss der Lebenswandel eines Fürsten sein.“ Selbst sein Gegner Suleiman sagt von ihm: „Er war ein gerechter, redlicher Fürst, der nie sein Wort gebrochen hat.“ Nie kam ein unlauteres Wort über seine Lippen; sein Familienleben war rein, an seiner Gemahlin hieng er mit Zärtlichkeit. Ein feingebildeter Mann, begünstigte Ferdinand Kunst und Wissenschaft; er gründete die Universität zu Innsbruck, zu Besançon, das Ferdinandeum zu Prag.[3]) Österreich.

Zwei von seinen Söhnen machten dem Kaiser vielen Kummer: Ferdinand liebte die Tochter eines Patriciers, Philippine Welser, und vermählte sich mit ihr, da er seine Geliebte nicht zur Maitresse erniedrigen wollte.[4]) Nach der Sage habe Philippine Welser unerkannt in einer Audienz über die Härte ihres Schwiegervaters geklagt, und der Kaiser, vom Adel ihres Wesens hingerissen, seine Verwendung zur Einwilligung zugesagt. Philippine habe dann den Namen ihres Mannes genannt. Die Bedingungen, unter denen Ferdinand I. die Zustimmung zur Ehe gab, waren, dass sie geheim bleibe, und dass, damit in der Succession des Hauses keine Irrung entstehe, den männlichen Nachkommen aus der Ehe nur in dem Falle, dass der gesammte habsburgische Mannsstamm aussterbe, ein Erbfolgerecht zukomme. Das Geheimnis wurde streng bewahrt, nur Max II. und Karl wurden in dasselbe gezogen; erst Gregor XIII. entband Ferdinand des Versprechens, die Ehe nie kundzugeben. Philippine Welser und Ferdinand I.

Noch mehr Kummer machte dem Vater sein ältester und begabtester Sohn Maximilian, mit seiner Neigung für protestantische Lehren, mit seinem Eigensinn. Ein vertrauliches Schreiben an Max ist noch vorhanden und enthält die rührendsten Mahnungen.[5]) Doch spricht der Kaiser wieder in einem vertraulichen Schreiben an einen Freund über sein Glück, eine geliebte und zärtlich liebende Gattin zu besitzen und mehrere mit guten Gaben des Leibes und der Seele geschmückte Kinder und einen Bruder zu haben, welcher der höchste Fürst der Erde Maximilian II.

---

[1]) Bucholtz, l. c. VII, S. 460.
[2]) Ibid. VII, S. 441—456.
[3]) Über die Verwaltung der Erblande vergl. Bucholtz, l. c. VIII, S. 1—433.
[4]) Bucholtz, l. c. VIII, S. 719—726.
[5]) Abgedruckt bei Bucholtz, l. c. VII, S. 481—585, dazu Bd. VIII, S. 700—714.

und ihm so liebevoll geneigt sei, dass er ihn nicht bloß für seinen Bruder, sondern für seinen Vater halten müsse; dann dass er zu einer weitläufigen, ehrenvollen Erbschaft, die er unter vielen Schwierigkeiten unvermindert erhalten, noch die römische Königswürde und die Kronen Böhmens und Ungarns erlangt habe. Ferdinand war von harmonischer, zarter Gestalt, seine Augen waren groß und schön, sein Haar hellblond; er starb 25. Juli 1564, einundsechzig Jahre alt. —

Kaiser Maximilian II.

Maximilian II., sein Nachfolger im Reich, in einer der begabtesten Kaiser. Der Vater empfahl ihn zur Königswahl den Kurfürsten mit den probehaltigen Worten: er sei mit hoher Vernunft, Schicklichkeit, Milde und Sanftmuth, auch mit allen anderen fürstlichen Tugenden und guten Sitten trefflich begabt, von gerechtem, ehr- und friedliebendem Gemüth, trage besondere Zuneigung zum Reiche deutscher Nation und sei begierig, dessen Ehren und Wohlfahrt zu befördern, endlich sei er auch sechs der vornehmsten europäischen Sprachen kundig, um selbst mit den fremden Mächten reden zu können.[1]

Charakter.

Nach der Wahl (24. November 1562) ermahnte Ferdinand den Sohn, er solle stets Gott, die Kirche, Religion und Gerechtigkeitspflege vor Augen haben, Rechte ohne Scheu und Rücksicht jedermann aufrichtig und tapfer ertheilen, das Reich und die Nation sich empfohlen sein lassen, dann werde ihn Gott nie verlassen; werde er aber das nicht thun, so möchte er ihn lieber todt, als lebendig sehen. Max empfieng die böhmische Krone am 20. September 1563 zu Prag,[2] die ungarische am 23. September 1563 zu Preßburg, erhielt jedoch nicht das gesammte österreichische Erbe, denn vermittelst eines Codicills vom Jahre 1554 hatte Ferdinand seine Erbländer derart getheilt, dass Maximilian Ungarn, Böhmen, Österreich ob und unter der Enns mit Stadt Steyer, Hallstadt und Ischl, Wildeneck und Neuburg am Inn bekomme, Ferdinand dagegen Tirol und sämmtliche Vorlande, Karl Steiermark, Kärnten, Krain, Görz, Istrien und Triest besitzen solle; von Wirtemberg solle stets der Älteste des Hauses die Reichsbelehnung empfangen und das Afterlehen ertheilen. So entstanden denn drei Linien, eine österreichische oder Hauptlinie, eine neue tirolische und eine steirische Nebenlinie. Die tirolische endete 1595, denn die zweite Ehe mit einer Prinzessin von Mantua blieb kinderlos, die Söhne erster Ehe wurden in geistliche Stellen gebracht, Tirol und Vorderösterreich fielen an die Hauptlinie zurück.

Mahnung des Vaters.

Theilung Österreichs.

Maximilian II. war eine reichbegabte, edle Natur, voll Geist und feiner Gabe der Beobachtung; Güte, Wohlwollen und Sanftmuth waren der Grundton seines Wesens; er liebte Kunst und Wissenschaft, er war ein uner-

[1] Die Wahlverhandlungen bei Bucholtz, l. c. VII, S. 508—520.

[2] Schilderung derselben im Anhange zu Bucholtz, l. c. VII, S. 580—582. — Firnhaber, Die Krönung Maximilians II. zum König von Ungarn — im „Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen", S. 432.

müdlicher Arbeiter, er besaß ein tiefes Gefühl von der Größe seines Berufes und einen hohen Ehrgeiz, Deutschland die erste Stelle unter den Völkern zu wahren. Sein Regierungsantritt ward namentlich von den Protestanten mit Hoffnungen begrüßt.[1])

Religion des Kaisers.

Maximilian hatte in seiner Jugend viel mit Melanchthon und protestantischen Fürsten verkehrt, er hatte protestantische Predigten angehört,[2]) seine Kinder von einem Protestanten erziehen lassen, an den Landgrafen von Hessen einmal die Anfrage gestellt, ob er bei ihm Schutz finde, wenn er seiner Religion wegen Wien verlassen müsse.[3]) Die Protestanten hofften, die Katholiken fürchteten, er würde zu ihrem Bekenntnis übertreten, und dasselbe in Deutschland siegreich machen. Dem war aber nicht so. Einmal wirkte ein längerer Aufenthalt in Spanien auf ihn ein, wo er während Philipps Abwesenheit in England und den Niederlanden die Regierung führte, und an der Spitze der spanischen Kirche standen seit Ximenes Männer, welche durch Geist und Tugenden hervorragten. Dann war seine Gemahlin Maria, eine Tochter Karls V., eine eifrige Katholikin, bereit, für ihren Glauben sogar das Leben zu lassen. Ihre Schwester Johanna, Prinzessin von Portugal, sandte ihr, um auf Maximilian zu wirken, den ausgezeichneten Jesuiten Christoph Roderich, der wie Hosius, der berühmte Bischof von Ermeland, Max auf die Schwächen des Protestantismus, auf die Widersprüche in seiner Lehre aufmerksam machte, und Lutheraner und Calviner verfolgten sich damals wie gemeine Zeloten. Als Don Carlos starb, stand die Thronfolge im spanischen Reiche in Aussicht, Maximilians Tochter wurde dann vermählt mit Philipp II. Als Maximilian II. starb, erklärte sein Beichtvater, Bischof Gruter, er sei gestorben, erfüllt von orthodoxem Glauben. Wenn aber auch Maximilian von seiner Hinneigung zum Protestantismus zurückkam, so doch nie von der Duldung gegen Andersgläubige, von dem Grundsatze, dass die Gewissen der Menschen sich nicht zwingen lassen und nur Gott allein das Richteramt zustehe, und von der Hoffnung, die getrennten Gläubigen könnten wieder vereinigt werden.[4])

Protestantismus in Österreich.

Als Kaiser glaubte Maximilian II. über den Parteien stehen zu müssen. Unter ihm hat der Protestantismus in Österreich seine höchste friedliche Entwicklung erreicht: 1567 hob Max den Satz der böhmischen Compactaten, der bloß Utraquisten und Katholiken in Böhmen duldete, auf und stellte uneingeschränkte Freiheit im Lande her; 1571 stellte er am 14. Januar einen Freiheitsbrief für den protestantischen Herrenstand in Niederösterreich aus, jedoch gegen das Versprechen, die Katholiken nicht anzugreifen; 1571 trat ein

[1]) Die gehaltvollen venetianischen Berichte über ihn gab Fiedler heraus im Bd. 36 der „Fontes rerum Austriac.“, 1870. — Vergl. Koch, Quellen zur Geschichte Maximilians II. 1857 und 1861. 2 Bde. — Maurenbrecher, Beiträge zur Geschichte Maximilians II. — in Sybels „Histor. Zeitschrift“, Bd. 32. — Reimann, Die religiöse Entwicklung Maximilians II., ibid. im Band 15. — Lotychius und Frischlin schrieben Lobreden auf diesen Kaiser.

[2]) Namentlich den Prediger Pfauser.

[3]) Bucholtz, l. c. VII, S. 487—491, 493—501, 503—505.

[4]) Für die Würdigung der Gesinnung des edlen Kaisers und des heiligmäßigen Papstes Pius V. ist sehr zu empfehlen die Sammlung der „Briefe und Acten zur Geschichte Maximilians II.“ von W. E. Schwarz. Paderborn 1889.

ähnlicher Freiheitsbrief für die lutherischen Religionsübungen in Oberösterreich in Kraft. 1574 erhielten die protestantischen Stände in Niederösterreich die Erlaubnis, ihren Gottesdienst im Landhause zu Wien halten zu dürfen; den landesfürstlichen Städten und Märkten hingegen wurde die freie Religionsübung beharrlich verweigert.

Chyträus von Rostock, ein Schüler Melanchthons, fertigte eine Agende für die lutherischen Gemeinden in Österreich. Als der päpstliche Legat Commendone sich hierüber beklagte, erklärte Maximilian II., er wähle von mehreren Übeln das kleinste: bei dieser Confession sei für die katholische Religion das wenigste zu fürchten, da sie in den meisten Stücken mit dieser übereinstimme und leicht ein Mittel werden könne, die Lutheraner wieder ganz mit der Kirche zu vereinigen. Hingegen ließ sich Maximilian durch kein Andringen der Protestanten bewegen, die Jesuiten aus seinem Reiche zu vertreiben. In Böhmen traten unter seiner Regierung die Utraquisten großentheils zur Lehre Luthers über.

Ungarn. In Ungarn konnte schon Ferdinand es nicht verhindern, dass die Reformation reißend Boden gewann. Eigenthümlich ist hier, dass die Deutschen meist zur Lehre Luthers, die Magyaren zur Lehre Calvins übergiengen; darum hieß auch die lutherische Lehre Német-hit = der deutsche Glaube, die calvinische Magyar-hit = der magyarische Glaube, die Katholiken hingegen nannten ihr Bekenntnis Igaz-hit = den wahren Glauben. Unter Maximilian II. nahm die Zahl der Katholiken in Ungarn noch viel mehr ab; der Kaiser hoffte, die Parteien im Zaum halten zu können; später zeigte sich freilich, dass die eine oder andere siegen musste. Dies ist der Kern vom Verhalten des Kaisers in der Religionsfrage.

Politik. In Sachen des Reiches war sicher nie ein Kaiser von besserem Willen geleitet, als Maximilian. Er war entschlossen, kein Recht des Reiches aufzugeben.

So hinsichtlich Italiens. Als Pius V. dem Cosmus von Florenz 1569 den Titel eines Großherzogs von Hetrurien mit königlichen Ehrenzeichen ertheilte, erklärte Maximilian II. diese Standeserhöhung für nichtig, denn nur dem Kaiser, als Oberherrn Italiens, komme dieses Recht zu. Keine Bitte des Papstes und des Cosmus wollte helfen, erst 1576 bewilligte der Kaiser des Cosmus Nachfolger Franz auf vieles Bitten den Titel eines Großherzogs, be-

Toscana. hielt aber dem Reich die Oberhoheit über Toscana vor. Bei vielen Gelegenheiten wurden die Italiener gezwungen, die Oberhoheit des Reiches über Italien anzuerkennen.

Maximilian suchte insbesondere durch eine große Politik nach außen die inneren Gegensätze vergessen und Deutschland einig zu machen. Er wollte der

Hansa. Hansa ihr Übergewicht im deutschen Meere wieder verschaffen, in der Ostsee eine Reichsflotte errichten, einen Reichsadmiral aufstellen, Livland wieder an das Reich zurückbringen. Für die Hansastädte trat er gegen Russland und Schweden auf; Livland ward wieder als Theil des Reiches anerkannt. Es war nicht der Fehler des Kaisers, wohl aber des Reiches, dass auf diesem Weg nicht fortgefahren wurde. Mit dem hochstrebenden Czaren Iwan Wassiliewitsch wurden Verhandlungen wegen eines gemeinsamen Angriffes auf die Türkei gepflogen. Schon mit Karl V. hatte dieser Herrscher denselben

Plan verhandelt und große Geldsummen nebst einem Heere versprochen, wenn man ihm Gelehrte, Baumeister, Werkleute und Officiere sende, welche die Russen in der deutschen Kriegskunst unterrichten können. Die Verbindung kam nicht zustande, einmal weil der Kaiser vom Reiche nicht nachdrücklich unterstützt wurde, und dann, weil die hochfliegenden Pläne des Czaren, der sich Herr von Europa und Asien nannte, Verdacht erregten. Nicht minder heilsam wäre ein anderer Plan Maximilians geworden, wären ihm die deutschen Fürsten nicht entgegengetreten. Der Kaiser beantragte nämlich auf dem Reichstage zu Speier 1570, dass künftighin kein deutscher Fürst bei einem fremden Herrscher Kriegsdienst nehmen dürfe ohne Willen und Wissen des Kaisers. Allein die deutschen Fürsten verwarfen als unerhörten Eingriff in ihre Freiheit diesen Antrag, der verhindern sollte, dass deutsches Blut in den Kriegen des Auslandes nutzlos vergeudet werde. Nicht minder erbärmlich war die Politik der deutschen Fürsten in der polnischen Frage. Als nämlich 1574 der polnische Thron erledigt wurde, warb Maximilian für seinen Sohn Ernst um die Krone. Die Böhmen aber liebten ihn so sehr, dass sie ihn freiwillig den Polen als Herrscher empfahlen: er sei ein weiser, gerechter, gütiger Kaiser, greife die Freiheiten und Rechte nicht an und gebe auch dem Geringsten und Ärmsten seiner Unterthanen Gehör. Ein Theil der Polen wählte 1575 Maximilian II., der andere aber Stephan Bathory, den Fürsten von Siebenbürgen. Wenn Polen mit Deutschland vereinigt wurde, so stand die Bezwingung der Russen und der Türken in Aussicht. Allein die deutschen Fürsten drangen in den Kaiser, auf die polnische Krone zu verzichten.

Russland.

Polen.

Nicht minder ausgezeichnet war die innere Politik des Kaisers. Nachdem das kaiserliche Ansehen in den letzten Zeiten Karls V. einen so schweren Schlag erlitten hatte, so suchten Ferdinand I. und Maximilian II. durch versöhnliches Verhalten die deutschen Fürsten wieder für das Kaiserthum zu gewinnen, das Ansehen des Oberhauptes bei allen Ständen zu stärken. Durch den Zauber seiner Persönlichkeit bewirkte auch Maximilian, dass die Fürsten sich dem Kaiser näherten, dass der Adel in ihm den Schützer seiner Unabhängigkeit gegen die Fürsten, und die Städte den Vertheidiger ihrer Freiheiten sahen. Maximilian war ebenso herzgewinnend, als klug und scharfsichtig, vorsichtig und gelassen. Der Reichs-Vicekanzler meinte von ihm: wenn der Herr sollte ein Secretarius oder Kanzler geworden sein, so hätte er all seine Schreiber beschämt, seine Räthe seien nur Schüler gegen ihn, er wisse mehr, als sie alle. Das Fürstenthum bedrohte damals den niedern Adel in seiner Reichsunmittelbarkeit, wie die Städte. Maximilian nahm sich beider an.

Politik im Inneren.

Im Adel war damals eine Bewegung, ähnlich der Sickingischen: die Reichsritterschaften in Franken, Schwaben und am Rhein verbanden sich, ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu schützen gegen die Vergewaltigung der Fürsten. Eine Bundescasse unterstützte die Armen, dass sie nicht gezwungen würden, in fürstliche Dienste zu treten; das Privatleben der Einzelnen ward beaufsichtiget, um dem ganzen Stand wieder mehr sittlichen Halt zu geben. Schon sollte sich dieser Verein über den Adel von ganz Deutschland ausdehnen, als die Fürsten, die Gefahr merkend, sich zum gemeinsamen Einschreiten verbanden. Der Kaiser

Bund der Ritterschaft.

aber bestätigte der Ritterschaft ihre bisherigen Freiheiten, verbot den Fürsten, sie zur Landsasserei zu drängen, und erklärte alle Besitzungen der Reichsritterschaft für alle Zeiten als ein Ganzes.

Grumbach. Der Ritter Wilhelm von Grumbach aus Franken war schuld, dass die Bewegung des Adels sich nicht über das übrige Deutschland ausdehnte und überhaupt für den Augenblick eine Lähmung erlitt. Die Seele dieser Adelsbewegung, war Grumbach auf der andern Seite eine wilde, unbändige Natur, und ließ im Streite mit dem Bischofe von Würzburg diesen am 4. April 1563 in Würzburg selber überfallen und ermorden.[1]) Mit einem Landfriedensbrecher konnte Maximilian nicht Hand in Hand gehen, er wies seinen Antrag, mit Hilfe einer Adelsbewegung den Kaiser zum wirklichen Herrn von Deutschland zu machen, zurück und sprach, wie sein Vater, die Acht über Grumbach aus. Nun trat Grumbach feindselig gegen den Kaiser auf und verband sich mit

Johann Georg von Sachsen. Johann Friedrich dem Mittleren, Herzog von Sachsen, dem Sohne des unglücklichen Kurfürsten, dessen Schwäche er durch seine List und allerhand Gauklerkünste, wie Engelserscheinungen, zu benützen wusste. Johann Friedrich hoffte nicht bloß den Kurhut, sondern auch die Kaiserkrone zu erlangen; er wurde überzeugt, dass Elisabeth von England seine Gemahlin zu werden trachte, ja aus Liebessehnsucht in Verkleidung selbst nach Sachsen gekommen sei, um ihn zu sehen. Johann Friedrich verwarf den Befehl des Kaisers, den geächteten Grumbach von sich zu entlassen, blieb taub auch gegen die freundschaftlichste Mahnung, nahm das kurfürstliche Wappen an, warb um auswärtige Bündnisse, um Kaiser zu werden. Nun wurde der Herzog in die Acht gethan und ihre Vollstreckung 1586 dem Kurfürsten August von Sachsen übertragen. Grumbach vertheidigte sich fünfzehn Wochen lang in Gotha und Friedrich in Grimmenstein. Jener wurde von der enttäuschten Besatzung ausgeliefert, dieser gefangen genommen. Grumbach ward auf Befehl des Kurfürsten in Gotha lebendig geviertheilt, der Herzog Johann Friedrich am gleichen Tag, an welchem zwanzig Jahre vorher sein Vater gefangen wurde, als Rebell verhaftet, und blieb bis zu seinem Tode (1590) in Gefangenschaft in Österreich.[2])

Städte. Dieses Ereignis hemmte die Pläne der Reichsritterschaft, die übrigens in diesem Kampfe treu zum Kaiser stand. Nicht minder beschützte dieser die Städte, wachte über Erhaltung des Landfriedens, über Zucht und Ordnung und sorgte, dass ein Reichshofrath billig, rasch und unparteiisch Recht spreche. Reichstage wurden oft abgehalten und das Gefühl von der Bedeutung des Kaisers nahm zu. Leider war diesem Kaiser, den ein deutscher Geschichtschreiber mit Recht das Muster aller Regenten seiner Zeit nennt, und dessen Hof als die Schule guter

Maximilians Tod. Sitte und Lebensart bezeichnet, kein langes Leben beschieden. Maximilian II. starb während des Reichstages von Regensburg 1576, noch nicht fünfzig Jahre alt. Unter den Wahlsprüchen, die dieser hochherzige Kaiser sich vorhielt, kenn-

---

[1]) Grumbach behauptete, er habe nur Befehl gegeben, ihn zu fangen, aber nicht ihn zu tödten, denn nur der Lebende, nicht aber der Todte hätte ihm seine ihm mit Unrecht entzogenen Güter zurückstellen können. Gruner, Urkunden aus der Geschichte Johann Friedrichs des Mittleren. — K. A. Menzel, Deutsche Geschichte, 2. Aufl., Bd. II, 129—137. Ein Ausgleich, den er anbot, wurde nicht angenommen, und nun zur Selbsthilfe sich befugt wähnend, überrumpelte er am 4. October 1563 Würzburg und erzwang die Unterzeichnung eines Vertrages nach seinem Wunsche. Der Kaiser that ihn dafür als Landfriedensbrecher in die Reichsacht.

[2]) Ortloff, Geschichte der Grumbach'schen Händel. Jena 1868—1869. Vergl. Sybels „Historische Zeitschrift", Bd. 22.

zeichnet ihn namentlich der: „Wenn du auch alles verlierst, trachte nur einen guten Leumund zu erhalten.“ Mit Maximilian II. sanken viele Hoffnungen für Deutschland ins Grab, schwere Zeiten sollten über die durch Glaubensspaltung zerrissene Nation kommen. —

Deutsche Zustände. — Literatur.

Zeiten religiöser Kämpfe sind meist unproductiv in anderen Gebieten geistigen Lebens, weil alle Kräfte von der höchsten, von der religiösen Idee in Anspruch genommen sind. So war es natürlich auch in dieser Zeit. Allein man war vom ersten Aufschwung religiöser Gefühle schon weit zurückgekommen, man stak schon im ärgsten Scholasticismus, ohne die Größe und den Seelenschwung der alten Scholastiker zu besitzen; man stritt nicht gleich den alten Kämpfern mit den Waffen der Wissenschaft gegeneinander, sondern mit Ränken, Hinterlist und Gewalt, und stellte die Gegner als Ketzer hin und hetzte Obrigkeit und Volk gegen sie.

Melanchthons Ende.

Zuerst sollte eines der Häupter der Reformation diese schlimme Erfahrung machen, der „sanfte“ oder vielmehr schwache Melanchthon. Kaum er von Luthers Tyrannei frei war, sprach er sich selbst gegen Ansichten aus, die er früher vertheidigt hatte; er sah die schlimmen Folgen des alleinseligmachenden Glaubens ein und meinte, es seien doch auch gute Werke nöthig; der menschliche Wille sei nicht so vollständig unfrei, wie Luther behaupte, sondern wirke mit beim Empfang der göttlichen Gnade. Hinsichtlich des Abendmahls huldigte er der Ansicht Calvins, Christi Leib werde im Wein und Brot nur geistig genossen. Melanchthon hatte in ein Wespennest gestochen, mit Wuth erhoben sich die strengen Anhänger Luthers gegen ihn. Amsdorf, Luthers treuester Schüler, stellte den Satz auf: „Die guten Werke seien zur Seligkeit schädlich“, so hätten die Heiligen Paulus und Lutherus gelehrt. Flacius Illyricus erklärte gar: „Die Erbsünde ist die Substanz des Menschen“ — und man stritt gar heftig darüber, wie lange die Erbsünde in den Gestorbenen, in den Leichen verweile; es sei eine Frechheit, dass der Mensch aus natürlichen Kräften, mit freiem Willen sich zur Gnade schicken könnte. Seine Anhänger wusten sie aus ihren Ämtern zu verdrängen, Melanchthon selber forderten sie zu offenem Widerruf seiner Meinungen auf. Welch ein Schmerz für Melanchthon! Er meinte, er werde ihn nie ausweinen können, wenn er so viel Thränen vergieße, als die angeschwollene Elbe Wasser vorbeiführe; er sprach davon, nach Palästina auszuwandern, da man ihm keine Scholle in Deutschland mehr übrig lassen wolle, um wie Hieronymus in den Höhlen des Gebirges mit Gebet sein Leben zu beschließen. 1560 befreite ihn der erwünschte Tod von der „Wuth der Theologen“.[1]) Die Erbitterung seiner Gegner legte sich aber noch nicht; Musculus, Superintendent von Brandenburg, verlangte 1578, man solle den Leichnam des Melanchthon ausgraben und mit seinen Schriften verbrennen.[1])

Amsdorf.

Flacius Illyricus.

[1]) Eingehend mit allen nöthigen Beweisstellen ist Melanchthon behandelt bei Döllinger, Reformation, I, S. 352—408; II, S. 484—493. — Vergl. Corpus Reformatorum, IX, p. 659, 910, und: Studien über Katholicismus, Protestantismus und Gewissensfreiheit. S. 196—199.

Lutheraner und Calvinisten.

Die Calviniſten wurden von den Lutheranern viel mehr gehaßt, als die Katholiken. Welch ein Grimm entſtand, als 1559 der Calvinismus in der Pfalz zur Geltung kam! Wie wurde Oſiander verfolgt wegen ſeiner Lehre: die Rechtfertigung beſtehe nicht in einer Gerechterklärung, ſondern in einer Gerechtmachung dadurch, daſs Chriſtus in uns niederſteige und uns mit ſeinem Geiſt und Willen durchdringe! All dieſe freieren Tendenzen wurden als calviniſch geächtet.[1])

Kirche und Staat.

Um das ſtrenge Lutherthum zu erhalten, ſtiftete der Sohn des unglücklichen, Johann Friedrich, Johann Friedrich der Mittlere, 1557 die Univerſität Jena. Hieher wurden die echten Lutheraner, wie Flacius, berufen; hier wurde nun ſogleich auch der Verſuch gemacht, eine neue Hierarchie zu gründen; man fühlte drückend das Unrecht, daſs man dem Fürſtenthum Gewalt über die Kirche gegeben hatte. Alle Geiſtlichen, welche die ſtrengen Lehrſätze über die Unfreiheit des Willens nicht unterſchreiben wollten, wurden nicht bloß von ihren Stellen verdrängt, ſondern auch auf Schloſs Grimmenſtein gefangen geſetzt. In Jena ward ein eigenes Ketzergericht gegründet, das den Bann ſogar über Profeſſoren der Univerſität ausſprach. Als der Herzog, dem dies doch zu arg war, und der zwar die ſtreng lutheriſche Anſicht feſthalten, aber die Gewalt über die Kirche nicht aus der Hand geben wollte, ein Conſiſtorium errichtete und ihm das Bannrecht und die Cenſur theologiſcher Schriften übertrug, ſo erklärten die Eiferer dies für einen unerhörten Eingriff in die Rechte der Kirche und drohten dem Herzog ſelber mit dem Banne. Der Herzog aber ſchaffte die ärgſten Schreier, wie Muſäus und Flacius, und vierzig Pfarrer aus dem Lande. In ähnlicher Weiſe ſcheiterte ein Verſuch, die Kirche vom Staate unabhängig zu machen, in Bremen und in Magdeburg. Dort wollte Muſäus der Geiſtlichkeit das Recht gewinnen, jeden, ohne Ausnahme, wegen des Glaubens zu verhören und den Bann über ihn auszuſprechen, der den Verluſt bürgerlicher Ämter nach ſich ziehe; auch dürfe ein Gebannter kein ehrliches Begräbnis erhalten; hier eiferte Heßhus von der Kanzel herab gegen die Verfügungen des Rathes, dem er mit dem Banne drohte, denn „dem heiligen Geiſt dürfe man das Maul nicht verbinden“. Aber was half die Behauptung, die Kirche habe von jeher gegen Fürſten und Herren kämpfen müſſen und müſſe es jetzt wieder thun, nachdem man ſo muthwillig die Freiheit der Kirche den kleinen Fürſten geopfert hatte! Und wie jämmerlich ſtehen dieſe Kämpfer für die Freiheit der Kirche den großen Vorkämpfern für dasſelbe Princip, einem Gregor VII., einem Thomas von Canterbury gegenüber! Wenn es eine einträgliche Stelle galt, ſo verketzerte Heßhus den Flacius, weil er ihm im Wege ſtand, und Wigand den Heßhus. Nicht mit Unrecht ſagt Selnecker: „Die jungen Kinder auf der Gaſſe wiſſen von dieſen Streitigkeiten. Keiner gönnt dem anderen einen Biſſen Brotes. Selten, daſs einer von dem anderen etwas Gutes redet. Neid, Haſs, heimlicher Groll, Zorn und Stolz ſteckt in vieler Herzen, die da wollen Engel in der Kirche ſein. — Wo man hinkommt, da findet man zänkiſche, neidiſche, tolle Köpfe in den Kirchen, Heuchler, Meuchler, unbeſtändige, wetterwendiſche Deutler, von denen keiner Glauben hält.“ Leider

Bremen.

Magdeburg.

---

[1]) Döllinger, Die Reformation, ihre innere Entwicklung und Wirkungen. Regensburg 1846, II, S. 317—437.

hielt auch Selnecker nicht fest an seinem Glauben; als er durch streng lutherische Ansichten das Missfallen des Kurfürsten von Sachsen erregt hatte, erbot er sich, auf allen Vieren von Wolfenbüttel nach Dresden zu kriechen, wenn es ihm dadurch gelingen könne, den Verdacht abzulenken, in welchen man ihn bei kurfürstlichen Gnaden gebracht. Das Volk gewöhnte sich an diese Streitigkeiten derart, dass Selnecker selber gesteht: „Das gemeine Volk reckt nicht eher die Ohren, Nasen, Maul und Kopf auf, man predige denn etwas Wunderbares, Streitiges oder Seltsames.“ [1])

Die Fürsten und die neue Kirche.

So erlagen denn diese Versuche, den Fürsten die Herrschaft über die neue Kirche zu entreißen. Wie klagt Selnecker über diese fürstlichen Bischöfe: „Sie geben eine Mücke und haben ein Kameel gewonnen, oder da sie einen lausigen Heller geben, stehlen sie ein Pferd. Die großen Herren besitzen und verzehren die Kirchengüter, stolzieren und prangen davon, während die armen Kirchen nackt und bloß sind, die armen Pfarrherren Verachtung, Armut und Kummer erleiden. Das ist am Tage und offenbar, dass, wenn fromme Prediger sterben, sie gemeiniglich arme Witwen und Waisen hinterlassen und kaum so viel übrig, ein Begräbnis zu bestellen und die Schulden zu bezahlen. — Niemand will sich strafen lassen. Was, sagen sie, das hat der Pfaff gesagt! Wie, sollen wir das leiden? harre, harre mit den Schelmen in den Thurm, ich will ihm das Cantate legen, der Teufel hole ihn denn.“ [2]) Die Fürsten waren die Herren der Kirche und machten mit den Geistlichen, was sie wollten. In Kursachsen meinte Kurfürst August, seine Wittenberger, sein Arzt Peucer, der Schwiegersohn Melanchthons, seien noch immer Anhänger der lutherischen Abendmahlslehre, denn er hielt Luthers Lehre für die allein richtige; 1573 aber gelang es, ihn durch ein Buch, das die Wittenberger herausgegeben hatten, zu überzeugen, dass diese der calvinischen Abendmahlslehre anhiengen. Und nun entbrannte der Zorn des Fürsten; er erklärte, wenn er wüsste, dass auch nur eine Ader an ihm calvinisch wäre, so wünschte er, dass der Teufel sie ihm ausreißen möchte. Die vier Hauptverbrecher, der Arzt Peucer, der Kanzler Krakow und zwei Hofprediger wurden zu lebenslänglichem Gefängnis verurtheilt und schwer gefoltert, einer starb, einer wurde wahnsinnig, Krakow gab sich selber den Tod, für Peucer verwendete sich vergebens Maximilian II.; erst nach zwölf Jahren rettete ihn die Braut des Kurfürsten, indem sie am Hochzeitstage ihre erste Bitte für ihn an den Gemahl vorbrachte. [3]) Sechs Professoren der Universität wurden aus dem Lande gejagt.

Kursachsen. Peucer.

In ähnlicher Weise machten die Kurfürsten in der Pfalz ihr Recht über die Gewissen ihrer Unterthanen geltend. Friedrich II. schwankte, sein Nachfolger Otto Heinrich (1558—1559) schloss sich der Augsburgischen Confession an und entfernte Bilder und Nebenaltäre aus den Kirchen. Friedrich III. (1559—1576) ließ anfangs, als unter den Theologen ein heftiger Streit über das Abendmahl entbrannte, die Stimmführer beider Parteien aus dem Lande schaffen. Bald neigte sich jedoch der Kurfürst selber der calvinischen Ansicht zu und Katholiken und Lutheraner wurden verfolgt, im „Heidelberger Katechismus“ 1563 die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahl verworfen und zugleich die Messe als verdammte Abgötterei erklärt. Sein Sohn Ludwig (1576—1583)

Die Pfalz.

[1]) Döllinger, l. c. II, S. 339—350. — Planck, Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs, V, 2, S. 600.
[2]) Döllinger, l. c. II, S. 224—267.
[3]) Ibid. II, S. 594—607.

setzte den Verfasser des Katechismus in Arrest, jagte tausend Reformierte aus dem Lande, und führte die lutherische Kirchenordnung ein; sein Bruder Johann Kasimir (1583—1592 Regent für den unmündigen Friedrich) war milder gesinnt und wollte für die Reformierten nur einige Kirchen; als die Lutheraner sich dem widersetzten, wurden viele ihrer Geistlichen aus dem Lande gejagt. Unter Friedrich kam dann wieder der Calvinismus auf.

Ein ganz eigenthümlicher Versuch, durch ein gemeinsames Glaubensbekenntnis für alle protestantischen Kirchen Deutschlands die mildere Ansicht, die doch in vielen Theilen Deutschlands Anhänger zählte, zu verdrängen und der strengen den Sieg zu verschaffen und zugleich eine Art päpstlicher Stellung zu erringen, gieng vom ehrgeizigen Kanzler der Universität Tübingen, Jakob Andreä, aus.[1])

Der Sohn eines Schmiedes in Waiblingen, gewandt und reich begabt, namentlich mit einer Stimme gleich einer Posaune, gewann Andreä für ein gemeinsames Glaubensbekenntnis viele Theologen und Fürsten, besonders den Herzog Julius von Wolfenbüttel und den Kurfürsten August von Sachsen; 1577 vereinbarte er mit Selnecker und anderen im Kloster Bergen bei Magdeburg die Concordien-Formel, die Kurfürst August und die anderen Mitunterzeichner mit der Empfehlung in die Welt sandten, sie sei durch besondere Gnade des heiligen Geistes zustande gebracht. Es war ein sonderbarer heiliger Geist, der diese Theologen leitete! sie waren nur einig im Hass gegen den Calvinismus, den sie unredlich darstellten, sonst aber waren sie vom wilden Neid gegen einander getrieben. Selnecker nennt Andreä einen unverschämten Possenreißer und Religionsspötter; Andreä spricht von Selneckers Teufelstücke, dem es lieb wäre, wenn der Schwabe am Galgen hienge. Der Mitarbeiter Chyträus, Professor in Rostock, sagt: „Viele vergleichen die bergischen Collegen mit der aristotelischen Genossenschaft von acht Räubern. Um zur Einigkeit zu gelangen, erschlugen erst vier die anderen vier, darauf von den vier übrigen zwei die anderen zwei, darauf von den zweien der eine den andern. So ward die Einigkeit hergestellt.“[2]) — Übrigens sind Luthers schärfste Sätze, wie über die Unfreiheit des Willens, in der Concordien-Formel aufgenommen; der Mensch ist nach ihr verblendet und gefangen, und thut nach eigener Kraft nur des Teufels Willen und was Gott dem Herrn zuwider ist. Die Concordien-Formel erschien 1580 gedruckt und war von 3 Kurfürsten, 20 Herzögen und Fürsten, 24 Grafen, 4 Freiherren, 35 Reichsstädten und 7000 Theologen und Lehrern unterschrieben. In diesen Gebieten wurde sie mit Zwang eingeführt; wer nicht unterschrieb, wurde abgesetzt; daher das Verslein: „Schreibet, lieber Herre, schreibt, Auf dass ihr bei der Pfarre bleibt.“[3]) Mit dieser Formel schließt die lutherisch-protestantische Entwicklung ab; von freier Bewegung, von einem Streben nach wahrer Reformation ist keine Rede mehr. Das war eine seltsame Freiheit des Gewissens, die man durch den Bruch mit der alten Kirche erlangt hatte! —

Concordienformel.

Uneinigkeit.

Abschluss der Entwicklung.

---

[1]) Döllinger, l. c. S. 337, 379—392. — Planck, l. c. VI, S. 732.
[2]) Planck, l. c. VI, S. 547.
[3]) Studien über Katholicismus u. s. w. S. 198—205.

Die Naturwissenschaft. Copernicus.

Naturwissenschaft.

Die Naturwissenschaft nahm zwar mit Copernicus einen glänzenden Schwung, allein alles, was Bedeutendes in der Wissenschaft geleistet wurde, war entweder außer jeder Beziehung zur Reformation oder im Gegensatz zu ihr und wurde von ihr verfolgt. Die bedeutendste Leistung ist die Aufstellung eines Weltsystems von Nikolaus Copernicus, — es hat auf die ganze Zukunft des geistigen Lebens der Menschheit einen gewaltigen Einfluss ausgeübt. „Keine Ansicht ist so innig mit unserem Ideenkreis verflochten", sagt Snell treffend, „als die vom Weltgebäude: ist es endlich begrenzt? ist es unendlich, ist die Erde höchstes Product, höchster Zweck der Welt, oder nicht? Sind wir das Herz der Bewegungen des Weltalls, das Organ des Waltens und Wirkens der höchsten Mächte des Daseins? Greift aber der Gedanke platz, dass die Erde im unendlichen Universum nur ein kleines Naturding ist, ein zufälliges Exemplar eines allgemeinen Gattungsbegriffes, dass sie in den unendlichen Raum hinausgeschleudert und in einen unendlichen Nexus von Wirkungen und Gegenwirkungen unzählig vieler anderer gleichberechtigter Naturwesen verschlungen im Ganzen der Natur nur ein unbedeutender Punkt gegen die reale Unendlichkeit, ein völlig verschwindendes Nichts ist, so weicht der Betrachtung, welche in dem wirklichen Sein, seiner Substanz und Form, ein Nothwendiges und Ewiges fand, überall der Boden unter den Füßen, das Unbedingte und Ewige scheidet von der Welt des Daseins durch eine unendliche Kluft; die kindliche Anschauung der Welt, welche in der Natur dieser Erde und ihrer Menschheit den Wirkungskreis und Plan der höchsten Mächte eingeschlossen wähnte, verschwindet. Der ins Überschwängliche greifende Geist, auf einen unabsehbaren Ocean hinausgeworfen, blickt in den tiefen, unergründlichen See der Gottheit, in dem alles Einzelne und Daseiende, auch das Mächtigste und Größte, wie ein kaum bemerkbarer Punkt aus purpurner Finsternis auftaucht, sich unter zahllosen Gestalten einherbewegt und bald wieder in dieselbe Finsternis untertaucht, nach seiner Entstehung in eine Unendlichkeit von Ursachen, nach seinem Ziel in eine Unendlichkeit von Zwecken verschlungen, vorwärts, rückwärts, nach allen Seiten unüberseh bar, ohne Anfang und Ende." — So war im Ganzen das Gefühl, welches das System des Copernicus bei seinen Zeitgenossen erregte. Der Himmel schien ihnen eingestürzt, die Heimat verloren, der Mensch in eine unabsehbare Unendlichkeit hinausgeschleudert zu sein. Ein dumpfer Schrecken bemächtigte sich vieler. Melanchthon meinte: „Man muss die Obrigkeit bewegen, eine so böse und gottlose Meinung mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu unterdrücken."[1] — Erst eine lange geistige Entwicklung hat gezeigt, dass durch

Copernicus.

[1] Snell, Newton und die mechanische Naturwissenschaft. Dresden 1843. — Büllerstorf-Urbair, Vermischte Schriften, Graz 1889, S. 455—463.

dieses System nicht bloß die Anschauung von der Natur viel größer und richtiger wurde, sondern auch die Anschauung von Gott, von der Kraft des Menschengeistes, welcher in sich die Gesetze trägt und finden kann, nach welchen die Weltkörper seit Jahrtausenden sich bewegten und noch nach Jahrtausenden sich bewegen werden.

Mit dem System des Copernicus, wie mit der Entdeckung Amerikas, fängt das Auge der Menschheit an, sich für die Natur zu öffnen. Die Naturwissenschaft ist ein hervorstechender Zug der neueren Zeit, die Fortschritte sind reißend, und keine Zeit läßt sich auch nur im Entferntesten mit ihr vergleichen. Bei den Alten herrschte durchweg die Ansicht von der Endlichkeit der Welt, und daſs die Erde in ihrem Mittelpunkte stehe. Nur Aristarch von Samos behauptete, die Erde bewege sich um die Sonne. Hinter allem wirklichen Dasein stand endlich, als das allein Ewige und Unwandelbare, die dunkle Macht des Schicksals. Das Christenthum gab der ganzen Welt einen lichten Hintergrund, den Gott der Liebe und Wahrheit. Allein sein Ideeninhalt, die großen praktischen Pflichten, ergriffen die Menschheit so tief, — waren so reichhaltig, daſs man die Erforschung der Natur daneben ganz vergaß, daſs man die Natur nur berücksichtigte, so weit man sie fürs Leben brauchte. Es war der neuen Zeit vorbehalten, ein Auge für das Reale, wie für das Ideale zu haben.

Leben. Copernicus, eigentlich „Koppernigk“, ist der Sohn eines Kaufmanns und Großhändlers zu Thorn, geboren 12. Februar 1473. An Nachrichten über sein Leben sind wir arm, wir wissen nur, daſs er von der Schule zu Thorn 1491 nach Krakau gieng, um Medicin zu studieren. Seine Schriften bezeugen, daſs er mit den Classikern vertraut war. In Krakau besuchte er die Vorträge des Mathematikers Albert Bredzewsky, und es kam ihm vor, als höre er Musik: sein Genius erwachte, er wandte sich ganz der Mathematik und Astronomie zu. Durch seinen Lehrer wurde er mit den Schriften von Peurbach (geboren 1423, gestorben 1461 — er war ein Oberösterreicher) und Regiomontanus bekannt (Johannes Müller, geboren 1436 zu Königsberg in Franken, gestorben 1476 in Rom und begraben im Pantheon. Papst Sixtus IV. hatte ihn zur Verbesserung des Kalenders nach Rom berufen, auch zum Bischof von Regensburg ernannt). Dreiundzwanzig Jahre alt, zog Copernicus zum erstenmale nach Italien, nach Bologna, wo Dominicus Maria Astronomie lehrte, und aus dem Schüler wurde bald der Freund und Gehilfe des Lehrers. 1500 war er in Rom, wurde da zum Lehrer der Mathematik ernannt, hielt mit großem Beifall vor Künstlern und Vornehmen Vorträge über Astronomie und wurde schon als großer Mann behandelt. Dann finden wir ihn als Domherrn in Frauenburg, das er von da an, kleine Reisen ausgenommen, nicht wieder verließ. Nach Italien hat er früher mehrere Reisen unternommen. Als Domherr setzte sich Copernicus drei Lebensregeln fest: seine geistlichen Geschäfte abzuwarten, keinem Armen, der von ihm ärztliche Hilfe verlange, seinen Beistand zu versagen und alle übrige Zeit den Studien zu widmen. Als Arzt hatte Copernicus einen großen Ruf, aber auch zur Ordnung des Münzwesens, zur Anlegung von Wasser-

Peurbach.

leitungen wurde er verwendet. Sonst verfloss sein Leben einfach und still, rein der Betrachtung der Himmelskörper und den ewigen Gesetzen, nach denen sie sich bewegen, gewidmet. Seine Wohnung, dicht am Dom, war günstig für astronomische Beobachtung, seine Instrumente aber waren unvollkommen. Umso grösser ist seine Leistung. Man hat nicht mit Unrecht gesagt, wie Minerva aus dem Haupte des Zeus, so sei hier eine neue Welt aus seinem Kopfe entsprungen. 1507 begann er seine Gedanken niederzuschreiben, 1530 war seine Lehre fertig, 1546 erschien sein Werk: „Nicolai Copernici Torinensis de revolutionibus orbium coelestium libri sex." Es war dem Papst gewidmet. In Rom stand Copernicus überhaupt fortwährend in hohem Ansehen, die Väter des lateranischen Concils 1516 wandten sich an ihn um Rath wegen der Kalenderverbesserung. Copernicus sah sein Werk nicht mehr vollständig gedruckt, nur Probebogen. Er war dem Tode nahe und starb 1543 in der Überzeugung, sein System, obschon es den Anschauungen der Zeit und der Jahrhunderte widersprach, solle der Menschheit klarer werden, als die Sonne am Himmel. Sein Buch ist ein Meisterstück von Vortrag. Kepler nennt ihn nicht mit Unrecht einen Mann von höchstem Genie und von freiem Geist. „Wie könnte man", sagt Copernicus in seinem Buch, „in diesem herrlichen Tempel das Licht an einen besseren Ort stellen, als von dem aus es das Ganze zugleich erleuchtet. Nicht unpassend hat man die Sonne die Weltleuchte, den Verstand, den Lenker der Welt genannt. Wie auf einem königlichen Throne residiert die Sonne und beherrscht die ganze Familie der kreisenden Gestirne. Durch keine andere Anordnung können wir eine so bewunderungswürdige Symmetrie der Welt, eine so harmonische Verbindung aller Bahnen finden, als durch diese." — Eine tiefe Begeisterung für die göttliche Kunst des Schöpfers weht aus diesem Buch. Der Papst nahm dasselbe auch wohlgefällig auf, 1616 aber wurde es verboten, bis es corrigiert sei. Was dem Systeme gebrach, ist seitdem klar geworden; die Beweise für dasselbe sind gefunden. Das Verbot von 1616 wurde 1821 aufgehoben.

Grösse.

Ein bedeutsamer Mann, aber keine so klare Natur wie Copernicus, ist Philippus Aureolus Bombastus von Hohenheim — meist Theophrastus Paracelsus genannt (1493—1547), der Sohn eines Arztes zu Maria Einsiedeln.[1]) Ein Zögling des Abtes Tritheim, fahrender Schüler in der Jugend, Feldarzt und lange auf Reisen,[2]) bis nach Russland, vielleicht bis Asien und Afrika, im Besitze von ausgebreiteten Kenntnissen und eines glücklichen Instinctes, machte er als Arzt glückliche Curen: soll er doch achtzehn hohe Herren, welche andere Ärzte bis zum Tode gebracht hatten, gerettet haben.

Paracelsus.

[1]) Sein Vater war der uneheliche Sohn eines schwäbischen Edelmannes Hohenheim, der als Arzt zuerst in Einsiedeln, dann in Villach in Kärnten wirkte, wo er 1534 starb. Nach der „St. Galler Chronik" von Kessler hieß er Höhener und stammte aus Gais in Appenzell.

[2]) Die Aufeinanderfolge seiner Reisen ist nicht mehr zu bestimmen. Er kam als Feldarzt nach Italien, den Niederlanden, Dänemark; er besuchte die Bergwerke in Tirol, wozu die Fugger ihm verhalfen, deren Unterstützung er rühmt, die Bergwerke in Ungarn, Schweden und Norwegen. Überall suchte er zu lernen: „Ich bin der Kunst nachgegangen, selbst mit Gefahr meines Lebens, und habe mich nicht geschämt, selbst von Landfahrern, Nachrichtern und Scherern zu lernen." Vom Wert des Reisens bemerkt er: „Schriften werden durch ihre Buchstaben, die Natur aber durch Reisen erforscht, und die verschiedenen Länder und Provinzen sind die Blätter des Codex der Natur."

1526—1527 Professor der Naturkunde in Basel, begann er die Werke von Galenus und Avicenna zu verbrennen, wie Luther es mit der Bannbulle und dem canonischen Rechte gethan. Theophrastus, den von Gott Begeisterten, nannte er sich: seine Schuhriemen wüssten mehr als die Alten, sein Bart habe mehr Erfahrung, als alle hohen Schulen, denn er habe ja die allein wahre Lehrmeisterin gehört, die Natur.[1]) Es war etwas Neues, Originelles in dem Mann, aber auch genug Prahlsucht und Charlatanerie. Das Neue am Mann war, dass er die Chemie mit der Heilkunde in Verbindung brachte, dass er die Gesundheit in der richtigen Mischung der Stoffe fand, und die Krankheit in der Ausscheidung oder in dem Übergewicht eines Stoffes. Die Aufgabe der Heilkunst sei,[2]) den Abgang zu ersetzen und das Übergewicht zu vermindern. Insofern er Gewicht legte auf die Heilkraft des Körpers, und die Arzneimittel vereinfachte, ist er der Vorgänger der Homöopathie. Über die Natur sprach er großartige, aber auch phantastische Ansichten aus. Er bekämpfte den Glauben, dass die Gestirne das Schicksal der Menschen bestimmen, er bekämpfte den Wahn jener Zeit, dass man aus unedlen Metallen Gold machen könne; er bekämpfte den Glauben an die Einwirkung des Teufels und der Hexen: alles, was geschehe, geschehe durch Gott! Den Menschen bringt er als Mikrokosmus immer mit den Makrokosmos in Beziehung.

Die Epilepsie ist ihm das Erdbeben des Mikrokosmus, die Apoplexie der Blitz. Sonnen- und Mondesfinsternisse sind nur unregelmäßige himmlische Pulsschläge; der Mensch hängt ganz von der Natur ab: „Er isst sich selbst, d. h. das, was er ist, ist er nur durch die Nahrung." Eigentlich nur ein höheres Thier, wird er das edelste Wesen der Schöpfung durch den göttlichen Funken. Alles in der Natur beruht auf dem Triebe der Selbsterhaltung. Gegen Luther betont er die Freiheit und Kraft des Willens. Lichtblicke und phantastische Verirrungen mischen sich in seinen Werken auf seltsame Weise: entweder ist die Ausgabe seiner Werke von Huser in Basel leichtsinnig gemacht, so dass Bücher aufgenommen sind, die er nicht geschrieben hat,[3])

---

[1]) „Ich habe mich, so gut wie meine Gegner, anfänglich auf die Lehre des Galenus und der Araber verlegt; da ich aber sah, dass nichts als Tödten, Sterben, Würgen, Krümmen und Erlahmen aus ihren Proceduren erfolgte, dass sie die mehrsten Krankheiten für unheilbar hielten, und fast allen nichts als Syrup, Laxier- und Purgiermittel, Habermüschen, Kirbsen und Citronen, Jalappe und anderes solches Geschmeiß nebst beständigem Klystier entgegenzusetzen wussten, so verließ ich eine solche elende Kunst, und suchte die Wahrheit auf einem anderen Wege. Ich stellte mir vor: wie wenn in der Welt kein anderer Lehrer der Arznei wäre, wo würde ich die Kunst lernen? — Nirgends anders als in dem offenen Buche der Natur, mit Gottes Finger geschrieben. — Durch diese Thüre gieng ich ein: das Licht der Natur und kein Apothekerlämpchen leuchtete mir auf meinem Wege."

[2]) „Die Apotheker sind meine Feinde, weil ich ihre Büchsen nicht leere; meine Recepte sind einfach und simpel und bestehen nicht aus vierzig bis sechzig Ingredienzen, wie der galenischen Doctoren ihre; aber meine Pflicht ist es, dem Kranken zu helfen und nicht den Apotheker zu bereichern."

[3]) Seine Schrift war schwer leserlich; wenn er dictierte, sprudelten seine Gedanken so reichlich, sprach er so schnell, dass die Schreiber ihm nicht nachkommen konnten. Seine Gedanken, seine Kunstausdrücke sind neu. Sicher sind von den zehn Bänden (in Quart) der Huser'schen Ausgabe nur zehn Abhandlungen von ihm.

oder es hat nie ein Schriftsteller in seinen eigenen Werken sich selber mehr widersprochen. Ein Prahler und, wenn auch ein genialer Mensch, doch seiner Einbildungskraft oft zu sehr sich hingebend, hat Paracelsus überall den Neid seiner Standesgenossen erweckt[1]) und sich Verfolgungen zugezogen. In das Lob der von ihm Geretteten mischten sich auch die Klagen der Angehörigen seiner Opfer, darum hielt es Paracelsus nirgends lange aus, er starb 1537 zu Salzburg, oder endete dort an einem unfreiwilligen Sturz die Stiege hinunter, nachdem seine Feinde ihn betrunken gemacht hatten.[2])

Agrippa von Nettesheim.

In phantastischem Wesen und abenteuerlichem Leben war ihm sein Zeitgenosse Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim nicht unähnlich. Er war Soldat und wurde im venetianischen Kriege vom Kaiser Max I. zum Ritter geschlagen, er war in Dole Lehrer der Theologie, er war Archivar und Historiograph bei Margaretha in den Niederlanden. Ursprünglich der Nachkomme eines ritterlichen Geschlechtes zu Köln, geboren 1487, hat er nach und nach alle Länder Europas bereist und auf der Flucht, wegen Neuerungen, in Grenoble 1535 seinen Tod gefunden.[3]) Berühmt ist sein Werk „De occulta

[redacted]

[1]) „Redet mir nur von den Ärzten, die Chemie treiben! Diese sind wenigstens keine Faullenzer wie die andern; sie kleiden sich nicht in schöne, feine Pelze, in Taffet und Seide, sie tragen nicht weiße Handschuhe und goldene Ringe an den Fingern. Die chemischen Ärzte warten mit Geduld Tag und Nacht auf das Resultat ihrer Arbeiten; sie gehen nicht auf öffentlichem Platze spazieren, sondern sie bringen ihre Zeit im Laboratorium zu. Sie tragen Hosen von Leder und eine Schürze, um sich die Hände abzuputzen; sie stecken ihre Hände in Kohlen und Koth; sie sehen schwarz aus und angebrannt, wie Schmiede und Kohlenbrenner; sie reden wenig und rühmen ihre Heilmittel nicht, weil sie wissen, das Werk ist es, was den Meister lobt." — An einer andern Stelle sagt er: „Ihr von Paris, Padua, Montpellier, Salerno, Wien und Leipzig, ihr seid nicht Lehrer der Wahrheiten, sondern Bekenner der Lügen; eure Philosophie ist Lüge."

[2]) Ennemoser (Geschichte des thierischen Magnetismus, Bd. I, S. 888—902) betrachtet Paracelsus als Gründer der magnetischen Schule; niemand vor ihm habe die Lehre des Wechsellebens aller Wesen mit einer solchen Klarheit, mit so treffenden Vergleichungen, mit einer so eindringenden Sprache erklärt. Seine Begriffe des magnetischen Ineinanderlebens seien richtig und klar, seine Ideen von hohem Schwung; oft sei es aber schwer, seinem Fluge zu folgen. — Über ihn schrieben Hemmann — in den „Medicinisch-chirurgischen Aufsätzen", Berlin 1778; Pfaff — in seiner „Astrologie"; Lessing, Leben des Paracelsus, Berlin 1889; Marx, Zur Würdigung des Theophrastus von Hohenheim, Göttingen 1842.

[3]) Agrippa ist einer der originellsten Männer des an Originalen so reichen sechzehnten Jahrhunderts. Sieben Jahre diente er in Italien als Soldat Maximilians I. und erlernte dann erst die alten Sprachen, die Medicin und die Philosophie; 1506 kam er nach Frankreich und bestieg 1509 die Lehrkanzel der Philosophie in Dole. Er kam aber mit den Franciscanern in Streit, musste Dole verlassen und lebte einige Zeit vom Unterrichte in London. 1510 dagegen finden wir ihn schon wieder als Professor in Köln, 1511 beim Concil in Pisa, dann in Pavia, wo er Vorlesungen über Hermes Trismegistos hält, 1515 in Turin, 1518 in Metz als Syndicus und Orator, das er aber wieder verlassen muss, weil er eine Hexe vertheidigte, dann in Freiburg in der Schweiz, in Genf, 1524 als Arzt in Lyon, dann als Leibarzt der Mutter Franz' I., bei welcher er aber in Ungnade fällt, weil er sich weigert, die Schicksale Frankreichs vorauszusagen; man zahlt ihm deswegen sogar seinen rückständigen Gehalt nicht mehr aus. Da bekommt er 1528 eine Einladung zum König von England, eine zweite zu Kaiser Karl V., eine dritte zu Margaretha von Österreich nach Flandern; der letztern folgt er, und sie erwirkt seine Ernennung zum kaiserlichen Historiographen, in welcher Eigenschaft er sich an die Geschichte der Regierung des Kaisers macht. Da stirbt Margaretha, der er eine Dankrede hält, und mit ihr sein Glück; seine Schrift „De incertitudine scientiarum" hat ihm viele Feinde erweckt, sein Buch „De philosophia occulta" ihn in Verruf der Magie gebracht; er muss flüchten und stirbt 1535 im Spitale zu Grenoble. Ludwig Vives nennt ihn das Wunder der Gelehrten, den Liebling aller Gutgesinnten. Ein anderer zeichnet

philosophia". Er erklärt darin die Magie für die erhabenste aller Wissenschaften. Es gibt drei Welten: eine körperliche, himmlische und geistige, und darum auch drei Magien, die natürliche, himmlische und religiöse. Die Luft ist der Spiegel der Dinge; indem sie eindringt in die Poren des Körpers, erweckt sie Träume, Vorahnungen und Voraussichten. Ein phantasievolles, aber auch feinfühliges Erfassen der Natur zieht sich durch alle seine Werke. Man glaubt oft einen Vorgänger der neuen Lehre vom Somnambulismus in ihm zu hören.

Franck. Bedeutend als Philosoph, als Geschichtschreiber, ist Sebastian Franck, geboren zu Donauwörth, in bewegtem Leben abwechselnd Priester, Buchdrucker, Schriftsteller, Seifensieder, lutherischer Pfarrer; vertrieben aus Nürnberg, aus Straßburg, aus Ulm, weil er ein Gegner war der lutherischen Lehre von der Gnade, starb er 1543. Er suchte die liberale Seite der reformatorischen Bewegung fortzusetzen: es ist ihm am meisten Ernst mit dem allgemeinen Priesterthum, mit der Verwerfung der äußeren Kirche. Franck war ein Gegner der lutherischen Orthodoxie und des neuen Kirchenwesens, weshalb ihn auch Luther als „Teufelsschwanz" bezeichnete. Die einzige Quelle der Erkenntnis ist ihm die Vernunft, das innere Wort Gottes, nach welchem die Bibel, das äußere Wort, erklärt werden muss. Auch die Heiden hatten diese Erkenntnisquelle, wie die ganze Menschheit. Ein Ausläufer der Mystik des Mittelalters, ist Sebastian Franck zugleich der Vorgänger des neueren Pantheismus. Wir erinnern uns an die deutsche Theologie, wenn wir bei ihm lesen: „Alles, was ist, ist Gott; an und für sich ist aber Gott nichts, er wird erst etwas in der Welt. Darum ist die Welt von Ewigkeit, unendlich, denn Gott ist nur mit und in der Welt. Jedes Geschaffene vergeht, aber die Substanz bleibt ewig. Ist Gott alles in allem, so macht er auch das Wesen des Menschen aus, so kommt er im Menschen zum Bewusstsein, zum Willen; indem der Mensch Gott erkennt, erkennt Gott sich in ihm. In hoher Reinheit hat Gott sich in Christus erkannt, aber auch in anderen Menschen von edlerem Streben. Die Sünde ist nichts; wer sündigt, strebt nach dem Gegentheil des Seins, nach dem Nichts, und sucht aus dem Nichts ein Etwas zu machen." Als Geschichtschreiber ist Sebastian Franck von Bedeutung durch seine „Deutsche Geschichte" und „Allgemeine Chronik". Was die neuere Geschichtschreibung anstrebt, hat ihm schon vorgeschwebt — die Darstellung des geistigen Lebens der Menschheit nach seinen verschiedenen Richtungen, nicht bloß das Aufzählen der Regenten und Schlachten. Bei seiner „Sammlung der Sprichwörter" fasst er diese als Philosophie auf der Gasse, als Ausdruck der Weltanschauung des Volkes auf. —

Pantheismus.

---

die Gegensätze, in denen sich der Reichthum dieser Natur bewegte, in den Worten: „Contemnit, scit, nescit, deflet, ridet, irascitur, insectatur, carpit omnia, ipse philosophus, daemon, heros, Deus et omnia." Agrippäana oder H. Agrippas merkwürdiges Leben, Leipzig 1722. — Er war ein Kenner der Kabbalah und spricht oft philonische Ideen aus, wie: „Die Materie ist todt und träg und ohne Kraft, zu wirken; Kraft und Gestalt bekommt sie von der Idee, d. i. von Naturen, welche an sich keinen Körper und keine Ausdehnung haben, sondern selbst von Gott in die Materie kommen. Jede Kraft ist aber göttlicher Abkunft und deswegen ist Gott auch in allen Dingen enthalten. Die Gestirne bestehen gleichfalls aus den Elementen der irdischen Körper, daher ziehen die Ideen einander an. In allen Dingen ist eine geheime Kraft verborgen und daher kommen die magischen Wunderkräfte. Glaube, Liebe und Hoffnung muss der Magier besitzen, der überirdische Kraft gewinnen will. Willst du die Kraft der Sonne auf dich ziehen, so gebrauche, was auf Erden sonnenhaft ist." Vergl. Sprengel, Geschichte der Arzneilehre, Bd. II.

Die Hexenprocesse.

Die Phantasie des Zeitalters ist düster, die Gefühle sind verhärtet; furchtbare Beweise für diese Behauptung geben das damalige Justizwesen und die Hexenverfolgungen,[1]) die unzweifelhaft mehr Opfer gekostet haben, als der dreißigjährige und der spanische Erbfolgekrieg zusammen. Justiz.

Das römische Recht hatte gesiegt über das deutsche. Im römischen Recht ist nun die Folter gestattet, aber nur gegen Sclaven; die ‚Karolina' oder die von Karl V. nach dem alten Bamberger Recht zusammengesetzte und 1532 zum Reichsgesetz erhobene peinliche Halsgerichtsordnung gestattet die Tortur, aber nur, wenn der Richter hinlängliche Beweise hat, dass der Angeklagte das Verbrechen wirklich begangen hat und beharrlich leugnet, und warnt vor ungerechtfertigter Anwendung. Allein diese Zeit wandte die Tortur mit größter Leichtfertigkeit an, und die Henker waren oft barmherziger als die Richter. Strombeck[2]) gibt eine grauenerregende Schilderung des damals üblichen Verfahrens beim Verhöre. „Weigerte sich der Angeklagte, auf die ihm vorgelegten Fragen ‚ja' zu sagen, so wurden ihm mit Darmsaiten die Hände so fest auf den Rücken gebunden, dass das Blut aus den Einschnitten in Strömen herunterfloss und unter den Nägeln hervordrang. So wurde der Angeklagte zum zweitenmale befragt. Waren seine Antworten noch nicht völlig genügend, so wurde ein Strick mit einem Haken von der Decke der Marterkammer heruntergelassen, der Haken in den Verband der Hände geschlagen und der Gemarterte an der Rolle in die Höhe gezogen. Da er nun gewöhnlich in Ohnmacht verfiel, und also gar nicht antworten konnte, so wurden ihm, unter dem Vorwande der Verstocktheit, die sogenannten spanischen Stiefel angelegt und diese mit messingenen Schrauben so fest zugeschroben, dass nicht nur das Fleisch zerquetscht, sondern oft die Knochen zermalmt wurden. Jetzt erwachte der Gemarterte gewöhnlich aus seiner Betäubung, durch die grenzenlosen Schmerzen geweckt, und schrie, zu allem ‚ja' sagen zu wollen. Wenn dann später der Angeklagte sein Bekenntnis widerrief, so wurde die peinliche Befragung wiederholt, auf dieselbe Weise, doch mit der Schärfung, dass der auseinandergereckte Leib mit brennendem Schwefel bespritzt wurde. Unter den Fußsohlen wurden zugleich kleine brennende Lichter gestellt." Römisches Recht. Folter.

In seiner ganzen Entsetzlichkeit zeigt sich dieses Verfahren in der Verfolgung der Hexerei.[3]) Wir haben hierüber ein merkwürdiges Buch, ge- Hexenwesen.

[1]) Hexe heißt alt-niederdeutsch hagedisse oder hagetisse, hochdeutsch hagezisse oder hagezusa. J. Grimm (Deutsche Mythologie, S. 902) leitet es von hagr = dexter, artificiosus ab, Hexe war also ein kluges, verschmitztes Weib. — Simrock (Handbuch der deutschen Mythologie, S. 492) leitet das Wort von hag = Hain und disse = Dise (Idisi) = göttliche Jungfrau ab, also Waldgöttin, Waldnymphe, urlogtreibende Walküre, Wettermacherin, Wunschmädchen. Aus dem Walkürenglauben habe sich der Hexenglauben entwickelt.

[2]) In seinem „Henning Brabant". Beitrag zur Geschichte des deutschen Städte- und Justizwesens im Anfang des siebzehnten Jahrhundertes.

[3]) Soldan, Geschichte der Hexenprocesse, Stuttgart 1848. — Schreiber, Feen und Hexen. Taschenbuch für Geschichte und Alterthümer, 1846, S. 1—22. — Die Hexenprocesse zu Freiburg, Offenburg und Bräunlingen, Freiburg 1836. — Jetzt hat bald jede Landschaft ihre eigene Geschichte der Hexenprocesse. Auch in der Ortenau, einer heiteren Gegend, und in dem schönen Offenburg fielen diesem Wahne viele Opfer. Vergl. darüber die interessante Schrift von Franz Volk.

schrieben von einem der edelsten Menschen, die „Cautio criminalis contra sagas“ von Friedrich Spee. Aus einem altadeligen Geschlechte derer von Langfeld 1595 geboren, wurde Friedrich Spee Mitglied des Jesuiten-Ordens, und erhielt in Würzburg 1627 und 1628 den Auftrag, gegen 200 Personen zum Tode zu führen. Die Angeklagten bekannten sich nun anfangs durchaus schuldig, sowie sie aber mit dem gemüthvollen Spee näher vertraut wurden, erklärten sie ihm, dass sie alle unschuldig, und alle Geständnisse nur durch die Qualen der Folter erpresst seien, baten ihn aber alle, dieses ja nicht zu sagen, sonst würden sie wieder auf die Folter gelegt, bis das frühere Bekenntnis von neuem herausgepresst wäre. Mit heißen Thränen betheuerten sie ihre Unschuld, und doch mussten sie sterben. Spee sah durch Erforschung der Processe und Besprechungen mit den Richtern das Unrecht ein, und doch konnte er ihnen nicht helfen und musste sie zum Holzstoß begleiten, und das Haar des vierunddreißigjährigen Mannes wurde weiß vor Kummer und Entsetzen und er brach in die salomonische Klage aus: „Ich wandte mich und sah Unrecht leiden unter der Sonne, und Thränen derer, die keinen Tröster hatten, und Übermacht derer, welche Unrecht thaten. Da pries ich die Todten mehr, denn die Lebenden, und hielt den, der noch nicht ist, für glücklicher denn beide, dass er des Bösen nicht inne wird, welches unter der Sonne geschieht.“ Spee konnte nur auf literarischem Wege helfen, denn, wäre er gegen die Richter aufgetreten, so hätte man ihn nicht bloß sogleich ergriffen und hingerichtet, sondern es wären auch diejenigen, welche er retten wollte, von neuem gefoltert worden.

Friedrich Spee.

Cautio criminalis.

Spee legte seine Erfahrung in einem Buche nieder: „Cautio criminalis in processibus contra sagas, liber ad magistratus Germaniae hoc tempore necessarius, auctore incerto theologo romano.“ [1]) Gleich im Anfange setzt Spee auseinander, wie die Vorstellung vom Teufel die Köpfe mehr beherrsche, als der Gedanke an Gott: geschieht irgend ein Unglück, gibt es langen Regen, Misswachs, Dürre, Viehseuchen, Krankheiten, plötzliche Todesfälle, Feuersbrünste, so heißt es gleich: das haben die Hexen gethan! Wird einer reich, auf ganz natürlichem Wege, so steckt Hexerei dahinter; ist einer sehr fromm, betet er eifrig den Rosenkranz, geht er fleißig in die Kirche, gleich heißt das: der Teufel lässt ihm keine Ruhe. Bald entsteht ein Geschrei unter der Bethörten, die Obrigkeit müsse einschreiten, und das Geschrei findet nach und nach Gehör. Ein landesfürstlicher Befehl erscheint an die Richter und Räthe, gegen die Hexen das Verfahren einzuleiten. Zögern sie aus Gewissenhaftigkeit, so werden sie verdächtig; in der Regel ist ihnen ein solcher Befehl erwünscht, denn sie bekommen für jeden Kopf, den sie zum Feuertode verurtheilen, eine gewisse Anzahl Thaler. Spee klagt über den Leichtsinn der Fürsten, die so schnell dem Geschrei nachgeben und sich mehr um Landwirtschaft, Falkenbeize und Hirschjagd bekümmern, und nicht bedenken, wie sie einst

[1]) Das Buch erschien 1631 in Rinteln, die zweite Ausgabe 1632 zu Frankfurt, die dritte 1635 zu Sulzbach, ein deutscher Auszug 1647 zu Bremen, die vollständige Übersetzung von Hermann Schmidt 1649 zu Frankfurt a. M.

wegen leichtfertigen Vergießens so vielen Menschenblutes vor dem Gerichte Gottes sich werden verantworten müssen. Endlich kommt der Richter; je heftiger und ungestümer er ist, destomehr wird sein Eifer für Gerechtigkeit gelobt; er läßt das erste beste Frauenzimmer, gegen welches irgend ein Gerede aus Dummheit oder Bosheit sich erhob, meist eine reiche Witwe, aufgreifen; führte sie einen mehrenhaften Lebenswandel, so heißt es, eine Schlechtigkeit steht mit der andern in Verbindung; war ihr Leben unbescholten, so heißt es: sie hat hinter der Ehrenhaftigkeit nur ihren Verkehr mit dem Teufel zu verstecken getrachtet; zeigt sie Furcht, so ist dies ein Beweis ihrer Schuld, denn ihr Gewissen klagt sie an; zeigt sie sich furchtlos, so ist gerade das wieder ein Beweis, denn sie vertraut auf die Hilfe des Teufels. Leugnet sie, so ist das der beste Beweis, denn die Hexen lügen immer, sie wird darum auf die Folter gelegt, um sie zum Gestehen zu zwingen; einen Vertheidiger hat sie natürlich nicht, auch würde niemand es wagen, weil er dadurch in den Verdacht der Zauberei geriethe. Sie wird geschoren am ganzen Leibe, ob sie keine Teufelsmale an sich habe, oder Zaubermittel gegen den Schmerz bei sich trage; vertheidigt sie sich und widerlegt sie alle Anklagen, so ist das ein Beweis der Hexerei, denn die Hexen sind beredt; bekennt sie auf die erste Anwendung der Folter hin sich als schuldig, so wird sie verbrannt: bekennt sie nicht, so wird zu einem stärkeren Grad der Quälung geschritten: rollt sie während der Qualen die Augen, so heißt es: sie sucht ihren Buhlen; richtet sie den Blick fest auf einen Ort hin, so heißt es: sie erkennt ihn; überwindet sie den Schmerz, so ist dies der Beweis von Teufelstücke; stirbt sie während der Qual, so heißt es: der Teufel hat ihr den Hals umgedreht. Es gab jedoch Virtuosen im Foltern, welche die höchsten Qualen anzuwenden verstanden, ohne das Leben zu vernichten. Macht sie im höchsten Wahnsinne des Schmerzes ein Geständnis, so fragt man schnell nach den Personen, die mit ihr am teuflischen Gelage Antheil genommen; diese werden dann sogleich eingezogen und in ähnlicher Weise behandelt. So kam es, dass an vielen Orten das Feuer auf der Hinrichtungsstätte nie vollständig erlosch; in der Verzweiflung nannten die Gefolterten oft ihre eigenen Richter, gegen die dann dasselbe Verfahren angewendet wurde. Kein Alter, kein Geschlecht, kein Stand verlieh Schutz, den Geistlichen half das Vorrecht ihres Standes nicht; es gab Geistliche, die es unterließen, täglich Messe zu lesen, nur damit das Volk sie nicht als Hexenmeister ausschreie. Kinder mit sieben bis neun Jahren wurden ebenso leichtfertig auf dem Holzstoß gesandt, als Alte, die an der Schwelle des Todes standen. So nahm die Zahl der für schuldig Erkannten in entsetzlichem Maße zu und ganze Dörfer, ganze Landschaften wurden verödet. Auch diejenigen, welche zuerst zur Untersuchung trieben und die Hexenbrände schürten, wurden zuletzt von der Bewegung ergriffen und auf den Holzstoß gesandt. Spee meint darum, es wäre das Beste, wenn man ergriffen würde, gleich zu gestehen, man entrinne allen Qualen und finde einen schnellen Tod. Er spricht es mit aller Entschiedenheit aus, man solle den ersten besten Kapuziner, den ersten besten Jesuiten nehmen, er werde, wenn man ihn wiederholt auf die Folter lege, endlich gestehen, was man wolle. So könne man Domherren, Doctoren der Kirche auch zuletzt als Hexenmeister verurtheilen. Freilich hielt man solchem Einwande entgegen: wären sie unschuldig, die Flamme würde sie nicht verzehren, denn Gott hilft den Seinen, hat er doch durch Rettung der drei Männer aus dem feurigen Ofen bewiesen, dass er die Unschuldigen nicht verbrennen lasse.

Folter.

Annahme des Wahns.

Dieser entsetzliche Wahn hat in Deutschland unzählige Opfer gekostet. Was hat Spee mit seinem Buche genützt? Es erschien 1631 in erster, 1632 in

Zahl der Opfer.

zweiter Auflage. In Würzburg lebte damals ein Domherr Schönborn, welcher später Erzbischof von Mainz geworden ist. Die schönen Gedichte Spees gewannen ihm die Zuneigung des Domherrn. Als Schönborn den jungen Geistlichen eines Tages fragte, warum er schon weißes Haar habe, antwortete ihm dieser, das komme von den Hexen her, nämlich vom Kummer über die Unmöglichkeit, den unschuldig Verurtheilten zu helfen, und gestand ihm auch, dass er die „Cautio criminalis" verfasst habe. Schönborn schaffte später, als Erzbischof von Mainz, die Hexenprocesse in seinem Lande sogleich ab. Der edle Spee aber starb 7. August 1635 am Lazarethfieber, in Übung seines priesterlichen Berufes, nach einer andern Nachricht an Wunden, die ihm ein Meuchelmörder beigebracht hatte. — Schon

Tanner.

vor ihm war ein Jesuit Tanner gegen die Anwendung der Folter und gegen die Hexenprocesse aufgetreten. Spee mahnte, die mit ihm gleichgesinnten Männer sollten sich an den Kaiser wenden, und Ferdinand, der fromme Vater Deutschlands, sollte Einstellung aller Hexenproceesse befehlen; allein dazu hatte der Kaiser keine Macht, er durfte in die Regierung der einzelnen Fürsten nicht eingreifen.

Aber woher dieser Wahn? Er stammt aus dem altdeutschen Heidenthum,[1] schon Karl der Große ist dagegen aufgetreten. Wie eine Epidemie tritt er aber am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wieder auf und währte bis an den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts. Ein Richter in Lothringen, Remigius, verbrannte in fünfzehn Jahren über 800 Hexen, wurde später vom Wahne selber ergriffen und hielt sich für einen Zauberer und endete auf dem Holzstoße.

„Hexenhammer."

1487 erschien „Der Hexenhammer", „Malleus maleficarum", der für ein wahres Evangelium in Sachen der Zauberei galt.[2] Luther, der doch die Menschheit vom Wahne befreit haben soll, ist mit der Vorstellung vom Teufel geplagt, und je älter er wird, umso häufiger spricht und schreibt er von ihm: er müsse, schreibt er, oft Nächte hindurch mit dem Satan disputieren; wir sind des Teufels Gefangene, als unseres Herrn und Gottes, dass wir thun müssen, was er will und uns eingibt. In seinem Katechismus sagt er bei der Erklärung des Vaterunsers: „Der Teufel richtet Mord, Aufruhr und Krieg an, item Ungewitter, Hagel, das Getreide und Vieh zu verderben, die Leute zu vergiften u. s. w." Zu den Abgöttischen, sagt er ferner, gehören auch die, welche es gar zu grob treiben, mit

---

[1]) Jakob Grimm, Deutsche Mythologie, im Capitel von der Zauberei. — Soldan, Hexenprocesse, S. 69—98.

[2]) Dieser Aberglaube beruht vorzugsweise auf der Unkenntnis der menschlichen Natur und der Wechselwirkung zwischen Seele und Leib. Was menschlich unerklärbar und unheilbar war, wurde dem Einflusse böser Geister zugeschrieben. Viele dieser Fälle gehören in das Gebiet der Seelenstörungen, für die aber in jener Zeit eine besondere Anlage vorhanden gewesen sein muss, sowie eine Neigung, mit den dunklen Mächten des Lebens sich zu verbinden, um hinter die Geheimnisse des Daseins zu kommen und Macht zu üben und Genüsse zu erlangen. Auf Klagen über dieses dunkle Treiben, forderte Innocenz VIII. durch Bulle vom 5. December 1484 eine Untersuchung und ein Gericht gegen dieses Treiben. Es gab damals eigene Bücher, welche lehrten, wie man mit den bösen Geistern in Verbindung kommen könne; es gab Hexenpulver und Salben, die eine Art Somnambulismus erzeugten, Räucherungen, die, wie der Genuss des Opiums, in eine Art Ekstase versetzten, und in denen man sündlichem Trieben und niederen Gelüsten nachhieng. Maximilian I. anerkannte diese Bulle (Brüssel, 6. November 1486). Die Commission, welche die Untersuchung leiten und das Verfahren regeln sollte — Heinrich Kramer, Jakob Sprenger, Johann Gremper — arbeitete den „Hexenhammer" aus („Malleus maleficarum"), der die Hexen zermalmen sollte und für viele verhängnisvoll wurde, als infolge der peinlichen Halsordnung das Gericht über die Hexen an die bürgerlichen Richter übergieng und die Inquisitoren auf die Sporteln angewiesen wurden. Jetzt war Hexen zu wittern und zu richten Sache des Vortheils.

dem Teufel einen Bund machen, dass er ihnen Geld genug gebe, oder zur Buhlschaft helfe, ihr Vieh bewahre, oder ihnen zu verlorenem Gute wieder verhelfe u. s. w. Der Wahn wurde also von den Reformatoren vollständig als Wahrheit angenommen und weiter verbreitet, und Katholiken und Protestanten wetteiferten in Deutschland in Verfolgung der Hexen. Die Verbreitung des Stechapfels,[1]) aus dem eine narkotisierende Salbe bereitet wurde, mag zur Verbreitung des Wahnes nicht wenig beigetragen haben. Spee war der erste, der muthvoll gegen diesen Glauben auftrat, aber er kam gegen die Macht des herrschenden Wahnes nicht auf. 1691 veröffentlichte Balthasar Becker in Amsterdam ein Buch: „Die bezauberte Welt", worin er den Zauberglauben eben als eine Bezauberung hinstellte: der Teufel besitze nicht die Herrschaft über die Welt, sondern liege in der Hölle, sei mit Ketten der Finsternis ewig gebunden und könne auf der Erde nicht gegenwärtig sein. Die Stellen der Schrift, welche von der fortdauernden Wirksamkeit böser Geister sprechen, seien bildlich zu verstehen. Die Geistlichkeit in Holland erhob eine Anklage wider den Leugner des Teufels, sprach das Verdammungsurtheil über das Buch, und schloss den Verfasser von der Kirchengemeinschaft aus. 1701 bestritt Thomasius die Wirksamkeit des Teufels, insbesondere die Bündnisse zwischen Menschen und dem Teufel. Die Geistlichkeit Sachsens schrie Zeter über dieses Buch, die Ruhe der Kirche Christi werde dadurch gestört. Doch ließ Thomasius sich nicht einschüchtern, und nach und nach siegte die Vernunft über den Wahn. 1749 wurde die letzte Hexe in Würzburg verbrannt und 1782 die letzte Hexe in Glarus. Gegen Thomasius behauptete noch der Jurist Karpzov, dass die Leugnung der teuflischen Besitzungen und Bündnisse als ein schweres Verbrechen bestraft werden müsse. —

Balthasar Becker.

Thomasius.

Fortsetzung des Türkenkrieges. — Suleimans II. Tod 1566.

Doch jetzt haben wir uns wieder mit dem Verhältnisse der beiden Linien Habsburgs zum Hause Osmans zu beschäftigen. Französische Anstiftung hatte die Türken zum neuen Kriege gegen Österreich, wie gegen Spanien getrieben. Die Kräfte Ferdinands waren so sehr beschäftigt, die Lage der Dinge in Deutschland war so ernst, dass er um Frieden in Stambul unterhandeln musste. Er war glücklich in der Wahl seines Gesandten, eines Niederländers mit Namen Auger Busbek,[2]) der ein sehr umsichtiger und muthiger Mann war, allein lange nicht zu seinem Ziele kommen konnte, einmal durch Schuld des französischen Gesandten,[3]) welcher mit allen Mitteln es dahin zu bringen suchte, dass Busbek nicht einmal zur Audienz beim Sultan vorgelassen werde. Das zweite Hinderniss lag im Stolze der Türken: „Das lange Glück," schreibt

Die Türken.

Busbek.

[1]) Unger, Die Pflanze als Betäubungsmittel, Wien 1860.

[2]) „Augerii Gislenii Busbequii legationis turcicae epistolae quatuor" heißt das Werk, worin er über seine Thätigkeit berichtet. Opp. Lugd. Batav. Elz. 1633. Vergl. Zinkeisen, l. c. Bd. II, S. 878. Der gelehrte Mann benutzte seinen Aufenthalt in Kleinasien zur Sammlung von seltenen Pflanzen und Thieren, dann zum Ankauf griechischer Handschriften, von denen er viele nach Wien sandte, darunter den Dioskorides.

[3]) Cordignac hieß der Franzose. Seine Berichte an Heinrich II. bei Charrière, Négociations, II, p. 329—337.

er an Ferdinand I., „hat dieses Volk so übermüthig gemacht, dass es nichts für Unrecht hält, was es will, und nichts für Recht, was es nicht will.“ Die Türkei stand damals auf der höchsten Höhe ihrer Macht: sie reichte von Arabien bis nach Ofen, vom Indus bis ans adriatische Meer, Ägypten, Algier, Tunis, Tripolis gehörten dazu, wie die Moldau und die Walachei, Ungarn und Siebenbürgen. Jede Eroberung war nur ein Haltplatz zu einem neuen Anlauf, die Herrschaft weiter auszudehnen. Das Glück war meist mit Suleiman. Das Reich war so eingerichtet, dass alles vom Willen des Herrschers abhieng, und dieser Herrscher war eine Kraftnatur von ungewöhnlichen Eigenschaften.

Größe der Türkei.

Busbek sah Suleiman, da er schon alterte, und schildert ihn verwundert mit den Worten: „Auf seiner keineswegs heitern Stirn ruht die Strenge der Majestät. Er befindet sich schon im vorgerückteren Alter; die Würde seines Antlitzes und die ganze Haltung seines Körpers ist der Größe eines solchen Reiches würdig. Er hat sich immer der Mäßigkeit befleißigt; selbst in der Jugend war er weder dem Weine ergeben, noch pflegte er unnatürliche Laster. Seine Religion und ihre Gebräuche beobachtet er aufs strengste und ihre Ausbreitung liegt ihm ebenso am Herzen, wie seine Herrschaft. Für sein Alter genießt er einer ziemlich guten Gesundheit, nur verräth der Mangel an Farbe irgend ein verborgenes Übel; allein diesen Mangel sucht er durch Purpurschminke zu ersetzen, so oft er Gesandte mit der Meinung entlassen will, dass er einer vorzüglichen Gesundheit genieße, denn er glaubt, dass ihn dann auswärtige Fürsten als stark und kräftig umsomehr fürchten.“

Suleiman II.

Der Grenzkrieg in Ungarn dauerte 1555 und 1556 ununterbrochen fort. Die Türken streiften bis nach Krain, nahmen 1558 Tata. Auch der Seekrieg dauerte fort. Piali, der Sohn eines Kroaten, nahm Budschia, Oran, Benefert unweit Tunis. Heinrich II. verlangte thatkräftigere Führung des Seekrieges und bat den Sultan um zwei Millionen Ducaten zum Kriege gegen die Habsburger.[1]) 1558 geschah nichts von Bedeutung zur See. 1559 sammelte sich bei Malta unter Führung des alten Seehelden Andreas Doria eine Flotte von 200 Segeln, welche Spanien, der Papst, Genua, Florenz und die Malteser gestellt hatten. Die Insel Dscherbe zwischen Tunis und Tripolis wurde 1561 von den Christen erobert, im gleichen Jahre aber wieder gegen Piali verloren. Die Unterhandlungen wegen Siebenbürgen scheiterten. Der alte Sultan dachte noch einmal an einen Eroberungszug gegen Wien.[2]) Nach dem Frieden, welchen Philipp II. mit Heinrich II. eingieng, wurden die Türken kühler gegen Frankreich[3]) und so war es Busbek möglich, 1562 einen Frieden zwischen Ferdinand und Suleiman abzuschließen. Danach verpflichtete sich Ferdinand zu einem jährlichen Geschenke von 20.000 ungarischen Ducaten an die Pforte; dagegen versprach der Sultan, den Johann Zapolya von jeder feindlichen Haltung gegen Ferdinand abzuhalten: jeder Theil solle im ruhigen Besitze

Seekriege. Piali. Heinrich II. Friede von 1562.

[1]) Sein Schreiben an Suleiman bei Charrière, Négociations, II, p. 346—351.
[2]) Charrière, Négociations, II, p. 591 ff.
[3]) Über die Beziehungen zwischen Frankreich und der Pforte in dieser Zeit geben die Actenstücke, welche Charrière, Négociations, II, p. 354—452 mittheilt, wichtige Nachrichten.

dessen bleiben, was er gerade habe. Nach Frankfurt zum Reichstage kam in diesem Jahre zum erstenmale eine türkische Gesandtschaft mit prachtvollen Geschenken an Ferdinand.

Familientragödie.

Unglück in der eigenen Familie waren mit daran schuld, dass Suleiman diesmal so nachgiebig war.[1]) Seine letzten Jahre sind getrübt durch das Gefühl einer Blutschuld, die er gegen zwei seiner Söhne und deren Kinder auf dem Gewissen hatte. So glänzend der Stand des Reiches nach außen, so düster sah es im Herzen des Sultans aus. Der „Schatten, das Ebenbild Gottes auf Erden", hatte in der Eifersucht der Macht seine Söhne unschuldig ermorden lassen. Es ist dies der Fluch der Vielweiberei, dem auch Suleiman seinen schmerzlichen Tribut zahlen musste, so sehr sonst seine Natur reich war an edleren Elementen und an einem gewissen sittlichen Ernst.

Mustafa.

Wie Suleiman stark war in der Liebe, so war er entsetzlich im Verdachte und im Zorne. Die Neigung seiner jungen Jahre war eine Tscherkessin, von der er zwei Söhne hatte, Mustafa und Bajesid. Mustafa war durch Schönheit, Geist, Adel des Herzens, ritterliches Wesen, das Ebenbild des Vaters, die Hoffnung der Nation, der Liebling der Armee, und der Sultan hatte ihn früher selber als seinen Nachfolger betrachtet. Bajesid war eine mehr stille Natur mit friedlichen Neigungen. Später liebte Suleiman eine Russin, Rossa oder Roxolane, auch Chassek Chirrem (= die Fröhliche) genannt, welche durch kluge Benützung seiner Schwächen sich seines Herzens vollständig bemächtigte. Zwischen ihr und Mustafas Mutter entbrannte die wildeste Eifersucht. Diese misshandelte jene eines Tages nicht bloß mit Worten, wie „Verrätherin", „verkauftes Fleisch", sondern auch mit Schlägen. Als Roxolane mit den Spuren der Misshandlung, mit Thränen im Auge, mit aufgelösten Haaren sich dem Sultan zeigte, verbannte dieser die Tscherkessin aus seiner Nähe nach Amasia in die Statthalterschaft seines Sohnes Mustafa. Der Hass der Frauen übertrug sich auf ihre Söhne. Roxolane suchte Mustafa die Nachfolge zu entreißen und diese ihrem Sohne Selim zuzuwenden. Bald fühlte Mustafa, wie mächtig der Einfluss Roxolanes sei, die kein Mittel außer acht ließ, ihn zu verdächtigen, als suche er dem Vater vor der Zeit den Thron zu entreißen und ihm das Schicksal zu bereiten, das Selim I. seinem Vater Bajesid bereitet hatte. Durch die Vermählung mit einer ihrer Töchter von Roxolane gewonnen, trat der Großvezier 1563 mit den Worten vor den Sultan: „Herr, die Janitscharen haben sich gegen dich verschworen, sie sagen, dass das Alter das Blut in deinen Adern erstarrt habe, und dass es Zeit für dich sei, den Fuß auf das Kissen der Ruhe zu legen. Mustafa ist die Seele der Verschwörung, denke an Bajesid II." — „Gott verhüte," antwortete Suleiman, „dass Mustafa solche Frechheit zeige. Man schicke nach Amasia und bringe ihn hieher ins Lager!" — Der Sultan war gerade auf einem Zuge gegen Persien. Mustafa ahnte dunkel, was ihm bevorstehe, er war von verschiedenen Seiten her gewarnt worden, doch glaubte er, dem Befehle des Vaters gehorchen zu müssen, was ihn auch für ein Geschick treffe, und trat, vom lauten Jubel des Heeres begrüßt, der aber gerade den Vater im Verdachte seiner aufrührerischen Gesinnung bestätigte, unbewaffnet in das Zelt Sulei-

Roxolane.

Verläumdung.

Mustafa erwürgt.

[1]) Charrière, Négociations, II, p. 541—590.

mans, um ihn zu begrüßen. — „Der Hund hat noch den Muth, mich zu grüßen!“ donnerte Suleiman seinen Sohn an. Stumme stürzen sich auf den Sohn mit der Bogenschnur. „Vater!“ ruft Mustafa, — vergebens; da regt sich die Lebenslust, mit Riesenkraft erwehrt er sich der Henker, aber andere kommen
Dschihangir. und erdrosseln ihn. Einen jüngeren Bruder, Dschihangir, der, obschon ein Sohn Roxolanes, doch Mustafa wegen seiner edlen Eigenschaften zärtlich liebte, tödtete der Gram. „Unnatürlicher Vater!“ soll er dem Sultan zugerufen haben, „du sollst statt eines Grabes zwei gefüllt haben!“ Im Lager brach ein Aufruhr aus. Die Janitscharen verlangten nach Mustafa. Der Sultan ließ die Leiche auf einen Teppich vor das Zelt legen. Der Schreck vor dem Herrscher, der sein eigenes Blut nicht schonte, und ein Geschenk wirkten, doch rettete nur die Flucht den Großvezier vor ihrem Hasse. Ihre Liebe wendete sich nun dem vierzehnjährigen
Mohammed. Sohne Mustafas, Mohammed, zu. Sie ward auch für diesen verhängnisvoll. Der Sultan gab Befehl, den Knaben zu tödten, als größte Gefahr für die Einheit des Reiches. Die Mutter des Knaben hütete ihn mit der Wachsamkeit der Liebe und ließ ihn nie von sich. Man wusste aber durch List ihn doch von der Mutter zu trennen und zeigte ihm mit den Worten: „Der Sultan hat dein Ende befohlen“ die todtbringende Schnur. — „Dieser Befehl ist mir heilig, als wenn er von Gott käme“, entgegnete der Knabe, hielt seinen Hals hin und wurde erdrosselt.[1])

Ein Verbrechen zieht jedoch immer ein anderes, wie eine Nothwendigkeit,
Bajesid. nach sich: Bajesid fühlte sich jetzt nicht mehr sicher, zwischen ihm und Selim brach durch Leute, welche sich bei dem Sohne Roxolanes beliebt machen wollten, Feindseligkeit aus. Beleidigende Briefe wurden gewechselt. Suleiman II. tadelte den Sohn und suchte eine Versöhnung herbeizuführen, die Briefe wurden aber unterschlagen und es ward so lange geschürt, bis selbst der friedfertige Bajesid ein Heer zu seinem Schutze sammelte. Er erlag in einem mörderischen Treffen bei Konia am 30. Mai 1559 den Waffen seines Vaters und flüchtete sich mit seiner Familie zum Schah von Persien. Suleiman drohte mit Krieg, wenn der Schah seinen Sohn nicht ausliefere. Auf Krieg mochte es Thamasp nicht ankommen lassen, er setzte Bajesid mit seinen vier Söhnen gefangen und gestattete, dass gegen ein Blutgeld von 400.000 Goldstücken die Henker Suleimans Bajesid und seine vier Söhne im Gefängnis erdrosselten!

Gram des Sultans. Fortan hatte Suleiman II. keine heitere Stunde mehr. Er wurde argwöhnisch, verschlossen, abergläubisch, er suchte vergebens Frieden der Seele. Eine Wahrsagerin erklärte ihm, er müsse seine Saiten-Instrumente zerschlagen, und er that es — bisher hatte er zuweilen Trost im Dichten gefunden. Sie sagte ihm, aller Luxus sei sündhaft, und statt auf Silber speiste der alte Kaiser auf Thongeschirr; sie erklärte, Allah zürne, weil in Constantinopel Wein getrunken werde, und sofort verbot der Sultan auch den Christen seines ganzen Reiches den Genuss des Weines. Vielleicht drückte ihn auch das Gefühl von der Unwürdigkeit und Unfähigkeit Selims, für den er, als den jetzt erklärten Thronfolger, sich mit
Selim II. dem Blut seiner Söhne und seiner Enkel befleckt hatte. Ein Venetianer schildert diesen Selim II. als häßlich, als klein, als von schwächlicher Gesundheit infolge von Ausschweifungen und Weintrinken: er gleiche mehr einem Ungeheuer, als einem Menschen, sei entstellt und habe ein ruiniertes und erhitztes Gesicht, es fehle ihm jeder Sinn für Kunst und Wissenschaft, er sei unbeholfen und roh in

[1]) Hammer, l. c. Bd. III, S. 364 ff.

seinen Reden und verstehe gar nichts von Geschäften, dabei sei er unbesonnen, schmutzig, habsüchtig. — Und die Schultern eines solchen Menschen sollten die Last des Reiches tragen!

Wie um durch Aufregung sich zu betäuben, wandte Suleiman II. sich wieder kriegerischen Unternehmungen zu. Zunächst galt es der Insel Malta. Philipp II. hatte 1564 die afrikanische Stadt Vellez hinweggenommen, um von da aus weiter an der Küste von Afrika vorzudringen. Um dies zu verhindern und zugleich seine Herrschaft über das Mittelmeer zu sichern, schien dem Sultan eine Festsetzung auf Malta unumgänglich nöthig.[1]) Für diesen Zweck wurden im Winter 1564—1565 großartige Rüstungen betrieben, namentlich 20 Riesenkanonen gegossen. Von den Rüstungen verbreitete sich Kunde in Europa, über den Zweck derselben war man aber im Dunkeln. Nur Einer hatte durch seine Kundschafter sichere Nachricht bekommen: es war der Großmeister des Ordens der Johanniter, denen der Zug galt. Suleiman hatte sie einst aus Rhodus vertrieben, jetzt wollte er ihnen auch ihre letzte Zuflucht, Malta, entreißen.[2])

Philipp II. Malta. La Valette.

Malta war eine unfruchtbare Felseninsel, als der Orden dieselbe 1530 übernahm. Den Rittern fiel es schwer aufs Herz, als sie landeten, wenn sie ihres früheren Aufenthaltes auf Rhodus, der Insel der Rosen, gedachten. Aber in kurzer Zeit war der Felsen in ein Gartenbeet umgewandelt. Terrassen wurden eingehauen, fruchtbare Erde aus Sicilien herbeigeführt, Höhlen gesprengt, so dass die Insel auch als Festung dienen konnte. Sie ward ein Bollwerk der christlichen Sache, wie einst Rhodus. Die Ritter führten unermüdlich den Seekrieg mit den Türken. Deshalb beschloss Suleiman, mit der Vernichtung des Ordens und der Eroberung der Insel seine Regierung zu beschließen. Wahrscheinlich wäre ihm sein Plan gelungen, wäre nicht Jean Parisot de la Valette Großmeister gewesen. Sein Muth, seine Umsicht, seine Tugend hatten ihn von Stelle zu Stelle bis zur höchsten Würde des Ordens erhoben. Zwar war er achtundsechzig Jahre alt, aber das Heldenfeuer der Jugend, in der er der Vertheidigung von Rhodus angewohnt, glühte noch in seinen Adern. Auch er rüstete den Winter hindurch. Er hob auf der Insel 2000 Mann aus und übte sie in Waffen, er forderte die Ritter durch ganz Europa auf, in Malta die Gefahr und die Ehre des Ordens zu theilen. Und als sie, belebt vom alten Heldengeist, von allen Seiten freudig herbeieilten, theilte er ihnen mit, dass sie jetzt den Hauptstoß des osmanischen Reiches auszuhalten, dass sie die Hauptschlacht des Kreuzes gegen den Halb-

[1]) Ausführlich und mit Wärme ist die Belagerung von Malta geschildert — in Vertot, Histoire des chevaliers de St.-Jean d'Jerusalem, Paris 1726, V voll. Über Vertot vergl. später Bd. XI dieses Werkes. Über die Quellen vergl. Hammer, l. c., Bd. III, S. 747, wo aber Folieta — De obsidione Melitensi — vergessen ist.

[2]) Über die Rüstungen vergl. den Augenzeugen Petrenol — in Charrière, Négociations, II, p. 772—780.

mond zu schlagen, unsterblichen Ruhm und den Himmel zu gewinnen hätten. Alle nahmen das Abendmahl und schworen darauf, ihr Leben der großen Sache zu weihen

Befestigung Maltas

Damals bestand noch keine Stadt La Valette, sondern nur einige Forts um den großen Hafen: St. Elmo, St. Angelo, Il Borgo, St. Michael. Diesen galt der Angriff, diese wollte La Valette mit 9000 Mann, worunter 7000 Ritter, vertheidigen; Kinder, Alte und Schwache hatte er nach Sicilien

Philipp II.

hinüberschaffen lassen. Philipp II. hatte Hilfe versprochen und dem Vicekönig von Sicilien befohlen, die Ritter zu unterstützen. Der Großmeister vertheilte die Mannschaften in die einzelnen Festungen und suchte den Geist des Wetteifers rege zu machen. Am 19. Mai 1565 erschien die türkische Flotte, 130 Galeeren stark, nebst vielen Transportschiffen mit 30.000 Mann Kerntruppen und 63 Kanonen. Piali war Admiral, Mustafa, ein erprobter alter Feldherr, befehligte das

St. Elmo.

Landheer. Zuerst begannen die Türken die Belagerung des Schlosses St. Elmo, um sichere Einfahrt in den Hafen zu bekommen, 24. Mai. Solche Massen von Eisen und Stein flogen gegen die Mauern, dass sie wie Gips zusammenstürzten. Die Besatzung bat um Hilfe bei La Valette, der in Borgo war: St. Elmo sei ein kranker Mann, der einen Doctor brauche. „Ich will selber der Doctor sein", sagte La Valette. Die Ritter beschworen ihn, sich dem Orden zu erhalten, und er sandte unter einem zuverlässigen Führer Verstärkung — das Meer verband beide Schlösser. Der Kampf wurde nun jeden Tag wilder. Nachdem Bresche

Piali.

geschossen, erfolgte ein Sturm nach dem andern. Piali fiel durch eine Kugel,

Dragut.

Dragut kam aber mit Verstärkung und er galt für einen ebenso guten Ingenieur, als tüchtigen Seemann.[1]) Neue Batterien wurden gegen das Schloss errichtet und die Ritter meldeten dem Großmeister, er möge sie durch Boote abholen lassen, denn der Posten sei nicht länger zu halten. Doch La Valette antwortete, von Elmo hänge der Bestand des Ordens ab, denn der Vicekönig von Sicilien habe erklärt, er könne mit der Flotte nicht kommen, wenn Elmo in der Hand des Feindes sei; er, der Großmeister, wolle selber kommen, um die Festung zu erhalten, oder auf der Bresche zu sterben. Die Ritter in St. Elmo antworteten, sie wollten lieber einen Ausfall machen und den Tod suchen, als in diesem offenen Stall von Wölfen zerrissen werden. Doch La Valette sandte Botschaft, es sei nicht genug, den Tod der Ehre zu sterben, sondern sie müssten sterben, wie er es ihnen vorschreibe, und als de Broglie erklärte, er wolle beweisen, dass der Zustand noch nicht zum Verzweifeln sei, wenn ihm La Valette Truppen dahin mitgebe und Freiwillige genug mit ihm ziehen wollten, so schrieb La Valette an die Ritter in St. Elmo, ihre Bitte sei erhört, er werde sie in dieser Nacht noch erlösen und dafür andere senden, denen er das Schicksal der Festung anvertraue. Jetzt schämten sich die Vertheidiger ihrer Bitte, Schande war ihnen ärger als der Tod. Zweimal brachten Schwimmer die Bitte an den Großmeister, dass die Ritter das Vergangene bereuten und ihn demüthig um Vertrauen bäten. La Valette gab endlich nach, sandte aber Verstärkung, Lebensmittel, Munition, Materialien, um die Bresche auszubessern. Und wieder erhob sich ein Riesen-

Heldenkampf.

kampf. Am 16. Juni begann ein entsetzlicher Sturm — die Angriffscolonne nahte, schwankte unter dem sicher gerichteten Kugelfeuer der Vertheidiger, sammelte sich wieder durch Neuhinzukommende verstärkt, drang voran, die Fallenden nieder-

[1]) Charrière, Négociations, II, p. 789—814.

tretend, und rang dann Mann gegen Mann mit der Glut des religiösen Hasses, um schließlich besiegt umzukehren mit entsetzlichen Verlusten. Der Sturm war abgeschlagen, der gemeine Mann hatte seine Pflicht so gut gethan, wie der beste Ritter, die Frauen dem Tode getrotzt, wie die Männer, Verwundete weggetragen, den Kämpfenden Munition und Lebensmittel gebracht. Heldentod.

Jetzt wusste aber Dragut die Verbindung von St. Elmo mit den andern Forts zu schließen und vom 18. Juni an war die Besatzung sich selber überlassen. Man sah die Noth der Brüder — und konnte nicht mehr helfen. Am 21. Juni begann ein neuer allgemeiner Sturm; dreimal unternommen, wurde er dreimal abgeschlagen. Nach mehrstündigem, entsetzlichen Ringen kehrten die Türken um — aber das Triumphgeschrei aus der Festung war nur schwach, denn alle, die noch lebten, waren verwundet. Ein neuer Sturm war nicht mehr zu bestehen. Die Vertheidiger bereiteten sich wie Märtyrer auf den Todesstreich vor. Am andern Tage begann der Sturm von neuem, der Kampf währte nur einige Stunden, er endete mit dem Untergang der Christen. 1500 waren in der Belagerung gefallen, darunter 123 Ritter, dagegen 8000 Türken. St. Elmo wurde dem Boden gleich gemacht. St. Elmo erstürmt.

„Was wird erst der Vater kosten, wenn das Kind uns schon so theuer zu stehen gekommen ist!“ — rief Mustafa, als man davon sprach, jetzt St. Angelo zu belagern. La Valette hatte Il Borgo so gut als möglich in Vertheidigungszustand gesetzt. 40 Ritter und 700 Soldaten waren zur Verstärkung aus Sicilien gekommen und hatten unter dem Schutze eines dichten Nebels die Festung erreicht. Einem Boten, durch den der Türke zur Übergabe aufforderte, wurde der tiefe Graben der Festung mit den Worten gezeigt: „Da ist der ganze Platz, den wir deinem Herrn einräumen können, aber er ist tief genug, um ihn sammt seinen Leuten zu begraben.“ Jetzt begann der Kampf zunächst um St. Michael zu Wasser und zu Land. Die Türken bekamen Verstärkung aus Algier. Ihr Führer verwunderte sich, dass man Il Borgo nicht schon genommen. Da überließ ihm Mustafa den Oberbefehl bei einem Sturmversuch: er fiel übel aus. Ein Heldenmuth beseelte alle in der Festung, dabei waren die Geschütze der Christen sicherer gerichtet als die der Türken und La Valette beherrschte mit dem Auge des Adlers die ganze Schlachtlinie, um dahin Verstärkung zu senden, wo die Noth am größten war. Gnade wurde nicht gegeben und nicht genommen. Beim ersten Sturm fielen 3000 Muselmänner. Nach dem Sieg giengen die Christen in Procession zur Kirche. Und wie über der Erde, so bekämpfte man sich unter der Erde durch Minen, der Boden glich einer Wachsscheibe. Aber je länger der Kampf währte, umso größer wurde dennoch die Noth der Christen. Lebensmittel und Pulver giengen dem Ende entgegen. Die Hilfe aus Sicilien wollte noch immer nicht kommen. La Valette sagte zuletzt offen: „Die einzige Hilfe, auf die wir bauen können, ist der allmächtige Gott.“ — Jeden Tag liefen die Türken Sturm, doch die Christen behielten die Oberhand und füllten in der Nacht immer die Öffnungen in der Mauer wieder aus. Bei Tag steter Kampf, bei Nacht fortwährende Beunruhigung. Die Vertheidiger sahen bleich aus, wie Gespenster. Il Borgo. Höchste Noth.

Doch zum Glück trat im türkischen Heere Entmuthigung ein. Krankheiten rafften jeden Tag Hunderte dahin und am 25. August wurde die spanische Flotte sichtbar: 28 Galeeren mit 11.000 Veteranen und 200 Ordensrittern. Die Türken schifften sich ein, kehrten aber wieder um, und es kam zu einem Rettung.

Sulei-man beschämt.

neuen Kampf. Am 14. September aber hatte alle Noth ein Ende, die Türken flohen. Suleiman trat die Botschaft mit Füßen, die ihm die Kunde vom Scheitern des Unternehmens brachte. Die Kosten der Rüstungen und 30.000 Mann waren verloren, die Flotte durfte nicht bei Tag in den Hafen von Constantinopel einlaufen. La Valettes Name aber flog von Mund zu Mund, und als er auf der Insel an die Stelle der zerstörten Schlösser eine neue Festung gebaut hatte, wurde ihr der Name „La Valette" gegeben zum Gedächtnis an den Helden des Kreuzes. —

La Valette.

Suleimans II. Tod 1566. — Niklas Zrinyi.

Mit einer Niederlage wollte Suleiman II. seine Regierung nicht schließen, darum ordnete er neue Rüstungen an. 1566 machte Piali der Herrschaft der Justiniani auf Chios ein Ende.[1]) Seinen kriegerischen Ruhm gedachte jedoch der Sultan durch einen Zug zu Lande zu erneuern, und darum wurde gerne ein Anlass ergriffen, den Krieg gegen Österreich wieder zu beginnen. Maximilian II. zeigte wenig Neigung, den Forderungen der Pforte zu genügen. Zwischen ihm und Johann Sigismund Zapolya kam es zu Feindseligkeiten: Sigismund besetzte Szathmar und Maximilian ließ Tokay und Serencs wegnehmen. Zapolya klagt bei Suleiman und dieser erklärte den Krieg.

Chios.

Krieg mit Öster-reich.

1566. Am 1. Mai 1566 begann der dreizehnte Feldzug und Suleiman selber leitete ihn in aller Pracht kaiserlicher Herrlichkeit.[2]) Doch war der Sultan nicht zu Pferde, sondern, weil krank und schwach, in einem Wagen. Zu Semlin huldigte Zapolya — dreimal kniete er vor dem Großtürken nieder und dreimal hieß ihn Suleiman aufstehen und reichte ihm die Hand und hieß ihn willkommen als seinen geliebten Sohn. Von der vielen Herrlichkeit verwirrt, sagte Zapolya, er wisse nichts zu sagen, als dass er der Sohn eines alten Dieners sei, und Suleiman sagte, er wolle nicht weichen, bis er ihn zum König von Ungarn gekrönt haben werde. Von Semlin wollte Suleiman ursprünglich gegen Erlau ziehen, aber Maximilian II. hatte gerüstet: seine Truppen zwangen den Pascha von Ofen zum Rückzug gegen Palota, nahmen Vesprim und Tata. Niklas Zrinyi überfiel bei Siklos eine türkische Abtheilung, plünderte ihr Lager und gewann eine große Beute. Der erschlagene Anführer war Suleiman nahe gestanden. Darum beschloss der Sultan in seinem Grimm, zunächst nicht nach Erlau zu ziehen, sondern Szigeth zu nehmen und Zrinyi zu vernichten, dessen Stammschloss Szigeth war.

Szigeth.

Am 6. August nahte die ganze Heeresmasse, 100.000 Mann mit 300 Geschützen, der Festung, die aus einem Schlosse mit fünf Bollwerken und einem runden Thurm aus Ziegeln, dann aus der Alt- und Neustadt bestand. Die beiden letzteren waren nicht zu halten und das Schloss sehr schwer. Aber Zrinyi

[1]) Die Literatur über die Wegnahme von Chios — bei Zinkeisen, l. c. II. S. 901—902.

[2]) Suleiman gilt vielen als I., da Suleiman I., der Sohn Bajesids (1402—1410), nur einen Theil des Reiches besaß.

beschloss dennoch mit seinem Häuflein zu widerstehen, das Angebot des Landes Kroatien gegen Übergabe der Festung wies er stolz ab. Die Neustadt ließ er verbrennen. Nach vierzehn Tagen musste auch die Altstadt geräumt werden. Der erste Sturm auf die innere Festung wurde heldenmüthig zurückgeschlagen. Drei Tage darauf, am Jahrestag der Schlacht bei Mohacs, erfolgte ein noch viel schrecklicherer Angriff, aber auch dieser wurde mit großem Verluste zurückgeschlagen. „Ist dieser Rauchfang denn noch nicht ausgebrannt und tönt noch nicht die Pauke der Eroberung?" rief Suleiman unwillig. Er erlebte den Fall Szigeths nicht mehr, denn er starb in der Nacht vom 5. auf den 6. September. Der Tod des größten Herrschers der Osmanen wurde verheimlicht. Indes hatten die Janitscharen das große Bollwerk mit Minen untergraben — am 5. September stürzte es zusammen. Am 8. September stand nur noch von der inneren Festung der Thurm, worin die Pulverkammer war, unversehrt. Zrinyi musste sich ergeben oder sterben. Er wählte den Tod des Helden: er schmückte sich zum letzten Ausfall, wie wenn es zum Traualtare gienge, damit, wer ihn ausziehe, nicht sagen könne, er habe nichts an ihm gefunden und nahm seinen ältesten goldbeschlagenen Säbel: „Mit diesem hab' ich zuerst Ehre und Ruhm erworben, mit diesem will ich tragen, was Gottes Gericht über mich verhängt." — Voraus ließ sich Zrinyi seine Fahne tragen, dann trat er ohne Panzer und Helm unter die Schar der 600, die sich mit ihm dem Tod geweiht hatten, und stürzte sich mit dem Ruf: „Jesus!" auf die heranziehende Sturmcolonne. Von zwei Kugeln in die Brust, von einem Pfeil in den Kopf getroffen, sank der ungarische Leonidas nieder. Und wie der Anführer, so fand die übrige tapfere Besatzung bis auf den letzten Mann den Heldentod. Indes wüthete Mord und Brand im Schlosse; während die Türken eindrangen, flog der Pulverthurm in die Luft. Über 3000 Türken giengen dabei zugrunde. Bald erfuhren die Minister, dass Selim II. in Constantinopel angekommen und seine Thronfolge gesichert sei, und jetzt erst wurde dem Heere der Tod des Sultans mitgetheilt. — Das Heer kehrte um, 20.000 Mann waren vor Szigeth gefallen. Maximilian II. löste sein Heer auf, mit dem er, auf eine Hauptschlacht hoffend, bei Raab stand.

Zrinyi. Suleimans Tod. Zrinyis Heldentod. Selim II.

1568 schloss Selim II. Frieden mit dem Kaiser, auf Grundlage des gegenwärtigen Besitzstandes und des jährlichen Geschenkes von 30.000 Ducaten. Zapolya, der den Frieden hindern wollte, bekam die Weisung aus Stambul, sich streng daran zu halten. Sein Plan, mit Hilfe Georg Bocskays in Maximilians Gebiet einen Aufstand zu erregen, um dadurch König von ganz Ungarn zu werden, fand am Großvezir selber den entschiedensten Gegner. 1570 schloss er nun einen Vertrag mit dem Kaiser: er entsagte dem Königstitel, Maximilian verhieß ihm eine Schwester zur Gemahlin und die Fürstenthümer Oppeln und Ratibor, wenn ihn die Türken seines Fürstenthums berauben sollten, ferner sollte nach Zapolyas allenfallsigem kinderlosen Tode der von den Siebenbürgern freigewählte Woiwode die Oberherrlichkeit Maximilians anerkennen. —

Friede. Zapolya.

Der Krieg um Cypern. Rückblick auf seine Geschichte.

Selim II.

Selim II. (1566—1574) hatte zwar keine der großen Eigenschaften seines Vaters: im Serail aufgezogen, war er träge und genussſüchtig: allein die Eroberungsſucht der Dynaſtie lebte auch in ihm und tüchtige Heerführer aus der Schule ſeines Vaters ſtanden ihm zur Seite. Sein Großvezir, Mohammed Sokolli, der die ganze Regierung leitete, war ebenſo klug, als unermüdet.

Cypriſcher Krieg.

Nachdem 1571 Arabien unterjocht, wurde der Krieg gegen Venedig mit allem Ernſt geführt. Der Krieg heißt der cypriſche, weil er dem koſtbarſten Juwel im Colonialdiadem Venedigs galt, nämlich der Inſel Cypern. Dieſe Inſel, deren Fruchtbarkeit und Schönheit die Alten prieſen,[1]) war noch nicht, wie heutzutage, entwaldet und lohnte den Fleiß des Landmanns mit reichem Ertrag: noch immer gedieh hier die Granate, die Orange, die Feige,

Cyperns Fruchtbarkeit.

die Banane, der Johannisbrotbaum lieferte die ſüßen Schoten, der Maſtix- und Liquidamberbaum wohlriechende Harze, die Rebe den herrlichen Cyperwein. Namentlich warf der Bau des Zuckerrohres reichen Gewinn ab. Die Maulbeerbäume und die Seidenraupe, die hier ſchon ſeit den Tagen Juſtinians I. gepflegt wurden, lieferten einen Jahresertrag von 500 Centnern Seide und die cypriſchen Sammet- und Seidenzeuge waren berühmt. Aus dem See von Larnaka wurden jährlich im Durchſchnitt 500.000 Centner Salz gewonnen. Die Kupferbergwerke dagegen waren erſchöpft. Die Wälder lieferten das beſte Schiffsbauholz und hegten reichliches Wild.

Die Luſignan.

Wir ſahen,[2]) wie Richard Löwenherz der griechiſchen Regierung ein Ende machte und die Inſel dem Guido von Luſignan ſchenkte.[3]) Das Geſchlecht der Luſignan oder Luzingan ſtammte aus Poitou, und war reich an ſchönen und tapferen Männer. Drei Brüder Hugos IX., Amalrich, Guido und Gottfried, wallfahrteten nach dem heiligen Lande. Amalrich wurde Connetable des Reiches, Hugo Gemahl der Sibylle, welche nach dem Tode Balduins V. Königin wurde (1186). „Wenn Guido König wird," rief ſein Bruder Gottfried lächelnd, „ſo wird er auch noch Herrgott werden!" — Guido wurde in der That König, ſein Glück war aber von kurzer Dauer: in der Schlacht bei Hittin (1188) wurde er von Saladin gefangen; kaum war er wieder frei, ſo ſtarb ſeine Gattin (1190) und verdrängte ihn Konrad von Montferrat. Guido begab ſich nach Cypern zu Richard Löwenherz, der als Graf von Poitou ſein Lehensherr war, und half ihm tapfer bei der Eroberung der Inſel. Mit Richard kam er nach Paläſtina zurück, aber der Einfluſs des Löwenherz war nicht ſtark genug, ihn wieder zum König von Jeruſalem zu erheben.

---

[1]) Vergl. Bd. I, S 410—411 dieſes Werkes.

[2]) Vergl. Bd. V, S. 185, 189—190 dieſes Werkes.

[3]) Mas Latrie, Histoire de l'île de Chypre sous le règne des princes de la maison de Lusignan, I, p. 83. — Herquet, Carlotta von Luſignan und Caterina Cornaro, S. 17. Regensburg 1870. — Unger und Kotſchy, Die Inſel Cypern. Wien 1865.

Da fand sich ein anderer Thron für Guido. Richard hatte um 100.000 Templer.
Goldbysanten [1]) Cypern an die Templer verkauft, 40.000 hatten sie ihm sogleich bezahlt, für den Rest ein Schloss in Palästina verpfändet. Die Cyprioten wollten von diesem Wechsel der Herrschaft nichts wissen und beschlossen, auf Charsamstag (5. April) 1192 die Templer alle zu ermorden. Deren waren nur 14 im Schloss von Nikosia, dazu 29 Ritter und 74 Mann zu Fuß, zwar alle wohlbewaffnet, aber es mangelte an Lebensmitteln. Schon wollten sie mit der Menge, die das Castell umtobte, um Abzug unterhandeln — doch die Feinde dürsteten nach ihrem Blute und bestanden auf Übergabe auf Gnade und Ungnade. Lieber mochten jedoch die Ritter im ehrlichen Kampf enden und machten in der Verzweiflung einen Ausfall, dessen die Gegner sich nicht versehen hatten — sie waren überrascht, viele wurden in der Verwirrung niedergehauen. — Die Ritter hatten gesiegt, aber der Großmeister mochte im Kampfe gegen die Bevölkerung das Blut seiner Tapfern nicht vergeuden, und bat Richard, die Insel wieder an sich zu nehmen. Da übertrug der König 1192 die Insel an Guido. Die Guy de Lusignan Mai 1192 bis April 1194.
40.000 Goldbysanten sollte er dem Orden zurückstellen, 60.000 an Heinrich von Champagne bezahlen. Guido fand Italiener, die ihm Geld vorschossen, bemächtigte sich der königlichen Domänen, zog eine Menge Ritter und Bürger, welche heimatlos geworden waren, aus Syrien, Antiochien, Armenien, aus dem heiligen Lande an sich, selbst Saracenen — Turkopulen —, veräußerte Lehen bis zu einer Rente von 300 Goldbysanten, wofür sie ihm mit zwei Pferden und in eigener Rüstung dienen mussten. Viele griechische Besitzer wanderten aus. Der Zustand der Landbevölkerung blieb derselbe, die Pariker [2]) mussten ihrem Herrn Verfassung.
zwei Tage in der Woche Frohndienste leisten, die Perpirier [3]) nur eine gewisse Abgabe bezahlen. So wurde Cypern ein fränkischer Lehensstaat, [4]) die Assisen von Jerusalem wurden Gesetzbuch. Der König hatte nur die Verwaltung und die vollziehende Gewalt; Gesetzgebung und Rechtswesen war beim hohen Adel, der sogenannten hohen Kammer (la haute cour). Die Bürger waren vertreten durch die niedere Kammer (la basse cour). — Die Aufgabe, durch Religion, Sitte, Gesetze und Stammeshass Geschiedene zu einem Staate zu vereinen, war schwer, doch Guido widmete sich ihr mit großem Eifer, bis ihn im April 1194 der Tod dahinraffte.

Guido hinterließ keine Kinder, sein Bruder, Gottfried Großzahn (à la grande dente), weigerte sich, die königliche Erbschaft anzutreten, im Heimweh nach Poitou, und so wurde der nächste Bruder Amalrich, Connetable in Jerusalem und Graf von Paphos, Herr von Cypern. Seine Gemahlin war Eschiva, Tochter des Balduin von Ibelin, Herren von Rama. Amalrich war ein lebensgewandter, kriegserfahrener, thatkräftiger Mann. Da sein Bruder die Güter allzu verschwenderisch verliehen hatte, nahm er eine Amaury de Lusignan, 1195 bis 1205.

---

[1]) 1 Goldbysant ist ungefähr 10 Francs an Gewicht. Damals war aber der Wert des Geldes der achtfache. Vergl. Schlumberger, Numismat. de l'Orient latin, p. 175—184.

[2]) Von πάροικος = Beisitzer.

[3]) Weil sie jährlich 15 Perpir (Silberbysanten) zu zahlen hatten. Vergl. Schlumberger, l. c. p. 177.

[4]) Guido nannte sich Rex Guido de Liziniaco (rex aber nur von Jerusalem), dominus Cypri. Cypern war nur eine Seigneurie.

neue Vertheilung der Lehen vor und brachte die königlichen Domänen zu einem Ertrag von 200.000 Byſanten. Mit dem Titel eines Seigneurs von Cypern nicht zufrieden, ſandte er mit Zuſtimmung ſeiner Barone den Ritter Regnier de Giblet an den Kaiſer, mit der Bitte um ſeine Anerkennung als König. Heinrich VI.,[1]) in deſſen Weltreichspläne der Antrag trefflich paſſte, nahm October 1195 auf ſeiner Pfalz Gelnhauſen die Bitte huldvoll auf, ſchickte das königliche Scepter und 1197 im September, da er ſelber krank in Meſſina lag, ſandte er den Reichskanzler Konrad, damals Biſchof von Hildesheim, der den neuen König in Nikoſia, in Anweſenheit vieler deutſcher Herren, krönte und ihm den Huldigungseid abnahm. — Zu gleicher Zeit hatte Amalrich auch die kirchlichen Verhältniſſe geordnet und mit Genehmigung des Papſtes Cöleſtin ein lateiniſches Erzbisthum zu Nikoſia und drei Bisthümer, zu Paphos, Limaſol und Famagoſta, die er reich ausſtattete, auch einige lateiniſche Klöſter gegründet. Die ſchon vorhandenen vierzehn griechiſchen Bisthümer blieben allerdings unangetaſtet, aber damit war der Groll der Griechen über die Einführung des lateiniſchen Kirchenweſens nicht zu beſchwichtigen und aus Griechen beſtand der Kern der Bevölkerung.

Amalrich wird König.

ordnet die Kirche.

Griechen.

Die Neſtorianer oder Chaldäer, die Jakobiten oder Monophyſiten ſchloſſen ſich den Griechen an. Kopten gab es wenige. Jede dieſer Secten hatte ihren eigenen Biſchof. Die in den Städten zahlreichen Armenier hatten zwei Biſchöfe, zu Nikoſia und Famagoſta, und mehrere Klöſter: ſie vertrugen ſich am beſten mit den Franken. Somit fehlte es dem neuen Königreiche weder an Biſchöfen, noch an Klöſtern, noch an verſchiedenen Religionsgenoſſenſchaften, dagegen war es frei von den Juden, die ſeit den Kriegen unter Hadrian von der Inſel vertrieben waren.[2])

Juden.

Mit der Königswürde kamen auch glänzende Hofämter: der Connetable leitete das Kriegsweſen und war Präſident der Haute-Cour; ihm zur Seite ſtanden der Turkopulier, als Anführer der Turkopulen, und der Marſchall, welcher für Waffen und Lieferungen ſorgte und den Sold vertheilte; der Kanzler leitete die Kanzlei; der Seneſchall hatte die Aufſicht über die königlichen Einkünfte; die Rechnungskammer (la secrète) ſtand unter einem Großballei; der Kämmerer ſorgte für den Palaſt und die Garderobe des Königs; unter ihm ſtand der Haushofmeiſter. Der Oberküchenmeiſter (boutellier) hatte die königliche Tafel zu überwachen. Der Vicomte hatte die Polizei zu leiten und in dem aus Bürgern beſtehenden niedern Gerichtshofe den Vorſitz zu führen. Sein Stellvertreter hatte den arabiſchen Namen Maktaſib. Syrern, Maroniten und Kopten ſprach ein Unterrichter, Rais genannt, das Recht.

Hof-Ämter.

Noch eine Krone gewann Amalrich. 1197 ſtarb ſeine Gemahlin Eſchiva, 1198 vermählte er ſich mit der Erbin der Krone von Jeruſalem, Iſabella, und wurde zum König von Jeruſalem gekrönt. Fortan

---

[1]) Vergl. Bd. V, S. 202—203 dieſes Werkes.

[2]) Mas Latrie, l. c. vol. I, p. 162—167. — Herquet, l. c. S. 22—23.

war er meist im heiligen Lande — die Thätigkeit für das neue Königreich, das nur noch aus einigen Küstenstädten bestand, nahm die Kräfte des alten Königreiches Cypern allzusehr in Anspruch.[1] Jerusalem.

Amalrich starb allgemein bedauert in St. Jean d'Acre 5. April 1205. Sein ältester Sohn von der Eschiva, Hugo I., folgte ihm, erst zehn Jahre alt, unter Vormundschaft des Walther von Mömpelgard. Die beiden Kronen waren wieder getrennt; nach Isabellas Tod erhielt ihre Tochter, Maria Jolantha, die Krone von Jerusalem. Hugo I., dessen Charakter hart und unduldsam war, verfolgte, kaum er mündig wurde, seinen Vormund, dem er Erpressungen vorwarf, und zwang ihn nach Beyruth zu fliehen; er schloss sich dann dem Kreuzzug des Königs Andreas von Ungarn an, der bekanntlich nichts ausrichtete,[2] und starb, wie man glaubt, an Gift (1218) in Tripolis, erst achtzehn Jahre alt. Hugo I. 1205 bis 1218.

Heinrich I., sein einziger Sohn, war erst neun Monate alt; die Mutter, Alix von Champagne, übernahm die Vormundschaft; ihr Oheim Philipp von Ibelin wurde (1218—1227) ihr zur Stütze von den Baronen beigegeben, welcher seinen älteren Bruder, Johann, Herrn von Beyruth,[3] zur Hilfe herbeizog und sich redlich des jungen Königs und seines Reiches annahm. Der abenteuerlustigen Mutter behagte ihr Ernst nicht und sie zog sich 1223 nach Syrien zurück, wo sie sich mit Boemund von Antiochien vermählte. Im Jahre 1226 ließen die Ibelin den jungen König in Sorge vor den Plänen Kaiser Friedrichs II., der sich seit seiner Vermählung mit Jolantha König von Jerusalem nannte, in Nikosia krönen. Friedrich II. beschwerte sich alsbald darüber. Wie er 21. Juli 1228 in Limasol landete, Johann Ibelin — Philipp war 1227 gestorben — und den jungen König gefangen und mit sich nahm, nachdem er eine Regentschaft gegen eine Zahlung von 10.000 Byzanten eingesetzt hatte, ist früher auseinandergesetzt worden.[4] 1229 auf der Rückkehr aus dem heiligen Lande entließ der Kaiser den jungen König, nachdem ihm dieser den Treueid geleistet hatte. Ibelin kam aber nach Cypern zurück und nun entspann sich ein wechselvoller langwieriger Krieg zwischen ihm und der Regentschaft des Kaisers. 1233 siegte Ibelin und der Kaiser vermochte seine Oberhoheit nicht durchzuführen. Der römische Stuhl entband Heinrich überdies seines dem Kaiser geleisteten Unterthaneneides und anerkannte ihn sogar als Herrn des Königreiches Jerusalem. Alix war nämlich 1243 als nächste Verwandte Konrads IV., da dieser nicht erschien, mit der Regentschaft über das Königreich Jerusalem von den Baronen betraut worden und, als sie 1246 starb, anerkannte der Hof zu St. Jean d'Acre den König von Cypern als Herrn[5] und übertrug seinem Sohne Hugo II. 1253 die Königswürde, nachdem er vergebens auf die Ankunft Konrads IV. oder seines Sohnes Konradin gewartet hatte. Wie Heinrich eifrig am Kreuzzug Ludwigs des Heiligen Antheil nahm, ist früher gezeigt worden;[6] er kehrte jedoch nach der Einnahme von Damiette klug auf seine Insel zurück und trug keine der Folgen des Unglücks von Mansurah; er starb am 18. Jannar 1253. Sein Sohn Hugo II. wurde nie mündig. Henri le gros 1218 bis 1253. Kaiser Friedrich II.

[1] Vergl. Bd. V, S. 470 dieses Werkes.
[2] Vergl. Bd. V, S 472 dieses Werkes.
[3] Le vieux Sire de Baruth.
[4] Vergl. Bd. V, S. 485 dieses Werkes.
[5] Seigneur du Royaume de Jérusalem.
[6] Vergl. Bd. V, S. 597—599 dieses Werkes.

Hugo II. 1253 bis 1267. Mit Hugo II. endete der Mannsstamm Hugos des Braunen. Der bisherige Regent von Cypern und Jerusalem, Hugo von Antiochia, wurde nun zum König ausgerufen und in Nikosia 25. December 1267 gekrönt. Er war ein Mann von hervorragenden Eigenschaften, dennoch vermochte er bei den wirren Verhältnissen im heiligen Lande nichts Nachhaltiges zu leisten. Einmal war er der Gegenstand besonderen Hasses von Seiten des Sultans Bibars, seit zehn ägyptische Galeeren bei Limasol in die Hände der Cyprioten gefallen waren. Dann wurde er zwar, nachdem der eigentliche König von Jerusalem, Konradin, 29. October 1268 enthauptet war, als König von Jerusalem von den Baronen anerkannt und am 24. September 1269 in Tyrus gekrönt, aber seine Tante Maria von Antiochien bestritt seine Rechte, worin sie von den Templern unterstützt wurde; sie verkaufte schließlich 1277 ihre Ansprüche an Karl von Anjou um eine Jahresrente von 4000 Turnesen und 1000 Goldgulden, und Karl nannte sich von da an König von Jerusalem und sandte als seinen Ballei den Grafen von Mansico, Roger von Saint-Severin, mit zwölf Rittern und einigen Schiffen in die Levante, welcher sich bald der Citadelle von Akkon zu bemächtigen und anfangs die Bürger, dann auch die Barone dem König von Cypern abtrünnig zu machen und mit dem Sultan von Ägypten sich auf einen guten Fuß zu stellen wusste. Hugos III. Versuche auf Akkon scheiterten, Schläge des Unglücks rieben seine Kraft auf, er starb 1284 in Tyrus. Sein Sohn und Nachfolger Johann I. starb schon nach einem Jahre.

Hugo III. 1267 bis 1284. Karl von Anjou Johann I. 1284 bis 1285.

Heinrich II. 1285 bis 1324. Die Regierung kam jetzt an seinen jüngeren Bruder Heinrich II. „den guten König Heinrich", wie ihn das Volk nannte, der auch vortreffliche Gesetze gab und durchführte. Aber er war kränklich, hatte epileptische Anfälle und vermochte Waffenlärm und Strapazen nicht zu ertragen. Und doch wäre ein kriegerischer König nie nöthiger gewesen, als eben jetzt, denn der schreckliche Kilawun nahm damals den Christen eine Festung nach der andern und rüstete sich zur Eroberung des letzten Hauptbollwerkes, der stärksten, leider unter siebzehn Jurisdictionen stehenden Festung Akkon. 1286 war zwar der König in dieser Stadt freudig vom Clerus und der Bürgerschaft aufgenommen, es waren auch Reiterübungen und Schauspiele veranstaltet worden, welche Arthur und die Ritter der Tafelrunde darstellten, so dass alles in Freuden schwamm — der letzte Schimmer des Lichtes vor dem Erlöschen. 1291 ward die Festung trotz heldenmüthigen Widerstandes im Sturm genommen.[1])

Die Gelegenheit, unsterblichen Ruhm zu erlangen, hatte König Heinrich nicht ergriffen; am Erfolg verzweifelnd, war er mit 3000 Rittern abgezogen. Manche Vertheidiger flüchteten nach Cypern, darunter Templer und Hospitaliter; der König aber begann die Orden zu fürchten und verbot ihnen weiteren Erwerb von Grundbesitz, und von neuem begann der Hass zwischen den Templern und dem Hause Lusignan. Das Königreich Jerusalem war jedoch nicht der letzte Verlust König Heinrichs; auch um sein Königreich Cypern sollte er kommen, und zwar durch seinen eigenen Bruder Amalrich. Der Ehrgeiz und Thatendrang dieses Prinzen hatte bisher in den Kämpfen um Syrien sich ausgetobt, jetzt nach Cypern verdrängt und zur Unthätigkeit verurtheilt, bemühte er sich mit Geschick, den Adel durch Versprechungen und das Volk durch Freigebigkeit zu gewinnen und sich den Weg zum Thron zu bahnen. Der Versammlung der Großen stellte er 1306 vor, dass der König keine Thatkraft und keine Kinder

Amalrich 1306 bis 1310.

[1]) Vergl. Bd. V, S. 689—695 dieses Werkes.

habe, und wurde mit der Ausübung der königlichen Gewalt betraut, der König aber auf ein Schloss in der Nähe von Nikosia verwiesen; dieser musste überdies noch versprechen, sich deshalb in Rom nicht zu beklagen. Heinrich scheint sich aber doch in Rom beschwert zu haben, denn Amalrich ließ 1309 den Unglücklichen gewaltsam auf ein Schiff bringen und zu seinem Schwager Oschim, dem König von Armenien, schleppen, welcher überdies den Gefangenen hart behandelte. Eine Gesandtschaft Papst Clemens V. erwirkte keine Milderung. Doch Amalrich, der die Cyprioten hart behandelte, endete schon 1310 unter dem Dolche eines Meuchelmörders, und rasch erhoben sich die Anhänger Heinrichs, verhafteten die Witwe des Ermordeten, die Schwester des Armeniers, und erhielten für ihre Freilassung ihren gefangenen König zurück. Hätte dieser nur auch im Siege Mäßigung zu bewahren gewusst! — so aber nahm er blutige Rache an seinen Gegnern. Kämpfe mit den Genuesen — unter Amalrich hatten die Venetianer große Handelsvorrechte erreicht — trübten seine letzten Jahre. Die Genuesen hatten unter Heinrich I. 1232 nahezu vollständige Freiheit der Ein- und Ausfuhr erlangt. Nun trieben sie aber damals Menschenhandel, kauften tatarische Knaben in Kaffa und verkauften sie an den Sultan von Ägypten, der den höchsten Preis (130—140 Goldstücke) dafür bezahlte. Vergebens waren die Strafreden der Päpste, nur der Orden der Hospitaliter, die sich 1310 der Insel Rhodus bemächtigten und von dort auf Sclavenschiffe Jagd machten, und der König von Cypern traten diesem Menschenhandel entgegen.

Heinrich 1310 bis 1324.

Rhodiser.

Hugo IV., sein Neffe, wurde zu Nikosia als König von Cypern und zu Famagosta als König des verlorenen Jerusalem gekrönt. Seine vierunddreißigjährige Regierung verlief im ganzen ruhig und daraus ist auch der Reichthum der Cyprioten jener Zeit zu erklären; heißt es doch von den Kaufmannsfrauen zu Famagosta, ihr Schmuck sei wertvoller als der einer Königin von Frankreich, und erzählt doch Boccaccio, welcher diesem Könige sein Buch über die Genealogie der Götter widmete, es gebe in Cypern eigene Schulen, wo alle Idiome gelehrt würden, d. h. das Lateinische, Griechische, Arabische, Französische und Italienische. Das wichtigste Ereignis ist sein durch Papst Clemens VI. (1344) abgeschlossener Bund mit den Rhodisern und Venetianern gegen die Türken, infolge dessen Smyrna, damals der Waffenplatz Umurbegs, des Beherrschers der Landschaft Aidin, erobert wurde.

Hugo IV. 1324 bis 1359.

War Hugo IV. klug, haushälterisch, friedliebend, so war sein Sohn und Nachfolger Peter I. gerade das Gegentheil: tollkühn, dürstend nach unsterblichem Ruhme, freigebig, kampffreudig und eroberungslustig. Unter ihm erreichte das Haus Lusignan seinen höchsten Ruhm — ganz Europa pries seinen Heldensinn, seine Beredsamkeit, seine Anmuth. Er wolle nicht bloß König von Jerusalem heißen, sondern auch sein. Wir haben schon früher[1]) gesehen, wie er ganz Europa bereiste, um das Feuer der Kreuzzüge von neuem zu entzünden, und wie vieles ihm gelang, wie aber das Unglück des Königs von Frankreich und der Tod des Dogen von Venedig ihm Hindernisse bot, die ihn doch nicht abschreckten, wie er dann Alexandrien gewann, nachdem er früher Städte in Kleinasien erobert hatte, und wie ihn mitten in seinem Planen und Ringen der Hass der Feinde meuchlings fällte.

Peter I. 1359 bis 1369.

Mit Peters I. Tod beginnt der Verfall Cyperns und der Versuch der beiden Städte Genua und Venedig, in seinen Besitz zu gelangen.

[1]) Vergl. Bd. VI, S. 613—614 dieses Werkes.

Peter II. 1369 bis 1382.

Peter II., oder, wie er gewöhnlich hieß, Pierino, war noch unmündig. Die Regentschaft trat ein Bruder Peters an, Johann von Antiochien, mit Ausschluss der hiezu berechtigten Mutter, der Königin-Witwe Eleonore, die dadurch gekränkt, unter dem Vorwande, Peters I. Tod zu rächen, der im ganzen Abendlande tief beklagt wurde, die Mächte gegen die Regierung des Vormundes aufreizte. Am 14. Januar 1372 wurde der König in Nikosia für Cypern, am 2. October in Famagosta für Jerusalem gekrönt. Bei diesem Anlasse kam der Streit zwischen den Venetianern und Genuesen zum Ausbruche. Während der Krönung standen die Venetianer unter Marino Malipiero zur Rechten des Königs, doch die Genuesen behaupteten, dieser Platz gebüre ihnen seit alten Zeiten. Der König ließ dafür beim Bankett die Genuesen zu seiner Rechten sitzen und die Venetianer zu seiner Linken. Kaum verließ der König die Tafel, so zogen die Genuesen die unter ihren Kleidern verborgenen Waffen hervor und griffen die Venetianer an. Die Ritter eilten, den König in Sicherheit zu bringen. Das Volk, längst über die Habsucht der Genuesen empört, stürzte auf sie los und ermordete, wen es traf, und plünderte das Consulatsgebäude. Nun kam 3. October 1373 aus Genua eine Flotte von 40 Galeeren mit 14.000 Mann, um Rache zu nehmen, unter dem Bruder des Dogen,[1]) Pietro Campofregoso; er gewann durch Verrath der Königin Eleonore die Festung Famagosta. Die Oheime des Königs wurden gefangen, die Mörder Peters I. enthauptet, die Söhne des Regenten Johann von Antiochien wurden als Geiseln nach Genua gesendet, in Nikosia wurden sogar die heiligen Gefäße aus den Kirchen weggenommen. Der junge König blieb, wie Famagosta, in den Händen der Sieger und musste in einem sogenannten Frieden (21. October 1374) sich zu einem jährlichen Tribut von 40.000 Floren an die Genuesen verpflichten. Johann von Antiochia ward durch die Ränke Eleonorens zu einer Verhandlung herbeigelockt und in Gegenwart Peters niedergestoßen. Vergebens versuchte der König den Genuesen wieder Famagosta zu entreißen, vergebens die Bauern, sie von der Insel wieder zu verdrängen.

Genuesen und Venetianer.

Vertrag mit Genua.

Während dieser Wirren gieng Peters I. Eroberung, Satalia, 1373 wieder an die Türken verloren, hörte der auswärtige Handel ganz auf und verboten die Venetianer ihren Unterthanen jeden Verkehr mit der Insel. Peter II. vermählte sich, um wider die Genuesen Hilfe zu bekommen, mit Valentina Visconti, der Tochter des Herzogs von Mailand, und bat Venedig um Hilfe. Die Signoria sandte eine Flotte zur Belagerung Famagostas, das aber den Genuesen nicht entrissen werden konnte. Eleonore, die es stets mit den Genuesen hielt, wurde 1380 auf ein Schiff gebracht und in ihre Heimat Aragon geschickt. All das half nicht; im Turiner Frieden, 2. August 1381, anerkannte Venedig Genua im Besitze Famagostas, und mit Cypern stand es umso übler, als am 13. October 1372 Peter II. starb und nur eine unmündige Tochter zurückließ. Die Kräfte der Insel waren in diesen Wirren erschöpft worden, der Staat war dem Untergange nahe.

Jakob I. 1382 bis 1398.

Der Adel ergriff die Zügel der Regierung und beschloss den Oheim des Königs, Jakob von Lusignan, zum König zu wählen; dieser war aber noch zu Genua gefangen. Kaum erfuhren dies die Genuesen, so boten sie ihm

[1]) Rozière, Monnaies des rois de Chypre. — Schlumberger, l. c. p. 166.

und seiner Gemahlin Heloise von Braunschweig die Freiheit an, aber unter schweren Bedingungen, für deren Erfüllung sein Sohn Janus als Geisel in Haft bleiben sollte: Famagosta solle nebst einem Umkreise von zwei Meilen den Genuesen überlassen bleiben, doch dürfe die Fahne des Königs auf den Zinnen aufgehisst werden; Cerines solle ihnen als Pfand eingeräumt werden; alle von Syrien und Ägypten kommenden Schiffe sollen nur in Famagosta, alle aus Kleinasien kommenden sollen nur in Cerines landen dürfen, d. h. in genuesischen Häfen solle sich der ganze Handel bewegen. Außerdem musste Jakob eine Kriegsschuld von 800.000 Ducaten anerkennen. Vertrag mit Genua.

Das waren harte Bedingungen; dennoch nahm das Volk den König, der übrigens ein wohlwollender Mann war, bei seiner Landung in Cerines, 24. April 1382, mit Jubel auf. Den zehnten Pfennig von allen Waren, als Steuer auf zehn Jahre, musste er auflegen, um die Genuesen befriedigen zu können; ja er musste ihnen Einsicht in den Staatshaushalt gestatten, damit sie bestimmen könnten, wie viel er in den einzelnen Jahren abzuzahlen vermöge. Wie hoch sie Rechnungen zu stellen vermochten, ersieht man daraus, dass sie für die Übergabe Jakobs 100.000 Floren ansetzten, 125.000 Floren für die Ablieferung des Prinzen Janus! Einnehmerin war eine Actiengesellschaft Mahone,[1]) bei der jeder nach seinem Einlagecapital an Geld, Schiffen und Ländereien, seinen Gewinstantheil erhielt. Aus solcher Verstrickung war schwer loszukommen und doch nahm Jakob I. nach dem Tode seines Verwandten, des unglücklichen Königs Leo VI. von Armenien, 1393 den Königstitel auch für Armenien an, obschon das Land im Besitze der Türken war, und der König nichts damit erreichte, als das Recht, einige armenische Großwürden zu ertheilen. Aber der Adel war würden- und ordenslustig. Hatte doch auch Peter I. einen Schwertorden gestiftet, dessen Zeichen ein silbernes Schwert auf blauem Grunde mit der Umschrift war „Pour loyauté maintenir"; wer es erhielt, musste geloben, zur Befreiung des heiligen Grabes beim Aufruf des Großmeisters, welcher der König von Cypern war, auszuziehen. Genuesische Habsucht. Mahone. König von Armenien. Schwertorden.

Jakob I. folgte sein ältester Sohn Janus, sogenannt, weil er in Genua (Janua) geboren war, ein Mann von glänzenden Eigenschaften, heldenmüthigem Sinne, der nur ein Ziel hatte, seine Insel von den Genuesen, die sie aussogen, freizumachen. Aber seine Kräfte waren weit unter dem Hochsinne seines Strebens; er brachte nur ein Landheer von 6000 Mann zusammen und musste katalonische Fahrzeuge mieten, da Cypern keine eigene Flotte mehr besaß. Venedig, das er bat, versagte jede Unterstützung, und so wehrten die Genuesen einen Angriff auf Famagosta ab und sandten 1403 unter Jean le Maingre, uns als Marschall Boucicault von der Schlacht von Nikopolis her (1396) wohlbekannt,[2]) eine Flotte von acht Galeeren. Doch der Großmeister von Rhodos vermittelte 7. Juli 1403 einen Vertrag, wonach Janus der Mahone 150.000 Ducaten Kriegskosten abzahlen sollte. Um sich für seine Gefangenschaft bei Nikopolis zu rächen, unternahm dann Boucicault Streifzüge gegen die türkische Küste, plünderte Skandeloro in Karamanien und hätte gern einen Angriff auf Alexandria gewagt, hätten die Genuesen den Wind nicht für ungünstig erklärt. Seinen Plan auf Janus 1398 bis 1432. Boucicault.

[1]) Mas Latrie, l. c. vol. II, p. 366.
[2]) Vergl. Bd. VI, S. 446 dieses Werkes.

Tripolis und Beyruth haben die Venetianer durch Verrath vereitelt, auch Sidon war schon gewarnt.

Durch seine Unfälle nicht entmuthigt, begann Janus wieder den Kampf mit den Genuesen, musste aber 1410 wiederum sich zum Frieden bequemen, weil seine Kräfte zu schwach waren. Er bestätigte die alten Verträge und erlegte eine neue Kriegsentschädigung von 25.000 Ducaten. Hauptgläubigerin des Königs war aber nicht mehr die alte Mahone, sondern die neue Generalbank,[1]) die aus den verschiedenen Gesellschaften unter Einwirkung des Staates sich gebildet hatte und nach dem Schutzpatrone Genuas die Georgsbank (Officium sancti Georgii) genannt wurde. Cypern wurde nun der Schuldner der Republik. Dazu kamen andere Unfälle — Heuschreckenverheerungen und Streit mit Ägypten, weil der König den genuesischen und katalonischen Piraten, welche die Küsten Ägyptens und Syriens fortwährend verheerten, seine Häfen nicht verschloss oder vielmehr nicht verschließen konnte. Der Sultan verlangte Genugthuung und Janus konnte keine geben — er konnte bloß versprechen, dass keine seiner Fahrzeuge unter den Piratenschiffen seien, dass keine gekaperten Waren in Cypern verkauft werden dürften. Da kamen sechs ägyptische Galeeren, Limasol wurde verbrannt. 1425 kamen noch mehr Ägypter, das Schloss von Limasol wurde erstürmt, das Land verheert. Obschon dem König auf seinen Nothruf Ritter aus Deutschland und Frankreich zu Hilfe kamen, so brachte er doch nur 5600 Mann zusammen, darunter 160 Bewittene. Mit diesen bestand er 5. Juli 1427 bei Chierchi eine Schlacht, nachdem er die Aufforderung, die Oberhoheit des Sultans anzuerkennen, stolz zurückgewiesen hatte, wurde geschlagen und gefangen. Heinrich, der Bruder des Königs, wurde nebst vielen andern tapfern Rittern niedergehauen. Kein Heer war mehr da, den Fortschritt der Sieger zu hemmen; die Bewohner der cyprischen Hauptstadt Nikosia zogen darum mit grünen Zweigen und angezündeten Kerzen, um Gnade flehend, den Ägyptern entgegen; diese verbrannten auch die Stadt nicht, schädigten sie aber schwer und plünderten sie. Nun erhob sich auch die griechische Landbevölkerung wider die Lateiner und wählte einen Bauer Alexios zum König. Mit Mühe wurde dieser Aufstand niedergeschlagen. Der König aber ward in Fesseln auf einem Maulthier in Kairo in Triumphzuge umgeführt und dann eingekerkert, bis er durch einige arabische Verse das Herz des Sultans rührte und durch Versprechen eines Lösegeldes von 200.000 Goldstücken und eines jährlichen Tributes von 5000 Ducaten seine Habsucht und durch Anerkennung der Oberhoheit Ägyptens seinen Stolz befriedigte.[2])

Georgsbank. Ägypten. Schlacht bei Chierchi. Cypern unter Ägypten.

[1]) Eine Actie (locus genannt, im Plural loca) betrug 100 genuesische Liren. Die Actionäre hießen Comperae oder Comperistae; columna oder colonia hieß der Gesammtantheil, den ein einzelner oder eine Gesellschaft an Actien vor der Bildung der Bank besaß. Acht Protectoren bildeten den Verwaltungsrath, die Republik garantierte 7 Procent Zinsen. Mas Latrie, l. c. vol. II, p. 366. — Herquet, l. c. S. 77.

[2]) Mas Latrie, l. c. vol. III. — Herquet, l. c. S. 73—153.

Zur Loskaufung der anderen Gefangenen — bei 6000 Männer und Frauen — ward im ganzen Abendlande gesammelt, vieles steuerte der Papst bei. So gründlich war Cypern verwüstet, dass es nicht 200.000 Goldstücke für den König mehr aufbrachte, und dass in der ganzen Christenheit für ihn gebettelt werden musste. Die Rhodiser und ein Genuese, Podocatero, brachten große Opfer für ihn. Jetzt wurde Janus frei, 12. Mai 1427 zog er wieder in Nikosia ein, zuerst in die Sophienkirche, von seinem Volke geleitet. Er konnte beim Anblicke des Elends die Thränen nicht unterdrücken. Das Gefühl, dass er nicht helfen könne, stürzte ihn in unheilbare Schwermuth; er entbehrte, um Gefangene loszukaufen, und starb einsam und elend 28. Juni 1432.

Johann 1432 bis 1458.

Sein Sohn und Nachfolger Johann II. war körperlich ein stattlicher Mann, aber geistig der beschränkteste unter allen Lusignanen, willensschwach, meist das Werkzeug seiner Umgebung. Sein Reich war schon so geschwächt, dass er dem Sultan von Ägypten und Ibrahim Bey, den Herren von Ikonium, seine Thronbesteigung melden und um ihr Wohlwollen bitten musste. Zuerst leitete ihn seine Mutter Charlotte von Bourbon, eine Frau von Einsicht und Charakter; nach ihrem Tode 1434 gerieth er aber unter fremden Einfluss, seit 1442 unter den seiner zweiten Gemahlin, der Paläologin Helena, der Tochter des Despoten Theodor von Misithra, die kein Heiratsgut, wohl aber viel Stolz und Herrschsucht mitbrachte. Eine eifrige Griechin, verlieh sie Ehren und Würden an Griechen und reizte den griechischen Clerus gegen den römischen auf. Das machte die lateinischen Barone und Priester unzufrieden. Bald rüsteten auch die Fürsten Kleinasiens und der Sultan von Ägypten zum Kriege, und jene verheerten die cyprische Küste, diesen, dem man ohnedies Tribut bezahlte, konnte man nur durch demüthige Botschaften beschwichtigen. 1448 verlor Cypern an den Karaman Ibrahim Bey die glorreiche Eroberung Peters I., Gorigos. — Der König hatte nur eine eheliche Tochter, Charlotte, und einen unehelichen Sohn, Jakob, der Geistlicher werden musste. Mit der Tochter wurde Johann von Coimbra, Enkel Johanns I. von Portugal, 1456 vermählt, ein tapferer, weiser und charakterfester Jüngling, welcher die schönsten Hoffnungen der Cyprioten erweckte. Schon räumte ihm die hohe Kammer einen Theil der Regierung ein, als ihn die Königin Helena, weil er ihrem Walten im Wege stand, 1457 durch Gift aus dem Wege räumte. Zum zweitenmale wurde Charlotte 1458 mit Ludwig von Savoyen, Grafen von Genf, verlobt.

Helena.

Johann von Coimbra.

Charlotte war nach ihres Vaters Tod vierzig Tage lang selbst von ihrem Halbbruder, dem Erzbischof von Nikosia, als Königin anerkannt worden, obschon dieser weitergehende ehrgeizige Pläne hegte. Die Königin Helena hatte diesen gehassten Sohn ihrer Nebenbuhlerin, der sie aus Eifersucht die Nase abschneiden ließ, zum Erzbischof von Nikosia bestimmt, um ihn dadurch zur Regierung unfähig zu machen, und ihm schon die niederen Weihen geben lassen; der Papst hatte aber diese Wahl nie anerkannt. Darum hieß dieser Bischof im Volke der Gewählte, Apostulo oder Postulato, geistlichen Sinn hatte er jedoch gar nicht, wohl aber manche Eigenschaft, die ihn zum Fürsten befähigte: er hatte Muth und Thatkraft, scharfen Blick, wo ihn nicht die Herrschsucht blendete, er war ein schöner Mann und kühner Reiter. Die Königin Helena und er hatten sich tödtlich gehasst, ihren Liebling Thomas hatte er in seinem Palaste erstochen und war darum nach Rhodus entflohen — und erst nach ihrem Tode 11. April 1458 wieder zurückgekehrt. Die Barone, die wahrscheinlich um seine hochverrätherischen Pläne wussten, wollten nicht, dass er die Königin kröne, verboten ihm den

Charlotte von Lusignan 1458 bis 1460.

Jakob Apostulo.

Hof, sandten um Rückgabe seiner Bestallung und, als er sich weigerte, vor ihnen zu erscheinen, gaben sie Befehl, ihn lebendig oder todt vor sie zu bringen. Doch Jakob verschanzte sich in seinem Palaste, entfloh in der Nacht auf ein Schiff, das ihn nach Ägypten brachte, wo er sich als legitimer Sohn seines Vaters geberdete, dem der Adel böswillig sein Thronrecht vorenthalte, um eine Frau, die man eher beherrschen könne, an seine Stelle zu setzen. Der Hof aber habe ihn mit drei Galeeren abfangen wollen. Wenn der Sultan ihm traute — und ihn unterstützte, so drohte dem erschöpften Cypern ein neuer schwerer Krieg.[1]

Ludwig von Savoyen.

Umsomehr war zu wünschen, dass ein tüchtiger Gemahl der jungen Königin zur Seite stehe. Ludwig von Savoyen, der jetzt ankam, und 7. October 1459 mit Charlotte vermählt wurde, war aber nicht der Mann, der Charlotte zu schützen und die Insel zu retten vermochte; er war schwach und kränklich, furchtsam, träg, ohne Übung in den Waffen, ohne Kenntnis der Menschen und Geschäfte. Übrigens ward eine Botschaft, welche den Tribut brachte und im Namen des neuen Ehepaares huldigte, wohl aufgenommen. Als aber vom Eroberer Constantinopels an den Sultan von Ägypten die Mahnung kam, er möge nicht dulden, dass Cypern in die Gewalt eines fränkischen Fürsten übergehe, und der Vorschlag, gemeinsam wollten sie gegen Cypern und Rhodos vorgehen, er, Mohammed, verlange nur Rhodos: da war der Entschluss des Ägypters gefasst, Jakob wurde anerkannt, auf ein Kameel gesetzt und unter Trommelschlag und Pfeifenklang durch die Straßen Kairos als der neue König von Cypern geführt. Der ehemalige Erzbischof von Nikosia schwor dem Sultan auf die Evangelien Treue und Gehorsam und ernannte und erhob dann diejenigen, welche mit ihm geflohen, zu Ehren und Würden des Reiches.

Jakob der Bastard.

Charlotte.

Charlotte sandte um Hilfe nach Venedig, an Genua, nach Rhodos. Genua und Venedig lehnten ab, da sie für viele ihrer Schiffe und Unterthanen zu fürchten hätten. Die Rhodiser hatten guten Willen, waren aber selber vom Großtürken bedroht. 18. September 1460 kam Jakob mit ägyptischen Schiffen in die Nähe Famagostas, die Griechen schlossen sich ihm an, Nikosia war für ihn. Die Lateiner flüchteten nach Cerines, um das sich jetzt der Kampf drehte. Schrecken herrschte in der Partei der Königin, die einen huldigten dem Sieger, der sich alsbald krönen ließ, die andern flohen auf ihre Schlösser, nur wenige bewiesen Treue, wie Walther de Nores, der, von Jakob unter Todesandrohung zum Huldigen gedrängt, furchtlos erklärte: „Als Christ kann ich nur einmal Treue schwören, und dieses habe ich bereits Eurer Schwester, als legitimen Erbin des Reiches, und ihrem Gatten gethan. — Jakob wagte doch nicht, ihn ob dieser Treue tödten zu lassen, von welcher das Sprichwort herrührt: „Treu wie Walther."

Treu wie Walther.

Charlotte

Ludwig von Savoyen war ein Schwächling, Charlotte aber hatte königlichen Sinn, Muth, Einsicht und Ausdauer. Sie begeisterte die Vertheidiger von Cerines zum Widerstande, sie fuhr dann im Frühjahr 1461 nach Rhodos,

[1]) Schlumberger, l. c. p. 171.

um dort besser für Cypern wirken zu können, nachdem aus Savoyen keinerlei namhafte Hilfe kam. Mit allen Schätzen, die sie zusammenraffen konnte, fuhr sie dann gen Italien.

Doch venetianische Schiffe plünderten ihr Schiff, und Venedig schyb dies auf Seeräuber und gab ihr nie Entschädigung. Nochmals kehrte die Königin nach Rhodos zurück, wo man sie bereitwillig unterstützte. Nochmals wagte sie die Fahrt nach Italien, um Hilfe zu suchen beim heiligen Vater; sie war damals zwanzig Jahre alt, ihr Teint wird als blaß geschildert, ihr Auge funkelnd, ihr Gebaren als edel.

beim Papst.

Unter Thränen redete sie Pius II. an: „Stoße die zweifach Verwittwete nicht zurück, erbarme dich des königlichen Blutes und des unglücklichen Reiches, damit es nicht dem rechtmäßigen Glauben verloren gehe. Du bist der oberste Vater der Christenheit, der Hüter des Glaubens; dir vor allen ziemt es daher zu sorgen, dass der christliche Glaube keine Einbuße erleide. Geht Cypern zugrunde, so wird auch Rhodus und Kreta nicht gerettet werden können und bis an die Küsten Italiens werden die Flotten der Saracenen herankommen. Wenn du nur Hilfe gewährst — Geld und Getreide — so besitze ich Muth genug, mein väterliches Reich wieder zu erobern. Mit einer kleinen Schar abendländischer Krieger will ich es in kurzem zustande bringen, denn diesen sind die Ägypter nicht gewachsen. — In deiner Hand bin ich, heiligster Vater, ich gehe zugrunde, wenn Du sie zurückziehst."

Pius II. antwortete: „Trockne deine Thränen, meine Tochter, und vertraue auf uns! Dein Adel und dein Unglück ist uns wohlbekannt. Du trägst unverschuldete Leiden, wenn auch keine ungewöhnlichen, denn kein Thron ist unzerstörbar, keine Macht dauert lange. Die einen lässt Gott steigen, die andern fallen, jetzt gab Gott deinen Thron dem Bruder und schickte dich in die Verbannung. Du leidest, wie wir annehmen möchten, für die Verschuldungen deines Schwiegervaters und deines Gemahls. Denn dein Schwiegervater mochte auf dem Congresse in Mantua auch nicht die kleinste Hilfe gegen die Türken gewähren; dein Gatte fand sich, als er zu dir reiste, obschon er auf dem Po an Mantua vorbeifuhr, nicht veranlasst, zu mir zu kommen. Beide, Vater und Sohn, haben uns verachtet, weshalb wir damals zu den Cardinälen sagten: das Haus Savoyen verachtet die Kirche und fühlt sich nicht bewogen, der Religion Hilfe zu versprechen. Dieser Jüngling, der jetzt nach Cypern fährt, wird dafür büßen; er glaubt ein Reich erheiraten zu können, er täuscht sich aber; man wird ihn hinauswerfen; möge er wenigstens der Hand der Feinde entgehen! Sein Vater, der jetzt uns Hilfe gegen die Türken verweigert, wird uns noch flehentlich für seinen Sohn bitten. — Jetzt sind wir in der Lage, dir Hilfe zu gewähren. Alles, was du von mir begehrst, wirst du erhalten. Hoffe auf Gott, meine Tochter, er wird dich befreien." —

Pius II. über das Haus Savoyen.

Der Papst unterstützte sie nach Kräften, er sandte ihr sogleich Wein und Getreide, um Cerines zu verproviantieren; er unterstützte sie mit Geld und Empfehlungen. In Turin dagegen fand sie sich schnell enttäuscht und veranlasst, den Hof zu meiden. Bei Ludwig XI. fand sie auch keine Unterstützung, ebensowenig bei Juan von Aragonien. Venedig hielt mit Jakob; Genua war im Gedränge. Ungebeugt brachte sie nach Cerines Lebensmittel, dann nach Paphos, von da gieng sie nach Rhodos. Ihr Gemahl kehrte aber nach Savoyen zurück, den Königsträumen entsagend.

Reisen der Königin.

Cerines fiel 1463 durch Verrath. Jetzt wandte sich Jakob gegen Famagosta, das sich 20. Januar 1464 ihm ergab, nachdem es vierzig Jahre unter genuesischer Oberhoheit gestanden. Die Mehrzahl der genuesischen Familien verließ den Platz, der nach und nach verfiel. — Der Emir des mamelukischen Hilfscorps wollte sich Famagostas bemächtigen, um eine Bürgschaft gegen Jakobs Wankelmuth darin zu haben, der dem Sultan von Ägypten schon zu mächtig geworden war. Jakob aber ließ die Mameluken niederhauen und entschuldigte sich beim Sultan, sie hätten ihm nach dem Leben getrachtet, und beschwichtigte seinen Zorn durch glänzende Geschenke und Erhöhung des Tributes.

Jakob.

Jetzt im Besitze, trachtete Jakob II. nach einer fürstlichen Gemahlin, zuerst nach Sophia (Zoë), der Tochter des Despoten Thomas von Morea und Nichte des letzten Kaisers von Byzanz, und an gute Stellung zum heiligen Stuhl. Papst Paul II. erklärte ihm jedoch entschieden, so lange Charlotte noch lebe, könne er ihn nur als Usurpator betrachten und könne er auch in die Ehe mit Sophia nicht einwilligen. Indes ward der König durch ein Miniatur-Gemälde auf eine schöne und reiche Venetianerin aufmerksam, Caterina Cornaro, deren Oheim Andrea Cornaro ihm große Geldsummen vorgestreckt hatte. Der Republik war diese Verbindung erwünscht, zumal Jakob II. „als ein guter Sohn" versprach, er wolle über keinen Venetianer, sei es ein nationaler oder weißer,[1]) irgend eine Gewalt ausüben. Am 10. Juli wurde die schöne Caterina, von der Republik adoptiert, auf der Gondel des Dogen aus dem väterlichen Palast abgeholt, und in den Saal des großen Rathes geleitet, wo der Bevollmächtigte des Königs ihr den Ring gab vor dem Dogen, der sie dann als Königin begrüßte. Als Mitgift brachte sie ihrem Gatten 100.000 Ducaten und das Versprechen der Hilfe von Seite Venedigs.

Caterina Cornaro.

Doch beeilte ihr Gemahl sich nicht, sie abholen zu lassen, denn man bedeutete ihm von anderer Seite, dass er von Venedig durch diese Ehe abhängig werde, und er war nicht abgeneigt, eine andere Verbindung einzugehen. Von Venedig aber musste er gemahnt werden, dass er nicht nur mit einer venetianischen Patrierstochter, sondern mit dem ganzen Senat und gesammten venetianischen Adel eine Verbindung eingegangen habe; die Ehre des Senates werde durch Zurückweisung der Braut aufs empfindlichste berührt.[2]) Ein neuer Vertrag bestimmte, dass die Republik dem König gegen alle und jeden ihren Schutz verleihe mit Ausnahme des Sultans von Ägypten: dass dagegen Jakob den Vortheil Venedigs wie seinen eigenen wahre, die alten Privilegien der Venetianer aufrecht erhalte, ihre Waren mit keiner Abgabe belaste und jährlich drei Monate lang zwei Galeeren zur venetianischen Flotte stoßen lasse. Erst 1472 ward Caterina abgeholt und mit Jakob vermählt.

---

[1]) Ein weißer Venetianer ist ein Grieche oder Syrer in Cypern, der von einem venetianischen Ballei das venetianische Bürgerrecht und damit Befreiung von allen Steuern und Lasten als Cypriote erhalten hat. Sein Bürgerrecht gieng auch auf seine Kinder über.

[2]) Mas Latrie, l. c. vol. III, p. 122 ff. — Herquet, l. c. S. 149 ff.

Doch dauerte diese Verbindung nicht lange. Der König starb nach kurzer Krankheit, 6. Juli 1473, vielleicht an Gift, das er sich durch seine Ausschweifungen und sein tyrannisches Wesen zugezogen hatte. In seinem Testamente bestimmte er Caterina, die sich in der Hoffnung befinde, als Königin oder Herrin von Cypern; bringe sie einen Knaben zur Welt, so solle dieser die Herrschaft erhalten; sterbe er aber, so sollten ihm seine natürlichen Kinder folgen, Eugen zuerst, dann Janus, dann Charlotte. Testament Jakobs II.

Demgemäß wurde Caterina zur Regentin ernannt, und als sie nach zwei Monaten eines Knäbleins genas, dieses als Jakob III. zum König ausgerufen. Wenn der Rath einen Beschluss gefasst hatte, so hob man dem Kinde das Händlein in die Höhe — dies galt als Bestätigung des Königs. Caterina Cornaro. Jakob III. 1473 bis 1474.

Doch regte sich die Partei Charlottens, die damals wieder in Rhodos weilte und ihrem Gemahle schrieb, es sei würdiger, in einen geistlichen Orden zu treten, als ohne Reich und Herrschaft von der Gnade anderer abzuhängen und in solcher Niedrigkeit noch länger leben zu müssen. Papst Sixtus IV. forderte die Cyprioten zur Wahrung ihrer Selbständigkeit und zur Einsetzung Charlottens auf. Aber es gab noch eine dritte Partei, welche an eine Verbindung der unehelichen Tochter Jakobs II. mit Alfonso, einem Bastard des Aragoniers Ferdinand in Neapel, dachte. Am 15. November schlug diese Partei los, zwei Verwandte der Königin, Andrea Cornaro und Marco Bembo, mehrere ihrer Räthe fielen im Kampfe — man stritt um Nikosia und Famagosta. Doch die Aufständischen erlagen und die Republik benützte den Sieg, um an alle wichtigen Plätze Venetianer zu bringen. Da starb der junge König 26. August 1474 und Caterina regierte allein — oder vielmehr die Republik regierte, sie hielt ihre Beute fest. Unter diesen Umständen gab Charlotte alle Hoffnung auf und mochte dem Orden von Rhodos nicht länger zur Last fallen, dankte unter Thränen dem Großmeister und fuhr auf einem Schiffe des Ordens ins Abendland, wo sie ihren Aufenthalt in Rom nahm. Sixtus IV. nahm sie wohlwollend auf und wies ihr den Palazzo bei Convertendi 1475 zur Wohnung an. Die aragonische und legitimistische Partei vereinten sich zuletzt durch die Thätigkeit des verschlagenen Rizo di Marin in der Art, dass Charlotte Alfonso, Ferdinands Sohn, adoptierte. Schon rüstete letzterer Schiffe aus, um Charlotte nach Cypern zurückzugeleiten, wo sie wahrscheinlich freudig empfangen worden wäre. Charlotte. Aragonische Partei. Caterina 1474 bis 1489. Charlotte.

Aber die Republik kam hinter alle Geheimnisse und handelte rasch und sicher; sie gab sogar heimlich Befehl, Charlotte zu tödten, wenn man sie auf einem Schiff antreffe, und dann zu sagen, sie sei in der Hitze des Gefechtes gefallen; auf der anderen Seite bot ihr der venetianische Gesandte einen lebenslänglichen Gehalt von 5000 Ducaten an, wenn sie sich auf venetianisches Gebiet zurückziehe. Ihre Schiffe lauerten auf dem Meere. Nichtsdestoweniger gelangte Charlotte nach Kairo, wo der Sultan sie wohlwollend aufnahm, sie sogar mit Cypern belehnt haben soll. Doch nahm die Sache, als Venedig durch den Frieden mit den Türken 1479 die Hände frei bekam, rasch eine andere Wendung. Charlotte kehrte nach Rom zurück, übertrug dort ihre Ansprüche an Herzog Karl von Savoyen, 25. Februar 1485. Ihr Gemahl starb 1482 in Ripaille, sie selber verschied, fünfundvierzig Jahre alt, in Rom 1487 und ruht in den Katakomben von St. Peter, nahe bei Kaiser Otto II. † 1487.

Caterina genoſs in Cypern die äußeren Ehren des Königthums, war aber ſo vollſtändig überwacht, daſs ſie nie frei ſich regen konnte. Dieſer Überwachung müde, gieng ſie zuletzt auf den Plan der Unabhängigkeits-Partei ein, ſich mit Don Alfonſo zu vermählen. Aber die Republik kam bald hinter dieſes Geheimnis und vereitelte den Plan. Rizo di Marin, der Unterhändler, ward gefangen und heimlich hingerichtet. Caterina ward unter aller Berückſichtigung ihrer Würde gezwungen, abzudanken. Sie bewies ſich als gehorſame Tochter der Republik, ward von dieſer wie eine Königin bei ihrer Rückkehr geehrt und erhielt das Städtchen Aſolo in der Mark Treviſo mit allen Rechten und Nutzungen zu ihrem Aufenthalt. Dort wohnte ſie im Sommer. Pietro Bembo, ihr Vetter, ſpäter Cardinal, war der Leiter ihres geiſtigen Lebens; ſie ſtarb in Venedig am 10. Juli 1510.

Caterina dankt ab.

† 1510.

Die Republik hatte Cypern vom 24. Februar 1489 bis zum 1. Auguſt 1571 in ihrem Beſitze. Ein Vicekönig und zwei Räthe, auf zwei Jahre gewählt, Rettori genannt, leiteten die Regierung. Die Aſſiſen blieben Geſetz, aber alles ſelbſtändige Leben hörte auf. Das Einkommen betrug 546.000 Ducaten, die Auslagen für die Regierung 184.331 Ducaten, der Reinertrag alſo 361.669 Ducaten.

Cypern wird venetianiſch.

Dieſe Inſel beherrſchte den Weg in die Dardanellen, konnte den türkiſchen Handel ſtören; daſs die Pilgerſchiffe nach Mekka unter Kanonen chriſtlicher Feſtungen vorüber muſsten, verletzte überdies den Stolz der Moslimen. Darum ward ſchon 1570 der Signoria vom Sultan das Ultimatum geſtellt: „Ich verlange von euch Cypern, mögt ihr es mir nun gutwillig geben, oder nachdem ich Gewalt angewendet habe; hütet euch, mein furchtbares Schwert zu reizen, denn der Krieg, den ich gegen euch führen werde, wird entſetzlich ſein; verlaſst euch nicht auf die Größe eueres Schatzes, denn er wird verrinnen wie ein reißender Strom.“ [1]) Die Signoria erwiderte: ſie ſei entſchloſſen, den Krieg im Vertrauen auf die göttliche Gerechtigkeit zur Vertheidigung ihrer Rechte und zur Erhaltung der Inſel Cypern, die ihr wohlerworbenes Beſitzthum ſei, zu führen. [2])

Venedig.

Aber wie ſollte Venedig gegen die gewaltige türkiſche Macht den Kampf allein aufnehmen! Es war nicht mehr ſo mächtig wie damals, als es mit Genua um den Rang als erſte Seemacht ſtritt. — Es wandte ſich um Hilfe an die Mächte Europas; allein Frankreich war ein Verbündeter des Sultans, der Kaiſer hatte vor kurzem erſt mit der Pforte Frieden geſchloſſen, Philipp II. war voll Miſstrauen gegen die Venetianer und hatte den Krieg in den Niederlanden zu führen, obſchon er ſonſt höchſt empfänglich war für den Ruf, den Glauben zu vertheidigen, und wohl einſah, daſs er mit dem Schutze Venedigs zugleich ſeine eigenen Beſitzungen im Mittelmeere ſicher ſtelle. Aber im Papſte Pius V. lebte trotz des hohen Alters das glühende Feuer der Kreuzzüge, ſein Legat ſiegte über das Miſstrauen Philipps und das Bedenken ſeiner Räthe und in Rom ward ein Allianzvertrag geſchloſſen.

Die Großmächte.

Der Papſt.

---

[1]) Relazioni — bei Alberi, Scr., III, vol. I, p. 83, 160, 329.

[2]) Die reiche Literatur über dieſen Krieg — bei Hammer, l. c. III, S. 785.

Indes war Nikosia auf der Insel Cypern schon gefallen. Am 1. Juli 1570 war Mustafa Pascha mit 80.000 Mann gelandet. Auf der Insel waren 600 Reiter, 3000 Fußgänger und einige einheimische Milizen. An eine Feldschlacht war also nicht zu denken, nur an Vertheidigung der zwei festen Plätze Nikosia und Famagosta. Nikosia ward zuerst belagert. 1500 italienische Soldaten, einige tausend Edelleute, Bürger und Bauern vertheidigten die Stadt aufs heldenmüthigste; ein Sturm nach dem andern wurde abgeschlagen, obschon die Türken mit achtzig Geschützen, worunter dreißig Kugeln von 50—100 Pfund schossen, die Vertheidiger bedrängten und Bresche machten. Scorbut, Mangel an Lebensmitteln und die steten Kämpfe, namentlich ein gelungener nächtlicher Überfall, zwangen die Besatzung, der feindlichen Übermacht zu weichen. Die Capitulation vom 9. September wurde nicht gehalten, die Sieger ließen 20.000 Menschen über die Klinge springen,[1]) um durch den Schrecken dieser That die Vertheidiger Famagostas zu entmuthigen. Nikosia. Famagosta.

Hier aber befehligte ein edler Venetianer, Marc Antonio Bragadino,[2]) der den Geist des Heldenthums und den Enthusiasmus für die Religion des Kreuzes in den 7000 Mann der Besatzung und den Bewohnern der Stadt zu entzünden wusste. Noch ehe das türkische Heer die Stadt umschloss, ließ er auf dem Hauptplatze einen Altar errichten, und die gesammte Bevölkerung dem Opfer beiwohnen und das Abendmahl empfangen; dann schworen er und seine Waffenbrüder nach einer hinreißenden Anrede, dass sie für Gott und Vaterland ihr Blut vergießen wollten, und Bürger, Frauen und Kinder wurden von der Begeisterung hingerissen und leisteten den gleichen Schwur. Am 19. September 1570 nahte das türkische Heer der Festung, doch umschloss es sie noch nicht vollständig, da die Nachricht von dem Herannahen einer Flotte der Verbündeten eintraf. Leider leisteten diese wenig; unter den Befehlshabern war Streit, keiner hatte Ansehen genug; Doria, der die spanischen Galeeren befehligte, hasste die Venetianer und erklärte, er müsse die Galeeren des Königs zurückführen. Die Venetianer wagten aber jetzt keinen Kampf mehr gegen die Osmanen, Famagosta ward sich selber überlassen, nur der tapfere Marc Antonio Guerini vermochte durch geschickte Manöver einige Schiffe mit Lebensmitteln und Kriegsvorräthen und 2000 Mann neue Streiter in die Stadt zu werfen. Venedig war so entmuthigt, dass es insgeheim in Constantinopel um den Frieden unterhandelte. — M. A. Bragadino. Doria.

Die heilige Liga. — Die Schlacht bei Lepanto.

Aber Pius V. war nicht so nachgiebig und Philipp war beharrlich, wenn er einmal etwas begonnen, obschon Venedig falsch war. Neue Verhandlungen wurden in Rom gepflogen, deren Abschluss die Frage über den Oberbefehlshaber, wie über den Zweck des Krieges verzögerte: Venedig wollte nur Cypern schützen, während Spanien zugleich die Barbaresken angreifen und der Papst einen allgemeinen Krieg der Christen gegen die Türken wollte. Pius V.

[1]) Viele Frauen erdolchten ihre Töchter, um sie der Schändung zu entziehen; eine Mutter tödtete zuerst ihren Sohn mit den Worten: „Solltest du als Sclave zum Lotterbuben werden!“ — dann sich selbst.

[2]) „Marc Antonio Bragadino.“ Deutsch von Dr. K. Zell. Freiburg 1854.

Endlich kam man dahin überein, der Krieg sei gegen die Türken, wie gegen die Mauren von Tunis, Tripolis und Algier zu führen, mit 200 Galeeren, 100 Transportschiffen, 50.000 Mann zu Fuß, 4500 Reitern. Spanien solle drei Sechstel, Venedig zwei Sechstel, der Papst ein Sechstel der Kosten tragen, jeder, die angegriffen werde, helfen die beiden andern Mächte, keine schließe Frieden ohne Wissen und Willen der anderen. Spanien stellt den Oberbefehlshaber, weil es auch die größte Macht stellt. Der Bund
Heilige Liga. wird für ewige Zeiten abgeschlossen. Dies ist die heilige Liga, welche der Papst am 24. Mai 1571 mit der Hand auf der Brust beschwor, während die Gesandten Spaniens und Venedigs auf ein Messbuch, unter dem ein Neues Testament war, den Eid ablegten.

Rüstungen. Nun ward gewaltig gerüstet, aber auch die Pforte rüstete. Selims Schwager Piali ward Admiral; Uluch Ali, der Dey von Tunis, ein calabresischer Renegat, unterstützte ihn. Während die Türken noch immer Famagosta belagerten, verwüsteten sie die Gebiete der Venetianer an den Küsten des adriatischen Meeres und bedrohten selbst die Lagunenstadt. Indes sammelten sich die Verbündeten im Hafen von Messina,[1]) die Venetianer unter Vaniero, die Päpstlichen unter Colonna, endlich kamen auch die Spanier. Ihre Schiffe waren am besten gerüstet, Philipp II. hatte weder Kosten noch Mühe gescheut; seine Soldaten waren am begeistertsten für den Kampf. Mit Jubel vernahm Spanien den Entschluss seines Königs, der alte Geist der Maurenkriege loderte neu auf, es gab mehr als genug Freiwillige, die edelsten Häuser stellten ihre Mitglieder; unsterblicher Ruhm und ewige Seligkeit, meinten sie, sei da zu erwerben. Auch 3000 deutsche Landsknechte kamen mit.

Philipp II. traf die beste Wahl, als er seinen thatendurstigen Bruder,
Don Juan. Don Juan, zum Oberbefehlshaber bestimmte. Bis Philipp 1559 nach Spanien zurückkehrte, blieb Don Juans Herkunft ein Geheimnis. Quixada führte dem König seinen Pflegesohn vor und Philipp, der sogleich das verjüngte Bild des Vaters im Jüngling erkannte, sagte: „Die Jagd ist aus, nie habe ich eine schönere Begegnung gehabt.“ Der Bruder wurde unter dem Namen Don Juan
Erziehung. d'Austria mit Don Carlos erzogen. Zwar hatte Karl V. diesen Sohn der Liebe zum Geistlichen bestimmt, allein Philipp sah bald ein, dass der Bruder nicht für das Kloster tauge; er ließ ihm eine glänzende weltliche Erziehung geben und Don Juan entfaltete eine wunderbare Begabung und bewies dem königlichen Bruder eine Hingebung und Treue, welche diesem jegliches Misstrauen benahm. Seine erste Kriegsschule machte Don Juan unter Quixadas Leitung im Kampf gegen die aufständischen Mauren. Als Quixada an seiner Seite gefallen war, schrieb er dessen Witwe: „Geliebte Mutter! Ich gehöre jetzt Euch allein auf Erden, ich gehöre Euch doppelt an, da Euer Gatte für mich gestorben ist.“ — Anfangs Juni verließ Don Juan Madrid, vor der Abfahrt von Barcelona unternahm er noch eine Wallfahrt nach Montserrat; nach kurzem Aufenthalt im Palaste der Doria zu Genua traf er im August in Neapel ein. Der Empfang war glänzend, Don Juan begeisterte Männer wie Frauen: er war vierundzwanzig Jahre alt, ein Bild männlicher Schönheit, aus seinem blauen Auge blitzte Geist

[1]) In Messina steht zur Erinnerung daran noch heute die Statue Don Juans.

und Muth; seine Weise, die blonden Locken über die Stirne zurückzustreichen, wurde Mode bei den Neapolitanern. Keiner tanzte, ritt, focht besser, seine Ausdauer in der Arbeit war bewunderungswürdig, dabei liebte er Umgang mit Gelehrten und Künstlern. In Santa Chiara übergab ihn der päpstliche Legat den Commandostab und die heilige Standarte, Christus im himmelblauen Felde von Damast, und flehte den Segen des Himmels herab auf die Waffen der Christen. Don Juan kniete am Altar. „Amen! Amen!" flehte das Volk in tiefster Erregung. Gleich begeistert war der Empfang in Messina, man konnte sich nicht sattsehen an dem schönen Jüngling, dessen herrliche Formen der weiße Sammet, in den er gekleidet war, der golddurchwirkte Mantel, der weiße Federbusch noch hervorhoben.[1])

Doch der Beifall berauschte den jungen Feldherrn nicht, mit seltener Thatkraft, Klugheit und Selbstbeherrschung gab Don Juan erst die Losung zum Aufbruch, als alle Schiffe beisammen waren. Über 300 Schiffe, über 80.000 Mann standen jetzt unter ihm; am 16. September 1571 wurden die Segel gelichtet unter dem Segenswunsch der Zuschauer. Der Papst hatte den Kriegern dieselben Indulgenzen ertheilt, die einst die Eroberer des heiligen Grabes erhielten, Don Juan aber seine Vermittlung versprochen, damit er ein unabhängiges Fürstenthum erlange, ein Plan, der sich tief in seine Seele prägte. Abfahrt.

Seit den Tagen, da Octavian mit Antonius bei Actium um die Herrschaft der Welt rang, war keine so gewaltige Flotte beisammen gewesen. Der Kampf sollte auch jetzt nahe derselben Stelle geführt werden. Bei Korfu erfuhr Don Juan am 26. September, dass die türkischen Schiffe bei Lepanto ständen. Gegen die Warnung vieler, die eine Belagerung der Schlacht vorzogen, erklärte Don Juan, eine bessere Gelegenheit, den Feind zu vernichten, ließe sich nicht finden. Bei Commeniza wurde große Revue gehalten, die Nachricht vom Falle Famagostas war indes eingetroffen und sie entzündete nicht bloß die Venetianer, sondern alle mit den Gefühlen der Rache.

Famagosta hatte vom 18. September 1570 bis 1. August 1571 den Kampf heldenmüthig bestanden, ein Sturm nach dem andern war abgeschlagen worden, der religiöse und politische Enthusiasmus hatte die Vertheidiger über sich selbst erhoben; während die Venetianer hundertweise, fielen die Osmanen tausendweise. Wie ein Mann eilte die Bevölkerung jedesmal nach dem bedrohten Punkte, Frauen und Mädchen bewährten nicht minder Muth, als die Männer, sie trugen Steine, Pfeile, Erfrischungen herbei, und schlugen sich oft mit dem Feinde. Der Bischof und die Priester waren immer mitten unter den Kämpfenden und erinnerten sie an die heilige Sache, für die sie ihr Blut vergossen. Allein all das verschob nur den endlichen Untergang — die Thürme waren zerstört, die Mauern zusammengeschossen, die Gräben mit Leichen gefüllt, es fehlte an Pulver, an Brot, an Wasser, an Soldaten; die ausgehungerten bleichen Gestalten, die noch auf den Posten standen, konnten kaum mehr die Waffen tragen; es blieb nichts mehr übrig, als Capitulation oder der Tod. Auf der andern Seite waren 80.000 Türken gefallen, 200.000 hatten an der Belagerung theilgenommen, 114 Kanonen hatten gegen die Stadt gedonnert, man hatte siebzehn Redouten errichtet und neun Minen springen lassen. Mustafa Pascha bot ganz billige Bedingungen zur unvermeidlichen Capitulation. Bragadino musste sie Fall Famagostas.

[1]) Prescott, Geschichte Philipps II., Bd. V, S. 45—67.

Capitulation. am 5. August abschließen: die Besatzung sollte den Platz mit ihren Waffen, mit Gepäck und Batterien verlassen und auf türkischen Schiffen nach Candia gebracht werden. Die Bewohner der Insel sollten weder in ihrem Leben, noch in ihrem Vermögen, noch in ihrer Ehre, noch in Ausübung ihrer Religion beschränkt werden, und es ihnen zwei Jahre hindurch freistehen, ihr Vaterland zu verlassen.[1])

Bruch. Am 14. August wurde die Stadt übergeben. Mustafa Pascha besudelte sich aber jetzt mit einem schmachvollen Wortbruch; an Bragadino hatte er geschrieben: „Ich kann Dir nicht sagen, wie ich danach verlange, Dich von Person kennen zu lernen, nachdem ich solange Deinen Muth erfahren und bewundert habe. Du wirst von mir alle möglichen Beweise von Wohlwollen erhalten, sowie auch von dem großen und mächtigen Selim, bei welchem ich von Deinen Thaten Zeugnis ablegen werde." Bragadino kam mit Baglioni und Martinengo in das Zelt des Türken, der nach wenigen höflichen Worten plötzlich Ton und Miene änderte und mit vor Zorn bebender Stimme fragte: „Was hast du gemacht mit meinen Gefangenen? und was mit den Lebensmitteln?" — Der Venetianer erwiderte stolz: „Die Gefangenen sind theils in der Festung, theils in Venedig, die Lebensmittel haben wir alle aufgezehrt." Der Türke zog seinen Säbel, hieb Bragadino ein Ohr ab, und ließ ihm von einem Janitscharen das andere wegschneiden, stürzte dann aus dem Zelt und befahl, alle Christen, die im Lager seien, niederzuhauen. Baglioni und Martinengo wurden an der Seite Bragadinos enthauptet, dieser von Mustafa mit Füßen getreten, bespien und höhnisch gefragt: „Wo ist jetzt dein Christus, und warum befreit er dich nicht aus meinen Händen?" Der Venetianer ertrug alle diese Misshandlungen mit heroischer Ergebung und englischer Sanftmuth; nach drei Wochen schrecklicher Leiden wurde er auf ein Brett gebunden und an die Spitze einer Segelstange hinaufgezogen, damit er sehen könne, ob nicht die christliche Flotte komme. Unter den Qualen der Folter rief der edle Venetianer: „Ihr könnet meinen Leib zerfleischen, ihr vermögt aber nichts über meine Seele." Umsonst war die Mahnung: „Werde Türke und dein Leben ist dir geschenkt", er wurde verurtheilt, lebendig geschunden zu werden, und ertrug diese schreckliche Todesart mit einer Seelenstärke, mit einer Sanftmuth, die selbst die Türken ergriffen. „Herr, verzeih' ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!" — war das letzte Wort des Verscheidenden. Die Leiche wurde in vier Stücke getheilt und an den vier Stadttheilen von Famagosta zur Schau ausgestellt; die abgezogene Haut wurde ausgestopft, in venetianische Amtstracht gesteckt, den rothen Sonnenschirm, das Zeichen der Würde, in der rechten Hand, und so auf dem Rücken einer Kuh befestigt und durch die Stadt geführt und später in dem Zeughause zu Constantinopel als Trophäe aufbewahrt, bis ein christlicher Sclave sie entwendete und nach Venedig brachte, das seinem großen Sohn in der Kirche St. Johann und Paul ein bescheidenes Denkmal setzte.

Bragadinos Seelengröße.

Diese Nachricht zündete jetzt in allen Herzen und die Krieger dürsteten nach der Schlacht. Sonnabend den 7. October 1571 morgens um acht Uhr gab Don Juan durch Aufpflanzen der heiligen Standarte auf dem Admiralschiff das Zeichen, dass an diesem Tage geschlagen werde, und Freudengeschrei erfüllte die Luft. Drei englische Meilen lang war die christliche Schlacht-

7. Oct. 1571.

[1]) Hammer, Geschichte der Osmanen, III, S. 581—585, nach Paruta und den Berichten aus dem kaiserlichen Hausarchive.

ordnung: den rechten Flügel befehligte Doria, den linken der Venetianer Barbarigo, denn ein rascher und ungerechter Befehl zur Hinrichtung eines römischen Officiers hatte Vaniero mit dem Oberbefehlshaber entzweit; das Centrum befehligte Don Juan, und Requesens die Nachhut. Jedes Schiff hatte Befehl, auf das gegnerische loszugehen. Don Juan fuhr noch einmal entlang der ganzen Reihe und sprach ermuthigende Worte: „Ihr seid gekommen, die Schlacht des Kreuzes zu schlagen, zu siegen oder zu sterben. Mögt ihr aber siegen oder sterben, thut heute euere Pflicht, und erwerbt euch eine ruhmreiche Unsterblichkeit.“[1]) Der junge Admiral kniete dann im Angesicht der ganzen Schlachtlinie auf seinem Schiffe nieder und flehte um Sieg. Alle folgten seinem Beispiele, die Priester segneten die Streiter und sprachen die Absolution aus. Schlachtordnung.

Langsam rückte die Flotte der Osmanen an, 250 Galeeren mit vielen Schiffen im Hintergrund, anfangs in halbmondförmiger Stellung; 12.000 Mann waren auf ihren Schiffen, deren Vordertheile mit Gold verziert waren, während die Damascener und die mit Juwelen gezierten Federbüsche ihrer Krieger in der Sonne strahlten. Ali Pascha befehligte das Centrum, den rechten Flügel Sirokko, der Vicekönig von Ägypten, den linken Flügel Uluch Ali. Der türkische Oberadmiral feuerte seine Truppen nur durch Versprechungen an; zu den christlichen Galeerensclaven, die an die Ruderbänke angekettet waren, sagte er: „Wenn eure Landsleute den heutigen Tag gewinnen, möge euch Allah den Segen davon geben; doch wenn ich ihn gewinne, sollt ihr sicherlich euere Freiheit haben: wenn ihr fühlt, dass ich durch euch Vortheile erlange, so gewinnet denn auch Vortheile durch mich!“

Es war Mittag, die Flotten kamen sich nahe, feierliche Stille herrschte, ein leichter Wind kräuselte die Wellen. Da ließ Don Juan durch Pauken und Trompeten das Signal geben und der Kampf begann. Er war entsetzlich; es ist die größte Seeschlacht der neueren Zeit, sie währte vier Stunden, man schlug sich auf beiden Seiten mit unerhörter Tapferkeit. Die Türken suchten an beiden Enden ihre Gegner zu überflügeln; bei dem linken Flügel der Feinde gelang ihnen dieses und die Venetianer kamen in große Gefahr — acht ihrer Galeeren sanken in der ersten Stunde schon — doch sie kämpften mit zäher Tapferkeit, erwehrten sich der Gegner und schritten nun zum Angriffe. Auf dem rechten Flügel merkte Doria gleich die Absicht der Feinde und dehnte seine Schlachtlinie weit nach Osten aus, schwächte sie aber dadurch — und sie kam an einigen Stellen in große Gefahr. Im Centrum gieng Don Juan auf das Admiralschiff der Türken los, es hatte das Banner des Sultans und trug den Namen Allah 28.900mal in Goldbuchstaben eingestickt. Der Kampf wogte abwechselnd hin und her, andere Schiffe kamen dazwischen und bedrängten die beiden Admiralschiffe; diese wiesen sie aber, Schlacht.

[1]) Rosell, Combate Naval de Lepanto — in den „Memoiren der Akademie zu Madrid“ 1853. — Prescott, Philipp II., 3. Theil, S. 67—89.

wie Eber die Hunde, nur von sich ab, um von neuem aufeinander loszustürzen. Zweimal drangen die Soldaten des „Real", so hieß das Schiff Don Juans, auf den „Allah", so hieß das türkische Admiralschiff, und zweimal wurden sie zurückgetrieben; der dritte Enterungsversuch gelang, Ali Pascha fiel. Die heilige Standarte ward auf dem türkischen Schiffe aufgepflanzt, und

Sieg der Christen.

der Ruf „Victoria!" scholl entlang der ganzen Schlachtlinie zum Himmel empor. Das feindliche Centrum war durchbrochen, der rechte Flügel floh zurück, die Schiffe strandeten oder wurden geentert, und nun kam das Centrum der Christen dem rechten Flügel zu Hilfe. Uluch Ali hielt alles für verloren und entfloh mit vierzig Schiffen. Die Christen verfolgten ihn eine Strecke weit, konnten ihn aber nicht erreichen, da ihre Ruderer vom Kampfe ermüdet waren. Alle türkischen Galeeren, von den 250 diese 40 ausgenommen, waren entweder erobert oder versenkt worden,[1]) den Christen waren 15 Galeeren versenkt und 8000 Mann getödtet; es gab Schiffe, auf denen die Mehrzahl gefallen und kein Einziger ohne Wunden war.

Alexander Farnese.

Viel edles Blut war geflossen, mancher fand das Ende seiner Heldenlaufbahn, mancher den Anfang, unter diesen Alexander Farnese, Prinz von Parma, der unter den Augen Don Juans, allen voran, ein feindliches Schiff

Cervantes.

enterte.[2]) Cervantes, später als Schriftsteller so groß, diente, vierundzwanzig Jahre alt, als gemeiner Soldat an Bord; weder das Fieber, noch die Vorstellungen seines Capitäns hinderten ihn, sich in die Schlacht zu stürzen, er bekam zwei Wunden in die Brust, und eine in die linke Hand, die fortan unbrauchbar blieb; doch meinte er, dass der Ruhm, in dieser Schlacht mitgefochten zu haben, allen Schmerz der Wunden aufwiege.[3]) 12.000 christliche Gefangene, die an die Ruderbänke angeschmiedet gewesen, dankten jetzt ihren Befreiern. Die Beute schien unermesslich, auf dem türkischen Admiralschiff allein fand man 170.000 Goldzechinen; der Sieg war groß und ruhmvoll, die Türken, die bisher für unbesiegbar zur See galten, waren besiegt.

Der Sieger.

Der Tag neigte sich gegen Ende, der Donner der Kanonen schwieg, aber ein mächtigerer begann zu dröhnen: ein furchtbarer Gewittersturm war im Anzuge. Die Sieger wären verloren gewesen, wenn nicht Don Juan klug und vorsichtig schnell die Flotte im Hafen von Petala geborgen hätte. Der Sturm dauerte vierundzwanzig Stunden, man sah nur das Leuchten der Blitze und der brennenden Galeeren, denn man hatte die allzusehr beschädigten angezündet. Don Juan ließ die minder beschädigten Schiffe ausbessern und besuchte, obwohl selber am Fuße verwundet, Verwundete und Kranke, tröstete, spendete Lob, vertheilte Geschenke; großmüthig behandelte er die Söhne seines gefallenen Gegners, zwei Jünglinge. Ihre Schwester, die Prinzessin Fatime, sandte ihm ein glänzendes Geschenk für ihre Befreiung; Don Juan erkärte sie für frei und gab ihnen das Geschenk mit: denn es sei gegen die Sitte seiner Ahnen, für eine Gnade eine Belohnung anzunehmen. Der alte Baniero vergoss Thränen, als

[1]) Die Türken verloren 25.000 Mann. Vergl. Prescott, Geschichte Philipps II., Bd. V, S. 90.

[2]) Hochherzig lobt der Sieger in seinem Berichte an Philipp II. diese tapfere That seines Neffen.

[3]) Navarete, Vida de Cervantes, Madrid 1819, p. 19.

ihn Don Juan, der Beleidigung vergessend, mit dem Titel „Vater" begrüßte. Erst vierundzwanzig Jahre alt war Don Juan und hatte schon den größten der Siege errungen, sein Name flog von Mund zu Mund als Vertheidiger des Glaubens. Der Papst brach in Thränen aus, als er die Nachricht von dem gewaltigen Siege erhielt, und rief: „Es ward ein Mensch von Gott gesandt und der hieß Johannes!" Odo Colonna zog in Triumph in Rom ein und weihte in Ara Coeli eine Statue aus Silber. Jedes Jahr wird am Rosenkranz-Sonntag in der katholischen Kirche an diesen Sieg erinnert. In Venedig ward fortan der 7. October ein Nationalfesttag. Don Philipp erhielt während der Philipp II.
Vesper die Nachricht; er blieb unbeweglich, bis der Gottesdienst zu Ende war, dann ließ er ein Tedeum anstimmen und theilte dem Hofe die Nachricht mit; am Abend war Madrid glänzend beleuchtet. „Dir hab ich nach Gott den Sieg zu verdanken," schrieb er an seinen Bruder, „und erkenne dies hiemit an und schätze mich glücklich, dass es für jemand, der mir so nahe steht, aufbehalten war, dieses große Werk, welches Dir in den Augen Gottes und der ganzen Welt so vielen Ruhm erworben hat, zu vollbringen." Dichter und Maler feierten den Sieg. Ercilla widmete ihm einen ganzen Gesang in der „Araucana", Fernando de Herrera eine schwungvolle Hymne, Titian schuf sein herrliches Titian.
Gemälde „der Sieg der Liga". Namentlich priesen die Krieger den jungen Helden, der, in der Schlacht so tapfer und nach dem Siege so mild, seinen Antheil an der Beute unter die Verwundeten vertheilte.

Alles erwartete einen Angriff auf Constantinopel, doch war das Jahr schon zu weit vorgerückt, als dass man hätte die See halten können; auch waren die Kräfte des türkischen Reiches noch zu gewaltig und ein Angriff auf die Hauptstadt wäre wahrscheinlich gescheitert.[1]) Die große Frucht des Folgen des Sieges.
Sieges bei Lepanto ist, dass die Türken nicht mehr für unbesiegbar galten, dass sie mit dem Rufe der Unüberwindlichkeit das Vertrauen zu sich selbst verloren. Von der Schlacht von Lepanto an datiert der Verfall der osmanischen Macht. Ein Habsburger hat diesen Erfolg errungen.

Don Juan war nicht Herr der Flotte, sondern nur Befehlshaber im Dienste eines anderen; die Flotte gehörte nicht einem Herrn, sondern dreien, von denen jeder etwas anderes wollte. Die Venetianer wollten in der Levante erobern, Philipp die Barbaresken bekämpfen; der Papst hatte die weiteste Anschauung, er dachte stets an Constantinopel und an das heilige Grab. Leider starb Pius V.,[3]) die eigentliche Seele der Liga, schon 1572 und musste sich Pius V.
Philipp II. vor einem Angriff Frankreichs sichern. Alle Staaten beneideten ihn damals um seine Macht und den Ruhm seiner Flotte. So ward denn der Sonnenflug des jungen Adlers gehemmt, erst im Juli durfte Don Juan mit 22 Galeeren zu den Verbündeten stoßen. Die vereinte Flotte zog an die Westküste von Morea. Don Juan wünschte die Schlacht, aber die Türken hatten kein Vertrauen mehr, sie rückten nicht aus ihrer sicheren Stellung unter dem Schlosse von Modon heraus, der Herbst brachte seine Stürme und man musste sich für das nächste Frühjahr trennen.[2])

---

[1]) So urtheilte damals auch Alba. Prescott, Philipp II., Bd. V, S. 108.
[2]) Charrière, Négociations, III, p. 185—260.
[3]) Clemens XI. nahm ihn 1712 in die Zahl der Heiligen auf.

Venedigs Selbstsucht

Da schlossen aber die Venetianer am 17. März 1573 mit dem Sultan Selim II. Frieden: sie versprachen dem Türken für drei Jahre die Summe von je 100.000 Ducaten, ferner einen Tribut von 1000 Ducaten für Zante, und überließen ihm die Insel Cypern, wegen der doch der Krieg begonnen worden war.[1]) Entrüstet ließ Don Juan das Banner der Liga herabreißen und dafür das von Castilien aufhissen, der Papst und Philipp II. klagten Venedig der Selbstsucht an.

Philipp befahl nun einen Angriff auf die Küste der Berberei und zwar auf Tunis, wo die Spanier nur noch die Festung Goletta besaßen. Die Einwohner flohen. Don Juan besetzte die Stadt. Die Beute war reich, die Truppen plünderten eine ganze Woche. Der Sieger versprach den Bewohnern Schutz und lud sie ein zur Rückkehr. Philipp II. hatte befohlen, Goletta zu schleifen, weil er der Kosten der Erhaltung überdrüssig war. Don Juan aber

Tunis.

verstärkte die Werke der Festung, denn er wünschte aus Tunis den Mittelpunkt eines eigenen Reiches zu machen, und ganz Nord-Afrika und Palästina zu erobern. Sein Wahlspruch war: „Wer nicht vorwärts strebt, der geht zurück." Er war der Sohn des Kaisers, er hörte oft von der blühenden Macht Karthagos — wäre ein Königreich Tunis nicht eine Wohlthat für die Christenheit gewesen?

Don Juans Pläne.

Philipp meinte, de Soto, der Secretär, habe so ehrgeizige Pläne in der Seele seines Bruders genährt, rief ihn ab und sandte den Escovedo, aber schnell zeigte sich's, dass dieser den Prinzen in seinen Plänen bestärkte. Bald darauf sandte der Papst an Philipp II. die Bitte, dem jungen Feldherrn eine würdige Belohnung, ein eigenes Fürstenthum zu verleihen, dessen Mittelpunkt Tunis wäre. Philipp entgegnete, man müsse Tunis zuerst sicher haben, that aber nichts, als im nächsten Jahre eine große türkische Macht Tunis und Goletta bezwang, während Don Juan in Genua hingehalten wurde, wo er für Philipp den Streit der Parteien schlichten musste. Jetzt eilte der Fürst nach Spanien, um sich mit seinem Bruder zu versöhnen, von dem jedoch in dieser Sache wenig zu erwarten war. Die Talente des Prinzen sollten die Monarchie vergrößern, aber er sollte nicht selbständig werden. Der Staatsrath war gegen seine Pläne und ein neuer Geschichtschreiber sagt mit Recht: „So ist einmal diese Welt, sie reizt den Menschen, alle seine Fähigkeiten zu entfalten: sie treibt in ihm alle seine Hoffnungen auf. — Dann mäßigt er sich nicht, seine Kräfte fühlend, jagt er den stolzesten Kampfpreisen der Ehre oder des Besitzes nach: sie aber gewährt ihm nicht, sie schließt ihm ihre Schranken zu und lässt ihn sterben." [2]) —

---

[1]) Alberi, Relationi, I. — Charrière, Négociations, III, p. 367.
[2]) Ranke, Fürsten und Völker von Südeuropa, I, S. 183.

Don Carlos. 1545—1568.

Einer der schwierigsten Theile in der Beurtheilung Philipps ist sein Verhalten gegen den erstgebornen Sohn Don Carlos in dieser Familientragödie im königlichen Hause.

Kindheit. Geboren 1545, verlor Don Carlos seine Mutter, Maria von Portugal, schon wenige Tage nach seiner Geburt und wurde, da der Vater damals meist in den Niederlanden oder in England war, von Philipps Schwester Johanna erzogen;[1] kein Mutterauge wachte über die Entwicklung des Knaben, keine Mutterliebe kam wärmend und anregend seinem Herzen entgegen. Don Carlos war schwächlich, und Johanna sorgte darum mehr für seine leibliche, als geistige Pflege.[2] Später leitete Honorato Juan, ein sehr gelehrter und edler Mann, seine Erziehung.[3] Als Karl V. nach San Yuste zog, sah er in Valladolid seinen Enkel, und als er ihm von seinen Feldzügen auch seine Flucht aus Innsbruck erzählte, unterbrach ihn Carlos mit dem Ausrufe: „Ich würde nie geflohen sein", und beharrte bei diesem Ausspruche, obschon Karl ihm alle Gründe der Flucht auseinandersetzte, was den Kaiser entzückte; doch bemerkte er auch bald seinen Eigensinn, sein trotziges, hochfahrendes Wesen, und mahnte Johanna, mit dem Knaben strenger zu verfahren, sie könne sich dadurch den Dank der Nation verdienen, und schrieb an Philipp, er möge ja Don Carlos nicht den Niederländern zeigen, bevor dieser besser erzogen sei und sich besser benehme. Venetianische Berichte nennen den Prinzen ungeduldig, wild, zur Grausamkeit geneigt, aber auch freigebig.[4] „Als ihm einst eine geschwänzte Eidechse geschenkt ward, und diese ihn in den Finger biss, so biss er ihr rasch mit den Zähnen den Kopf ab, und zeigte dadurch seine dereinstige Kühnheit. Im Falle er kein Geld hat, verschenkt er Ketten, Schaumünzen und selbst die Kleider, obgleich er sonst

Charakter.

---

[1]) Verwandtschaft der damaligen portugiesischen und spanischen Königsfamilie:

Ferdinand der Katholische von Aragonien, † 1516,
vermählt mit Isabella von Castilien, † 1504

Johanna die Wahnsinnige, vermählt mit Philipp dem Schönen von Österreich, dem Sohne Maximilians	Maria (1517) vermählt mit Emanuel dem Großen, König von Portugal, † 1521

Karl V. vermählt mit Elisabeth von Portugal	Katharina, verm. mit	Johann III. von Portugal, † 1557	Elisabeth oder Isabelle von Portugal, Gemahlin Karls V.	

Philipp II., verm. mit Maria von Portugal	Donna Juana, verm. mit	Johann, Infant von Portugal. † 1554	Maria von Portugal, † 1545, Gemahlin Philipps II.
Don Carlos.	Sebastian, König von Portugal, † 1577.		

[2]) Lange glaubte man, der Knabe sei stumm, und das erste Wort stieß er in seinem fünften Jahre aus, das Wort „Nein". Karl V. lachte darüber: „Der Knabe hat ganz Recht gehabt, zu allem „Nein" zu sagen, was sein Vater und Großvater verschenkten und verschwendeten."

[3]) Philipp II. schrieb an diesen Lehrer: „Ich trage Ihnen auf, alles anzuwenden, um ihn für die Tugend zu erziehen und in den weltlichen Wissenschaften zu unterrichten."

[4]) So schreibt der Gesandte Badoaro an den Rath von Venedig.

die Pracht liebt. Als er hörte, dass nach dem Vertrage zwischen ... und der Königin Maria von England ihr etwaiger Sohn die Niederlande erhalten sollte, sagte er: ‚Das werde ich nie zugeben, sondern immer bekämpfen', und ließ den Kaiser um eine Rüstung bitten, worüber sich dieser sehr freute. Ungemeinen Stolz zeigte Carlos auch darin, dass er nicht lange vor seinem Vater stehen oder die Mütze abnehmen will, und dass er den Kaiser Vater, seinen Vater aber nur Bruder nennt", heißt es in einem Gesandtschaftsbericht. Im siebenten Jahre wollte er einmal nicht essen, bis ein Knabe, der ihn beleidigt hatte, aufgehängt wäre, und als man, um ihn zu besänftigen, eine Puppe aufhieng, war Philipp empört darüber und gab dem Sohne eine Ohrfeige. Früh zehrte ein Wechselfieber an seinen Kräften, sein Aussehen war gelb und grünlich.

Isabella von Frankreich.

Im Jahre 1560 kam die schöne Elisabeth, die ursprünglich ihm bestimmt war, als Braut seines Vaters nach Spanien. Dichter sprechen von einem Liebesverhältnis zwischen beiden, das aber nie stattfand, denn Isabella war eine sittenstrenge Frau.[1]) Don Carlos war sechzehn Jahre alt, als er von den Cortes als Thronerbe anerkannt wurde und dann mit seinem Oheim Don Juan und seinem Vetter Alexander Farnese die Universität Alcala de Henares besuchte. Dort verletzte er sich durch einen Sturz von der Treppe derart, dass der Schaden ein bleibender ward, wie die Überspanntheit seines Benehmens zeigt. Einen Kämmerer, der nicht augenblicklich auf sein Klingeln erschien, wollte er zum Fenster hinauswerfen; ein Haus wollte er anzünden lassen, weil beim Vorübergehen einige Tropfen Wasser auf ihn gefallen waren; dem Cardinal Espinosa drohte er mit dem Dolche, weil dieser den Schauspieler Cisneros abgehalten hatte, abends beim Prinzen zu spielen. Als Carlos in seinen hohen Stiefeln Pistolen trug, ließ der Vater sie kürzer machen, der Prinz aber ließ diese Stiefel zu einem Fricassée zerschneiden und zwang den Schuster, es aufzuessen. Aber nicht bloß durch anmaßendes, hochfahrendes Benehmen machte Carlos seinem Vater Sorgen, sondern auch durch seine Ausschweifungen. Die Kluft zwischen dem Könige und dem Kronprinzen wurde immer weiter: jener war gemessen, dieser feurig; jener hielt strenge auf den Anstand, dieser durchzog mit frechen Burschen die Straßen und beschimpfte jedes Frauenzimmer; jener war eifersüchtig auf den Besitz seiner Macht und dieser wollte früh Antheil daran; der Sohn sah in den Dienern seines Vaters nur Spione; der Vater bekämpfte die Niederländer mit allen Mitteln, und der Sohn war entschlossen, sich an die Spitze der Aufständischen zu stellen, vielleicht durch Montigny und Bergen gewonnen, wie Neuere vermuthen.

Studentin Alcala.

Überspanntheit.

Zwiespalt mit Philipp II.

Die Neigung zum Bösen steigerte sich. Zuerst wirkte der Tod Karls V. nachtheilig, ihn allein hatte der Prinz noch gefürchtet, von da an ließ er seiner Leidenschaftlichkeit den freiesten Lauf. Man kann nicht leugnen, dass Philipp für seinen Sohn die zärtlichste Sorgfalt hegte. Als Don Carlos infolge seines Sturzes 1562 in Lebensgefahr schwebte, lag sein Vater stundenlang auf den Knien, Gott bittend, sein einziges Kind zu erhalten. Mit unendlicher Freude sah er seine Wiedergenesung, zärtlich umarmte er ihn, als er zum erstenmal wieder zu ihm ins Zimmer kam. In der ersten Freude

[1]) Zwischen Philipp und seiner Gemahlin waltete das Verhältnis der aufrichtigsten und hingebendsten Liebe. Raumer, Briefe aus Paris, I, S. 119.

beschloss er, ihn als künftigen Herrn von Aragonien, Catalonien und Valencia feierlich anerkennen und ihm huldigen zu lassen. Der König musste aber 1563 allein nach Monzon abreisen, denn ein neuer Fieberanfall hinderte den Prinzen, sich den Ständen vorzustellen. Der Prinz selber muss an der Wiederherstellung seiner Gesundheit gezweifelt haben, denn er verfasste 1564 sein Testament; die Bestimmungen desselben waren aber so überspannt, dass man schon den aufsteigenden Wahnsinn fühlt. Philipp kam nach und nach zur Überzeugung, dass sein Sohn nicht für den Thron tauge. 1563 kamen Kaiser Maximilians II. Söhne Rudolf und Ernst mit ihrem Hofmeister Dietrichstein nach Spanien und Philipp fasste bald den ersten als möglichen Nachfolger ins Auge.[1] — Übrigens suchte der bekümmerte Vater den Wünschen des Sohnes zu entsprechen: so ernannte ihm der König eine glänzende Hofhaltung. Auch kam eine Braut für ihn in Frage — Maria Stuart und die Erzherzogin Anna von Österreich. Donna Juana wünschte durch Vermählung mit ihm Königin von Spanien zu werden. Von Liebe zu ihr war jedoch bei ihm keine Rede, dagegen fand er nach einem Bildnis Anna von Österreich sosehr nach seinem Geschmack, dass er erklärte, sie und keine andere würde er heiraten; er lernte ihr zu lieb die deutsche Sprache. Niemand wäre über sein Glück froher gewesen, als der Vater, aber der Eigenwille des Sohnes zeigte sich immer mehr als unverbesserlich. Gegen den Vater, der seinem Treiben entgegentrat, fasste Carlos einen wilden Hass. Einige Zeit hielt die Hoffnung, dass der Vater mit ihm nach den Niederlanden gehe und ihn dort als Statthalter zurücklasse, und die Aussicht auf seine baldige Vermählung seinen Hass in den Schranken, der aber in aller Heftigkeit zum Ausbruch kam, als Philipp,

Philipp und Don Carlos.

[1] Dietrichsteins Briefe enthalten wichtige Bemerkungen über den Prinzen: „Von Angesicht ist er ziemlich wohlgestaltet, er hat keine bösen Züge, ein braunes glattes Haar, einen mittelmäßigen Kopf, keine besonders hohe Stirn, graue Augen, mittelmäßige Lippen, ein längliches Kinn, sein Angesicht ist sehr blass, er schlägt nicht aus dem österreichischen Geschlecht, ist nicht breit von Schultern, auch nicht von hohem Wuchs. Er ist schwach auf den Beinen, hat eine feine schwächliche Stimme, das Sprechen kommt ihn anfangs schwer an, er muss seine Worte herausdrücken, er spricht das r und l schlecht aus, doch kann er alles ausdrücken, was er sagen will. — Er hat ein hohes und stolzes Gemüth. Sein Vater hat ihn nie zu etwas verwendet, was ihn nicht wenig schmerzt, hat ihn an keinem Staatsgeschäfte betheiligen lassen, wofür er wohl Gründe gehabt haben mag, indem der Prinz sich schnell von heftigem Zorn hinreißen lässt; was er auf dem Herzen hat, sagt er frei und unverhohlen heraus, es treffe, wen es wolle, und wenn er Widerwillen gegen jemand gefasst hat, so gibt er ihn nicht leicht auf. Er verharrt hartnäckig auf seiner Meinung und, was er sich vornimmt, will er ausgeführt haben, worüber viele erschrecken für den Fall, dass er etwas Unverständiges verlangen sollte. Er hat ein treffliches, nur zu getreues Gedächtnis. — Er ist ordentlich gottesfürchtig, ein großer Freund der Gerechtigkeit und Wahrheit: er kann Unwahrheit durchaus nicht leiden, und wen er einmal auf einer Lüge ertappt, den mag er nicht mehr. Er liebt tapfere, redliche, tugendhafte Leute und Männer von Ansehen; er ist auch sehr gastfrei." — Dietrichstein ist am mildesten in seinem Urtheil, am härtesten spricht der Venetianer Paolo Tiepolo: „Der Prinz ist klein, häßlich, unangenehm; — er liebt niemand, hegt aber gegen viele einen tödtlichen Hass; er nimmt gerne Geschenke an, macht aber keine; er hat keine Neigung, sich jemanden nützlich zu machen, wohl aber die, jemand zu schaden. Er ist starrköpfig und hartnäckig in seinen Meinungen." — M. Koch, Quellen zur Geschichte Maximilians II.

der ihn für unfähig hielt, dermaleinst als Ehemann zu leben und seine Länder zu regieren, die Vermählung und die Reise nach den Niederlanden hinausschob.

Als Alba vom Prinzen zur Reise in die Niederlande Abschied nahm, rief Don Carlos: „Sie sollen nicht nach Flandern gehen, ich will selbst dahin." Vergebens waren Albas Vorstellungen, der Prinz könne erst erscheinen, wenn der Aufstand bewältigt sei. — Carlos rief in einemfort: „Sie sollen nicht gehen, sofern Sie es thun, tödte ich Sie", und zückte den Dolch gegen den Feldherrn. Alba entwand ihm den Dolch, Carlos stürzte sich mit der Wuth eines Tollen noch einmal vergebens auf ihn. Der König war in der Beschimpfung seines Feldherrn schwer beleidigt, Carlos aber beschloss zu entfliehen; ob nach Wien, wo er sich mit Maximilians II. Tochter zu vermählen und Freunde zu gewinnen hoffte, ob in die Niederlande, ist ungewiss; sicher aber ist die Unachtsamkeit, mit der er Reisegeld zusammenzubringen suchte. Seinem Vater wurde schnell alles verrathen und der Postmeister durfte keine Pferde liefern. Wie rasend äußerte sich Don Carlos nun zu seinem Vertrauten, dass er einen Menschen, mit dem er einen Streit hätte, tödten wolle, beichtete diesen Entschluss auch, und erhielt natürlich keine Absolution, und da am 28. December 1567 alle Mitglieder der königlichen Familie zum Abendmahle gehen sollten, so fragte er an mehreren Orten an, ob er keine ungeweihte Hostie erhalten könne, und äußerte ganz unbefangen, sein Vater sei diese Person, der er ans Leben gehen wolle. Nicht weniger als vierzehn Personen wussten außer dem Beichtvater von diesem schrecklichen Geheimnis, welches die Wissenden natürlich dem Könige mittheilen mussten. Ein Versuch, Don Juan zu ermorden, bewies den vollständigen Ausbruch bösartigen Wahnsinns, auch schlief der Prinz mit der Vorsicht eines Räubers, Degen und Dolch an der Seite und die geladene Büchse unter dem Bette. In der Zeit 1564—1567 fallen dem Prinzen sieben Mordanfälle zur Last.

Wahnsinn.

Carlos will fliehen

Mordpläne.

Der König konnte dem Unwesen nicht länger zusehen;[1]) in der Nacht vom 18. auf den 19. Januar 1568 drang er geharnischt mit mehreren Großen in das Zimmer des Prinzen. Don Carlos sah sich entwaffnet, als er erwachte. „Welch einen Anstoß gibt dieses Benehmen dem ganzen Reich!" rief er dem Vater zu, „Euer Majestät thäten besser, mich zu tödten, als gefangen zu halten, und wenn Sie es nicht thun, werde ich es selbst thun." — „Nur Thoren thun dergleichen", erwiderte der König, worauf Carlos erklärte: „Euer Majestät behandeln mich so übel, dass ich dazu kommen werde, nicht als Narr, sondern als Verzweifelter." Die Papiere wurden weggenommen und Carlos war ein Gefangener in seinem Gemache. Die Sache machte großes Aufsehen, Philipp musste seinem Lande, musste den anderen Regierungen davon Mittheilung machen — es geschah in unbestimmter und geheimnisvoller Sprache. Im Staatsrathe erklärte der König, dass ihn nichts als seine Pflicht gegen Gott und die Wohlfahrt der Monarchie zu einem solchen Schritte bewogen habe; seiner Tante, der Königin von Portugal schrieb er: er habe, um seine Pflicht als christlicher Fürst sowohl gegen Gott, als gegen das Land zu erfüllen, seinen Sohn in Haft bringen und sein eigenes Blut opfern müssen, und deutete an, nicht ein Vergehen des Sohnes gegen ihn, nicht die Absicht, seinen unordentlichen Lebenswandel zu verbessern, nicht der Zweck einer Züchtigung, sondern die Unfähigkeit des Prinzen, je zur

Verhaftet.

Erklärung des Königs

[1]) Ranke sagt mit Recht: „Kein anderer Fürst würde seinem Sohne nach solchen Vorfällen die Freiheit gelassen haben." Fürsten und Völker von Südeuropa, I, S. 267.

Regierung zu gelangen, sei der Grund der Haft. Nach Rom schrieb er, er folge nur dem ernsten Druck der Nothwendigkeit. An Max II. schrieb er, dass Carlos nie mehr solle in Freiheit gesetzt werden. Der Name des Prinzen wurde aus dem Kirchengebete ausgelassen und bald war er von den Spaniern vergessen. Die Haft war anständig, aber streng. Zum Scheine ward ein Process wegen eines Verbrechens gegen den Souverän und den Glauben eingeleitet, in der That aber hielt der König den Prinzen für wahnsinnig und verzweifelte daran, dass sein Sohn je verständig und der Thronfolge würdig werden könne.

Tod.

Ehe der Process spruchreif war, führte Carlos durch sein unsinniges Benehmen selber seinen Tod herbei; zuerst überließ er sich den Anfällen übermäßigen Zornes bis zur Besinnungslosigkeit und wollte mehrmals Hand an sich legen, dann ergab er sich hinbrütender Verzweiflung. Das Fieber raste in seinen Adern, die Aufregung schwächte ihn, das massenhafte Trinken von Schneewasser zerstörte seine Kräfte völlig. Bald kam der Prinz selber zur Überzeugung, dass seine Tage gezählt seien; die Nähe des Todes wandte sein Herz um, auch seine Rede wurde vernünftig; er schickte nach seinem Beichtvater und zeigte sich reuig und andächtig; er machte sein Testament, verzieh allen, und bat um die Gnade und den Segen seines Vaters. Philipp kam in der Todesnacht in das Zimmer seines Sohnes, während dieser schlief, gab ihm den Segen und entfernte sich weinend. Am 24. Juli 1568 entschlief Carlos. Sein Wunsch, in einem Franciscanerhabit begraben zu werden, wurde erfüllt. „Mein Sohn", schreibt Philipp an Alba, „starb als Christ, und Gott möge mir die Gnade schenken, dass ich diese Pein und Trübsal mit Geduld ertragen kann." Als damals schon Feinde des Königs von einer Vergiftung des Prinzen sprachen, schrieb der venetianische Gesandte vertraulich an die Signoria: „Der Prinz ist an keinem andern Gift gestorben, als an dem der starken Unordnung, die er begieng, und an der starken Unruhe seines Gemüthes."[1]) Die Angabe, Philipp habe seinen Sohn enthaupten lassen, ist eine Lüge der Parteisucht. —

---

[1]) König Philipp wie Don Carlos waren seitdem Gegenstand der widersprechendsten Beurtheilung. 1568 erschien der erste gedruckte Bericht über des Prinzen Krankheit und Tod von Juan Lopez, dem Lehrer des Cervantes. 1581 klagte Wilhelm von Oranien in seiner Apologie den König als Mörder seines Sohnes und seiner Gemahlin Elisabeth an. Wie wenig jedoch auf das Wort des Schweigsamen zu bauen sei, wird sich unten zeigen. Der Florentiner Adriani veröffentlichte hinwieder 1581 den wahren Sachverhalt von der Krankheit des Don Carlos. Dagegen trat 1604 der Franzose De Thou, dann 1604 Mathieu wieder als Ankläger Philipps auf, deren Angaben Gregorio Leti in seinem „Leben Philipps" folgte, während 1619 der Spanier Cabrera den König vertheidigte und Lorenzo van den Hammen seinen Angaben folgte. Richtig stellt auch der berühmte Strada die Ursachen vom frühen Tode des Don Carlos zusammen. Der Roman von einer Liebe des Prinzen zu seiner Stiefmutter Elisabeth beginnt mit Brantôme, der 1564 in Spanien war und behauptet, Don Carlos sei in die Königin verliebt gewesen, nicht aber sie in ihn. Hierin überbot ihn weit der Abbé St.-Real in seinem Roman „Don Carlos, nouvelle historique". Schiller hielt diese Lügen leider für wahre Geschichte und baute auf diesen Schwindel seine unsterbliche Dichtung. Ranke brachte in seiner Abhandlung „Zur Geschichte des Don Carlos" — in den „Wiener Jahrbüchern für Literatur", 1829 — Klärung in die Angaben. — Erschöpfend ist der Stoff behandelt von Rouy und Gachard, Don Carlos et Philippe II. Ein Auszug aus letzterem Werke ist Warnkönigs „Don Carlos. Leben, Verhaftung und Tod dieses Prinzen." Stuttgart 1864. — Maurenbrecher, Don Carlos — in Sybels „Histor. Zeitschrift", Bd. XI. S. 277—315.

Ganz haltlos ist die Annahme, Don Carlos habe nach den Niederlanden entfliehen wollen, weil er die Ansichten der Reformierten theilte: er lebte und starb im katholischen Glauben; er wollte Spanien nur verlassen, weil er aus der Beaufsichtigung und Ein-

Der Türkenkrieg bis zum Frieden an der Zsitva-Mündung. — Polen. — Steiermark. — Die Militärgrenze.

Murad III.

Nach dem Tode Selims II. war es wieder der Großvezir Mohammed Sokolli, der seinem Nachfolger Murad III. die Rechte an den Thron bis zu seiner Ankunft von Magnesia, wo er bisher Statthalter war, schützte. In der Nacht des 21. September 1574 traf der neue Sultan in Constantinopel ein und sogleich wurden seine fünf Brüder, alle noch Knaben — der älteste war erst acht Jahre alt — vor seinen Augen erdrosselt — diesmal unter Einsprache des Mufti, welcher erklärte, von diesen Kindern sei ja zunächst keine Gefahr für die Herrschaft zu fürchten. Doch Brudermord war ja seit lange die Ordnung im Hause Osmans und in der Überzeugung hievon hatte Selim II. noch auf dem Todtenbette angeordnet, dass diese Kinder an seiner Seite bestattet werden sollten.[1]) Die Janitscharen wurden durch ein großes Geschenk von 1,100.000 Ducaten — 50 Ducaten auf den Mann — gewonnen, nicht minder die Großen durch glänzende Ehren- und Geldgeschenke. Der neue Sultan war achtundzwanzig Jahre alt, klein und untersetzt von Gestalt, bleichen Antlitzes infolge seiner Liebe zu Weibern und Opium, geneigt zur Melancholie und Schwärmerei. Doch hofften manche eine kräftige Regierung und fanden in seinen Zügen sogar Ähnlichkeit mit Suleiman II.; es hieß, der Herrscher sei wohlwollend und liebe Gerechtigkeit, er kümmere sich um alles im Reiche und suche den Missbräuchen zu steuern. Allein nur zu bald gewannen die schlimmen Eigenschaften im Wesen Murads III. die Oberhand.[2])

Mord der Brüder.

Eifersüchtig auf den Einfluss seiner Gemahlin Sfaffija,[3]) einer Venetianerin aus dem edlen Geschlechte der Baffo (sie war auf einer Fahrt nach Korfu von Seeräubern gefangen und nach Constantinopel verkauft worden), welcher Murad III. lange mit seltener Treue anhieng, hatte seine Mutter Nur Banu (= Lichtfrau) ihm eine Menge schöner Mädchen geschenkt, um ihn zu einem sinnlichen Leben zu verleiten und so über ihn zu herrschen. Die Folgen blieben nicht aus, der Sultan wurde feig, wankelmüthig, misstrauisch, gieng unter in gemeiner Lust an Weibern und Possenreißern, bald bekam er Ohrensausen und epileptische Anfälle. Nur eine Leidenschaft war andauernd, ein unersättlicher Golddurst. In einem Gewölbe unmittelbar unter seinem Schlafgemache soll der Sultan einen Schatz geborgen haben, der zuletzt die Höhe von fünfzig Millionen Ducaten erreichte. Alles wurde zu Geld gemacht, alle Ehren und Ämter waren

Wollust.

Geiz.

---

schränkung durch den Vater entkommen wollte. Allerdings wäre er im Verlauf der Dinge zum Kriege gegen seinen Vater fortgerissen worden und die Neuerer hätten ihn nicht unterstützt, wenn er in der Religion ihnen nicht Zugeständnisse machte.

[1]) Zinkeisen, Geschichte des Osmanischen Reiches in Europa, III, S. 382, gegen Ranke, Fürsten und Völker von Südeuropa, I, S. 41.

[2]) Hammer, l. c. III, S. 11.

[3]) So Hammer, l. c. III, S. 71. Nach anderen stammte sie aus Bosnien. Zinkeisen, l. c. III, S. 383.

um Geld zu haben. Der Dichter Schemsipascha, des Sultans Liebling ob seiner lustigen Einfälle, durch den alle Bittschriften giengen, dessen Wort vieles vermochte, war käuflich und verschaffte alles um Geld.[1]) Rein hielt sich nur ein anderer Liebling des Sultans, Seadeddin, der Lehrer Murads III. in Magnesia, später zur Würde des Mufti erhoben, der Verfasser der berühmten „Osmanischen Reichsgeschichte von den ältesten Zeiten bis auf den Tod Selims I."

Mohammed Sokolli.

Auch der Großvezir Mohammed Sokolli nahm immer Geld, wenn er etwas verlieh, so sehr er sonst durch ausgezeichnete Eigenschaften würdig war, das Staatsruder in Händen zu haben. Er war christlicher Herkunft, aus Trebigne bei Ragusa, und widmete sich in früher Jugend dem Studium der Theologie, als er im achtzehnten Jahre zum Knabenzehent ausgehoben in das Serail kam, Suleiman II. durch seine Anstelligkeit gefiel und von Stufe zu Stufe bis zu den ersten Ehrenämtern des Reiches gehoben wurde. Stets bewahrte der ehemalige Theologe den Christen eine milde Gesinnung, seinen Bruder ernannte er zum Erzbischof von Ochrida. Unter Selim II. und Murad III. bis 1579 war Mohammed Sokolli der eigentliche Kaiser des osmanischen Reiches, verfügte über alle Stellen und Ämter und leitete die innere wie die äußere Politik. Die fremden Gesandten rühmen die Majestät seiner Gestalt, die Milde und Feinheit seiner Unterhaltung, die fern war von der Redseligkeit und Prahlsucht Ibrahims, und die Jugendkraft, die er als Greis noch bewahrte. Aber unter Murad III. war er nur noch in seiner Stellung gehalten durch das Herkommen und durch den Umstand, dass seine Gattin eine Schwester des Sultans war. Der französische Gesandte berichtet, wie ihm der Großvezir klagte, dass er den steten Ränken seiner Feinde doch zuletzt erliegen müsse und beim wankelmüthigen Geiste des Sultans jede Stunde den Tod erwarte. 1579 erlag er dem Dolche eines Meuchelmörders und man fragte sich, wiewohl der Thäter zur Strafe von vier Pferden zerrissen wurde, ob nicht eine höhere Hand seinen Stoß gelenkt habe.

Die Pforte und Europa.

Übrigens war der Einfluss der Pforte infolge der früheren Siege, infolge der Spaltung der christlichen Mächte und der Schwäche Österreichs noch immer gewaltig. Seit Luthers Reform hielten die Türken wenig mehr auf den Einfluss des Papstes, auch kannte man alle Schwächen des deutschen Reiches, die Armut des Kaisers, die Widerspenstigkeit der Fürsten Deutschlands. Nur Spanien wurde von den Türken noch gefürchtet. Nach Spaniens Besiegung meinte Murad III. keinen Feind mehr zu fürchten zu haben. Immer argwöhnte der Sultan, Philipp II. verwende die Schätze aus Westindien zur Bestechung seiner Minister. England knüpfte unter Elisabeth seine ersten Beziehungen selbständig zur Pforte an und erlangte, dass seine Schiffe unter eigener Flagge erscheinen durften — bisher erschienen sie unter französischer — und dass seine Kaufleute in der Levante die gleichen Vortheile wie die französischen erhielten. Elisabeth nannte sich in einem Schreiben an den Sultan: die unbesiegte und mächtigste Vorkämpferin des wahren Glaubens gegen die Götzendiener, die den Namen Christi in falscher Weise bekennen. Die Katholiken fürchteten, dass die Engländer sich Maltas bemächtigen möchten,

England.

Elisabeth.

[1]) Vergl. über ihn Hammer, Geschichte der osmanischen Dichtkunst, III, S. 23—28.

um es den Türken auszuliefern. Die Engländer stellten sich überhaupt mit den Bekennern des Islam auf gleiche Stufe: gemeinsam sei der Hass gegen die Katholiken, und der Großvezir sagte eines Tages zum österreichischen Gesandten:[1] „Den Engländern fehlt zu wahren Moslimen nichts, als dass sie die Finger in die Höhe recken und die Glaubensformel hersagen."

Diese Gemeinsamkeit im Hasse gegen die Katholiken führte auch zu einer Verbindung der Pforte mit den Hugenotten in Frankreich. Coligny und später Heinrich IV. hatten ihre Vertreter in Constantinopel, Frankreich dagegen schürte immer zu einem Kriege gegen Spanien. Die Beziehungen waren so nahe, dass man damals sich schon mit dem Plane trug, Algier zu erobern, um am Mittelmeere weiter eine Stellung gegen Spanien zu haben, und den Herzog von Anjou als tributpflichtigen Vasallen der Pforte dort als König einzusetzen. Karl IX. wie Heinrich III. suchten jedoch vergeblich beim geizigen Sultan um Geldhilfe, ja nur um eine Anleihe nach; es wurde geantwortet: „Das Gesetz des Glaubens verbietet es." Die Bartholomäusnacht machte das innige Verhältnis zur Pforte erkalten, dagegen wurde im gemeinsamen Einverständnis 1574 den Spaniern Tunis entrissen und Goletta am 24. August im Sturme genommen und sofort in die Luft gesprengt, 7000 Vertheidiger lagen unter den Trümmern.[2] 1577 unterhandelte Spanien direct um Frieden in Constantinopel. Der französische Gesandte that das Mögliche, um ihn zu verhindern, dennoch kam 1580 zunächst ein Waffenstillstand zwischen Spanien und der Pforte zustande.

Frankreich.

Spanien.

Als 1572 mit Sigismund August der Stamm der Jagellonen zu Grabe gieng, suchte die Pforte die Wahl dahin zu lenken, dass weder ein Österreicher, noch ein Moskowiter auf den Thron gelange, denn eine Vergrößerung Russlands schien ihr ebenso gefährlich als eine Verstärkung Österreichs. Der Großfürst von Russland erschien damals schon gefährlich, weil er der griechischen Kirche angehörte und weil die Bevölkerung von Bulgarien, Serbien, Bosnien, Morea und Griechenland von ihm Befreiung von der türkischen Sclaverei hoffte. Die Pforte sah Polen am liebsten im Zustande der Schwäche. Die Wahl des Herzogs von Anjou zum König von Polen geschah ohne Fürsprache des Sultans.[3] Als nach viermonatlicher Regierung der neue König das Land bei Nacht und Nebel verließ, um in seine Heimat zu gelangen, begünstigte die Pforte die Wahl des Stephan Bathory, damals Wojwoden von Siebenbürgen. Nach dem Tode Johann Sigismunds 1571 hatten sich zwei Männer, Bathory und Caspar Bekes, um die erledigte Fürstenwürde gestritten. Bekes wurde vom Kaiser Maximilian begünstigt, Bathory von den Türken, weil er eine Erhöhung des jährlichen Tributes von 5000 Ducaten versprach. 1575

Polen.

Bathory.

---

[1] Zinkeisen, l. c. III, S. 417—435.
[2] Charrière, Négociations. III, p. 312–500.
[3] Zinkeisen, l. c. III, S. 475—481.

wurde nun Bathory mit Zustimmung der Pforte in Warschau zum König gewählt. Natürlich führte dies alles zu neuem Krieg zwischen Österreich und der Türkei.[1])

In diesem Kampfe stand Österreich allein. Spanien konnte, Frankreich wollte ihm nicht helfen. Venedig hatte für seine Besitzungen und seinen Handel in der Levante zu fürchten und suchte mit der Pforte gut zu stehen, aber auch gerüstet zu bleiben, weil man sich nur so bei ihr in Achtung setzte. Eine der Vorkehrungen, die Österreich damals traf, war die Errichtung der Militärgrenze. Österreich.

Eine solche hatte schon Matthias Corvinus zu errichten gesucht, als er den von den Türken vertriebenen Serben und Bosniaken die Grafschaften Likka und Korbavia unter der Bedingung zu Wohnsitzen anwies, dass sie gegen Steuer und Religionsfreiheit ihr Gebiet gegen die Türken vertheidigten. Beide Grafschaften wurden jedoch bald von den Türken überwältigt. Dann suchte Ferdinand I. mit serbischen, bosnischen und kroatischen Flüchtlingen in der Gegend von Kapronica und im Flussgebiet der Kulpa eine Militärgrenze zu errichten. Solche Flüchtlinge waren auch die Uskoken (uskok = Entspringer, Deserteur). Ihr Hauptsitz war das Felsenschloss Klis unweit Salona, von wo sie auf dem adriatischen Meere im großen Stile Seeräuberei zu treiben anfiengen und namentlich als Helfer gegen die Mortolosen galten, Raubgesindel, welches sein Unwesen in ähnlicher Weise auf der türkischen Grenze trieb. Man sprach damals von einer kroatischen und windischen Militärgrenze; zu jener gehörten die Orte Fiume und Zengg, zu dieser Warasdin und Agram. Die steten Kämpfe veranlassten Ferdinand 1573, die Bewachung der kroatischen Grenzländer dem Erzherzog Karl mit dem Titel eines immerwährenden Generalstatthalters der kroatischen und windischen Grenzländer anzuvertrauen. Von Siebenbürgen bis nach Dalmatien hin, in einer Ausdehnung von 200 Meilen wurden stehende Besatzungen in eine Reihe von Festungen gethan. Die Kosten der Vertheidigung beliefen sich jährlich auf eine Million, wozu das Reich 150.000 Gulden steuerte, der Papst 60.000 Gulden versprach, der Rest musste durch die Steuerkraft von Innerösterreich aufgebracht werden. Zum Baue der Festung Karlstadt gab die Steiermark 1578 allein 200.000 Gulden. Damals wurde auch Graz mit neuen Wällen und Thoren versehen. 1576 bewilligten die Stände von Steiermark, Kärnten, Krain und der Grafschaft Görz auf einer Tagsatzung zu Bruck an der Mur einen jährlichen Beitrag von 548.205 Gulden zum Unterhalte der Besatzungen in den Grenzfestungen, wovon die eine Hälfte für die windische Militärgrenze oder das Warasdiner Confinium, die andere für die kroatische Militärgrenze oder das Karlstädter Confinium verwendet werden sollte. Die Steiermark erbot sich, die eine Hälfte dieser Summe allein aufzubringen, aber nur gegen den Brucker Vertrag, d. h. gegen Gewährung der Religionsfreiheit.[2]) Militärgrenze. Uskoken. Erzherzog Karl. Steiermark.

Die Reformation hatte nämlich in der Steiermark viele Anhänger und der Reiz des Neuen, beim Adel die Begier nach Kirchengut, hatte zu massen- Reformation.

[1]) Zinkeisen, l. c. III, S. 513—567.

[2]) Hurter, Ferdinand II. — Robitsch, Geschichte des Protestantismus in der Steiermark.

haftem Abfalle geführt. Es gab Wiedertäufer und Zwinglianer in der Steiermark, die Lehrmeinung Luthers aber gewann die zahlreichsten Anhänger. Bald gieng der Proteſtantismus zum Angriffe über, dem der ſtreng katholiſche Herzog mit Mühe zu wehren ſuchte. Karl klagt in einem Schreiben an ſeinen Bruder, daſs die Stände es darauf anlegen, alle Katholiken aus dem Lande zu verdrängen.

Der Erzherzog Karl war ein tüchtiger Mann. Zur Seite ſtand ihm eine edle Gemahlin, Maria, die Tochter Albrechts V. von Bayern, das Ideal einer deutſchen Fürſtin, Gattin und Mutter, begabt mit ausgezeichnetem Verſtand, ſeltener Willenskraft und Herzensgüte, — hieß ſie doch wegen ihrer Barmherzigkeit gegen die Armen in Graz nur die Mutter.[1]) So feurig ſie ihrer Kirche anhieng, ſo gab ſie doch jedem Dürftigen, ohne zu fragen, wes Glaubens er ſei, mit vollen Händen, pflegte Kranke ſelber im Spital, verband Verwundete und ſcheute ſich nicht des geringſten Dienſtes. Dabei zeigte ſie zugleich regen Sinn für geiſtiges Leben. Der Ton am Hofe in Graz war fein und edel. Man fand Genuſs an den Compoſitionen des Orlando da Laſſo, an antiken Schauſpielen, man war ſtolz auf die Gründung einer Univerſität. 1568 war ein lutheriſches Stift in Graz gegründet, 1573 zu einem Gymnaſium eingerichtet worden, der große Johann Kepler lehrte an demſelben Mathematik und Moral.[2]) 1586 gründete Karl als Gegengewicht gegen dasſelbe die Univerſität zum Zwecke, „die von den Vorfahren ererbte Religion, da, wo ſie noch blühend ſei, unangetaſtet zu erhalten und ſie herzuſtellen, wo Zerfall ihr drohe.“ — Papſt Sixtus V. und Kaiſer Rudolf II. verliehen der neuen Anſtalt alle Rechte einer Univerſität und der erſte Schüler, der ſich an derſelben immatrikulieren ließ, war Karls eigener Sohn, der ſpätere Kaiſer Ferdinand II. In dieſem Streite der Religionsparteien verlangten die Stände für Hilfe gegen die Türken Religionsfreiheit, welche Karl mündlich, ohne ſich für ſeine Erben und Nachkommen zu binden, auf dem Landtage zu Bruck verſprach, „vorausgeſetzt, daſs die Proteſtanten alles Läſterns und Schmähens ſich enthielten“.

Maria von Bayern.

Univerſität in Graz.

Landtag zu Bruck.

Der Kampf gegen die Türken iſt in dieſer Militärgrenze mit deutſchem Blute und deutſchem Gelde beharrlich geführt worden. Alles muſste beitragen, kaum daſs die Bibliotheken ſteuerfrei blieben. Kroatien verdankt ſeine Freiheit von dem Joche der Barbaren den Provinzen Inneröſterreichs, das tapferſte Blut iſt in Strömen gefloſſen. Der Kampf zog ſich jahrelang hin, die Türken ſchleppten Tauſende von Gefangenen weg, und wenn des Kaiſers Geſandte ſich auf die Heiligkeit der Verträge beriefen, konnten ſie allenfalls die Antwort hören: „Verträge ſind ein todter Körper ohne Geiſt, welcher nur nach dem Willen deſſen Leben erhält, der geſonnen iſt, ſie zu halten.“ Dieſe Kämpfe dauerten fort, trotz des 1574 auf acht Jahre erneuerten Friedens, trotz der vielen Geſchenke und Ehrengaben, die dem Sultan und Hofgeſinde verliehen wurden, trotz der Thätigkeit der kaiſerlichen Geſandten, die ſehr fähig waren, wie z. B. Ungnad, welcher bis in die Gemächer des Divans hinein die Diener der Pforte in ſeinem Solde hatte und ſelbſt die Correſpondenz des Großveziers immer zu ſehen bekam. Es war der durch ſo viele Siege geſtiegene Hochmuth und Trotz der Türken, der um

Grenzkrieg.

[1]) Hurter, Bild einer chriſtlichen Fürſtin, Maria Erzherzogin von Öſterreich, Herzogin von Bayern. Schaffhauſen 1860.

[2]) Peinlich, Geſchichte des Gymnaſiums in Graz.

keinen Vertrag sich kümmerte, wurde doch gerade in dem Jahre, in welchem der Friede um vieles Geld wieder erkauft war, 1575, der Freiherr Herbart von Auersperg, Landeshauptmann von Krain, mit seiner tapferen Begleitung von türkischer Übermacht bei Budatsky überfallen und erschlagen, und nun währten die Kämpfe fort und auf alle Klagen erwiderte der Großvezier: ein Habicht lasse die Beute, die er einmal in den Händen habe, nicht so leicht wieder fahren, oder der Friedensbruch sei von den Leuten des Kaisers ausgegangen. Da mußte man denn auch von österreichischer Seite an die Gewalt des Schwertes sich halten. 1578 drang Khevenhiller von Bruck an der Mur aus an die Grenze vor mit 10.000 Mann, hatte aber wenig Glück und der Kampf um Städte, Dörfer, Schlösser dauerte längs der Grenze fort. Viele Orte wurden niedergebrannt, die Bewohner in die Sclaverei fortgeschleppt.

Auf neue Beschwerde rieth der Großvezier dem Gesandten: der Kaiser möge sein Land auf hundert Meilen weit im Umkreise selbst mit Feuer und Schwert verwüsten, dann werde das tägliche Streifen und Scharmützeln bald ein Ende haben. Das war ein trauriger Rath! Der kleine Krieg dauerte fort, trotzdem dass 1583 gegen große Geschenke der Frieden wieder auf acht Jahre erneuert wurde, und wäre wahrscheinlich bald im großen Maßstabe geführt worden, wäre nicht ein Krieg mit Persien dazwischen gekommen. —

Persien.

Schah Thamasp starb 1575, nach einer Regierung von dreiundfünfzig Jahren, ein Mann von wohlwollender, edler Gemüthsart, von Klugheit und Muth. Von den fünf Söhnen, die er hinterließ, war nur sein Liebling Hyder Mirza (oder Haidar) gerade am Hofe, denn die Sofi-Fürsten pflegten ihre Söhne der Aufsicht der mächtigen Hordenführer anzuvertrauen. Hyder, von einigen Großen gedrängt, bemächtigte sich der Schätze und der Krone und ließ sich als Schah ausrufen, doch behauptete er nur kurz die angemaßte Würde. Die Lieblingssultanin des verstorbenen Schah, bisher seine Feindin, warf sich im Augenblicke seiner Thronbesteigung ihm zu Füßen und begrüßte ihn mit den Worten „Halte auch mich für deine treueste Sclavin" als König. Hyder traute und entließ sie aus dem Palaste, damit sie ihren Bruder, einen Hordenhäuptling, für ihn gewinne. Sie kam mit demselben, aber nur um den getäuschten Hyder niederhauen zu lassen. Ismael II., der zweite Sohn des Thamasp, wurde jetzt auf den Thron erhoben. Seine kurze Regierung 1575—1577 ist durch Ausschweifungen und Verbrechen geschändet: er befahl die Niedermetzlung aller königlichen Prinzen von Blut, mit Ausnahme des Ali Mirza, den man aber des Augenlichtes beraubte. Es war dies der Erstgeborene des Thamasp, der aber zwei Söhne hatte: Hamza Mirza und Abbas Mirza. Ismael II. starb im Opiumrausche und Mohammed Chodabende[1]) wurde jetzt als König ausgerufen.[2])

Persien. Hyder. Ismael II.

Diese inneren Unruhen ermuthigten die Türken zu einem Angriffe auf Persien: noch nie sei eine Gelegenheit so günstig gewesen, sich, wenn nicht des

[1]) Eigentlich Khodah-Bundah = der Sclave Gottes.
[2]) Malcolm, History of Persia. London 1815. I, p. 515.

ganzen Reiches, doch der schönsten Grenzprovinzen zu bemächtigen. Mustafa Pascha, der Eroberer von Cypern, brach 1578 mit einem Heere von über 100.000 Mann und 500 Geschützen gegen Georgien auf und errang am 9. August
Tschildir. in der Landschaft Tschildir, wenn auch mit großem Verluste, den Sieg; am 29. August zog er in Tiflis ein. — Georgien wurde in vier türkische Statthalterschaften getheilt und einige benachbarte Grenzprovinzen boten freiwillige Unterwerfung an. Aber es war die Macht Persiens noch nicht gebrochen. Die Perser griffen Schirwan an, und obschon sie am Kur in dreitägiger Schlacht 10.000 Todte und ebensoviel Verwundete verloren, mussten die Türken dennoch Schirwan wieder räumen. 1579 dauerten die Gefechte fort. 1580 erhielt Sinan Pascha den Oberbefehl über die Türken: er gedachte bis Tebris vorzudringen, vermochte aber seinen Plan nicht auszuführen. Abberufen und zum Großvezier ernannt, rieth er dem Sultan, sich selbst auf den Kriegsschauplatz zu begeben, um den Geist des Heeres zu heben. Dieser Rath empörte aber den in Lust versunkenen Murad III. derart, dass er Sinan in die Verbannung schickte. Ferhad Pascha wurde Befehlshaber, befestigte Eriwan, welches selber eine der stärksten Festungen des osmanischen Reiches bildete. Glücklicher führte Osman Pascha den Krieg in Daghistan.[1]) In einem kühnen Marsche durch Steppen und Pässe
Fackelschlacht. drang er bis Derbend und schlug in der Fackelschlacht, sogenannt, weil nachts bei Fackelschein gekämpft wurde, die Perser aufs Haupt und gewann ganz Daghistan. 1584 kehrte er um, die Tataren in der Krim zum Gehorsam zu bringen, und wurde dafür vom Sultan hochgeehrt. Als er ihm die Geschichte des Feldzuges erzählte, reichte ihm Murad III. seinen mit Edelsteinen besetzten Dolch, seinen Turban und ernannte ihn mit den Worten zum Großvezier: „Dein Antlitz sei weiß und blendend auf immerdar in den zwei Welten von Europa und Asien und der Sieg möge dir überall folgen, wohin dich dein Rappe trägt!" — Doch schon 1585 verlor Osman in zwei Schlachten gegen die Perser mehr denn 40.000 Mann und starb im Schmerze über sein Unglück. Auch Georgien wäre verloren gewesen für die Türken, hätte der Schah seine Streitkräfte vereinigen können und hätte nicht der Streit mit den Turkomanen und der Hader im Herrscherhause ihm die Hände gebunden.

Abbas der Große

Die Dinge nahmen für Persien eine bessere Gestalt an, als Abbas, der ob seiner Umsicht, Geschicklichkeit und siegreichen Tapferkeit den Beinamen der Große erhielt (1586—1628), den Thron bestieg. 1590 wurde Frieden geschlossen. Der vierzehnjährige Krieg hatte den Türken 600.000 Mann gekostet. Georgien blieb ihnen, war aber stets eine offene Wunde und ein Besitz, der nichts eintrug. Die Verstärkung Persiens unter Abbas war umso gefährlicher für das osmanische Reich, als der umsichtige Schah mit den christlichen Fürsten Verbindungen anknüpfte, von ihnen geübte Werkmeister in der Ge-
sendet an Rudolf II. schützkunst erhielt und sogar eine Gesandtschaft nach Prag an Kaiser Rudolf II. um Abschluss eines Bündnisses zum gemeinsamen Angriffe sandte. Wäre Rudolf nur thatkräftiger, wäre Deutschland nur einiger gewesen![2]) —

[1]) Zinkeisen, l. c. III, S. 570—578.
[2]) Ibid. III. S. 566–581.

Türkei und Österreich.

Österreich. Das Verhältnis zur Pforte wurde mit jedem Jahre gespannter. Neben steten Friedensversicherungen dauerten die Kämpfe an der Grenze und die Klagen über Räubereien fort. 1590 ward. gegen ein Ehrengeschenk von 30.000 Ducaten der Friede auf acht Jahre erneuert, aber er war nicht ehrlich gemeint. — Der Sultan war schwach, seine Regierung eine Reihe von Serail- und Hofintriguen, und die Heerführer an der Grenze machten, was sie wollten.

Türkenglocke. Hasan, der Statthalter von Bosnien, nahm 1592 Crastowitz, Gora, Bihacz weg; Nadasdy, der ihm entgegenzog, wurde mit 1000 Mann gefangen, 300 seiner Kämpfer wurden auf offenem Markte wie Schlachtvieh verkauft. Da verordnete der Kaiser 1592, dass man im Reiche dreimal des Tages, morgens, mittags und abends, zum Gebet läute, damit der Herr des Himmels den Waffen der Christen Schutz verleihe gegen die Ungläubigen. Sofort zogen Ban Erdödy und Auersperg, der Befehlshaber in Karlstadt, gen Sissek, um es zu entsetzen, und schlugen an der Kulpa Hasan aufs Haupt: er fiel mit einer Unzahl von Türken. Jetzt erschien der achtzigjährige Großvezier Sinan 1593 selber im Felde, der Krieg ward förmlich erklärt, Vesprim und Palota wurden den Christen entrissen, die hingegen unter Palffy, Zrinyi, Nadasdy und Hardegg dem Pascha von Ofen bei Stuhlweißenburg 12.000 Mann erschlugen. Zwar ward Gran 1594 vom Erzherzog Matthias ohne Erfolg belagert, nur Erzherzog Maximilian entriss den Türken Crastowitz, Gora, Petrinia und Sissek. Leider verloren die Christen Raab und Papa, dagegen nahmen sie 1595 unter Karl von Mannsfeld Gran, schlugen Osman Pascha aufs Haupt und gewannen Wissegrad, Waitzen, Babocsa. Das Jahr 1595 heißt bei den Türken „das Jahr der Niederlagen". Die tributpflichtigen Fürsten der Moldau, Walachai und Siebenbürgens traten auf Seite Rudolfs II. Zugleich wüthete eine Pest, Erdbeben richteten fürchterliche Verheerungen an. Da starb Murad III., 17. Januar 1595, erschöpft, lebensmüde, mit den Worten: „Es gibt eine verhängnisvolle Stunde für alles, der Palast meines Daseins fällt von selber in Stücke."

Kriegserklärung.

1595.

Mohammed III. 1595 bis 1603. Mohammed III., der über den Leichen von neunzehn Brüdern zum Throne gestiegen war, und keinen höheren Genuss kannte, als den des Harems, ward der Ruhe des Serails entrissen, das Volk rief: „Die Provinzen sind die Bräute des Sultans, wehe dem, der sie anrührt!" und forderte Krieg mit Aufgebot aller Mittel des Reiches. Die Janitscharen erklärten jedoch, sie würden nur ins Feld ziehen, wenn der Padischah sich an die Spitze stelle. So musste denn der feige Sultan sich entschließen, zu Feld zu ziehen; die heilige Fahne des Propheten ward entfaltet, von der die Türken glauben, dass sie im Getümmel des Kampfes vom Hauche des Sieges schwelle.

Der Sultan kam mit einem Heere von mehr den 150.000 Mann und mit den tüchtigsten Feldherren und lagerte 1596 vor den Wällen von Erlau.

Erlau. Nach sieben Tagen verlangten die Christen Unterhandlung; der Padischah versprach, die Ehre der Frauen, das Eigenthum der Besiegten zu schonen. Die Thore wurden darauf hin geöffnet, doch die Türken hielten ihr Wort nicht, und hieben Mann für Mann nieder. Zehn Tage nachher schlugen sich die Christen unter Erz-
Keresztes. herzog Maximilian in der Ebene von Keresztes drei Tage siegreich gegen die Türken; schon wollte der Sultan fliehen, als ihm Seadeddin entgegnete: „Bleibt hier, ein Padischah der Osmanen kehrt nie dem Feinde den Rücken"; schon bedeckten 20.000 Leichen von Türken die Walstatt, schon standen die Christen im Lager der Feinde, in dem sie 109 Kanonen wegnahmen, als sie gegen den Befehl des Erzherzogs sich zu früh zum Plündern zerstreuten. Da fiel Cicala Pascha mit einer im Hinterhalte liegenden Reiterabtheilung über die Zerstreuten her und erschlug ihnen in der Verwirrung 50.000 Mann. So brachte allzufrüher Siegesrausch die Christen um den glänzend erkämpften Sieg. Mit Jubel ward der Padischah in Constantinopel aufgenommen, man verglich ihn mit Mohammed II., dem Eroberer von Byzanz; der Geschichtschreiber Seadeddin aber meinte bitter: „Was doch die Menschen für Narren sind!"

Im Jahre 1597 belagerte Erzherzog Maximilian Raab, nachdem er Papa erobert hatte; eine ansteckende Krankheit zwang ihn, das Belagerungsheer aufzulösen. 1598 nahmen Nikolaus Palffy und Adolf Schwarzenberg in der Frühe des 29. März mit nur 5200 Mann durch einen kühnen Hand-
Raab. streich nach vierstündigem, erbittertem Kampfe Raab, und gewannen 188 Kanonen. Schwarzenberg erhielt den Raben ins Wappen, Palffy wies einen prachtvollen Ehrenbecher mit den edlen Worten zurück: „Was ich gethan, bin ich dem Vaterlande schuldig gewesen"; doch nahm er die erbliche Obergespanswürde für Pressburg an. Palota, Vesprim und einige kleinere Festungen wurden den Türken entrissen, ein Angriff auf Ofen misslang jedoch. Die Türken führten jetzt den Krieg nachlässiger, zu den Christen stießen viele Franzosen, namentlich Ligisten unter Mercoeur, einem Bruder Mayennes. Eine türkische Gesandtschaft bat Heinrich IV. als den „größten Herrn vom Glauben Jesu, den Padischah von Frankreich", um Vermittlung eines Friedens unter Rückberufung der Ligisten. Mercoeur starb 1602 am Scharlach; von den Franzosen schlug sich ein Theil, weil man ihnen den Sold nicht bezahlt hatte, zu den Türken, die 1602 Stuhlweißenburg wieder gewannen. Hasan Terjaky (der Opiumfresser) vereitelte durch seine List 1601, dass Ferdinand von Steier bei der Belagerung von Kanischa Erfolg hatte. 1602 wurde von Matthias Ofen, und von Hasan, dem Obstler, Pest belagert, beides ohne Erfolg.

Perser in Prag. Indes hatten die Perser den Krieg gegen die Türken begonnen, eine persische Gesandtschaft war in Prag erschienen und hatte mit dem Kaiser einen Bund gegen die Türken geschlossen. Wäre Rudolf II. thatkräftiger gewesen, er hätte jetzt den Türken ganz Ungarn entreißen können, — allein er wusste den günstigen Augenblick nicht zu benützen.

Siebenbürgen. Rudolf war nahe daran, Siebenbürgen zu gewinnen und es für immer dem Einflusse der Pforte zu entziehen. 1575 wurde Stephan Bathory zum König von Polen gewählt und trat Siebenbürgen unter Vorbehalt der Oberhoheit seinem Bruder Christoph ab, der jedoch nicht lange lebte. Diesem folgte sein Sohn Sigmund Bathory, der, von den Jesuiten erzogen,

einen glühenden Hafs gegen die Verbindung seiner Heimat mit den Türken hegte. War bisher die Politik Siebenbürgens Kampf gegen Österreich im Bunde mit der Pforte, so wollte Sigmund Bathory mit Österreich sich zum Widerstande gegen die Türken verbinden. Der Plan war vortrefflich, wäre nur Bathory beharrlicher gewesen.

Stephan Bocskay schlofs für ihn insgeheim in Prag eine Übereinkunft mit Rudolf, worin sich beide zum Kriege gegen die Türken verpflichteten: Waffenstillstand und Friede sollten nur vereint abgeschlossen werden; werde Sigmund aus dem Lande vertrieben, so werde ihm Rudolf standesgemäßen Unterhalt auswerfen, dagegen ernenne Rudolf den Sigmund zum Reichsfürsten, verschaffe ihm das goldene Vlies und die Verbindung mit einer Erzherzogin; Sigmund nehme Siebenbürgen zu Lehen, sterbe er ohne männliche Nachkommen, so falle das Land an Rudolf zurück. Christine, eine Tochter des Erzherzogs Karl von Steiermark, ward demgemäß 1597 mit Sigmund Bathory vermählt.

Es blieb aber nicht bei dem Vertrage: Sigmund, früher entschlossen, tapfer, zeigte sich auf einmal träumerisch und veränderlich. War er von seiner schönen und geistreichen Frau entfernt, so starb er fast vor Sehnsucht nach ihr; war er bei ihr, so war sie ihm zuwider; 1597 gieng er nach Prag und trat Siebenbürgen gegen Verleihung von Oppeln und Ratibor und einer Pension von 50.000 Thalern an den Kaiser ab. Rudolf sandte nun Bevollmächtigte, um das Land zu übernehmen; kaum war jedoch Bathory in Oppeln, so reute ihn der Vertrag, er entfloh und erschien auf einmal wieder in Klausenburg und übernahm die Regierung wieder. 1598 änderte er abermals den Sinn, schlofs mit dem Kaiser einen neuen Vertrag, trat aber, diesem entgegen, seinem Oheim Andreas Bathory das Land ab und zog nach Polen, seine Gemahlin aber gieng nach Hall in Tirol in ein Nonnenkloster. Andreas Bathory wurde von dem Siebenbürgen unterworfenen Wojwoden der Walachei, Michael, 1599 aus dem Lande geschlagen und auf der Flucht ermordet. Jetzt trat Michael mit Rudolf wegen Siebenbürgen in Unterhandlung, zugleich aber schlofs Sigmund Bathory wieder mit den Türken ein Bündnis, doch der kaiserliche General Basta jagte ihn in die Flucht und nahm Michael gefangen. Wieder verbündete sich Bathory mit den Türken, die ihn ihrer Gunst versicherten, wieder rückte er in sein Land, als sein veränderlicher Geist alle Pläne seiner Umgebung wiederum zunichte machte. — Er trat insgeheim dem Kaiser Siebenbürgen wieder ab für einen Jahresgehalt von 50.000 Thalern und einige Besitzungen in Böhmen; 1602 zog er nach dem Schlosse Lobkowitz, 1610 brachte man ihn von da nach Prag wegen Verdachtes neuer Umtriebe; hier starb der Unbeständige 1613.

Sigmund Bathory.

Basta übernahm jetzt für den Kaiser das Regiment in Siebenbürgern; er hatte sich vom Trommler zum General emporgearbeitet, er war roh und gewaltthätig, jeden Widerstand schlug er mit entsetzlichen Mitteln nieder. Der allgemeine Hafs ermuthigte zuerst einen siebenbürgischen Edelmann, Moses Szekely, der von den Türken das Land als Sandschakat sich hatte verleihen lassen, gegen ihn aufzutreten; er ward geschlagen und auf der Flucht getödtet. Die Türken boten dem Gabriel Bethlen das Fürstenthum an; dieser ermahnte Stephan Bocszkay es anzunehmen, der sich denn auch im Sturmlauf 1604 Siebenbürgens und eines großen Theils von Ungarn bemächtigte. Der Großvezir er-

Basta.

Szekely.

Bethlen Gabor.

schien mit einem Heere, nahm Gran, Vesprim, Steinamanger. Die Ungarn waren nämlich sehr unzufrieden mit Rudolfs Regierung: er kam seit Jahren nicht mehr ins Land, seine Regierungserlässe erschienen meist so spät, dass sie nicht mehr passten, die Bisthümer waren ohne Bischöfe, die Soldaten ohne Sold, Fremdlinge in Ämtern. Die allgemeine Unzufriedenheit zwang endlich Rudolf, 1604 einen Landtag abzuhalten; den 21 Gesetzesartikeln, über welche dieser übereinkam, setzte er jedoch plötzlich eigenmächtig einen zweiundzwanzigsten bei, worin die Beschwerden der Protestanten für grundlos und unverständig erklärt, und alle und jede Verhandlung von Religionsangelegenheiten an Landtagen von nun an verboten wurde. Die Unzufriedenheit über diese Gewaltthätigkeit war es, die Bocszkay Anhang verschaffte, so dass in kurzer Zeit ganz Oberungarn ihm huldigte. Der Großvezir übergab Bocszkay im Juli 1605 eine Krone als König von Ungarn und Siebenbürgen und Vasall des Sultans und nannte ihn König, [1]) und Bocszkay küsste dem Großvezir die Hand und nannte sich des Padischah Diener, der ihm nicht wie ein Sclave aus Furcht, sondern mit Freude und Liebe diene.

Bocszkay. König.

Damit war also Ungarn eigentlich für Rudolf verloren. In dieser Noth ermächtigte der Kaiser den Erzherzog Matthias, mit Bocszkay Frieden zu schließen. Dieser kam unter folgenden Bedingungen in Wien am 23. Juni 1606 zustande: Calvinisten und Lutheraner dürfen ihre Religion frei ausüben, aber die Rechte und Freiheiten der katholischen Kirche nicht schmälern. Fremde bekommen keine Ämter in Ungarn. Erzherzog Matthias wird Gubernator Ungarns mit unbeschränkter Vollmacht. Bocszkay erhält das Fürstenthum Siebenbürgen mit sieben Comitaten unter der Oberherrlichkeit des Königs von Ungarn. Stirbt er kinderlos ab, so fallen die Comitate an Ungarn zurück. Siebenbürgen aber hat das Recht, einen Fürsten frei zu wählen.

Friede mit Bocszkay.

Am 11. November 1605 kam an der Mündung der Zsitva der Friede mit den Türken zustande: [2]) die Türken entsagen dem jährlichen Tribut, erhalten aber ein- für allemal ein Ehrengeschenk von 200.000 Thalern, sie nennen den Kaiser nicht mehr König von Wien, sondern Kaiser; Commissäre werden die Grenzen bestimmen, alle Raubzüge hören auf. In diesem Frieden ist einmal Österreich von dem jährlichen Tribut an die Pforte, dem lästigen Zeichen der Unterwürfigkeit, befreit und die Gleichberechtigung beider Theile im diplomatischen Verkehr anerkannt; insoferne bezeichnet er einen Wendepunkt im Leben des osmanischen Reiches, es hatte seine Machthöhe längst erreicht und war im Sinken begriffen.

Friede zu Zsitva-Török. Sinken der Türkei.

Ein Sinken des Geistes der Osmanen zeigt auch ihre Literatur an. Statt des ernsten einfachen Glaubens an Allah, nimmt in dieser Zeit die entnervende Alleinslehre überhand. — Die Träger dieser Richtung sind die Derwische und unter ihnen die Mewlewi. Die Zahl dieser pantheistischen Dichter ist groß. Der berühmteste mystische Dichter dieser Zeit ist der Scheich

Türkische Dichter.

[1]) Hammer, Geschichte der Osmanen, IV, S. 663.
[2]) Katona, l. c. XXVIII, p. 545.

Mahmud von Skutari, berühmt unter dem Namen Hudaji, dessen „Ilahiat“ oder Hymnen zum Preise göttlicher Liebe heute noch geschätzt sind. Hammer bemerkt[1]) über die pantheistischen Dichter jener Zeit: „Oft sind diese Ausbrüche der mystischen Begeisterung der Mewlewi für den in die allegorische Sprache der orientalischen Mystik Uneingeweihten ganz und gar unverständlich, oft auch mit dieser Kenntnis wenig genießbar; oft enthalten sie aber auch die sichtbarsten Spuren von der Verbindung dieser Geheimlehre mit den Geheimlehren des Alterthumes. Die äußere Symbolik ist ganz die des Alterthumes; Flöte und Halbtrommel weisen zunächst auf die der berekynthischen Göttin hin, deren nächste Verwandtschaft mit denen der Mewlewi umsoweniger zu bezweifeln ist, als die Lehre derselben auf dem der Göttin geweihten Boden Kleinasiens großgewachsen ist. Den Reigen, welcher von den strengen Orthodoxen so oft als unerlaubt angefochten wurde, theilen die Mewlewi zwar noch mit einigen anderen Orden der Derwische, aber keiner haucht so brennende Verehrung für die Flöte als die Mewlewi. Die Cither oder Laute ist die Begleiterin der Sänger und des Schenken, aber die Flöte ist dem Perser, Araber und Türken was dem Hebräer und Christen die Harfe Sions; sie haucht nur die Geheimnisse der Alleinslehre, sie brennt nur von der Glut göttlicher Liebe. — Dabei erleichtert der Dichter die liebebrennende Brust mit dem Geschrei, in welchem das „Jao“ der Gnostiker mit dem bacchantischen „Evoe“ zusammenklingt, als „Jahu“ oder „Hu“.[2]) Pantheisten.

Murad III., Mohammed III., Ahmed I., Osman II., Murad IV. sind in einem Zeitraum von 66 Jahren lauter Sultane, die von den Osmanen zu ihren Dichtern gezählt werden und welche den Sonnenblick der Huld auf Dichter warfen. Darum zählt die Literaturgeschichte in dieser Zeit ein halbes Tausend türkischer Dichter.[3]) Murad III. schrieb selber mystische Ghaselen[4]) und hinterließ einen Diwan mit arabischen, persischen und türkischen Gedichten. — Sultan Murad IV. wechselte mit seinem im Feldzug gegen die Perser weilenden Großvezir Hafispascha gereimte Depeschen. Als Hafis gegen Bagdad Hilfe verlangte, gab er ihm die Antwort:

„Als Feldherr wolltest Du schachmatt den König machen,
Ist's denn der Raum, der Dir zum Springerspiel gebricht?
Wir wissen wohl, dass Dir an Prahlen keiner gleicht.
Den Rächer aber, der Dich strafe, siehst Du nicht?
Du machst den Wackern, wiewohl im Grund ein Feiger.
Was fürchtest Du — gibt es bei Dir denn Tapfere nicht?
Die Ketzer nahmen Bagdad ein, Du sahest zu —
Wird zürnen Dir der Herr einst nicht beim Weltgericht?
Der Schöpfer, der mir unbewusst die Herrschaft gab,
Wird er, wenn's vorbestimmt, mir Bagdad geben nicht?
Bestechung hat zerstört des Islam hohes Reich,
Glaubst Du vielleicht, dass man dergleichen höre nicht? —
Um mich mit Gottes Hilf' an meinem Feind zu rächen,
Gibt's treuen Großvezir und treuen Diener nicht?“ —

---

[1]) Geschichte der Osmanischen Dichtkunst, II, S. 6.
[2]) Vergl. Bd. VI, S. 459—470 dieses Werkes.
[3]) Viele Auszüge aus ihnen — bei Hammer, l. c. II.
[4]) Zu einem derselben — übersetzt bei Hammer, l. c. II, S. 8 — schrieb der Scheich Tschelebi einen großen Commentar.

Die Hugenottenkriege bis zum Tode Karls IX.

Franz II. 1559—1560.

Die Kinder Heinrichs II.

König Heinrich II.[1]) hinterließ vier Söhne und drei Töchter: Franz II., Karl IX., Heinrich III. und Franz, Herzog von Alençon; von den Töchtern wurde die älteste, Elisabeth, die Gemahlin Philipps II., die mittlere, Claudia, mit dem Herzog von Lothringen und die dritte, Margaretha, wurde mit Heinrich IV. vermählt. Alle vier Söhne Heinrichs sind schwache Männer und das schlechte Blut der Mutter scheint auf sie übergegangen zu sein.

Katharina von Medici.

Katharina von Medici war ebenso herrschsüchtig als ränkesüchtig; der gerade Weg war ihr stets zuwider, sie trieb immer falsches Spiel, auch wo dieses nicht nöthig war. Dabei fehlte es ihr an einer wahren großartigen Auffassung der Dinge, wie an sittlichem Muthe. Ihr Hauptkunststück war, zwei Parteien einander entgegen zu stellen und sie in eine solche Lage zu bringen, dass sie einander niederhalten und doch immer von ihr abhängig sein mussten.

Franz II.

Maria Stuart.

Frankreich in jener Zeit zu regieren, war eine schwere Aufgabe für einen hochbegabten Mann — der fünfzehnjährige König Franz II. aber war eine schwächliche scrophulöse Natur, geistesträge und willensschwach. Umso glänzender war die Begabung seiner Gemahlin Maria Stuart: sie sprach nicht bloß mehrere lebende Sprachen, sondern hielt auch schon in ihrem dreizehnten Jahre vor dem versammelten Hofe eine lateinische Rede, die sie selbst verfasst hatte; sie war in der Geschichte gut unterrichtet, Meisterin in der Musik und machte Verse, die an Innigkeit des Gefühls und an Formvollendung die ihres Lehrers Ronsard weit übertrafen. Dabei zeigte sie früh einen reifen Verstand, schrieb Depeschen voll feinen Urtheils und wusste in den Audienzen alle zu bezaubern. 1557 ward sie mit Franz vermählt und beherrschte ihn jetzt vollständig. Ihre Mutter war eine Guise und die Guisen kamen jetzt zur Macht,[2]) denn wo der König schwach ist, da kämpfen die Parteien um die Herrschaft. Katharina sah ein, dass ihre Zeit noch nicht ge-

Die Guisen.

---

[1]) Vergl. oben S. 117—121.
[2]) Vergl. oben S. 118.

kommen sei, dass sie gegen die schöne Maria Stuart nicht aufkommen könne bei ihrem Sohne, und ergab sich in die Herrschaft der Guisen, ohne jedoch sich den Weg für die Zukunft zu versperren.

Franz Guise bekam den Oberbefehl über die Armee, der Cardinal die Leitung der bürgerlichen Angelegenheiten; Montmorency wurde unter gnädigen Ausdrücken in Anbetracht seines hohen Alters und seiner treuen Dienste entlassen. Condé, der gefährlich hätte werden können, weil er muthig war, wurde zum Abschluss des Friedens mit König Philipp II. nach Brüssel geschickt. Die Bourbonen[1] waren eigentlich nach dem Herkommen als die nächsten Prinzen von Geblüt[2] berufen, an der Regierung theilzunehmen, allein man hatte dem König den Verdacht beigebracht, sie strebten nach dem Throne; Gift oder ein Überfall könnten ihn, der selber noch kein Kind habe, und seine Brüder, die noch Kinder seien, leicht aus dem Wege räumen. Anton ward deshalb kalt, ja beinahe verächtlich behandelt: Franz von Guise blieb mit bedecktem Haupte sitzen, während der König von Navarra, den Hut in der Hand, stehend zu ihm sprach. Die Guisen und ihre Anhänger bekamen die bedeutendsten Stellen. Die Gegner wurden entlassen, und als eine Menge unbezahlter Officiere und Beamten den Hof mit ihrem Nothgeschrei belästigten, ließ der Cardinal von Lothringen einen Galgen vor dem Schlosse mit der Drohung errichten, den nächsten Bittsteller daran aufhängen zu lassen.[3] Bei der großen Menge war Franz Guise wegen seiner Kriegsthaten beliebt, bei den Reformierten aber umsomehr gehasst, als man die strengen Gesetze gegen die Neuerung seinem Einflusse zuschrieb.

Die Bourbonen.

Die Reformierten heißen in jener Zeit Hugenotten. Der Name ist eine Verstellung des deutschen Namens Eidgenossen. Von Genf, das jetzt mit den Eidgenossen in Verbindung stand, bekamen ja die französischen Reformierten ihre Prediger.[4]

Hugenotten.

Die Ableitung des Namens von einem König Hugo, der in Tours geistweise umgehen sollte und nach dem wegen ihrer nächtlichen Versammlung die Reformierten als Nachtgeister, Hugenotten, benannt worden seien, ist falsch. Die Guisen waren eifrige Katholiken und der Cardinal von Lothringen veranstaltete,

---

[1]) Die Bourbonen stammten von Robert, Grafen von Clermont, einem Sohne Ludwigs des Heiligen, ab. Vergl. Bd. VI, S. 92 dieses Werkes.

[2]) Stammtafel der Bourbonen:

Karl, Herzog von Vendôme, † 1537

Anton, König von Navarra, † 1562, vermählt mit Jeanne d'Albret	Karl, Cardinal, † 1590.	Ludwig I., Prinz von Condé, † 1569
Heinrich IV., † 1610.		

Heinrich I. von Condé, † 1588.	Franz von Conty, † 1614.	Karl von Soissons, † 1612.

[3]) „Tout demandeur sera pendu" — stand darauf geschrieben.

[4]) In Genf erhielten die Gegner des Bischofs, welche zugleich der Reformation anhiengen, den Namen Eidgenossen, seine Anhänger hießen Mameluken. In einer Guise'schen Flugschrift jener Zeit heißen die Reformierten Aignos. Ein anderer Neckname (sobriquet) für sie war Papaillot. Amtlich hießen sie Christaudins oder Ceux de la religion, auch Religionnaires. Vergl. auch Weber, Geschichte des Calvinismus, S. 44.

dass am 14. November 1559 ein strenges Gesetz gegen die reformierten Versammlungen ergieng: „Jeder, welcher solche besuche oder veranlasse, solle mit dem Tode bestraft, das dazu benützte Gebäude niedergerissen und nie mehr aufgebaut werden.“ Natürlich gab es Unzufriedene in Masse, Pamphlete flogen durch das Land, in welchen namentlich eine freie Versammlung der Stände des Reiches gefordert wurde. Das machte den Bund zwischen den Katholiken und den Guisen enger. Die Stände, hieß es, schwächten nur die Macht der Krone; wer eine solche Versammlung verlange, sei ein Todfeind des Königs. Katharina von Medici, die übrigens wieder ein doppeltes Spiel trieb und Hoffnungen auch in den Protestanten erweckte,[1]) schrieb an den König von Spanien, man wolle durch eine Ständeversammlung den König und sie herunterseßen, und

Philipp II.

Philipp II. antwortete sogleich, er sei bereit, 40.000 Mann, ja sein eigenes Leben einzusetzen, um die Macht seines Schwagers aufrecht zu erhalten.[2])

Dubourg.

Unter den Opfern der Verfolgung, die jetzt gegen die Hugenotten begann, war der Parlamentsrath Annas Dubourg das hervorragendste. Sein Process erregte Aufsehen, deutsche Fürsten verwendeten sich für ihn; der Pfalzgraf wollte ihn als Professor des Rechtes nach Heidelberg berufen, allein der Eifer der Hugenotten entschied sein Schicksal. Ihre Drohbriefe reizten, ihr Versuch, ihn gewaltsam zu befreien, hatte nur zur Folge, dass seine Haft strenger wurde. Als sich ein Complott bildete gegen die drei Präsidenten, die ihn angeklagt hatten, und einer derselben, Minart, in der Nacht des 12. December 1559 in einer Straße von Paris erschossen wurde, war Dubourg unrettbar verloren: er endete am 23. December 1559 auf dem Grèveplatz.[3])

La Renaudie.

Diese Hinrichtung steigerte die Erbitterung. Ein Edelmann, Jean de la Renaudie aus Perigord, sammelte die zerstreuten Kräfte zum Angriffe. Obschon ihn die Guisen früher aus dem Gefängnisse gerettet hatten, zu welchem er wegen Urkundenfälschung vom Parlamente zu Dijon verurtheilt worden war, so entfaltete La Renaudie doch eine unermüdliche Thätigkeit zu ihrem Sturze. Den Guisen galt der Angriff, die Religion war Vorwand. Im Einverständnisse mit Condé, der sehr viel Ehrgeiz und wenig Bedenken hatte, gieng er insgeheim nach England und bat Elisabeth um Hilfe für die Hugenotten, durchflog er Frankreich und die Schweiz und brachte die Unzufriedenen miteinander in Verbindung und kündigte ihnen einen geheimen Führer von hoher Geburt und hoher Macht an, von welchem er nur der Bevollmächtigte sei; man müsse den König nöthigenfalls mit Gewalt aus der unheilvollen Abhängigkeit von den Guisen befreien und den Prinzen von Geblüt die ihnen zukommende Stellung verschaffen. Selbst angesehene Gottes- und Rechtsgelehrte gaben, insgeheim befragt, ihre Zustimmung zur beabsichtigten Empörung, sofern nichts gegen den König, die Prinzen von Geblüt und die Verfassung des Reiches geschehe. Calvin missbilligte jede Gewaltthat,[4]) Beza aber soll zugestimmt haben.

---

[1]) Über sie vergl. Ranke, Französische Geschichte, I. — Soldan, Frankreich und die Bartholomäusnacht, I. S. 384.

[2]) Die Briefe Granvellas zeigen, wie sehr Frankreich damals von Spanien abhängig und wie hoch das Ansehen Philipps II. war. Alle Parteiführer, Montmorency, die Guisen, wie Anton von Navarra wandten sich um Rath an den König von Spanien.

[3]) Damals wurde eine eigene Kammer im Parlamente zur Verfolgung der Ketzer errichtet, die den Namen Chambre ardente (Feuerkammer) erhielt. Von Mouchy, welcher im Ausspähen so eifrig war, soll der Name Mouchard (Späher) herkommen.

[4]) Stähelin, Calvin, I. S. 616.

Am 1. Februar 1560 kamen in Nantes insgeheim die Abgeordneten der verschiedenen Gemeinden zusammen. La Renaudie führte den Vorsitz und klagte die Guisen an, dass sie die wahre Religion, wie das königliche Haus und den alten Adel Frankreichs, in gleicher Weise zu vernichten bestrebt wären. Die Anwesenden schwuren La Renaudie, als dem Stellvertreter des geheimen Hauptes,[1]) Gehorsam, wählten einen Kriegsrath und stellten den Plan der Verschwörung fest: 500 Edelleute sollten an den Hof sich begeben und dort um freie Ausübung des Gottesdienstes bitten und bei der voraussichtlichen Weigerung den König und die Guisen gefangen nehmen, die Reichsstände einberufen und dem König Anton von Navarra die Regentschaft übertragen.

Zusammenkunft in Nantes.

Plan gegen Franz II.

Schon war man im Februar! Die Guisen waren nur durch dunkle Gerüchte, dann aber durch eine Botschaft von Philipp II., dass ihnen ein Sturm drohe, gewarnt. Da theilte aber ein Advocat aus Paris, des Avenelles, dem Herzog das Geheimnis mit und dieser beschloss kühn, die Sache zum Ausbruch kommen zu lassen, um seine Gegner mit einem Schlage zu vernichten. Weil Blois nicht fest genug war, so bewog er den König, sich in das feste Schloss Amboise zurückzuziehen und in der Stille alle Mittel der Vertheidigung zu sammeln. Um die Gegner zu spalten, wurde am 2. März eine Amnestie erlassen für alle Vergehen gegen die Religion, von welcher nur diejenigen ausgenommen wären, welche unter dem Vorwande der Religion etwas gegen den König und seine Diener im Schilde führten.[2]) Condé, der das Unternehmen leiten sollte, kam, ohne die Entdeckung zu ahnen, keck nach Amboise. La Renaudie war in voller Thätigkeit, nur hatte er den Angriff um 24 Stunden verschoben. Von allen Seiten nahten Scharen von Hugenotten in Waffen. Sie giengen ihrem Untergang entgegen. Einer ihrer Anführer, Ligieres, hatte der Königin die Orte verrathen, wo sie sich versammelten und ihre Waffenplätze waren. Franz Guise war vom König zum Generallieutenant des Reiches mit der Vollmacht, ohne Beobachtung der gesetzlichen Förmlichkeiten[3]) zu strafen, ernannt worden, alle Beamten, Barone und Prinzen hätten seinen Befehlen zu gehorchen. — Die fünfzehn ersten Edelleute, die nach Amboise kamen, wurden sogleich verhaftet, die anderen an ihren Sammelplätzen überrascht, La Renaudie in einem Gefecht getödtet, mehrere Abtheilungen überwältigt, über 1200 Verschworene erschlagen, ins Wasser geworfen oder aufgehängt. Castelnau, einer der hervorragendsten Führer, wurde enthauptet, feierlich rief er die Gerechtigkeit Gottes von dem Schaffot auf die Guisen herab. Condés Schuld war sicher, aber man hatte keinen schriftlichen Beweis gegen ihn.[4]) Der König sagte ihm ins Gesicht, er sei das Haupt der Verschwörung. Condé aber verlangte sich in öffentlicher Versammlung vertheidigen zu dürfen, und erklärte hier keck jeden, den König, seine Mutter, Gemahlin und Brüder ausgenommen, für einen schändlichen Lügner und er fordere ihn zum Zweikampf heraus. Guise erklärte, er sei bereit, Condés

Conjuration d'Amboise.

Der Plan scheitert.

Condé.

[1]) „Das stumme Haupt" (le chef muet) war Condé.
[2]) Ceux qui conspirent sous prétente de religion.
[3]) Sans forme de procès.
[4]) Man führte ihn sogar ans Fenster, um die hängen zu sehen, welche für ihn starben. Jetzt entfuhr ihm das Wort: „Ich weiß wohl, warum man so viele tapfere Edelleute tödtet, die so manchen Dienst geleistet haben. Die Fremden haben jetzt gute Zeit: mit Hilfe eines feindlichen Fürsten nehmen sie das Königreich weg."

Ehre mit den Waffen zu verfechten, ob aus augenblicklicher Aufwallung des Edelmuthes, oder ob er seiner Sache auch ohnehin sicher zu sein glaubte. Nach einer anderen Nachricht habe der König vorgehabt, Condé mit eigener Hand zu durchbohren, im Augenblicke der Ausführung aber den Muth verloren. Sicher ist, dass Condé nicht traute; er begab sich auf einem Umwege nach Bearn, weil er Nachstellungen fürchtete, und rüstete insgeheim zum Krieg gegen die Guisen.

Unruhen, die in verschiedenen Städten des Reiches alsbald ausbrachen, zeigten, wie weitverzweigt die Verschwörung war, wie zahlreich die Gegner. Philipp II. rieth dem König, die Guisen für den Augenblick zu entfernen, um die Aufregung zu beschwichtigen. Auf der anderen Seite erfuhren diese, dass Katharina von Medici insgeheim mit den Reformierten unterhandle, sie fühlten darum wohl, dass es klüger sei, in manchem nachzugeben, und willigten
L'Hôpital. gern in die Berufung des Michael de l'Hôpital als Kanzler. Dieser war nicht nur ein gelehrter und beredter Mann, ein Dichter von Talent,[1]) ein scharfsinniger Rechtsgelehrter, ein gewaltiger Redner, sondern auch ein tugendhafter Patriot, unerschütterlich in der Liebe zu seinem Vaterlande. Sein Ziel war, den Verfolgungen ein Ende zu machen und beide Religionen in Frieden nebeneinander leben zu lassen; aber weder Katholiken noch Reformierte wollten den Staat confessionslos. Die Guisen hatten im Anfange den Plan, die spanische Inquisition in Frankreich einzuführen. De l'Hôpital warnte sie durch das Beispiel von Rom und Neapel, sich nicht auch noch die Katholiken
Edit de Romorantin. abwendig zu machen. Sie gaben nach und so kam der Erlass von Romorantin im Mai 1560 zustande, welcher die Inquisition den Bischöfen übertrug mit der Mahnung, die vom Glauben Abgewichenen durch gute Gründe und gutes Beispiel zur Kirche zurückzuführen,[2]) und der weltlichen Macht nur gestattete, gegen aufrührerische Versammlungen einzuschreiten, ohne sich aber in die Angelegenheiten des Gewissens einzumischen.

Plan der Guisen. Viel sinnreicher war die Wendung, welche jetzt die Politik der Guisen nahm. Die Hugenotten waren nur ein kleiner Theil — wie, wenn es gelang, die Mehrzahl der Franzosen für den alten Glauben ins Feuer zu rufen? Dann hatten sich die Guisen weder vor königlichen Prinzen, noch vor einer Versammlung der Reichsstände zu fürchten — und die Lage der Finanzen, das Ausbleiben der Steuern trieb dazu, sich an die Masse der Nation zu wenden.

Notabeln in Fontainebleau. In diesem Sinne wurden die Notabeln auf den 30. August 1560 nach Fontainebleau einberufen. Die Bourbonen kamen nicht, desungachtet wurden Stimmen laut, welche den Bestrebungen der Guisen scharf entgegentraten. Zwei Bischöfe, Jean de Montluc von Valence und Charles

---

[1]) Villemain, Vie du chancelier de l'Hôpital — in den „Études d'histoire moderne", Paris 1861, p. 319—415.

[2]) „Les opinions se muent", war sein Grundsatz, „non par violences, mais par prières et raison."

de Marillac, Erzbischof von Vienne, warnten vor Verfolgungen wegen Religion und sprachen für Abhaltung von Nationalconcilien und Einberufung der Stände des Reiches.[1]) Coligny[2]) überreichte eine Bittschrift im Namen der Hugenotten: man möge sie nicht ungehört verdammen, sondern ihre Lehre prüfen, ihnen öffentlichen Gottesdienst gewähren, dann wären alle Besorgnisse über geheime Zusammenkünfte abgeschnitten. 50.000 Menschen seien bereit, diese Bittschrift zu unterzeichnen. Der Cardinal Guise erklärte, den 50.000 könne er eine Million Rechtgläubiger entgegensetzen; kein Concil der Welt könne ihn bewegen, den Glauben seiner Väter zu verlassen. Die Generalstände wurden übrigens auf den 10. December 1560 nach Meaux und ein Nationalconcil auf den 20. Januar 1561 nach Paris einberufen.

Die Wahlen zu den Ständen fielen im Sinne der Guisen aus. Das gab Muth gegen die Bourbonen. Obwohl von verschiedenen Seiten gewarnt, kamen Condé und der König Anton von Navarra dennoch zum Hofe nach Orleans, um ihren Einfluss nicht zu verlieren. Sie wurden vom Könige kalt empfangen, Condé mit Vorwürfen wegen Hochverraths überschüttet und gefangen gesetzt, der König von Navarra geringschätzig behandelt. Ein Agent Condés, La Sague, hatte den Verräther gemacht, den Schlüssel zu seiner geheimen Chifferschrift mitgetheilt. Man konnte ihm den Plan nachweisen, mit Gewalt die Guisen zu stürzen. Das Gericht, vor welchem Condé sich zu vertheidigen hatte, erklärte ihn für schuldig des Hochverrathes, die Hinrichtung stand bevor.[3]) Da wurde der König plötzlich krank: ein Geschwür im innern Ohr wurde bald brandig. Wenn Condés Haupt fiel, so spielten die Guisen auch unter der kommenden Regierung die erste Rolle und das wollte Katharina nicht, sondern selber herrschen dadurch, dass sie die Guisen durch die Bourbonen im Zaum hielt. So wurde Condé gerettet — aber um einen hohen Preis: — die nächsten Ansprüche an die Regentschaft hatte sein Bruder, der König von Navarra; dem wurde vertraulich mitgetheilt: sein und Condés Leben sei verwirkt, wenn er nicht sogleich förmlich auf die Regentschaft verzichte, dagegen solle er den ersten Platz als Generallieutenant des Reiches neben der Königin haben, wenn er sich mit den Guisen aussöhne. Der schwache Mann willigte in alles aus Todesfurcht und am 3. December war Franz II. todt und die schöne Maria Stuart Witwe. Der König war sechzehn Jahre und zehn Monate, Maria Stuart war zwanzig Jahre alt. — So endete nach kurzer Regierung Franz II., er war sehr gutmüthig, aber bedurfte immer fremder Anregung; seine Diener nannten ihn den König ohne Laster. —

Condé gefangen.

gerettet.

Franz II.

Karl IX. 1560—1574.

Da Franz II. keine Kinder hinterließ, so folgte ihm sein jüngerer Bruder Karl IX. War Franz skrophulös, so war Karl IX. gallicht, reizbar, nicht ohne Feuer und Stärke der Phantasie, aber noch ein Kind, erst zehn

Karl IX.

[1]) Villemain, l. c. p. 352.

[2]) Mit den Bourbons hielten die Chatillons, unter ihnen Franz von Coligny, Herr von Andelot, der Schwestersohn Montmorencys, und sein Bruder Caspar von Coligny, der berühmte Admiral. Die 50.000 Unterschriften waren aus der Normandie. Coligny handelte im Einverständnis mit Katharina von Medici.

[3]) Auf den 26. November war der Scharfrichter bestellt, der ihn enthaupten sollte.

und ein halbes Jahr alt. Es musste also eine Regentschaft ernannt werden in einer Zeit, wo ein durch und durch selbständiger, von den Parteien, die Frankreich in Stücke reißen wollten, ganz unabhängiger, weiser und thatkräftiger Herrscher nöthiger gewesen wäre als je. Jetzt war die Zeit für Katharina von Medici gekommen, sie trat an die Spitze der Regierung.

Die Ämter.

Anton von Bourbon, der, wenn er Muth gehabt hätte, leicht die Gewalt an sich reißen konnte, wurde nur Präsident des Rathes und Generallieutenant des Reiches: alle Eingaben aus dem Inneren sollten an ihn gerichtet, von ihm darüber der Königin Vortrag gehalten und von dieser, im Einverständnisse mit dem geheimen Rathe, Bescheid ertheilt werden; alle Berichte der Gesandten aber zunächst an Katharina und dann erst an Bourbon kommen. Montmorency wurde Oberfeldherr, Franz Guise Großmeister des Palastes, der Cardinal von Lothringen Finanzminister. So hoffte Katharina die Parteien durch einander im Zaume zu halten und zu beherrschen.[1])

Noch waren die Stände beisammen — sollte der Tod des Königs nicht eine Neuwahl veranlassen? Viele Stimmen sprachen dafür, allein der geheime Rath entschied, dass der König in Frankreich nicht sterbe.[2])

Die Stände 1560.

Am 13. December 1560 eröffnete de l'Hôpital die Sitzungen mit einer Rede im monarchisch-patriotischem Sinne, mahnend an die alte Losung: „Une foi, une loi, un roi." Die Glaubensstreitigkeiten anlangend, meinte er: Das Christenthum sei weder durch Waffen gegründet worden, noch durch dieselben zu erhalten und auszubreiten; mehr als Strenge wirken Milde, Bitten und Belehrung. „Weg mit den Namen des Aufruhrs und der Parteiung, weg mit dem Namen Lutheraner, Hugenotten, Papisten, wir wollen einfach Christen heißen!" Die drei Stände beriethen gesondert, gaben auch nicht dem Cardinal von Lothringen, wie er wünschte, den Auftrag, in ihrer aller Namen zu sprechen, denn Adel und Bürger waren damals gegen den Clerus gestimmt. So brachte denn jeder Stand seine Anliegen selber vor.[3]) Der Sprecher des Clerus mahnte den König an seine Pflicht, die Kirche zu schützen, die Häresie zu unterdrücken. Der Sprecher des Adels wollte die Staatsschuld durch den Verkauf der Kirchengüter getilgt wissen und redete von einer nöthigen Reform des Clerus. Am weitesten giengen die Forderungen des dritten Standes, sie sind ein Vorspiel von 1789:[4]) Die Gemeinden sollen ihre Priester, die Priester wieder ihren Bischof wählen; das Einkommen der Kirche solle im alten Geist vertheilt: ein Drittel für die Armen, ein Drittel für die Kirchen, ein Drittel für den Unterhalt des Clerus verwendet werden; Annaten, Dispensen sollen aufhören, alle wegen der Religion Verhafteten freigelassen, eine Reform auch im Richterstande vorgenommen und die alten Gesetze neu geordnet, weiters

Cahier du tiers état.

[1]) Henry Martin, l. c. vol. IX, p. 63–77.
[2]) „La mort saisit le vif, en France le roi ne meurt pas."
[3]) Villemain, l. c. p. 358.
[4]) Michelet, Les guerres de religions, Paris 1849, p. 202.

Freiheit des Handels und Verkehrs gewährt werden, wie Einheit in Maß und Gewicht. Ein Geist sittlicher Strenge spricht hin und wieder aus diesen Forderungen; so soll Ehebruch mit dem Tode bestraft werden.

Mit den Finanzen stand es übel, man rechnete 43½ Millionen Schulden. Die Steuern giengen unter den steten Unruhen wenig ein, das Staatseinkommen betrug nur 12 Millionen. Die Stände wagten nicht, Bewilligungen zu machen, ohne ihre Wähler von der Lage der Dinge unterrichtet zu haben, und so wurde eine Versammlung auf den 20. März 1561 nach Melun angeordnet. Um jedoch die Kosten zu ersparen, sollten aus allen dreizehn Statthalterschaften je nur drei Bevollmächtigte, einer vom Adel, einer vom Clerus und ein Bürger, jedoch mit umfassenderen Vollmachten, eintreffen. Am 31. Januar, da die Stände geschlossen wurden, erschien die Ordonnanz von Orleans, welche mehrere der Forderungen der Stände bewilligte, Annaten, Dispensen aufhob, den Bischöfen befahl, in ihrer Diöcese zu bleiben, an jeder Kathedral-Kirche Predigten vorschrieb und Erklärung der Heiligen Schrift, Häufung der Ämter verbot, Missbräuche über Rechtswesen aufhob, Häuser für Spiel und Unzucht zu schließen befahl und manche Schranken für den Handel niederriss. Alle Processe wegen religiöser Ansichten wurden niedergeschlagen. Edit d'Orléans.

Es ist der Geist Michael de l'Hôpitals, der aus diesen Reformen spricht.[1]) Aber gerade die Parlamente, von denen er Unterstützung erwartete, traten seinem Edict entgegen, theils aus Eigennutz, theils aus Befürchtung, zwei Religionen könnten in Frankreich nicht gleichberechtigt nebeneinander bestehen. Ein anderes Hindernis war der Übermuth der Hugenotten, die jetzt an vielen Orten drohend ihr Haupt erhoben. Condé verlangte gereizt Wiederherstellung seiner Ehre und forderte den Kanzler vor dem geheimen Rathe auf, zu erklären, ob er irgend einen Beweis seines Hochverrathes vorzubringen vermöge. De l'Hôpital erklärte, er wisse keinen. Der Herzog von Guise betheuerte: er sei weder der Urheber, noch der Anstifter seiner Verhaftung gewesen. — Condé und die Guisen saßen jetzt wieder im Rathe beisammen. Bald hieß es, der König von Navarra werde die Zügel der Regierung ergreifen. Katharina suchte nach allen Seiten hin zu beschwichtigen und zu lähmen. Der junge König musste Montmorency bitten, doch ja bei seiner Person zu bleiben. Condé ward durch die schöne Mademoiselle Rouel, eine der vielen Hofdamen Katharinas, deren Liebenswürdigkeit sie zu ihren Intriguen benutzte,[2]) gefesselt und ausspioniert. In ähnlicher Weise wurde der willensschwache und verliebte Anton von Bourbon gegängelt. Die Parteien.

Da erhob sich aber gegen die Pläne der Königin der Bund der Dreimänner. Montmorency blieb sich gleich in der Anhänglichkeit an die Religion seiner Väter; ihn schreckte der Anblick der Irreligiösität des Hofes und die Meldung, welche Bourbon dem Könige von Dänemark gemacht hatte: binnen einem Jahre werde das reine Wort Gottes innerhalb ganz Frankreich ge- Le triumvirat.

[1]) Villemain, l. c. p. 361 ff.

[2]) Nannte man doch diesen Damenkreis „l'escadron volant de la reine".

prediget werden. Guise und Montmorency vergaßen die alte Feindschaft und näherten sich einander, um zu verhindern, daſs das königliche Haus sich durch einen Religionswechsel bloßstelle. Der Dritte im Bunde war der reiche und entschlossene Marschall Saint-André. Am Ostertag 1561 nahmen diese Drei miteinander das heilige Abendmahl und schworen, zur Aufrechthaltung der katholischen Religion und der alten Verfassung einander Beistand zu leisten. Als Karl am 15. Mai 1561 in Rheims gekrönt wurde, ermangelte man nicht, ihm seinen Eid, die Kirche schützen und die Ketzerei vertilgen zu wollen, gehörig auseinander zu setzen.

Waldenser. Unter diesen Umständen stieg die Gährung und der Hader der Parteien, das Vorbild zum Kampf um den Glauben gaben aber die Waldenser in den Alpen Piemonts. Im September 1560 aber wurden sie von den Truppen Philibert Emanuels angegriffen, erwehrten sich ihrer jedoch mit verzweifelter Tapferkeit, so daſs am 5. Juni 1561 der Herzog ihnen Frieden und freie Übung der Religion gewähren muſste. Der Erfolg entzündete die Waldenser in der Provence und die Frage muſste von neuem in den geheimen Rath kommen, wie gegen Andersgläubige zu verfahren sei. Aufgeben aller Verfolgung, bis ein allgemeines Concil über die Frage entschieden hätte, war die Ansicht de l'Hôpitals und seiner Anhänger, Todesstrafe für jeden Abfall war die Meinung seiner Gegner, Verbannung wurde von der Mehrheit beschlossen. Katharina ließ die ganze Abstimmung verbrennen und de l'Hôpital ein mildes Edict ergehen.

Edit de Juillet 1561.

Interim. Der Kanzler trug sich mit der Hoffnung, die auch Karl V. so lange getäuscht hatte, durch eine Art Ausgleichsformel, ein Interim, bis ein allgemeines Concil die religiöse Frage entschieden hätte, die beiden Parteien zu beschwichtigen und es ihnen möglich zu machen, ruhig nebeneinander zu leben. Während Adel und Ritterstand zuerst in Pontoise, dann in Saint-Germain tagten und gemeinsam die Ordnung der Finanzen auf Kosten des Kirchenvermögens beantragten, kam ein Religionsgespräch in Poissi 1561 zustande. Es begann am 3. September 1561.

Unter Trompetenschall war verkündet worden, jeder Unterthan, der in Sachen der Religion etwas zur Sprache bringen wolle, wes Standes er auch sei, möge unter Zusage sicheren Geleites in Poissi erscheinen, um von der Versammlung gehört zu werden. Als gewandter Verfechter des evangelisch reformierten Glaubensbekenntnisses erschien Theodor Beza,[1]) der Freund und Amtsgenosse Calvins, aber mehr heiter von Natur, so daſs viele sagten, sie wollten lieber mit Beza in der Hölle, als mit Calvin im Himmel sein; dann Pietro Vermiglio, genannt Peter Martyr, ein Auswanderer aus Florenz, damals aber Vorstand der Kirche in Zürich. Für die Katholiken führte das Wort der Cardinal von Lothringen, mit nicht geringerer Gewandtheit und Gelehrsamkeit. Von reformierter Seite waren noch elf Prediger und zweiundzwanzig Abgeordnete der bedeutendsten Gemeinden Frankreichs da. Am 9. September fand

Colloque de Poissi.

[1]) Schlosser, Leben des Theodor Beza und Peter Martyr. Heidelberg 1849. — Baum, Theodor Beza. Leipzig 1851.

unter dem Vorsitze des jungen Königs die erste öffentliche Verhandlung statt. De l'Hôpital sprach davon, wie ein allgemeines Concil beinahe unmöglich geworden und darum ein National-Concil nöthig sei, um die Missbräuche in der Kirche zu heben, und mahnte zugleich die Bischöfe, den Abgewichenen das Thor nicht zu verschließen, sondern sie in aller Liebe als Christen und Getaufte aufzunehmen. In klarer Rede milderte Beza die Härten Calvins, nachdem er ein so feuriges Gebet gesprochen, dass alle davon tief ergriffen wurden, legte Verwahrung gegen die Meinung ein, die Reformierten verachteten die guten Werke, die mit dem Glauben so innig verbunden seien, als Wärme und Licht mit dem Feuer. Als Beza auf das Abendmahl zu sprechen kam, und dass es nicht bloß eine Erinnerung an das Liebesmahl, dass aber ein großes Mysterium daran geknüpft sei, und in der Entwicklung der Abendmahlslehre die Worte aussprach: „Christi Leib sei vom geweihten Brote so entfernt, wie der Himmel von der Erde", so gieng ein Murren durch die Versammlung, die sich unter lebhafter Aufregung trennte. Am 16. September widerlegte der Cardinal von Lothringen Bezas Rede und zog großen Nutzen aus den Streitigkeiten der Lutheraner und Reformierten. Auch ein Gesandter des Papstes kam, und Lainez, der Nachfolger des Ignatius von Loyola; seine Rede war scharf. Den Sitzungen am 24. und 26. September wohnte der König nicht mehr bei. Um leidenschaftliche Reden zu vermeiden, verhandelten zuletzt nur noch fünf von jeder Partei, diese Zehn einigten sich dahin, dass Jesus Christus im heiligen Abendmahl unter Mitwirkung des heiligen Geistes uns wahrhaft die Substanz seines Leibes und Blutes mittheile, und dass wir sacramentalisch, geistig und im Glauben den Leib, der für uns gestorben ist, empfangen und genießen. Die Sorbonne verwarf jedoch diese Formel als ungenügend, versteckt und zur Irrlehre führend, und die Minister bemühten sich vergebens für Fortsetzung der Verhandlung, denn die katholischen Prälaten machten sich auf den Weg zum Concil in Trient. Also endeten die französischen Ausgleichsversuche erfolglos wie die deutschen. Schließlich machte sich die Regierung dafür, dass ihr die Geistlichkeit jährlich 1,600.000 Livres zur Tilgung der Staatsschuld versprach, verbindlich, den Katholicismus aufrecht zu erhalten, hielt aber ihr Wort nicht ganz, denn am 17. Januar 1562 erließ sie ein Gesetz, nach welchem die Hugenotten die Kirchen und Kirchengüter zurückzugeben, den Zehnten zu bezahlen hätten, keine heimlichen Verbindungen schließen, keine Steuern und Versammlungen ausschreiben, keine Mannschaft werben, keine Kirchen und Bilder zerstören dürften, in Städten sollten sie weder bei Tag noch bei Nacht predigen oder Sacramente austheilen. Außerhalb der Städte war ihnen freier Gottesdienst gestattet. Katholiken wie Reformierten waren Verleumdungen und Spottschriften verboten. Dies ist der Inhalt des sogenannten Duldungsbefehles, bei dessen Abfassung Hôpital offenbar der Gedanke vorschwebte, beide Culte könnten mit der Zeit nebeneinander bestehen.

Der Kanzler. Beza. Lainez. Ausgleich. Januar-Edict. Edit de tolérance.

Es war dies aber bei den heißblütigen Franzosen jener Zeit nicht möglich. Die katholische Religion war seit Jahrhunderten mit dem Leben, mit den Sitten aufs innigste verwachsen; das Volk war gewöhnt an ihre Feste, ihre herrlichen Tempel waren seine Paläste. Jetzt zerschlugen diese Neuerer die Bilder, verhöhnten die Gebräuche als abergläubisch, vernichteten die Gebeine der Heiligen, besudelten, was ihm bisher Gegenstand der Verehrung war. Man mag sich die Erbitterung derer vorstellen, welche mit

ganzem Herzen an dem alten Glauben hiengen, unter dem Frankreich einig, blühend und groß geworden war.[1]) Ganz Frankreich glich einem vom Sturm bewegten Meere. Wo die Reformierten das Übergewicht erlangten, mißhandelten sie die Priester, tödteten sie die Mönche, zerschlugen sie die Bilder, die Glasfenster der Kirchen, und tanzten um das Feuer, in welches sie die geweihten Hostien oder die Reliquien geworfen hatten. Wo die Katholiken das Übergewicht erhielten, sprengten sie mit Waffengewalt die gottesdienstlichen Versammlungen der Reformierten auseinander und übten in ihrer Erbitterung gleichfalls Gewaltthaten aus. Unter solchen Verhältnissen war das Toleranz-Edict ohne Kraft.

Parteiwesen.

Die Parlamente weigerten sich, es in ihre Register einzutragen. Die Parteistellung am Hofe, die das Edict möglich gemacht hatte, war schon geändert. Das Haupt der Protestanten, König Anton von Navarra, trat, geschickt behandelt, zur katholischen Partei über.[2]) Der spanische Gesandte sprach ihm von Philipps Geneigtheit, ihm die Insel Sardinien zu überlassen, zu der man Tunis, ja ganz Nordafrika hinzu erobern könnte. Anton fieng Feuer, träumte von Pomeranzen-Hainen, dachte sogar an Scheidung von seiner eifrig reformierten Gattin Johanna d'Albret und an Vermählung mit der reizenden Maria Stuart, die damals in Lothringen war. Eifersüchtig auf seinen Bruder Condé, der den Reformierten mehr galt als er, sprach Bourbon sich laut sogar für die spanische Inquisition aus und schrieb seinen bisherigen Todfeinden, um dem Toleranz-Edict ein Ende zu machen.

Anton von Navarra.

Franz von Guise brach von Lothringen auf. Sein Weg führte durch Vassy, ein Städtchen in der Champagne, welches zum Witthum der Maria Stuart gehörte. Es war Sonntag den 1. März 1562 als der Herzog an der Kirche abstieg, um die heilige Messe zu hören, und der Pfarrer und Richter des Ortes ihm über das Singen und Predigen der Protestanten in der Nähe der Kirche klagten. Der Bischof von Chalons war vor kurzem, als er mit zwei Theologen mit ihren Predigern zu disputieren kam, von ihnen verhöhnt worden. Alsbald sandte der Herzog seine Pagen, um die Ältesten zu sich zu entbieten; sie wurden aber, als sie am Thore der Scheune, wo die Reformierten versammelt waren, ungestüm anklopften, mißhandelt. Der Herzog eilte mit seinem Gefolge selber herbei, bekam aber einen Stein ins Gesicht. Sein Gefolge stürzte jetzt über die Versammlung her und, obschon der Herzog es zurückzuhalten suchte,[3]) so machte es doch in der ersten Wuth 60 Personen nieder und verwundete bei 200.

---

[1]) „Un Dieu, un Roi, une foi, une loi" — wurde Losung.

[2]) Die Reformierten nannten ihn zum Spott dafür „Tailette pui tourne sa jaquette" und verglichen ihn mit Esau, der das Erstgeburtsrecht um ein Linsengericht verkaufte.

[3]) Das ist nach genauer Prüfung auch die Ansicht de Thous. Zu denen, die den Herzog zum Mord aufreizen lassen, sagt Villemain mit Recht: „On a peine à croire, qu'un grand capitaine, qui montra plus d'une foi une âme généreuse, ait pu méditer de sang froid une si lâche barbarie."

Das ist das Blutbad von Vassy, der Funke, der in die Pulverkammer fiel. Die Kunde davon erregte bei den Reformierten unsägliche Erbitterung, bei vielen Katholiken wilde Freude. Der Tigerzug im französischen Volke erwachte. Allenthalben griff man zu den Waffen. Le massacre de Vassi.

Guise wurde in Paris mit einem Jubel empfangen, den man sonst nur dem König zu zollen gewohnt war. Die Hauptstadt selber schien das Schlachtfeld der Parteien zu werden, da Condé sich mit einigen Hundert Edelleuten in der Vorstadt Saint-Marceau hielt. In ihrer Verlegenheit und Angst war Katharina mit dem jungen König nach Fontainebleau geflohen. Condé verließ die Stadt, gieng aber nicht zum König, sondern nach Meaux, wohin er die Hugenotten zum Kampfe beschied. Navarra und die Guisen begaben sich nach Fontainebleau, wo sie durch Bitten und Drohungen Katharina bewogen, nach der Hauptstadt zurückzukehren. Dort vernichtete Montmorency Geräthe und Bänke in den Kirchen der Protestanten, was ihm den Spottnamen „Hauptmann Bankbrenner“ [1]) eintrug. Der Bürgerkrieg begann. Lange hatte Coligny gezögert, sich in denselben einzulassen. Seine Gattin, eine eifrige Reformierte, sagte ihm unter Schluchzen: „Du bist weise vor den Menschen, aber nicht vor Gott. Er gab dir das Talent eines Feldherrn und du gebrauchst es nicht für seine Kinder und wirst so der Mörder derer, deren Ermordung du nicht verhinderst.“ — „Leg' deine Hand aufs Herz“, entgegnete Coligny, „und erwäge die Schrecken des Bürgerkrieges, die Vorwürfe des Volkes, den Verrath unter deinen eigenen Anhängern, bei schlimmem Ausgang Verbannung und Noth oder Hinrichtung und Schande deines Namens. Drei Wochen geb' ich dir Zeit, zu überlegen.“ — „Ich habe schon längst alles überlegt“, entgegnete sie. „Ich lege dir vor dem Gericht Gottes die Todten aufs Gewissen, die um der Sache willen sterben mussten.“ Coligny war überwunden. Der schweigsame, ernste Mann, der reinste Charakter der reformierten Partei, gieng jetzt nach Meaux zu Condé und blieb fortan unerschütterlich die Stütze und der eigentliche Kopf der Partei. Katharina. Coligny. Stütze der Partei.

An Ostern 1562 brach das Heer der Reformierten gen Paris auf, wandte sich aber von Saint-Cloud nach Orleans, als sie hörten, dass ihre Gegner sich des Königs bemächtigt hatten. Orleans wurde durch List und Gewalt den Katholiken entrissen und Waffenplatz der Reformierten. Von da forderte Beza alle Reformierten auf, in Waffen zu kommen, um den Feinden der Religion zu widerstehen, die den König und seine Mutter gefangen hielten. Condé erbot sich die Waffen niederzulegen, sobald wie Guise dasselbe thue und den Hof verlasse und Genugthuung gebe für das Blutbad zu Vassy. Aber keines der Häupter konnte mehr zurücktreten. Eifrige Kämpfer strömten von allen Seiten nach Orleans, wie nach Paris; die Hugenotten nahmen die weiße Schärpe als Feldzeichen, die Katholiken die rothe. Durch ganz Frankreich gieng der Parteikampf und wurden Greuel aller Art begangen. Die Stimmen, die an Mäßigung mahnten, verhallten. Beide Parteien wollten Gott rächen! Unzählige Werke der Kunst und Denkmäler des Alterthums giengen zugrunde. Orleans.

[1]) „Capitaine brûle-bancs.“

Rouen. Die Grabmäler der Normannenherzoge in Rouen wurden verstümmelt, die Gebeine der Heiligen Irenäus und Martin von Tours ins Wasser geworfen, die Statue der Jungfrau von Orléans von französischen Händen niedergerissen.[1]) Kein Name, keine Erinnerung war mehr heilig. Beide Parteien wandten sich ans Ausland um Hilfe, — die Hugenotten an die Elisabeth. deutschen Fürsten und Schweizer, an Elisabeth von England. Letztere gewährte auch Hilfe, aber keine uneigennützige, sie sandte Geld und Mannschaft, aber nur gegen Auslieferung von Havre, gegen Besetzung von Rouen und Caen, — Havre war den Engländern Ersatz für das verlorene Calais. Die Annäherung der Engländer war schuld, dass die Katholiken sich auf Rouen warfen, den wichtigsten Platz der Normandie. Karl IX. und Katharina waren im Lager. Der Schotte Montgommery vertheidigte die Stadt einen Monat hindurch aufs tapferste, am 26. October 1561 wurde sie jedoch im Sturme genommen. Guise vermochte die Ausbrüche der erbitterten Parteiwuth nicht Navarra. zu hemmen. Anton von Navarra endete in Rouen infolge einer Wunde am 17. November 1562 seine klägliche Laufbahn, seine letzten Phantasien drehen sich noch um die Lusthaine und goldführenden Ströme Sardiniens. Es war das Unglück der Hugenotten, dass sie zuerst diesen König, diesen Träumer, dann, dass sie den leichtsinnigen Condé zum Haupte hatten. Die Gemeinen schlugen sich mit düsterem Enthusiasmus und trugen willig Entbehrungen aller Art. — Nach Rouen fiel Caen und fast die ganze Normandie in die Hände des Königs.

Schlacht bei Dreux 1562. Unterhandlungen begannen, zerschlugen sich aber wieder nutzlos. Bei Dreux im Süden der Normandie stießen am 19. December 1562 beide Heere aufeinander — es war eine erbitterte Schlacht. Der Marschall St.-André wurde gefangen und von einem Hugenotten getödtet, der eine Beleidigung zu rächen hatte. Montmorency fiel in die Gewalt der Hugenotten und Condé musste sich verwundet den Katholiken ergeben. Coligny trat am Abend den Rückzug an. 7000 Todte Guise und Condé. bedeckten das Schlachtfeld. Guise behandelte seinen gefangenen Todfeind Condé ritterlich; als wären sie von je die besten Freunde gewesen, aß er mit ihm am gleichen Tische und sank neben ihm im gleichen Bette in tiefen und ruhigen Schlaf, während der Kummer Condé nicht schlummern ließ. Coligny, jetzt zum Haupte der Protestanten erhoben, warf Besatzung nach Orleans und in andere Festungen und führte den Kern seines Heeres nach dem Süden der Loire.

Guise warf sich vor Orleans und betrieb die Belagerung mit Eifer und großem Erfolge, ward aber hier am 18. Februar 1563 durch einen Meuchelmörder tödtlich verwundet. Mehrmals schon hatten Reformierte sich berufen geglaubt, ihren großen Gegner, den sie nur den ‚Tyrannen' nannten, aus dem Wege zu räumen. Schon bei Rouen war ein Mordversuch fehlgeschlagen. Ein Verwandter La Renaudies, Poltrot de Méré, fasste den gleichen Vorsatz, schlich sich in Guises Tod 1563. das Vertrauen des Herzogs und verwundete ihn tödtlich, nachdem er in der Stille zu Gott gebetet, ihm Kraft und Standhaftigkeit zu geben, wenn das Werk ihm angenehm wäre.[2]) Die Wunde war tödtlich, die Hilfe von Zaubermitteln, die man ihm anrieth, verschmähte Guise; er starb am 24. Februar in Mitte seiner Familie und seiner trostlosen Krieger, nachdem er nochmals feierlich erklärt hatte, dass er unschuldig sei am Blutbade von Vassy, und nachdem er Katharina den Frieden und

---

[1]) Henri Martin, l. c. vol. IX, p. 125. Die Statue des Richard Löwenherz ist neulich wieder gefunden worden.

[2]) Mémoires de Condé, IV, p. 940—976.

seinem Sohne Heinrich Mäßigung und Verachtung der Welt empfohlen hatte. — Franz Guise war ein hochbegabter Mann, ein ausgezeichneter Feldherr, erst vierundvierzig Jahre alt, bei längerem Leben hätte ihn wahrscheinlich die Krone Frankreichs geschmückt.

Der Mörder war entflohen, aber in der Gewissensangst und Verwirrung wieder nach zehn Stunden auf den Mordplatz zurückgekehrt, wurde ergriffen und klagte auf der Folter Coligny und Beza als Anstifter an, blieb aber nicht beständig bei seiner Aussage. Coligny betheuerte, dass er einen solchen Auftrag nie gegeben, dass er früher im Gegentheil vor persönlichen Nachstellungen gewarnt habe, dass er dies nicht sage, weil er den Tod des Guise bedaure, denn dieser sei das größte Glück für Frankreich und die Kirche Gottes. Beza leugnete, je Poltrot gesehen zu haben, erklärte auch den Tod des Guise für ein Gottesurtheil. Auf das Verlangen Colignys, das Urtheil über den Mörder zu verschieben, bis er ihm gegenüberstehen könne, gieng Katharina nicht ein, denn diese Beschuldigung sollte auf Colignys Haupt lasten bleiben, um von ihr als Waffe gegen ihn stets benützt werden zu können. Der Mörder wurde in Paris mit glühenden Zangen gezwickt und geviertheilt 15. März 1563. Er tröstete sich unter den Qualen mit dem Tode des Helden der Katholiken.[1] In der Familie der Guisen blieb die Überzeugung haften, Coligny sei der Anstifter des Mordes. Coligny.

Guise, André, Bourbon waren todt. Condé und Montmorency waren müde ihrer Gefangenschaft. Katharina fürchtete bei Fortdauer des Krieges, dass der Kaiser Metz, Toul und Verdun wieder wegnehme, und dass Philipp II. großen Einfluss auf Frankreich gewinne. Darum bekam die Friedenspartei das Oberwasser. Condé wurde nachgiebig, Katharina hatte ihn in die Bande der Liebe zu einem Fräulein ihres Hofes verstrickt und er schwelgte, die Vorwürfe der Seinigen vergessend.[2] So kam der Friede von Amboise am 19. März 1563 zustande, gegen den Widerspruch Colignys, durch königliches Edict. Danach durfte in Paris, und wo der Hof sich aufhielt, kein reformierter Gottesdienst gehalten werden, wohl aber in den Besitzungen unmittelbarer königlicher Lehensmannen und an den Orten, wo er bis 7. März laufenden Jahres noch stattfand. Weggenommene Kirchen und Güter sollten zurückgestellt werden. Condé und seine Anhänger wurden für loyale Unterthanen erklärt. Paix d'Amboise.

So endete der erste Act in diesem blutigen Drama. Wie sah Frankreich aus! Die Staatseinnahmen beliefen sich auf zwei, die Ausgaben auf siebzehn Millionen. „Der Landbau," sagt der Zeitgenosse Castelnau,[3] „sonst

---

[1] Avec tout cela il est bien mort et ne ressuscitera pas.

[2] Guise nannte ihn nur „le prince galant". Ein zeitgenössisches Lied zeichnet ihn:

„Ce petit homme tant joli,
Qui toujours chante, toujours rit
Et toujours baise sa mignone —
Dieu garde de mal le petit homme."

[3] Castelnaus „Denkwürdigkeiten" umfassen nur 11 Jahre, 1559—1570, gehören aber wegen der Unparteilichkeit und genauen Kenntnis der Verhältnisse zu den besten Quellen für die Geschichte dieser Zeit. Michel de Castelnau, geboren 1520, war der

in Frankreich, diesem Garten der Welt, besser betrieben als irgendwo, liegt danieder, Städte und Dörfer sind in Unzahl geplündert oder verbrannt, die armen Landleute fliehen wie scheue Thiere umher. Kaufleute und Handwerker haben ihr Gewerbe verlassen und die Waffen ergriffen, der Adel ist unter sich zerfallen, die Geistlichkeit unterdrückt, keiner seines Lebens und Eigenthums sicher, Diebstahl, Mord, Nothzucht an der Tagesordnung, Religion und Frömmigkeit dahin. Unter dem Vorwande der Religion hängen Gottesleugner lediglich ihrer frevelhaften Willkür nach; was Jahrhunderte der Ordnung und des Fleißes schufen, zerstörte der Übermuth und die Frechheit eines Tages!" —

Der Krieg der vier Heinriche.

Auch der Friede von Amboise war nicht von Dauer. Jeder Friede war überhaupt nur kurzer Ruhepunkt; denn den Reformierten war jedes Zugeständnis zu wenig, den Katholiken zu viel. Jene suchten die gezogenen Grenzen zu überschreiten, diesen war jede Bewilligung ein Greuel, weil sie die Einheit des Reiches aufhob. Die Bewegung, welche anfangs bloß die Kreise der Aristokratie umfasste, gewann immer mehr an Umfang. Früher Vorwand des adeligen Parteigetriebes, wurde die religiöse Frage allmählich Sache des Volkes und die Luft, welche beide Parteien athmeten, war gewitterschwül.

Falscher Friede 1563 bis 1564.

So standen denn auch dem Frieden von Amboise Hindernisse in Menge entgegen. Coligny murrte über die Engherzigkeit desselben; mit einem Federzuge seien mehr Kirchen niedergerissen worden, als Feindesgewalt in zehn Jahren vermocht hätte. Der Adel hätte sich erinnern sollen, dass ihm die Städte das Beispiel gegeben hätten und die Armen den Reichen.[1]) Da es den armen Bauern nicht möglich war, am Sonntage acht bis zehn Meilen weit zu einer Predigt zu gehen, nannte Calvin den Condé einen Elenden. Die Katholiken wollten diesen Frieden nicht anerkennen. Das Parlament zu Paris sprach sich dagegen aus, die Provinzen folgten der Hauptstadt. Es waren besondere Befehle nöthig, dass das Edict in den Parlamentsacten eingetragen wurde. Aber von der Eintragung bis zur Ausführung des Edicts war noch weit. Paris verweigerte die Niederlegung der Waffen, bis das Predigen in der Nähe des Hofes aufhöre. Auch die Reformierten entwaffneten nicht[2]) und Katharina sah bald ein, dass die ganze Bewegung der Regierung über den Kopf wachse und sie wenigstens eine Partei ergreifen müsse, um nicht von beiden auf die Seite geschoben zu werden. Es war

Katharina von Medici.

---

zweite Sohn des Peter von Castelnau, Stallmeister Ludwigs XII. Unter Heinrich II., Franz I., Karl IX., Heinrich III. war er in wichtigen Fragen als Gesandter in England, Schottland, Deutschland, Italien, Belgien und dann zehn Jahre hindurch wieder in England, wo er zur Belehrung für seinen Sohn diese Memoiren abfasste. Michaud et Poujoulat, Nouvelle collection des mémoires, vol. IX. p. 407—554.

[1]) Henri Martin, Histoire de France, vol. IX, p. 159—160.

[2]) Mémoires de Tavannes — bei Michaud, VIII, p. 289.

ein glücklicher Griff, daſs die Regierung beiden Parteien die Säuberung des französischen Bodens von den Engländern als Ziel hinstellte! Viele Hugenotten schämten sich, daſs durch ihre Partei der alte Erbfeind wieder Stellung gewonnen habe. Elisabeth ward aufgefordert, gegen Vergütung ihrer Auslagen Calais zurückzugeben. Auf ihre Weigerung wurde am 6. Juli 1563 der Krieg erklärt und vierzehn Tage darauf begann die Belagerung von Calais, an der auch Condé, jedoch keineswegs Coligny, theilnahm. Die Engländer waren überrascht, der Befehlshaber kopflos, und am 28. Juli 1563 schon wurde die Stadt übergeben. Aus Furcht vor einer französischen Landung in Schottland zeigte sich Elisabeth nachgiebig. 1564 kam der Friede zustande. Calais. Friede mit England.

Um Condés Ansprüche an die Regentschaft zu vereiteln, ließ Katharina ihren Sohn für mündig erklären. Am 17. August 1563 sagte Karl IX. vor dem Parlamente in Rouen, er dulde nicht länger, daſs man ihm ungehorsam sei, und werde alle, die dem Frieden Widerstand leisten, als Rebellen zu züchtigen wissen. Katharina sagte, sie lege die Regierung mit Freuden nieder; der König umarmte sie mit den Worten: sie werde noch mehr Einfluſs haben als zuvor.[1]) Karl IX. war aber erst seit dem 27. Juni 1563 vierzehn Jahre alt. Karl IX. mündig.

Als das Parlament von Paris meinte, der König müsse das vierzehnte Lebensjahr vollendet haben, um mündig zu sein, und sich gegen das Bestehen zweier Religionen nebeneinander und gegen die Entwaffnung von Paris aussprach, entgegnete der König barsch: „Kümmert euch nur um Rechtsfragen, ich bin nicht euer Mündel, sondern ihr seid meine Unterthanen.“ Karl war in der That noch nicht mündig und Katharina hoffte, jetzt mehr Gewalt zu haben, als zuvor. Die Mutter that nichts, um die besseren Richtungen im Leben ihres Sohnes zu fördern. Ein Zeitgenosse sagt über die Beschäftigungen des jungen Königs: „Seine Leibesübungen bestanden in Springen, Ballschlagen, Pferdezureiten oder Beschlagen und im Fahren, welches er selbst mit vier Pferden wohl verstand. Außerdem schmiedete er Waffen, goſs Kanonen, fischte und jagte. Insbesondere war er der Jagd von Kindesbeinen an bis zum Wahnsinne ergeben. Dieses tägliche Verfolgen der Thiere machte ihn grausam gegen dieselben und nicht minder gegen die Menschen. Pferde tödtete er mit eigener Hand, und wenn er Eseln begegnete, schlug er ihnen oft den Kopf herunter und zahlte ihren Eigenthümern sogleich den Kaufpreis. In Gegenwart der Hofleute schlachtete er Schweine und wühlte in den Eingeweiden derselben wie ein gemeiner Schlächterknecht. Als Kind trieb er Grammatik und beschäftigte sich gerne mit den Wissenschaften. Sobald er aber König war, unterließ er all diese Studien, „als eines Herrschers unwürdig“. — Katharina hingegen lehrte ihn die Künste italienischer Politik. Der Erfolg war ihr einziger Gott, schweigen, sich verstellen, nachgeben, bis der Augenblick der Rache gekommen, waren ihre Mittel dazu. An einen Sieg der Hugenotten glaubte sie nicht mehr, ihr ganzes Streben schien ihr gefährlich und auf eine Republik hin zu zielen. Auf der anderen Seite stand ihr Guise nicht mehr im Wege und sie mochte hoffen, sich an der Spitze der katholischen Partei zu behaupten, nicht aus Liebe zur Kirche, sondern weil ihr diese Partei die mächtigere zu sein schien. Das Parlament. Des Königs Charakter. Katharina.

[1]) Qu'elle gouvernerait plus que jamais.

Reise durchs Reich.

Der Kanzler hatte, um die Ausbildung des jungen Königs zu vollenden und ihn mit seinem Lande und seinem Volke bekannt zu machen, eine Reise durch die Landschaften angerathen; sie kam zustande und dauerte zwei Jahre. Katharina war dabei und suchte in ihrem Sohne durch den Anblick von Kirchen und Klöstern, die von den Hugenotten zerstört waren, den Hass gegen diese Partei zu erregen. Die Reise gieng zuerst in die Champagne, von wo aus man mit den deutschen Fürsten Verhandlungen anknüpfte, denn es galt ihre Hilfe oder wenigstens ihre Neutralität bei einem künftigen inneren Kriege zu sichern, dann nach Burgund, wo Gaspard de Tavannes in Dijon den König mit den Worten anredete, indem er die Hand aufs Herz legte: „Dieses gehört Ihnen," und indem er an seinen Schwertgriff schlug: „Mit dem will ich's beweisen."[1] In Lyon und anderen Städten wurden Citadellen gebaut. Verordnungen ergiengen, welche den Cult der Reformierten beschränkten. Condé, der auf einmal die Fesseln der Lust zu zerreißen schien, schrieb der Königin-Mutter einen drohenden Brief. Katharina gab vielverheißende Antwort, denn sie wollte die Reformierten noch nicht zur Verzweiflung treiben, erklärte aber zugleich einem Abgesandten des Papstes, dass sie entschlossen sei, dem Calvinismus in Frankreich ein Ende zu machen. In der Provence empfieng die Bevölkerung den König mit dem Rufe: „Vive la messe!"

Entrevue de Bayonne.

An der Bidassoa fand am 14. Juni 1565 eine Zusammenkunft mit Elisabeth, der Königin von Spanien, unter glänzenden Festlichkeiten statt. Der französische Hof entwickelte trotz aller Finanznoth einen unerhörten Glanz. Turniere und Schäferspiele folgten einander, für letztere machte Ronsard die Verse, welcher für den größten Dichter galt, der seit Augustus gewesen. Politische Unterhandlungen wurden in der Stille gepflogen.[2] Alba begleitete die Königin. Bald hieß es unter den Reformierten, er habe der Königin in Bezug auf Coligny gerathen: ein Lachskopf sei mehr wert als 10.000 Frösche des Sumpfes,[3] und das Misstrauen stieg bis zum Siedepunkt.

Alba.

Wir besitzen jetzt die Berichte Albas an Philipp II. über diese Besprechung und Feste.[4] Aber jener Ausdruck kommt nicht darin vor, wohl aber, dass Karl IX. auf Albas Mahnung: ein König dürfe die Majestät Gottes in seinem Reiche nicht beleidigen lassen, antwortete: „Ich denke nicht an Krieg, ich will mein Reich nicht zugrunde richten", wohl auch, dass der Cardinal Guise dem Alba auseinandersetzte, wie ein paar Ehrgeizige schuld seien an all den Wirren Frankreichs. Katharina wollte zunächst nur Familienverbindungen stiften, ihre Tochter Margaretha z. B. mit Don Carlos verloben und ihren Lieblingssohn, den späteren Heinrich III., mit der Prinzessin von Portugal. Wenn dies zustande kam, war sie geneigt, manches einzuräumen, z. B. die Verbindung Frankreichs mit der Türkei aufzugeben oder entschiedener für die Kirche aufzutreten. Ihre Tochter Elisabeth bewährte sich bei diesen Besprechungen als eifrige Parteigängerin für ihren Gemahl und feurige Katholikin.

Elisabeth von Spanien.

[1] „Celui est à vous — voilà de quoi je puis vous servir."

[2] De Thou, l. c. lib. XXXVII. — Michelet, Guerres de religion, p. 274—278.

[3] „Un bon saumon vaut cent grenouilles."

[4] In den „Papiers du Card. Granvella", t. IX, p. 281—331.

Katharina aber fürchtete Philipps Einfluſs auf die Katholiken Frankreichs und Philipp fürchtete französische Zettelungen in Mailand und man schied unter gegenseitigem Mistrauen.

Zweiter Bürgerkrieg.

Also nicht spanische Aufstachlung, sondern die Lage der Dinge war schuld am neuen Kriege, welcher der Königin zu schnell kam; sie wünschte seinen Ausbruch nicht und gab sich sogar noch Mühe, durch Versöhnung erträgliche Zustände herbeizuführen. Auf einer Versammlung der Großen zu Moulins im Januar 1566 suchte man sogar den Stürmen in nächster Nähe vorzubeugen und Coligny mit den Guisen zu versöhnen. Jener schwor feierlich, daſs er keine Schuld habe an der Ermordung des Franz von Guise, und die Versammlung erklärte einstimmig, daſs kein Verdachtgrund auf dem Admiral hafte. Der Cardinal von Lothringen und die Witwe des Ermordeten gaben Coligny den Friedenskuſs, aber der sechzehnjährige Sohn, Heinrich von Guise, erschien nicht bei der Versöhnungsscene und gab seinen Verdacht und seinen Haſs nicht auf. Hier erschien auch das Edict für Reformen des Rechtswesens, welches bis auf die französische Revolution galt und de l'Hôpitals Losung „wenige, aber gute Gesetze" alle Ehre machte.

Versammlung in Moulins.

Ordonnance de Moulins.

Der Friede, den Frankreich so nöthig hatte, sollte jedoch nicht lange währen. Äußere Verhältnisse wie innere machten ihn auf die Dauer unmöglich. Die Niederlande erhoben sich damals gegen Spanien und man legte der Regierung den Gedanken nahe, diesen Anlaſs zu benützen und Frankreichs Grenzen gegen Norden auszudehnen. Dann aber muſste die Regierung den Hugenotten neue Begünstigungen einräumen, denn in den Niederlanden kam ja der Calvinismus zur Geltung. Als Alba seinen berühmten Marsch von Italien aus antrat, drängten die Hugenotten Frankreichs den König, ihm den Weg zu sperren, die deutschen Fürsten aber ließen um Schutz der Hugenotten bitten. Auch Coligny klagte über ungleiche Behandlnng der Reformierten gegenüber den Katholiken. Karl IX. fuhr ihn aber hart an: „Vorgestern wolltet ihr nur Duldung, heute schon Gleichberechtigung, morgen werdet ihr wahrscheinlich unsere Herren sein und uns aus dem Königreiche jagen wollen." Die Hugenotten wurden unruhig, namentlich als die Regierung in den katholischen Cantonen 6000 Schweizer warb. Man sprach laut von feindseligen Absichten Katharinas. Bei einer Zusammenkunft in Valery wurde beschlossen, der Regierung zuvorzukommen. Auf einer Münze, die zu jener Zeit geschlagen wurde, hatte Condé den Titel „König der Rechtgläubigen". Ein allgemeiner Angriff war auf den 29. September 1567 festgesetzt, und zwar wollte man sich nicht nur der bedeutenden Festungen, sondern des Königs selber bemächtigen.

Gründe zu neuem Kriege.

Verschwörung.

Diesmal wurde Katharina überrascht, weil sie keiner Warnung Glauben beigemessen. An Michaeli 1567 gieng es in ganz Frankreich los. Orleans und eine Menge Plätze wurden genommen, der Versuch gegen den Hof, der in

Meaux war, schlug jedoch fehl.[1]) Die Schweizer, die man erwartete, kamen in Eilmärschen heran und unter ihrem Schutze, obwohl unter steten Kämpfen, erreichte der König Paris — er vergaß es den Hugenotten nie, dass er vor ihnen hatte fliehen müssen. Ihm auf dem Fuße nacheilend, erschienen die Hugenotten vor Paris. Doch ihre Kühnheit war größer als ihre Kriegsbereitschaft. Am 10. November 1567 fielen die Pariser und Schweizer unter Montmorency über die Protestanten bei St.-Denys her. Die Schlacht war kurz, aber weder Sieg noch Niederlage entschieden. Montmorency wurde tödtlich verwundet und starb drei Tage nachher.[2]) Einem Franciscanermönch, der ihn auf den Tod vorbereiten wollte, entgegnete er: „Wer so viel Jahre, wie ich gelebt hat, muss doch gelernt haben, eine Viertelstunde zu sterben." — Katharina ließ den Greis, der seit Franz I. eine so große Rolle in der französischen Politik spielte, königlich bestatten, äußerte aber doch unter Vertrauten: „Ich muss dem Himmel um zwei Dinge danken, einmal, dass Montmorency den König an seinen Feinden gerächt, und dann dass der Feind den König von Montmorency befreit hat." Vieilleville aber sprach zum König: „Weder Eure Majestät, noch Condé hat eine Schlacht gewonnen, sondern der König von Spanien, denn es sind so viele Führer und tapfere Krieger gefallen, als nöthig gewesen wären, um die Niederlande zu erobern."

Karls IX. Flucht.

Schlacht bei St.-Denys.

Nicht Montmorencys Sohn, sondern der Lieblingssohn Katharinas wurde jetzt Anführer des Heeres, mit dem Titel General-Lieutenant des Königreiches. Heinrich war fügsamer als Karl, und Katharina begann zu fürchten, dass der König selbständig werde. Beide Theile zogen Verstärkung an sich. Arenberg brachte Hilfe von Alba, Johann Casimir, der Sohn des Pfalzgrafen, brachte Söldner aus Deutschland. Die Katholiken hätten gesiegt, wäre die Führung nicht so schlecht gewesen, zumal die deutschen Reiter umzukehren drohten, wenn ihnen Coligny nicht sogleich 100.000 Goldstücke gebe, welche man ihnen für rasche Vereinigung mit den Hugenotten versprochen hatte. Eine solche Summe aufzutreiben, war dem Admiral unmöglich. Aber so groß war das Ansehen des Mannes unter den Hugenotten, dass Officiere wie Trossbuben, was sie an barem Gelde hatten, hergaben, um die Deutschen zu befriedigen. So kamen 30.000 Thaler zusammen, mit denen die Deutschen, durch diesen Eifer gerührt, sich zufrieden gaben. Coligny warf sich auf Chartres; la Rochelle pflanzte die Fahne der Hugenotten auf. Bald stand Condé an der Spitze von 30.000 Mann. Das ängstigte Katharina. Die Friedenspartei gewann die Oberhand.[3])

Heinrich von Anjou.

Im Frieden zu Longjumeau am 23. März 1568 wurde den Hugenotten alles bewilligt, was ihnen 1562 zugestanden worden war, nur mit den günstigen Zusätzen, dass alle beschränkenden Bestimmungen aufgehoben wurden, und dass die Hugenotten die religiöse Freiheit benutzen sollten, bis es Gott gefalle, alle Franzosen wieder in einer Kirche zu vereinigen. Condé gab im Leichtsinne, Coligny nach langem Widerstreben seine Zustimmung, weil der hugenottische Adel in seine Schlösser zurückkehren wollte.

Friede zu Longjumeau.

---

[1]) Mémoires de Castelnau, VI, p. 4–5. (Bd. 9 der „Nouvelle collection de mémoires pour servir à l'histoire de France par Michaud et Poujoulat", p. 515 ff.)

[2]) Castelnau, l. c. VI, 6–7.

[3]) Ibid. VI, 9–11.

Der Friede heißt der kleine, auch der hinkende und schlecht gefügte,[1]) weil der eine Unterhändler, Biron, lahm und der andere ein Herr von Malassise war. Protestanten wie Katholiken waren gleich unzufrieden damit. Niemand verhieß ihm lange Dauer. La petite paix.

Der Hof erfüllte nur die Bedingung schnell, dass er auf Staatskosten die deutschen Söldner befriedigte, um sie aus dem Lande zu bringen. Die Regierung war nicht imstande, den Frieden aufrecht zu erhalten. Katholische Verbindungen bildeten sich durch das ganze Land. Das Parlament in Toulouse ließ sogar dem Edelmanne den Kopf abschlagen, der ihm im Namen des Königs den Frieden mittheilte. Vielfach gieng die Rede, man solle den König in ein Kloster stecken, wenn er mit den Hugenotten nicht zu Ende zu kommen verstehe. Condé und Coligny wurden gewarnt, und zwar soll derjenige, der von Katharina den Auftrag bekam, sie am Kopfe zu nehmen, Tavannes, ihnen, entrüstet über das Unwürdige der Zumuthung, heimlich einen Wink gegeben haben. Beide entflohen nach la Rochelle, und von da erließen sie an den König am 23. August 1568 ein Schreiben, in welchem sie ihre Beschwerden aufzählten, alle Schuld des Friedensbruches auf den Cardinal von Lothringen schoben und erklärten, dass sie genöthiget seien, für das Heil des Königreiches gegen diesen ruchlosen Priester, diesen Tiger Frankreichs, und seine Mitschuldigen die Waffen zu ergreifen. Allenthalben erhoben sich die Hugenotten und ein ähnliches Manifest erließ die eifrige Reformierte Johanna von Béarn an den König. Verrath Katharinas.

Die Regierung hingegen sah jetzt gleichfalls jede Brücke für abgebrochen an, entließ den steten Fürsprecher für Frieden, den Kanzler de l'Hôpital, und verordnete am 28. September 1568: weil alle den Hugenotten zugestandenen Bewilligungen nichts geholfen hätten, so sei fortan aller reformierte Gottesdienst bei Todesstrafe und Einziehung der Güter verboten. Die protestantischen Prediger hätten binnen vierzehn Tagen Frankreich zu verlassen und alle Beamten hätten in dieser Zeit den Eid auf das katholische Bekenntnis abzulegen. Bruch.

Die Regierung war im ersten Augenblick wenig gerüstet, sie hatte nicht über 20.000 Bewaffnete, während die Reformierten gleichviel hatten und von Elisabeth von England Hilfe bekamen. Auch die evangelischen Fürsten in Deutschland rüsteten sich zur Unterstützung der Hugenotten. Bei Jarnac kam es am 12. März 1569 zum siebenstündigen Kampf, in welchem die Katholiken siegten. Condé wurde verwundet und vom Hauptmann Montesquiou, wahrscheinlich auf Befehl Heinrichs von Anjou, obschon er wehrlos unter einem Baume lag, erschossen. Coligny rettete die Trümmer des Heeres.[2]) Dritter Bürgerkrieg. Schlacht bei Jarnac.

Der Jubel der Katholiken über diesen Sieg war umsonst, denn das Unglück schien die Umsicht und die Standhaftigkeit Colignys nur zu verstärken, er war nie größer als nach einer Niederlage. Schnell brachte er wieder ein

[1]) Paix boiteuse et malassise.
[2]) Castelnau, l. c. VII, 4.

Jeanne d'Albret. Heer zusammen, welchem die Königin von Navarra ihren Sohn Heinrich und Condés Sohn, gleichfalls Heinrich genannt, als Erben der Rache für den Heinrich Condé. Tod ihres Führers vorstellte, indem sie alle zur Ausdauer mahnte und ihre Länder, ihre Juwelen zur Bestreitung des Soldes verpfändete. Der Adel verlangte einen Prinzen von königlichem Geblüt zum Führer und so schworen denn die Soldaten dem jungen Heinrich von Navarra Treue bis in den Tod, die eigentliche Führung blieb aber in der Hand Colignys. Die Worte: „Pax certa, victoria integra, mors honesta", welche Johanna, eine Frau von männlichem Geiste. auf die Denkmünze zur Feier dieses Ereignisses prägen ließ, sollten fortan die Losung der Hugenotten sein. Jetzt begann der Krieg der vier Heinriche.

Die vier Heinriche. Auf Seite der Hugenotten standen Heinrich von Bourbon, Prinz von Navarra und Béarn, Herzog von Vendôme, geboren 14. December 1553, und Heinrich von Bourbon, Prinz von Condé, geboren 29. December 1552. Der erstere, als König später Heinrich IV., war in den Bergen seiner Heimat unter einer Bevölkerung von einfachen Sitten aufgewachsen, hatte oft den Tisch der Mutter verlassen, um barfuß und barhaupt mit den Bauernbuben sich herumzutummeln und von ihrem schwarzen Brot zu essen, und war in seinen einfachen Sitten, in seiner malerischen Redeweise, in seinem gesunden richtigen Denken, in seiner Fähigkeit, Beschwerden aller Art ohne Anstrengung zu ertragen, in seiner Offenheit, in seiner List, in seinem Witz, ein echter Sohn der Berge. Sein Vater endete als Haupt der katholischen Partei, seine Mutter war die Heldin der Reformierten, der Sohn war früh gleichgiltig gegen die Religion, und benutzte sie stets als Mittel, um emporzukommen. Als munterer Knabe kam Heinrich im achten Jahre an den Hof nach Paris und gefiel dem König Heinrich II. durch sein heiteres Wesen und seine witzigen Antworten im Béarner Accent. Zwei Jahre brachte er dann im Collegium von Navarra zu, um Latein und gutes Französisch zu lernen. Jetzt stand er, sechzehn Jahre alt, an der Spitze der Reformierten, durch seine Furchtlosigkeit, Findigkeit, den Feldherrnblick im Augenblick der Gefahr der Stern ihrer Hoffnungen, durch die Leichtfertigkeit Mädchen gegenüber für die Strengen ein Stein des Anstoßes. Sein Vetter Heinrich Condé war ernst von Sitten und festen Willens, aber weniger gewandt und liebenswürdig. Auf katholischer Seite befehligten Heinrich von Lothringen, Herzog von Guise, geboren den 31. December 1550, und Heinrich von Frankreich, Herzog von Anjou, geboren 19. September 1551. Heinrich Guise war das Ebenbild seines Vaters an Geist, an Ehrgeiz, an Gestalt, nur noch schöner, an Muth und Stärke: in voller Rüstung vermochte er einen reißenden Strom hinanzuschwimmen. Von einer Narbe hatte er den Beinamen le Balafré. Heinrich von Anjou war der Liebling, in der Politik auch der Zögling seiner Mutter Katharina von Medici, und, jetzt noch tapfer im Augenblick der Gefahr, verlor aber nach und nach alle edle Männlichkeit im Pfuhle schimpflicher Ausschweifungen.

Die Katholiken verstanden ihren Sieg nicht auszubeuten. Fehler der Regierung waren daran schuld und die Eifersucht des Königs auf seinen Bruder Heinrich. Die Partei der Politiker wünschte weder den Sieg der

Reformierten, noch der strengkatholischen Partei. Deutsche kamen unter dem Markgrafen von Baden und dem Rheingrafen den Katholiken und unter dem Herzog von Zweibrücken den Hugenotten zu Hilfe. Der vortreffliche Kriegsplan Tavannes', eines Spaniers, wurde vom König selber durchkreuzt. Der Kriegsschauplatz wechselte, man stritt im Norden, wie im Süden. Politiker.

Bei Roche-Abeille im Limousin gewann Coligny am 25. Juni 1569 einen Vortheil und bestand Heinrich von Béarn die erste Feuerprobe, befudelten sich aber auch die Sieger durch Niedermetzelung der Gefangenen. — Coligny lagerte sich dann vor Poitiers, welches Guise tapfer vertheidigte und vor dem die Hugenotten nach einem Verlust von 2000 Mann am 7. September wieder abziehen mußten. Am 13. September ächtete das Parlament Coligny als Hauptanstifter der Revolution gegen König und Staat und versprach eine Summe von 50.000 Goldthalern dem, welcher ihn lebendig oder todt einliefere. Am 3. October zwang ihn die Ermüdung des hugenottischen Adels, der eine Entscheidung forderte, bei Moncontour die Schlacht anzunehmen.[1]) Sie war unglücklich für die Hugenotten, welche 12.000 Todte auf dem Platze ließen. Coligny wurde verwundet und wäre gefangen worden, hätten ihn nicht die Reiter Wolfrads von Mannsfeld gedeckt. Die deutschen Landsknechte der Hugenotten wurden von den Schweizern bis auf 200 Mann zusammengehauen. Auf königlicher Seite fiel der Markgraf von Baden. Roche-Abeille. Moncontour.

Wiederum bewies Coligny seine Größe im Unglück; schnell sandte er nach England, Schottland, Deutschland, Dänemark, in die Schweiz um Hilfe, warf Besatzungen in die festen Plätze. Johanna von Navarra nahm ihren Sitz in La Rochelle und wieder wußten die Königlichen den Sieg nicht auszubeuten und vereitelte Eifersüchtelei und Zwiespalt der Ansichten den guten Kriegsplan Tavannes'. Heinrich von Anjou belagerte St.-Jean d'Angeli und verlor nutzlos viele Mannschaft, während Coligny trotz aller erlittenen Verluste bald wieder fest auf seinen Füßen stand, biegsam und findig wie Hannibal,[2]) und nicht zu entmuthigen, obschon er seinen Bruder Andelot verloren, das Parlament ihn ächtete und wilde Banden sein Schloß verbrannten. Da kam Katharina wieder auf Friedensgedanken zurück. Die Lothringer wurden ihr zu mächtig, von Philipp II. von Spanien mochte sie keine Hilfe, die Cassen waren erschöpft, die Gegner standen nach jeder Niederlage doch wieder stark da, eben drohte der bei Moncontour geschlagene Coligny auf Paris loszugehen. Sicher hätte er den Lorbeerkranz ihres Lieblings Heinrich zerrissen.[3]) Darum Frieden. Sie bot daher Unterhandlung an. Die Gegner verlangten aber diesmal ernste Bürgschaft und der Hof gab ihren Forderungen am 8. August nach; das Angebot Philipps II., 9000 Mann zu Hilfe zu senden, kam zu spät.[4]) — Er hatte damals die Moriscos zu bekämpfen und sich gegen die Türken zu schlagen. — Coligny. Katharina.

---

[1]) Castelnau, l. c. VII, 8—9.

[2]) Mit diesem vergleicht ihn schon der venetianische Berichterstatter Aluiso Contarini. Eine neuere Monographie über ihn lieferte Maylan, Vie de Gaspard de Coligny, Paris 1862.

[3]) Sie nennt ihn in einem Brief: „la personne de ce monde qui m'est la plus chère".

[4]) Henri Martin, l. c. vol. IX, p. 265.

Die Bartholomäusnacht.

Friede zu St.-Germain.

Der Friede zu St.-Germain en Laye oder der dritte Religionsfriede, 1570 abgeschlossen, bewilligte den Hugenotten: Vergessen alles Geschehenen, Theilnahme an Ämtern und Würden, Zutritt zu allen öffentlichen Schulen und Anstalten der Wohlthätigkeit, freien Gottesdienst, nur nicht in Paris und in der Nähe des Hofes, und auf zwei Jahre vier Sicherheitsplätze: La Rochelle, La Charité, Montauban und Cognac, endlich Vernichtung aller gegen sie erlassenen Rechtssprüche, also Rückgabe ihrer Güter. Der Friede war von Seite des Königs ernst gemeint, die Heirat seiner Schwester Margarethe mit Heinrich von Navarra, dem Haupte der Hugenotten, sollte denselben befestigen.

Margaretha von Valois.

Katharina wollte 1570 ebenfalls ernstlich den Frieden und Frankreich bedurfte ihn, um sich zu erholen, obschon sie den Gedanken, an Coligny Rache zu nehmen, nie aufgegeben hatte. Sie wartete nur auf eine sichere Gelegenheit, um ihre Rechnung mit ihm abzumachen. Die Gründe für den Frieden waren überwältigend, die Partei der Politiker gewann darum das Übergewicht bei Hofe, und die Montmorencys schlugen die Ehe zwischen Heinrich von Navarra und Margaretha von Frankreich vor, und Karl IX. ergriff den Gedanken mit Feuer und Flamme. Nicht so Margaretha, sie liebte Heinrich von Guise. Aber Katharina und Heinrich von Anjou und der König selber waren so sehr gegen das Emporsteigen der Guisen, dass Karl einem Bastard-Bruder Befehl gab, Guise auf der Jagd zu tödten. Nur der Feigheit des Bastards von Angoulême verdankte Guise sein Leben; er verzichtete auf diese Ehe, vermählte sich mit einer Prinzessin von Cleve und gewann wieder Gunst beim Könige, der sich selber 1570 mit Elisabeth, einer Tochter Kaiser Maximilians II., vermählte. Jung, sanft und bescheiden, mischte sich diese Habsburgerin nicht in die Regierung.

Elisabeth von Österreich.

Mit dem Streben, sich die Hugenotten zu verbinden und über allen Parteien zu stehen, sind auch die damaligen Verhandlungen über eine Vermählung Heinrichs von Anjou und seines jüngeren Bruders, des Herzogs von Alençon, mit Elisabeth, Königin von England, in Zusammenhang zu bringen.[1]) Ludwig von Nassau regte damals den Gedanken an, Flandern, das alte Erbe Burgunds, durch Unterstützung des Aufstandes in den Niederlanden an Frankreich zu bringen. Karl IX. ergriff diesen Gedanken lebhaft und Ludwig von Nassau kehrte mit einem huldvollen Briefe von ihm an Coligny nach Rochelle zurück; ja der Hof begab sich nach Blois, um die Unterhandlungen zu erleichtern. — Philipp II. erhielt Kunde von diesen Unterhandlungen, der spanische Gesandte drohte mit Krieg und Karl IX. erklärte, er fürchte ihn nicht — Spanien könne machen, was

Pläne auf Flandern.

[1]) Condé war gegen diese Heirat, er fürchtete den Bürgerkrieg in England als Folge davon. Sein Wunsch war, die Königin Elisabeth solle sich mit Heinrich von Béarn vermählen, dann wären die Hugenotten mächtig geworden.

es wolle. Die Türken mahnten, die Verlegenheiten Spaniens in den Niederlanden zu benutzen.[1])

Colignys Mistrauen gegen den Hof wurde immer schwächer, als der König sich seinen Rath erbat, als selbst Montmorency ihn beschwor, die Gelegenheit, die spanische und lothringische Partei vom Hofe zu verdrängen, nicht außeracht zu lassen, als der König ihm sogar eine Leibwache von fünfzig Edelleuten seiner Partei gestattete. Er gieng am 18. September 1571 nach Blois, entschlossen, wie er sagte, lieber zu sterben, als den Bürgerkrieg wieder von neuem anzufangen. Als der Admiral die Knie des Königs umfassen wollte, hob ihn dieser auf, drückte ihm die Hand und rief: „Vater, jetzt halt ich dich einmal fest, und du sollst uns nicht mehr entkommen.“ — Da der Admiral arm war, überhäufte ihn der König mit Geschenken, gab ihm seine Stelle wieder im Rath, befragte ihn über alle wichtigen Angelegenheiten und bald galt der Admiral als des Königs Liebling, durch den man am meisten bei Hof erreichen könne; er erschien dem König umsomehr als treuer Franzose, als er ihn warnte, England zu trauen. Coligny erlangte Dinge, die der König selbst seiner Mutter und seinem Bruder abgeschlagen hätte. Die junge Seele des Königs schien zu erstarken am Heldenruhme Colignys, er lauschte mit Entzücken seinen politischen Plänen: Krieg nach außen, um die im Inneren gährenden Kräfte abzuleiten, Unterstützung des Aufstandes in den Niederlanden, um für Frankreich einige Provinzen dabei zu gewinnen, Gründung von Colonien in Südamerika.

Coligny bei Hof.

Colignys Pläne.

Der Angriff auf Spanien ward besprochen, nicht bloß in den Niederlanden, sondern auch in Westindien; Krieg gegen Spanien sei die wahre Politik Frankreichs. Coligny schwelgte in der Hoffnung, den König fortan zu lenken und sich als Feldherr des vereinigten Frankreichs im Kampf gegen das Ausland unsterblichen Ruhm zu erwerben. Die ganze französische Politik schien eine Frontveränderung zu machen. Und schon war es an den flandrischen Grenzen zu wirklichen Feindseligkeiten gekommen, schon giengen Italiener von der Partei Katharinas, wie Strozzi, auf die neuen Pläne ein, schon hoffte man selbst Katharina dafür zu gewinnen. Der König forderte die Guisen, die sich grollend vom Hofe entfernt hatten, auf, zurückzukehren und sich mit dem Admiral zu versöhnen. In Rom und Madrid hegte man die größten Besorgnisse, dass auch Frankreich aus der Reihe der katholischen Kämpfer austreten werde; ja Frankreich trieb damals Venedig an, Frieden mit den Türken zu schließen, um die Folgen des Sieges von Lepanto zu schwächen. Es näherte sich den Protestanten Deutschlands, um für Heinrich von Anjou die polnische Krone zu gewinnen, um nach dem Tode Maximilians II. Karl IX. selbst die Kaiserkrone auf das Haupt zu setzen. Katharina von Medici schrieb am 5. Juni 1572 an Elisabeth, sie solle ihren jüngsten Sohn Alençon heiraten, in die Ehe Maria Stuarts mit Heinrich von Anjou willigen, und Maria Stuart als ihre Erbin anerkennen. So hoch giengen damals die

Krieg gegen Spanien.

Stolze Pläne.

[1]) Charrière. Négociations, III, p. 232.

Pläne Frankreichs! Astrologen, denn Katharina glaubte wahrscheinlich wenig an Gott, hatten ihr verheißen, daſs all ihre Söhne Könige werden würden!

Daneben giengen die Unterhandlungen mit Rom wegen der Ehe Heinrichs von Navarra mit Margaretha. Der Papst verweigerte seine Zustimmung, weil der Gemahl ein Hugenotte sei. Der König erklärte, er werde seine Schwester selbst an der Hand zur Vermählung in eine hugenottische Kirche führen, wenn der Papst nicht nachgebe. Am 29. April wurde ein Schutz- und Trutzbündnis mit England abgeschlossen, bald darauf ein Bund mit Ludwig von Nassau.

Bund mit den Niederlanden.

Der König verhieß, den Niederländern eine Flotte zu Hilfe zu schicken und Wilhelm von Oranien zum Herrn von Holland, Seeland und Friesland zu machen, wofür er alles Land von Anvers bis zur Picardie erhalten und Elisabeth mit Seeland abgefunden werden sollte. Schon rüstete sich Alba gegen eine Landung der Franzosen auf Walchern.

Karl IX.

Immer inniger wurde das Verhältnis des Königs zu Coligny, er klagte bei ihm über die Herrschsucht der Mutter, über die Heuchelei des Bruders, den ihm die Mutter als eine Art Generallieutenant des Reiches an die Seite gestellt hatte, über die Untreue seiner Räthe, die von Spanien bestochen seien. Coligny erwiderte das Vertrauen, er übergab die festen Plätze, welche die Hugenotten besaßen, noch vor der bestimmten Frist an den König, nur La Rochelle

Jeanne d'Albret.

behielten sie; er trieb Johanna d'Albret, ihr Mistrauen aufzugeben und an den Hof zu kommen. Auch ihr machte der Gedanke an eine gemischte Ehe Bedenken. Johanna kam, sie fand, wie sie ihrem Sohne schreibt, „die Braut hübsch, wohl unterrichtet und von gutem Benehmen, aber in der verruchtesten Umgebung auferzogen, die man sich denken kann“. Sie rieth ihm deshalb, sich mit seiner Frau baldigst aus dieser Verderbnis zu retten, denn ohne besondere Gnade Gottes könne er an diesem Hofe nicht durchkommen. Der Heiratsvertrag ward am 11. April unterzeichnet. Johanna starb aber schon am 7. Juni, wie das von unparteiischen Ärzten widerlegte Gerücht sagte, an Gift, das ihr durch die Beize ihrer Handschuhe beigebracht war — eine Frau von männlichem Muthe, starkem Geiste, innigem Glauben, reinem Leben. Nur Verehrung für sie bewog die Hugenotten, ihren Sohn als Führer anzuerkennen, als sie, ihn an der einen und den jungen Condé an der andern Hand, mit den Worten vor sie trat: „Hier, meine Freunde, gibt euch Gott zwei neue Führer und zwei Waisen, die ich euch mit Vertrauen übergebe.“

Warnungen.

Coligny verachtete die Warnungen seiner Getreuen, die im Tode Johannas den ersten Schlag gegen die Hugenotten erblickten. Man warnte ihn vergebens vor der Königin, die Machiavelli bewundere, und vor dem Könige, der doch nur ein Werkzeug in ihrer Hand und zur Grausamkeit geneigt sei. Als er zum letztenmale nach kurzem Aufenthalte sein Landgut verließ, um nach Paris an den Hof zurückzukehren, warf sich ihm eine arme Bäuerin weinend zu Füßen: „Herr, ich werde Euch nicht mehr sehen, wenn Ihr nach Paris zurückkehrt.“ —

Coligny traut.

„Ich will mich lieber in Paris zu Tode schleifen lassen, als einen vierten Bürgerkrieg beginnen“, war Colignys Antwort; sein Vertrauen war felsenfest.

Indes fand in Paris am 18. August 1572 die Vermählung Heinrichs mit Margaretha unter großen Festlichkeiten statt. Der Papst hatte seine Ein-

willigung zur Ehe nicht gegeben; der Cardinal von Bourbon segnete sie jedoch ein, ohne daſs der Bräutigam der Messe beiwohnte. Die Protestanten giengen indes im Schiff der Kirche oder auf den Vorplätzen auf und ab; Margaretha sagte das Jawort nicht, sondern nickte nur mit dem Kopfe, den ihr der König nach vorn drückte. Der Bräutigam und der Prinz Condé waren mit 800 Edelleuten nach Paris gekommen, auch die Guisen waren mit großem Gefolge eingetroffen und hatten sich vor dem Könige mit Coligny versöhnen müssen. Der Gesandte in London muſste bei Elisabeth offene Kriegserklärung gegen Spanien mit allen Mitteln betreiben; die Rüstungen zum Kriege waren vollendet; auf Colignys Drängen, denselben sogleich zu beginnen, erbat sich der König nur noch einige Tage, um sich an den Festen zu erheitern. Man gab sich ohne Argwohn der Lust hin, und nur wenige ahnten, daſs indes ein entsetzlicher Mordplan im königlichen Schlosse ausgebrütet wurde. Heinrichs Vermählung mit Margaretha.

So freundlich auch Katharina äußerlich mit Coligny that, so hatte sie doch ihre Rechnung mit ihm noch nicht abgeschlossen, ihre Rachegedanken noch nicht aufgegeben; sie gehörte nämlich zu jenen Naturen, die, nach Rankes schönem Ausdrucke, „zwei Saiten auf dem Bogen haben“. Coligny war ihr, die stets herrschen wollte, jetzt nicht nur unbequem, sondern gefährlich, er schien sie aus dem Herzen ihres Sohnes vollständig zu verdrängen. Mordplan.

Heinrich von Anjou hat später als König von Polen in Krakau in einer Nacht voll Schrecken sich über die wahre Entstehung der Bartholomäusnacht unter anderem auch dahin ausgesprochen: „So oft der König mit dem Admiral sich allein unterhalten hatte, trafen ich und die Mutter ihn merkwürdigerweise wild und verdrossen, rauh in Mienen und Haltung, und noch mehr in seinen Antworten. Als ich eines Tages unangemeldet in das Gemach des Königs trat, gieng er mit großen Schritten, aufgeregt von Wuth auf und ab, sah mich oft schief an und legte die Hand an den Dolch in so drohender Weise, daſs ich mich fürchtete, er wolle mich niederstoßen. Während er mir den Rücken kehrte, schlich ich mich von da schnell hinaus.“ Gründe.

Katharina und Heinrich fürchteten also Coligny, er war ihnen gefährlich, sie beschlossen sich seiner zu entledigen. Seine Worte im letzten Staatsrathe, als Katharina sich offen dem Kriege gegen Spanien widersetzte: „Der König weicht jetzt einem Kriege aus, der ihm Vortheil verheißt; verhüte Gott, daſs nicht ein anderer ausbricht, dem er nicht ausweichen kann!“ sah Katharina als Drohung an. Der Admiral muſste also schnell aus dem Wege geräumt werden! Sie verband sich darum mit der Witwe des Herzogs Franz von Guise, die gegen den vermeintlichen Anstifter des Mordes ihres Gemahles noch immer von Haſs glühte. Diese wollte den Admiral am Hofe mit eigener Hand mit einer Pistole erschießen, doch hielt man das für unsicher, und bestellte daher einen gewissen Maurevert, einen gewandten Schützen, der drei Tage in einem Hause, das an dem Wege vom Louvre nach der Wohnung des Admirals lag, lauerte. Freitag den 22. Auguſt gieng der Admiral vom Louvre langsam, indem er einen Brief las, hier vorbei, ein Schuſs fiel, der ihm den rechten Zeigefinger wegriſs, ein zweiter, der ihm den linken Arm verwundete — eine zufällige Bewegung hatte ihn vom Tode gerettet. Von einigen Edelleuten geleitet, erreichte Coligny seine Katharina und Heinrich. Schüsse auf Coligny.

Wohnung; andere seines Gefolges durchsuchten das Haus, fanden aber den Mörder nicht mehr.

Karls Zorn.

Karl IX. spielte gerade Ball mit Guise, als ihn Colignys vorwurfsvolle Botschaft des Ereignisses traf. „Soll ich denn nie Ruhe haben!“ rief er voll Zorn, indem er sein Ballnetz zerschlug, und zog sich traurig und niedergeschlagen in seine Gemächer zurück, ordnete sogleich alles an, um dem Verbrecher auf die Spur zu kommen, und befahl exemplarische Bestrafung. „Ich selbst bin verwundet worden“, rief er voll Zorn aus, als die Hugenotten sich bei ihm beschwerten. Um zwei Uhr nachmittags besuchte der König den Admiral,

Besuch bei Coligny.

Katharina und Heinrich giengen mit. „Mein Vater,“ rief der König: „Ihr habt die Wunde und den Schmerz, ich die Beschimpfung und das Unrecht; ich will aber Rache üben, dass sie im Andenken der Menschen bleiben soll.“[1] — Coligny, der die Kugel für vergiftet hielt, sagte, er sei bereit, vor Gottes Thron zu erscheinen, und rief den Himmel zum Zeugen an für seine Anhänglichkeit und Treue gegen den König und Staat; er drang in Karl, den Krieg sogleich zu beginnen und die günstige Gelegenheit, Frankreich zu vergrößern, ja nicht außeracht zu lassen. Der König tröstete ihn und sprach vom Erfolge, wenn das Heer vom größten Feldherrn des Jahrhunderts angeführt sein würde. Dann wollte Coligny dem Könige eine vertrauliche Mittheilung machen — Katharina und Heinrich mussten sich an das andere Ende des Zimmers begeben, und aus den Blicken der Hugenotten, die um sie herumstanden, glaubten sie Mordanklage und Todesdrohungen zu lesen. — Auf einmal rief Katharina: ein längerer Besuch könne den Kranken allzusehr aufregen, und zog den König hinweg. Auf der Straße fragten sie und Heinrich den König, was der Admiral ihm ins Ohr gesagt habe. Karl schwieg einige Zeit, dann rief er: „Bei Gott, er hatte Recht, er ist einer meiner treuesten Diener; er sagte, ich müsse die Gewalt wieder in meine Hand nehmen, und sie nicht in den Händen anderer lassen.“[2] — „Wir waren ganz niedergeschlagen“, gesteht Heinrich später selber. Jetzt war der Admiral erst recht gefährlich, jetzt konnte man ihn aber nicht mehr ohne die Seinen aus dem Wege räumen. Wäre er hingegen erschossen worden, es wäre nie zu einer Bartholomäusnacht gekommen!

Die Verschworenen gewinnen Karl.

Am 23. August 1572 nachmittags beriethen sich die Königin, Heinrich, Tavannes, Nevers, Retz und Pirague, und beschlossen, alle Hugenotten, die in Paris seien, zu ermorden. Man habe sie in Paris beisammen, jetzt oder nie sei Gelegenheit, sich von ihnen zu befreien. Aber man konnte nichts machen ohne die Zustimmung des Königs — wird dieser einwilligen? Die Sechs giengen jetzt zum Könige. Die Mutter gestand, dass sie Coligny habe aus dem Wege räumen wollen, leider sei es missglückt; die Gefahr sei groß, da die Hugenotten kühn, frech und treulos, und vor allem mächtig seien.

Sie hätten Verbindungen mit den Protestanten der Schweiz, auf den ersten Aufruf hätten sie ein Heer beisammen, und dann sei es aus mit dem Königthume, wenn Karl nicht thue, was sie wollten. Der König solle nur

---

[1]) „Mon père, la blessure est pour vous, la douleur pour moi, et pour moi l'outrage .... Mais j'en ferai tel vengeance, qu'on se souviendra à jamais.“

[2]) „Que tout le pouvoir s'est écoulé dans vos mains et qu'il m'en adviendra mal.“

an den Überfall von Meaux denken! Die Katholiken seien entschlossen, der Sache einmal ein Ende zu machen; wenn Karl nicht wolle, so werde man ein anderes Oberhaupt wählen; jetzt oder nie habe man Gelegenheit, dem Bürgerkrieg auf einmal ein Ende zu machen. Die Hugenotten hätten Verdacht gegen den König, auf die Guisen könne man die Schuld nicht schieben, denn sonst würden sie die wahren Urheber des Mordes angeben: die Hugenotten seien zur Rache entschlossen; der Krieg unvermeidlich, es sei besser, man mache die Sache mit einer Schlacht in Paris aus, als dass ein langer Krieg Frankreich an den Rand des Abgrundes bringe. Karl IX. wird überredet

Jetzt hieng alles vom Könige ab — aber wo sollte der die Festigkeit hernehmen? Karl lebte immer in Wallungen und kam nie zum vollen Selbstbewusstsein und zur Selbstbeherrschung, immer ließ er sich von äußeren Antrieben leiten. Lange saß er stumm und wie vom Schwindel ergriffen da: „Aber meine Ehre, meine Freunde, der Admiral", rief er endlich. — „Gut, so nehmen wir Abschied von dir", und sie drohten also, dass man einen anderen zum König wähle. „Sire, Sie haben Furcht vor den Hugenotten", entgegnete Retz. Beim Vorwurf der Feigheit sprang der König wie trunken auf und schrie: „Beim Tode Gottes, weil ihr es für gut findet, dass man den Admiral tödte, so will ich es auch; aber alle Hugenotten müssen sterben, damit keiner übrig bleibe, der mir je einen Vorwurf machen kann; beim Tode Gottes, treffet schnell alle nöthigen Anordnungen." Mit diesen Worten erhob er sich und eilte wie ein Wahnsinniger aus dem Saale, wo aber der Blutrath beisammen blieb. So nahm der arme König den Plan an, welcher in der Seele seiner Mutter entstanden war, und alle Opfer desselben auf sein Gewissen und gab damit seinen Namen ewigem Fluch und Abscheu preis. durch Drohungen. Der Blutrath.

Sollte man auch die Prinzen tödten, Heinrich von Navarra, den Schwager des Königs, und Heinrich Condé aus königlichem Geblüt? Lange ward darüber gestritten, endlich beschloss man, sie zu schonen, sie müssten aber zur Kirche zurückkehren. Sodann vertheilte man die Ermordungen, indem man die Stadt nach Quartieren vergab: die Guisen nahmen den Admiral und die Edelleute in seinem Quartier auf sich, Montpensier die Edelleute im Louvre. Sodann wurde der Vorstand der Kaufleute berufen, dem der König erklärte, dass die Hugenotten sich gegen ihn, den Staat und die Ruhe der Stadt Paris verschworen. Der Vorstand sprach vergeblich von seinem Gewissen und von der Furchtbarkeit des Verbrechens — man drohte mit dem Tode. Leichter war der frühere Vorstand, Marcel, zu bearbeiten: er erklärte, in einem Monate 100.000 und für heute Abend 20.000 Mann zusammenbringen zu können; er versammelte die Häupter der einzelnen Viertel und Zünfte, und kündigte ihnen an, dass der König beschlossen habe, die Aufständischen zu vernichten; die Glocke des Justizpalastes solle das Zeichen geben, bis dahin müsse man sich in Waffen bereit halten; das Erkennungszeichen sei ein weißes Tuch am linken Arm und ein weißes Kreuz am Hut, in die Fenster müsse man Lichter stellen. Mit Freude wurde diese Nachricht aufgenommen, so sehr hatte der Bürgerkrieg die Gemüther entzündet und verhärtet. Rüstungen.

Eine düstere Stille, wie die Schwüle, die dem Sturme vorhergeht, lag über der Stadt. Am Abend scherzte der König mit seinem Liebling La Rochefoucauld, einem tapferen Soldaten und heiteren Gesellschafter; um ihn zu retten, forderte er ihn auf, die Nacht bei ihm zu bleiben. Der Edelmann entschuldigte sich und gieng: „Es ist seine Bestimmung, heute Nacht zu sterben" — sagte Karl zu den Umstehenden, als er weg war.

La Saint-Barthélemy.

Die Stunde der Frevel rückte heran, der König ward schwankend, und noch einmal erwies sich Katharina als der Dämon, der ihn zum Mord verführte. Sie gab den Befehl, die Glocke von Saint-Germain l'Auxerrois früher zu läuten. Mit jeder Minute steigerte sich die Spannung! Da ertönte ein Schuss durch die Stille der Nacht. Katharina, Heinrich, Karl erschraken; in der Gewissensangst sandten sie einen Boten fort, man solle dem Admiral nichts thun. Die Antwort kam zurück: „Es ist zu spät!" [1])

Karls Gewissensangst.

Colignys Tod.

Coligny war schon nicht mehr: die Wachen, die man zu seinem Schutze aufgestellt, hatten schon die Thüren eingesprengt, seine Diener erschossen, einer derselben war noch in sein Zimmer geeilt: „Herr, Gott ruft uns zu sich!" — „Ich bin längst zum Tode bereit," entgegnete Coligny, „ich empfehle mich der Barmherzigkeit Gottes!" er betete. Ein Böhme,[2]) Dianowitz, drang mit dem Rufe in sein Zimmer: „Im Namen des Königs! bist du Coligny?" — „Ich bin's — aber, junger Mensch, hab' Achtung vor meinem grauen Haare, thu übrigens, was du willst." Dianowitz stieß dem Admiral den Dolch in die Brust. „Böhm, bist du fertig?" schrie Guise aus dem Hofe. — „Ja!" — „Gut, so wirf ihn beim Fenster herab, damit wir ihn sehen!" Es geschah. Guise gab der Leiche einen Tritt, nachdem er das blutbefleckte Gesicht als das Colignys erkannt hatte; der Kopf wurde abgeschnitten, der Rumpf in den Straßen herumgeschleift, dann mit den Füßen an einen Galgen gehängt. „Muth, Soldaten!" rief einer der Mörder, „wir haben glücklich angefangen, jetzt an die anderen! Der König will es." Und allenthalben wurde jetzt gemordet, die Glocken läuteten, Schüsse ertönten, Thüren wurden eingeschlagen, das Wuthgeschrei der Mörder und der Jammer der Opfer vermischten sich.

Die Nacht der Frevel.

Man denkt an das Wort Voltaires, dass etwas vom Tiger und vom Affen in der französischen Race sei, wenn man hört, dass sich die Mordlust der Menge schnell mittheilte.[3]) Nicht bloß Protestanten wurden hingeschlachtet, sondern auch Katholiken;[4]) wer einen Feind, einen Gläubiger zu fürchten hatte, wer jemanden für ein Erbe im Wege hatte, der bezeichnete ihn den Mördern als Hugenotten. So wurde auch Petrus Ramus, ein berühmter Gelehrter und Dichter, ermordet, weil ihn sein Feind an der Universität, Charpentier, hasste. Petrus Ramus war ein Gegner der Scholastik und hatte von Charpentier ausgesagt, er docciere seit zehn Jahren über Euklid und verstehe das Griechische

Petrus Ramus.

---

[1]) So erzählte Heinrich von Anjou selber.

[2]) Bayle, Dictionnaire unter Bême.

[3]) Der rohe Tavannes ermunterte zum Blutvergießen mit dem Spott: „Saignez, saignez, la saignée est bonne en août comme en mai!"

[4]) So Salcede, der zehn Jahre früher den Bischof von Metz verhindert hatte, diese Stadt wieder ans Reich zurückzubringen, so der Domherr Rouillard, so zugereiste Kaufleute, die den Parisern Concurrenz machten.

nicht. Im Louvre wurden die Edelleute, welche der König zu den beiden Prinzen eingeladen hatte, einer nach dem anderen beim Namen in den Hof gerufen und vor den Augen des Königs, dessen Gnade sie vergebens anflehten, niedergehauen. Katharina und Heinrich hatten ihn ans Fenster gezogen, um ihn als Mitschuldigen erscheinen zu lassen. Heinrich von Navarra und Heinrich von Condé wurden zum Könige berufen, der ihnen barsch erklärte, Karl IX. er wolle in seinem Reiche nur eine Religion haben; entweder sie giengen in die Messe, oder sie müssten sterben. Heinrich bat um Geduld, damit er sich vorbereiten könne. Sein Vetter Condé zeigte sich standhafter, erst nach vierzehn Tagen ließ er sich von einem zum alten Glauben übergetretenen Prediger, du Rosier, überreden. Mit Heinrich von Béarn trat seine Schwester Katharina, mit Condé seine Gemahlin Maria von Cleve zum alten Glauben über: sie sandten demüthige Unterwerfungsschreiben an den Papst. Nur zwei unter den Hugenotten vertheidigten sich, nur wenigen, darunter Sully,[1]) gelang es zu entfliehen, einige wurden von Katholiken mit Lebensgefahr gerettet. Karl soll selber von einem Fenster des Louvre auf Flüchtlinge geschossen haben:[2]) „Hab' ich mein Spiel nicht gut gespielt, hab' ich die Lehre Ludwigs XI. nicht gut gelernt?" Am 25. und 26. August wurde noch gemordet; die Regierung hatte Mühe, die losgelassene Wuth einzudämmen und die Menge zu entwaffnen.[3])

Auch in die Provinzen waren Blutbefehle ergangen, an einigen Orten wurden sie vollzogen, an anderen hochherzig zurückgewiesen. Die Provinzen.

Der Vicomte d'Orte antwortete: „Sire, ich habe in Bayonne nur redliche Bürger und brave Soldaten gefunden, aber keinen Henker; deshalb bitten wir, Eure Majestät wolle unseren Leib und Leben zu allen anderen Dingen in Anspruch nehmen." Montmorin, der Statthalter von Auvergne, schrieb dem Könige: „Sire! Ich habe einen Befehl unter Euer Majestät Siegel erhalten, alle Protestanten dieser Provinz zu tödten. Ich achte Euer Majestät zu sehr, als dass ich diese Briefe nicht für unterschoben halten sollte, und wenn, was Gott verhüten möge, der Befehl echt ist, so habe ich zu viel Hochachtung für Sie, um zu gehorchen." Als man dem Bischof von Lisieux, Johann Hennuyer, den Befehl mittheilte, sagte er im wahren Geiste seiner Kirche: „Ich widersetze mich der Ausführung desselben, ich bin Hirte des Sprengels von Lisieux und das Volk, welches zu tödten ihr den Befehl habt, gehört zu meiner Herde; obgleich sie gegenwärtig Irrende sind und die Herde verlassen haben, welche mir von Christus, dem obersten Hirten, anvertraut ist, so können sie doch wieder zurückkehren und ich gebe die Hoffnung nicht auf. Auch habe ich im Evangelium nicht gelernt, dass der Hirt das Blut seiner Schafe vergießen lassen darf, wohl aber, dass er für sie sein Leben hergeben soll." Diese seine Erklärung fertigte der Bischof dem Boten des Königs auch schriftlich aus, und die Folge dieses edlen Benehmens war, dass die meisten Protestanten des Sprengels zur Kirche zurückkehrten. Selbst der Henker zu Troyes, Charles, weigerte sich, andere Hinrichtungen vorzunehmen, als die rechtlich anbefohlen seien. Widerstand edler Katholiken.

[1]) Wie er selber in seinen „Memoiren" erzählt.

[2]) Und dabei gerufen haben: „Tuez, tuez". Man zeigt noch das Fenster und den Balkon. Wahrscheinlich trieb ihn Katharina auf den Balkon, damit er zeige, dass die Regierung die Vernichtung ihrer Gegner wolle.

[3]) In diesem Sinne sagt Michelet, l. c. p. 388: „La Saint-Barthélemy n'est pas une journée, c'est une saison."

Zahl der Opfer.

Die Zahl der Gefallenen schwankt zwischen 780 und 60.000; [1]) die sicherste Angabe ist wohl die, dass 20.000 Menschen ihren Tod gefunden haben. Karl erklärte anfangs, der Aufstand sei wider seinen Willen durch die Guisen entstanden; am 26. August gieng er jedoch mit der Königin und den Prinzen in das Parlament und erklärte, er habe alles anbefohlen, er habe kein anderes Mittel gefunden, um sich und die Seinen vor dem Verrath des Admirals und seiner Genossen zu retten.

Amtliche Erklärung.

Der Präsident de Thou lobte den König, der sich nach der Zeit gerichtet. [2]) Der Process gegen Coligny und die Seinigen wurde eingeleitet, und die Ermordeten wurden nachträglich verurtheilt, um die Ehre der Krone und ihrer Mörder zu retten. In zwei Monaten nachher wurden noch zwei Edelleute, weil an der erlogenen Verschwörung mitbetheiligt, hingerichtet. Am 28. August 1572 wurde ein Dankfest gefeiert, Denkmünzen mit der Aufschrift: „Virtus in rebelles“ und „Pietas excitavit justitiam“ wurden geschlagen. Die Partei der Politiker zeigte sich ohne Muth, Schrecken herrschte überall. Von ausländischen Fürsten beurtheilte Kaiser Maximilian II. diese Metzeleien, bei denen man an die Zeiten des Marius und Sulla denken muss, am würdigsten mit den Worten, sein Schwiegersohn könne wegen dieser Schandthat nie entschuldigt werden, er habe nicht bloß ein Verbrechen, er habe einen Fehler begangen, das Schwert führe in religiösen Dingen nie zum Ziele. Elisabeth von England empfieng den französischen Gesandten in tiefer Trauer: der Empfangssaal war mit schwarzem Tuch ausgeschlagen, Todtenstille herrschte. Witzig ließ ihr Katharina dafür sagen, ihr Sohn habe im Verfahren gegen Andersdenkende sich an ihr Beispiel gehalten. Der Kurfürst von der Pfalz führte den nach Polen reisenden Heinrich III. vor das Bild Colignys und sagte ihm bedeutsam: „Das war ein großer Mann!“

Urtheil des Auslandes.

Die Bartholomäusnacht [3]) ist ein Parteifrevel und ein Parteifehler, und trug die schlechtesten Früchte. [4]) Allenhalben erhoben sich jetzt die Reformierten und stritten mit dem Muthe der Verzweiflung: in La Rochelle schlugen sie todesmuthig neun Hauptstürme ab, und am 24. Juni 1573 musste die Regierung ihnen in einem Frieden Amnestie zugestehen, ungestörte Übung des Gottesdienstes, Zutritt zu allen Ämtern und Schulen und Freiheit, das Land zu verlassen; keine Inquisition solle in Glaubenssachen stattfinden.

Folgen.

---

[1]) Nach Popeliniere 20.000, nach de Thou 30.000, nach Sully 70.000, nach Perefix 100.000, nach Ranke in Paris 2000, in Frankreich 20.000.

[2]) De Thou rühmte: „Qui nescit dissimulare, nescit regnare.“ Daher die Auffassung, als sei die Bartholomäusnacht ein von weit her angelegtes Stück gewesen.

[3]) Auch Bluthochzeit genannt — la Saint-Barthélemy oder les noces vermeilles.

[4]) Es ist Thorheit, den Katholicismus als solchen für die Gräuel der Bartholomäushochzeit verantwortlich zu machen. „Nicht diese oder jene Glaubensform, sondern die im Menschen wohnende Selbstsucht, die Macht der Leidenschaft, die Macht der Sinne, die Macht des Unglaubens, der den Aberglauben nur zu seinem Diener gebraucht, wo er ihm bequem ist, ihn aber mitsammt dem rechten Glauben wieder von sich stößt, wo er unbequem zu werden droht, nur sie ist zu allen Zeiten die Quelle des Unheils“ — sagt der Protestant Hagenbach (Kirchengeschichte, IV. S. 87) hinsichtlich der Bartholomäusnacht. Die gesammte Literatur bei Wuttke, Vorgeschichte der Bartholomäusnacht. Leipzig 1879.

Sieg der Reformation in England und Schottland. Elisabeth und Maria Stuart.

Elisabeth.

Kaum war Maria die Katholische todt, so ließ der Lordkanzler, Erzbischof Heath, ihre jüngere Schwester, Lady Elisabeth, nach dem Statut aus dem einunddreißigsten Regierungsjahre Heinrichs VIII. als Königin ausrufen. Elisabeth war fünfundzwanzig Jahre alt, schön und stattlich von Wuchs, von majestätischem Anstand, ihr Haar war goldfarb, ihre Haut war glänzend weiß, ihr braunes Auge voll Feuer. Sie gefiel dem Volke, das sie durch freundliche Herablassung an sich zu fesseln wusste; huldvoll nahm sie Blumensträuße aus den Händen armer Frauen an und ließ einmal über das andere ihren Wagen halten, um mit Leuten niederen Standes zu sprechen. Jedoch sie besaß nicht bloß Anmuth und Majestät, sondern auch Selbständigkeit, Geist und eine reiche Bildung. Sie war Meisterin in der Musik; während ihrer Zurückgezogenheit vom Hof unter der Regierung ihres Vaters und ihrer Schwester Maria hatte sie sich eifrig mit Studien beschäftigt.

Bildung.

Ihr Lehrer war Roger Asham.[1]) Sie sprach geläufig italienisch, französisch und deutsch, sie las eifrig Cicero, Livius, Tacitus, Demosthenes, Isokrates, Sophokles, sie machte Auszüge aus Plutarchs Biographien. Kenntnis der griechischen und lateinischen Literatur war damals Modesache bei Damen aus höheren Ständen, wie heutzutage das Verständnis des Französischen und Englischen, denn weder Frankreich noch England hatte damals eine classische Literatur, an welcher man Geist und Herz hätte bilden und heben können. Ein englischer Schriftsteller sagt über die Verbreitung der Kenntnis der classischen Literatur bei den Damen des sechzehnten Jahrhunderts mit Recht:[2]) „Es war unbedingt nothwendig, dass ein Frauenzimmer entweder gar keine oder classische Bildung erhielt. Ohne die Kenntnis der alten Sprachen konnte damals niemand irgend einen klaren Begriff von dem haben, was in der politischen oder literarischen, oder der religiösen Welt vor sich gieng. Das Latein war im sechzehnten Jahrhundert alles das und mehr als alles das, was im siebzehnten Jahrhundert das Französische war. Es war die Sprache der Höfe sowohl, als die der Schulen, es war die Sprache der Diplomatie, es war die Sprache der theologischen und politischen Polemik.“ Elisabeths Jugendfreundin, die Frau des Lords Burleigh,

Classische Literatur.

[1]) Katterfeld, Roger Asham. Strassb. 1879. S. 388 ff.
[2]) Macaulay, Essays, III, p. 14. (Lord Bacon.) Tauchnitz-edition.

sprach das Griechische so gut wie ihre Muttersprache. Elisabeth empfieng als Königin Schmeicheleien genug ob ihrer Kenntnis der classischen Literatur. Bei einem Besuch in Cambridge wohnte sie einer Disputation an der Universität bei, an deren Schluss Lords, Professoren und Bischöfe niederknieten und sie baten, der Universität etwas in Latein zu sagen — und sie hielt sofort eine ganze lateinische Rede; 1566 sprach sie bei einem ähnlichen Anlasse in Oxford griechisch. Auf ihren Reisen durch das Land gab man, um ihr zu schmeicheln, Darstellungen aus der Mythologie. Götterscharen erschienen: Diana lud sie ein zur Jagd, als Musterbild der Jungfräulichkeit; Cupido übergab ihr einen goldenen Pfeil, weil die Zaubermacht ihrer Schönheit auch ein kieselartiges Herz verwunde; Paris bedauerte, dass er den goldenen Apfel der Venus geschenkt habe, welcher der jungfräulichen Königin von England zukomme.

Charakter. Elisabeth hatte den Eigenwillen ihres Vaters, sie wollte unumschränkt gebieten; sie hörte ihre Räthe wohl an, entschied aber selbständig. Viele alten Räthe, und zwar nur Katholiken, wurden sogleich entlassen und die neuen Räthe bekannten sich alle zur protestantischen Religion. Staatssecretär wurde Cecil. Cecil oder, wie er später heißt, Lord Burleigh: allerdings ein arbeitsamer, zäher, kenntnisreicher, der Königin ergebener Staatsmann, aber ohne wahre Größe, ohne geistige und sittliche Erhabenheit.

Gegen die Überschätzung, welche Cecil in neueren Werken oft zutheil wurde, hat sich mit Recht Macaulay erhoben. Cecil hatte immer ersprießliche Ansichten und der große englische Schriftsteller sagt witzig von ihm: „Er verließ seine Freunde niemals, bevor es nicht sehr unzuträglich war, zu ihnen zu halten: er war ein vortrefflicher Protestant, wenn es nicht sehr vortheilhaft war, als Katholik sich zu geberden; er empfahl seiner Gebieterin eine tolerante Politik so eifrig, als er thun konnte, ohne ihre Gunst zu verlieren; er legte niemand auf die Folter, von dem er nicht mit Wahrscheinlichkeit eine nützliche Auskunft zu erlangen schien, und war in seinen Wünschen so einfach, dass er bloß 300 verschiedene Landgüter hinterließ. Er hatte die Natur der Weide, nicht die der Eiche.“ [1]) — Unter Heinrich VIII. vertheidigte Cecil den Supremat, er war ein eifriger Anhänger der Reformation Eduards VI., unter Maria beichtete er mit großem Anstande und nahm einen katholischen Priester in sein Haus; kurz, er hatte keine bestimmte Ansicht. Kaum war er aber unter Elisabeth Minister, so nahm er ohne Bedenken denen das Leben, die es wagten, anderer Ansicht zu sein, als die Regierung. Cecils Wahl war darum bedeutsam.

Religion. Auch Elisabeth war weder eifrig für die Neuerung, noch für den alten Glauben; der Verstand überwog bei ihr das Gemüth, sie hatte gar keinen echt religiösen Sinn. Sie war eifrige Katholikin unter Maria, sie war Protestantin unter Eduard: sie musste aber als Königin Stellung nehmen zu einem der beiden Bekenntnisse. Bei ihrer Herrschlust war ihr ein Einfluss des Papstes auf England zuwider, nicht minder aber hasste sie die freie Forschung, den kühnen Geist der Puritaner. So kam dieses Gemisch von halbem Protestantismus mit katholischen Formen zusammen und diese Kirche

[1]) Macaulay, Essays, Tauchnitz-edition, II, p. 83—84.

mit einem Papst, der ein König war oder eine Königin. Sie wollte herrschen über die Geister, wie über die Leiber ihrer Unterthanen. Doch gieng Elisabeth langsam und zögernd voran. Berathen war ihre Lust, beschließen ihre Qual, sie machte nach beiden Seiten hin Versprechungen. Dem König von Dänemark und den lutherischen Fürsten Deutschlands ließ sie bei ihrem Regierungsantritte vertraulich eröffnen, sie sei dem reformierten Glauben zugethan und wünsche alle Bekenner desselben zu vereinigen. Dem Papste zeigte sie an, sie wolle dem Gewissen ihrer Unterthanen, von welcher Religion sie auch seien, keinen Zwang anthun. Paul IV. trieb sie jedoch durch eine schroffe Antwort sogleich ins Lager der Gegner; er erklärte das Erbrecht einer nicht in rechtmäßiger Ehe geborenen Prinzessin für unbegreiflich: Maria Stuart sei der nächste legitime Sprössling und habe gerechten Anspruch auf die Krone; wolle Elisabeth die Sache seiner Entscheidung überlassen, so dürfe sie auf alle mit der Gerechtigkeit verträgliche Nachsicht rechnen. Paul IV.

Das war den Ministern willkommen. Die Protestanten hatten schon das Gesuch an Elisabeth gerichtet, die vier gefangenen Evangelisten freizugeben. Jetzt beschloss man, den Katholicismus zu Boden zu schmettern. Dass dieses Elisabeth gelang, obschon vor kurzem die englische Nation in ihren Vertretern den Abfall von der alten Kirche bereut hatte, ist nur aus der Schwäche der religiösen Parteien zu erklären. Der Cardinal Bentivoglio schlägt die Zahl der eifrigen Katholiken auf ein Dreißigstel der Nation an, auf vier Fünftel aber die Zahl der Leute, die ohne den geringsten Scrupel Katholiken werden würden, wenn die katholische Religion Landesreligion wäre. Mit anderen Worten: die Mehrzahl der Engländer war weder eifrig katholisch, noch eifrig protestantisch, und neigte der Richtung zu, die eben die Regierung vorschrieb. So blieben katholische Anschauungen und katholische Formen und wurde doch die Kirche wieder von Rom losgerissen; so blieb die königliche Suprematie des Vaters und das Reformationswerk des Bruders. Stand der Parteien.

Man gieng äußerst behutsam voran. Man würdigte zunächst diejenigen herab, die unter Maria Ansehen genossen hatten. Indes fuhr die Königin fort, der Messe beizuwohnen, zu communicieren, und ließ auch für Karl V. ein feierliches Todtenamt halten. Auf einmal aber ergieng das Verbot gegen das Predigen, bis die Königin und die drei Stände im Parlament über die Religion Rath gepflogen. Die Bischöfe beschlossen nun einstimmig, sich von der Krönung ferne zu halten: nur einer, der von Carlisle, zeigte sich schwach und krönte am 2. Januar 1559 Elisabeth.[1]) Indes hatte die Regierung ihre Candidaten bei den Wahlen durchgebracht und trat vor dem am 15. Januar 1559 eröffneten Parlamente mit dem Plane eines gleichförmigen Religionswesens auf: die Königin könne zwar alles aus eigener Macht- Schlaues Vorgehen. Die Bischöfe. Krönung. Parlament.

[1]) Lingard, l. c. VII, S. 290—293.

vollkommenheit selber durchführen, wolle aber doch nichts thun ohne Zustimmung ihrer Unterthanen, und fortan ist es Ton bei Elisabeth, das Parlament hochfahrend zu behandeln, obschon sie auf der anderen Seite ängstlich der Stimmung der Bevölkerung nachgab.

Hochmuth. Im königlichen Hochgefühl verlangte sie sclavische Ausdrücke der Ergebenheit: man durfte nicht anders als kniend zu ihr reden. Freimüthige Sprecher kamen in den Tower, selbst aufs Schaffot. So auch diesmal. Die Gemeinen wagten Elisabeth anzugehen, dass sie eine Ehe schließe; sie erklärte, bisher habe sie den ledigen Stand vorgezogen und thue es auch jetzt; sie wünsche, dass man einst auf ihr Grab setze, sie habe regiert und sei gestorben als jungfräuliche Königin (Maiden queen); wenn sie je heirate, so geschehe es nur um der Wohlfahrt des Volkes willen.[1]) Übrigens sei es Sache der Stände, zu bitten und nicht vorzuschreiben. Das Parlament erklärte bereitwillig, dass Elisabeth recht und gesetzmäßig und in gerader Linie von dem königlichen Blute des Reiches entsprossen sei und dass ihr und ihren rechtmäßig erzeugten Leibeserben die Krone gehöre.

The maiden queen.

Umsturz des Katholicismus. Bereitwillig beschloss das Parlament sodann die Änderung des Religionswesens, setzte die Erlässe aus der Zeit Marias außer Wirksamkeit und beschloss, bei Verlust des Vermögens, bei Gefängnis- und Todesstrafe solle das Kirchengebetbuch wieder gebraucht werden, solle die geistliche Autorität des Papstes wieder aufhören, solle alle Gerichtsbarkeit über Irrthümer und Ketzereien der Krone zustehen. Alle Geistlichen, alle Beamten, alle öffentlichen Lehrer, alle, die von der Krone Ländereien erhielten, sollten die Königin als höchste Beherrscherin in allen geistlichen und weltlichen Angelegenheiten eidlich anerkennen. Einstimmig widersprachen die Bischöfe und beide Universitäten hielten mit ihnen. Nur mit einer Majorität von drei Stimmen gieng die Bill zu Gunsten des neuen Kirchengebetbuches durch. Kein Bischof leistete den Suprematseid, alle brachten ihre Stelle und ihre Freiheit dem Gebot ihres Gewissens zum Opfer. Der höhere Clerus folgte ihnen, aus Furcht und Noth leisteten manche vom niederen Clerus den Suprematseid. Neue Bischöfe, neue Rectoren wurden eingesetzt. Von dem, was Maria der Kirche früher zugewendet hatte, kam jetzt vieles in den Besitz der Höflinge.

High Commission-Court. Für die Regierung der Kirche wurde nun ein Oberkirchenrath gebildet zur Generalvisitation der Kirchen, mit der Befugnis, auf inquisitorisches Verfahren ohne Jury gegen Ketzerei einzuschreiten, gegen Überschreitungen der Suprematie, der Uniformitätsacte, gegen ketzerische Meinungen und Bücher, verleumderische Worte. Seine Commissäre waren bevollmächtigt, alle Personen zu bestrafen, welche die Kirche nicht besuchen, wider die 39 Artikel lehren; waren bevollmächtigt, Fleischesvergehen zu bestrafen, verdächtige Personen eidlich zu befragen, die Statuten von Collegien, Schulen und Stiftungen zu verändern. Aber sie waren nur ein Privy-Council der Königin, denn alle

[1]) Lingard, l. c. VII, S. 295.

Jurisdictionen und Privilegien, wie sie früher durch geistliche Gewalt ausgeübt worden, sind für immer mit der Krone vereint. Mit andern Worten, die Königin ist Papst. Befremdet schrieb damals ein Gesandter an seinen Hof: „Ich habe das Oberhaupt der englischen Kirche tanzen gesehen.“ Mit dem Verfolgen derer, welche diesen Papst nicht anerkennen wollten, wurde es bald blutiger Ernst. Auf der zweiten Weigerung, den Suprematseid zu schwören, stand der Tod des Hochverraths. Milner zählt 204 hingerichtete katholische Männer auf, davon erlitten 15 den Tod wegen Versagen des Suprematseides, 126 wegen Verwaltung des priesterlichen Amtes, die anderen wegen Überganges zur katholischen Religion.[1]) Viele starben im Gefängnis, noch viel mehrere verloren Hab und Gut.

Viele Märtyrer.

---

[1]) Die Zahl der Märtyrer für ihre religiöse Überzeugung unter der Regierung des Tyrannen Heinrich VIII. und der tückischen Elisabeth ist bedeutend. Das Parlament hatte kein Wort für sie, die Richter verurtheilten sie zum Tod, der Henker schnitt ihren Lebensfaden entzwei, sie waren verhöhnt und als Hochverräther gebrandmarkt — nur die katholische Kirche hielt ihre Ehre hoch und stellt jetzt ihr Bild auf die Altäre. Am 29. December 1886, dem Gedenktage des Thomas von Canterbury, erließ Leo XIII. das folgende Decret für Westmünster:

„Zur Bestätigung der kirchlichen Verehrung der seligen Märtyrer Johannes Cardinal Fisher, Thomas More und ihrer Gefährten, welche aus Hass gegen den Glauben vom Jahre 1535—1583 in England getödtet wurden.

„England, einst die Insel der Heiligen, ist bereits von den ältesten Zeiten der Kirche an durch die Leiden sehr vieler Blutzeugen verherrlicht. Auch im sechzehnten Jahrhundert hat dasselbe, als es durch ein trauriges Schisma vom Gehorsam und von der Verbindung mit dem römischen Stuhle losgerissen wurde, des Zeugnisses jener nicht entbehrt, welche für dieses Stuhles Oberhaupt und für die Wahrheit des rechtmäßigen Glaubens Blut und Leben hinzuopfern nicht zauderten. Dieser glorreichen Schar fehlt kein Rang und keine Zierde: nicht die Erhabenheit des römischen Purpurs, nicht die weihevolle Würde von Bischöfen, nicht die Kraft des Welt- und Ordensclerus, nicht die unbesiegbare Stärke des schwachen Geschlechtes. — Unter den Glaubenshelden ragt hervor Johannes Fisher, Bischof von Rochester und Cardinal der heiligen römischen Kirche, den Paul III. in seinen Briefen einen durch Heiligkeit hervorleuchtenden, durch Gelehrsamkeit berühmten, durch sein Alter ehrwürdigen Mann und sowohl des Clerus jenes Reiches als der ganzen Kirche Schmuck und Zierde nennt. Von ihm kann ein Laie nicht getrennt werden, Thomas More, der Kanzler von England, den derselbe Papst mit gebührenden Lobeserhebungen feiert und ihn einen an Kenntnis der heiligen Wissenschaften ausgezeichneten Mann und einen muthigen Bekenner der Wahrheit heißt.

„Unter König Heinrich erlagen 30 Blutzeugen: außer Johannes Fisher, Bischof von Rochester und der heiligen römischen Kirche Cardinal, und Thomas More, Kanzler von England, Margaretha Pole, Gräfin Salisbury, Mutter des Cardinals Pole, Richard Reynolds aus dem Orden der heiligen Brigitta, Johannes Haile, Priester; ferner 18 Karthäuser, nämlich: Johannes Houghton, Augustin Webster, Robert Laurence, Wilhelm Exmew, Humfried Middlemore, Sebastian Newdigate, Johannes Rochester, Jakob Walworth, Wilhelm Greenwood, Johannes Davy, Robert Salt, Walter Pierson, Thomas Green, Thomas Scryven, Thomas Redyng, Thomas Johnson, Richard Bere und Wilhelm Horne; Johannes Forest, Priester aus dem Orden des heil. Franciscus; Johannes Stone aus dem Orden des heil. Augustinus; ferner vier Weltpriester: Thomas Abel, Eduard Powel, Richard Fetherstone, Johannes Larke, und German Gardiner, ein Laie.

„Unter Elisabeth litten die Priester: Cuthbert Mayne, Johannes Nelson, Eberhard Hanse, Rudolf Sherwin, Johannes Payne, Thomas Ford, Johannes Shert, Robert Johnson, Wilhelm Fylby, Lukas Kirby, Lorenz

Herrschsucht. Dieselbe Herrschsucht, durch welche Elisabeth eine Anerkennung der Oberhoheit des Papstes über die englische Kirche unerträglich fand, machte sie auch jeder Vermählung abgeneigt. Sie fürchtete, Macht und Schönheit zu verlieren: „Denke ich daran, dass ich heiraten soll", sagte sie zum französischen Gesandten, „so ist mir, als reiße mir einer das Herz aus dem Leibe; so weit bin ich meiner Natur nach davon entfernt, und nur das Wohl meiner Unterthanen könnte mich dazu zwingen. Auch bin ich entschlossen, meinem künftigen Manne nichts von meinen Gütern, Mitteln und von meiner Macht abzutreten, sondern mich seiner nur zu bedienen, um Nachkommen zu hinterlassen."[1]) — Aber sie fand sich geschmeichelt, wenn man um ihre Hand warb, Freier. gab verheißende Worte und hörte es daneben nicht ungern, dass jedes Parlament dringend den Wunsch aussprach, sie möge sich vermählen.

Erzherzog Karl. Ernstlich wurden die Verhandlungen mit dem Erzherzog Karl von Österreich, dem Sohne Kaiser Ferdinands I., scheiterten aber an der Forderung einer Privatkapelle für den Erzherzog und dessen katholische Dienerschaft; Elisabeths Aufmerksamkeit blieb lange auf den Erzherzog geheftet. — Dann verlangte König Erich von Schweden. Erich von Schweden ihre Hand. Sein Bruder Johann warf, als er in London warb, Geld unter das Volk: er gebe Silber, der König aber werde Gold geben. Nicht bloß die Günstlinge nahmen Geschenke an, sondern die Königin selber: prachtvolle Pferde, Kisten mit ungemünztem Gold und Silber, bis Erich des Hinhaltens mit trügerischen Hoffnungen müde ward. — Sofort kam Adolf Adolf von Holstein. von Holstein, jung, schön, ein Krieger; er gefiel, wurde Ritter des Hosenbandes und erhielt ein Jahrgeld auf Lebenszeit, aber die Königin konnte sich Graf Arran. nicht entschließen, ihn zum Gemahl zu nehmen. — Dann wurde der Schotte Graf Arran lange mit Hoffnungen hingehalten; die abweisende Antwort stürzte ihn Karl IX. in Schwermuth und er starb im Wahnsinn. — Als Karl IX. 1564 um ihre Hand warb, erklärte Elisabeth, er sei ihr zu groß und zu klein: zu groß, weil ihm Frankreich stets die Hauptsache sein werde, zu klein, sofern er ihr zu jung sei.

Pickering. Auch Unterthanen machten sich Hoffnung auf ihre Hand.[2]) Lange glaubte man, dass sie den schönen und gewandten Wilhelm Pickering zum Gatten Arundel erküren werde, dann den Grafen von Arundel, der sich, um ihre Gunst zu gewinnen, in Schulden stürzte. Am meisten Grund[3]) zu hoffen schien Robert Leicester. Dudley, Graf von Leicester, zu haben, der Sohn jenes Dudley, den Heinrich VIII. kurz nach seiner Thronbesteigung hatte hinrichten lassen. Er war ein Bild männlicher Schönheit, ein gewandter Hofmann, er liebte und wurde geliebt. Das Gerücht gieng, er habe seiner eigenen Frau den Tod bereitet, um

---

Richardson, Wilhelm Lacy, Richard Kirkman, Jakob Hudson oder Thompson, Wilhelm Hart, Richard Thirkeld, Thomas Woodhouse und Plumtree; ferner drei Priester aus der Gesellschaft Jesu: Edmund Campion, Alexander Briant und Thomas Cottam; endlich Johannes Storey, Doctor der beiden Rechte, Johannes Felton und Thomas Sherwood, Laien." — So sind also 54 Blutzeugen auf die Altäre erhoben, für 261 andere aber ist der Seligsprechungsproceis bereits eingeleitet. Vergl. Spillmann, die englischen Märtyrer unter Heinrich VIII. Freib. 1887. S. 1—10.

[1]) Lingard, l. c. VII, S. 338.

[2]) Ibid. VII. S. 348.

[3]) Hume, History of England, V, p. 387.

jedes Hindernis zu beseitigen. Sein Charakter ist sehr bemäkelt, desungeachtet erschien er der Königin als der tugendhafteste und vollkommenste Mann, und ihre Vertraulichkeit gieng so weit, daſs mit Grund das Schlimmste davon geredet wurde. Dennoch konnte sie sich nicht entschließen, den Günstling zu heiraten. Huldigungen waren ihr Bedürfnis und die Engländer leisteten Unglaubliches in Zurschaustellung ihrer Hingebung für die Königin. Heinrich Lee stiftete eine Kampfgesellschaft für Elisabeths Schönheit und erschien jährlich in den Schranken gegen jedermann für ihre jungfräuliche Holdseligkeit. Walter Raleigh warf seinen prächtigen Sammetmantel in eine Pfütze, als Elisabeth beim Spaziergange über dieselbe nicht zu schreiten wagte; er ward ob dieser Artigkeit mit hoher Gunst belohnt und erhielt manchen schönen Rock von der sonst geizigen Königin. Als Elisabeth sich zur Wegnahme eines schmerzenden Zahnes nicht entschließen konnte, ließ ein Bischof sich einen gesunden ausziehen, nur um seiner Königin Muth zu machen. Elisabeth glaubte selber an ihre unüberwindliche Schönheit und man soll nach ihrem Tode nicht weniger als 3000 Kleider in ihren Kästen gefunden haben. Als ein Bischof einst in einer Predigt vor ihr auf die Eitelkeit ihres Anzuges anzuspielen und auf die Reichthümer des Himmels hinzuweisen wagte, sagte sie zu ihren Damen: wenn er diesen Punkt noch einmal berühre, so werde sie ihn selber für den Himmel zurichten, aber er solle ohne Kopf hinwandeln und seinen Mantel zurücklassen. Das Stärkste war jedoch ein Ausschreiben wegen ihres Bildes: keines habe ihre Gestalt, Schönheit und Annehmlichkeit bisher treffend ausgedrückt, darum habe sie einen geschickten Maler kommen lassen, um eine getreue Abbildung fertigen zu lassen. Bis dieses Bild fertig sei, verbiete sie jedes Vorzeigen oder Verkaufen jedes älteren Bildes von ihr. Die Heftigkeit der Tudors lebte auch in der jungfräulichen Königin fort. Bei all ihrer Bildung mischte sie dennoch immer Schwüre in ihre Rede und ihre nächste Umgebung hatte oft die Schwere ihrer Hand zu verspüren.

Walter Raleigh.

Mit dem Siege der Reform in England gieng naturgemäß die Unterstützung der Neuerungen in Schottland Hand in Hand, bald auch die Verbindung mit den Hugenotten in Frankreich und mit den Aufständischen in den Niederlanden. — Wichtiger als die Niederlande, als Frankreich, erschien aber der englischen Regierung Schottland, hier kämpfte sie nicht bloß gegen französischen Einfluſs, sondern auch um den eigenen Bestand. —

Elisabeth und Maria Stuart.

Nicht bloß weibliche Eifersucht, sondern Geburt und Stellung und der Ehrgeiz der französischen Regierung ließen Maria Stuart der Königin Elisabeth als feindselig erscheinen. 1557 wurde Maria Stuart dem Dauphin Franz vermählt, der sofort mit Zustimmung der Schotten den Titel eines Königs von Schottland annahm: der älteste Sohn dieser Ehe sollte König von Frankreich, die älteste Tochter Königin von Schottland werden und 400.000 Thaler als Tochter von Frankreich erhalten, Maria Stuart ward ein Witwengehalt von 60.000 Livres bestimmt. Der französische Hof verleitete aber die

junge Königin zu einem Fehltritte, der sie ihren Unterthanen gegenüber später nur bloßstellen konnte. In einem geheimen Actenstücke schenkte sie Schottland einfach an die Könige von Frankreich für die vielen Dienste, welche diese Schottland zu allen Zeiten geleistet; in einem zweiten überließ sie ihre Rechte an England und Irland dem französischen Königshause und erklärte, dass es Schottland so lange besitzen solle, bis es eine Million Thaler aus demselben gezogen habe. Der französische Hof gedachte sich dadurch Schottland für den Fall zu sichern, dass Maria Stuart kinderlos sterben sollte. In einer geheimen Protestation erklärte sie, dass die Verbindlichkeiten, welche sie später gegen die Schotten eingehen würde, null und nichtig seien. Bald verleitete sie der französische Hof noch zu einem anderen Missgriffe: als Maria die Katholische starb, musste die Dauphine das Wappen von England annehmen. Dadurch wurde sie mit der damit als Bastard erklärten Elisabeth unversöhnlich verfeindet.

Die Reformation.

Indessen war in Schottland die Reformation siegreich geworden; sie trug einen gewaltsamen Charakter. Die Klöster wurden zerstört, die Mönche verjagt, der Cardinal Bethune, der die alten Gesetze aufrecht erhalten wollte, wurde im Schlosse von St. Andrews erwürgt und aufgehängt. Der Calvinismus siegte allenthalben.

Knox.

Schon unter Arran musste die Regierung das Lesen der Bibel in der Muttersprache und das Predigen gestatten. Der eigentliche Reformator Schottlands war nach der kurzen Wirksamkeit Wishards John Knox, geboren 1505, gebildet an der Universität von St. Andrews, einige Zeit hindurch auf französischen Galeeren, des Lateinischen, Griechischen und Hebräischen mächtig, später ein Schüler Calvins, ein Mann kühn, verwegen, roh, von hinreißender Beredsamkeit. 1557 hatten sich viele protestantische Barone, von ihm aufgereizt,

Covenant.

zu einem Bunde oder Covenant vereinigt, um ihren Gottesdienst offen abzuhalten, den alten Glauben zu unterdrücken, und eine insurrectionelle Regierung errichtet, die Lords von der Congregation genannt. Processionen wurden

Unruhen.

auseinander getrieben, Bildsäulen umgestürzt, Klöster zerstört. Die Regentin rüstete, die Anhänger des Covenant gewannen aber in kurzer Zeit das Übergewicht und besetzten Edinburg. Die Regentin wandte sich um Hilfe an Frankreich, die Reformierten an Elisabeth. Letztere schickte Hilfe, aber anfangs schwach

Cecil.

und versteckt; Cecil rieth dazu, denn um eine ewige Freundschaft zwischen beiden Ländern herzustellen, müsse Schottland dem Einflusse Frankreichs, dem alten Feinde Englands, entrissen werden, und das sei nur durch den Sieg der Reformation möglich. Frankreich konnte damals wenig Hilfe schicken, die Regentin kam in die höchste Noth und die Lords von der Congregation erklärten sie „aus gewichtigen Gründen" der höchsten Gewalt für enthoben.

Maria von Guise.

Der Kummer beschleunigte das Ende Marias von Guise, sie starb am 10. Juni 1560. Bald darauf wurde in Edinburg ein Frieden abgeschlossen, nach welchem die französischen Truppen Schottland räumten, Maria Stuart und ihr Gemahl dem Wappen entsagten und die Leitung der Staatsangelegen-

heiten einem Rathe von zwölf Mitgliedern, wovon die Königin sieben und die Stände fünf wählten, überlassen bleiben sollten, bis ein freies Parlament sich im Monat August versammelt habe. Friede von Edinburg.

Dieser Friede war ein Sieg Englands über Frankreich, ein Sieg der Aristokratie über das Königthum und des neuen Glaubens über den alten. Das neue Parlament führte denn alsbald auch die Reform durch, die römische Kirche ward außer dem Gesetze erklärt, die katholische Geistlichkeit unterdrückt, ihr Sitz und Stimme im Parlamente verweigert, dem Adel die Güter des Clerus überlassen. Das Glaubensbekenntnis, welches das Book of discipline enthielt, verwarf die anglikanische Hierarchie als einen Überrest von Aberglauben und Götzendienst, verwarf die Anbetung des Leibes Christi im Brote und die Lehre von der Transsubstantiation, nahm als Sacrament nur Taufe und Abendmahl an. Das Haupt des Staates wurde nicht wie in England als das Haupt der Kirche erklärt, nur das Volk sei die Quelle der geistlichen Macht und wähle die Geistlichen, die dann vor ihrem Eintritte ins Amt geprüft würden. Das Königreich ward in zehn Diöcesen eingetheilt, an deren Spitze Superintendenten standen, die dieselben durchreisen und dreimal wöchentlich predigen mussten. Wichtig war die Verordnung, dass jedes Kirchspiel einen Schullehrer haben, der mindestens in Städten von einiger Wichtigkeit imstande sein sollte, Unterricht in der Grammatik und in der lateinischen Sprache zu ertheilen; für das Volk ward der Genfer Katechismus eingeführt. So ward denn Schottland eine aristokratische Republik unter dem Protectorate Englands. Neue Kirchenordnung. Calvinismus.

Konnte Maria Stuart den Vertrag genehmigen, der die Grundbedingungen der Monarchie lockerte und den Glauben des Landes änderte? Sie verwarf ihn mit den Worten: „Meine Unterthanen thun ihre Pflicht nicht; sie nennen mich ihre Königin, betragen sich aber nicht wie Unterthanen; ich werde ihnen zeigen, was Gehorsam ist.“ [1]) Allein sie vermochte ihre Unterthanen zum alten Gehorsam nicht mit Gewalt zu zwingen; denn die französische Macht war durch die Hugenotten gebunden. Überdies starb ihr Gemahl am 5. December 1560. Die Guisen verloren an Ansehen und Katharina von Medici, die mit Elisabeth in gutem Einvernehmen stehen wollte, erlangte den höchsten Einfluss auf den jungen Karl IX. Der Schlag war ein furchtbarer, man sah die achtzehnjährige Witwe lange Zeit in tiefe Verzweiflung versunken, — sie war jetzt einfache Königin von Schottland, und dieses Land war in Empörung. Wird sie die niedergeworfene katholische Partei erheben, wird sie sich der Congregation anschließen müssen? Sie fürchtete die Reise nach Schottland wie den Tod; ihr Bruder, James Murray, ein scharfsinniger, thatkräftiger, verschlagener junger Mann, ließ Maria verwirft den Vertrag. Murray.

[1]) Mignet, Maria Stuart.

sich nicht von ihr für die Wiederherstellung des Katholicismus gewinnen und verrieth alle ihre Pläne an Elisabeth, welche Maria Stuart die Durchreise durch England verweigerte, solange sie nicht den Edinburger Vertrag unterschrieben habe.

Maria nach Schottland.

Am 14. August 1561 schiffte sich Maria in Calais ein; ihr Abschied von Frankreich war schmerzlich, sie stand immer den Blick nach der französischen Küste gewandt, und rief unter Thränen: „Lebe wohl, schönes Frankreich, ich glaube dich nie wieder zu sehen!“ Elisabeth hatte Kreuzer gegen sie ausgesandt, Maria Stuart entkam jedoch glücklich in den Hafen von Leed. Als sie die Armut des wilden Landes und die Schmucklosigkeit des Gefolges sah, das man ihr entgegenschickte, und an die Pracht von Frankreich dachte, fieng sie an zu weinen; und diese melancholische Stimmung ward nur erhöht, als sich die Bürger Edinburgs zu ihrem Empfange abends vor ihrem Palaste auf dreisaitigen Violinen hören ließen und in düsterem Tone Psalmen sangen!

In Edinburg.

Doch suchte sie ihre schwierige Aufgabe anfangs mit allem Feuer der Jugend zu lösen und benahm sich sehr gewandt. Ihr Stiefbruder Murray wurde ihr erster Minister, sie nahm die religiöse Revolution als vollendete Thatsache an, verlangte aber Duldung für sich; sie wollte die Freiheit keines ihrer Unterthanen beschränken, verlangte aber auch, dass man ihre Freiheit nicht beschränke.

Aber die Protestanten zeigten sich intolerant: „Ich wollte lieber zehntausend Feinde in Schottland landen sehen,“ rief Knox auf der Kanzel, „als die Abhaltung einer einzigen Messe gewähren.“ — Murray musste mit gezücktem Schwerte sich vor die Thüre der Kapelle stellen und die Priester der Königin beschützen, als das verhetzte Volk die Messe stören wollte. Am 2. September 1561, am Tage ihres feierlichen Einzuges in Edinburg, waren entlang der Straße die Strafen für den Götzendienst in roher Weise dargestellt. Sie ließ Knox vor sich kommen, hielt ihm offen seine revolutionäre Tendenz vor, der ihr entschieden sagte, dass man einem Fürsten, der sich nicht nach Gott richte, die Hände binden und ihn gefangennehmen müsse. „Wohl, ich verstehe,“ entgegnete sie, „meine Unterthanen sollen Ihnen gehorchen und nicht mir; Sie können thun, was Ihnen gefällt, und nicht, was ich Ihnen befehle. Anstatt Ihre Königin zu sein, soll ich lernen, Ihre Unterthanin zu werden.“

Maria und Knox.

Maria Stuart erklärte aber am Schlusse entschieden, dass sie die Kirche von Rom für die wahre Kirche Gottes halte. Bei einer anderen Audienz konnte der rohe Zelot, als er im Vorzimmer die Hofdamen der Königin sah, sich nicht enthalten, von widerlichen Würmern zu reden, die ihr zartes Fleisch durchwühlen würden, und gegen das Geschmeid zu eifern, das sie auf dem Leibe trügen. Die römische Kirche war ihm nur „die Geschändete“, seine Anhänger nannte er dagegen „die Heiligen“![1])

Schottland war immer zum Bürgerkriege geneigt und es fehlte auch gleich im Anfange nicht an Unzufriedenen. Doch wusste die Königin ihrem

[1]) Mac Crie, Life of Knox. Edinburgh 1811, im Auszug von Bland. Göttingen 1817.

Ansehen Geltung zu verschaffen, sie durchzog mit einer kleinen Armee das Land, bezwang die Schlösser, die sich ihr nicht unterwerfen wollten, ertrug heiter alle Anstrengungen und bedauerte nur, kein Mann zu sein. Daneben betrieb sie eifrig ein anderes Project, nämlich von der Königin Elisabeth als Erbin auf dem Throne von England anerkannt zu werden. Maria und Elisabeth.

Um ihre Gegnerin zu gewinnen, hatte sie das englische Wappen abgelegt; Murray drang in seinen Depeschen auf Ordnung der Thronfolge in England. Elisabeth war aber während ihres ganzen Lebens nicht zu bewegen, einen Erben zu nennen; sie wies die Wünsche der Königin nicht gerade zurück, verlangte jedoch vorher die Ratification des Vertrages von Edinburg. Maria Stuart wünschte eine Zusammenkunft mit „ihrer theueren Schwester", Elisabeth wusste immer Hindernisse aufzufinden.

Indessen kam die Frage wegen ihrer Vermählung zur Sprache, ihre Unterthanen forderten, dass sie Schottland einen Erben gebe. An Bewerbern um ihre Hand fehlte es nicht, allein gegen jeden Candidaten erhob sich irgend ein Hindernis. Philipp II. warb für seinen Sohn Don Carlos um sie; Elisabeth und Katharina von Medici aber legten diesem Plane jegliche Schwierigkeit in den Weg. Der Erzherzog Karl von Österreich konnte ihr keine Macht, keine Armee bieten. Die Hand der Könige von Dänemark und Schweden verwarf sie; gegen einen Katholiken eiferte Knox und sein Anhang. Elisabeth ließ ihr ihren eigenen Geliebten Leicester anrathen und in diesem Falle die Thronfolge in England versprechen, obschon sie, wie Maria Stuart einmal bitter bemerkte, diesen Liebhaber nicht entbehren konnte. Murray war ganz für diesen Plan gewonnen. Elisabeth zeigte die volle Eifersucht eines eitlen Weibes: vor Melvil, dem Gesandten der Maria Stuart, musicierte und tanzte sie, kleidete sich in verschiedene Nationaltrachten, nur um ihm das Geständnis zu entlocken, sie sei schöner als Maria Stuart. Melvil sagte ihr als feiner Hofmann: nichts komme in England Elisabeth gleich, und nichts sei in Schottland so schön, als Maria Stuart. Heiratspläne. Leicester.

Von anderer Seite her ward, da gegen alle ausländischen Bewerber sich politische Bedenken erhoben, die Wahl des Heinrich Darnley, eines ihrer Verwandten, der Königin vorgeschlagen; er war jung und schön, Elisabeth nannte ihn eine Hopfenstange, eher ein Frauenzimmer als einen Mann, aber Darnley gefiel der Königin von Schottland. Je mehr Elisabeth und Murray der Verbindung entgegentraten, umso eifriger betrieb Maria ihren Abschluss. Murray wollte sie und Darnley überfallen, ihn an die Engländer ausliefern und Maria Stuart einsperren; sie zwang ihn, das Land zu verlassen, und vermählte sich am 29. Juli 1565 mit ihrem Lieblinge, den sie 31. Juli als König ausrufen ließ. Darnley.

Nun drang man auch in Elisabeth, sich zu vermählen und die Thronfolge zu ordnen, um die Erhaltung des protestantischen Glaubens in England und Schottland doch zu sichern. Elisabeth wusste jeden der vielen Bewerber in seinem Versuche zu bestärken, da es ihr schmeichelte, wenn man ihre Schönheit bewunderte und um ihre Hand anhielt. Zuerst glaubte Leicester sich nahe am Ziel Elisabeth und ihre Werber.

zumal sie laut bekannte, daſs sie nicht einen Tag leben könne, ohne ihn zu sehen. Elisabeth spielte mit all diesen Anträgen, in Wahrheit war sie zu herrschsüchtig, um sich je einem Gemahl zu unterwerfen. „Lieber wollte ich todt sein," äußerte sie sich einmal, „als mich gering geschätzt und verlassen zu sehen." Sie hatte vollständig den herrischen und unbändigen Geist ihres Vaters.

Maria Stuart indes lebte einige Zeit ganz glücklich mit Darnley. Einen Aufstand, den ihr Bruder Murray erregte, schlug die Königin nieder.

Marias Erfolge. Das eheliche Glück und der Erfolg gab ihren Plänen einen gewissen Schwung, sie hoffte die Königsgewalt zu stärken und dem alten Glauben wieder zum Siege zu verhelfen. Im Einverständnisse mit Darnley wandte sie sich für Wiederherstellung des alten Gottesdienstes an den Papst, an Philipp II., an Karl IX. um Unterstützung; sie hoffte dadurch, der katholischen Partei in England neues Leben zu geben und an Elisabeth Rache dafür zu üben, daſs sie ihre rebellischen Unterthanen unterstützt und ihr die Erbfolge nicht gesichert habe.

Elisabeth kam in große Verlegenheit, sie verleugnete Murray, dem sie doch Mittel zum Aufstande gegeben hatte. Der Vertraute, der Marias Unterhandlungen

Riccio. mit den katholischen Fürsten führte, war ein junger Italiener, David Riccio, den sie ob seiner schönen Stimme zuerst in ihrer Kapelle und später als ihren Secretär anstellte.

Da griff aber Darnley hemmend in ihre Pläne ein. Maria Stuart sah bald, wie sie sich in ihm getäuscht habe, wie leer sein Kopf, wie eitel sein Herz sei. Er trank gern, er zeigte sich hochmüthig und anspruchsvoll, er verlangte Antheil an der Macht, die sie ihm im ersten Rausche der Liebe versprochen, die sie aber jetzt nicht gewährte, weil sie seine Unfähigkeit durch-

Zerfällt mit Darnley. schaute. Darnley schob die Schuld seiner Vernachlässigung auf Riccio, als wäre dieser nicht nur der geheime Rath, sondern auch der Liebhaber der Königin. Er klagte einigen Edelleuten seinen Kummer und diese waren sogleich bereit zu einer Verschwörung: Riccio sollte ermordet, das eben zusammenberufene Parlament, durch welches Maria den Katholicismus wieder herstellen wollte, aufgelöst, die Verbannten zurückberufen, Darnley die oberste Macht übertragen, Maria Stuart eingesperrt, und im Einverständnisse mit Elisabeth regiert werden.

Darnley verpflichtete sich schriftlich, die Verschworenen zu unterstützen und zu vertheidigen. Elisabeth war vom Complot unterrichtet und unterstützte es. Die Prediger erhitzten die Gemüther und bereiteten sich auf außerordentliche Ereignisse vor.

Am 9. März 1566 saß abends die Königin mit ihren Vertrauten, darunter auch Riccio, in ihrem Gemache am Tische; Darnley trat ein, stellte sich hinter den Stuhl der Königin und küsste sie. Nach ihm trat Ruthven bewaffnet ein, von anderen Gewaffneten gefolgt. Die Königin fragte, wer es ihnen erlaube, bewaffnet einzudringen. Ruthven verlangte die Entfernung Riccios. „Was hat

er denn begangen?" fragte die Königin. — „Die größte und abscheulichste Sünde gegen die Ehre Eurer Majestät, gegen Ihren Gemahl, gegen den Adel und das gemeine Volk!" Vergebens befahl die Königin den Eindringlingen bei Strafe des Hochverrathes, sich zurückzuziehen: Ruthven gieng auf David los, der mit dem Rufe: „Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! retten Sie mich!" sich vor die Füße der Königin stürzte und die Falten ihres Kleides erfaßte. Darnley hielt die Königin, damit sie Riccio nicht zu Hilfe komme, die übrigen rissen den Italiener in das Vorgemach, durchbohrten ihn mit sechsundfünfzig Stichen und warfen seine Leiche durch das Fenster. Die Königin war eine Gefangene. Durch den Lärm im Schlosse kam die Stadt in Bewegung, die Verschworenen sagten aber den Bewohnern, die Königin befinde sich wohl, es sei nur ein Verräther entdeckt und bestraft worden. Am anderen Tage löste Darnley als König das Parlament auf.[1])

Riccio ermordet.

Maria gefangen.

Von ihrem Gemahle verrathen, von den Verschworenen gefangen, war Maria Stuart anfangs der Verzweiflung nahe. Doch bald wußte sie sich wieder zu fassen: sie konnte sich nur retten dadurch, daß sie die Verschworenen trennte, und dazu verhalf ihr Darnleys Schwäche; er half ihr zur Entweichung und versicherte die Verschworenen, die Königin verzeihe das Vorgefallene und werde ihnen Amnestie gewähren. In der Nacht vom 11. auf den 12. März entfloh sie nach Dunbar, rief hier den Adel zu den Waffen und kehrte mit Heeresmacht in die Hauptstadt zurück. Die Verschworenen entflohen und Darnley stellte öffentlich jede Theilnahme an der Unthat in Abrede. Um sich für seinen Verrath zu rächen, sandten die Verschworenen der Königin die Schrift, worin er mit ihnen sich geeinigt, Riccio zu tödten, um die königliche Macht zu erlangen. Verachtung und Haß waren fortan die einzigen Gefühle, die Maria Stuart gegen Darnley hegte. Indes ward sie 19. Juni 1566 von einem Sohne entbunden, der später als König von Schottland den Namen Jakob VI. (James VI.) führte und als König von England Jakob I. hieß.

Darnleys Schwäche.

Jakob VI.

Elisabeth war auf einem Balle als sie diese Nachricht erhielt; sie sank wie ohnmächtig in einen Lehnsessel und rief: „Die Königin von Schottland hat einen Sohn geboren, und ich bin nur ein unfruchtbarer Baum!" Jedoch nahm sie später bei der Taufe Jakobs die Pathenstelle an. Natürlich wurde die Erbfolge für England alsbald wieder Gegenstand der Verhandlung, wobei aber Elisabeth nichts abschlug und nichts versprach. Als das Parlament die Frage in Anregung brachte, verbot Elisabeth über diesen Gegenstand zu sprechen bei Strafe der Widerspenstigkeit.

---

[1]) Mignet, Histoire de Marie Stuart. Seit dieses Meisterwerk erschien, sind eine Reihe wichtiger Darstellungen, die Mignet zum Theil berichtigen, veröffentlicht worden. Agnes Strickland, Lives of the Queens of Scotland. 8 voll. 1852—1858. — Burton, The history of Scotland. 8 voll. 1867—1873. — Hosack, Mary Queen of Scots. 2 voll. 1870—1874. — A. Neel-Caird, Mary Stuart, her guilt or innocence. — Wiesener, Marie Stuart et le comte de Bothwell. 1863. — Marie Stuart et ses derniers historiens. Revue des questions historiques. 1868. — Jules Gauthier, Histoire de Marie Stuart. 3 voll. Paris 1869. — Chantelauze, Marie Stuart, son procès et son execution. Paris 1876. — Sehr gut ist Theodor Opitz, Maria Stuart, Freiburg 1879, und die Schriften von Dr. Bernhard Sepp.

Bothwell. Während die Misshelligkeiten zwischen König und Königin in Schottland wuchsen, bemächtigte sich der Königin James Hepburn, Graf von Bothwell, reich, dreißig Jahre alt, tapfer, verwegen, von wilden und heftigen Leidenschaften, und suchte sie, obschon er sonst häßlich war, für sich zu gewinnen, lenkte bald nach seinem Belieben den schottischen Hof und warf einen Schatten auf ihr Leben und ihren Ruhm.

Eingehend bespricht der Nuntius Nikolaus Floris aus Gondis, den Papst Pius IV. nach Schottland 1561 sandte, die Zustände Schottlands[1]) in den Worten: „Sie bietet ein klägliches und bejammernswertes Schauspiel. Es sind fast alle Klöster, zum Theile vom Grund aus, zerstört, die Tempel und Altäre zertrümmert, alles Heilige entweiht, die Bilder Christi und der Heiligen zerbrochen und weggeworfen. Kein kirchliches Officium wird im ganzen Reiche abgehalten, kein Meßopfer öffentlich dargebracht, außer in der Kapelle der Königin. Auch werden keine Sacramente öffentlich nach katholischem Brauche gespendet: Selbst die kleinen Kinder dürfen nur nach den Gebräuchen der Häretiker, und zwar zu der von ihnen vorgeschriebenen Zeit, nämlich am Samstage getauft werden, so daß viele derselben ungetauft sterben. Ihre sogenannten „Ministri" sind theils abgefallene Mönche, theils Laien, ganz ungebildete Menschen niedrigen Standes: Schuster, Flicker, Kürschner und andere von gleichem Schlage, die in allen ihren Predigten mit entsetzlicher Vermessenheit gegen den Papst, gegen das heilige Meßopfer, die Anrufung der Heiligen, die Verehrung der Bilder poltern und toben, die Messe Götzendienst nennen und andere dergleichen gottlosen Sätze dem einfachen und ungebildeten Volke vorpredigen. Und so groß ist die Wuth und der Wahnsinn dieser Menschen, daß sie nicht nur die Bilder der Heiligen auf die Seite geschafft, sondern auch die Werke der heiligen Väter verbrannt haben, so daß weder von den allgemeinen Concilien, noch den apostolischen Überlieferungen bei ihnen irgendwie Rede ist; nur die Heilige Schrift, die sie nach ihrem Gutdünken verdrehen und gegen die Glaubenslehren der Kirche in einem ganz falschen Sinne erklären, hat Ansehen bei ihnen. Ihre sogenannten Superintendenten aber besuchen zwar fleißig die Kirchen, welche sie durch Gewalt und Tyrannei in ihren Besitz gebracht haben und aus denen sie die gesetzmäßigen Hirten fernhalten, aber so, daß sie nicht nur das unglückliche, schon verleitete Volk in der gottlosen Lehre befestigen, sondern auch viele andere, selbst Priester, von der wahren Religion abwendig machen. Nicht weit von dem Orte, wo ich als Gast aufgenommen war, schworen während meines Aufenthaltes daselbst drei Priester an einem Tage öffentlich den alten Glauben ab. Zur selben Zeit feierte einer der angesehensten Superintendenten, ein Mönch und Doctor der Theologie, im Alter von ungefähr siebzig Jahren, öffentlich seine Hochzeit. Sie wollen nämlich ihre Lehre, wonach sie allenthalben auf der Kanzel gegen das Gelübde der Keuschheit streiten, nicht nur durch Worte, sondern auch durch Beispiele bekräftigen. Durch außerordentlich schlaue Kunstgriffe suchen sie das unglückliche Volk zu verleiten. Diejenigen aber, welche ein öffentliches Amt bekleiden, verwalten dasselbe in der Weise, daß sie auch bei Processen die Leute fragen, ob sie katholisch oder (wie sie sagen) Papisten seien, oder aber ihrer Congregation angehören? Und, wenn sie vernehmen, es seien Katholiken, so wird die Angelegenheit entweder ganz

Bericht des Goudanus.

Kirchenschändung.

Die Superintendenten.

Priesterehen.

[1]) Bellesheim, Geschichte der katholischen Kirche in Schottland, II. S. 40–87.

bei Seite geschoben oder äußerst langsam besorgt. Die Großen des Reiches sodann scheinen zwar die Königin anzuerkennen, doch gestatten sie ihr nicht, von ihrem Rechte Gebrauch zu machen; denn auf verschiedene Weise suchen sie dieselbe zu bekämpfen und auf ihre Seite zu ziehen; auch bringen sie ihr viele falsche Ansichten bei und benützen oft ihre Furcht vor den Engländern, um sie einzuschüchtern, besonders wenn sie für die Vertheidigung des Glaubens etwas unternehmen will; dann reden sie ihr ein, die Engländer würden von neuem in Schottland einfallen wie vor drei Jahren, als ihre Mutter frommen Andenkens mit Hilfe der Franzosen die Häretiker vertreiben wollte. Was soll da, frage ich, die fromme jugendliche Herrscherin thun, die in Üppigkeit erzogen und kaum zwanzig Jahre alt ist und allein, ohne menschlichen Schutz und Rath dasteht? denn auch ihr Beichtvater hat sie kurz vor meiner Abreise von Schottland verlassen und ist mit einigen katholischen Bedienten derselben nach Frankreich zurückgekehrt; und so ist sie jetzt fast allein inmitten der Häretiker, deren Bestrebungen sie jedoch nach Kräften zu widerstehen sucht." —

Die Großen.

Maria Stuart.

Hier beginnt die Abweichung in der Darstellung des Lebens dieser Königin. Die einen, Mignet an der Spitze,[1]) kommen namentlich auf Grund von Beweisen, die in einer Cassette der Königin gefunden worden sein sollen, die aber jetzt nachgewiesen gefälscht sind, zu folgender Auffassung der verwickelten Ereignisse:

Darnley fühlte sich natürlich hiedurch beleidigt und trug sich bald mit dem Plane, sich auf das Festland zurückzuziehen, ohne jedoch den Entschluss dazu zu finden. Die Königin verachtete ihn nicht bloß, sie hasste ihn und hätte seine Abreise gerne gesehen, nachdem er vor dem Rath zugestanden hatte, dass sie ihm keine Ursache dazu gegeben habe. Das Herz wollte ihr bei dem Gedanken brechen, dass sie an Darnley gebunden sei. Es gab aber Edelleute genug, welche die geheimen Gedanken der Königin erriethen, und ihren ungestümen Neigungen Vorschub zu leisten entschlossen waren; Lethington stand an ihrer Spitze und Murray hatte nichts gegen ihren Plan. Als sie offen hierüber mit Maria Stuart sprachen, habe diese unter der Bedingung eingewilligt, dass die Scheidung gesetzlich sein müsse und den Rechten ihres Sohnes keinen Nachtheil bringen dürfe. Aber wie eine gesetzliche Scheidung der Ehe durchsetzen? Als Maria Stuart davon sprach, dass sie sich nach Frankreich zurückziehen wolle, erklärten die Edelleute, sie würden schon Mittel finden, die Königin von ihrem Gemahle zu befreien ohne Nachtheil für ihren Sohn. Maria habe die Tragweite dieser Anspielung nicht verstanden oder nicht verstehen wollen und erklärt, sie lasse nichts geschehen, was ihre Ehre beflecken könnte, und werde alles Gott anheimstellen. Die Edelleute kamen sofort unter sich überein, den König zu tödten, weil er ein Thor und Tyrann und Feind des Adels sei, und sich gegen die Königin auf eine unerträgliche Weise benommen habe. Darnley habe Gefahr geahnt, als die wegen des Mordes Riccios Verbannten begnadigt wurden; er wurde trübsinnig, er bekam die Pocken. Bothwell aber gewann neue Theilnehmer für sein Complott unter dem Vorgeben, die Königin billige alles, versprach sogar, um den kühnen Morton zu gewinnen, die schriftliche Einwilligung der Königin beizubringen,

Verschwörung gegen Darnley.

[1]) In den Capiteln 3—5 seines durch reiche Kenntnis der Quellen und juridische Schärfe hervorragenden Werkes.

Maria und Darnley.

was er aber nie vermochte. Sicher steigerte sich das Misverhältnis zwischen König und Königin; als es hieß, Darnley wolle sich seines Sohnes bemächtigen, ihn krönen lassen und in seinem Namen regieren, ließ Maria den jungen Jakob zur Sicherheit nach Edinburg bringen. Nichtsdestoweniger reiste Maria auf einmal nach Glasgow zu Darnley, überhäufte ihn mit den zärtlichsten Liebesbezeugungen, gewann schnell ihre alte Herrschaft über ihn und bewog ihn, nach Edinburg zurückzukehren. Da er aber noch krank war, so nahm er bei der Feldkirche vor Edinburg der gesunden Luft wegen seine Wohnung. Allerlei Verdacht quälte den unglücklichen Mann, dessen Herz weich war wie Wachs. Bothwell betrieb indessen die Vorbereitungen zur Ermordung: der König sollte in der Nacht sammt seinem Hause in die Luft gesprengt werden. Darnley bekam Angst und fieng an in der Bibel zu lesen, bis die unten im Hause versteckten Mörder in sein Gemach drangen und ihn sammt einem jungen Pagen erwürgten; dann sprengten sie ihn sammt dem Hause in die Luft. Als das Volk von Edinburg, durch die Explosion aus dem Schlafe erschreckt, herbeieilte, fand man die Leiche des Königs im nahen Garten, vom Pulver nicht verletzt.

Darnley ermordet.

Maria Stuart bejammerte den Tod ihres Gatten; drei Tage nach dem Morde setzte sie eine Belohnung auf die Entdeckung der Mörder aus, während schon die öffentliche Stimme Bothwell als den Urheber bezeichnete. Der Vater des unglücklichen Königs, Lennox, bat um eine Untersuchung, sie ward versprochen, zog sich aber lange hin.

Gericht.

Bothwell, den Maueranschläge als den Urheber der ruchlosen That bezeichneten, ward nicht verhaftet; endlich ward der Process vorgenommen, aber übereilt, und ohne dass die Gegner Bothwells ihre Beweise vorbringen konnten. Die Geschworenen waren lauter Anhänger des Grafen und sprachen ihn einstimmig frei, wobei er sich noch erbot, seine Unschuld mit den Waffen in der Hand gegen jeden, der sie bezweifeln würde, zu beweisen. Lennox flüchtete nach England, Murray reiste nach Frankreich ab, Bothwell aber bekam die Grafschaft Dunbar und wurde zum Großadmiral ernannt.

Nicht zufrieden mit der Straflosigkeit, strebte Bothwell nach der Hand der Königin und ließ sich deshalb von seiner Gattin scheiden. Maria Stuart wäre verblendet, nur wenige geneigt gewesen, ihr abzurathen, weil man die Rache Bothwells fürchtete, und auch für die Stimme dieser Getreuen hatte sie kein Ohr. Am 5. April wurde der Heiratsvertrag unterzeichnet, bald darauf wurde sie von Bothwell auf der Reise von Stirling nach Edinburg überfallen; die Königin lebte einige Zeit unter dem nämlichen Dach mit Bothwell; hierauf zog sie mit diesem Manne in Edinburg ein und erklärte öffentlich, dass sie ihm verzeihe und ihn zu heiraten beabsichtige.

Marias Verirrung.

Heirat mit Bothwell.

Reue.

Die Strafe sei der Bethörung auf dem Fuße gefolgt. Schon am 16. Mai wünschte Maria den Tod, verlangte nach einem Dolche, um sich zu tödten, schrie laut auf, dass sie sich nie wieder freuen wolle. Eifersüchtig sah Bothwell auf jeden, der in die Nähe der Königin kam, er fürchtete, wie Darnley durch einen anderen aus ihrem Herzen verdrängt zu werden. Endlich zogen sich dunkle Wolken über dem jungen Ehepaare zusammen. Viele vom Adel bildeten einen Bund, um

den Prinzen zu sichern, den die Königin, hingerissen von ihrer Leidenschaft, an Bothwell ausliefern könnte; sie wandten sich an Elisabeth, an Karl IX. In wenig Tagen wuchs der Bund zur Macht an. Bothwell, der anfangs die Auslieferung des Prinzen verlangte, musste sich bald gegen den Aufstand in Vertheidigung setzen, die Bevölkerung von Edinburg erklärte sich für die Empörer. Schon schien es zwischen beiden Parteien zur Schlacht zu kommen, als während eines Vermittlungsversuches, bei dem ein Zweikampf zwischen Bothwell und einem der Gegner den Kampf entscheiden sollte, die königliche Armee sich auflöste. Nur sechzig Edelleute und die Leibwache blieben Maria treu, die nur noch den zu retten suchte, welchen sie liebte. Die Lords versprachen ihr, wieder gehorsam zu sein, wenn sie den Königsmörder entferne und ihnen nach Edinburg folge. Bothwell schied von ihr nach Dunbar, nachdem er noch das Versprechen der Treue erhalten hatte. Heftige Äußerungen der Königin wendeten bald die Stimmung im Heere ihrer Gegner, sie wurde als Gefangene nach Edinburg gebracht und dem Zuge das Banner, auf welchem die Ermordung Darnleys dargestellt war, vorangetragen; es wehte vor dem Fenster ihres Gefängnisses, aus dem sie vergebens das Volk um Hilfe gegen die Tyrannen anrief. Überzeugt von der unausrottbaren Leidenschaft Marias für Bothwell, und seine Rache befürchtend, wenn er wieder zur Macht gelangte, beschlossen sie, die Königin einzusperren und zu entthronen. Am 17. Juli 1567 wurde Maria auf einer alten Mähre nach Schloss Lochleven gebracht, das inmitten eines Sees auf eine halbe Meile von Wasser umgeben ein Gefängnis schien, welches jedes Einverständnis nach außen unmöglich mache. Herrin des Schlosses war Maria Erskine, die Mutter des William Douglas, ehedem Geliebte Jakobs V., welche sich als durch Marias Mutter um Rang und Ehre gebracht ansah, und mit dem Hasse einer Presbyterianerin die katholische Königin unerbittlich bewachte. Zum Unglücke für Maria wurde in jener Zeit beim Kämmerer Bothwells ein silbernes Kästchen[1]) gefunden, in welchem sich die Briefe der Königin an Bothwell vor und nach der Ermordung Darnleys nebst glühenden Gedichten an ihren Geliebten befanden. So schrieben die Gegner gegen die katholische Königin. Diese Lügen wurden eine Macht gegen sie und mussten daher genannt werden. In Wahrheit verhält sich der Hergang der Dinge ganz anders.

Empörung.

Bothwell flieht.

Maria gefangen in Lochleven.

Die Briefe der Königin.

Seit Mignet sein berühmtes Werk über das Leben der unglücklichen Königin herausgab, sind eine Reihe von Urkunden veröffentlicht und ist auf diese hin von verschiedenen Schriftstellern, reformierten wie katholischen Bekenntnisses, die Vertheidigung der Angeklagten mit Glück also geführt worden.

Die Verhältnisse in Schottland waren dermassen schwierig, der Adel so unbändig, parteisüchtig, ränkelustig, durch die langen Wirren die Charaktere derart verdorben, der Hass der Zeloten so unvernünftig und übermüthig, dass nur ein Mann von großer Einsicht, Biegsamkeit, Thatkraft und kriegerischer Begabung sich als König hätte behaupten können, nie aber ein schwaches Weib, das eine Elisabeth zur Nachbarin und eine Katharina von Medici zur Gegnerin hatte; jene half stets ihren Thron unterwühlen, diese verrieth Marias Pläne an die Königin von England, weil sie einen ihrer Söhne

Schwere Lage Marias.

[1]) Vergl. Dr. Bernhard Sepp, Cassettenbriefe der Maria Stuart. München 1881.

gern mit Elisabeth vermählt gesehen hätte. An ihren Unterthanen hatte Maria nur eine Stütze, wenn sie ihnen Gnaden spendete oder wenn sie ihrem Glauben untreu wurde. — Die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts bietet bei allen großen Völkern Europas ihre häßlichen Seiten, die Geschichte Schottlands gehört aber zu den widerwärtigsten. Wohl nie ist eine junge schöne Königin auf einen unheimlicheren, düstereren Boden getreten; schon Zeitgenossen bezeichneten ihre Ankunft ihn Schottland als „ein rauhes Abenteuer für eine junge Frau".

Knox. Eine Katholikin naht als angestammte Königin, und Knox, der einflussreichste Prediger, bezeichnet sie mit einer zügellosen Frechheit der Zunge, die an Marat erinnert, auf der Kanzel als Götzendienerin, „mit der Kummer, Jammer, Gottlosigkeit, Finsternis in das Land komme"; er betet täglich: „Gott möge das verhärtete Herz der Königin umwandeln oder die Seelen und Arme seiner Erwählten stärken, um der Wuth der Tyrannen zu widerstehen." — Er stellt öffentlich in Frage, „ob man der Königin, als einer Götzendienerin, in politischen und bürgerlichen Dingen gehorchen könne". — Die Königin bereist ihr Land und empfängt Beweise von Anhänglichkeit des Volkes. Das veranlasst „den Heiligen Gottes" zu predigen: die Städte seien durch den Besuch der Königin beschmutzt worden; Krankheiten und andere Gottesgeißeln seien ihren Schritten gefolgt, der Teufel habe seine Freiheit da wiedergefunden, wo er früher nicht gewagt haben würde, sich öffentlich zu zeigen. — „Hat die Königin eure Prediger nicht immer mit Wohlwollen behandelt?" — fragt eines Tages Maitland den Fanatiker und erhält die Antwort: „Was, kein Grund zum Verdacht? ist sie nicht katholisch, läßt sie nicht die Messe lesen? liebt sie nicht alle Teufelskünste, Tanz, Musik und Poesie?" — Maria Stuart läßt den Fanatiker, nachdem er wieder einmal gegen sie auf der Kanzel gedonnert hat, zu sich bitten und sagt ihm freundlich: „Wenn Sie von mir etwas hören, was Ihnen missfällt, so kommen Sie und warnen Sie mich, ich werde Ihrem Rathe folgen", und erhält die rauhe Antwort: er predige öffentlich, da könne sie hinkommen und ihn hören; er werde nicht an ihrer Zimmerthüre oder anderswo harren, um ihr seine Meinung zuzuflüstern oder zu berichten, was man von ihr denke oder sage; das erlaube ihm weder sein Gewissen, noch sein ihm von Gott bestimmter Beruf. — Maitland schrieb an Cecil, sie zeige in ihrem Verhalten gegen Knox eine weit über ihr Alter gehende Klugheit. Mit ihrer Nachgiebigkeit gegen die Eiferer schützte die Königin nur „officielle Schmäher", welche sie dafür jeden Sonntag auf der Kanzel anklagten, und entfremdete sich dadurch die Katholiken in Europa.[1])

Maria und Knox.

Elisabeth. Das Verhältnis zu Elisabeth war ein höchst schwieriges. Vor nichts hatte Elisabeth einen solchen Abscheu als vor dem Wort „Erbe", und ihre eigenen Räthe trieben Maria, die Anerkennung ihres Erbrechts von der Nachbarkönigin zu erwirken. Elisabeth war bitterneidig auf Marias Schönheit und wusste, dass der Adel Nordenglands die junge Schottenkönigin für besser berechtigt an den englischen Thron hielt, als die Tochter Anna Boleyns, darum wollte sie keine Zusammenkunft „mit der Schwester" in York, hielt sie dieser aber stets als Lockspeise hin. Elisabeth bestach die Räthe Maria Stuarts und suchte diese durch ihre Diener in steter Vormundschaft zu erhalten. Mit Hilfe eines tüchtigen

[1]) Opitz, Maria Stuart. Freiburg 1879.

Gemahls hätte Maria sich der drückenden Fesseln entwinden und Ordnung in Schottland schaffen können, aber die Königin von England und die an ihrem Leibeil giengen, insbesondere der falsche Halbbruder Murray, thaten alles, dass keine Heirat mit einem Fürsten, der die nöthigen Eigenschaften besaß, zustande kam — kein französischer, kein spanischer, kein österreichischer Prinz sollte es sein. Sie bot ihr Leicester an, ihren eigenen Liebhaber, dieser ließ aber selber der Schottenkönigin sagen, sie möge dem Antrage nicht trauen, er sei eine schlau ersonnene Intrigue. „Sie hat Ihre Verheiratung mit einem ausländischen Fürsten verhindert," sagte ihr Melvil, „jetzt bietet sie Ihnen Leicester an, den sie gar nicht geben will, weil sie nicht von ihm lassen kann." Auch Darnley gönnte Elisabeth ihrer Schwester nicht, obschon durch diese Heirat die Besorgnis vor ihrer Verbindung mit einem ausländischen Fürsten, durch welche Schottland Allianzen auf dem Festland gewinnen konnte, behoben war. Sie ließ Maria die Ehe mit Darnley als „unpassend, unvortheilhaft für die Erhaltung des Bundes beider Königreiche, als schädlich und gefährlich" erklären und setzte im Zorne darüber Darnleys Mutter gefangen. Maria schreibt selber über ihre bedrängte Lage: „Mein Bruder Murray suchte sich unter der Hand zu legitimieren, und indem er sich stellte, wie wenn er an mir hänge, verließ er mich keinen Schritt und wollte für die ganze Regierung des Königreichs sorgen. Und er hatte sich so gut befestigt, dass er mich unter Vormundschaft hielt, und endlich machte er mir den Vorschlag, ihm und Argyle meine Krone zu übergeben und mich der Hamilton zu entledigen, wie ich mich Huntlys entledigt hatte, was mir den Gedanken eingab, mich zu verheiraten und, wenn nicht allen, wenigstens den Wohlmeinenden, den Katholiken, und den Trägern meines Geschlechtsnamens, zu gefallen."

Leicester. Murray.

Durch Elisabeths Gebaren jeder weiteren Rücksicht gegen sie entbunden, nahm Maria den Darnley zum Gemahl: er war Katholik, seine Mutter vereinigte in ihrer Person das Königsblut der Tudor und Stuart; er war ein schöner Mann, vier Jahre jünger als Maria Stuart, und besaß, was in jener Zeit als feine Bildung galt. Die Ehe war aber ein Missgriff, weil Darnley von seinem Vater Lennox her hochmüthig, dünkelhaft, undankbar und eigensinnig war und unklug. Zuerst stieß er den ehrsüchtigen Murray an den Kopf durch die Äußerung: „dieser habe zu viel Herrschaften für einen Unterthan" — und dieser plante nun einen Aufstand und rechnete dabei auf Elisabeth. Cecil erklärte sofort, diese Ehe verstärke Marias Rechte auf die englische Krone, belebe aufs neue den Katholicismus in England, man müsse daher die Gegner der Heirat in Schottland unterstützen. Die Gegner, Murray an der Spitze, beschlossen zuerst denn auch, Darnley und die Königin zu beseitigen und Murray die Regentschaft zu übertragen; dann verpflichteten sie sich durch einen Bund, Lennox und Darnley aus dem Weg zu räumen, die Königin zur Abdankung zu zwingen und auf Lebenszeit im Schloss Lochleven gefangen zu halten.[1]) Der Plan scheiterte, die Königin entkam 1. Juli 1565 dem ihr gelegten Hinterhalte. Der englische Gesandte antwortete Maria auf die Frage, was denn Elisabeth von ihr wünsche: — sie möge Darnley und Lennox nach England zurücksenden; und als sie sich des weigerte, so sagte er: „Wenn Euer Majestät einwilligten die Religion zu wechseln, so wäre dies eher ein Grund, die Ehe zu billigen." — „Was!" fuhr Maria auf, „was, ich soll aus meiner Religion eine

Darnley. Verschwörung.

[1]) Opitz, Maria Stuart, S. 99—103.

Ware machen, oder mich nach dem Willen eurer Prediger beugen? — unmöglich! Sie werden mich nie überreden, dass ich im Unrecht bin gegenüber Ihrer Gebieterin, sie ist es vielmehr mir gegenüber."

Maria Stuart liebte ihren Gatten zärtlich und that in ihrem Feuer zu viel für ihn: am 20. Juli erhob sie ihn zum Herzog von Albany, am 28. Juli ertheilte sie ihm den Königstitel, am 29. Juli 1565 ihre Hand, am 31. Juli ließ sie ihn am Marktkreuz zu Edinburg als König ausrufen. Elisabeth sandte
Krieg gegen Murray. 10.000 Pfund, um den Aufstand Murrays zu unterstützen; Philipp II. sandte 20.000 Thaler, um Maria gegen Elisabeth zu helfen. Murray erlag und floh nach England. Maria hatte an dem Kriege gegen die Rebellen theilgenommen; sie trug ein Panzerhemd, weil mehrere Rebellen sich durch einen Schwur verpflichtet hatten, sich in der Schlacht auf den König zu werfen, ihn zu tödten oder selber unterzugehen.[1])

Darnley. Der Stellung, zu der ihn Marias Liebe erhoben, zeigte sich aber Darnley wenig würdig. Sein Hochmuth, seine Unverschämtheit wurden unerträglich; für Regierungsgeschäfte ohne Ernst, überließ er sich einem liederlichen Leben; desungeachtet drängte ihn sein Vater beständig, die „Ehekrone", d. h. Antheil an der Regierung von der Königin zu verlangen. In Anbetracht seiner mehr und mehr hervortretenden schlimmen Eigenschaften schlug Maria ihrem Gemahl mit Festigkeit diese Bitte ab. Darnley schrieb dies dem Rathe ihres Secretärs David Riccio zu, dem die Königin ob seiner Treue und Klugheit traute. Lennox verlangte von seinem Sohne Darnley, er solle ihm die Stellung eines Generallieutenants der Grenzen erwirken — auch dies verweigerte Maria entschieden, denn sie fand ihn ungeeignet und hätte den bisherigen Inhaber, der seine Treue seither makellos bewährt habe, Bothwell, gekränkt. Auch darob fiel Hass auf Riccio, der als ein Agent des Papstes bei den Zeloten galt. Kaum hörten die Verschworenen von diesem Zwiespalt im Königshaus, als sie sich Darnley näherten, der ihnen unbesonnen seinen Hass gegen Riccio vertraute. Darnley hat nie geglaubt, dass seine Gemahlin untreu sei, sondern dass sie durch Riccio abgehalten werde, ihn zum Mitgenossen der königlichen Macht zu erheben. —
Riccio. Douglas war es, der ihm vorhielt, Maria sei mit Riccio so vertraulich, dass seine Gattenehre gekränkt werde. Sein Ehrgeiz und der seines Vaters war verletzt und darum meldete der englische Gesandte, zwischen beiden werde etwas geplant, damit Darnley trotz der Königin zur Ehekrone gelange. Elisabeth kannte also, was gegen Maria im Werke war, warnte sie aber nicht. Darnley verpflichtete sich auf sein Fürstenwort, seine Genossen mit aller Macht zu vertheidigen und nicht zu dulden, dass sie wegen des geleisteten Beistandes irgendwie belästigt oder beunruhigt werden; habe er mit dem Beistande der Lords die Ehekrone erlangt, so gelobe er ihnen völliges Vergessen des Vergangenen und werde nicht dulden, dass die Verwirkung gegen sie vom Parlamente beschlossen werde.
„Band." Dagegen schworen die Lords, des edlen und mächtigen Königs Heinrich von Schottland loyale Unterthanen und getreue Diener zu werden, all seine Streitsachen zu den ihrigen zu machen, für ihn Gut und Blut aufs Spiel zu setzen, ihm durch das Parlament die Ehekrone bewilligen zu lassen, mit allen Mitteln für ihn zu streiten wider alle, seine gerechten Ansprüche auf den schottischen Thron aufrecht zu erhalten und, im Falle sie ihm irgend jemand streitig mache, bereit zu sein, solchen aus Schottland zu tilgen und zu tödten; sie wollen mit

[1]) Opitz, l. c. S. 99—116. — Gauthier, l. c. I, p. 196—227.

dem Beistand des Königs die Religion Christi fester gründen (d. h. Schottland noch reformierter machen, der Bund ist also auch gegen die katholische Richtung der Königin), sich bei Elisabeth für Darnley verwenden und nach Darnleys allenfallsigem Tode auf seinen Vater Lennox das Recht der Thronfolge bringen. Lennox. hatte doch Lennox durch die Geburt der Maria Stuart seine Aussicht auf den Thron verloren und hasste er sie doch darum bitterlich! So war die Seele dieses Complottes, für dessen Gelingen Knox ein dreitägiges Fasten ausschrieb. Die Bluttat war zuerst auf den 7. März festgesetzt, und sollte in Marias Gegenwart stattfinden, da man das Volk glauben machen wollte, Riccio sei getödtet worden, weil mit Maria in flagranti ertappt.[1]) Nach vollbrachter That ließen sie in Riccios Wunde Darnleys Dolch stecken zum Beweis, dass alles auf seinen Befehl geschehen sei. — „Armer David, mein guter und treuer Diener!" rief Maria im höchsten Schmerz, „Gott sei deiner Seele gnädig!"

Darnley blieb, während die Verschworenen Riccio hinausschleppten, bei Darnley. der Königin, beklommen und verlegen, mit den Worten: „Es ist nichts" sie zu trösten suchend. Nach der That kam Ruthven wie ein Gespenst wieder, stürzte ein Glas Wein hinunter und gab auf Marias Frage, welches Verbrechen sie denn begangen habe, die Antwort, sie habe die Rathschläge ihres Adels verachtet und nur die des Italieners befolgt, mit welchem sie den Untergang der reformierten Religion geplant und mit den katholischen Mächten Briefe gewechselt habe, und zeigte die Rückkehr Murrays und der andern Verbannten mit Einwilligung des Königs an. Jetzt erst erfuhr Maria Stuart die Theilnahme ihres Gemahls am Maria Stuart. Complotte und fragte vorwurfsvoll: „Wer hat Sie dazu gebracht, eine so schwarze That zu begehen? was habe ich Ihnen gethan, mich so zu beschimpfen?" — und erklärte ihm, sie werde nie mehr mit ihm als seine Gattin leben. Den Gemahl, den sie geliebt, musste sie jetzt verachten. Sie schluchzte laut über ihre Hilflosigkeit. Den Bürgern von Edinburg, welche wegen des Lärms vor das Schloss kamen, sagten die Verschworenen, Riccio sei hingerichtet worden, weil er mit Hilfe spanischer Truppen das Papstthum in Schottland habe wiederherstellen wollen. Die Königin brach in laute Jammerrufe aus, als man sie einsperrte. Das rührte doch Darnleys Herz so weit, dass er einige Kammerfrauen zu ihr ließ. Am andern Tage aber benahm er sich als König, löste das Parlament auf, ließ die Verbannten in die Stadt, Murray sogar in das Schloss. — „Ach Bruder," Murray. rief die Königin, „wenn Sie hier gewesen wären, hätten Sie mich gewiss nicht so grausam behandeln lassen!" Murray that ergriffen, weinte, kniete vor ihr nieder. Aber entschlossen waren die Verschworenen, die Königin so lange in der Plan der Verschworenen. Festung Stirling gefangen zu halten, bis sie die Ermordung Riccios gutgeheißen, dem König die Ehekrone und die Regierung übergeben und eingewilligt, den Adel im ungestörten Besitz der von ihm geraubten Kirchengüter zu lassen, oder, wie die Schotten dies nannten, „die Reform zu gründen". Sollte sie sich widersetzen, so wolle man ihr das Leben oder mindestens die Freiheit auf Lebenszeit nehmen.

Darnley fühlte, dass Murray jetzt der Herrscher sei. Als Maria ihn Darnley reuig. fragte, ob er jetzt etwas mehr sei als ein Werkzeug der Verschworenen, ob ihm die, welche die legitime Königin nicht geschont, wohl die Staatsgewalt überlassen würden — bereute er seine Verblendung, bat sie um Verzeihung und gestand ihr, dass ihr Leben und ihre Freiheit in Gefahr seien, wenn es ihr nicht ge-

[1]) Opitz, l. c. S. 126—128. — Gauthier, l. c. I, p. 258—286.

linge zu entfliehen. Dies gelang in der Nacht vom 11. auf den 12. März mit Hilfe Darnleys. Bothwell stellte die Pferde zur Flucht nach Dunbar. Dort erließ die Königin einen Aufruf an ihr Volk und die Verschworenen flüchteten nach England, von Murray an Cecil empfohlen. Am 18. März hielt die Königin ihren Einzug in Edinburg. Die Mörder Riccios wurden geächtet; zwei von ihnen wurden hingerichtet. Darnley schwor vor dem geheimen Rathe, er habe den Mord Riccios nie angerathen, gebilligt, unterstützt, und bekannte, nur darin gefehlt zu haben, daſs er in die Rückkehr der Verbannten ohne Wissen der Königin gewilligt habe.

Maria wieder Königin.

Um sich an Darnley für seinen Verrath zu rächen, sandten die Verschworenen die Urkunde des mit diesem abgeschlossenen Bundes, worin alle von ihm übernommenen Verpflichtungen zu lesen. Seine Lüge, seine Schwäche waren himmelschreiend. Maria weinte bittere Thränen, dennoch entzog sie dem Gemahl ihre Liebe nie vollständig. Ihre Entbindung nahte, sie hatte Angst und machte ihr Testament: 26 Vermächtnisse sind darin für Darnley. Am 19. Juni 1566 ward sie von einem Knaben entbunden. „Mylord," sagte die Königin zu Darnley, „Ich habe Ihnen einen Sohn geschenkt und er gehört nur Ihnen, ich wünsche, daſs alle hier Anwesenden dies bezeugen." — Darnley wurde roth und küſste seinen Sohn. „Das ist nun der Sohn," sagte sie zum englischen Gesandten, „der, hoffe ich, zuerst die Kronen von England und Schottland vereinen wird." — „Wie, soll er denn vor Eurer Majestät und vor seinem Vater folgen?" — „Wer weiß! Sein Vater hat mich gebrochen!" — „Ist das, Madame," rief Darnley, „das Versprechen, das Sie mir gegeben haben, zu verzeihen und zu vergessen?" — „Ich habe alles verziehen, aber ich habe nicht vergessen können."

Jakob VI.

Statt sich nach Kräften zu bemühen, seinen Fehler durch Eifer für die Einigung der Parteien wieder gut zu machen, zeigte sich Darnley unverbesserlich. Ihm war die Anwesenheit Murrays zuwider wie Maitlands, und doch war er selber Schuld, daſs sie aus der Verbannung zurück waren. Ihm schwebte immer wieder die Ehekrone über dem Haupte, er trotzte und schmollte, weil er nicht alles war und nicht überall befehlen durfte. Auf einmal verließ er die Königin und ließ ihr sagen, er komme nicht mehr an den Hof, bis vorher Murray, Maitland und Argyle davon entfernt wären. Maria überwand ihren Unmuth, holte den Trotzkopf selber ab, bat ihn um den Grund seiner Unzufriedenheit — er blieb aber verschlossen. Ob sie ihn irgendwie beleidigt, fragte sie ihn vor dem geheimen Rathe. Er blieb stumm. Die Räthe mahnten ihn, er solle Gott danken, daſs er eine so verständige, tugendhafte Gemahlin besitze — er entgegnete, er habe keine Beschwerde gegen die Königin. Auf einmal rief er aber: „Adieu, Madame, Sie werden mich lange nicht wieder sehen!" — und reiste nach Glasgow, um von Maria durch Schmollen die Ehekrone zu erlangen, die er durch die Verschwörung nicht hatte erreichen können. An Maria schrieb er: er habe zu wenig Macht und Ansehen. Sie antwortete: „Das ist Deine, nicht meine Schuld." [1])

Darnley.

Auf einer Reise durch ihr Reich erkrankte Maria in Jedburgh schwer, so daſs sie an ihren Tod glaubte. Sie empfahl den Großen ihren Sohn und legte namentlich Murray Duldsamkeit ans Herz, „denn es ist ein grausam und sehr hartes Ding, wenn dem Gewissen im Glauben Zwang angethan wird." Sie verzieh allen, auch dem Gemahl, der, von ihrer Gefahr benachrichtigt, sich

[1]) Opitz, l. c. S. 138 ff. — Gauthier, l. c. I, p. 287—310.

unbekümmert der Falkenjagd ergab. Erst als sie wieder wohl war, kam er nach Jedburgh und man konnte von ihm mit Mühe das Versprechen erlangen, er werde Schottland nicht verlassen. Seine Gleichgiltigkeit weckte in Maria die Erinnerung an frühere Kränkungen auf. Darnley vermehrte die Verstimmung dadurch, dass er der Taufe seines Sohnes nicht beiwohnen wollte, weil er die „Ehekrone“ noch nicht habe. Der Gram warf die Königin von neuem aufs Krankenlager. Wie gerne sahen dies Missverhältnis die Großen! sie beriethen über die Scheidung der Gatten, und damals mag zuerst in dem wegen seiner Treue und Thatkraft von ihr geschätzten Grenzwärter Bothwell der Gedanke erwacht sein, dass die Hand der dann freigewordenen Königin vielleicht ihm zufallen könnte. Maitland erklärte der Königin, der Adel könne es nicht länger ansehen, wie der König sie und alle Welt betrübe. Maria entgegnete, sie könne nur in eine Scheidung willigen, die gesetzmäßig sei und den Rechten ihres Sohnes nicht schade; übrigens werde Darnley sich vielleicht ändern. — „Wir Ersten vom Adel werden schon ein Mittel finden.“ — „Ich will nicht, dass Sie etwas thun, was meine Ehre und mein Gewissen kränken könnte. Darum bitte ich Sie, lassen Sie die Dinge, wie sie sind, bis Gott in seiner Güte ein Heilmittel findet.“ — Die Königin ließ sich also mit dem Adel in kein Complott gegen ihren Gatten ein. Eine gesetzliche Scheidung konnte nur wegen Blutsverwandtschaft angesucht werden, dann aber waren die Rechte des Kindes an den Thron in Frage gestellt.

Seine Roheit.

Der Adel dringt auf Scheidung.

Die Großen aber machten einen Bund, sich Darnleys zu entledigen und alle für einen und einer für alle einzustehen. — Die Tauffeier kam, Darnley wohnte trotz aller Bitten Maria Stuarts ihr nicht bei, sondern schloss sich schmollend in sein Zimmer ein. Der französische Gesandte ärgerte sich über sein Benehmen so stark, dass er ihm erklärte, er habe von seinem König Befehl, jeden Verkehr mit ihm abzubrechen. Maria wurde wieder krank vor Schwermuth. Bei Darnley siegte jetzt das bessere Gefühl über den Groll, er kam, versöhnte sich mit ihr und versprach fürder schlimmen Rathgebern kein Gehör zu schenken. Doch war dieser Friede von kurzer Dauer. Als die Königin, von den Großen gekränkt, die Lords, die sich mit Darnley gegen Riccio verschworen und die er verrathen, amnestierte, reiste er nach Glasgow (December 1566) zu seinem Vater. Von da schrieben sie Briefe an den Papst, an Philipp II. und andere katholische Fürsten, worin sie Maria Stuart der religiösen Lauheit beschuldigten und vom Papst zur Wiederherstellung der katholischen Religion Geldunterstützung erbaten. In Schottland sprach man davon, dass Darnley des Prinzen sich bemächtigten, ihn krönen und in seinem Namen herrschen wolle. Man rieth der Königin, sich des Gemahls zu bemächtigen — sie wies es zurück. „Ich weiß,“ schrieb sie, „dass er sich zu schaffen macht, meine Handlungen auszuspionieren, aber mit Gottes Hilfe werden sie so sein, dass niemand Ursache haben wird, sich dadurch gekränkt zu fühlen.“

Jakobs VI. Taufe.

Da wurde Darnley in Glasgow von den Blattern befallen, 5. Januar 1567. Die Königin sandte ihm sogleich ihren eigenen Arzt. Das erweckte Reue in ihm, er drückte in einem Briefe den Wunsch aus, sie wieder zu sehen. Gern verzieh sie und reiste sogleich nach Glasgow, 24. Januar 1567. Als Darnley seine Reue und Ergebenheit betheuerte, reichte sie ihm die Hand und beide versprachen, einander so innig zu lieben wie je.[1]) Darnley sollte eine Reinigungscur in den Bädern von Craigmillar durchmachen und dann nach Holyrood kommen.

Darnley erkrankt.

[1]) Opitz, l. c. S. 165. — Gauthier, l. c. I, p. 311—342.

Lennox reizte ihn dagegen auf, da ward Kirk-of-field bei Edinburg zum Aufenthaltsorte des Königs bestimmt, bis die Blatternkrankheit vollständig gewichen wäre. Die Wohnung war für einen Genesenden, namentlich wegen ihrer gesunden Lage, günstig und die Königin ließ sie für ihren Gemahl angemessen einrichten. Täglich besuchte sie ihn hier. Die Verschworenen aber eilten, ihren Schlag zu führen. Bothwell log, die Königin stimme zu, versprach, ihnen ihre schriftliche Einwilligung vorzulegen, konnte sie aber niemals vorweisen. Wie Ruthven den Mord Riccios auf sich genommen, so wollte er der Hauptmann sein bei dieser Verschwörung; er setzte die Ermordung auf die Nacht vom 9. zum 10. Februar 1567 fest. Murray, der davon wusste, reiste zu „seiner kranken Frau" — um nicht am Schauplatz zu sein. Um zwei Uhr in der Nacht flog das Haus in die Luft. Darnley war aber schon vorher durch Vermummte im Schlaf überfallen, hinausgeschleift und nach verzweifeltem Widerstand ermordet worden, „weil man sich auf das Pulver allein nicht verlassen könne." Wahrscheinlich waren ohne Bothwells Wissen und außer den von ihm gelegten Pulversäcken, von Maitland, Douglas und Balfour Minen gegraben worden. — Darnley ist der sechsundfünfzigste König in Schottland, der eines gewaltsamen Todes starb. Bei den Schotten war der Königsmord im Brauch, wie früher bei den Westgothen.[1])

Darnley wird ermordet.

Am gleichen Morgen kam an die Königin mit der Nachricht vom Tode ihres Gatten aus Paris die Warnung vor einem Attentate, womit ihr und des Königs Leben bedroht sei. Betrübt, „wie es die unglücklichste Königin der Welt sein kann", schloss sie sich in ihr Gemach ein, dann schrieb sie an den Vater des Ermordeten, dass er komme und ihr mit seinem Rathe beistehe, befahl eine Untersuchung des Verbrechens, „dass die ganze Wahrheit an den Tag komme, wer auch dessen Urheber sein mögen." Die Untersuchung aber hatte einen langsamen Gang und kein Resultat, denn die Richter waren die Mitschuldigen des Königsmordes. Die Volksstimme bezeichnete Murray, Morton und Bothwell als die Hauptschuldigen;[2]) ein nächtlicher Anschlag an das Gerichtshaus nannte aber statt den beiden ersten, den Bothwell, Balfour und Chalmers als die Thäter, John Spens als den Rathgeber, und sagte, die Königin habe auf Zureden Bothwells und der Lady Buccleugh ihre Einwilligung dazu gegeben. 2000 Pfund wurden durch Anschlag dem Verfasser des Anschlags angeboten und Straflosigkeit, wenn er sich nenne und die Anklage beweise — er nannte sich aber nicht. Ein anderer Anschlag schob gleichfalls die Schuld auf Bothwell und suchte die Königin zu verdächtigen. Diese beiden Anschläge rühren wahrscheinlich von Murrays Anhang her, es galt Bothwell unmöglich zu machen und die Königin zu verdächtigen und ihren Sturz vorzubereiten. Verleumdet, es bleibt immer etwas hängen! — ist ein Wort, das sich namentlich in so aufgeregten Zeiten bewährt. Lady Buccleugh war eine Nichte des ermordeten Cardinals Bethune, also Katholikin, und hatte mit der ganzen Angelegenheit nichts zu thun, ebensowenig Chalmers, ein berühmter Jurist. Die Verschworenen köderten Lennox mit der Aussicht auf die Regentschaft, sprachen als Richter Bothwell am 12. April vom Verdacht des Königsmordes frei, um ihn Maria Stuart zum Gemahl zu empfehlen — und wenn sie ihm die Hand gereicht, ihn wieder anzuklagen und sie selber als Gattenmörderin und Ehebrecherin zu brandmarken und vom Throne zu stürzen.

---

[1]) Vergl. Bd. III, S. 656 dieses Werkes.
[2]) Opitz, l. c. S. 175. — Gauthier. l. c. II, p. 5—33.

Die Jury sprach Bothwell frei, das Parlament bestätigte das Urtheil. Dreißig Adelige unterschrieben nach einem Bankette bei ihm „den Band", da das Wohl des Königreiches den Witwenstand nicht gestatte und eine Zeit komme, wo die Königin sich wieder vermählen wolle, Bothwell zu ihrer Hand zu verhelfen und jede andere Heirat zu hindern. Als man Maria Stuart von dem Gerücht ihrer Heirat mit Bothwell sprach, war sie erstaunt, niemals habe ihr Herz für ihn gesprochen. Als Bothwell am 20. April die Königin um ihre Hand bat, wurde er abgewiesen. In einer Instruction an den französischen Hof erzählt sie, wie sie ihn bisher allerdings wegen seiner Treue für einen Unterthan voll Pflichtgefühl und ohne Hintergedanken gehalten, aber nie gedacht, dass ihre freundliche Weise, treue Edelleute zu behandeln, ihm die Keckheit, nach ihrer Hand zu streben, einflößen könne. Er aber habe unter dem Vorwand, es sei ihr geheimer Wunsch, einen Bund der Edelleute für sein Ziel zustande gebracht. Bothwell.

Die Zurückweisung reizte den hochmüthigen Mann zur Gewaltthat; er stieß zu dem kleinen Zug der Königin, welche zu ihrem Sohne nach Stirling reiste, sprach von Gefahr, bewog sie nach der Festung Dunbar zu gehen, wusste sie hier von ihrem Gefolge zu trennen und hielt sie zwölf Tage gefangen, während welcher er sie mit Gebrauch narkotischer (sweet waters) Mittel bewältigte. Melvil schreibt: „Nun konnte die Königin nicht anders, sie musste ihn heiraten, nachdem der Entführer wider Willen ihr Bett bestiegen." [1])

So lautet die Aussage der Königin [2]) und, wenn man ihre Gegner sprechen lässt, so muss man auch sie anhören. Dasselbe besagen die Acten

---

[1]) Der Bericht der Königin an den französischen Hof über ihren Widerstand, über des Entführers Gewaltanwendung — bei Opitz, l. c. S. 196—200. — Bellesheim, l. c. II, S. 74—77.

[2]) Die wichtigsten Stellen ihres Berichtes lauten: „Sein Handeln war gewaltthätig, sein Reden nichts als Milde: er wolle uns ehren und dienen, ohne uns je zu beleidigen. Er bat uns um Verzeihung wegen der Kühnheit, dass er uns auf eines seiner Schlösser geführt. Er sei wider seinen Willen so weit gegangen, gezwungen durch seine Liebe, deren ungeheure Heftigkeit über die Achtung, die er uns als Unterthan schulde, hinausgedrängt und durch die Nothwendigkeit, für sein eigenes Leben zu sorgen. Dann begann er uns sein ganzes Leben zu erzählen: wie es sein Unglück gewesen, Feinde unter Menschen zu finden, die er niemals beleidigt; wie ihre Bosheit ihn unaufhörlich, bei jeder Gelegenheit, obgleich ungerecht, angegriffen; welche Beleidigungen über ihn bezüglich des abscheulichen Attentates gegen die Person des Königs verbreitet worden; dass es ihm unmöglich sei, sich vor den Complotten der Feinde zu retten; dass er sich nie sicher fühle, so lange er nicht die Gewissheit habe, im unveränderten Besitze unserer Huld zu bleiben, dass er aber darauf nicht zählen könne, wenn wir ihm nicht die Ehre erweisen, ihn zu unserem Gemahle zu nehmen. Dabei betheuerte er unaufhörlich, dass er keine andere Souveränität beanspruche, als nur zu dienen und zu gehorchen, wie in der Vergangenheit, so sein ganzes Leben lang. — Als wir sowohl seine Bitten als seine Anerbietungen verwarfen, zeigte er die Schrift der Großen, derer, auf deren Rath und Treue wir uns immer verlassen hatten, dass sie seinem Ehrgeiz im voraus nachgegeben hätten. So waren wir seinem Ehrgeize als Beute überlassen, einen Ausweg zu finden war nicht möglich. Überdies ließ er uns zum Nachdenken keine Zeit, uns rastlos mit seiner unaufhörlichen und ärgerlichen Bewerbung in Aufregung bringend. — Wir hatten keine Hoffnung zu entkommen, kein Mensch regte sich für uns in Schottland. — Durch Unverschämtheit der Rebellen ermattet und gebrochen, genöthigt, um den Staat aufrecht zu erhalten, an eine Heirat zu denken, und überzeugt, dass die Stimmung unseres Volkes sich einem fremden Gemahle nicht anbequemen würde, und dass unter unsern Unterthanen keiner war, der in Klugheit und Tapferkeit ihm vorgezogen

des schottischen Parlamentes, dass sie durch außerordentliche und noch ungesetzlichere Mittel gezwungen wurde, das Bett eines verheirateten Mannes zu theilen.

Bothwell betrieb nun die Scheidung von seiner Frau Jane Gordon, die ihn wegen Ehebruchs mit einem Kammermädchen verklagte, und zog mit seiner königlichen Muss-Braut [1]) am 10. Mai 1567 in Edinburg ein. Maria schien frei, musste aber sagen und thun, was er wollte: demnach gebot sie die Verkündigung ihrer Ehe, die der Prediger, „wenn auch der Adel sie billige", als gehässig, als ein Ärgernis bezeichnete, und erklärte vor dem höchsten Gerichtshof, dass sie Bothwell ihre Entführung verzeihe und dass sie ihn zum Herzog von Orkney ernenne. Die Trauung erfolgte 15. Mai 1567 vier Uhr nach protestantischem Ritus. Maria war traurig; zum französischen Gesandten sagte sie, sie freue sich nicht und wolle sich nie mehr freuen, weil sie den Tod wünsche. Sie war in der Gewalt eines schottischen Catilina.

In Edinburg.

Ihre Besorgnisse giengen nur zu schnell in Erfüllung. Dieselben Edelleute, welche den Bund zum Morde Darnleys und zur Beförderung der Vermählung Bothwells mit Maria Stuart geschlossen, vereinten sich jetzt in Stirling, die Königin nicht als frei zu betrachten, so lange sie mit dem Mörder zusammenlebe, zur Sicherung des Erbprinzen, auf dass der Mörder des Vaters nicht auch den Sohn tödte, und zur Bestrafung der Mörder des Königs, und sandten an Elisabeth um Unterstützung. Im Juni brach der Aufstand aus. Als bei Carberry Hill der französische Gesandte vermitteln wollte, um das Blutvergießen zu vermeiden, forderten die Lords: willige die Königin ein, sich von Bothwell zu trennen, dann würden sie ihr kniend huldigen und ihre ergebenen und gehorsamen Diener sein; Bothwell möge den Zweikampf mit demjenigen von ihnen aufnehmen, der ihn anklage, der Mörder des Königs zu sein. Maria Stuart antwortete: „Sie ziehen gegen das zu Feld, was sie selbst unterschrieben. Wer, wenn nicht die Lords, hat mich mit dem vermählt, den sie von der That freigesprochen, deren sie ihn heute anklagen. Gleichwohl bin ich bereit, ihnen zu vergeben, wenn sie in sich gehen und mich kniend um Verzeihung bitten."

Aufstand.

Bothwell sagte, das wahre Motiv der Lords sei ihr Neid, keiner sei unter ihnen, der nicht seinen Platz einnehmen möchte; übrigens sei er bereit, mit jedem aus ihnen zu kämpfen. Zum Zweikampfe kam es übrigens nicht, auch nicht zur Schlacht. Das Heer der Königin war zu schwach, die erwartete Verstärkung kam nicht und die Lords waren daran, ihr den Rückweg abzuschneiden. Maria entließ

---

werden könne, willigten wir ein, den Willen der Stände zu ratificieren — und gaben ihm das Versprechen, ihn zum Gemahl zu nehmen. Er aber war damit nicht zufrieden, weil er immer einen Wechsel fürchtete, sondern, wie er anfangs durch einen kühnen Streich den ersten Punkt gewonnen, so ließ es ihm keine Ruhe, bis er durch Überredung und Zudringlichkeit, begleitet von Gewalt, uns genöthigt hatte, das Werk zu vollbringen in der Zeit und Weise, die er am vortheilhaftesten für seine Absichten hielt. Nach alledem können wir uns nicht verhehlen, dass er uns nicht behandelt hat, wie wir es gewünscht und von seiner Seite verdient hätten." Opitz, l. c. S. 197—199. — Auf die Anwendung von narkotisierenden Mitteln weist auch Thomas Buchanan hin, in seinem Schreiben an König Friedrich II. von Dänemark 1571: „Princeps illa nunquam peccasset, si hae (tum animi tum corporis dotes) ab isto naturae monstro fascinationibus, philtris, incantationibus ac veneficiis caeterisque malis artibus corruptae subversaeque non essent." Vergl. Jules Gauthier, Histoire de Marie Stuart, Paris 1869, vol. III, p. 295—301.

[1]) So nennt sie treffend Opitz, l. c. S. 201.

Bothwell, nachdem sie seine persönliche Sicherheit ausbedungen, und ergab sich den Lords. „Mylords," sagte sie, „ich komme nicht zu Ihnen, als hätte ich für mein Leben gefürchtet oder am Siege gezweifelt, wenn es zum Äußersten gekommen wäre. Aber ich hatte Abscheu, christliches Blut zu vergießen, zumal das Blut meiner Unterthanen. Darum ergebe ich mich Ihnen. Ich habe das Vertrauen, daſs Sie in mir Ihre geborene Fürstin und Königin achten und ehren werden." — „Wir wollen Ihnen treu und gehorsam sein, wie es je der Adel dieses Königreiches war", entgegneten die Lords, hielten aber schlecht ihr Wort — sie führten ihre Königin wie eine Gefangene unter Beschimpfung nach Edinburg und schlossen sie in Holyrood in ein enges Zimmer ein. Sie rief durch das Fenster um Hilfe, das Volk wollte stürmen. Der Adel aber beschwichtigte das Volk und dieselben Männer, welche den „Band" zur Ermordung Darnleys unterschrieben, die da einen Band unterschrieben, um seinen Tod zu rächen, um ihre Königin aus Schande und Verleumdung zu befreien, unterschrieben jetzt den Befehl, Maria Stuart nach Lochleven, als dem für ihre Absperrung geeigneten Ort, zu bringen und ihr mit niemand Verkehr zu gestatten. Aller Anstand wurde bei dem Abzuge nach Lochleven außeracht gelassen. Maria muſste zwischen Bewaffneten zu Fuß gehen. Voran wurde die Fahne mit dem Bilde Darnleys getragen. Weiber schrien: „Verbrennt sie, ersäuft sie!" Doch die Königin Maria hatte rasch ihre ganze Fassung wieder gewonnen, Thränen im Auge betheuerte sie dem Volke ihre Unschuld. Ihre Freunde kamen leider zu spät, um die Fahrt über den See zu hemmen und sie zu befreien.[1])

Maria und die Lords.

Nach Lochleven.

Die Schriften,[2]) welche man in der silbernen Cassette gefunden haben wollte, enthalten zwölf Sonette und sieben Briefe; sind theils echt, aber an Darnley gerichtet, theils Umarbeitungen von Briefen Marias, theils grobe Fälschungen. Elisabeth selber bezeichnete dem spanischen Gesandten Don Guzman de Silva als den eigentlichen Fälscher dieser Briefe den Schotten Lethington; wahrscheinlich war der gelehrte Buchanan mit behilflich dabei, derselbe, dessen Leben in Frankreich die Königin gerettet, dessen Wissen sie in Schottland mit Gunst und Geschenken geehrt hatte, der, so lange sie mächtig, ein überschwenglicher Schmeichler, und jetzt, da sie im Unglücke, ihr gewissenloser Verleumder wurde. Schon die heuchlerische, geheimnisthuerische Art, wie die Ankläger diese Beweisstücke vorlegten, die leichtfertige Weise, mit welcher die Diener Elisabeths ihre Echtheit prüften, die Entschiedenheit, mit der Maria Stuart ihre Mittheilung forderte, um ihre Fälschung vor aller Welt beweisen zu können, und die unbegründete Nichterfüllung ihrer Forderung beweisen, daſs es mit der Echtheit dieser Briefe — zuerst war nur von einem, dann von fünf die Rede — schlimm stehen muſste.[3]) Schon früher muſste sie, da ihr Unterschriften vorgelegt wurden, die sie nicht geschrieben hatte, darauf hinweisen, daſs es in Schottland geschickte Fälscher ihrer Handschrift gebe, und befehlen, in wichtigen Angelegenheiten ihre Willensmeinung bei ihr selber einzuholen.

Chatulle-Briefe sind unecht.

Buchanan.

Elisabeth von England mischte sich jetzt in die Angelegenheiten Schottlands; sie wollte nicht, daſs die Lords triumphieren; sie wollte nicht, daſs

Elisabeth.

[1]) Opitz, l. c. S. 224. — Gauthier, l. c. p. 35—88.

[2]) Lettres de Marie Stuart, publiées par A. Teulet. Paris 1859. — Auch abgedruckt im Appendix I zu Gaedekes Maria Stuart.

[3]) Gauthier, Histoire de Marie Stuart, II, p. 260.

Maria je wieder recht zur Macht gelange. Beide Theile sollten einander die Wage halten und beide gleich schwach sein. Darum forderte sie durch ihren Gesandten auf der einen Seite die Wiedereinsetzung der Königin, auf der andern die Errichtung eines Staatsrathes, ohne dessen Wissen und Willen diese nichts thun könne. Allein die Sieger misstrauten Elisabeth, und Knox bestärkte sie in ihrem Vorhaben. Die Presbyterianer und die Lords verbanden sich, jetzt die letzten Überbleibsel des Katholicismus abzuschaffen, dem neuen Clerus die Schulen zuzuwenden, mit dem Vermögen der Kirche, soweit es nicht der Adel einzog, dem Kronprinzen eine protestantische Erziehung zu geben und in Zukunft jeden König bei der Krönung auf die Aufrechthaltung der „wahren" Religion und Unterdrückung des Gegentheils zu beeidigen.

Schottland calvinisch.

Holyrood geplündert.

Nach der Abführung der Königin plünderte der schottische Betteladel ihr Schloss Holyrood, nahm ihr Silber, ihre Kleider, ihre Juwelen, ihre Möbel; predigte „der Heilige des Herrn", Knox, von der vollständigen Vernichtung des Götzendienstes, nachdem Gott begonnen, Satan unter seine Füße zu treten, und bewies aus dem Alten Testamente, dass die Papistin verbrannt werden müsse, sonst würden alle Schrecken und Strafen des Herrn über Schottland niederregnen. Auch die Anhänger Maria Stuarts kamen zusammen in Hamilton, aber Eifersüchteleien hemmten ihre Thätigkeit. So hatten denn ihre Gegner die Oberhand, zumal sie wohl wussten, dass von Frankreich nichts für die Königin geschehen werde, wegen der Abneigung Katharinas von Medici, und dass auch von England nichts zu besorgen sei, da Cecil die Königin leite. Bei Elisabeth wallte allerdings anfangs der Herrscherstolz über diese Behandlung eines gekrönten Hauptes auf, bald aber siegte die Befriedigung über den Sturz der Nebenbuhlerin. Melvil, Marias Gesandter und Verräther, nahm einen Trostbrief an die Gefangene in Lochleven, aber auch den Auftrag mit, das „ehrenwerte Unternehmen der Lords zu ermuthigen und seine Herrin zur Abdankung zu bewegen". Er schrieb für ihre Gegner an Cecil um Geld, sonst würden sie sich an Frankreich um Unterstützung wenden. —

Sieg der Gegner.

Elisabeth.

Act of parliament.

Elisabeth gab ihrem eigenen Gesandten Throgmorton officiell den Auftrag, die Befreiung der Gefangenen und ein leidliches Verhältnis zu ihren Unterthanen, dann die Bestrafung der Mörder Darnleys und die Erziehung des Kronprinzen in England durch seine Großmutter Lennox zu betreiben. Die Executivgewalt solle in Schottland zwischen der Königin und dem Parlamente getheilt, letzteres aber unter das Protectorat Englands gestellt werden, dann wäre auch Maria von Elisabeth abhängig gewesen. Letztere wollte den jungen Prinzen in England haben, um durch ihn die unzuverlässigen Großen an England zu fesseln. Der schottische Adel aber wollte den Prinzen im Lande behalten, um während seiner Minderjährigkeit nach Belieben zu walten.

Indes versammelten sich die „Königsrächer" zu Edinburg und beschlossen am 21. Juli die völlige Abschaffung des Katholicismus, sowie ferner der Königin zu erklären, dass sie wegen schlechter Führung im öffentlichen und Privatleben nicht weiter die Regierung behalten könne und zur Krönung ihres

Sohnes und zur Bildung eines Regentschaftsrathes ihre Zustimmung geben müsse. Unter dieser Bedingung würde man ihr Leben und ihre Ehre nicht antasten, die sonst in großer Gefahr schwebten. Drei Urkunden solle sie unterschreiben, in der einen, dass sie körperlich und geistig zu schwach sei zur Regierung und diese daher zu Gunsten ihres einzigen Sohnes freiwillig und aus eigenem Antrieb niederlege; in der andern, dass sie, bis dieser sein siebenzehntes Jahr erreicht habe, ihren Bruder Murray zum Regenten ernenne, und in der dritten, dass, wenn dieser nicht annehmen wolle, oder wenn er indes sterben sollte, sie einen Regentschaftsrath bestimme, an dem Chatellerault, Lennox, Argyle, Athol, Morton, Murray, Mar und Glencairn theilnehmen sollten. Unterschreibe sie nicht, so solle man den Prinzen krönen, sie absetzen und einkerkern unter der Anklage der Tyrannei, der Unenthaltsamkeit und des Gattenmordes. Edinburger Vertrag.

Um die Unterschriften von Maria zu erreichen, sandte zuerst Throgmorton, „der Fuchs", Melvil zur Gefangenen und rieth ihr, sie möge durch Weigerung ihre Feinde nicht reizen; es sei ja doch alles ungiltig, was sie als Gefangene unterschreibe. Doch Maria erklärte: „Lieber sterben, als auf den Thron verzichten"; sie würde dadurch gegen sich selbst für den Verrath ihrer Unterthanen Partei ergreifen. — Dann trat der rohe Lindsay ein, warf die Urkunden auf den Tisch, forderte unter Todesdrohung die Unterschrift und drückte mit seinem Eisenhandschuh ihr den Arm zum Unterschreiben so derb, dass ein blaues Mal blieb. Sie unterschrieb, protestierte aber, sobald sie wieder zur Fassung kam, gegen ihre erzwungene Unterschrift. Die Lords aber erklärten die Zustimmung für genügend, wenn auch Lindsay sich weigerte, zu siegeln. Die Lords ließen hierauf den Prinzen krönen. Das Kind schlief während der Feierlichkeit. Maria in Lochleven. Jakob VI.

Der englische Gesandte wohnte der Krönung nicht bei, Elisabeth hatte es ihm verboten und den Schotten wegen Gefangenhaltung ihrer legitimen Königin drohen lassen. Maitland sagte ihm aber ins Gesicht: „Sie thun immer, als wenn Sie ihr die Freiheit und das Leben retten wollten — es liegt Ihnen aber nichts weniger im Herzen. Führen Sie diese Sprache auch vor dem geheimen Rath, so kann ich Ihnen nicht mehr drei Tage für das Leben der Königin sicher stehen." — Das sagte Cecil auch zu Elisabeth, um ihr Einschreiten zu verhindern.

Indes eilte Murray, Marias Stiefbruder, aus Frankreich herbei. In Paris hatte er Karl IX. versprochen, Maria in Freiheit und wieder auf den Thron zu setzen. Kaum war er, reich vom König beschenkt, abgereist, so sandte man ihm einen Verhaftsbefehl nach; denn der Bischof von Glasgow war indes mit den Beweisen eingetroffen, dass er der Hauptverräther an der Königin sei. Aber Murray war schon nach London entkommen. Dort versprach er Elisabeth dasselbe, was er Karl versprochen, bezeichnete aber dem spanischen Gesandten im Vertrauen seine Schwester als Gattenmörderin. Über die Übertragung der Regentschaft schien der nach Ehre und Macht lechzende Mann bestürzt. Unter dem Vorwande, er müsse von seiner Schwester selber hören, ob ihr die Abdankung nicht abgezwungen sei, begab er sich nach Lochleven; es galt beim Volke, den Schein zu haben, als sei ihm die Gewalt rechtmäßig übertragen. Er schreckte sie mit der Aussicht auf den Tod, um sie zur Einwilligung zu bewegen. Wie er selbst be- Murray in Lochleven.

richtet, habe sie ihn angefleht, die Regentschaft zu übernehmen; wie sie an die Fürsten Europas meldet, warf er, als sie ihm abrieth, die Maske ab, er habe die Gewalt schon angenommen und könne sie nicht mehr niederlegen.

Regent. Erst am 22. August übernahm Murray übrigens in Edinburg die Gewalt, nachdem er geschworen, die wahre Religion, wie sie jüngst eingeführt worden, zu erhalten und die alte abzuschaffen. Rasch wusste er die Partei der Königin aufzulösen und seine Anhänger zu Gütern und Ehren zu bringen.

Von Seite Frankreichs geschah nichts weiter für Maria Stuart; auch Elisabeth redete nur, als ob sie Maria wieder auf den Thron setzen und Murray stürzen wollte. So blieb Maria allein der verlierende Theil und in Haft.

Murray hingegen bemächtigte sich schnell aller festen Plätze des Königreiches und suchte auch Bothwell in seine Gewalt zu bringen, der damals Seeraub trieb. Von schottischen Schiffen verfolgt, flüchtete sich Bothwell nach Dänemark, wo er aber verhaftet wurde und bis zu seinem Tode 1576 in der Festung Malmöe eingeschlossen blieb. Von seinen Mitschuldigen bei Darnleys Mord wurden zwei in Edinburg hingerichtet, sie sprachen noch auf dem Schaffot davon, — dass einige Große um die Sache gewusst haben. Ein Parlament, das 1568 zusammenkam, erklärte, dass die Königin alles verdient habe, was ihr Trauriges widerfahren sei. Dasselbe Parlament verlangte religiöse Einförmigkeit und forderte von den Laien zur Unterhaltung der Kirchen und Schulen doch wenigstens ein Drittel der kirchlichen Güter zurück, deren sie sich bemächtiget hätten. — Ein Fingerzeig, um was es dem Adel in Schottland bei der Reformation zu thun war!

Bothwells Ende.

Fünfunddreißig Grafen, Lords und Bischöfe legten jedoch Verwahrung ein gegen diesen Beschluss, der die Ehre der Königin nicht antasten könne, denn man habe ihr Verlangen, vor dem Parlamente gehört zu werden, abgewiesen. Die Briefe, welche ihre Schuld beweisen sollten, seien gefälscht.

Bothwells letztes Geständnis.

Wie erwähnt, starb Bothwell in Malmöe 1576. Murray hatte seine Auslieferung verlangt, der König von Dänemark aber vorher die Beweise seiner Schuld gefordert. Vor seinem Tode wurde er vom Bischof von Scone in Gegenwart vornehmer Dänen feierlich befragt, wie es sich verhalte mit dem Tode König Heinrichs (Darnleys), wie er sich am Tage des Gerichtes vor Gott verantworten wolle. Der Graf erklärte, wegen seiner großen Schwäche sei er unvermögend, alles auseinanderzusetzen; nur das könne er sagen, die Königin sei unschuldig daran, er selber, seine Verwandten und einige vom Adel hätten diesen Mord auf ihrem Gewissen. Befragt, welche vom Adel diese seien, nannte er Jakob Murray und Mylord Robert, beide Halbbrüder der Königin, Argyle, Crawford, Glencairn, Morton, Boyd, Lethington, Buccleugh und Grange. Das Testament erregte schon in jener Zeit Aufsehen, wir haben es nur noch in Abschriften, im Originale soll es noch im vorigen Jahrhundert in England vorhanden gewesen sein.[1])

[1]) Vergl. darüber Gauthier, Histoire de Marie Stuart, III, p. 295—301. — Fred. Schiern, Nyere historiske Studier. Kjöbenjavn 1875. James Hepburn, Jarl of Bothwell. Im Auszuge in Gaedeke, l. c. Appendix IV.

Marias Haft wurde strenger, allein ihr Unglück, ihre Schönheit, gewannen ihr immer Freunde. Georg Douglas, der eigene Sohn ihrer Gefangenwärterin, beschloss, von ihrem Kummer und ihrer Schönheit gerührt, alles zu wagen, um sie zu befreien. Einmal war sie schon, als Wäscherin verkleidet, auf einem Boote im See, als der Schiffer an ihrer schönen und weißen Hand sie erkannte und ins Schloss zurückführte. Ein zweiter Befreiungsversuch am 2. Mai 1568 fiel glücklicher aus. Ein Page entwendete bei dem Abendessen dem Schlossverwalter geschickt die Thorschlüssel, die auf dem Tische lagen. Maria entkam als Dienstfrau gekleidet durch das Thor in ein Boot, das Thor wurde wieder verschlossen, die Schlüssel in den See geworfen, am Ufer harrte ihrer Georg Douglas. Ein Theil des Adels erhob sich sogleich für sie. Maria entkommt,

Maria erklärte ihre Abdankung für erzwungen, null und nichtig, und Murray für einen Verräther. Dieser aber zeigte Festigkeit und handelte schnell. An der Spitze von 4000 Mann rückte er dem Heere der Königin entgegen. Bei Langside kam es am 13. Mai 1568 zum erbitterten Kampfe und Maria Stuart sah ihre Tapfern fallen oder fliehen. Um nicht gefangen zu werden, legte sie zu Pferd einen Weg von sechzig Meilen zurück, bis sie zur Solway-Bucht gelangte. Von hier konnte sie nach Frankreich oder nach England entfliehen, oder auch im Süden Schottlands den Widerstand fortsetzen. Man warnte sie vor Elisabeths Arglist, aber unbesonnen und im Vertrauen auf die Freundschaftserbietung der Königin von England, bestieg sie am 16. Mai den Kahn, der sie auf englischen Boden trug, und fand statt der Hilfe — einen Kerker.[1]) Auf ihr schwesterliches Schreiben um Hilfe und ihre Bitte um eine Zusammenkunft antwortete Elisabeth, dass sie Maria nicht empfangen könne, bis es ihr gelungen sei, ihre Unschuld an dem Morde ihres Gemahls zu beweisen. Maria Stuart wurde zwar mit gebürenden Ehren, aber unter starker und strenger Bewachung nach Schloss Carlisle gebracht. wird geschlagen, flieht nach England. Maria gefangen.

Maria schien ihrer Nebenbuhlerin Elisabeth in jeder Weise gefährlich: gelangte sie wieder auf den schottischen Thron, so konnte sie im Bunde mit den katholischen Mächten des Festlandes ihre Ansprüche an England erneuern und den Protestantismus gefährden; gelangte sie nach Frankreich, so konnte sie eine Landung versuchen; blieb sie frei in England, so konnte sie sich an Elisabeth und Maria.

---

[1]) Von Cecil ist noch eine eigene Notiz aus jener Zeit vorhanden. Pro regina Scotorum: „Ihr muss geholfen werden, weil sie freiwillig im Vertrauen auf der Königin Majestät in das Königreich kam. Sie vertraute auf der Königin Beistand, weil sie während der inneren Unruhen viele darauf hindeutende Botschaften erhalten hatte. Sie ist nicht gesetzlich verurtheilt, weil sie zuerst von ihren Unterthanen gefangen genommen, mit Gewalt gefangen gehalten, in Angst um ihr Leben versetzt, der Ermordung ihres Gemahls angeklagt und ihr nicht gestattet worden ist, darauf in eigener Person oder durch einen Vertheidiger vor denen sich zu verantworten, die im Parlamente sie verurtheilten." So musste selbst der Mann der Realpolitik schreiben, gegen den Elisabeth öfter die Komödie gefühlvoller Opposition spielte. Vergl. Opitz, l. c. S. 269.

die Spitze der noch immer sehr zahlreichen Katholiken stellen und als rechtmäßige Erbin die Krone fordern. Darum beschloss Elisabeth, ihre Gegnerin um jeden Preis gefangen zu halten, zumal ihre Abgesandten Maria Stuart als beredt, geistreich und muthig, zugleich als schön und herzgewinnend schilderten. Weibliche Eifersucht spielt in ihrem Benehmen eine ebenso große Rolle als Herrschsucht. In ihrer Treulosigkeit und Arglist suchte aber Elisabeth Maria Stuart zugleich zu entehren, dadurch ihren Einfluss auf die Engländer zu brechen und damit die Oberhoheit Englands über Schottland von neuem festzustellen. Sie bedeutete Maria, die stolz auf ihre Würde als Königin keinen andern Richter als Gott anerkennen wollte,[1]) es gelte nur ihre Ehre vor aller Welt sicherzustellen; sie werde nicht nur als Freundin, sondern auch als Schwester an ihr handeln und nicht als Richterin, und sie nöthigenfalls mit Waffengewalt auf den schottischen Thron zurückführen. Nur möge Maria ihr Bündnis mit Frankreich aufgeben, ihre Rechte an England, so lange Elisabeth lebe, nicht geltend machen, der Messe entsagen und die anglicanische Liturgie in Schottland einführen.

Zugleich bedeutete sie Murray, er solle vor ihr erscheinen, um sich über seine Empörung zu rechtfertigen oder Marias Schuld zu beweisen; dass sie entschlossen sei, Maria wieder in ihre Regierung einzusetzen, dürfe er ja nicht glauben. Falschheit Murrays. Aus Herrschsucht und Glaubenshass verrieth Murray seine Schwester und sein Vaterland, denn er klagte seine Königin vor einem englischen Gerichte an. Müde der Gefangenschaft und der Entbehrung gab auch Maria Stuart nach zweimonatlichem Widerstande unvorsichtig nach, denn wäre sie bei ihrer Weigerung Maria gibt nach. beharrt, irgend einen Richter als Gott anzuerkennen, so hätte Elisabeth sie nicht halten können.[2]) Über ihre Entbehrung schrieb Maria an ihren Onkel, den Cardinal von Lothringen, den sie um Geld für Brot, Hemden und Kleider bat: „Die Königin hat mir etwas Wäsche geschickt und versieht mich mit einem Gericht Speise; das übrige habe ich geborgt, bekomme aber nichts mehr. —

---

[1]) Marias Bevollmächtigter, Lord Herries, sagte zu Elisabeth: „Die Königin, meine Gebieterin, ist unschuldig, keine andere Antwort muss man von ihr erwarten. Diejenigen sind des Königsmordes vor allen schuldig, die ihr die Beleidigung anthun, sie damit zu belasten, wie zu beweisen leicht wäre. Murray ist weder König noch Fürst, dass er hierüber jemanden als Gesandten schicken könnte, er ist nur ein Usurpator. Man hat von der Königin auf eine barbarische Weise die Unterschriften erpresst. Der Graf von Morton hat den Murray zum Regenten und Murray hat Morton zum Kanzler und beide haben ihre Genossen zu Staatsbeamten und Richtern gemacht; sie haben alle Ämter der Krone getheilt und, um ihre Gewalten zu legitimieren, haben sie in ihrem schönen Parlamente versichert, die Königin hätte freiwillig abgedankt. Es wurde dagegen protestiert, aber sie haben die Parlamentsacten gefälscht; denn sie haben Juristen, die wie Wood in Fälschungen geschult sind: das ist ihr Broterwerb, sie haben keine anderen Mittel, kein anderes Geschäft. Solche Vorgänge können nicht als gesetzlich gelten und meine Gebieterin darf solchen Betrügern nicht antworten. Übrigens begreife ich durchaus nicht, wie Eure Majestät sich zur Richterin der Königin von Schottland aufwerfen kann, die als freie Fürstin nur von Gott abhängig ist."

[2]) Opitz, l. c. S. 285: „Es war eine große, nicht wieder gut zu machende Unklugheit Maria Stuarts, in einem Momente, da ganz Schottland der Regierung Murrays müde war, sich in das Netz der englischen Staatsliste verwickeln zu lassen, statt den natürlichen Verlauf der Dinge abzuwarten."

Ihr werdet sicherlich diese Schmach mitempfinden. — Gott prüft mich sehr, jedenfalls aber werde ich katholisch sterben. Gott wird mich bald aus dieser Trübsal erlösen, denn ich habe Schimpf und Verleumdung, Gefangenschaft und Hunger, Kälte und Hitze erleiden müssen. Ich floh, ohne zu wissen wohin, 92 Meilen weit, über Stock und Stein ununterbrochen fort; ich schlief auf der harten Erde, trank saure Milch, aß bloßes Hafermehl und in der dritten Nacht langte ich in diesem Lande an, wo ich nicht viel besser als eine Gefangene behandelt werde." Als sie nach einem Priester verlangte, der ihr die heilige Messe lesen könnte, hieß es, es gebe keinen solchen im Lande. Armut.

So kam es jetzt zu einer Art Gericht zu York. In dem Vorsitzenden desselben, dem Herzog von Norfolk, hatte sich jedoch Elisabeth vergriffen. Der Erbe der berühmten Familie der Howard, von den Katholiken verehrt, von den Protestanten geachtet, mit den ersten Familien des Landes verwandt, unermeßlich reich, ehrgeizig, edelmüthig, zweiunddreißig Jahre alt und Witwer, trug sich Norfolk mit dem hochfliegenden Plane, durch die Hand Maria Stuarts König von Schottland und nach Elisabeths kinderlosem Tode König von England zu werden. Deshalb suchte er den Verhandlungen die Schärfe zu benehmen, Marias Ansehen zu schonen und zwischen ihr und Murray einen Vergleich zustande zu bringen. Conferenzen zu York. Norfolk.

In einer vertraulichen Zusammenkunft sagte Norfolk zu Murray: „Erwägt die furchtbaren Folgen, welche die Ehrlosigkeitserklärung Eurer Königin nach sich zieht, und begnügt Euch mit ihrer Abdankung." So kam es, daß Murray, zumal Maria die im silbernen Kästchen gefundenen Briefe als falsche bezeichnete, sich bloß auf seine Vertheidigung beschränkte und seine Schwester nicht der Ermordung ihres Gemahls beschuldigte. Die Vertheidiger Maria Stuarts betonten, daß sie die Ehe mit Bothwell nur auf das Drängen des Lords eingegangen sei, und so hatte Elisabeth keinen Grund mehr, Maria als Gefangene zurückzuhalten. Maria bestätigte ihre Abdankung, zumal ihre Rathgeber sagten, sie sei ungiltig, weil in der Gefangenschaft ausgestellt. Murray.

Aber gerade das wollte Elisabeth nicht, sie hatte Wind von den geheimen Besprechungen. Murray hatte in sträflicher Zweideutigkeit ihren Bevollmächtigten doch insgeheim die Briefe gezeigt. Der Herzog von Norfolk wurde hart angefahren: sie warf ihm das Heiratsproject vor, das er aber ableugnete, denn er wolle auf einem sicheren Kopfkissen schlafen; er werde sich nie mit der verheiraten, welche auf die Krone seiner Herrscherin Anspruch mache. Dem Murray ließ Elisabeth drohen, wenn er die Anklage gegen seine Schwester nicht besser betreibe, so werde sie einem andern die Regentschaft zuwenden. Und Murray gab nach, um sich in der Herrschaft zu behaupten. Elisabeths Argliſt.

So kam es denn zu einem Gerichte in Westminster, bei welchem der Beamte der Königin erklärte: Wenn die Schuld Marias an der Ermordung ihres Gatten unzweifelhaft nachgewiesen wäre, so müsse Elisabeth dieselbe für immer des Thrones für unwürdig achten. Jetzt kamen die verhängnisvollen Briefe in die Hände der englischen Beamten und Murray erklärte, daß Bothwell der Urheber der Ermordung Darnleys sei, und daß Maria zum Gericht zu Westminster. Murray.

voraus darum gewusst habe, und der alte Graf Lennox klagte wegen der Ermordung seines Sohnes. Die Beschwerden der Bevollmächtigten Marias über die Parteilichkeit des Verfahrens, ihr Antrag auf Verhaftung der Ankläger als Rebellen, ihr Protest gegen alles, was zum Nachtheile der Ehre und königlichen Würde Maria Stuarts geschehe, waren jetzt vergebens! Die Briefe wurden für echt erklärt, das Ansehen der Königin der Schotten hatte einen fürchterlichen Schlag erhalten. Elisabeth hatte ihren Zweck erreicht und weigerte sich jetzt tugendstolz, je mit Maria Stuart zusammen zu kommen: Murray hatte nicht bloß den guten Namen, sondern auch die Freiheit seiner Schwester seinem Ehrgeiz zum Opfer gebracht,[1]) — er, der selber beim Morde Riccios betheiligt gewesen und wahrscheinlich um die Ermordung Darnleys gewusst hatte!

Mignet sagt darum die schwerwiegenden Worte: „In diesem gewaltthätigen Jahrhundert war der Glaube schwächer als die Sitten, — und die Religion, welche so gewaltig über den Geist herrschte, übte ziemlich wenig Einfluss auf das Betragen aus. Auch fanden sich daher bei den Fürsten wie bei ihren Unterthanen die Leidenschaften jener Epoche und des Landes mit aller sie begleitenden Zügellosigkeit, beschönigenden Lüge und verbrecherischen Keckheit vor, und alle wurden von den schweren Züchtigungen erreicht, die sie erwarteten. Keiner war frei davon, keiner blieb ungestraft.“[2])

Murrays List.

Natürlich grollte Norfolk dem Regenten von Schottland ob seiner Treulosigkeit. Die Grafen von Northumberland und Westmoreland wollten ihn, weil er die katholische Erbin der Krone Englands des Mordes und Ehebruchs angeklagt hatte, auf seiner Rückreise ermorden lassen. Murray ahnte die Gefahr, beklagte bei Norfolk die Nothwendigkeit so zu handeln, in welche ihn Elisabeth versetzt habe, und erklärte sich bereit, seiner Schwester zu dienen, wenn sie sich mit einem frommen ehrbaren Mann, wie der Herzog sei, vermählen wolle. Dadurch gewonnen, widerrief Norfolk den Befehl, dem Regenten aufzupassen, und nahm Abschied von diesem mit den Worten: „Graf von Murray, Ihr habt jetzt Norfolks Frau in Euren Händen!“ — Nichts destoweniger that der Regent nach seiner Rückkehr alles, um die Partei seiner Schwester, welche noch immer die Festung Dunbarton behauptete, zu vernichten.[3])

Verschwörung für Maria.

Während aber Marias Anhänger in Schottland erlagen, bahnte sich eine Bewegung für sie in England an. Viele Große wollten nicht bloß die alte Religion wieder hergestellt, sondern auch die Thronfolge gesichert wissen, denn man dachte da an die Schrecken des Krieges der beiden Rosen. Norfolks Plan hatte viele Anhänger, selbst Leicester gieng darauf ein. Zugleich war es Abneigung gegen die Politik Cecils, welche England in einen offenen Krieg mit Spanien zu verwickeln drohte, wie man schon in einem geheimen mit Frankreich war.

[1]) Hosack, der das „Book of Articles“ herausgab, und die Fälschung nachwies, sagt: „Was müssen wir von einem Manne denken, der vor einem ausländischen und gewiß nicht freundlich gesinnten Tribunal mit Vorbedacht die Schwester, die ihn mit Wohlthaten überhäuft hatte, so verleumden konnte!“

[2]) Mignet, Maria Stuart, S. 239.

[3]) Ibid. S. 241—244.

Viele Große wandten sich insgeheim an den spanischen Gesandten, auf dass Alba im Osten Englands mit einem Heere lande, denn nicht bloß die religiösen, auch die Handelsinteressen des ganzen Südens waren durch Cecil geschädigt. Die Lage wurde so unsicher, dass Elisabeth den Streit mit Spanien gütlich beilegte, dass sie in Marias Forderung, förmlich zu erklären, ob sie ihr zur Wiedergewinnung ihres Thrones behilflich sein wolle oder nicht, eingieng, und Unterhandlungen über die Bedingungen der Rückkehr eröffnete. Auch die Heirat mit Norfolk kam dabei zur Sprache. Die ganze Frage schien eine günstige Wendung zu nehmen, scheiterte aber am Ehrgeize Murrays und an dem von Elisabeth insgeheim gestachelten Widerstande des schottischen Parlaments, die Ehe Marias mit Bothwell für ungiltig zu erklären.

Die schlimmste Wendung nahm die ganze Frage für Norfolk; denn Maria blieb jetzt keine andere Hoffnung auf Freiheit mehr, als wenn die katholischen Mächte des Festlandes eine Erhebung in England unterstützten. Norfolk und seine Gesinnungsgenossen hofften Elisabeth zur Einwilligung in ihre Pläne zu zwingen, Leicester aber verrieth ihr alles wieder und nun entlud sich ihr Zorn auf den Herzog. Sie gebot ihm jeden Gedanken an eine Ehe mit der Königin von Schottland aufzugeben, bei Strafe des Treubruchs. Zornig verließ der Herzog den Hof und begab sich nach Norfolk. Seine Gesinnungsgenossen rüsteten in den nördlichen Grafschaften. Wenn Alba nur einige tausend Mann nach England warf, wenn Norfolk muthig vorangieng, so war Elisabeth verloren. Norfolk. Aufstand 1569 im Norden.

Allein Alba zögerte, der Herzog war unschlüssig und Elisabeth ebenso thatkräftig als schlau. Sie forderte Norfolk auf, binnen vier Tagen bei Strafe des Verrathes nach London zurückzukehren; er kehrte dahin zurück, nachdem er anfangs Fieber vorgeschützt hatte, und ließ seine Genossen bitten, einstweilen sich ruhig zu verhalten. In London ward er sogleich in den Tower gesteckt. Die Bewegung im Norden, einmal angeregt, war jedoch nicht so leicht mehr innezuhalten als der verzagte Herzog meinte. Die alte Kirche hatte hier feurige Anhänger. Die Befreiung Maria Stuarts und die Wiederherstellung der katholischen Religion wurde Losung: „Unsere Gefahr ist groß, aber unsere Sache ist gerecht." Am 14. November 1569 zogen die Verschworenen in Durham ein, verbrannten Bibel und Abendmahlstisch und stellten in der Kathedrale den alten Gottesdienst wieder her. Northumberland stand an der Spitze, Norton trug das Banner, auf dem der gekreuzigte Christus mit fünf blutenden Wunden gemalt war. Ungehindert drangen die Aufständischen nach dem Süden vor, besetzten mehrere Plätze und suchten einen Hafen in ihre Gewalt zu bekommen, um Alba eine Landung zu ermöglichen. Um Marias Befreiung zu verhindern, ließ Elisabeth dieselbe nach der Festung Coventry bringen; die Wächter hatten Auftrag, sie zu tödten, wie die Aufständischen sie zu entführen wagten. Am 12. December nahmen diese Barnard-Castle. Es war ihr letzter Erfolg, denn jetzt rückten in Eilmärschen 20.000 Mann gegen sie an und diesen wagten sie nicht stand zu halten. In Durham entließen die Führer ihre Anhänger, nachdem sie jeden aufgefordert, für seine Sicherheit zu sorgen, und flohen nach Schottland. Sie hatten auf eine massenhafte Erhebung gerechnet, allein viele Katholiken schwankten zwischen ihrem Glauben und ihrer politischen Treue. Die Regierung nahm blutige Rache für Durham. Der Aufstand scheitert.

den Aufstand, in Durham allein wurden 300 Personen hingerichtet. Das war die Folge von Norfolks Verzagtheit und Ehrgeiz, — zuerst hatte er zum Aufstande getrieben, dann denselben im Stiche gelassen.

Der Schlag, der die Katholiken im Norden Englands traf, wirkte auch auf die Partei Maria Stuarts in Schottland. Murray unterdrückte mit unerbitterlicher Gewaltthätigkeit ihre Anhänger, erregte aber dadurch auch unversöhnlichen Hass und erlag am 23. Januar 1570 dem Schusse eines Mannes, dessen Vermögen er eingezogen und dessen Frau er in kalter Winternacht aus ihrer Wohnung hatte treiben lassen.

Murrays Tod.

„Murray war der Urheber des Bürgerkrieges und endigte als ein Opfer desselben; er war an einem ersten Morde mitschuldig, hatte einen zweiten geduldet und fiel meuchlings. Die Mittel, durch welche man steigt, sind oft dieselben, durch welche man fällt. Dies ist die gewöhnliche Regel der Begebenheiten, in welchen die verborgene Gerechtigkeit der Vorsehung zu erkennen ist.“ [1])

Der Tod Murrays gab der Partei Maria Stuarts neues Leben: sie nahm Edinburg weg und ließ die Gefangene von neuem als Königin ausrufen. Zu gleicher Zeit, 25. Februar 1570, sprach Papst Pius V. den Bann und die Absetzung über Elisabeth aus, weil sie den Titel eines Oberhauptes der Kirche angenommen, den alten Gottesdienst abgeschafft habe und die Katholiken verfolge. Diese fühlte sich sehr bedroht, weinte über Murray, an dem sie ihren besten und nützlichsten Freund auf der Welt verloren habe, und ließ zwei Armeecorps in Schottland einrücken, um die Partei Marias zu schrecken. Graf Lennox wurde auf ihren Betrieb am 12. Juli 1570 zum Regenten gewählt. Jetzt aber drohte Karl IX., und die Engländer räumten Schottland wieder und in der Verlegenheit begann Elisabeth neue Unterhandlungen mit Maria Stuart wegen Wiedereinsetzung. Es war ihr nicht Ernst damit! Dagegen fasste Maria Stuart, der langen Haft müde, die feurigsten Hoffnungen und willigte in alles, was Elisabeth forderte, wenn es nur ihre Würde nicht beeinträchtige: sie versprach, nur mit Genehmigung Elisabeths sich wieder zu verheiraten, sie entsagte jedem Anspruche an England, so lange Elisabeth lebe; sie wolle ihren Sohn als Geisel nach England schicken, damit er dort erzogen werde; zwischen England und Schottland solle ein Schutz- und Trutzbündnis bestehen. Allein je mehr Maria bewilligte, umsomehr machte Elisabeth neue Schwierigkeiten und, als dieselbe durch ein Verlöbnis mit dem Herzog von Anjou einen Angriff Frankreichs für abgewendet glaubte, brach sie die Unterhandlungen plötzlich ab.

Bann gegen Elisabeth.

Lennox Regent.

Marias Schwäche.

Elisabeth und Anjou.

Alle Hoffnungen der seit zwei und einem halben Jahre gefangenen Maria waren wieder vernichtet. Ihre Anhänger waren geschlagen und verfolgt, in England wie in Schottland. In ihrer Entrüstung wandte sie sich

[1]) Mignet, l. c. S. 344—395.

jetzt an Philipp II.: er möge eine Landung in England bewerkstelligen, um sie zu befreien und dem Katholicismus zum Siege zu verhelfen, der Herzog von Norfolk werde sich erheben und katholisch werden. Mit diesem war sie nämlich in brieflicher Verbindung geblieben, obschon sich beide nie gesehen hatten. Sie hatten ihm ihr Bild zugesandt und Norfolk, wenn er auch mit Namensunterschrift und Wappensiegel Elisabeth versprochen hatte, nie mehr an diese Heirat zu denken, das Geschenk mit glühenden Briefen beantwortet. Norfolk billigte den Plan. Ein Florentiner, Ridolfi, Banquier und Director der italienischen Handelscompagnie in London, reiste im Interesse beider nach Brüssel zu Alba, nach Rom zu Pius V., nach Madrid zu Philipp II. Alba hatte Bedenken, der Papst hegte die feurigsten Wünsche, Philipp war geneigt, einzugreifen, wenn die Engländer zuerst losschlügen; diese aber wollten sich erst erheben, wenn Alba lande. So zog sich die Sache hin, das Geheimnis konnte schwer bewahrt bleiben und indes kam Cecil durch die Thätigkeit seiner Spione, durch die Treulosigkeit der Diener des Herzogs, durch die Unklugheit anderer, durch die Anwendung der Folter, der Verschwörung auf die Spur. Marias Briefe an den Herzog hatte dieser zu verbrennen befohlen, der Diener aber aufbewahrt. Ihre Auslieferung enthüllte das Geheimnis. Der Herzog wurde vor das Gericht der Pairs gestellt und am 16. Januar 1572 zum Tode verurtheilt; er benahm sich würdig und gefasst, äußerte aber auch in bitterer Weise, dass nichts gelinge, was für Maria Stuart und durch sie begonnen werde.

Maria an Philipp II. Norfolk. Ridolfi. Cecil.

Marias Haft wurde verschärft, zwischen ihr und Elisabeth wurden die bittersten Schreiben gewechselt: Elisabeth warf ihr vor, sie habe Norfolk zur Untreue verführt; Maria entgegnete, sie habe sich nicht länger mit schönen Hoffnungen wollen abfüttern lassen, und klagte, dass man ihr Luft und Bewegung nehme. Das Haus der Gemeinen forderte von Elisabeth, welche schon zweimal den Befehl zur Hinrichtung des Herzogs zurückgenommen hatte, nicht bloß den Tod Norfolks, sondern auch Maria Stuarts: denn man müsse die Axt an die Wurzel legen. Am 2. Juni fiel nun das Haupt Norfolks. Maria war in Verzweiflung, ihre Gesundheit erschüttert.

Norfolks Tod.

Es war Elisabeth auch gelungen, durch eine Verlobung mit dem Herzog von Anjou, die von ihrer Seite nie ernstlich gemeint war, Frankreich von Spanien zu trennen. Der Verlobung folgte ein Schutzbündnis mit Frankreich, 20. April 1572, zu Blois abgeschlossen, in welchem Elisabeth die Hugenotten ihrem Schicksal zu überlassen und Frankreich in Schottland nicht einzuschreiten versprach. Desungachtet regte sich in dem unruhigen Schottland die Partei der Maria Stuart wieder. Lennox wurde am 14. September 1571 überfallen und getödtet; Graf Mar wurde sein Nachfolger in der Regentschaft, als die Aufständischen ihren Sieg auszubeuten vergaßen.[1])

Anjou. Bund zu Blois. Mar Regent.

Während Elisabeth, um die Partei Maria Stuarts zu schwächen, einen Waffenstillstand zwischen beiden Parteien betrieb, traf die Nachricht von der

[1]) Mignet, l. c. S. 295—297.

Folgen der Bartholomäusnacht.

Bluthochzeit in England ein und setzte Elisabeth wie die Protestanten gewaltig in Angst. Man sah darin eine Verschwörung des katholischen gegen das protestantische Europa. Die Folgen der Pariser Blutthat fielen auf die daran ganz unschuldige Maria Stuart. Elisabeth erklärte, ihr nie mehr die Freiheit zu geben, denn sie könne keine Stunde ruhig leben, wenn Maria Stuart den Thron wieder besteige. Die Bevölkerung schrie nach dem Blut der Königin von Schottland, die Theologen erklärten, ihr Tod sei gerecht, die Juristen, er sei gesetzlich. Schmähschriften gegen die Gefangene wurden verbreitet, vom Parlamente Maria Stuart durch ein förmliches Gesetz von der Thronfolge in England ausgeschlossen und sie wie eine Verbrecherin über dreizehn Artikel vernommen. Noch stärker ist aber der Plan der englischen Regierung, Maria Stuart in Schottland durch Schotten ermorden zu lassen. Im September 1572 sandte Elisabeth an den Regenten: es gehe nicht gut an, Maria Stuart in England den Proceſs zu machen; er möge ihre Auslieferung fordern und sich ihrer entledigen, sobald sie auf schottischem Boden sei. Durch die Bartholomäusnacht und die letzten Reden des sterbenden Knox gegen die Katholiken erhitzt, gaben die Schotten ihre Geneigtheit, Maria Stuart abzufertigen, zu erkennen, feilschten aber um den Preis des Mordes, den die geizige Elisabeth wohl anstiften, aber nicht hoch genug bezahlen wollte. Am 28. October starb der Regent zwar plötzlich hinweg, die Unterhandlungen über „den großen Gegenstand" wurden jedoch erst 1574 vollständig abgebrochen.[1])

Maria Stuart soll vernichtet werden

durch die Schotten.

Jetzt schrieb Elisabeths Minister vertraulich an Leicester, man müsse sich Maria Stuarts in England entledigen. Zunächst suchte man ihre Partei in Schottland vollständig zu unterdrücken. Das bewirkte mit vielem Geschick namentlich der neue Regent Morton, zumal manche Anhänger Marias des langen Widerstandes müde waren; sie schlossen theils auf billige Bedingungen mit der Regierung ab. Edinburg, dessen Citadelle andere noch behaupteten, wurde durch englisches Geschütz bezwungen. Lethington starb im Gefängnis, Grange endete am Galgen. Wie war Maria voll Schmerz und in Entmuthigung! Der König von Frankreich mit England verbündet, Philipp II. im Handeln säumig, ihre Anhänger vernichtet oder ihr entwunden! dazu kam eine wachsende Leberkrankheit. Dies demüthigte sie so sehr, daſs sie Elisabeth durch Güte und Demuth zu gewinnen suchte: sie machte ihr Geschenke, verfertigte kleine Arbeiten für sie, suchte Elisabeths Räthe, namentlich Leicester, günstig für sich zu stimmen. Der Tod Karls IX. hob einen Augenblick wieder ihren Muth, allein die Thronbesteigung Heinrichs III. und seine charakterlose Politik, dann der Tod ihres bisherigen Beschützers, des Cardinals von Lothringen, beugte sie wieder. Ihre einzige Hoffnung war jetzo nur noch der Papst und Philipp II.

Morton.

Don Juan.

Die Curie vergaß Don Juan den Dienst nie, den er der Sache der Christenheit durch den Sieg bei Lepanto geleistet, und Gregor XIII. schlug eine Heirat des Prinzen mit Maria Stuart vor. Der junge Held dürstete nach Ruhm

[1]) Mignet, l. c. S. 298 ff.

und einem Schauplatz großer Thaten und schrieb seinem Bruder, der ihn als Statthalter nach den Niederlanden gesendet hatte, nur in England könnten die Niederlande bezwungen werden. Allein Don Juan sollte nie selbständig werden, sollte nur für den Vortheil Spaniens arbeiten. Philipp II. ward nicht einmal durch die Erklärung Maria Stuarts aus seiner zuwartenden Unthätigkeit herausgerissen, daſs sie ihren Sohn nur für den Fall zum Erben Schottlands erklärte, wenn er sich der Ketzerei Calvins entwinde, sonst aber alle ihre Ansprüche an England auf Philipp übertrug. Don Juan starb bald, Philipp II. war mit Portugal beschäftiget, Heinrich III. wurde der Freund Elisabeths und so löste sich eine Hoffnung nach der andern für die arme Maria in Nebel auf.[1] Philipp II.

Dies gieng bis 1581. Da schien in Schottland ein neuer Stern aufzuleuchten! Morton hatte sich durch Geiz und Hochmuth beim Adel verhaſst gemacht. 1578 entriſs ihm eine Verschwörung die Regentschaft und erklärte den zwölfjährigen Jakob VI. für mündig.

Morton gelangte zwar wieder zur Gewalt, nur unter anderem Namen. Aber 1579 waren zwei in Frankreich gebildete junge Schotten an den Hof gekommen und hatten schnell das Vertrauen Jakobs VI. gewonnen: Esme Stewart, Herr von Aubigny, schön, fein und muthig, im Herzen Katholik und entschlossen, alles für die alte Religion zu thun, wurde bald von Jakob VI. zum Kammerherrn und Grafen von Lennox ernannt und stieg, trotzdem daſs Elisabeth alles gegen ihn that, mit jedem Tag in der Gunst des Königs. Mit ihm hielt James Stewart, Hauptmann der königlichen Garde, der plötzlich Morton im Rath der Mitschuld an der Ermordung Darnleys anklagte und verhaftete. Morton gestand, um die Verschwörung gewuſst zu haben, und wurde am 2. Juli 1581 enthauptet. Sein Ankläger wurde Graf von Arran. Aubigny. Stewart. Mortons Ende. Arran.

Maria Stuart wünschte nun, ihrem Sohne in der Regierung beigegeben zu werden; Schottland sollte wieder katholisch werden und von da aus die Wiederherstellung der alten Kirche in England geschehen. Für diesen Zweck waren auf dem Festland zwei Seminarien für englische Priester gegründet worden, das eine 1575 in Rheims durch Wilhelm Allen, das andere durch Gregor XIII. 1579 in Rom. Furchtlos durchzogen die hier gebildeten Priester insgeheim England und Schottland und stärkten die der alten Lehre Treugebliebenen in ihrem Glauben. Erbarmungslos sendete jedoch die englische Regierung sie auf das Schaffot, wenn sie ergriffen wurden. 1582 bestand bei den Katholiken der Plan, mit spanischem Gelde solle der Papst eine Landung von Truppen unter Führung des Herzogs von Guise in England veranstalten. Mendoza, spanischer Gesandter in London, ermuthigte damals zu einem Schritte in England und Schottland zugleich. Zu diesem Zwecke verfolgte Lennox die Presbyterianer und war thätig für die anglicanische Kirche in Schottland. Im Gefühl der sie bedrohenden Gefahr verlobte sich Elisabeth mit dem Herzog von Alençon, ohne aber je im Ernst an diese Ehe zu denken, bloſs um Zwiespalt zwischen Frankreich und Spanien zu säen, und ermuthigte den Aufstand der Portugiesen gegen Spanien. Mit Schlangenklugheit suchte Elisabeth Maria Stuart den Plan zu entlocken und ihre Thätigkeit zu hemmen. Sie trieb zu einem Handstreich, welcher Lennox in Schottland stürzte. Bei einer Jagd in Seminarien. Neuer Plan.

[1] Mignet, l. c. S. 307—317.

der Nähe von Perth bemächtigten sich ihre Anhänger des jungen Königs. Lennox musste nach Frankreich fliehen, wo er bald nach seiner Ankunft starb.

Wieder war eine Hoffnung vereitelt und Maria Stuart in Trauer versenkt — sie blieb Gefangene, ihr Sohn unter dem Einfluss Elisabeths und wurde unter dem steten Treiben der Parteien zuletzt theilnahmslos für seine Mutter! Vom Vater hatte Jakob VI. den Kleinmuth, von der Mutter den Verstand geerbt: er wurde ein schwacher Charakter und unter Buchanans Leitung ein tüchtiger Gelehrter: im siebenten Jahre übersetzte er schon die Bibel aus dem Lateinischen ins Französische und Englische vom Blatt weg, sein Mund trof von Weisheit, aber sein Herz war kalt und sein Handeln thöricht. Von Schottland aus war also für die Gefangene nichts mehr zu erwarten.

Jakob VI.

In Frankreich blieb jedoch der Herzog von Guise für sie thätig, allein seinem Feuereifer entsprachen im Augenblicke weder die verfügbaren Mittel Spaniens, noch Philipps Thätigkeit — und dann kam die englische Regierung durch ihre Wachsamkeit auf den ganzen Plan. Der Secretär des französischen Gesandten war erkauft, der schottische Gesandte in London bestochen, überall hatte Elisabeth ihre Spione und bei ihren Intriguen eine glückliche Hand. Durch die Folter, die man an einigen Verdächtigen anwandte, erwirkte man Geständnisse. Zwar leugnete Mendoza, vor den geheimen Rath berufen, alles ab, allein er ward desungeachtet 1585 aus dem Lande gewiesen und hat nachher als Gesandter Spaniens am französischen Hofe Elisabeth mit unermesslichem Hass vergolten. So war jetzo der Bruch mit Spanien offenkundig.[1])

Mendoza.

Bruch mit Spanien.

Desungeachtet begann Elisabeth damals wieder mit Maria Stuart zu unterhandeln, denn die Angelegenheiten der Protestanten in den Niederlanden und in Frankreich nahmen eine schlimme Wendung; sie fürchtete wirklich einen Angriff des Prinzen von Parma auf England, darum machte sie der Gefangenen Hoffnung auf ihre Wiederherstellung in Schottland, wenn sie die päpstliche Bulle misbillige, welche Elisabeth ihres Königreichs beraube, wenn sie mit England ein Schutz- und Trutzbündnis schließe, in Schottland keine Neuerung in der Religion vornehme, allen Amnestie gewähre, überhaupt für ihr Verhalten Geiseln stelle. Maria war durch die lange Haft so gebrochen und gedemüthiget, dass sie alles versprach. Allein es war Elisabeth nicht Ernst.

Neue Unterhandlungen.

Gerade in dieser Zeit duldete sie in England das Zustandekommen einer Verbindung, deren Mitglieder sich anheischig machten, alle zu tödten, welche das Leben der Königin angriffen, oder zu deren Gunsten ein solcher Angriff stattfinde. Gerade damals beschloss das fügsame Parlament ein Gesetz, welches Maria Stuart und ihre Nachkommen für den Fall eines unnatürlichen Todes der Königin der Thronfolge beraubte; desgleichen wurde jeder katholische Priester, der nach Ablauf von vierzig Tagen

Bund zum Schutze Elisabeths.

[1]) Mignet, l. c. S. 323—342.

noch im Königreiche angetroffen würde, des Hochverrathes für schuldig erklärt; auch wurden alle Studenten aus den fremden Seminarien bei Strafe des Verrathes zurückgerufen. Maria Stuart wollte selber ihren Namen zuerst unter die Bundesacte setzen, was man ihr aber verweigerte. 1586 schloss Elisabeth mit Jakob VI. ein Schutz- und Trutzbündnis, ließ alle Unterhandlungen mit Maria fallen und versetzte sie in härtere Haft nach dem verfallenen Schlosse Tutbury unter die strenge Obhut des Amyas Paulet, eines eifrigen Puritaners und Hassers aller Katholiken. Maria durfte im Garten nur in Begleitung von 18 Mann mit gespanntem Hahn spazieren gehen. Ihr Gefangenwärter versicherte Elisabeth, wenn ein Befreiungsversuch gemacht würde, so werde Maria vor ihm fallen. Maria wurde krank und kam in eine Stimmung halber Verzweiflung — sie sehnte sich nach Freiheit um jeden Preis. In Tutbury.

Diese Freiheit, ja die Herrschaft über Schottland wie England suchten ihr feurige Katholiken zu verschaffen, deren unbesonnener Eifer aber nicht bloß sie selber, sondern die Königin in den Untergang zog.

Ein englischer Katholik, früher Officier in der spanischen Armee unter Parma, nahm sich vor, Elisabeth zu tödten. Ein Edelmann, Babington, trug sich mit dem gleichen Plane. Beide fanden Genossen. Elisabeths Minister Walsingham wusste aber Verräther in ihren Kreis zu bringen. Man suchte Maria Stuart in das Complot zu ziehen, um einen Schein von Gerechtigkeit bei ihrer Ermordung zu haben, und bei ihrem feurigen Verlangen nach Freiheit vergaß sie die Vorsicht und beantwortete Briefe der Verschworenen, welche zuerst natürlich durch die Hand des englischen Ministers giengen, in ermuthigender Weise. Sie dictierte ihre Antworten ihrem Secretär Nau und ein anderer Secretär übersetzte sie in ihre Chifferschrift. Allein Walsingham war auch im Besitz ihrer Geheimzeichen und im Schlosse selber wurden ihre Antworten von einem Beamten Elisabeths entziffert, dann wieder versiegelt und an die Verschworenen befördert und so diese und Maria ins Verderben gelockt. Maria übertrug in ihren Antworten ihre Rechte auf England an Philipp II., als den großen Vertheidiger des Katholicismus. In Schottland selbst waren viele Großen schon wieder insgeheim zur alten Kirche zurückgetreten und hatten sich gleichfalls an Philipp II., als den Hort der katholischen Kirche, gewendet. Philipp sollte König von Schottland werden, wenn Jakob VI. Protestant bliebe.[1] Verschwörung. Walsingham.

Ihre Anhänger rissen Maria Stuart diesmal ins Verderben. Am 25. Juni dankte sie Babington für seine Theilnahme, er hingegen versprach, ihre Befreiung mit Gewalt zu wagen, und enthüllte ihr die ganze Verbindung — und sie mahnte in der Antwort, ja nichts zur Erhebung der Katholiken zu unternehmen, bis der Einfall der Spanier sicher sei, und gab genau die Mittel an, wie man sie befreien könne.[2] Die Arme ahnte nicht, dass ihre Feinde all ihre Briefe lasen und froh waren, sie endlich in der Schlinge zu haben![3] Kaum hatte Walsingham genug schriftliche Beweise in Händen, so zog er die Schlinge zusammen und ließ Ballard, Babington und Savage verhaften. Am Babington.

[1] Mignet, l. c. Cap. 9. — Gauthier, l. c. III, p. 204—254.

[2] Vergl. die interessante Schrift von Dr. Bernhard Sepp, Maria Stuarts Briefwechsel mit Anthony Babington, München 1866.

[3] Der Brief, der gegen sie bei dem Process vorgelegt wurde, ist gefälscht.

8. August schlug man der gefangenen Königin eine Jagdpartie vor und bemächtigte sich während ihrer Abwesenheit vom Schlosse ihrer Papiere, ihres Schmuckes und Geldes, und brachte ihre Secretäre Nau und Curle nach London. „Es gibt zwei Dinge," rief entrüstet Maria Stuart, „die mir die Königin von England niemals nehmen kann, mein königliches Blut, welches mir das Recht der Thronfolge in England gibt, und die Liebe, die mein Herz für die Religion meiner Väter schlagen macht."

Nau und Curle.

Die Verschworenen bekannten sich für schuldig und erlitten die furchtbare Strafe des Hochverrathes. Nau und Curle gestanden unter der Folter, dass ihre Herrin vollständig in das Complot eingeweiht gewesen sei, und der geheime Rath in London beschloss, Maria Stuart nach dem Statut Eduards II. wegen Hochverrathes vor Gericht zu stellen. Am 6. October 1586 wurde Maria Stuart nach dem Schlosse Fotheringay gebracht. Ein Schreiben Elisabeths, voller Vorwürfe, befahl ihr, auf die Anklagepunkte vor den aufgestellten Richtern zu antworten. Entrüstet rief Maria: „Weiß denn ihre Herrin nicht, dass ich geborene Königin bin, und die Könige und auswärtigen Fürsten in meiner Person beschimpfen würde, wenn ich einem solchen Befehl gehorchte? Ich habe kein Attentat gegen eure Gebieterin betrieben, man kann mir etwas derartiges nicht nachweisen; allerdings habe ich meine Sache auswärtigen Fürsten vertraut, als meine Schwester all meine Anerbietungen verwarf." — Wäre sie nur bei dieser Weigerung, fremde Gerichtsbarkeit als Königin von Schottland anzuerkennen, geblieben und hätte sie nur beharrlich jede Antwort abgelehnt, so konnte man sie nicht verurtheilen!

Maria vor Gericht.

Allein Elisabeth wusste ihr arglistig beizubringen, sie wünsche, dass ihre Unschuld dargethan werde, und müsse ihr Schweigen als Geständnis betrachten, und so ließ sich Maria Stuart am 14. October herbei, vor den Richtern zu erscheinen. Beschwerende Briefe eigener Hand konnte man ihr im Original nicht vorlegen; für die gefährlichen Pläne ihrer Anhänger, erklärte sie, könne sie nicht Rede und Antwort stehen. Sie leugne nicht, ihre Freiheit gewünscht und an deren Erlangung eifrig gearbeitet zu haben, die Natur habe sie dazu gezwungen. Sie habe an ihre Freunde geschrieben, um ihr aus dem elenden Gefängnis zu helfen, in welchem sie neunzehn Jahre wider Recht festgehalten worden sei, aber sie wies es entschieden ab, in Elisabeths Ermordung eingewilligt zu haben. Warum man Babington, warum man Nau und Curle nicht mit ihr confrontiert habe? Sie zieh Walsingham der Fälschung ihrer Chiffren, ihre Briefe habe man aus ihrem Zusammenhange gerissen! Sie forderte einen Anwalt und als Königin, dass man ihrem königlichen Worte glaube.[1])

Vertheidigung.

[1]) Bernhard Sepp (Babingtons Briefwechsel S. 56) bemerkt mit Recht die selbst von Pawlet bewunderte stolze Haltung und staunenswerte Fassung, welche Maria Stuart nicht nur in der Gerichtsverhandlung zu Fotheringay am 14. und 15. October zeigte, sondern auch bei und nach der Anhörung des Todesurtheils am 19. November, endlich in den letzten 24 Stunden bewahrte. Die große Zuversicht auf Gottes Gerechtigkeit, welche sich in ihren letzten Briefen ausspricht, beweist, dass sie sich keiner verbrecherischen Absicht und Gesinnung bewusst war. —

Der Proceſs hat in der That ſeine großen Formfehler.[1]) In Fotheringay vernahm man die Angeklagte ohne Zeugen und in Weſtminſter die Zeugen ohne die Angeklagte. Sie, die Frau, ſtand allein, ohne Anwalt, unbekannt mit den Geſetzen, Juriſten und Feinden gegenüber. Desungeachtet erkannten die beſtellten Richter einſtimmig Maria Stuart als ſchuldig, beſtätigte das Parlament die Verurtheilung und erklärten beide Häuſer einſtimmig am 18. November, daſs, ſolange die Königin von Schottland lebe, die Königin von England in Gefahr ſei. Eliſabeth wollte aber noch mehr: ſie wollte gezwungen erſcheinen zur Vollziehung des Urtheils.

Todesurtheil.

Am 10. November 1586 wurde der unglücklichen Maria das Todesurtheil eröffnet. Was man auch an ihr ausſetzen mag, gewiſs iſt, ſie zeigte königlichen Sinn und feſten Muth. Als ihr erbarmungsloſer Kerkermeiſter Pawlet ſie barſch zu behandeln begann und ihr den Thronhimmel mit dem Wappen wegnahm, zeigte ſie ihm das Crucifix: „Ich habe meine königliche Würde von Gott empfangen. Ich ſchätze mich glücklich," ſagte ſie, „mein Blut auf das Verlangen der Feinde der Kirche zu vergießen." Sie bat den Papſt Sixtus V. um Vergebung ihrer Sünden, um ſeinen Segen, ſein Gebet, und übertrug ihm ihre mütterliche Gewalt über ihren Sohn, auf daſs dieſer zur wahren Kirche wieder zurückgeführt werde. In einem Schreiben an Eliſabeth bat ſie nicht um längeres Leben, ſondern, daſs man ihre Leiche nach Frankreich bringe, damit ſie in katholiſcher Erde ruhe, daſs man ſie nicht heimlich hinrichte, ſondern in Gegenwart ihrer Diener, und daſs man ihnen das laſſe, was ſie ihnen bei ihrer Armut noch vermachen könne. An ihren Vetter, den Herzog von Guiſe, ſchrieb ſie: „Hätte ich den Feinden meiner Kirche beigeſtimmt, ſo würde mich dieſer Streich nicht treffen." — Die Überzeugung, daſs ſie ein Opfer des Glaubenshaſſes ſei, goſs eine unendliche Sanftmuth und Heiterkeit über ihr Weſen.[2])

Marias würdige Haltung.

Teſtament.

Doch ſo ſchnell kam der tödtende Streich noch nicht. Eliſabeth hatte zwar den Willen, aber nicht den rechten Muth, ſie tödten zu laſſen. Sie ließ das Todesurtheil in den Straßen Londons veröffentlichen. Der Pöbel zündete Freudenfeuer an, 24 Stunden hindurch läuteten die Glocken in London und im ganzen Königreich. Eine Verſchwörung wurde erdichtet, um Eliſabeths Leben als bedroht erſcheinen zu laſſen. Sie gab ihren Miniſtern zu verſtehen, ſie möchten Maria ſterben laſſen, ohne von ihr erſt den Befehl zu erwarten. Dieſe wuſsten aber wohl, daſs Eliſabeth dann die Schuld auf ſie wälzen würde, und hüteten ſich, die Verantwortlichkeit zu übernehmen. Amyas Pawlet bekam die Mahnung, die Gefangene insgeheim abzuthun, der aber weigerte ſich, Blut zu vergießen ohne Ermächtigung des Geſetzes und ohne eine öffentliche Acte. Zornig klagte Eliſabeth über den frommen Schwätzer, der ſelber nichts thun und alle Laſt auf ihre Schultern häufen wolle. Eliſabeth ſtellte ſich zerſtreut und traurig, man

Eliſabeth unentſchloſſen.

wünſcht Meuchelmord.

Amyas Pawlet.

---

[1]) Vergl. Dr. Bernhard Sepp, Proceſs gegen Maria Stuart. München 1886. Tagebuch der unglücklichen Schottenkönigin Maria Stuart während ihres Aufenthaltes in Glasgow vom 28. bis 29. Januar 1567. 2 Theile. Maria Stuart und ihre Ankläger zu York, Weſtminſter und Hamptoncourt, October 1568 bis Januar 1569. Rückläſs der unglücklichen Schottenkönigin Maria Stuart. Caſſettenbriefe. Maria Stuarts Briefwechſel mit Anthony Babington.

[2]) Mignet, l. c. Cap. 10. — Gauthier, l. c. III, p. 255—294.

Heuchelei Elisabeths. hörte sie oft die Worte murmeln: „Aut fer aut feri; ne feriare feri.“ [1]) — Von fremden Gesandten verwendete sich nur der französische mit Ernst für das Leben der Gefangenen; der schottische, ein persönlicher Feind Marias, rieth dem Minister, es sei besser, sie zu vergiften, als hinrichten zu lassen, eine Todte beiße Jakob VI. nicht. Marias eigener Sohn nahm sich nicht mit nachhaltigem Ernst des Lebens seiner Mutter an, weil er sich nicht um das Nachfolgerecht in England bringen wollte. Die Schotten murrten über den kaltsinnigen Sohn.

Also Elisabeth musste den Befehl zur Hinrichtung unterzeichnen. Sie Dawison. that es 1. Februar 1587 und übergab den Befehl dem Secretär Dawison, das große Siegel darauf zu drücken, der den Ministern denselben einhändigte; diese übernahmen die Vollziehung. Am 7. Februar wurde der Unglücklichen das Todesurtheil verlesen, mit dem Beisatze, dass es am andern Morgen um acht Uhr vollzogen werde.

Maria verwendete den Abend mit Abfassung ihres Testamentes, mit Briefschreiben und berief nachher alle ihre Diener zu sich, schüttete Wein in einen Kelch, trank auf ihr Wohl daraus und forderte sie auf, Bescheid zu thun. Dann befahl sie, aus der Legende ihr das Leben eines großen Sünders vorzulesen, dem Gott verziehen habe. Während ihrer letzten Ruhe bewegten sich ihre Lippen fortwährend wie im Gebet. Am Morgen gab sie noch ihrem religiösen Gefühl in einigen lateinischen Versen Ausdruck:

„O Domine Deus, speravi in te,
O care mi Jesu, nunc libera me!
In dura catena, in misera poena
Desidero te languendo
Gemendo et genuflectendo,
Adoro, imploro, ut liberes me.“

Marias letzte Stunden. Sie zeigte eine Fassung, als ob für eine andere das Schaffot, das im Schlosse errichtet wurde, bestimmt wäre. Sie vertheilte unter ihre Diener ihre Juwelen und Kleider, kniete dann vor einem kleinen Handaltare nieder und las die Gebete der Sterbenden. Um acht Uhr holte sie der Sheriff ab. Maria gieng in Witwentracht, ein Kreuz in der einen, ein Gebetbuch in der andern Hand, mit der Würde einer Königin und der Andacht einer Christin, von ihren Dienern geleitet, für deren Fassung sie sich verbürgt hatte, in den großen Saal des Schlosses, wo Soldaten, 200 Edelleute und die Einwohner der Nachbarschaft des Todesgang. furchtbaren Schauspiels harrten. Sie betrat mit majestätischer Ruhe das Schaffot und erklärte mit fester Stimme: „Ich bin Königin von Geburt, souveräne Fürstin und den Gesetzen dieses Landes nicht unterthan; ich bin nahe Verwandte der Königin von England und ihre rechtmäßige Erbin; ich leide ungerecht, ich danke aber Gott, dass ich für meine Religion sterben darf! Ich verwahre mich dagegen, als hätte ich je etwas ausgesonnen, wie die Königin umbringen zu lassen, oder zu einem Angriff gegen ihre Person meine Zustimmung gegeben!“ — Auf die widerwärtige Zudringlichkeit des protestantischen Dechanten von Peterborough sagte sie: „Ich wanke nicht in der altrömisch-katholischen Religion! Ich kann

[1]) Dulde oder schlage; tödte, damit du nicht getödtet wirst.

mein Gebet mit dem Eurigen nicht vereinigen." — Auf die Mahnung, das Crucifix, welches sie inbrünstig an sich drückte, weg zu legen, denn das Bild des Heilands in der Hand nütze nichts, wenn man es nicht auch im Herzen habe, sagte sie hochsinnig: „Es ist schwer es in der Hand zu halten, ohne dass das Herz davon gerührt werde, und nichts ziemt dem Christen auf seinem Todesgange mehr, als das Bild des Erlösers." — Sie betete dann laut für den Papst, für die Kirche, die katholischen Fürsten, für ihren Sohn, aber auch für die Königin von England, für ihre Feinde. Als ihre Dienerinnen laut schluchzten, erinnerte sie dieselben an ihr Versprechen, Stärke zu zeigen, und sagte: „Freuet euch, anstatt zu weinen! Ich fühle mich so wohl, aus dieser Welt zu scheiden, zumal für eine so gute Sache!" Sie glaubte mit dem Schwerte hingerichtet zu werden und der Henker war so bewegt, als sie das Haupt auf den Block legte, dass er erst mit dem zweiten Schlag dasselbe vom Rumpf trennte. „So mögen alle Feinde der Königin Elisabeth umkommen![1]" rief der Dechant. — Amyas Paulet hatte noch die Roheit, ihre Leiche nicht ihren Dienerinnen, sondern dem Henker zu überlassen. Ende.

Freudenfeuer wurden angezündet in London, alle Glocken geläutet, nur Elisabeth that vier Tage lang, als ob sie nicht wisse, was es bedeute. Erst am 13. Februar zeigte sie sich überrascht und erzürnt über die Hinrichtung, die ihr Herz verletze, ließ Davison in den Tower setzen, weil er in strafbarer Übereilung den Befehl dem Kanzler mitgetheilt, und jagte ihre Minister aus ihren Augen, zog Trauerkleider an für ihr Schlachtopfer und ließ ihm ein herrliches Leichenbegängnis bereiten. Doch dieses freche Verleugnen der Schuld täuschte die Welt nicht; es drückte auf ihren Charakter ein unauslöschliches Brandmal der Heuchelei und zeigte nur, dass sie ein böses Gewissen hatte. Elisabeths Heuchelei.

So endete Maria Stuart ihr bewegtes Leben am 8. Februar 1587.[2] Ihr Leben ist wechselreich: als Königin in Frankreich war sie angebetet, als

---

[1] Opitz bemerkt (l. c. S. 338): „Maria Stuart ist vielleicht das frappanteste der in der Geschichte nicht allzu seltenen Beispiele von der Macht dreist und frech geübter Verleumdung, die nicht nur das wirkliche Leben einer bedeutenden Persönlichkeit vergiften und verderben, sondern auch ihre historische Gestalt durch Jahrhunderte verzerren kann. Das Gewissen der königlichen Frau war weder durch Ehebruch noch Gattenmord befleckt; sie ist also keine schuldige Heldin, wie sie die poetische Gerechtigkeit der Tragiker braucht, und wie, um nur die leuchtendsten Namen zu nennen, Schiller („Maria Stuart", erster Aufzug, vierter Auftritt) und in unsern Tagen Swinburne („Bothwell") sie aufgefasst und dargestellt haben; aber ihre wirkliche Geschichte ist vielleicht tragischer, d. i. verhängnisvoller, als die Tragödie; denn sie zeigt, dass Marias heitere Intelligenz und große Tugenden, Muth, Aufrichtigkeit und Treue, weil nothwendig mit gewissen Mängeln verbunden, unter den Verhältnissen, unter welchen, und bei den Menschen, mit denen sie leben musste, ihren Untergang herbeiführten. Der Adel der Gesinnung besteht zu einem großen Theil aus Gutmüthigkeit und Mangel an Misstrauen, und enthält also gerade das, worüber sich die gewinnsüchtigen und erfolgreichen Menschen so gerne mit Überlegenheit und Spott ergehen, und was sie, wenn die edle Persönlichkeit ihrer Gewinn- und Herrschsucht im Wege steht, furchtbar zu deren Sturz und ihrer eigenen Erhebung missbrauchen."

[2] Glänzend war die Feier ihres Todes in Paris. Renaud de Beaune, Bischof von Bourges, hielt die Leichenrede in Notre-Dame und sagte darin: „Das einzige Verbrechen, das ihr bewiesen werden konnte, war das Bekenntnis der katholischen Religion." „Heureux crime! désirable accusation!" Benedict XIV. glaubte, keine von jenen Bedingungen fehlte bei ihr, welche zu einem wahren Martyrium erforderlich sind. Bellesheim, Geschichte der katholischen Kirche in Schottland, II, S. 180.

Königin von Schottland hilflos und unglücklich, wider den Rath der Besten floh sie nach England. Dort war ihre Gefangenschaft die eines Opfers und ihr Tod der einer Heiligen. „Die Poesie", sagt der Franzose Dargaut schön von ihr, „hat sie besungen, die Religion hat sie gesegnet, die Geschichte hat sie geschildert. Die Nachwelt beweint sie und ist mehr geneigt sie zu bewundern als zu verurtheilen.[1]) Gott hat ihr ohne Zweifel im Himmel verziehen, wie sie selber auf Erden verziehen hat."[2])

---

[1]) Seltene Schönheit vereinte Maria Stuart mit glänzenden Gaben des Geistes und edlen Stimmungen des Herzens. Ihre Fehler waren die der Jugend und Unerfahrenheit. Gauthier (Histoire de Marie Stuart, III, p. 294) bemerkt richtig: „Die erhabensten Heroen, deren die Geschichte gedenkt, haben dem Tod nicht mit größerer Ruhe und Heiterkeit der Seele ins Auge geschaut. Nur der Unschuldige, der ein reines Gewissen hat, nur der Christ, der auf Gott vertraut, nur ein Märtyrer, der in seinem Glauben unerschütterlich ist, kann sterben wie Maria Stuart. So wird nicht die Heuchlerin Elisabeth sterben, sondern umlagert von Schrecken, gefoltert von Gewissensbissen und geängstigt vom Schatten ihres Opfers."

[2]) Elisabeth ließ ihre Leiche 1. August 1587 im Dome zu Peterborough mit königlichem Gepränge bestatten, 25 Jahre später ließ sie Jakob VI. in Westminster beisetzen; dort ruhen sie und Elisabeth jetzt nahe bei einander in der gleichen Kapelle. Auch hier gilt wieder: dem Heuchler und Mörder gehört die Stunde, dem Opfer die Ewigkeit.

Neues Leben in der alten Kirche.

Noth der Kirche.

Fünfzig Jahre schwerer Demüthigungen waren über die alte Kirche gekommen seit der Stunde, da Bruder Martin seine Thesen in Wittenberg anschlug. Kein Tag vergieng, ohne dass den Statthalter Christi eine kränkende Nachricht traf. Was je einzelne Würdenträger verabsäumt und gefehlt hatten, dafür war jetzt die schwere Strafe eingetroffen. Die eigenen Söhne hatten sich gegen die Mutter erhoben, mit dem Vorwurf, sie habe Falsches gelehrt, sie habe betrogen. Große Völker, die einst am eifrigsten zu ihr gestanden, auf deren Anhänglichkeit sie am stolzesten gewesen, waren von ihr abgefallen. Ja, eine Zeit hindurch schien es, als ob jene in ihrem Unternehmen alle andern Völker mit fortreißen würden. Von dem heutigen Großbritannien blieben nur die Iren vom Protestantismus unberührt, in Schottland und England dagegen blieb die neue Richtung befestigt. Schweden und Dänemark, wie wir bald sehen werden, schlossen sich der Lehre Luthers und seinem Hasse gegen Rom an. Das große mächtige Volk der Deutschen, einst das frömmste, hatte nicht bloß in seiner Mitte die neue Lehre entstehen sehen, sondern hielt beinahe vollständig zu ihr. Livland und Preußen waren ihr beigetreten. In den Niederlanden und in Frankreich rangen die alte und neue Richtung noch miteinander im Kampfe auf Leben und Tod. Spanien und Italien waren schon berührt von den Neuerungen und hin und wieder traten Symptome an den Tag, die bedrohlich anzeigten, dass auch sie der Schauplatz von Bilderstürmerei, Kirchenraub, Verjagung der Priester und Mönche und Kämpfen um Volksherrschaft werden sollten. Die Gründe der Neuerung waren in allen Ländern dieselben, nur nach Ständen verschieden. Ein englischer Geschichtschreiber fasst sie in den wenigen Worten zusammen: „Alle Stände, alle Schattierungen des Charakters schlossen sich den Reihen der Neuerer an: Fürsten, voll Ungeduld sich die Vorrechte des Papstes anzueignen, Edelleute, begierig die Beute der Abteien zu theilen, Clienten, erbittert durch die Erpressungen der römischen Beamten, Patrioten, welche keine fremde Herrschaft tragen mochten, gute Menschen, die sich über die Verderbnisse der Kirche ärgerten, schlechte Menschen, die nach der von großen moralischen Revolutionen unzertrennlichen Zügellosigkeit verlangten, weise Menschen, eifrig in

dem Streben nach Wahrheit, schwache Menschen, durch den Glanz der Neuheit angelockt! Sie alle waren auf einer Seite zu finden." — Die Flut der Gegner schwoll mit jedem Tage höher an, ihre Reihen wurden immer breiter und tiefer.

Auf einmal kam eine Wendung, ein Rückschlag. Der Protestantismus blieb nicht bloß stehen, sondern wurde zurückgedrängt und verlor mit jedem Tage mehr an Boden. In Italien und Spanien verlor er jede Haltung, aus Süddeutschland wurde er vollständig zurückgedrängt, in Frankreich musste er nach schweren Kämpfen sich für besiegt erklären, in Ungarn konnte er nicht die Herrschaft erringen. Nur in Norddeutschland, in den eigentlichen Niederlanden, in Schottland, in Dänemark und Schweden behielt er zwar Geltung, aber nicht ohne in seinen Grundlagen geschwächt zu sein und von der alten Richtung sich bedroht zu fühlen. Die Flut, welche ganz Europa zu überziehen gedroht hatte, war stehen geblieben, zurückgestaut worden und stagnierte jetzt. Ein neuer Geist war in der alten Kirche thätig. Aus der Schwäche hatte sie sich zur Kraft erhoben, aus der Vertheidigung war sie zum Angriff übergegangen. — Statt der Millionen, die sie in Europa verloren, hat sie Millionen in andern Welttheilen gewonnen; hatte sie dort Vorwürfe zu hören, so vernahm sie von den Lippen ihrer neuen Söhne nur Segnungen und Dankgefühle. Früher aus tausend Wunden blutend, stand die Kirche jetzt in jugendlicher Frische und Kraft wieder da.

Rettung.

Neue Orden.

Ein neuer Orden hatte diese Wendung der Dinge bewirkt. In Zeiten großer Gefahr sah die Kirche immer neue Orden entstehen. Als in der Völkerwanderung der Zusammensturz der alten Welt auch die Kirche zu zerschmettern schien, haben die Söhne Benedicts die Wildlinge des Nordens, welche das römische Reich zertrümmerten, bekehrt, die Bildung der alten Welt gerettet und der Kirche eine Stellung verschafft, kräftiger als in den Tagen Constantins und Justinians. Als im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts die Irrlehre Südfrankreich und von da Spanien, Italien und die Donauländer ergriff und die gesammte Hierarchie mit einem furchtbaren Sturme bedrohte, erstanden die Orden der Franciscaner und Dominicaner, welche die Kirche retteten. Auch im Zeitalter der Reformation, als die Gefahr am höchsten stieg, bewies die Entstehung neuer Orden, dass die Kirche noch die alte Lebenskraft besitze. Unter den neuen Orden aber, die damals ins Leben traten, hat der Orden Jesu das Größte geleistet, durch die Bekehrung bisher wenig bekannter Völker die Verluste am besten gedeckt, die neue Lehre am entschiedensten und nachhaltigsten bekämpft; seine Söhne waren die Löwen in der Schlacht.[1]) Fassen wir zunächst den Stifter, seinen Orden und dessen Thätigkeit näher in Auge! —

[1]) Historia Soc. Jesu von Orlandini, Sacchini, Possinus, Jouvencys, Cordara, von 1540—1625, 7 voll. — Ribadeneira, Vita Ignatii. Neapoli

Ignatius von Loyola.

Der Stifter dieses Ordens ist Ignatius oder Innigo von Loyola, auch Innigo Lopez de Recalde, aus altadeligem Geschlechte, der jüngste Sohn des Ritters Beltram auf Loyola in Guipuscoa, geboren 1491. Reichthum besaß Vater Beltram nicht, wohl aber acht Söhne und fünf Töchter; sein Haus Loyola war das eines gewöhnlichen baskischen Landjunkers, zwei Stock hoch, mit einem Thürmchen an der Ecke und einem Wappenschild über der Hausthüre. Herkunft.

Der junge Ignatius kam als Page an den Hof Ferdinands, das müssige Leben gefiel ihm aber nicht; der Herzog von Najera, der väterliche Freund seines Hauses, dem er seine Stimmung offenbarte, verschaffte ihm Unterricht in ritterlichen Übungen und der Jüngling rang nach dem Ideale der Ritterschaft, nach dem Ruhme der Tapferkeit; er las eifrig den „Amadis", doch die Tiefe seines Gemüthes schützte ihn vor Verirrung in Sinnlichkeit und Roheit. Jugend.

Als er unter den Fahnen des Herzogs im Krieg der Communidades dessen Stadt Najera erstürmen half, betheiligte er sich nicht an der gestatteten allgemeinen Plünderung. Im Krieg.

1521 im Kriege mit Frankreich überließ ihm Najera die Vertheidigung der Citadelle von Pampeluna; Ignatius leistete heldenmüthigen Widerstand, bis ihm am 20. Mai eine Kugel das linke Bein zerschmetterte. Man trug ihn auf einer Bahre in das nahe Schlösschen seines Vaters. Da der Fuß schlecht eingerichtet war, wurde das Bein nochmals gebrochen und mit seltener Willensstärke ertrug der Jüngling diese Qual, er kniff bloß die Faust zusammen; aber auch jetzt war das Rechte noch nicht getroffen, unter dem Knie ragte ein Knochen hervor, den sich der muthige Jüngling, der in allem ein vollendeter Mann werden wollte, mit eisernem Gleichmuth absägen ließ. Doch das linke Bein blieb jetzt kürzer, auch eine eiserne Reckmaschine mit ihren Folterqualen half nicht. Während dieser langen schmerzvollen Cur verlangte Ignatius nach Lectüre, nach Ritterromanen. Es waren im Schlosse keine zu haben, nur ein „Leben Jesu" und eine Legende der Heiligen; er las sie und sein Geist und Herz wurden davon entflammt. Wie, wenn ich vollbrächte, was Franciscus und Dominicus thaten! — fragte er sich. Aber auch weltliche Gedanken beschlichen ihn, er machte Verse auf die Dame seines Herzens, doch die religiösen Vorstellungen siegten wieder und Ignatius faßte den Vorsatz, in härenem Gewande ins heilige Land zu pilgern und dann sich in die Einsamkeit zu vergraben. Aus dem weltlichen ward ein geistlicher Ritter, statt nach Ruhm vor Menschen rang Ignatius jetzt nach Gnade vor Gott. Entschlossen, Thaten zu vollbringen, würdig der Heiligen, brach Ignatius nach Catalonien auf, sobald er wieder zu Pferde sitzen konnte. Doch unterwegs regte sich wieder der Spanier und der Ritter in ihm. Ein Maurenritter hatte ungebürlich über die Gottesgebärerin vor ihm gesprochen und Ignatius reute es, dass er nicht augenblicklich den Frevler gezüchtigt hatte. Er ritt ihm nach, doch unterwegs kamen ihm bessere Gedanken und er gab die Verfolgung auf. Am Fuße des Montserrat vertauschte verwundet. Cur. Lectüre. Umwandlung.

1572. Deutsch Ingolst. 1614. — Genelli, Das Leben des heil. Ignatius von Loyola. Innsbruck 1847. Institutum S. J. Pragae 1705, 2 voll. — Crétineau-Joly, Histoire, religieuse politique et littéraire de la compagnie de Jesus. Paris 1841, 6 voll. Deutsch Geschichte der Gesellschaft Jesu, Wien 1845, 5 Bde. — Ravignan, Die Existenz und Anstalt der Jesuiten, deutsch von Reiching. Schaffhausen 1844. — Henrion-Fehr, Allgemeine Geschichte der Mönchsorden. Tübingen 1845.

Nach Montserrat. er sein reiches Kleid gegen ein Bettlergewand, er stieg dann den Berg hinan und hielt Waffenwacht vor dem Altare Unserer Lieben Frau, an dem er seine Rüstung aufgehangen: seine Generalbeicht dauerte drei Tage unter Ausbrüchen des bittersten Reueschmerzes. Dann finden wir den in den glühendsten Asketen

In Manresa. verwandelten Pagen und Ritter in einer Höhle von Manresa mit den harten Bußübungen beschäftigt: er fastet bei Wasser und Brot, in sein Gemüse mischt er Asche, er trägt unter der Kutte ein Cilicium, um die Lenden eine eiserne Kette; er geißelt sich dreimal täglich und einmal enthält er sich von einem Sonntag bis zum anderen jeglicher Speise. Der Drang, sich mit Gott dem Ewigreinen

Bußungen. zu verbinden, ist so glühend, dass er schon um Mitternacht sich zum Gebet erhebt, dass er seine Generalbeicht wiederholt, dass er jeder Sünde in seinem Leben nachspürt. Zweifel quälen ihn, düstere trockene Stimmungen kommen über ihn, er geräth in Versuchung, sich selber den Tod zu geben. Doch hält ihn der Gedanke zurück: „Herr, ich will nicht thun, was dich beleidigt.“ Ignatius ist eine willensstarke Natur, die sich nicht so leicht ergibt. — Er findet, dass zwei Heerlager bestehen: das der Guten unter Christus, das der Bösen unter dem Satan. Er sieht die Zweifel, die bösen Anmuthungen als Anfechtungen des Satans an und fasst den Entschluss, nie mehr über sein vergangenes Leben nachzudenken. Mit eisenfestem Willen stellt er sich in das Lager Christi, nachdem er lange den schmerzlichsten inneren Kampf in sich durchkämpft.

Beruhigung. Da kommt Ruhe und Beseligung in sein Herz und in wunderbaren Verzückungen schaut er das Geheimnis der Dreieinigkeit und reichlich strömen Thränen der Wonne aus seinen Augen; er schaut während der Wandlung die Herrlichkeit des Gottmenschen; indem er in die Wellen des Lobregat blickt, geht ihm das Verständnis der Wahrheiten des Glaubens auf. So schmerzensvoll anfangs der Aufenthalt in Manresa war, so wonnereich wurde er. Die Freuden in Manresa schätzt er selber höher als alles, was ihm Gott in zweiundsechzig Jahren gegeben.

Es liegt in der Natur des Menschen, dass Ignatius die Erleuchtung, die Wonnen, die nach schweren Kämpfen ihm zutheil geworden, auch anderen mittheilen wollte. 1523 begibt er sich nach Barcelona und von da auf einem kleinen Schiffe nach Gaëta — einige unterwegs erbettelte Brote sind seine ganze Nahrung.

Reise nach Jerusalem. Er sieht Rom, trifft aber in Venedig zu spät ein, das Pilgerschiff ist schon abgefahren. „Gut, so werde ich auf einem Brett ins heilige Land kommen“, sagt er. Müde legt er sich in der Nacht unter die Säulenhäule des Marcusplatzes, da findet ihn der Senator Trevisani, führt den wunderbaren Mann als Gast in sein Haus und seine Empfehlung beim Dogen Gritti verschafft Ignatius freie Überfahrt. Am 4. September 1523 ist er in Jerusalem und besucht in tiefster Erregung die heiligen Stätten. Kaum hat er dies Ziel erreicht, so setzt er sich ein höheres, die Bekehrung der Völker des Ostens. Allein der Patriarch fürchtet in den heiklichen Verhältnissen zu den Türken, Arabern und Schismatikern, den Feuereifer des Spaniers und verwehrt ihm längeren Aufent-

Rückkehr. halt. Ignatius trifft Ende Januar 1524 wieder in Venedig ein, aber mit der Überzeugung, dass ihm die Schulbildung zum Geschäfte der Bekehrung mangle, und mit dem festen Entschluss, sich dieselbe zunächst zu erwerben.

Auch hier zeigte sich wieder der eiserne Wille, die Klugheit und Selbstbeherrschung neben der feurigsten Begeisterung. Der dreiunddreißigjährige Mann setzte sich willig unter die Knaben in der Schule zu Barcelona —; der muthige Vertheidiger von Pampeluna, der Kreuzfahrer, der in der Verzückung

die Geheimnisse der Welt erschaute und die Mächte der Finsternis zurücktrieb, beugt sich vor dem Schulmeister und den Regeln der Grammatik, und lernt Amo, amas, während sein Herz voll ist von den Wonnen der göttlichen Minne. Sein Fleiß ist einzig wie seine Fortschritte, schon nach zwei Jahren erklärt ihn sein Lehrer für reif zum Besuche der Universität. In Salamanca hört Ignatius Philosophie und Theologie mit gleichem Eifer, ist aber noch eifriger im Lehren als im Lernen. Gleichgesinnte untergeben sich seiner Leitung, andere hält er zurück von Ausschweifungen, selbst einen Prälaten bekehrt er; vornehme Frauen berathen ihn über ihr Seelenheil. Sein Einfluss wird so mächtig, dass ihn einige für einen Hexenmeister halten, andere schreien ihn für einen Ketzer aus. Damals gab es in Spanien eine Secte der Allumbrados, die nur vom inneren Leben und der Erleuchtung von oben ihr Heil erwarteten, und Ignatius kam in den Verdacht, zu ihnen zu gehören, und in das Gefängnis der Inquisition, wurde jedoch nach sechs Wochen mit der Weisung entlassen, nicht weiter als Religionslehrer aufzutreten, bis er seinen vierjährigen theologischen Lehrcursus durchgemacht habe. Ähnlich ergieng es ihm in Salamanca. Müde solcher Belästigungen packte Ignatius seine Bücher und Schriften auf ein Maulthier und zog nach Paris. Studien.

Im Februar 1528 trat Ignatius in das Collegium Montaigu, das soeben Calvin verlassen hatte. Beide studierten an der gleichen Universität: Calvin rüstete sich zum Angriff, Loyola zur Vertheidigung der Kirche. Keine Schwierigkeit schreckte ihn: ein Kamerad stahl ihm seine Barschaft, er musste im Hospitale Wohnung suchen und um sein Brot betteln und wusste dennoch Armen durch Empfehlung zu helfen. Die Herrschaft des Mannes über andere war wunderbar, ein Bild von ihm zeigt geistige Schönheit, sein Auge scheint in den Herzen der Menschen zu lesen; indem er in ernsten Prüfungen sich selber erforscht hatte, lernte er schnell andere verstehen, und in der Selbstbeherrschung hatte er die Macht über andere zu herrschen gewonnen. Wer in seine Nähe kam, wurde angezogen wie Eisen vom Magnet, wurde bald wie umgewandelt. Der Principal vom Collegium Sta. Barbara, in welches er nach achtzehn Monaten eintrat, um Philosophie zu hören, wollte ihn anfangs fortjagen, der Professor grollte ihm — bald bereuten sie ihre Übereilung, förderten ihn, gaben ihm einen trefflichen Repetitor, so dass er nach $3\frac{1}{2}$ Jahren schon Magister artium wurde, nämlich den Savoyarden Peter le Fèvre, der als Hirtenknabe in der Nacht einst bei seiner Herde unter freiem Himmel sein Leben Gott und den Studien geweiht hatte. Was die Zucht des inneren Lebens anlangt, so ward le Fèvre bald der Schüler des Ignatius, dieser lehrte jenem, wie man seine Fehler, einen nach dem anderen, besiegen müsse. Ein anderer Zellengenosse, der Biscayer Franz Xaver, war stolz auf seinen Adel, seine Schönheit und Jugend. Ignatius schonte anfangs seine Eitelkeit, verschaffte ihm Zuhörer, hatte ihn aber bald durch seine Zauberformel, die geistigen Übungen, vollständig unterworfen. Anderen jungen Männern gieng es ebenso. In Paris. Le Fèvre. Franz Xaver.

Am 15. August 1534 nahmen in der Kirche auf dem Montmartre Inigo, le Fèvre, Franz Xaver, Salmeron, Lainez, Bobadilla, Simon Rodriguez de Azevedo das heilige Abendmahl und schworen, auf die Güter der Welt zu verzichten, in Jerusalem ihr Leben der Pflege der Armen und der Bekehrung der Heiden zu weihen, sei es unmöglich dahin zu gelangen, Auf Montmartre. Bundeseid.

Der General. tugal, Italien und Polen. Der General ist auf Lebenszeit gewählt, seine Gewalt ist absolut, solange er innerhalb der Gesetze des Ordens sich bewegt; ihm sind alle Mitglieder zum Gehorsam verpflichtet, er ernennt die Provinciale und die übrigen Beamten, er entscheidet über Aufnahme in den Orden, über Ausstoßung oder Entlassung aus demselben: er dispensiert, wenn zeitliche oder örtliche Verhältnisse es nöthig machen; er empfängt die Berichte der Beamten und entsendet Visitatoren, um sich über den Zustand der einzelnen Provinzen oder Häuser zu vergewissern. Aber gegen Missbrauch seiner Gewalt sind Schranken gezogen: die sechs Assistenten controlieren ihn, können ihn in dringenden Fällen, z. B. wegen Veruntreuung, fleischlicher Vergehen, sogar seines Amtes entsetzen; desgleichen steht ihm ein Admonitor, der Beichtvater und väterlicher Freund ist, rathend und fördernd zur Seite. Dadurch ist eine starke Regierungsgewalt gegeben, aber auch durch constitutionelle Schranken ihrem Missbrauche weise vorgebeugt. Der General kann nur Gutes thun, will er nicht von seiner machtvollen Höhe herabfallen; er soll sein fromm, sittlich, frei von heftigen Leidenschaften, strenge und mild zugleich, von Größe des Geistes, vorsichtig, wachsam, thätig, gesund, von würdigem Äußeren.

Der Orden ist zusammengesetzt aus Männern aller Nationen, er umspannte bald mit seiner Thätigkeit die Welt. Nur der strengste Gehorsam, nur Gehorsam. das vollständige Aufgehen des Einzelnen im ganzen kann ihn erhalten. Darum tritt der Einzelne aus der Verwandtschaft, dem Vaterlande aus, der Orden ist seine Heimat, sein Vaterland; keine besonderen Freundschaftsverhältnisse zu einzelnen Mitgliedern sollen obwalten, der Orden sei seine Liebe! — Bei den vielerlei und großen Zwecken, die der Orden verfolgt, ist die sorgfältigste Verwendung des Einzelnen nach seinen Fähigkeiten und darum die genaueste Kenntnis desselben eine Nothwendigkeit. Jeder ist verpflichtet, das wahrhaftigste Bekenntnis über seine Vorzüge und Fehler abzulegen. Alle beaufsichtigen einander. Eingehende Berichte über jeden Einzelnen erfolgen in bestimmten Zwischenräumen an den General. Nur so ist eine geeignete Vertheilung der Einzelnen auf ihre Posten, nach ihren Fähigkeiten möglich. Genaue Prüfung vor der Aufnahme und vollständiges Aufgehen des Aufgenommenen in den Geist des Ordens ist Lebensbedingung. Der Orden soll nicht viele, sondern lauter tüchtige Mitglieder zählen; gebrechliche, schwache, von falscher Frömmigkeit geleitete sind unbedingt abzuweisen. Wir hören aus Canisius, wie vorsichtig Ignatius bei der Aufnahme vorgieng. So ausgezeichnete Gaben auch Canisius besaß und so glänzend auch über ihn berichtet war, berief Ignatius ihn doch nach Rom Strenge Prüfung. und behielt ihn fünf Monate unter seiner eigenen Leitung, nahm die geistlichen Übungen einen Monat mit ihm durch. Ignatius pflegte namentlich den Gehorsam und die Demuth auf die Probe zu stellen: er konnte einen Novizen aus dem ältesten Adel ein- oder das anderemal zum Betteln auf die besuchtesten Plätze der Stadt ausschicken oder in Spitäler zur Pflege von Kranken,

die mit ekelhaften Schäden behaftet waren, in Spitäler, wo ein rohes Dienstpersonal war. Die genauesten Nachfragen über das Benehmen jedes Einzelnen wurden bei solchen Anlässen abgehalten.

Strenge Zucht.

Wer sich nicht erprobte, wurde unerbittlich entlassen. Canisius schreibt: „Der Heilige wollte, dass man die Tugend nicht ermesse aus dem Gesichte, sondern aus der Gesinnung und der Frucht, und namentlich aus der Abtödtung und dem Siege über sich selber. ‚Überwinde dich,' war seine Losung. Wenn das Waizenkorn nicht abstirbt, bleibt es allein. In dieser Schule", fährt Canisius fort, „erlernt man eine bis zum Überflusse reiche Armut; man nimmt einen wahrhaft freien Gehorsam an, man erwirbt vornehmlich eine des Ruhmes volle Demuth, die edelste Liebe zu Jesus dem Gekreuzigten wird in gründlichster Weise uns zugeeignet." Auf schriftlich vorgelegte Fragen antwortete Canisius: „Ich erkläre mich geneigt, ob er mich im Hause bleiben heiße oder nach Sicilien oder nach Indien schicke oder sonst wohin. Es ist mir recht, zu welchem Amt oder Dienst er mich verwende, sei es als Koch oder als Gärtner, als Pförtner, als Schüler, als Professor in jeder beliebigen, wenn auch mir fremden Wissenschaft. Ich unterwerfe mich seinen Verfügungen über die Seele, wie über den Leib, sowohl dem Verstande als dem Willen nach, und biete mich in Demuth an und empfehle mich im Vertrauen." Nur bei solcher Zucht, bei solchem Aufgehen des Eigenwillens in dem allgemeinen konnte der Orden unter allen Himmelsstrichen wirken und seine Mitglieder allen Gefahren, allen Lebensverhältnissen aussetzen und universelle Zwecke verfolgen. Selbst ein protestantischer Geschichtschreiber, Macaulay, muss dem Orden das Zeugnis[1]) geben: „In dem Orden Jesu concentrierte sich die Quintessenz des katholischen Geistes und die Geschichte des Jesuiten-Ordens ist die Geschichte der großen katholischen Reaction. Dieser Orden setzte sich auf einmal in den Besitz aller der Festungen, die den öffentlichen Geist beherrschen: der Kanzel, der Presse, des Beichtstuhls, der Akademien. Wo immer der Jesuit predigte, war die Kirche zu klein für die Zuhörer. Der Name Jesuit auf einem Titelblatt sicherte den Vertrieb eines Buches. In die Ohren der Jesuiten flüsterten die Mächtigen, die Edlen und die Schönen die geheime Geschichte ihres Lebens. Zu den Füßen der Jesuiten wurde die Jugend der höheren und mittleren Classen, von der Kindheit zum Mannesalter, von den ersten Anfangsgründen bis zu den rhetorischen und philosophischen Cursen aufgezogen. Literatur und Wissenschaft, vor kurzem mit Unglauben oder mit Ketzerei verbündet, wurden jetzt die Alliierten der Orthodoxie. Herrschend im Süden Europas, zog der große Orden bald aus, erobernd und zu erobern. Trotz dem Oceane und den Wüsten, des Hungers und der Pest, der Spione und Strafgesetze, der Kerker und Foltern, der Galgen und der Blöcke zum Viertheilen, waren Jesuiten in jeder Verkleidung und in jedem Lande zu finden: als Gelehrte, als Ärzte, Kaufleute, Dienstboten, an dem schwedischen Hofe, in den alten Edelhöfen von Chelishire, unter den Hütten von Connaught, disputierend, belehrend, tröstend, die Herzen der Jugend einnehmend, den Muth der Zaghaften belebend, den Augen der Sterbenden das Crucifix vorhaltend." —

Erfolge.

[1]) Macaulay, Essays. Tauchnitz-édition, vol. IV, p. 117—118.

Die Missionen der Jesuiten.

Was den Menschen im tiefsten Inneren bewegt, das sucht er auch andern mitzutheilen. Der größte Beweis der tiefen Erregung der Gemüther durch Ignatius ist der Eifer, mit dem seine Schüler dem Orden Mitglieder und der Kirche neue Söhne zu verschaffen wussten. Als Ignatius am 31. Juli 1556 starb, zählte der Orden in dreizehn Provinzen wenigstens 100 Collegien, waren in alle Theile der Welt schon Glaubensboten ausgegangen. In Europa waren Millionen von der Kirche abgefallen, doch die Zahl derer, welche der Orden der Kirche in fernen Welttheilen zuwandte, wird auf 200 Millionen gerechnet, 800 Jesuiten wurden Märtyrer.

Zunahme.

Franz Xaver

Glut des Eifers, Umsicht des Verfahrens, Größe des Erfolges sind außerordentlich: man denke nur an Franz Xaver.[1]) Der schöne Abkömmling eines alten Geschlechtes in Biscaya, hatte er als Student in Paris nur getrachtet, durch Fortschritte in der Wissenschaft eine glänzende Laufbahn durchzumachen und den Ruhm seiner Familie zu vermehren, dann war er in der Nähe des Ignatius von Loyola gekommen, von seiner Eitelkeit geheilt und zu einem neuen Leben erweckt worden. In Venedig leistete er seinerzeit das Höchste in liebreicher Verpflegung der Kranken im Spitale und in Überwindung des Ekels. Jetzt hatte Franz in der Nacht in einemfort Träume von einem Mohren, den er auf den Schultern trage: er sah fremde Länder und fuhr auf unbekannten Meeren, in Vorahnung dessen, was er leisten sollte. Da kam der portugiesische Gesandte in Rom, Mascarenhas, in Berührung mit Maestro Ignatio und empfahl dem König Joao III., der gerne in seinen fernen Besitzungen das Christenthum verbreitet hätte, die Jünger des Ordens zu Glaubensboten. Auf den Wunsch des Königs sandte Ignatius nach reiflicher Erwägung den Simao Rodrigues und Francisco Xaver. Beiden war Wohnung im Palaste zu Lissabon angeboten, beide nahmen Einkehr im Spitale und pflegten die Kranken und zeigten sich kalt gegen alle Ehren und Auszeichnungen. Gerade dies gefiel dem König und er wünschte, beide zu behalten. Rodrigues blieb, Xaver fuhr mit dem nächsten Schiffe nach Ostindien. Man hatte ihm ein bequemes Zimmer darauf angewiesen, er aber legte die Kranken hinein und schlief selber in einem zusammengerollten Schiffseil auf dem Verdecke, pflegte die Kranken Tag und Nacht, predigte den Gesunden und ward allen alles. Dreizehn Monate brauchte das Schiff, bis es in Ostindien ankam. Goa war eine große Handelsstadt, die Europäer waren verkommen, die Inder in Aberglauben und Laster versunken, die Mischlinge hatten die Laster beider Völker. Franz Xaver wandte sich bei dieser Lage an den Theil der Gesellschaft, der noch am unverdorbensten und noch der Träger der Zukunft war, an die Jugend: er berief in den Gassen mit einem Glöcklein die Kinder zusammen, christliche wie heidnische. Sie liefen dem herzgewinnenden Manne nach, der ihnen kleine Geschenke gab und Glaubenswahrheiten auseinandersetzte und sie Gesänge und Gebete lehrte und ihnen schließlich Auftrag ertheilte, zu Hause zu erzählen, was sie gehört. Wie hiengen ihm die Kleinen an! Sie wurden jetzt Missionäre bei ihren Eltern und Bekannten, brachten ihm Götzenbilder, dass er sie zer-

in Lissabon,

auf der Fahrt nach Indien.

Mission in Goa,

[1]) Vergl. Leben und Briefe des heil. Franciscus Xaverius, Apostels von Indien und Japan, herausgegeben von Eduard de Vos. 2 Bde. Regensburg 1877.

trümmere, neugeborne Kinder, dass er sie taufe. Bald kamen mit den Kleinen ihre Eltern und Franz Xaver hatte Boden gewonnen. In kurzer Zeit trat in Goa eine Sinnesänderung ein: die Matrosen wurden höflich, die Soldaten fromm, die Spieler und Trunkenbolde wurden Herren über ihre Leidenschaften: man hielt seine Wirksamkeit für eine wunderbare. Bald auf Schiffen, bald in Schanzen, bald auf offenem Markte, bald in einer Kirche, war Franz Xaver Tag und Nacht thätig, um seine Mitmenschen aus den Banden des Lasters zu befreien und zu einem edleren Seelenleben hinüberzuführen, kein Weg war ihm zu weit. Kaum war die Bevölkerung in Goa umgewandelt, so fuhr Franz nach dem Cap Komorin, unter dessen Bevölkerung, armen Perlenfischern, einst das Christenthum bestanden hatte, die aber jetzt gänzlich verkommen war. Seine Demuth, sein sanftes Wesen öffnete ihm alle Herzen. Er hatte den vollständigsten Erfolg und brauchte nur nach Goa zurückzukehren, um hier eine Pflanzstätte eifriger Missionäre zu gründen. Dann wandte er seine Schritte nach den ungeheuren Länderstrecken des Königreichs Travancore. Man denkt unwillkürlich an das Pfingstfest zu Jerusalem und an die hohe Begeisterung der ersten Christengemeinde, wenn man liest, dass Franz Xaver hier in einer Sprache zu Tausenden von verschiedenen Völkern redete und doch von allen verstanden wurde; 10.000 wurden in einem Monate von ihm getauft. Ferne Völker sandten Boten, er möge zu ihnen kommen und sie die wahre Religion lehren. Damals rief er beim Anblicke so reicher Ernte und so weniger Arbeiter: „Ich möchte alle Schulen in Europa durchwandern und ihnen aus allen Kräften zurufen: Ach, wie viele Seelen gehen hier durch eure Schuld verloren, während euch ein eitler Dunst der Ehre die Sache Christi und die Strafe derer vergessen macht, welche das ihnen anvertraute Pfund vergraben!“ Es war ein fortwährender Siegeszug, bei dem es nicht an Lebensgefahren durch Feinde fehlte, die von heidnischen Priestern angestiftet waren. Auch in die Länder jenseits des Ganges, bis an die fernsten Grenzen Asiens wollte Xaver das Evangelium tragen. Malacca, Macassar wurden durchwandert, die Völker von Amboina und Ternate, die von den molukkischen Inseln wurden bekehrt. Als man ihn von dem Besuche der Mohreninseln abhalten wollte, weil dort die Luft ungesund sei und Menschenfresserei bestehe, sagte er: „Hätten sie wohlriechende Wälder und Goldgruben, so würden schon Kaufleute hingehen; soll aber ein Glaubensbote weniger Muth haben als ein Kaufmann? — Und er bekehrte alle Einwohner der Insel Tolo, 25.000. Innerhalb zehn Jahren gewann er in Indien zwanzig verschiedene Völker. Ein ganz neues Leben blühte hier auf.

Eifer und Erfolge. in Travancore. Riesiger Erfolg.

Das war ihm nicht genug! Auch nach Japan trieb ihn seine Begeisterung. Kein Meer, keine Ferne war Schranke für ihn — wie einst Okba sein Ross in die Wogen des Oceans trieb und ausrief: „Großer Gott, wäre meine Laufbahn nicht durch dieses Meer verschlossen, ich würde vorwärts dringen in unbekannte Reiche, um deinen Namen zu verkündigen, und mit dem Schwerte die widerspenstigen Völker zu schlagen, welche eine andere Gottheit und nicht dich verehren!“ — Aber Xaver, ein Diener des Gottes der Liebe, wirkte nicht mit dem Schwerte, nur mit den Worten und Thaten der Liebe. Er brach auf einem Schiffe nach Japan auf mit einem Japanesen, den er bekehrt hatte, und landete, mehr als 12.000 Stunden entfernt von seinem Vaterlande, in dem Hafen Cangoxima und drang von da bis Miako, der Hauptstadt, vor. Einer der Unterkönige wurde bekehrt, in Cangoxima entstand bald eine christliche Kirche.[1]) In Amanguchi be-

Japan.

[1]) Vergl. Bd. I, S. 26, 128 f., 146, 156–158 dieses Werkes.

gehrten 500 Personen, darunter viele aus den höheren Ständen, die Taufe. Ein Oberbonze, der ihn zu einer Disputation herausgefordert hatte, erklärte sich am Ende derselben für überwunden. Seine unbesiegbare Geduld, seine stete Heiterkeit unter allen Anstrengungen und Gefahren, seine rastlose Liebe waren das Staunen der Völker.

Sina. Aber für Japan ist Sina das Land der Bildung. Wenn Sina christlich werde, sagte man ihm, dann werde ganz Japan sich bekehren. Deshalb beschloss Xaver nach dem Reiche der Mitte aufzubrechen. Vorher aber wollte er noch einmal Indien sehen und seine dortigen Pflanzungen sichern. Er fand alles in herrlichem Zustande und fuhr dann auf einem Schiffe nach der Küste von Sina. Er kam bis zur Insel Sanzian nahe der Küste und bereitete sich schon vor, auf das Festland überzusetzen, als ihn ein tödtliches Fieber ergriff. Wie Moses sah er das Land der Sehnsucht vor sich, als ihn am 3. December 1552 der Tod dahin raffte. Er war fünfundvierzig Jahre alt, er hatte mehrere Hunderttausend Menschen mit eigener Hand getauft und unzählige zum Christenthume bekehrt.

Was Franz Xaver begonnen, setzten in Indien, in Japan, in Sina, andere Brüder seines Ordens fort. In Indien erschienen die Jesuiten in der Tracht von Brahmanen, übten die Abtödtung der Brahmanen, hatten die Vedas der Brahmanen studiert. Aber damit verbanden sie das Wissen der Europäer in Astronomie und Medicin und erregten Bewunderung durch ihre hohe Sittenstrenge und gewannen Hohe und Niedere durch ihre Demuth dem Evangelium. Robert de Nobilibus bekehrte bei 30.000 Inder, in Karnatik kam das Christenthum zu schneller Blüte — durch Bouchet, Manduit, Fontaine. Der Kaiser von Mogor oder Hindostan wurde ein Freund des Christenthums. Pigneiro gewann in Lahore nicht nur die Brahmanen, sondern auch Mohammedaner. Der König von Omura trat 1575 zum Christenthume über, 1579 der König von Arima, jenem folgte sein ganzes Reich, diesem Tausende. Im Reiche Tango trat die Königin und der oberste Feldherr mit 30.000 Unterthanen zur Lehre des Kreuzes über. Ganz Japan war nahe daran, christlich zu werden. — P. Valignano allein gründete 300 Kirchen und 30 Residenzen, — als der Kaiser Tai Losama durch die Weigerung eines edlen Christenmädchens, seiner Lust zu fröhnen, der Feind und Verfolger der christlichen Religion wurde. Seitdem ist Japan gefärbt mit dem edelsten Blute der Christen. Nicht bloß die Jesuiten, sondern auch die Neubekehrten zeigten sich größer als die Verfolger. —

Die Jesuiten in Sina.

Was Franz Xaver nicht zu leisten vermochte, das vollbrachten andere seines Ordens und drangen in das Land, an dem voll Sehnsucht sein brechendes Auge gehangen hatte. Was die Jesuiten in Sina geleistet, gereicht dem Orden zum ewigen Ruhm. Die Schwierigkeiten waren umso größer, je höher die Bildung in Sina stand, je abschließender und misstrauischer das

Volk gegen Fremde ist. „Die Sinesen," schreibt ein Missionär, „können es sich nicht denken, dass jemand bei irgend einer Unternehmung ein anderes Ziel habe, als den Eigennutz. Dass die Missionäre alles, was ihnen theuer ist, verlassen und sich vielen Mühseligkeiten und Gefahren preisgeben, einzig um Seelen zu retten und Gott zu verherrlichen, scheint ihnen unglaublich. Sie sehen, dass die Missionäre unter vielen Beschwerden beide Meere durchschiffen, um nach Sina zu kommen; sie wissen, dass nicht die Noth sie dahin führt, dass sie nichts begehren, nichts kaufen oder verkaufen, — sie schließen daraus auf geheime politische Absichten und bilden sich ein, die Missionäre kämen, um Umwälzungen im Staate anzubahnen und sich des Reiches zu bemächtigen." — Bis in jene Zeit wurde jeder Missionär verhaftet und bald aus dem Lande geschafft. Franciscaner und Dominicaner waren thätig, aber ohne vielen Erfolg. Der Ort, von dem sie in Sina einzudringen suchten, war die Insel Macao, welche der Kaiser den Portugiesen aus Erkenntlichkeit dafür überlassen hatte, dass sie ihm einen kühnen Seeräuber gefangen und ausgeliefert hatten. Den Jesuiten war es vorbehalten, das Reich der Mitte zu erschließen. Begeisterung, Klugheit, Geduld, eiserner Wille, wissenschaftliche Bildung waren ihre Schlüssel. Sie studierten in Macao sinesische Sprache und Geschichte, sie nahmen das ganze Formelwesen an, kleideten, geberdeten sich wie Sinesen, speisten mit Stäbchen, trugen das Haar im Zopfe.[1])

Ruggieri.

Ruggieri war der erste, der 1580 nach Kanton gelangte. Die Mandarinen bewunderten sein Wissen, der Statthalter gab ihm die Befugnis, ein Haus mit öffentlicher Kapelle zu besitzen. „O Felsen, o Felsen, wann wirst du dich öffnen, o Felsen!" hatte der begeisterte Valignani gerufen, als er von Macao aus das Festland erblickte. Wie groß war seine Freude, als Ruggieri diesen Felsen gesprengt hatte! Eine schöne Lorgnette, eine künstliche Uhr gewannen ihm den Vicekönig, der ganz entzückt nur darauf sann, durch großartige Gegengeschenke seine Erkenntlichkeit zu bezeigen. Allein die Missionäre nahmen nichts: sie hätten keinen andern Beruf, als Gott zu dienen und den Wissenschaften obzuliegen, sie hätten von der Weisheit und Bildung Sinas so viel gehört, dass sie gern eine dreijährige Reise unternommen, um sie näher kennen zu lernen. Im Innern des Landes sei dieses leichter möglich, als auf der Insel Macao. Das sah der Vicekönig, der selbst ein Gelehrter war, leicht ein, gab ihnen eine bequeme Wohnung in seiner Residenz und erlaubte ihnen, noch zwei Ordensbrüder mitzunehmen. Unter diesen war der hochbegabte Ricci, der durch seine Kenntnis der Mathematik die Sinesen in Erstaunen setzte: sie glaubten, Sina bilde den größten Theil der Erde, er aber nahm ihnen diesen Irrthum, indem er ihnen eine eigene geographische Karte verfertigte. Aber wie vorsichtig musste er zu Werke gehen, um ihren Stolz nicht zu verletzen! Doch Geduld, Sanftmuth, hohe Tugend siegten zuletzt über alle Hindernisse. Ricci lehrte die Mandarinen die Erde kennen, dann die Sternbilder und ihre Bewegungen, und von ihnen stieg er auf zu Gott und brachte ihnen die Grundbegriffe der christlichen Religion bei. Der Vicekönig war so eingenommen für den edlen Fremdling, dass er ihn zum

Ricci.

[1]) Vergl. Bd. I, S. 124 ff., 134 dieses Werkes.

Schein verbannte, nur um ihn dem Lande zu erhalten, denn die drei Jahre waren vorüber, wo er nach sinesischem Brauch sein Amt verwaltet hatte, und es war üblich, dass der Nachfolger das Gegentheil von dem that, was sein Vorgänger vollbrachte. Und in der That ließ der neue Vicekönig die Missionäre feierlich von Macao abholen, bloß weil sie sein Vorgänger verbannt hatte. Ein Gelehrter half ihm den Katechismus ins Sinesische übertragen und wurde bei dieser Arbeit der christlichen Religion so gewonnen, dass er dringend die Taufe begehrte. Er erreichte sein Ziel, obschon die Missionäre sehr vorsichtig waren und die Taufe nur solchen spendeten, welche vollständig unterrichtet waren und auf deren Festigkeit im Bekenntnisse man sich vollkommen verlassen konnte. Bald machten Mandarinen sie darauf aufmerksam, dass sie sich in Seide kleiden müssten, um mehr Ansehen zu gewinnen, denn ein ärmlich gekleideter Mann werde nie Eindruck auf die Gebildeten machen. Der Grund war zu klar, zu richtig, so sehr sich auch die Demuth der Missionäre gegen seidene Kleider sträubte. Während Ruggieri nach Europa zurückkehrte, um dem heiligen Vater und dem König von Spanien über die Mission zu berichten und eine feierliche Gesandtschaft zu veranlassen, unterrichtete Ricci die Mandarinen in den Wissenschaften des Abendlandes und in der Lehre der Kirche, und gewann, wenn auch unter steten Gefahren — zwei seiner Begleiter wurden bei einem Volksaufstand tödtlich verwundet und starben in seinen Armen — der jungen Kirche immer mehr Bekenner. Als Ricci eine Schrift über christliche Sittenlehre in sinesischer Sprache verfasste, wurde sie schnell verbreitet und allgemein bewundert.

Aber nicht in einer Grenzprovinz, sondern in der Hauptstadt des Weltreiches musste sich das Schicksal der jungen Kirche entscheiden. Dahin strebte auch Ricci. Aber welche Hindernisse thürmten sich ihm entgegen! Durch keines entmuthigt, drang Ricci zuerst bis Nanking vor, wo seine Kenntnisse in der Naturwissenschaft gewaltiges Aufsehen erregten; erst 1600 erreichte er Peking. Den Kaiser Wang-Lié entzückten seine Geschenke, astronomische Instrumente, eine Thurmuhr mit einem schönen Schlagwerk, reiche Gewänder, zwei schöne Gemälde, noch mehr sein den Mandarinen überlegenes Wissen. Ricci durfte frei in dem Theil des Palastes verkehren, zu dem sonst nur die höchsten Kronbeamten Zutritt hatten. Gelehrte und Große lernten die Heilswahrheiten kennen, selbst mehrere Prinzen und eine Prinzessin aus der kaiserlichen Familie bekannten sich öffentlich zum Christenthum. Auch das Volk wollte die Religion kennen lernen, welche die Herzen seiner Mandarinen mit Sanftmuth und Keuschheit schmücke. Männer, welche die ersten Würden des Staates bekleidet hatten, traten in die Gesellschaft Jesu und verbreiteten in den ersten Städten des Reiches das Evangelium. In Peking wurde ein Noviziat der Gesellschaft gegründet. Als Ricci 1610, erst achtundfünfzig Jahre alt, den riesigen Anstrengungen erlag, erhielt er auf Befehl des Kaisers ein Grab in einem Tempel. Langobardi war sein würdiger Nachfolger als Generalvorsteher der sinesischen Missionen, die Bekehrungen wurden zahlreicher. Einer der berühmtesten Gelehrten, der Mandarin Yang, wurde unter dem Namen Leo eine Stütze der neuen Kirche. In der kaiserlichen Akademie waren drei Christen Mitglieder. Aus vielen Städten des Reiches kamen Bittschriften um Lehrer der christlichen Religion. „Der Winter der Stürme und Verfolgungen ist vorbei," schrieb damals entzückt ein Jesuit nach Europa, „der Frühling treibt Blüten, die des Paradieses Gottes wert sind."[1])

Ricci in Peking.

† Langobardi.

[1]) Vergl. Bd. I, S. 124—128 dieses Werkes.

Aber es sollte nicht an Stürmen fehlen, welche Verkennung, Eigennutz, Ehrgeiz der Bonzen erregten. Kio-Tschin, einer der eifrigsten Hasser des Christenthums, wurde Kolao oder erster Minister und erwirkte 1616 einen Befehl vom Kaiser, dass in allen Provinzen die Missionäre verhaftet und eingekerkert werden sollten. Manche starben vor Hunger und Elend im Gefängnisse oder erlagen den Qualen der Folter. Ihr Trost war, dass die neubekehrten Sinesen den Glauben nicht verleugneten und eine ungewöhnliche Charakterstärke bewiesen. Wie in den ersten Zeiten des Christenthums versammelten sich die Gemeinden heimlich an abgelegenen Orten, gieng aber auch aus der Verfolgung und den Leiden nur eine neue Blüte der Kirche hervor. Verfolgung.

Eine geheime politische Gesellschaft, die der weißen Seerose, durchwühlte damals das Reich und man hatte dem Kaiser beigebracht, dass die Christen Mitglieder derselben seien und ihn zu stürzen trachteten. Erst mit dem Tode des Kaisers 1627 wurde der verfolgungssüchtige Minister gestürzt und kamen für die Christen bessere Zeiten.

Dem neuen Kaiser Tien-Ki ward dargelegt, dass im Kampf gegen die Mandschus ihm niemand mehr helfen könne, als die geschickten Europäer: er solle Nachforschungen nach ihnen anstellen lassen, damit sie ihm Kanonen gießen und gute Rathschläge im Kriege ertheilen. Natürlich fand man die Missionäre leicht. Sie hielten einen triumphierenden Einzug in Peking und bekamen Wohnung im Kriegsministerium. Ein christlicher Mandarin wurde Kolao oder erster Minister. Man zählte schon 13.000 Christen in Sina, darunter 14 Mandarinen ersten Ranges, 10 Doctoren vom ersten Grade, 11 vom mittleren und 200 vom unteren Grade. Fortschritt.

Und vor allem: diese neuen Christen waren nicht mehr eigensüchtig, misstrauisch und hartherzig, sondern wie umgewandelt, gütig, edelmüthig. Ein christlicher General war von seinen ob der Nichtbezahlung des Soldes misvergnügten Soldaten gedrängt worden, sich zum Kaiser ausrufen zu lassen, erlitt aber lieber den Tod, als dass er seiner Pflicht ungetreu wurde. Noch günstiger schien alles den Christen zu werden, als 1634 nach dem Tod des Kaisers sein Bruder Tschung-Tsching den Thron bestieg. Als er sich lebhaft für Verbesserung des Kalenders aussprach, bemerkte ihm sein Minister Paul-Ly, dass die Missionäre an Weisheit die Sinesen und Mohammedaner übertreffen, und der Kaiser befahl, zwei Missionäre sollten den Kalender verbessern. Hiezu wurden gewählt der Italiener Jakob Scho und der Kölner Johann Adam Schall — sie wurden an die Spitze des mathematischen Bureaus gestellt. Die Genauigkeit, mit der die Sonnen- und Mondesfinsternisse eintrafen, wie sie dieselben vorausgesagt hatten, gewann den Kaiser für sie, dem die sinesischen Astronomen vergebens Misstrauen gegen die Fremden einzuflößen trachteten. Sein Vertrauen stieg aufs höchste, als Schall ein altes Clavier, welches Ricci seinem Großvater einst geschenkt hatte, nicht nur wieder herstellte, sondern auch ein neues verfertigte und Musikstücke im sinesischen Geschmack componierte. Jetzt wurden auch die Frauen des kaiserlichen Hauses für die neue Lehre gewonnen und bald zählte man im Palast 38 Christinnen. Innere Wirren störten den Fortschritt. Früchte. Adam Schall.

Der Kaiser hatte im Kampfe gegen Räuberhorden und Aufrührer die Mandschu-Tataren zu Hilfe gerufen. Schall musste jetzt, ob er wollte oder nicht, Kanonen gießen, die über Erwarten gut ausfielen. Der Kaiser war so entzückt darüber, dass er durch eigenhändig geschriebene Urkunden das Lob der Tugenden und der Kenntnisse des Pater Adam Schall und das Lob der christlichen Religion verkünden ließ: sie wende die Menschen vom Bösen ab und führe sie zum Guten. Aber der Aufstand wuchs. Der Feind rückte gegen Peking, um das Reich an sich zu reißen, das Heer fiel ab. Als der Kaiser alles verloren sah, rief er: „Wenn das Reich in Trümmer sinkt, dann muss der Kaiser sterben" — und gab sich selber den Tod. Mit ihm endet die Dynastie der Ming, welche 276 Jahre lang Sina beherrscht hatte.

Ende der Ming.

Schwere Zeiten kamen über die Mission. Die Empörer, 300.000 Mann stark, zogen in Peking ein. In allen Straßen floss Blut, ein Theil der Stadt gieng in Rauch auf. Über Adam Schall selber schwebte das Henkerschwert. „Das ist das Haupt des Gesetzes vom Herrn des Himmels, das ist der Meister der Christen", rief die fanatisierte Menge, als Schall vor Gericht geführt wurde. Doch sein todesmuthiges Auftreten rettete ihn: er wurde mit der Versicherung entlassen, dass den Missionären nichts zu Leide geschehen sollte. Und unter entsetzlichen Zuständen wurde er durch seinen Muth und sein Ansehen der Schutzengel der Christengemeinde und auch der Retter vieler Gegner. Eine neue Dynastie muss immer auch den Kalender feststellen lassen, denn er ist das Attribut der kaiserlichen Macht. Das wollten die sinesischen Astronomen zum Sturz der Fremden benutzen. Es gelang nicht. Ein neuer Krieg kam über Sina und von neuem kam die Mission in höchste Gefahr. 1644 rückten die Tataren in Peking ein. Schün-Tschi wurde als Kaiser ausgerufen. Alle Sinesen sollten aus der innern Stadt ausziehen. Damit war auch das Haus und die Kapelle der Mission bedroht. Adam Schall entwarf eine Bittschrift an die neue Regierung und erhielt die Weisung, seine Residenz in der inneren Stadt zu behalten, bald darauf die Ernennung zum Präsidenten des mathematischen Tribunals, denn den Tataren wurde bald klar, dass die sinesischen Astronomen nichts verständen. In dieser Stellung musste Schall täglich im kaiserlichen Palast erscheinen, die ceremoniösen Verrichtungen wurden ihm jedoch erlassen. Als der Minister des neuen Herrschers das Volk zu bedrücken anfieng, wagte Schall ihm ernste Vorstellungen zu machen, wurde hart angefahren, zuletzt aber doch seinem Wunsche willfahrt. Sein Ansehen stieg. 1650 rechnete man schon 150.000 Christen im Reiche.

Die Tataren.

Wie Adam Schall im Norden, so war im Süden ein Pater Andreas Koffler für Kirche und Menschenrecht thätig. Dort waren die Tataren noch nicht Herren, sondern ein Mitglied der Ming-Dynastie. Die Kaiserin ließ sich taufen und bekam den Namen Helena und der Thronerbe den Namen Constantin. Allein die Tataren nahmen Nanking und die letzten Mitglieder der Ming-Dynastie wurden getödtet, erlagen aber ihrem Geschick mit christ-

Koffler.

licher Seelengröße. Daſs die Missionäre dem Kaiser in Nanking nahe gestanden, schadete ihnen übrigens nicht beim siegenden Kaiser in Peking. Schün-Tschi befahl seinen Heerführern, überall die abendländischen Lehrer des göttlichen Gesetzes zu schützen. Adam Schall wurde Mandarin mit dem Titel eines Meisters der erhabensten Lehren. Der Kaiser nannte ihn Maffa = Vater oder ehrwürdiger Greis, empfieng ihn ohne Förmlichkeit und besuchte ihn, was in Sina unerhört war, sogar in seiner eigenen Wohnung und unterhielt sich stundenlang mit ihm über die Erde, über die Sterne. Nur die Leidenschaft für die Frau eines seiner Officiere, die eine eifrige Götzendienerin war, hielt ihn ab, die Taufe zu empfangen. Als er 1661 starb, wurde Adam Schall zum Erzieher des unmündigen Kaisers Kang-hi ernannt.[1]) Schün-Tschi.

Aber nun regte sich auch die Partei der Bonzen in höchster Erbitterung. Die vier Regenten wurden gegen die christliche Religion eingenommen, eine Verfolgung begann. Die Priester wurden aus dem Lande geschafft, oder schmachteten in dunklen Kerkern. Adam Schall wurde zum Tode verurtheilt, weil er jährlich viele Sinesen zu Christen gemacht und den Tien (den Himmel) nur den Schemmel Gottes genannt habe. Ein Mitgefangener, Ferdinand Verbiest, geboren 1630 zu Brügge, dachte nicht an sich vor Gericht, sondern nur an seinen Lehrer und Vater Adam Schall, und schilderte in so beredter Weise die Tugenden und Verdienste des ehrwürdigen Greises, daſs das Volk laut um Gnade bat und die Richter das Todesurtheil nicht vollziehen zu lassen wagten. Durch Leiden und Alter erschöpft, starb Adam Schall am 15. August 1666 in den Armen seiner Freunde. Die Christenverfolgung währte fort, solange Kang-hi minderjährig war, machte aber nur das Band der Einheit unter den Christen stärker. Kaum hatte der junge Kaiser selber die Regierung ergriffen, so kam eine bessere Zeit. Verbiest wurde beauftragt, den Kalender, welchen die Sinesen verdorben, abermals neu wieder zu ordnen, wurde Vorsteher des mathematischen Tribunals, Mandarin, Lehrer des Kaisers in den Wissenschaften des Abendlandes und erhielt von ihm hinwieder Unterweisung in der tatarischen Sprache, und auf Antrieb des Kaisers musste das Tribunal für Religionsgebräuche erklären: die christliche Religion enthalte nichts, was dem Wohle des Staates entgegen wäre, das christliche Sittengesetz sei vielmehr vortrefflich und mit Unrecht verdammt worden. Das Andenken des Adam Schall müsse deshalb wieder zu Ehren gebracht und die verfolgten christlichen Mandarinen müssen in ihre Stelle wieder eingesetzt werden, die europäischen Priester solle man aus der Verbannung wieder zurückberufen. Aber am Schlusse war doch wieder erklärt, die christliche Religion sei eigentlich dem sinesischen Reiche fremd und darum müsse man den Europäern verbieten, dieselbe den Sinesen zu verkünden, und Verfolgung. Verbiest. Kang-hi.

[1]) Vergl. Bd. I, S. 131—136 ff. dieses Werkes.

den Sineſen, dieſelbe anzunehmen. Doch war mit dieſem Erlaſs von 1671 ſehr viel erwirkt. Die Zahl der Chriſten ſtieg bald auf 300.000. In Peking allein waren 5000, auch ein Oheim des Kaiſers gehörte dazu. Sineſen wurden in den Orden aufgenommen.

Neue Scharen von Jeſuiten, aber auch Dominicaner, Franciscaner und Auguſtiner, kamen aus Europa. Verbieſt ſtieg in der Gunſt des Kaiſers, der ſein eigenes Kleid abzog und ihm ſchenkte, als er 300 ſchöne neue Kanonen gegoſſen hatte. Neue Gnaden wurden geſpendet, als 1683 Verbieſt dem Kaiſer die Berechnung aller in 2000 Jahren vorkommenden Sonnen- und Mondesfinſterniſſe überreichte. Als Verbieſt 1688 ſtarb, trauerte der Kaiſer über ſeinen Verluſt, wie über den eines Freundes. Mandarinen zu Pferd und die kaiſerlichen Leibwachen begleiteten den Leichenzug. Franzöſiſche Jeſuiten kamen noch gerade recht zur Leiche: ſie wurden hochgeehrt vom Kaiſer, der ihre geiſtreiche Unterhaltung bewunderte und ihnen ſelber Aufſätze in tatariſcher Sprache ausbeſſerte, vier Stunden täglich muſsten ſie ihm Unterricht geben. Wie freute er ſich, als er ſelbſt die Höhe der Berge, die Breite der Flüſſe, den Inhalt eines Vierecks zu bemeſſen verſtand! Und während ſie den Kaiſer gewannen, gewannen ihre Brüder deſſen Volk, Männer und Frauen, traten rettend dem ſineſiſchen Gebrauch, Kinder auszuſetzen, entgegen. Wie anſtrengend war ihre Thätigkeit! In den weiten Provinzen waren die Miſſionäre ſtets auf Reiſen, aber ermuthigend kam ihnen der Eifer einzelner Eingebornen entgegen. 1692 erlangten ſie auch die Abſchaffung des Geſetzes, daſs die Sineſen das Chriſtenthum nicht annehmen dürfen. Sie heilten damals den Kaiſer vom dreitägigen Fieber durch den Gebrauch der Chinarinde, deren Nutzen man im Lande noch nicht kannte. Kang-hi drang ihnen zum Danke Goldbarren im Werte von 200.000 Franken auf, die bei der Oſtindiſchen Compagnie hinterlegt wurden, um die Miſſionen zu unterſtützen. Um neue Miſſionäre zu erhalten, ſandte der Kaiſer ſogar eine Geſandtſchaft an König Ludwig XIV. Sechs ausgezeichnete Mitglieder kamen mit glänzenden Geſchenken. Im Jahre 1705 entſtand ein prachtvoller Tempel in Peking, trotz der Einſprache der Cenſoren des Reiches.

Duldung.

Der Kaiſer ſelbſt verfaſste drei Inſchriften für die Vorderſeite desſelben: 1. „Dem wahren Urgrund aller Dinge.“ 2. „Er iſt unendlich gut und unendlich gerecht. Er erleuchtet, erhält und ordnet alles mit allerhöchſter Gerechtigkeit.“ 3. „Er hat keinen Anfang und wird kein Ende haben. Er hat alle Dinge von Anbeginn hervorgebracht. Er iſt es, der ſie regiert und der wahre Herr derſelben.“ In kurzer Zeit zählte man 50.000 Neugetaufte und 70 Jeſuiten-Miſſionäre im Reiche und Biſchöfe für jede einzelne Provinz. Ein Reich von 400 Millionen Einwohnern ſchien der Kirche neu zuzuwachſen.

Noch ſei bemerkt, daſs die Jeſuiten nicht bloß den Sineſen die Wohlthat der wahren Religion und europäiſches Wiſſen, ſondern auch dem Abend-

lande die Kenntnis vom großen Reiche im Osten, seiner Literatur, seiner Dichtung, Philosophie, Kunst und Religion brachten. Erst aus ihren Schriften erfuhr das Abendland Genaues über den Ideenkreis dieses merkwürdigen Volkes, über seine uralte Geschichte, über Kongfutse und Laotse. — Kunde von Sina.

Die Missionen in Amerika.

So wirkten die Jesuiten im fernsten Osten; nicht minder erfolgreich im fernsten Westen, an den Strömen, in den Ebenen, in den Thälern der andern Hemisphäre. Erst durch sie haben wir viele Völker Südamerikas kennen gelernt, und erst in Berührung mit diesen Völkern mussten sie ihre Sprache lernen. Was haben diese Glaubensboten nicht geduldet, gelitten, geleistet! Wie viele fanden nicht ihr Ende in Stürmen auf dem Meere, im Sande der Wüste oder durch vergiftete Pfeile der Indianer, durch den Biss wilder Thiere, durch die Fieber des Sumpflandes, durch die Streitaxt der Wilden — und doch fanden sich immer wieder Begeisterte, die den Spuren der Verlorenen nachgiengen und ihren Schweiß und ihr Blut opferten, um Wilde zu wahren Menschen umzubilden, die oft nicht eine Spur des göttlichen Ebenbildes zu haben schienen, und die zum Licht zu führen, welche tief in den Finsternissen und Schatten des Todes lagen! Welche Ausdauer, welche Begeisterung, welche Geduld, welche Klugheit! Der Missionär hatte nichts bei sich als sein Crucifix, sein Brevier, ein Musik-Instrument und einige Spielsachen, und so wagte er sich unter Menschenfresser, von deren Sprache er auch nicht einmal ein Wort verstand. Und wie fieng er's an, diese Wilden zu lähmen? Er spielte eine hübsche Melodie auf seinem Instrument. Die Wilden nahten und hörten gerne zu, denn die Musik rührt ja nicht nur Menschen, sondern auch Thiere, und bewegt ja nach der Fabel sogar das Gestein; er schenkte ihnen Glöckchen, Glasperlen, sie wurden vertraulich; er gieng mit ihnen in ihre Hütte, er lernte ihre Sprache, er wurde ihr Arzt, ihr Lehrer und nach und nach der Umgestalter ihres Lebens. Er lehrte sie die Wahrheit lieben und sagen, er lehrte sie an Gott glauben und das Recht der Menschen achten, er bändigte ihre Leidenschaften, er lehrte sie Ackerbau und europäische Gewerbe. Das Leben wurde reich und schön und in Paraguay haben die Jesuiten eine christliche Republik errichtet, schöner, als Plato und Baco sie träumten. Schwierigkeit.

Und aus welchen Stoffen! Hören wir, was ein Missionär zum Beispiel über das Volk der Lullen schreibt: „Die Lullen sind wohlgestaltet, frohsinnig und der Trunkenheit ergeben. Ihr Verstand ist äußerst beschränkt und sie sind nicht imstande zusammenhängend zu denken, auch hat ihre Sprache gar keine Worte für Dinge, die nicht in die Sinne fallen. Sie haben eine Menge abergläubischer Gebräuche und auch einen Begriff vom Teufel, zu dessen Ehre Die Lullen.

sie Ceremonien begehen, die von der tiefsten Dummheit zeugen. Vergeblich würde man Tugenden bei einem Volke suchen, dessen Vernunft bis zur Thierheit herabgesunken ist — sie kennen nicht einmal jene Tugenden, welche die bloße Natur den übrigen Menschen einflößt; ja, sie stehen auf gewisse Weise hierin selbst den Thieren nach. Als einst ein Missionär sah, dass man mit der Leiche einer christlichen Frau ihren lebenden Säugling begraben wollte, und um die Ursache dessen fragte, sagten sie ihm, dies geschehe darum, weil sich kein Weib fände, die das Kind säugen wolle. Nun bot er eine große Belohnung derjenigen an, die sich dazu verstehen wollte; aber es fand sich auch nicht Eine. Nicht einmal der Eigennutz konnte ihnen eine Art Mitleid für dies unschuldige Kind einflößen; und er musste dasselbe mit Ziegenmilch auferziehen. Gleichwohl lassen diese Weiber, wenn sie zuviele Milch haben, junge Hunde trinken, die von ihrer Mutter verlassen sind. Ein Volk dieser Art ist nicht geeignet, in Gesellschaft zu leben, wofern nicht die Gnade die Natur in ihnen bessert. Auch kannten die Lullen das Vergnügen des gesellschaftlichen Lebens nicht. Jede ihrer Familien lebte für sich gesondert, ohne Umgang mit den übrigen zu pflegen, was größtentheils daher kam, weil sie alle Abhängigkeit und überhaupt alles hassten, was ihrer Freiheit Schranken setzen konnte. Indessen hatten sie dennoch Kaziken, die aber nur zur Zeit des Krieges Gewalt übten. Ihr Ehestand war so gut als keiner; die mindeste Kleinigkeit genügte, die Eheleute zu trennen; die Kinder wussten nichts von Gehorsam. Unzucht und andere Laster wurden bei ihnen als höchst gleichgiltige Dinge angesehen; daher auch waren bei dieser höchst sonderbaren Völkerschaft die größten Ausschweifungen allgemein."

Verthierung.

Südamerika wimmelte von solchen kleinen wilden Stämmen der rohesten, verkommensten Art. Der Reisende Martius staunt über die räthselhafte Zertheilung der Völker in eine fast unzählbare Mannigfaltigkeit von größeren und kleineren Menschengruppen, über jene gegenseitige, fast vollständige Ab- und Ausschließung, in welcher sich uns die amerikanische Menschheit wie eine ungeheure Ruine darstellt. Weil er keine Analogie in der Geschichte der übrigen Völker des Erdbodens hierin findet, kommt er zum Schlusse, die Amerikaner müssten ehemals von einem Schicksal betroffen worden sein, das den übrigen Völkern fremd geblieben ist, anders lasse sich die Ursache dieser besonderen geschichtlichen Missentwicklung nicht erklären. „Und es kommt zur Frage: ob etwa eine furchtbare Katastrophe die Überlebenden mit einem so gewaltigen Schrecken erfüllt hat, der von Geschlecht zu Geschlecht forterbend den Sinn verdüstert und verwirrt, das Herz verhärtet und diese Menschheit von den Satzungen der Geselligkeit hinweg, wie in unsteter Flucht auseinander gejagt hat? Haben vielleicht verderbende Sonnenbrände, haben gewaltige Wasserfluten den Menschen der rothen Rasse mit einem gräßlichen Hungertode bedroht und mit unsäglich roher Feindschaft bewaffnet, so dass er, mit dem entsetzlichen Bluthandwerk des Menschenfraßes gegen sich selbst wüthend, von seiner göttlichen Bestimmung bis zur Verfinsterung der Gegenwart abfallen konnte? Oder ist diese Entmenschung eine Folge langeingewurzelter, widernatürlicher Laster, welche der Genius unseres Geschlechtes mit einer Strenge,

Versunkenheit.

die dem Auge eines kurzsichtigen Beobachters in der ganzen Natur wie Grausamkeit erscheint, am Unschuldigen wie am Schuldigen straft?" In diesen verkommenen Geschöpfen das göttliche Ebenbild wieder zu erwecken, aus diesen unseligen Kindern der neuen Welt lebensfrohe, glückliche Menschen zu machen, das war das Verdienst und das Geschick der Mitglieder des Ordens Jesu, die mit einer rührenden Ausdauer, Opferwilligkeit und einer bewundernswerten Umsicht für diese Aufgabe ihr Leben einsetzten. Um den Geist, der im Orden lebte, um die Erfolge zu zeichnen, welche die Welt in Erstaunen setzten, greifen wir in diesem Abschnitte über das sechzehnte Jahrhundert hinaus und heben einige Persönlichkeiten hervor, um an ihnen den ganzen Orden zu charakterisieren.

Brasilien.

Nach Brasilien kamen die ersten Jesuiten 1549. Ihre erste Residenz war San Salvador, von wo aus sie sich zur Bekehrung der benachbarten Indianerstämme wandten.[1]) Sie erlernten die Sprache der Eingebornen, suchten sie in ihren Hütten auf, errangen durch Dienste ihr Vertrauen, um sie dem Heiland zu gewinnen. Mit den Erwachsenen aber war wenig mehr zu machen, von ihrem Hang zur Menschenfresserei waren sie schwer abzubringen. Die Missionäre sahen es daher vorzugsweise auf die jungen Indianer ab und benutzten die leidenschaftliche Liebe der Bevölkerung für den Gesang, brachten die christliche Lehre in Liederform, übten sie den indianischen Knaben ein und gewannen allmählich durch diese ihre Eltern für ein edleres Leben. Aber nicht bloß mit den Leidenschaften der Wilden hatten die Missionäre zu kämpfen, sondern ebensosehr mit der Habsucht der Europäer, welche die Wilden als untergeordnete Wesen betrachteten, gegen welche ihnen alles erlaubt sei. Ein Peter Correa, aus der königlichen Familie in Portugal, hatte ganz im Geiste der Conquista in Brasilien ein Gebiet sich erobert und viele Indianer zu Sclaven gemacht. Die Jesuiten stellten ihm so eindringend seine Freveltat vor, und dass das Christenthum nur freie Menschen und keine Sclaven wolle, dass Correa die Indianer frei gab, seinen Degen zerbrach und demüthig um Aufnahme in die Gesellschaft Jesu bat, um sich fortan der Bekehrung der Indianer zu widmen. Correa suchte namentlich den Stamm der Caripunas[2]) für das Christenthum zu gewinnen und im Stamm der Tupiniquinen[3]) der Menschenfresserei ein Ende zu machen, und wurde ein Märtyrer in dieser Thätigkeit. Aber nicht bloß unter Indianern erlangten Jesuiten das Martyrthum, 1570 gerieth ein Schiff mit Jesuiten in die Gewalt des calvinischen Seeräubers Jakob Sourie, der sie sämmtlich — 39 an der Zahl — ermorden ließ.

Anchieta.

Doch schreckte das nicht. 1572 kamen dreizehn neue Jesuiten nach Brasilien, an ihrer Spitze Anchieta. In einer einfachen Soutane, mit bloßen Füßen, einen Pilgerstab und sein Brevier in der Hand, auf den Schultern die nothwendigen Geräthe zur Darbringung des heiligen Meßopfers, drang Anchieta in die Urwälder, schwamm er über Flüsse, überstieg er steile Berge, an Abgründen vorüber;

[1]) Charlevoix, Geschichte von Paraguay. 2 Bde. Wien 1830.

[2]) Verwandte der Karaiben (vergl. Bd. VII, S. 195 dieses Werkes) die aus den weiten Land- und Wasserflächen Brasiliens auf die Inseln auswanderten. Prichard, l. c. Bd. IV, S. 534. — Müller, Geschichte der amerikanischen Urreligionen, S. 200, 244.

[3]) Müller, l. c. S. 244.

die Füße blutend von Dornen und spitzigen Steinen, suchte er die Wilden auf, um sie in seiner herzgewinnenden Weise zu gesittetem Zusammenleben zu bringen. Dörfer entstanden, er lehrte die Indianer Handwerke, er errichtete Schulen, übte die Jugend im Gesang und in Musik, gewöhnte die Erwachsenen an Arbeit und Ordnung, an anständige Kleidung, an rechtmäßige Ehe. Sein Beispiel begeisterte seine Genossen. In kurzer Zeit wurden die unermeßlichen Urwälder Brasiliens nach allen Richtungen durchstreift und mitten in den dunklen Wäldern entstanden freundliche Dörfer, bewohnt von arbeitsamen und glücklichen Menschen. Und nicht bloß den Indianern galt dieser Eifer, sondern auch den Negersclaven der
Neger. Europäer. Millionen katholischer freier Neger in Brasilien beweisen heutzutage noch, dass ihre Vorfahren durch Jesuiten bekehrt und durch Jesuiten frei geworden sind. Ihrem Einfluss ist es zu verdanken, dass 1597, in demselben Jahre, in welchem der edle Anchieta seine apostolische Laufbahn schloss, die Regierung von Spanien und Portugal ein strenges Verbot erließ, eingeborne Amerikaner zu Sclaven zu machen. Von drei Hauptresidenzen, in deren jeder durchschnittlich 62 Ordensbrüder waren, nämlich Bahia, Rio de Janeiro und Pernambuco, wurde gemeinsam die Bekehrung der wilden Stämme unternommen, so die der Rarier, eines wilden Bergvolkes, so die der grausamen Aymoren, so die der Miramoninen, der Guaitazen, die sich vom Menschenfleisch nährten und in fast unzugänglichen Bergen ihr Leben zubrachten. Acht Väter wagten es, bloß mit Kreuz und Brevier bewaffnet, die Menschenfresser, deren Sprache sie nicht einmal verstanden, auf ihren Höhen aufzusuchen. Sie wurden umringt, wussten aber die Wildlinge doch zu besänftigen und acht von ihnen zu bewegen, mit ihnen in ihr Collegium zu ziehen, wo diese unterrichtet und zu Missionären ihres Volkes umgebildet wurden. 1607 machte sich Ludwig
Figueira. Figueira an die Wilden des Amazonenstromes. Seine Begleiter wurden ermordet. Das schüchterte ihn aber nicht ein. In kurzer Zeit waren 200 Stunden landeinwärts dem Strom entlang die Wilden civilisiert. Hier war ein nicht minder schwerer Kampf zu bestehen mit der Habsucht der Portugiesen, welche in der Bekehrung und damit in der Befreiung der Indianer den Ruin ihrer Pflanzungen sahen, und alle Befehle ihrer Könige missachteten und die Ankunft eines Jesuiten mit Wuthgeschrei begrüßten.

Welche Lage! Die Indianer sahen in den Missionären Bleichgesichter, die ihnen die Freiheit nahmen, die Portugiesen Schwärmer, die ihren Besitz bedrohten.
Versöhnungsfest. Schließlich fühlten die Indianer, dass die Väter doch ihre Wohlthäter seien, ihre Schützer gegen die Portugiesen, und nannten den edlen Figueira, der eine glänzende Laufbahn in Lissabon aufgegeben, um den armen Wilden die Botschaft des Heils zu bringen, den großen Vater, der ihnen Gott und die Freiheit kennen gelehrt habe, und Figueira wusste ein großes Versöhnungsfest zwischen Portugiesen und Indianern zustande zu bringen, bei welchem die Europäer schworen, die Indianer als vollberechtigte Mitmenschen zu behandeln, und die Indianer ihre den Europäern so verderblichen Waffen zu den Füßen der Väter niederlegten und ewigen Frieden mit den Bleichgesichtern gelobten. Es fehlte nicht an
Störung. Störungen dieses Verhältnisses. 1661 warfen die Portugiesen alle Missionäre in Ketten und schickten sie nach Europa und nur energische Befehle der Regierung machten es diesen möglich, von neuem den Weg zu den armen Indianern zu finden. Unter Anstrengungen und Leiden aller Art vergaßen die Väter nie, dass sie auch Männer der Wissenschaft seien. Während Figueira das Kreuz an den Ufern des Xingu aufpflanzte, führte er durch eine vergleichende Grammatik

die verschiedenen Mundarten auf eine gemeinsame Sprache zurück. 1686 übertrug ein Befehl Don Pedros II. den Jesuiten allein die Sorge für die eingebornen Völker. Don Pedro II. 1688 bis 1706.

1572 kamen die ersten Jesuiten nach Mexiko. Ihre Thätigkeit galt den Indianern wie den Negersclaven. Gonsalvo de Tapia eignete sich schnell die Sprache der Tarasken und Chichimeken an, durchzog ihre Gebirge und gewann sie dem Evangelium, dann die Bewohner der Landschaft Cinaloa. Jesuiten, Dominicaner, Franciscaner, Augustiner wetteiferten in Bekehrung der Eingeborenen und in Bekämpfung der Habsucht und des Hochmuths der Europäer. Guatemala war der Schauplatz der heldenmüthigen Thätigkeit der Dominicaner. All diese Orden waren thätig in dem Gebiet, welches gegenwärtig den Republiken Neu-Granada, Venezuela und Ecuador gehört. Mexiko. Gonsalvo de Tapia.

In Neu-Granada wirkte namentlich der heil. Ludwig Beltran. Bezeichnend ist, was von einem Gastmahl der Spanier erzählt wird, bei dem er entrüstet auf einen Kuchen geschlagen habe, aus dem Blut gespritzt sein soll; dieses Blut sei das Blut der beweinenswerten Eingebornen, der Weheruf des Volkes aber werde den Zorn des Himmels auf die Europäer herabrufen! Von Peru aus, wo die edle Rosa da Lima (1586—1617), von engelgleicher Schönheit des Leibes und der Seele, in heiliger Begeisterung für milde Behandlung und Bekehrung der wilden Stämme glühte, wurde nun die Bekehrung der Stämme nach Osten zu in Angriff genommen. Der Erzbischof Loayza (gestorben 1575) gab von Lima aus den Missionen einen wunderbaren Aufschwung. Der edle und hochbegabte Toribio gab als sein Nachfolger auf dem Stuhle von Lima dem Unternehmen Nachdruck und erwirkte, den unchristlichen Gewaltthätigkeiten der Herren gegenüber, den Sclaven die Wohlthat des christlichen Unterrichts, wie den Genuss der Sacramente und das ungeschmälerte Recht, unlösbare eheliche Verbindungen einzugehen. 1541 begannen die Dominicaner die Mission in Chili, an der bald die Jesuiten Antheil nahmen. Der Jesuit Valdivia wagte sich unter die kriegerischen Araukanen. Von hier drangen die Jesuiten vor zu den Volksstämmen der Provinz Paraguay. In Tucuman wirkte seit 1589 der Jesuitenschüler Franz Solano mit glänzendem Erfolge. Beltran. Peru. Rosa da Lima. Loayza. Toribio. Valdivia. Solano.

Ewig merkwürdig bleibt, was die Jesuiten in Paraguay leisteten, so heißt der unermessliche Landstrich in der Mitte Südamerikas, welcher von den Flüssen Parana, Paraguay und Uruguay durchströmt wird und mit ungeheuren Wäldern bedeckt, von hohen Gebirgsketten eingeschlossen ist. Der Anfang dieser christlichen Republik datiert von dem Augenblick, da der Bischof von San Miguel sich wegen Priestermangels an den Orden um Missionäre wandte. Die Väter, welche in diese Gegenden zur Kundschaft gesandt wurden, kamen mit der Nachricht zurück, dass mindestens 200.000 Indianern in diesen Gegenden mit Erfolg das Evangelium gepredigt werden könne. Sofort wurde in der Stadt Assumpcion 1595 ein Jesuitencollegium errichtet. Von Seite der spanischen Krone geschah alles, um die Missionäre zu unterstützen: sie erhielten freie Überfahrt auf Staatsschiffen, reichliche Mittel zu Schulstiftung Paraguay.

und anderen Missionszwecken, heilsame Gesetze wurden erlassen zum Schutze der Indianer. Aber die Hauptschwierigkeit war, denselben Geltung zu verschaffen gegenüber der Habsucht der Europäer, der Schwäche und Treulosigkeit der Beamten, die mit den Pflanzern unter der Decke spielten. Alles hieng von der Begeisterung und der Klugheit der Missionäre ab. Dem Orden fehlte es zum Glück hieran nicht, und es ist ein Zeugnis für die Größe des Stifters, dass der Opfermuth in seinem Orden nicht erlosch, sondern im siebzehnten, wie im sechzehnten Jahrhundert ein wahrer Wetteifer im Heldenmuth unter den Brüdern herrschte.

Tucuman. Einige Beispiele mögen genügen, diesen Satz zu erweisen. Der spanische Statthalter wollte den Jesuiten keinen Bekehrungsversuch in der Provinz Tucuman gestatten, weil er ihren Tod bei der Wildheit der Bevölkerung voraussah. Monroy. Der Vater Monroy aber hatte die Kühnheit, gerade unter den wildesten Stamm, Die Omaguacas. den der Omaguacas, zu gehen und den grausamsten aller Häuptlinge aufzusuchen, und durch diese Kühnheit war der Häuptling so überrascht, dass die Grausamkeit seinem Erstaunen wich, und dass er dem Missionär Erlaubnis gab, in seinem Gebiet sich aufzuhalten. Als der Häuptling wider den Vertrag von den Spaniern durch Arglist gefangen genommen wurde, war es dagegen wieder Monroy, welcher die Freilassung desselben erwirkte, der schließlich mit seinem ganzen Stamme aufrichtig zum Christenthum übergieng.

Die Indianer fühlten bald heraus, dass es die Jesuiten aufrichtig gut mit ihnen meinten, und diese hielten es in der That für ihre Pflicht, die Wilden nicht nur zu guten Christen, sondern auch zu freien Menschen und nicht zu Sclaven zu erziehen, und hielten es unter ihrer Würde, die Handlanger für europäische Raubsucht zu machen.

1609 ergieng auf ihre Anregung ein Befehl des Königs: er wolle keine erzwungenen Huldigungen, man solle die Eingeborenen nicht in Knechtschaft versetzen, sondern lediglich durch das Schwert des Wortes unterwerfen und durch die Erkenntnis des wahren Gottes zu besserer Gesittung führen. Demgemäß begannen die Jesuiten von Assumpcion aus die Civilisierung zunächst des Stammes Guarani. der Guaranis zu versuchen. Trotzdem die Pflanzer alle Hindernisse in den Weg legten, gelang es doch zwei Jesuiten, einige Hundert indianische Familien Reduction Loretto. zu einer Reduction oder einem Kirchspiel zu vereinigen. Es bekam den Namen Loretto und diese Reduction wurde die Mutter aller andern in Paraguay. Die Geduld dieser Priester übersteigt allen Glauben. Wie schwer waren diese Wilden von ihrem Hange zum streifenden Leben abzubringen! Wie oft giengen Schwierigkeiten. sie durch und musste der Missionär sie unter steter Lebensgefahr in den Wäldern aufsuchen, um sie durch seine Beredsamkeit wieder zurückzubringen. Die Wildheit ist unbeständig. Heute begehrten die Indianer in edler Aufwallung die Taufe, am andern Tage wollten sie wieder den Götzen huldigen und hatten alle Mahnungen vergessen, denn sie waren nicht bloß abergläubisch, sondern trunksüchtig und raubgierig. — Kaum war dieses Kirchspiel sicher begründet, so entstand ein St. Ignatio. zweites, St. Ignatio, und kaum waren die Guaranis bekehrt, so machte man sich an den Volksstamm der Guaycurus, um die Verbindung von Paraguay

mit Tucuman zu erleichtern. Pater Gonsalez drang bis zum Flusse Xejuy vor, durch Wälder, die noch nie der Fuß eines Spaniers betreten hatte. Die Indianer staunten über seine Kühnheit, als er ohne jede Waffe ihnen bloß das Kreuz zeigte, mit dem Bedeuten, das sei die mächtigste Waffe, er komme, um ihnen den Willen ihres Gottes zu verkündigen. So entstand ein Kirchspiel nach dem andern, kleine Gemeinwesen, Republiken unter der Leitung der Jesuiten, die von den spanischen Städten ganz unabhängig waren und nur dem Könige huldigten. Am gefährlichsten war für sie die Nachbarschaft der Mamelucos, so nannte man ein Räubervolk, das aus dem Abschaum aller Nationen, aus Bösewichtern bestand, die von entlaufenen Europäern und indianischen Müttern stammten. Wie die Mameluken in Ägypten ersetzten auch sie immer den Verlust ihrer Streitkräfte durch neue Ankömmlinge und waren von dem Felsenneste San Paulo aus durch ihre Räubereien und Grausamkeiten der Schrecken des Landes. Desungeachtet hielten die Missionäre die Indianer beisammen. 1620 entstand die Reduction der Immaculata Conception, bald darauf St. Paul und Franz Xaver. Unter den Qualaches, die äußerst roh und gewaltsam waren, und unter die kein Europäer sich wagen durfte, ohne Gefahr geschlachtet und verzehrt zu werden, erschienen zwei Missionäre zur Zeit einer pestartigen Krankheit, wirkten als Ärzte, dann als Lehrer, und führten den ganzen Stamm schließlich zum Christenthum und zu gesittetem Leben.

Gonsalez. Mamelucos. Neue Reductionen.

War ein Gebiet geordnet, so ergriffen die Jesuiten den Wanderstab zu anderen Stämmen. Viele wurden das Opfer ihres Unternehmungsgeistes, aber immer fanden sich wieder andere, die in ihre Spuren traten, mit gleicher Sehnsucht nach der Palme des Märtyrthums. Der Erfolg war so sichtbar, die Wirkung bei den Indianern zuletzt so nachhaltig, dass die Regierung, bei der es bisher Grundsatz war, den Wilden keine Feuergewehre zu geben, gegen den Bericht der Statthalter, die Bewaffnung der Indianer genehmigte, nur sollten die Waffen nicht den Einzelnen zu Gebote stehen, sondern im Gemeindehaus niedergelegt werden. So wurden denn die Indianer in europäischen Waffen eingeübt und bildeten ein zahlreiches und treffliches Heer für den König: die Mamelucos wurden besiegt, die indianischen Gefangenen, die man in ihrem Felsennest fand und befreite, wurden bekehrt und dann zu ihren Stämmen heimgesandt, um auch diese für das Christenthum zu gewinnen. Im Jahre 1641 war die Zahl der Reductionen am Uruguay und am Parana schon auf 41 gestiegen. Und alle waren stark bevölkert, meist mit 6000 Einwohnern, kleine Republiken unter der milden Leitung von Priestern.

Europäische Waffen.

Die Fortschritte der Jesuiten regten wieder die Dominicaner zum Wetteifer an.

Dominicaner.

Der Dominicaner Vincenz Bernedo wurde der Engel der Indianer in Potosi. Hier mussten sie in den Silberbergwerken die härtesten Arbeiten verrichten, kamen physisch und moralisch herunter, suchten ihr Elend im Trunk zu vergessen und hassten die Religion ihrer Unterdrücker. Desungeachtet wusste der Dominicaner diese Unglücklichen aus der Verthierung emporzuziehen und

Bernedo.

auch ihre hartherzigen Bedränger in milde Menschen umzuwandeln. Er starb 1619, wie ein Heiliger vom armen Volke verehrt. — Nicht weniger glänzte in heiligem Eifer für Rettung der armen Indianer ein anderer Sohn des heil. Dominicus, Franz vom Kreuze: lehrend und taufend durchzog er die peruanischen Länder, Trost und Hilfe spendend, zugleich immer auf den Fortschritt der Wissenschaften bedacht, die er durch mehrere wichtige Schriften bereicherte und für die er, vom König zum General-Vicar erhoben, ein eigenes Collegium in Lima stiftete. In Quito bestanden 1632, meist durch Jesuiten bekehrt, 213 Ortschaften.

Franz vom Kreuze.

Quito.

Neger. Aber nicht bloß den Rothhäuten, auch den Schwarzen galt der liebevolle Eifer der Missionäre. Der abscheulichste Negerhandel bestand im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, trotzdem die Päpste sich dagegen ausgesprochen hatten, in vollster Blüte. Neger waren den Europäern nothwendig, um ihre Pflanzungen zu bebauen, denn die Krone hatte ja verboten, eingeborene Indianer zu Sclavendiensten zu verwenden. Karthagena war der große Sclavenmarkt, wohin die Händler mit ihren Schiffen aus Afrika kamen. Die Leiden auf der Überfahrt waren unsäglich, 20 Procent der Armen starben durchschnittlich weg. Aber noch größer waren die Leiden der unglücklichen Schwarzen auf amerikanischem Boden. Kinder wurden von ihren Eltern, Frauen von ihren Männern getrennt, verkauft, unter Geißelhieben zur Arbeit gezwungen. Die Kirche konnte hier das Los der Armen nur mildern. Ihrer Thätigkeit war es zuzuschreiben, dass den Sclaven an Sonn- und Feiertagen Ruhe zugesichert und die nöthige Nahrung, geziemende Kleidung verabreicht wurde, dass sie zu keiner Ehe gezwungen und Mann und Frau, Eltern und Kinder nicht von einander getrennt werden durften. Ihr Absehen war, die Härte der Colonisten zu mildern und den Sclaven Ergebung in ihr Schicksal einzuflößen, und ihnen so allmählich ein besseres Los zu verschaffen.

Sandoval. Der Jesuit Alfons de Sandoval machte es sich zur Aufgabe, sein Leben den Schwarzen zu widmen. Wenn ein Schiff kam mit Negern, stieg er sogleich in die unteren Räume, um die Unglücklichen zu trösten, sie mit Brot, Früchten, Getränken zu erfrischen, sie zu säubern und ihre Wunden zu waschen, sie zu schützen vor den gräßlichen Peitschenhieben der unbarmherzigen Sclavenhändler. Waren die Armen verkauft, so suchte er sie auf bei ihren Herren, um sie zu unterrichten — er hat 300.000 Neger getauft — und um ihre Dränger zu zwingen, sie menschlich zu behandeln. Oft machte er Reisen von mehr denn 400 Stunden ins Land hinein — durch Sümpfe, durch Gestrüpp, das von wilden Schlangen und Tigern wimmelte, bei glühender Sonnenhitze — und erreichte trotz dieser aufzehrenden Thätigkeit doch ein Alter von sechsundsiebzig Jahren. Er war nicht der erste und nicht der letzte, der sein Leben den armen Schwarzen widmete.

Claver. Ein anderer Jesuit, Petrus Claver (geboren 1585 in Catalonien, gestorben 1654) war sein treuer Schüler und setzte in Karthagena seine Wirksamkeit fort. Die Kraft fand er im Gebet und in der Askese. Sich selbst versagte Claver alles, für die Negersclaven sorgte er wie ein Vater für seine Kinder.

Er bettelte Nahrungsmittel und Erfrischungen; fuhr ein Sclavenschiff in den Hafen, so war er gewiss der erste, der es bestieg, um die Unglücklichen in den verpesteten unteren Räumen mit Wein und Brot und saftigen Früchten zu erfrischen. Oft wurde er von den Unglücklichen, die in dem abgehärmten Mann einen neuen Peiniger sahen, mit einem Schrei der Verzweiflung empfangen, bald aber änderte sich die Stimmung und sie fanden in ihm einen Boten des Heils. Er gieng mit ihnen in die stallartigen Räume, in welchen sie nach der Landung zum Verkaufe aufgestellt wurden, und wenn er ihre Wunden verbunden und unter Thränen die Erzählung ihrer Leiden angehört hatte, so schilderte er ihnen in rührender Sprache das Leben des Heilands und gab ihnen Kraft, das namenlose Elend zu ertragen. — Der Eingangszoll auf die Neger war hoch, die Händler suchten darum die Sclaven in verborgenen Buchten der Nachbarschaft heimlich auszuschiffen und da wurden denn die Armen oft noch grausamer behandelt, weil ihnen jeder gesetzliche Schutz fehlte. Claver aber gewann Neger zu Kundschaftern: nahte irgendwo ein Schiff, so wurde es ihm gemeldet, und nun drohte er den Sclavenhändlern mit Anzeige, wenn sie die Schwarzen nicht menschlich behandelten. Hin und wieder brachte er so viel Geld zusammen, um Schwarze geradezu frei zu kaufen, wenn sie gar zu sehr der Verzweiflung sich überließen. Waren sie verkauft, so suchte er sie in ihren Gehöften auf und predigte ihnen am Fuße eines Kreuzes oder in einer Kapelle. Wenn sie ihn sahen, stürzten sie auf ihn los, küssten ihm Hände und Füße, nannten ihn ihren Vater und bezeigten ihm eine unbeschreibliche Liebe. Für Kranke hatte er immer Arzneien und Verbände bei sich. In den Spitälern leistete er ihnen die niedrigsten körperlichen Dienste. Als Claver 1622 seine Profess ablegte, fügte er zu den vier Gelübden als fünftes: zeitlebens dem Herrn in der Person der Negersclaven zu dienen, und unterzeichnete sich fortan: „Petrus, Sclave der Neger für immer." — Und wie hat er sein Gelübde gehalten! — Er hat mit eigener Hand mehr als 300.000 Neger getauft, sehr viele frei gemacht, die Herren von Grausamkeit zurückgehalten, die Hälfte der farbigen Bevölkerung in diesen Gegenden ist katholisch und frei. 1654 erlag Claver nach vierzigjähriger Wirksamkeit diesen Anstrengungen. Sein letzter Trost war, dass schon ein anderer bereit stand, seine Wohlthaten unter den Negern fortzusetzen. Die Folge solcher Thätigkeit des Ordens war, dass in Südamerika die farbige Bevölkerung noch fortlebt, während sie in Nordamerika vor den Weißen hinschwindet wie Schnee vor der Sonne.

Leiden der Schwarzen.

Das Merkwürdigste bleiben aber immer die republikanischen Gemeinden in Paraguay. Die Wilden entsagten der Vielweiberei, entsagten dem Gebrauch narkotischer Getränke, mit denen sie sich sonst berauschten, z. B. mit einem Aufguss der Chicha-Wurzel, entsagten ihrer Neigung zu unstetem Leben, zu arglistiger Kriegsweise, zu Menschenfresserei, zu Verrath, und wurden tugendhafte Ackerbauer und Christen, und verehrten die Missionäre, die für sie mit der Axt den Urwald gelichtet, die dem Tode unter allen Gestalten für sie getrotzt, die ihre Lehrer nicht bloß in der Religion, sondern auch in den Handwerken wurden, wie Väter. Manche dieser Missionäre schlossen sich den wilden Männern auf ihren steten Wanderungen an, nur um sie umzuwandeln.

Gemeinden in Paraguay.

Ein Deutscher aus Böhmen, Heinrich Richler, hat im siebzehnten Jahrhundert mehr als 40 große Missionsreisen, die geringste mehr als 200 Stunden,

Richler. im Stromgebiet des Marannon gemacht, mit nackten Füßen, auf dornigem Boden, mit einem Kleid bloß aus Baumrinde und Palmzweigen, und ist zuletzt, nachdem er mehr denn 10.000 Heiden bekehrt hatte, von einem treulosen Indianer, den er wie einen Sohn behandelt hatte, ermordet worden. Ein anderer, Samuel Fritz. Fritz, wie Richler 1653 in Böhmen geboren, zuletzt Superior aller Jesuiten-Missionen am Amazonen-Strom, hat 29 ganze Völkerschaften bekehrt, und zugleich, für die Wissenschaft thätig, die erste Karte des Amazonen-Stromes, ein Meisterwerk in seiner Art, entworfen. Wie Richler mit außerordentlichem Sprachtalent begabt, redete Fritz bald in allen Zungen dort lebender Völkerschaften und war zugleich ein ausgezeichneter Baumeister, Zimmermann, Bildhauer und Maler. Als man ihn 1728 unter denselben Wilden, bei welchen Richler den Märtyrertod gefunden hatte, die aber seitdem fromme Christen waren, in seinem Stuhle, wie arbeitend, todt fand, stürzten die Indianer auf die Leiche des geliebten Vaters zu und küssten mit rührendem Schmerz ihr Hände und Füße.

Die Zahl der Sprachen in diesen Gebieten war außerordentlich reich: Moxos. bei dem Volke der Moxos wurden allein 29 verschiedene Sprachen gesprochen. Diese hausten zwischen dem zehnten und fünfzehnten Grad südlicher Breite, in einem Lande, das außerordentlich fruchtbar, aber auch für die Europäer gefährlich war wegen der Glut des tropischen Klimas und wegen der feuchten sumpfigen Natur des Bodens, wegen der vielen Arten der giftigen Schlangen, Ameisen, Baraze. Moskitos. Der Vater Baraze wurde ihr Bekehrer. Mit kleinen Geschenken, Glasperlen, Glocken, Fischangeln, aber mit einem Herzen voll Liebe, trat er unter sie. Doch die Moxos waren so stumpfsinnig, dass sie ihm nicht einmal immer die Namen der Sachen angeben konnten, auf die er hindeutete. Er fieng an, sie weben zu lehren und ließ keinen zur Taufe, der nicht ein anständiges Kleid trug. Waren sie verwundet, so verband er sie; waren sie krank, so bereitete er ihnen Arzneien; waren sie gesund, so machte er ihre Spiele mit, schlief mit ihnen auf der bloßen Erde, that, wie wenn er zu ihrem Stamme gehörte; und so gelang es ihm, in fünf Jahren eine Gemeinde zu gründen. Ihr Geist erwachte aus dem Todesschlaf, sie wurden Christen und fromme Christen. Ihr Auge schwamm in Thränen, wenn er ihnen die Leiden des Heilandes erzählte. Sie begleiteten die Messe mit schönen Gesängen. Aber sein Werk sollte auch nach seinem Tode Dauer haben und so wählte er die Weisesten und Tapfersten zu Vorstehern der Gemeinden und suchte den Fortbestand seiner Schöpfung an das Interesse der Indianer zu knüpfen. Er holte selber 200 Stück Hornvieh aus Santa Cruz und die Viehzucht kam mit dem Ackerbau in Flor. Er lehrte sie bauen und unter seiner Leitung entstanden zwei große steinerne Kirchen. Unter unsäglichen Anstrengungen suchte Baraze einen Pass nach den Küstengegenden Perus, und als er ihn fand, kniete er beim Anblick des weiten Oceans unter Thränen zu heißem Dankgebet nieder. In vierzehn Tagen gelangte man jetzt von der Küste zu den Moxos. Auf der Wanderung kam er in die Nähe eines Jesuitencollegiums, er fürchtete aber den Dank und das Lob seiner Mitbrüder und glaubte, Gott das Opfer der Verleugnung seines Lieblingswunsches schuldig zu sein, und kehrte einfach zu seinen Neubekehrten zurück.

Die Geschichte hat leider nur zu oft Schlachten zu verzeichnen, wo Tausende dem Ehrgeiz vermeintlicher Größen zum Opfer fallen; sie darf umsoweniger theilnahmslos da vorübergehen, wo wahre Helden, Männer der Entsagung, der Bruderliebe, der Wissenschaft, ihre Siege, aber ohne Blut,

erkämpfen, wo mit kleinen Mitteln Großes und Segensreiches erreicht wird und wo der Thau des Himmels auf die menschliche Pflanzung herabfällt.

Leben in den Reductionen.

Immer anziehend bleibt, was wir über die Reductionen oder Kirchspiele im eigentlichen Paraguay hören. Es waren christliche Republiken unter dem Schutze und der Oberhoheit der spanischen Krone, unabhängig von der Colonialverwaltung; die Jesuiten waren sogar eifrig bemüht, die Indianer in gar keine Berührung mit den Spaniern kommen zu lassen. Nur der Pfarrer und Vicar waren in jeder Mission Jesuiten, Justiz aber und Gemeindeverwaltung wurden von den Indianern selber gehandhabt. In jeder Gemeinde war, wie in den spanischen Städten, ein Corregidor, zwei Alcalden und mehrere Regidoren, sämmtlich Indianer, gewählt von der Gemeinde, bestätigt vom Statthalter. Die Indianer waren der Krone treu und ergeben, weil sie durch dieselbe geschützt waren. Sonst aber durfte kein Spanier die Reduction besuchen, nur der Statthalter im Namen des Königs. An die Krone wurde eine kleine Steuer jährlich entrichtet, ferner bestand die Verpflichtung, zur Vertheidigung der Grenze beizutragen, sonst waren die Gemeinden vollkommen unabhängig. In der Gemeinde waren alle gleich, Wohnung, Kleidung, Nahrung, Lasten für alle dieselben. Die Ämter trugen nur Ehre ein, sonst keinen Vortheil, und ihre Ornate durften nur an Sonn- und Feiertagen getragen werden. Der Gesetze gab es wenige, sie wurden aber strenge befolgt, selten mußten Strafen eintreten, öffentliche Bußen, Fasten, Gefängnis, noch seltener Geißelung, denn die Sitten waren rein und die Herzen kindlich. Einige Indianer in jeder Gemeinde hatten eine Art Ephorenamt, waren Hüter der öffentlichen Ordnung, brachten den Schuldigen mit einem Bußgewand in die Kirche, wo er sein Vergehen gestand und nach väterlicher Ermahnung eine milde Strafe erhielt, die ihn besserte und nicht trotzig machte.

Christliche Republiken.

Socialismus.

Mit dem Eigenthumsrechte verhielt es sich also: jeder Familienvater bekam so viel Ackerland, als zur Ernährung der Seinen nöthig war. Was ihm abgieng, erhielt er aus der öffentlichen Kornkammer; was er zu viel erntete, lieferte er an diese ab. Außer den Privatländereien gab es eine Allmend, ihr Erträgnis diente zum Unterhalte der Witwen und Waisen, Siechen und Altersschwachen, zur Bestreitung des Kirchendienstes, zu öffentlichen Verschönerungen. Die Gemeinde als solche hatte große Rinder- und Schafherden. Das nöthige Fleisch wurde an die Familienväter nach der Zahl ihrer Angehörigen vertheilt. Zuerst wurden die Gemeindeländereien bearbeitet, dann erst, und zwar an den drei letzten Wochentagen, die Ländereien der Einzelnen. Der Zug nach den Feldern gieng processionsartig unter Gesang vor sich, auch die Arbeit unter Gesang und Musik. So gab es keine Armen und keine Trägen. In jeder Ortschaft gab es Schlosser, Schmiede, Uhrenmacher, Bildhauer, Schreiner, Weber u. dgl.

Erziehung.

Grundsatz war: Beschäftigung nach den Anlagen. Die Kinder wurden früh in die Werkstätten geführt und ihre Neigungen und Fähigkeiten wohl ins Auge gefaßt. Vom siebenten bis zum zwölften Jahre befanden sich die Kinder in den Schulen, lernten lesen, schreiben, rechnen, die spanische Sprache und Musik. Der

Sinn der Indianer für Musik wurde sehr gepflegt, Choralgesang und Instrumentalmusik. Die Mädchen erhielten Unterricht im Spinnen, Nähen und in andern weiblichen Handarbeiten. Arme gab es keine, Witwen und Waisen fanden in den Versorgungshäusern ihre Pflege. Geld kannte man nicht. Kein Geld. Nach außen vertauschte man Producte, Wachs, Zucker, Honig, Baumwolle, auch der Tribut an die Krone wurde in diesen Artikeln entrichtet. Die Häuser waren geräumig, reinlich und schön. Jede Gemeinde hatte einen öffentlichen Platz, eine große, schöne Kirche mit Glocken, die in den Reductionen selber gegossen wurden. Die Andachtsübungen waren sehr feierlich, die ganze Gemeinde versammelte sich jeden Tag zum Morgen- und Abendgebet. Feste. Die Feier der Sonntage und Feste war glänzend. Glanz der Festlichkeiten entsprach der Stimmung des Indianers, die Processionen z. B. am Frohnleichnamstage überboten alles an Sinnigkeit, Pracht und Reichthum. Es gab öffentliche Feste, Gastmähler, Ring- und Turnspiele.

So waren diese Indianer glücklich, die Sitten waren rein, das Leben befriedigte vollkommen. Ein Bischof schreibt über diese Reductionen, er glaube, es werde das ganze Jahr hindurch auch nicht eine Todsünde darin begangen. 1717 zählte man 121.000 christliche Indianer in diesen Reductionen. Es war mit christlichen Grundsätzen erreicht, was so viele Gesetzgeber vergebens Staatsideal. erstrebt hatten: ein Volk sittlich, glücklich, reich und kräftig zu machen. Diese Indianer blieben tapfer, aber zogen nur noch in den Krieg, wenn es den Schutz der Grenze galt. Ihre geistlichen Väter begleiteten sie in den Kampf.

Und wie in Brasilien und Peru, so waren die Jesuiten thätig auf den Antillen, in Californien — in Alt-Californien allein waren sechzehn blühende Missions-Stationen — in Florida, in Neu-Frankreich. Und wie in Asien und Afrika. Amerika, so waren sie auch thätig in Afrika. Es gab keine Gegend des Erdkreises, die sie nicht mit Denkzeichen großer Thaten und Leiden erfüllten.

Sie unterrichteten in Congo mit Erfolg, in Angola, in Banza trat der Fürst zur Kirche über, das Eiland Mocumba war bald nur von Christen bewohnt. Und wie im Westen Afrikas, so waren sie in seinem Osten thätig. In der Königsstadt Monomotapa nahm der König mit 300 Häuptlingen die Inseln. Taufe. Auf den Philippinen hatten sie bald sechzig blühende Missionsstationen, auf den Karolinen tauften sie Kinder wie Erwachsene, auf den Molukken predigten und tauften sie, bis die Holländer sie verdrängten. Auch den Häretikern und Schismatikern galt ihr Eifer, wie den Heiden. Sie waren thätig in Con- Stambul. stantinopel, bei vornehmen Familien, wie bei unglücklichen Sclaven im Bagno und auf den Schiffen des Sultans. Sie gewannen Armenier in Thessalonich und hielten auf Naxos den alten Adel bei der Kirche fest und verbesserten seine Sitten. — Sie trösteten die Sclaven der Tataren auf der Halbinsel der Krim Asien. und waren thätig im Stammlande der Armenier, wie in Ispahan, der Hauptstadt des Perserreiches, unter den Maroniten, wie in Aleppo in Syrien. Ein englischer Geschichtschreiber sagt über diesen Gehorsam gegen den Befehl der Oberen, über diese vollständige Hingebung an die Sache des Evangeliums, die schönen Worte: „Keiner von ihnen hatte sich selbst seinen Wohnplatz oder seinen Beruf gewählt. Ob der Jesuit unter dem Polarkreise, oder unter dem Äquator leben, ob er sein Leben mit Ordnen von Gemmen und Collatio-

nierung von Handschriften im Vatican, oder ob er es damit hinbringen solle, nackte Barbaren in der südlichen Hemisphäre zu überreden, dass sie einander nicht auffressen, das waren Angelegenheiten, die er mit tiefer Unterwerfung der Entscheidung anderer überließ. Wurde er zu Lima gebraucht, so war er mit der nächsten Flotte auf dem atlantischen Meere. Wurde er zu Bagdad gebraucht, so plagte er sich mit der nächsten Karawane durch die Wüste. Bedurfte man seiner Dienste in einem Lande, wo sein Leben unsicherer war, als das eines Wolfes, wo es ein Verbrechen war, ihn zu beherbergen, wo die auf den öffentlichen Plätzen aufgesteckten Köpfe und Viertheile seiner Brüder ihm zeigten, was er zu erwarten habe, so gieng er ohne Vorstellung oder Zögerung seinem Schicksale entgegen. Auch ist dieser heldenmüthige Geist noch nicht erloschen.“ [1])

Und wie in fernen Welttheilen, so war auch der Fortschritt außerordentlich in Europa. In Portugal warb Rodrigues für die Gesellschaft, kleidete sich Manuel Godinho als Student, um die Jünglinge an der Universität für den Orden zu gewinnen, hüllte sich Affonso Barretto in das Gewand der Korbträger und trieb ihr Gewerbe, um auf die niederen Classen zu wirken. 1547 fanden schon in allen Provinzen Missionen statt, wurden hoch und nieder von einer wahren Schwärmerei für den Orden ergriffen, war der ganze Hof für die neue Gesellschaft gewonnen. Rodrigues wurde der Lehrer des Kronprinzen. In Spanien gelang es den Jesuiten schwer, in Alcala und Salamanca sich festzusetzen. Der berühmte Schriftsteller Melchior Camus erregte durch seine Predigten große Erbitterung gegen sie. Bobadilla hatte sich gegen das Interim des Kaisers ausgesprochen und der Kaiser verwies ihn des Landes und behandelte den Orden mit sichtlicher Kälte. Franz Borgia errichtete aber 1546 eine Schulanstalt in Gandia, welcher er bald die Rechte einer Universität zu verschaffen wusste, und 1554 musste die Provinz Spanien schon in drei Provinzen vertheilt werden. In Italien erhielt der Orden 1552 das Collegium Germanicum und entstanden bald Collegien in Loretto und Perugia, in Neapel, Florenz, Bologna, Modena, Venedig. In Frankreich galt der Orden, weil von einem Spanier gegründet, lange für antinational. Beim Ausbruche des Krieges mit Spanien 1542 mussten die jungen Leute, welche Ignatius zum Studieren an die Universität gesandt hatte, Paris verlassen. Heinrich II. erlaubte dann den Jesuiten Almosen zu sammeln, um von ihrem Ertrage in Paris und in andern Städten Collegien und Kapellen zu bauen. Das Parlament verweigerte aber die Einregistrierung dieses Briefes. Als sie ein Collegium in Paris eröffneten, bestritt ihnen die Universität den Genuss akademischer Privilegien. Ein merkwürdiger Process begann. Ganz Paris tobte gegen den Orden, selbst der Bischof sprach sich gegen die Jesuiten aus. 1561 auf dem Religionsgespräch zu Poissi erhielten sie Zulassung unter beschränkenden Bedingungen und konnten sie ihr Collegium von Clermont, so hieß ihr Ordenshaus in Paris, wieder eröffnen. Der Zudrang war groß, der Spanier Maldonat glänzte als Lehrer. Und wieder bestritt die Universität die Zulassung der Gesellschaft, das Parlament gestattete ihnen jedoch, ihre Schulen beizubehalten. Umso mächtiger wirkten sie in den Provinzen. Der Prediger Augier riss in Lyon durch seine Reden die Bevölkerung hin. Hier gewannen sie zuerst Boden und Macht in Frankreich, auf welches sie nach verschiedenen Stürmen von Heinrich IV. an mächtigen Einfluss ausübten. —

Europa. Portugal. Spanien. Italien. Frankreich.

[1]) Macaulay, Essays. Tauchnitz-édition, vol. IV. p. 117—118.

Schulen in Deutschland.

Deutschland. Auf Deutschland hatte es der Ordensstifter von dem Augenblicke an abgesehen, wo die Reise nach Jerusalem und die Bekehrung des Orients sich unmöglich erwies. Die Mittel, durch die er auf Deutschland wirkte, waren Beichtstuhl. der Beichtstuhl und die Schule. Für den Beichtstuhl waren die Jesuiten durch die geistlichen Übungen in einer Weise vorbereitet und eingeübt, dass, wo sie Schule. Beicht saßen, alles ihnen zuströmte. Die Schulen, die sie eröffneten, fanden solchen Beifall, dass sie selbst von den Protestanten besucht wurden, dass selbst ein Protestant, wie der große Baco[1]) von ihnen schreibt: „Wenn ich ihren Erziehung. Fleiß, ihre Thätigkeit im Unterrichte und in der Bildung der Jugend betrachte, so kommt mir das Wort des Agesilaos an Pharnabazus in den Sinn: „Wenn du doch zu uns gehörtest, da du ein solcher Mann bist!“ Und an einer andern Stelle sagt er geradezu: es könne gar keine besseren Schulen geben als die Jesuitenschulen. Die Jesuiten unterrichteten nicht bloß, sie waren auch Erzieher der ihnen anvertrauten Jugend und suchten ihren Charakter zu bilden. Ihre Zöglinge bewiesen nicht bloß reiche formelle Bildung und ein schönes Wissen, sondern auch Anstand und Gewandtheit im praktischen Leben. Der Gegensatz zum verkommenen und rohen Leben auf den deutschen Universitäten war zu schlagend, als dass nicht Väter, die für ihre Söhne besorgt waren, diese lieber den Jesuiten anvertrauten. Namentlich war es um jene Universitäten. Zeit in den katholischen Gebieten Deutschlands mit den Universitäten und besonders den katholischen Facultäten schlecht bestellt. Die studierende Jugend war wohl in den Wirtshäusern, aber nicht in den Hörsälen zu finden. Man sprach von Freiheit im Glauben, machte aber keinen Fortschritt im Wissen, und verwilderte im Charakter. Wenn es hie und da auch noch in der Theologie einen tüchtigen Lehrer gab, so hatte er keine Zuhörer. Der Stand der Pfarrgeistlichen schien auszusterben. In Österreich waren allein 300 Gemeinden ohne Seelenhirten. Den alten Orden schien alle Kraft genommen, nur ein neuer konnte noch retten, und das waren die Jesuiten.

Von Ingolstadt, Köln und Wien aus reformierten sie das gesammte gelehrte Schulwesen und das ganze religiöse Leben im katholischen Deutschland. Der Ordensstifter selber schrieb an den Herzog von Bayern, als dieser von ihm Lehrplan. Lehrer an die Universität Ingolstadt verlangte: „Es sind Professoren nöthig, denen es nicht genügt, ihre Hefte abzulesen, sondern die sich auch eine besondere Angelegenheit aus dem Fortschritte in der Wissenschaft und in den christlichen Sitten machen, und die darauf bedacht sind, ihre Zuhörer nicht allein zu Gelehrten, sondern auch zu gut gesitteten Menschen zu bilden. Man braucht nicht bloß Lehrer, man muss auch für sie Zuhörer bilden, Zuhörer, die einmal den Willen haben, der Wissenschaft mit Eifer sich hinzugeben, und welche die nöthige

[1]) De augm. scient. lib. II.

Vorbildung besitzen, um in der Wissenschaft Fortschritte zu machen. Darum muss die Jugend zuerst im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen gehörig ausgebildet und zugleich zu sittenstrengem Wandel angehalten werden, hierauf einen vollständigen philosophischen Curs durchmachen, dann erst darf sie auf die Theologie sich verlegen. So erst wird es möglich sein, Geistliche zu bilden, die imstande sind, den Irrgläubigen zu widerstehen, die Katholiken zu bestärken und mit Erfolg zu predigen. So geordnet kann die Universität dann durch den Schmuck der Bildung und der Tugenden blühen und eine unerschöpfliche Pflanzschule gelehrter und frommer Männer werden."

Zucht und Methode.

Strenge Methode und strenge Zucht war also der große Grundsatz in der Erziehung der Jugend. An der Strenge der Ordnung kräftigt sich der jugendliche Charakter, er verliert durch sie nichts an seiner Selbständigkeit. Als Raphael aus der Schule von Pietro Perugino heraustrat, konnte man seine Gemälde von denen seines Meisters nicht unterscheiden, so streng hatte er sich in die Methode seines Lehrers eingelebt, und doch wurde er nachher der originale Raphael.

Der Unterricht der Jugend war unentgeltlich, die Väter sahen die Beschäftigung mit der Jugend für die erbaulichste und fruchtbarste an. Durch ihre Gewandtheit, den Charakter der Jünglinge zu erfassen, war es ihnen auch möglich, die besten Köpfe dem Orden zu gewinnen. Wie groß die Thätigkeit einzelner Männer war, mag das Beispiel des Canisius zeigen.[1])

Canisius.

Petrus Canisius (geboren 8. Mai 1521) stammte aus der angesehenen Familie de Hondt (Hund) in Nymwegen in Geldern, sein Vater war Bürgermeister, ein ausgezeichneter Mann, der in den damaligen Stürmen der Religion der Väter treu blieb. Die Mutter verlor er früh, aber eine treffliche Stiefmutter trat an ihre Stelle und leitete mit der Sorgfalt der Liebe die Entwicklung des reichbegabten Knaben. Im fünfzehnten Jahre bezog Canisius die Universität Köln. Der Vater wünschte einen ausgezeichneten Rechtsgelehrten in ihm zu sehen, allein unter Leitung des Nikolaus von Esche erwachten die frommen Regungen seiner Jugend und der Jüngling legte 1542 das Gelübde der Keuschheit ab und schlug eine reiche Braut, die ihm der Vater in Vorschlag brachte, entschieden aus. 1540 kam Pierre le Fèvre an den Rhein und machte durch seine Gelehrsamkeit, durch seinen frommen Eifer auf Geistliche und Weltliche den tiefsten Eindruck. Canisius machte 1543 die geistlichen Übungen unter ihm durch, fühlte sich von neuer Lebenskraft durchströmt und gelobte am 8. Mai, in die Gesellschaft Jesu zu treten, oder, wenn er die Aufnahme nicht erhielte, Gott in dem Orden zu dienen, welchen die Gesellschaft ihm anrathen würde. Der Tod des Vaters machte Canisius in seiner Wahl frei, 1546 ward er Priester. Seine kraftvollen Predigten hielten in dem von Hermann von Wied erregten Köln die Katholiken aufrecht. Der Cardinal Otto Truchseß, Bischof von Augsburg, wurde auf den hochbegabten jungen Priester aufmerksam und beschloss, ihn mit Claudius le Jay als Theologen zur Kirchenversammlung zu senden. Aber als Canisius in Trient ankam, wurde die Verlegung des Concils nach Bologna beschlossen. Canisius gieng nach Rom und wir sahen oben,

Jugend.

Jesuit.

[1]) Florian Rieß, Der selige Petrus Canisius. Freiburg 1865.

In Rom. wie ihn Ignatius prüfte und erprobt fand. Er sandte ihn nach Messina, um die sicilischen Knaben in der lateinischen Beredsamkeit zu unterrichten, denn die Protestanten sollten nicht mehr das Vorrecht haben, die Förderer classischer Bildung zu sein. Ignatius wollte, dass sein Orden die alte Literatur pflege und mit dem Geiste des Christenthums versöhne.

Ingolstadt. 1549 ward Canisius nach Ingolstadt gesendet. Die Schulen in Deutschland kamen durch die religiösen Wirren in Zerfall. Eine Sittenverderbnis herrschte, wie sie unter Soldaten im Lager nicht größer sein konnte. Niemand wollte sich mehr dem geistlichen Stande zuwenden. 1543 bestand die theologische Facultät Universität. noch aus einem einzigen Mitglied. Canisius wurde Rector und Prokanzler der Universität. Allein, da die Zahl der Zuhörer klein blieb, so ward ihm bald ein Wien. größerer Wirkungskreis angewiesen — die Universität Wien. Auch hier waren die Studien sehr gesunken. Die Universität, welche früher in der Regel 6000 bis 8000 Schüler zählte, hatte 1528 kaum zwanzig Lernbegierige. Der Lebenswandel der Studenten war (nach dem Ausdrucke der theologischen Facultät) verabscheuungswürdig, Liederlichkeit und Müßiggang nahmen überhand. Niemand wollte mehr Priester werden oder die priesterliche Würde im Geiste der Kirche bekleiden. Mehrere Klöster standen gänzlich leer. Wurde nicht wieder eine eifrige Geistlichkeit herangebildet, so war es bei dem Eifer und der literarischen Thätigkeit der Gegner um den Bestand des Katholicismus in Österreich geschehen.

Nur der neue Orden schien die nöthige Kraft und Geschicklichkeit dazu zu haben, darum beschloss Ferdinand I. ein Collegium der Gesellschaft Jesu zu gründen, welches unter Le Jays Leitung 1551 ins Leben trat. Ferdinand wünschte geeignete Schriften zur Belehrung über Religion, nicht bloß für das Volk, sondern auch für die studierende Jugend. Beide Aufgaben sollte Canisius lösen, da Le Jay schon 1552 starb.[1]) Canisius traf am 9. März 1552 in Wien ein und entfaltete als Lehrer, als Prediger, als Schriftsteller, als Priester sogleich Collegium in Wien. eine unermüdliche Thätigkeit. Im Dominicanerkloster eröffnete er seine Vorträge anfangs vor nicht mehr als acht bis zehn Zuhörern, so sehr war man der Richtung abgeneigt, die er vertrat. Bald aber vergaß man seine rheinländische Aussprache und verlangte seine Predigten auch in anderen Kirchen. Die Unerschrockenheit, mit welcher er während der Pest im Jahre 1552 nicht bloß zu predigen fortfuhr, sondern auch Kranken diente, machte tiefen Eindruck. Canisius wurde Hofprediger, hielt aber immer auch in der Stephanskirche seine Vorträge. Zugleich stellte Ferdinand I. das Artisten-Collegium unter seine Leitung und beschloss, ihn zum Bischof von Wien zu ernennen. Allein der Orden schloss seine Angehörigen von allen kirchlichen Würden aus. Der Papst Julius III. war geneigt, dem demüthigen Manne die Annahme des Bisthums zu befehlen, Ignatius aber fürchtete, dass der Geist vollkommener Weltentsagung in seinem Orden verloren gehe, und so wurde Canisius 1554, um dem Wunsche Ferdinands und dem des Ordensstifters zugleich zu entsprechen, bloß zum Verweser des Bis-Summa. thums Wien ernannt. Im gleichen Jahre erschien sein „Inbegriff der christlichen Lehre,“[2]) für Laien wie für Priester sehr lehrreich, und nachdem Ferdinand durch eine Verordnung denselben ausschließlich als Leitfaden beim Religionsunterrichte bestimmt hatte, nicht bloß in Österreich, sondern bald in allen katholischen Ländern verbreitet — 1656 zählte man schon mehr als 400

[1]) Rieß, l. c. S. 109—142.
[2]) Summa doctrinae christianae. — Rieß, l. c. S. 460—554.

Auflagen — und in die Schriftsprachen aller katholischen Völker übersetzt. Nicht mindere Verbreitung fand ein Auszug, den Canisius daraus veranstaltete. Die Wirkung des Buches war gewaltig, nicht minder die der Vorträge. Man sieht es aus dem Hasse, der ihm von den Gegnern zutheil wurde: Ferdinand I. musste ihn durch Bewaffnete in und aus der Kirche geleiten lassen. 1555 gründete Canisius ein Collegium in Prag — wo seine Predigten gleich große Erfolge hatten — und auf Wunsch des Herzogs von Bayern ein Collegium in Ingolstadt.

In Prag.

Ingolstadt.

1556 verließ Canisius Wien, da ihn Ignatius zum Oberen der deutschen Ordensprovinz ernannt hatte. Als solcher gründete Canisius eine Reihe von Collegien, war thätig bei wichtigen Verhandlungen der Reichstage, besaß das Vertrauen des Kaisers, wie des Papstes. Im Auftrage des letzteren bereiste er die Höfe wegen Annahme der Beschlüsse des Trienter Concils. Trotz alldem hatte er noch Zeit gefunden, das „Handbuch der Katholiken“[1]) abzufassen. Das letzte Collegium, das er gründete, war in Freiburg in der Schweiz. Seine Thätigkeit war bewundernswert, noch mehr aber seine Demuth und Milde. Ein Zeitgenosse sagte von ihm: „Canisius bleibt immerdar groß, er mag sich selbst erniedrigen oder von andern erhoben werden.“ — Wie schön ist seine Mahnung: „Je mehr uns unsere Feinde verleumden und schmähen, desto inniger und herzlicher lasst uns sie lieben.“ 1597 bestieg er das letztemal die Kanzel. Seine Stimme war schon so schwach, dass er nur von den Nahestehenden verstanden werden konnte, aber sein Anblick genügte, die Herzen zu rühren. — Er starb 29. December 1597 in einem Alter von siebenundsiebzig Jahren. Seine Grabschrift nennt ihn mit Recht „eine Säule der Kirche, auf dem ganzen Erdkreise bekannt“. Pius IX. sprach ihn am 24. Juni 1864 selig. —

Freiburg.

Ruhm.

Die Gegenreformation.

Gegenreformation.

Darf es uns da wundern, dass die Katholiken wie aus dem Schlafe erwachten, und dass ein gewaltiger Umschwung in ihrem Verhalten gegenüber den Protestanten eintrat? Das Recht, welches letztere bisher immer gegen sie geltend gemacht hatten, machten nun die Katholiken, wo sie Landesherren waren, gegen die Protestanten geltend.

Fulda.

Würzburg.

Salzburg.

Zuerst erklärte der Abt Balthasar von Fulda 1575, dass er nach dem Augsburger Religionsfrieden regieren, d. h. keine andere Religion in seinem Lande dulden werde als die katholische. Und er hielt Wort. Seinem Beispiele folgte der Bischof von Würzburg, Julius Echter von Mespelbrunn, der binnen eines Jahres 14 Städte und 200 Dörfer zur katholischen Kirche wieder zurückführte. Ähnlich ließ der Erzbischof von Salzburg, Wolf Dietrich von Raittenau, sämmtliche Bürger das katholische Glaubensbekenntnis ablegen; wer sich weigerte, musste nach zwei Monaten auswandern.

Köln.

Das größte Aufsehen erregte die Geschichte des Erzbischofes von Köln, Gebhard Truchseß von Waldburg.[2]) Während einer Procession in Köln

[1]) Encheiridion catholicum. — Rieß, l. c. S. 555—564.

[2]) Studien über Katholicismus, Protestantismus und Gewissensfreiheit. Schaffhausen 1857. S. 214 ff.

sah der dreißigjährige Bischof die bildschöne Gräfin Agnes von Mansfeld an einem Fenster und verlor sein Herz an sie und vergaß sein Gelübde. Bald lebte Agnes mit dem Bischof auf seinen Schlössern; ihre Brüder aber wollten diesen Schimpf auf ihrer Familie nicht dulden und drohten dem Liebhaber mit dem Tode, wenn er ihre Schwester nicht heirate. Und der Bischof vermählte sich mit seiner Geliebten 1582! Nach dem geistlichen Vorbehalte musste er seine Stelle niederlegen. Allein die Herrschaft und der Ertrag des Bisthums waren zu verlockend, als dass nicht Gebhard plötzlich hätte zur Überzeugung kommen sollen, „dass die römische Kirche von der Reinheit der apostolischen Lehre weit abgewichen sei". Er entschloss sich deshalb, „dem reinen Worte Gottes zu folgen", sich um Bann des Kaisers und Absetzungsbulle des Papstes nicht zu kümmern und sein ganzes Bisthum zum Protestantismus mit hinüberzuziehen, der dann über vier Kurfürstenthümer verfügt und die Übermacht im Reiche erlangt hätte. Dagegen wehrten sich auch die Katholiken mit allen Kräften. Desungeachtet hätte Gebhard seinen Plan durchgeführt, hätte er sich nicht für die calvinische Lehre ausgesprochen. Dadurch verlor er die Unterstützung der Lutheraner, deren Kurfürsten ihr Gutachten dahin abgaben, dass er mit seinem Übertritte seine Würden und Rechte verloren habe. Mit Waffengewalt wurde Gebhard aus seinem Kurfürstenthum vertrieben und endete nach manchen Wanderungen als Domdechant in Straßburg 1601. An seine Stelle trat der Bischof von Freising, Herzog Ernst von Bayern, der bald auch die Bisthümer Münster und Hildesheim gewann, und überall die Jesuiten, die geistreichsten und thätigsten Feinde der neuen Lehre, einführte. Die Stimmung der Katholiken in jener Zeit bezeichnet die im Jahre 1586 erschienene Denkschrift „De autonomia", die mit Recht als Fehdehandschuh dem Protestantismus gegenüber bezeichnet worden ist. Diese Schrift räth den Katholiken, nicht bloß zu thun, was die Protestanten bisher gethan, den Grundsatz cujus regio, ejus religio auf ihren Gebieten durchzuführen und keine Protestanten in denselben zu dulden, sondern es stellt den Bestand der Augsburgischen Confession selber in Frage, denn nur die Augsburgische Confession sei durch den Augsburger Frieden gewährleistet worden, sie bestehe aber nicht mehr, sie sei mannigfach verändert, es seien neue Concordienformeln aufgestellt worden. Überhaupt wurde in dieser Zeit vielfach behauptet, der Religionsfriede sei nur ein vorläufiges Abkommen, dem die Reform auf dem Concil zu Trient ein Ende gemacht habe, und der Kaiser habe nicht das Recht gehabt, ohne Einverständnis des Papstes einen Religionsfrieden abzuschließen. Nicht gering war die Sorge der Protestanten, dass sie beim Obsiegen der Katholiken die Kirchengüter wieder herausgeben, ihr Ansehen, ihre Macht verlieren müssten.

De autonomia.

Steiermark.

Noch größeres Aufsehen erregte die Gegenreformation in der Steiermark, wo der Erzherzog Karl 1586 eine Universität errichtete,[1]) deren Leitung er den Jesuiten übergab, nachdem er 1578 auf dem Landtage zu Bruck in der Noth der Bewegungspartei zugestanden hatte, dass er, vorausgesetzt die Protestanten enthalten sich alles Lästerns und Schmähens, die Prädicanten und Schulen in Graz, Laibach, Klagenfurt und Judenburg nicht zu vertreiben gedenke; er verweigerte jedoch, sich auch für seine Erben und Nachkommen zu verpflichten, denn dazu habe er keine Befugnis. Freie Religionsübung bestand

[1]) Vergl. oben S. 215—216.

auf den Sitzen der Edelleute ohnedies schon, wie überhaupt die Steiermark damals auf dem besten Wege war, eine Adelsrepublik zu werden.

Stiftsschule. Johann Kepler. Universität. Jesuiten.

Einer protestantischen Gelehrtenschule, welche die Stände 1573 in Graz gegründet und an die sie regsame und zum Theile berühmte Männer, wie den genialen Johannes Kepler, berufen hatten, ein Gegengewicht zu bilden, gründete Karl 1586 am 14. April die Universität Graz, „um die von den Vorfahren geerbte Religion, da, wo sie noch blühend ist, unangetastet zu erhalten, sie herzustellen, wo Zerfall ihr drohe." Die Leitung der neu gegründeten Anstalt übergab Karl den Jesuiten, damals den besten Vorkämpfern der Kirche, welche glühende Begeisterung für den alten Glauben mit wissenschaftlicher Bildung und Weltverstand verbanden, und wo sie auf dem Kampfplatze erschienen, nicht bloß bedrohtes Gebiet vertheidigten, sondern verlorenes wieder eroberten. Der Zudrang zur neuen Anstalt war groß, selbst aus Schweden kamen Söhne berühmter Familien. Aber es regte sich auch der wildeste Hass gegen die Jesuiten. Der Stadtrath von Graz verbot, Jesuitenschülern Herberge zu geben, und setzte eine Strafe auf das Anhören katholischer Predigten; die Zünfte verboten den Meistern, katholische Handwerksgesellen länger wie vierzehn Tage zu behalten. So schroff standen sich die Gegensätze in den Kreisen bürgerlichen Lebens entgegen! Menschlicherweise konnten diese Zustände nur die Wendung nehmen, dass entweder bei gleicher Macht beider Parteien ein Bürgerkrieg entstand oder bei ungleicher Macht die stärkere die schwächere verdrängte. Friedlich bei einander zu wohnen, schien nicht möglich. Es war ein dreißigjähriger Krieg nöthig, Ströme von Blut mussten fließen, ehe die Parteien sich vertrugen, ehe man im Bewusstsein der Gegensätze an das Gemeinsame sich halten und ein Bossuet und Leibnitz Pläne der Wiedervereinigung entwerfen konnten. Der Grundsatz: „Ehret ein frommes Gemüth" musste leider durch furchtbare Opfer von der Menschheit errungen werden.

Nothstand. Entweder oder.

Der Zwiespalt war umso ernster, als die Türkengefahr vor der Thüre stand. Freilich sagten die Protestanten, die Türkennoth sei Strafe von Gott, weil das reine Wort Gottes nicht überall gepredigt werde, oder „lieber türkisch als papistisch". Aber damit war dem Landesherrn nicht geholfen und die Gefahr nicht entfernt. Die höchste Einigung war nöthig, aber unmöglich, so lange das Volk in zwei Kirchen gieng. Ein staatskluger Fürst musste sich an die Spitze der einen Partei stellen und die andere zum Gehorsam zwingen. Welche bot die meiste Macht? Die protestantische nicht, denn sie war selber wieder in die lutherische, calvinische und zwinglianische Partei gespalten, wohl aber die katholische, in welcher der Geist am Gegensatze und durch Verfolgung wieder erwacht, und welche einig war, der die Mehrzahl der Bewohner angehörte. Hätten die Herrscher auch nicht die tiefe und innige Überzeugung von der Wahrheit des alten Glaubens gehabt, die sie charakterisiert, sie hätten aus rein politischen Gründen auf die Seite der Katholiken sich stellen müssen. [1])

[1]) Hurter, Geschichte Kaiser Ferdinands und seiner Eltern, Schaffhausen 1850, I, S. 48—138, 321—357. — Reitlinger, Johannes Kepler. — Reuschles Jubiläumsschrift. Frankfurt 1871.

Der Vertrag von Bruck konnte sie nicht mehr binden, er ist beharrlich von den Protestanten gebrochen worden. Sie hatten gegen denselben eine Menge Kirchen errichtet; sie hatten versprochen, friedlich zu sein, führten aber eine Sprache gegen die Katholiken auf ihren Kanzeln, dass der eifrigste Beförderer des Protestantismus im Lande, Hofmann, selber auf dem öffentlichen Landtage prophezeite: „Unsere gottschändigen Prädicanten werden uns noch um Kanzel, Schule und Kirchen bringen.“ Aber die Thaten waren noch ärger als die Worte. Da wurde dem katholischen Priester, der einem Kranken die letzte Wegzehrung bringen wollte, das Sacrament durch Einen vom Adel vom Halse gerissen und auf die Erde geworfen; dort wurde der katholische Gottesdienst durch muthwillige Buben gestört; da ließ ein Edelmann am Frohnleichnamstage Dünger führen, um die Procession zu verhöhnen; dort wurden die katholischen Bauern in Ketten zur lutherischen Predigt geschleppt. Die Autorität des Landesherrn ward nicht mehr beachtet; setzte er einen katholischen Richter oder Rathschreiber ein, so wurde dieser nach wenig Tagen verjagt. Karl kam einmal auf der Jagd sogar in Lebensgefahr: das Gerücht hatte sich verbreitet, er habe einen Prediger einsperren lassen; zum Glücke kam der Prediger selber hinzu und beschwichtigte die Bauern. In Graz selber waren Schlägereien und Duelle an der Tagesordnung. In der Roheit und Verwilderung gieng man so weit, dass die lutherischen Studenten den Gesandten des Papstes in Graz öffentlich anpackten, dass man nach dem Bischof von Gurk, zur Zeit Statthalter in der Steiermark, mit Holzscheitern warf, die sein Pferd niederschlugen, dass man den Bischof von Seckau auf offener Straße mit dem Schwerte angriff. Gab es also nur ein Recht und einen Rechtsschutz für die Lutheraner? [1])

Glaubenshass.

Karl kränkelte und besaß nicht mehr die Energie zu einer durchgreifenden Maßregel; er starb am 10. Juli 1590. Erzherzog Ernst führte 1590 bis 1593 die Regentschaft, Erzherzog Maximilian von 1593 bis 1596, im Sommer 1596 trat der junge Ferdinand, Karls Sohn, die Regierung des Landes an.

Ferdinand II.

Ferdinand war siebzehn Jahre alt, schön und wohlgebildet, von feinem und doch ungeziertem Benehmen. Er kam von der Universität Ingolstadt, wo er fünf Jahre in den angestrengtesten Studien zugebracht und den philosophischen und juridischen Lehrcurs durchgemacht hatte. Wie besorgt ist die Mutter um ihn, wie viel Erkundigungen zieht sie über den Sohn nicht ein, um getreue Berichte sicher zu erhalten, und wie vernimmt sie nicht allenthalben, dass ihr Sohn fleißig den Vorlesungen, den Disputationen beiwohne, emsig zu Hause arbeite und die glänzendsten Fortschritte mache! Seine Vorliebe für Mathematik und römisches Recht zeugt für seinen klaren Verstand, die Achtung und die Liebe seiner Mitstudierenden für sein würdiges Benehmen und die Frische seines unverdorbenen Herzens. In Bayern entstand jene Freundschaft zwischen ihm und Maximilian, welche für die Geschicke Deutschlands so folgenreich werden sollte. Wie freute den alternden Kaiser Rudolf der Besuch des stattlichen Neffen, und dass dieser die Mathematik eine „lustige Wissenschaft“ nannte! Ein Staatsmann jener Zeit, und nicht sein Freund, schildert den jungen Ferdinand: „Er sei ehrbar, deutsch,

Studien.

[1]) Hurter, l. c. I, S. 377—453; II, S. 1—231.

aufrichtig, gerechtigkeitsliebend, fleißig, arbeitsam, halte, was er zusage, Freunden und Feinden, sei nicht hochfahrend und huldige nicht fremdländischer Sitte." Vor allem charakterisierte ihn fester Wille und inniges Gottvertrauen. „Dazu bin ich geboren," äußerte er in Presburg, als er die Religions-Assecuranz unterschrieb, so bin ich auferzogen und unterwiesen, dass ich lieber das Leben verlieren will, ehe ich einen geleisteten Eid breche." Zum Herzog Wilhelm von Bayern sagte er in Ingolstadt: „Lieber würde ich Land und Leute fahren lassen und im bloßen Hemde davonziehen, als zu Bewilligungen mich verstehen, die der Religion nachtheilig würden."[1])

Bei diesem eisernen Charakter des Herrn und bei diesen wirren Zuständen der Landschaft musste es zu einer Wendung der Dinge kommen. — Am 24. December 1596 fand die Huldigung zu Graz statt. In gewohnter Weise verlangten die Stände die Bestätigung ihrer Religionsfreiheit vor der Huldigung; Ferdinand erwiderte kalt und fest: die Religionsfreiheit habe nichts mit der Huldigung zu schaffen, und diese fand also ganz einfach ohne Bestätigung der Brucker Verträge statt. Huldigung.

Dass aber die Protestanten desungeachtet in der bisherigen Weise aggressiv zu verfahren entschlossen waren, zeigte die Misshandlung einer herzoglichen Commission, die einen katholischen Pfarrer in Mitterndorf einsetzen sollte, jedoch unverrichteter Sache und nach Khevenhillers Ausdruck „wohlabgeschmiert" zurückkehren musste, zeigen Gewaltsamkeiten in der Stadt Radkersburg, die sich um des Herzogs Regierung gar nicht mehr zu kümmern schien, die Misshandlung des durchreisenden päpstlichen Nuntius in Eisenerz, — lauter Vorfälle, die den Erzherzog nur in seinem Entschlusse bestärken konnten, von dem Rechte „Cujus regio ejus religio" Gebrauch zu machen. 1598 finden wir den Erzherzog in Italien, er reist incognito, weist die Ehren zurück, mit denen das stolze Venedig ihn überschütten will — er scheint nur für Kunst, namentlich Musik und Denkmäler, Sinn zu haben. Hat er die Wallfahrt nach Loretto unternommen, um seinen Vorsatz zu stärken? Sein Beichtvater sagt es. In alle Geschichtsbücher sind die Behauptungen des französischen Geschichtschreibers de Thou übergegangen, dass der Erzherzog 1597 nach Ferrara zog, um den Herzog Alfonso zu sehen, dann nach Rom, wo er in seinem Vorhaben, alle Diener der Augsburgischen Confession zu vertreiben, bestärkt wurde, selbst der Papst sich angelegen sein ließ, durch einen feierlichen Eid ihn hiezu zu verpflichten. Allein, Alfonso war schon todt, den Papst traf Ferdinand nicht zu Rom, sondern in Ferrara, von dem Vorhaben wurde gar nicht gesprochen und die Reise fand 1598 statt. Nach seiner Rückkehr steigerten sich die Gewaltsamkeiten. Der Papst wurde in einer Predigt in Graz sechzehnmal als Antichrist bezeichnet, ein Priester in Klagenfurt während der Messe rücklings angefallen, zu Boden gerissen, nur schnelle Hilfe rettete ihn vor dem Tode durch den Strick. Als der Erzherzog über die Murbrücke in Graz gieng, ließen zwei Prediger, die darauf standen, ihre Hüte nicht bloß sitzen, sondern kehrten dem Fürsten auch den Rücken. „Soll ich sie in die Mur werfen oder ihnen die Hüte von dem Kopfe schlagen?" fragte der Kammerherr. „Lass Unverschämte unverschämt sein!" — erwiderte Ferdinand. Ferdinands Reise. De Thou. Rohheit der Gegner.

[1]) Hurter, l. c. II, S. 231—261; III, S. 201—277, 411—458.

Der Erzherzog erklärte den Verordneten: der Friede sei gebrochen, er erachte sich deshalb an die Zusage seines Vaters für umsoweniger gebunden. Die Bischöfe und Prälaten seiner Länder bestärkten ihn in seinem Vorhaben.[1])

Geist der Katholiken. Brenner. Stobäus. Crön.

Unter den Katholiken lebte jetzt ein ganz anderer Geist, die Noth hatte für sie die Folge gehabt, dass nun lauter ausgezeichnete Männer an der Spitze standen: so ein Martin Brenner, als Bischof von Seckau, von seiner siegenden Beredsamkeit der „Ketzerhammer" genannt, Stobäus, Bischof von Lavant, Thomas Crön, Bischof von Laibach, Sonnabender, Stadtpfarrer zu Graz. Der Stadtrath wurde geändert und an die Prädicanten in Graz die Frage gestellt, wie sie es wagen könnten, im Sprengel eines anderen kirchliche Verrichtungen zu vollziehen. Diese wandten sich an die Verordneten, und der Landesausschuss an den Landesherrn.[2])

Ausweisung.

Ferdinand erließ am 13. September 1598 einen Befehl der Ausweisung aller Prädicanten aus den ihm eigenthümlichen Städten und Märkten binnen vierzehn Tagen, am 23. September neuen Befehl, alles Predigens und Schulhaltens müssig zu gehen und bei Lebensstrafe binnen acht Tagen die Erblande zu verlassen. Als die Gemahnten, auf den Schutz der Stände vertrauend, keine Anstalten zum Abziehen trafen, kam ihnen am 28. September der Befehl zu, „sich noch heutigen Tages bei scheinender Sonne aus I. F. D. eigenthümlichen Stadt Graz und deren Burgfrieden zu erheben". Dem Befehl ward Folge geleistet, die Prädicanten in Judenburg und Laibach giengen freiwillig fort. Ein anderer Erlass forderte die Lehensherren geistlicher Pfründen auf, binnen zwei Monaten für sie katholische Priester vorzuschlagen; werde die Frist versäumt, so trete die Pflicht des Fürsten ein. Zugleich ward das Arbeiten während des Gottesdienstes, das Lesen sectiererischer Bücher, die Aufnahme Unkatholischer in das Bürgerrecht verboten.[3])

Der Landtag von 1599.

1599 kam der Landtag zusammen, er verlangte Religionsfreiheit und verweigerte die Landesverwilligung. Die Haltung während der dreimonatlichen Verhandlungen war scharf, die Sprache herb. Die Stände redeten von Feinden des Leibes und der Seele, und dass man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, nannten das Herzogthum eine aristokratische Republik, drohten mit Ungarn und Venedig, drohten mit dem Beispiele der Schweiz und der Niederlande, lieber würden sie sich dem Erzherzog, als ihrem Glauben entziehen. Der Erzherzog antwortete: er könne eher sich selbst, als dem Vorsatz entrückt werden, den Irrglauben zu beseitigen und der Kirche aufzuhelfen; lieber wolle er alles und jedes verlieren, was er von Gottes Gnaden besitze, als von seiner Meinung abweichen.

Desungeachtet bewilligte der Landtag am Schlusse die Forderungen der Regierung, jedoch unter Verwahrung der Religionsfreiheit. Die Aufzählung der

[1]) Hurter, l. c. IV, S. 193—218.
[2]) Ibid. III. S. 218—307.
[3]) Ibid. III, S. 280—306.

Beschwerden der Regierung gegen die Übergriffe der Protestanten ist so bündig, dass sie heute noch ihren großen Eindruck macht und damals auf alle patriotischen Gemüther noch viel schlagender wirken musste. Sofort wurde eine Commission ernannt, die alle Ortschaften durchziehen, katholische Geistliche einsetzen, die Prädicanten vertreiben, die Bethäuser zerstören, die lutherischen Bücher verbrennen und allen Einwohnern den Eid abnehmen sollte, dass sie der katholischen Religion treu sein und dem Landesherrn in allem gehorchen wollten. Alle Einwohner — nur die Stände ausgenommen — mussten vor ihr erscheinen, da sie das ganze Gemeindewesen, namentlich auch das Unterrichtswesen, zu ordnen hatte. Der Bischof sprach den Leuten freundlich und eindringlich zu, man wollte mit großer Milde vorgehen, es fand sich auch niemand, der Märtyrer werden wollte, es ist bei der ganzen Gegenreformation kein Tropfen Blut vergossen worden. Der Erfolg überstieg alle Erwartung, an vielen Orten jubelten die Bauern, dass der alte Gottesdienst wieder hergestellt sei. Die meisten Bewohner leisteten den Eid, vielen gab man Monate hiezu Bedenkzeit. Nur Eisenerz wollte sich zur Wehr setzen, wurde aber entmuthigt, als unerwartet 200 Scharfschützen über Aflenz her erschienen; in Radkersburg, das im offenen Widerstand gegen die Regierung gewesen war, ließ man eine kleine Besatzung. In Graz wurde am 31. Juli die Gegenreformation vorgenommen, die Mehrzahl erklärte sich für den katholischen Glauben. Wer beim Protestantismus verbleiben wollte, erhielt angemessene Frist (auf Bitten wurde sie verlängert), um Hab und Gut zu verkaufen und auszuwandern; der zehnte Pfennig musste als Abzugsgeld erlegt werden. Die Zahl der Auswanderer ist nicht groß, ihre Klagen aber hallen noch in den Geschichtsbüchern fort. Vergessen wir aber nicht, dass die Protestanten in der Steiermark ihr Schicksal selbst hervorgerufen haben, und dass all dies in einer Zeit geschah, in der als Recht galt: „Wem das Land gehört, der hat auch zu bestimmen, welche Religion in demselben bestehen darf (Cujus regio, ejus religio)“, und hören wir auf, einen Mann zur Tyrannenfigur zu stempeln, der nur im ernsten Gefühl seiner schweren Pflicht gegen das Land und der Verantwortlichkeit gegen Gott gehandelt hat! In der Zeit, in welcher die Steiermark kirchlich und somit politisch wieder geeinigt ward, ohne alles Blutvergießen, sind allein in England binnen vierzehn Jahren 61 katholische Priester und 47 katholische Laien und zwei Edelfrauen ihres Glaubens wegen hingerichtet worden, und musste der Bürgermeister von Stockholm auf dem Schaffot sterben, weil er einem katholischen Priester in der Nacht Obdach gegeben hatte.[1])

Gegenreformation.

Steiermark wieder katholisch.

Milde Ferdinands.

Die Gegenreformation in der Steiermark hatte ihre welthistorische Bedeutung; der junge Erzherzog lenkte durch seine Kühnheit und Festigkeit, durch den Erfolg die Blicke der katholischen Partei von ganz Europa auf sich, er ward der Gegenstand ihrer Hoffnungen und feurigsten Wünsche. Und wie Ferdinand in der Steiermark, so verfuhr Albrecht V. in Niederbayern, Rudolf II. in Österreich. Die Katholiken hatten wieder Selbstzuversicht. Mit Recht sagt Ranke: „Es war eine unermessliche Reaction — wie der Protestantismus vorgedrungen war, so ward er auch zurückgeworfen.“ —

---

[1]) Muchar, Geschichte des Herzogthums Steiermark, VIII. — Krones, l. c. III, S. 338 ff.

Andere neue Orden.

Neue Orden.

Aber in Hervorbringung des Jesuiten-Ordens war die Kraft der Kirche in jener Zeit nicht erschöpft, noch andere eigenthümliche Körperschaften entstanden. „Die Heiligen", sagt ein Engländer, „gleichen den Sternen des Himmels, alle leuchten, aber nicht alle mit dem gleichen Lichte; der Strahl der Gnadensonne bricht sich in verschiedenen Farben." Bei Ignatius staunt man zunächst über die Willensstärke, bei seinem Orden über die Großartigkeit des Zieles und der Erfolge. Mit ihm vertraut und in häufigem Verkehr war ein anderer Ordensstifter, an dem vor allem die Charitas auffällt, die christliche Herzensfreudigkeit, die Freundlichkeit, Milde und Güte, eine brennende Liebe zur ewigen Liebe. Das Herz Philipps von Neri überschwoll von Liebe. „Gott," sagte er oft, „wenn du, während du so liebenswürdig und liebevoll bist, von uns geliebt werden wolltest, warum hast du uns nur ein einziges Herz gegeben und ein so kleines." — Liebe soll das Band der Verbrüderung der Oratorianer sein; der Zusammenhang, bei den Jesuiten wie eisern, ist hier locker. — Der Ordensstifter selber wird vom gelehrten Theiner für eine der seltensten und großartigsten Erscheinungen erklärt, welche die Kirche aufzuweisen hat.

Philipp Neri.

Philipp Neri,[1]) geboren zu Florenz am 21. Juli 1515, erhielt seine ersten Anregungen von Anhängern Savonarolas und gestand später selber, er verdanke den Vätern von San Marco alles, was in seiner Jugend Gutes an ihm war. Als es sich darum handelte, Savonarolas Predigten als ketzerisch zu verurtheilen, zeigte sich Neri als treuen Verehrer. Reichgebildet, liebenswürdig in leiblicher und geistiger Schöne, faßte Philipp schon als Jüngling den Entschluß, sich ganz dem Dienste Gottes zu widmen. Das Angebot eines reichen Oheims, an den er im achtzehnten Jahre nach San Germano geschickt wurde, um die Handelschaft zu üben, ihm sein ganzes Vermögen zu hinterlassen, wenn er sich für die Welt ausbilde, machte keine Wirkung. Der zweijährige Aufenthalt im Königreich Neapel bei San Germano gab ihm Gelegenheit, in der Nähe von Monte Cassino der Betrachtung einer großen Natur und der Erforschung seiner selbst zu leben. Im zwanzigsten Jahre begann er in Rom mit glänzendstem Erfolg das Studium der Philosophie und Theologie; seine Bedürfnisse waren dabei gering, er erhielt sich vom Unterricht, er verweilte am liebsten in den Katakomben. Ein Dominicaner sagte von ihm: Philipp sei ein großer Heiliger, er habe ein ganzes Jahrzehnt, mit Bußübungen beschäftigt, in den Gewölben von San Sebastiano zugebracht.

Entwicklung.

Monte Cassino.

Hier kam nach langen inneren Kämpfen am Vorabend des Pfingstfestes 1545 eine Erscheinung und so wunderbare Tröstung über ihn, daß er, um nicht vor Entzücken zu sterben, sich unter die Menschen begeben mußte. Wonach er lange dunkel gerungen, das ward ihm jetzt klar. Im Geiste Bene-

[1]) Gallonius, Vita Philippi Nerii. Mog. 1602. — Historisch-politische Blätter, Bd. XXII, S. 620—632. — Bacci, Vita di Philippo Neri. Roma 1838.

dicts wollte er erringen, was Savonarola angestrebt: — Wiederherstellung, Erneuerung des Geistes der alten Kirche, ohne das stürmische Auftreten des Mönches von Florenz, ohne für sich selbst die Ehre eines Ordensstifters und Glanz bei der Nachwelt zu verlangen, ohne seine Genossen durch ein Gelübde für ihr ganzes Leben zu binden. — Das einzige Band sollte der Geist der Liebe sein.

Confraternità della Trinità.

1548 gründete er die Brüderschaft der heiligen Dreieinigkeit zur Versorgung der nach Rom Wallfahrenden und für die Genesenden. Mildthätige Menschen unterstützten ihn, dass er ein großes Hospital für arme Pilger bauen konnte, in dem Millionen und Millionen schon Pflege fanden. 1551 wurde Philipp Priester, 1556 vereinigte er sich mit einigen ausgezeichneten Jünglingen zu einer Congregation zur Ausübung der Werke der Liebe, zur Reform des Clerus und Volkes; Oratorianer nannte er sie, weil sie vorzugsweise auf das Gebet sich gründen sollte.

Oratorianer.

Republikanisch ist die Verfassung. Jedes Mitglied ist dem andern gleich. Der Superior ist nur der Ehre nach der erste und auf drei Jahre gewählt. Vier Mitglieder stehen ihm als Räthe für Leitung der inneren Angelegenheiten zur Seite, auch sie sind nur auf drei Jahre gewählt und, wie die Mitglieder durch kein Gelübde aneinander gebunden sind, so stehen auch die einzelnen Häuser ohne Verband sich gegenüber. Nur der Geist der Liebe soll sie zusammenhalten, sie können jeden Augenblick austreten und doch sind Austritte selten. Welch gute Folgen hatten diese Vorträge im Oratorium! Baronius erzählt: „Gott hat es so gefügt, dass in unserer Zeit zu Rom nach dem Muster der apostolischen Versammlungen die Art der gegenseitigen Erbauung durch Unterredung über göttliche Dinge in bedeutendem Maße wieder hergestellt worden ist. Das ist geschehen durch den ehrwürdigen Vater Philippus Neri, einen Florentiner von Geburt, der als ein geschickter Baumeister den Grund zu dem Werke gelegt hat. Es wurde die Einrichtung getroffen, dass diejenigen, welche Verlangen nach christlicher Vollkommenheit trugen, fast täglich zum Oratorium kommen sollten. Nachdem sie da zuerst still betend sich eine Weile gesammelt hatten, las einer von den Brüdern aus einem Erbauungsbuch eine Stelle vor und der genannte Vater begleitete die Lesung mit eingestreuten Erklärungen. Zuweilen ersuchte er einen von den Brüdern, seine Meinung über diesen oder jenen Punkt zu sagen, und dann wurde die Unterhaltung gesprächsweise fortgeführt. Danach befahl er einem, von einem erhöhten Sitze aus, in einfacher Sprache und schlichter Darstellung über einen Abschnitt aus dem Leben der Heiligen sich zu verbreiten. Ihm folgte ein zweiter mit einem nicht weniger schlichten Vortrag über einen andern Gegenstand; ein dritter endlich sprach über Kirchengeschichte. War alles beendigt, so wurde ein geistliches Lied gesungen, noch einmal eine kurze Zeit gebetet und so geschlossen. Nachdem diese Ordnung festgestellt und vom Papst genehmigt und bestätigt worden war, schien es, als ob die schöne Zeit der apostolischen Versammlungen, soweit die Zeitumstände es erlaubten, wieder ins Leben getreten sei.“ Auch mit Ignatius kam Philipp in Rom häufig zusammen, mit ihm hat er das ernste Dringen auf innere Frömmigkeit und das Misstrauen gegen äußere Übungen und das Streben gemein, die Kirche mitten in die Welt hineinzuversetzen. Dankbar sagte er eines Tages zu einigen Jesuiten: „Ihr seid Kinder eines großen Vaters. Ich bin ihm zu Dank verpflichtet, denn von eurem Meister habe ich des inneren Gebets pflegen gelernt.“

Oratorium.

Philipps Wirken.

Einen bescheideneren Menschen als Philipp konnte man sich kaum denken. Wenn Fremde ihn zu sehen verlangten, brachte es ihn in die schmerzlichste Verlegenheit. Im Verborgenen Gutes zu wirken — war seine Neigung. Seine Mittel zu wirken waren die allereinfachsten. Nie hat jemand äußeren Pomp mehr gescheut. In seiner Rede war er fern von jeder Heftigkeit und verletzenden Strenge: er predigte nicht eigentlich, sondern unterhielt sich freundschaftlich mit seinen Zuhörern, aber in der herzgewinnendsten Weise, so dass diese oft erstaunt ausriefen: „Vater Philipp zieht die Seelen an sich, wie Magnet das Eisen.“ Er donnerte nicht wie Savonarola gegen Kirchenpracht, er hatte den Grundsatz: gewinnt nur erst die Religion tief im Herzen Platz, so kann man solche Dinge ihrem eigenen Schicksal überlassen; aber er wirkte noch mehr in solchen Dingen durch seinen heiteren Ton und erbitterte nicht. Der Geist der Liebe entflammte seine Genossen und entflammte seine Zuhörer. Hohe wie Niedere, Gelehrte und Künstler wie Handwerker suchten Rath bei ihm, als Seelenarzt wirkte er einzig. Alles drängte sich zu seinem Beichtstuhl, in dem er oft vom Grauen des Tages an bis tief in die Nacht hinein saß. Noch an seinem Todestage saß er von Früh bis zum Abend in dem Beichtstuhle und nahm nach dem Abendessen noch seinen Brüdern das Bekenntnis ab. Unzählige hat er aus einem verkommenen Leben gerettet, mit Kindern, die er oft zum Spielen hinausführte, ein Kind, für Staatsmänner und Cardinäle ein geistiges Orakel.

Oratorium.

Ein Zeitgenosse erzählt: „Ich gehe zum Oratorium, wo Tag für Tag sehr schöne Vorträge gehalten werden über das Evangelium, über Tugenden und Laster, über Kirchengeschichte oder über das Leben der Heiligen. Hochgestellte Männer besuchen dieselben, Bischöfe, Prälaten und andere Würdenträger. Die Vorträge werden gehalten von Geistlichen, die durch ein musterhaftes Leben sich auszeichnen. An ihrer Spitze steht ein gewisser Vater Philipp, ein ehrwürdiger, sechzig Jahre alter Mann, der für ein Orakel gilt, nicht bloß in Rom, sondern in den fernsten Theilen von Italien, Frankreich und Spanien, so dass viele bei ihm sich Raths zu erholen kommen; er ist in der That ein zweiter Thomas von Kempen oder Tauler.“ Ein anderer meint: „Inmitten der Denkmäler des Alterthums, der stolzen Paläste und Höfe so vieler erlauchter Herren, glänzte mir der Ruhm jenes vortrefflichen Mannes in alles überstrahlendem Lichte.“

Wissenschaft.

Für Kunst und Wissenschaft wurde das Oratorium bedeutsam. Um die Jugend den Theatern zu entziehen, eröffnete Neri sein Oratorium für heilige Musik; um schlüpfrige Romane zu verdrängen, veranstaltete er die Abfassung des Lebens der Heiligen. Er gab einem seiner Schüler den Auftrag, die Kirchengeschichte zu schreiben, einem andern, die Märtyrer-Acten und christlichen Alterthümer zu erforschen, die Werke der Väter herauszugeben. Aus seiner Schule giengen Baronius, Raynald, Aringhi, Gallandi, Bosio, der Columbus der Katakomben, Saccarelli hervor — die größten Gelehrten.

Nicht mit Unrecht sagt ein neuerer Dichter:

„Schöneres doch wird nichts gesehen,
Als, wenn die zusammen gehen,
Hoher Weisheit Sonnenlicht
Und der Kirche stille Pflicht.“

Die Einfachheit und Innigkeit der alten Zeiten, daneben freie Entwicklung aller Fähigkeiten in Liebe, die Kirche in der Welt, das war das Ziel,[1]) das dem Heiligen in seiner langen, gesegneten Wirksamkeit vorschwebte. Philipp starb am 26. Mai 1595; 1622 wurde er heilig gesprochen, 1574 hatte Gregor XIII. seine Congregation bestätigt.

In Frankreich war besonders die Nachwirkung seines Lebens groß. Pierre Berulle stiftete 1611 eine Verbindung von Priestern als Väter vom Oratorium Jesu. Der Geist der Kirche sollte der Geist der Stiftung, ihre Regel sein. Sie sollten kein anderes Gelübde ablegen, als das der Taufe und des Priesterthums, kein anderes Band sie verbinden, als das der Liebe: sie wirkten gleich vortheilhaft für den Unterricht des Volkes, wie für die Pflege der Wissenschaft.[2]) Die Sitten wie die Gedanken des Clerus hoben sich. Er betrieb mit Eifer das Studium der Classiker, wie das der Kirchenväter. Die kirchliche Beredsamkeit insbesondere nahm einen hohen Schwung. Philipp Neri war stets misstrauisch gewesen gegen das, was die Welt Beredsamkeit hieß. Er hatte einen seiner Schüler in einer pomphaften Predigt unterbrochen und gezwungen, die Kanzel zu verlassen. Auch in Frankreich verschwand jetzt der falsche rhetorische Schmuck von der Kanzel und eine einfache, aber gedanken- und schwungreiche Art der Rede wurde jetzt Ton. Pierre Berulle.

Die Regierungsform des Ordens ist rein republikanisch. Die einzelnen Häuser sind voneinander ganz unabhängig. Der Superior jedes Hauses, auf drei Jahre gewählt, ist nur der erste der Ehre nach, hat aber alle Pflichten wie der geringste der Brüder zu erfüllen. Der Tisch ist gemeinschaftlich, die Mitglieder haben aber einen geringen Beitrag dafür monatlich zu zahlen. Der Orden gibt nur die Wohnung. Die Oratorianer leisten Pfarrdienste und leben der Wissenschaft. Der Bischof der Diöcese, in welcher ein Haus ist, ist der Obere, der Wächter des Hauses, kann aber in die Ordensregeln nicht eingreifen. Die gesetzgebende Gewalt ruht in der Congregation. Die Verbindung ist locker, aber der Orden ist von den Mitgliedern geliebt. Zum Beweis möge Baronius dienen.[3]) Er war einer der ersten Schüler Verfassung.

---

[1]) Sehr schön charakterisiert Bossuet diesen Orden in seiner „Oraison funèbre du P. Bourgoing“: „Une sainte liberté fait un saint engagement; on obéit sans dépendre, on gouverne sans commander, toute l'autorité est dans la douceur et le repentir s'entretient sans le secours de la crainte.“

[2]) Cerisi, Eloge de Berulle. Paris 1646.

[3]) Cäsar Baronius ist geboren 1538 zu Sora im Königreiche Neapel, studierte in Neapel und Rom, wurde 1593 der Nachfolger Philipps von Neri und bald darauf Cardinal und Bibliothekar des Vatican. Den Reichthum, die Klarheit seines Wissens, die gewandte Art der Darstellung machen seine „Annales ecclesiastici a Christo nato ad annum 1198“, 12 voll., zu einem der wichtigsten Quellenwerke. Seine „Monarchia Sicula“ durfte auf spanischem Gebiete nicht gedruckt werden. Er starb 30. Juni 1607 an einer Magenkrankheit, die er sich durch sein angestrengtes Studieren zuzog. Der Ruf der Heiligkeit folgte ihm ins Grab. Er heißt der Vater der Kirchengeschichte, seine Leistungen sind erstaunlich. Sein riesiges Hauptwerk schrieb er dreimal ab und verbesserte es. Auf die Frage eines Bischofs, wie viele Cardinale er verwendet habe, gab er zur Antwort: „Ich allein habe die Kelter getreten.“ Dabei saß er jeden Tag zur Beicht, predigte dreimal in der Woche, war eifrig in der Krankenpflege und verrichtete im Hause die niedrigsten Dienstleistungen.

Baronius. Philipps. In seinem Auftrage hatte er siebenmal die ganze Kirchengeschichte von der Geburt Christi bis auf seine Zeit vorgetragen, er ist ein Historiker von riesigem Wissen und von der höchsten Wahrhaftigkeit. Sein Ruhm verbreitete sich schnell, aber Philipp fürchtete, dass er eitel werde, und suchte ihn abzutödten. Der Papst hatte ihm Geld gegeben zur Herausgabe seiner „Annalen", auf einmal verlangte aber Philipp dieses Geld von ihm, um die Ausgaben des Hauses zu bestreiten. Baronius kam nun in die Lage, da er selber kein Geld hatte, entweder auf die Herausgabe seines Werkes zu verzichten, dem er doch so viel Mühe gewidmet, oder die Congregation zu verlassen. Lange rang er im Seelenkampfe, zuletzt stürzte er sich dem Heiligen zu Füßen, bat ihn um Verzeihung, dass er nicht sogleich seinen Willen befolgt, und bot ihm das wenige Geld an, das er besaß. Heiter entgegnete Philipp: „Du hast alles gethan, was ich wollte; ich verlange nichts von deinem Gelde, aber lerne ein andermal, dich bereitwilliger dem Gehorsam zu unterwerfen." Solch eine unbedingte Macht hatte Philipp über seine Schüler, sie verehrten ihn alle als ihren geistigen Vater, sie waren alle überzeugt, dass er in ihrem Herzen lese, dass er die Gabe der Weissagung, dass er den Blick in die Ferne habe. Einer vergleicht ihn mit Sokrates: er habe alle Dinge dieser Welt verachtet, jedes Laster gehasst, jede Tugend eifrig gepflegt, Demuth nicht bloß in Worten gelehrt, sondern mit dem Beispiele, und alle Nebenmenschen mit dem zärtlichsten Mitleid umfasst. — Ein anderer erzählt, es sei kein Mensch von seinen Mitmenschen mehr geliebt und verehrt worden. Der Orden übte schnell in Italien eine glänzende Wirksamkeit.

Auch die Frauen sollten beitragen zur Wiederherstellung des alten Glanzes der Kirche und auch hier sollte aus Spanien einer der edelsten Sterne aufleuchten — eine Frauengestalt groß und einzig wie Jeanne d'Arc, ein Wesen so voll göttlicher Liebe, als nur ein menschliches Herz umspannen kann, ein Geist fein und tief, dass man in ihren Schriften Thomas von Kempen und Tauler wieder erstanden glaubt, wir meinen die heil. Teresa de Jesu oder Teresa de Cepeda y Ahumada. Berufen, andere auf dem Wege zur Vollkommenheit zu leiten, hat sie selber mit der Offenheit und Selbstklarheit wie ein heil. Augustinus ihre eigene Entwicklung geschildert.

Teresa de Jesu.

Jugend. Sie war geboren zu Avila in Alt-Castilien am 28. März 1515. Ihr Vater war ein Ritter aus altem Geschlechte, ihre Mutter eine schöne und hochsinnige Frau. Ein frommer edler Sinn herrschte in ihrem Hause. Bei dem sechsten Kinde unter zwölf, der heil. Teresa, war auch der Sinn nach dem Unendlichen früh rege. Mit ihrem Lieblingsbruder las sie oft die Legenden und wurde zu solcher Begeisterung entflammt, dass beide allen Ernstes den Vorsatz fassten, aus der Heimat zu entfliehen, um bei den Mauren im Bekenntnisse des Christenthums die Märtyrerkrone zu erwerben. Sie flohen wirklich, stießen aber auf dem Wege auf ihren Oheim, der die jugendlichen Schwärmer in das Vaterhaus zurückbrachte. Es blieb ihnen jetzt nur noch die Freude, im Garten bei ihren Spielen das Leben von Einsiedlern nachzuahmen. In dieses fromme Jugendleben griff auf einmal der Tod störend ein, — Teresas Mutter starb. Die zwölfjährige Waise warf sich im ersten Schmerze vor einem Madonnenbilde nieder und bat unter heißen Thränen die Jungfrau, fortan ihre Mutter zu sein. Jetzt mehr sich selbst überlassen, erhielt sie von ihren Gespielen Rittergeschichten mitgetheilt und

wurde eine leidenschaftliche Bewunderin dieser in jener Zeit so beliebten poetischen Hervorbringungen. Sie fieng selber an, eine Heldengeschichte im Geiste des „Amadis" zu schreiben und wurde mit ihrem Werke, das von allen, die es lasen, gelobt wurde, in wenigen Monaten fertig. Sie erzählt selber, wie dieses süße Gift auf sie wirkte, wie sie eitel, gefallsüchtig, vergnügungssüchtig wurde und an galanten Gesprächen ihrer jugendlichen Verwandten Gefallen fand. Doch muss bei dem Bekenntnisse ihrer Fehler ins Auge gefasst werden, was ihr Beichtvater sagt: „Ich habe oft mit Personen gesprochen, die sie genau kannten, und es stellt sich mit der äußersten Gewissheit heraus, dass die Sünden, welche sie mit so heißen Thränen bereute, bloß in ihrem freundschaftlichen Umgange mit Männern bestand, obschon demselben weder in der Welt, noch im Kloster je von ihrer Seite sündhafte Schwachheit beigemischt war." — Die feinfühlige Hahn-Hahn sagt mit Recht hierüber: „Theresia schrieb nach ihrer Bekehrung, denn man bekehrt sich nicht nur vom Schlimmen zum Guten, sondern auch vom Guten zum Besseren, ja zum Allerbesten. Und da gieng es ihr wie dem heil. Borromäus, der so hoch in der Selbsterkenntnis stieg, dass er täglich zweimal beichtete: dermaßen drückte ihn die Last seiner Sünden. Dies kam daher, dass er sich selbst nicht an der menschlichen Unvollkommenheit, wohl aber an der unendlichen Vollkommenheit Gottes maß und das göttliche Ebenbild, das seiner Seele aufgeprägt war, in voller Schönheit herzustellen suchte. Weil er so häufig das Sacrament der Buße empfieng, wird man den heil. Borromäus ebensowenig für einen großen Sünder halten, als die heil. Teresa, weil sie über ihre Sünden so jammert." Und das Urtheil der Auditoren der Rota lautet: „Teresa übertreibt in der tiefen Demuth ihrer Seele ihre Fehler." Romane. Selbstanklage.

Der Vater entdeckte bald das oberflächliche Treiben und machte ihm dadurch ein Ende, dass er die Tochter in ein Nonnenkloster that. Ihr Geist war noch so weltlich, dass sie, wie sie erzählt, die ganze Passionsgeschichte durchlesen konnte, ohne eine Thräne zu vergießen. Aber der Sinn für das Ideale, das Verlangen nach dem höchsten Gute ließ ihr doch keine Ruhe und kein Gefühl des Glückes. Nach langen Schwankungen kam sie zur Erkenntnis, dass man das Höchste nur mit Opfern erreichen könne, und eine Krankheit, in die sie damals verfiel, bekräftigte diese Anschauung und führte sie zuletzt zum Siege. Sie erklärte dem Vater ihren Wunsch, Nonne zu werden, was er ihr aber lange verwehrte; zuletzt verließ sie heimlich das elterliche Haus, um sich 1539 im Kloster der Karmeliterinnen zu Avila einkleiden zu lassen. Achtundzwanzig Jahre lebte sie in diesem Kloster, in welchem jedoch nicht die ursprünglich strenge, sondern die vom Papste Eugen IV. gutgeheißene, mildere Ordensregel beobachtet wurde. Theresia fühlte sich anfänglich glücklich. Eine Krankheit brachte sie dann auf einige Zeit wieder in die Nähe ihres Vaters und ihrer Verwandten. Gute Bücher steigerten ihre religiöse Innigkeit, im Gebete fand sie eine namenlose Wonne. Sie genas von ihrer Krankheit und kehrte ins Kloster zurück, fühlte sich aber bald von neuer Gefahr bedroht. Weltleute konnten durch das Sprachgitter mit den Nonnen verkehren, so mussten Weltlust und Weltgeist eindringen. Viele kamen, mit Teresa zu sprechen, durch ihre Anmuth und ihren Geist gefesselt, und dieses Gefallen gefiel ihr, sie hatte Freude daran, dass man sie ehrte und liebte. Aber ihr idealer Sinn, ihr feines Gefühl warnte sie bald. Als sie einmal sich sympathetisch von einem Besucher angezogen fühlte, kam ein Gesicht über sie: sie sah den Herrn zürnend über ihren allzuhäufigen Umgang mit Weltleuten. Sie vergoss Thränen darüber, dass sie treulos gegen Gott sich von einem seiner Geschöpfe fesseln ließ. Im Kloster.

Der Tod ihres Vaters beschleunigte diese Krisis. Das schmerzliche Bekenntnis dieses frommen Mannes, dass er Gott nicht genug gedient habe, wirkte erschütternd auf sie. Sie bat jetzt seinen Beichtvater, auch die Leitung ihrer Seele zu übernehmen und die quälende Unruhe ihres Herzens zu beschwichtigen. Der Anblick eines Ecce-homo-Bildes und das Lesen der Bekenntnisse des heil. Augustinus vollendeten diese innere Krisis. Teresa brach vollständig mit der Welt, um nur an das Heil ihrer Seele zu denken. Bald hatte sie Gesichte und eine Glut der Liebe, die an die Worte des heil. Bonaventura erinnern: „Diese Gabe ist mystisch und sehr geheimnisvoll und niemand kennt sie, außer wer sie empfängt; niemand empfängt sie, außer wer sich nach ihr sehnt; niemand sehnt sich nach ihr, außer der, den das Feuer des heiligen Geistes, welches Christus auf die Erde sandte, im Innersten entflammte. Und fragst du, wie dieses geschieht, so sage ich dir: frage die Gnade, nicht die Wissenschaft; frage die Sehnsucht, nicht den Verstand; das Seufzen des Gebetes, nicht die Bücher; den Bräutigam, nicht den Lehrer; Gott, nicht den Menschen. Frage nicht das Licht, frage das Feuer, das dich durchflammt und dich durch die glühendste Liebe in Gott überführt. Gott selbst ist dieses Feuer." — Die Gesichte mehrten sich, sie schildert dieselben mit einer Anschaulichkeit, welche die Tiefe ihres Gemüths und die Kraft ihrer Phantasie gleich sehr bewundern lassen. Aber waren diese Gesichte von Gott oder vom Bösen? In der Sorge hierüber frug sie Beichtväter und sie kam nicht immer in geschickte Hände. Einer oder der andere gab ihr den Rath, gegen diese außerordentlichen inneren Zustände und Erlebnisse, als gegen trügerische Vorspiegelungen des Satans, anzukämpfen. Ein anderer hieß sie durch strengere Askese sich läutern, und sie geißelte und kasteite sich mit einem einzigen Gehorsam. Erst Franz Borgia beruhigte sie und Petrus von Alcantara, ein geübter Meister inneren Lebens, erklärte ihr, dass sie auf einem sicheren Wege wandle, und blieb ihr Freund und Vertrauter.[1])

Bekehrung. Mystik. Franz Borgia. Petrus von Alcantara.

Und jetzt kam Ruhe und Zuversicht über sie und der Drang, auch andern mitzutheilen, was sie beseligte, und der Trieb, das Klosterleben, das ihrer idealen Anschauung nicht entsprach, nach strengeren Grundsätzen zu gestalten. Aber mit welchen Schwierigkeiten hatte sie hier zu kämpfen! Mit Verleumdungen, mit Hass, Neid und Unwissenheit. Doch ihre Begeisterung, ihre Standhaftigkeit, ihre Klugheit siegten über alles. 1568 entstand das erste Kloster nach ihrem Sinne in Avila und bei ihrem Tode bestanden nicht nur 17 Frauenklöster nach ihrer strengen Verbesserung, sondern auch auf 15 Mannsklöster war ihre Form übergegangen. Teresa starb in der Nacht vom 4. auf den 5. October 1582, in derselben Nacht, mit welcher der neuverbesserte Kalender begann, daher ihr Fest — sie wurde 1617 selig, 1622 heilig gesprochen — auf den 15. October fällt. Papst Gregor XV.

---

[1]) „Sie schrieb, höherer Eingebung vertrauend, mit einer Sicherheit, die fast immer feierlich und achtunggebietend ist, und manchmal gerade durch ihre Kühnheit und Ungezwungenheit sogar fließend und anmuthig wird: sie besaß mannigfaltige Gaben und ihr Begriffsvermögen war sehr scharf. Sie sagte jedem in ihren Briefen etwas, was gerade für den Anlass sich eignet, um den sie befragt wurde. Das ist wahrlich keine leichte Aufgabe für eine Nonne, die seit 47 Jahren in Zurückgezogenheit von der Welt gelebt hat und deren Rath in diesem Zeitraum begehrt wurde von Bischöfen, von weisen, geschickten Staatsmännern, wie Diego de Mendoza, von Männern von Genie, wie Louis de Granada, von Männern, die in großer Betrübnis oder Gefahr waren, und endlich von Frauen in den gewöhnlichen Ereignissen des Alltagslebens." Ticknor, l. c. II, p. 268. Sämmtliche Schriften deutsch von Schwab, Sulzbach, revidiert von Joham, Sulzbach 1851, von Clarus, Regensburg 1858.

sagt in der Canonisations-Bulle: „Sie hat mit Herrlichkeit sich selbst überwunden durch stete jungfräuliche Reinheit und die Welt durch wunderbare Demuth. Der Herr hat sie mit der Gabe des Verstandes erfüllt, so dass sie nicht nur das Beispiel guter Werke in der Kirche hinterließ, sondern auch mit dem Regen himmlischer Weisheit tränkte.“ — Eine heilige Glut weht in ihren Schriften, sie gehören in das Gebiet der mystischen Theologie. Die Einigung der Seele mit Gott ist ihr steter Vorwurf. Ein erhabener Flug des Geistes durchzieht diese Schriften, prosaische wie poetische, die sie uns hinterlassen hat, und ein Calderon wäre in Spanien schwerlich entstanden, wenn nicht eine heil. Teresa vorausgegangen wäre! — Die Reichsstände Spaniens wählten sie 1617 und 1626 neben dem heil. Jakob zur Schutzheiligen und zur Vertheidigerin Spaniens. 1812 bestätigten die Cortes in Cadix diesen Beschluss. Schriften.

Die Ordensregel ist sehr streng, der Gehorsam unbedingt, die Armut vollständig, die Büßungen hart, die Kleidung aus geringen Stoffen. Gehilfe war ihr im Unternehmen der Mönch San Juan de la Cruz oder Johannes vom Kreuze 1543—1591, tiefsinnig als mystischer Schriftsteller, als Dichter ein christlicher Pindar, er heißt der ekstatische Doctor. Seine Hauptwerke sind „Die (allegorische) Besteigung des Berges Karmel“ und „Die dunkle Nacht der Seele“.[1]) Die Karmeliter der milden Observanz waren Feinde der neuen Strenge und des Johannes, welcher sie vertheidigte, und warfen ihn in den Kerker, aus dem ihn nur der Einfluss der heil. Teresa befreite. Nach ihrem Tode wurde er aber wieder eingekerkert und nicht mehr frei, — 1675 aber selig gesprochen. Juan de la Cruz.

Die Strenge der neuen Orden wirkte auf die alten zurück. Gegenüber der Entartung in den reich gewordenen Klöstern suchte der Franciscaner Matthäus Bassi aus Urbino († 1552) ganz zur Einfachheit und Strenge der alten Ordensregel zurückzukehren, selbst im Äußeren: er trug eine spitze Kapuze vom Augenblicke an, da er Franz von Assisi in einer solchen abgebildet sah. Clemens VII. sprach sich 1526 beifällig über sein Vorhaben aus, 1528 gab er ihm und seinen Genossen Erlaubnis, neue Mitglieder in die Congregation aufzunehmen, die bei Camerino als Einsiedler lebten. Der Zudrang war so stark, dass schon 1529 ein Generalcapitel abgehalten werden musste. Bald giengen sie aus dem Einsiedlerleben ins Klosterleben über und standen durch ihre Armut und Einfachheit dem Volke näher, unter welchem sie wirkten, wie in den höheren Ständen die Jesuiten; auch als Missionäre waren sie sehr thätig, seltener als Gelehrte und Schriftsteller.[2]) Kapuziner. Volksmission.

Eine Rückkehr zur alten Strenge hatte auch Franz von Paula (1415 bis 1508) angestrebt, seine Regel schreibt beständiges Fasten vor. Hießen die Franciscaner sich in der Regel Mindere Brüder (Fratres minores), so nannten sich die Schüler des Franz von Paula aus Demuth die Mindesten (minimi). Franz von Paula.

Auch in dem einst so verdienstvollen, damals aber verkommenen Benedictiner-Orden regte sich neues Leben. Didier de la Cour (1550—1623) führte in den Abteien St.-Vanne und St.-Hidulph in den Vogesen die alte Strenge Benedicts wieder ein und seine Congregation, die sich über Deutsch-

[1]) Wohlgelungene Übersetzungen einiger Gedichte in Diepenbroks „Geistlichem Blumenstrauß“. Leben und Werke deutsch von Schwab, Sulzbach 1830, von Lechner. Regensburg 1858. — Hahn-Hahn, Leben der heil. Teresia. Mainz 1867.

[2]) Lechner, Leben der Heiligen aus dem Orden der Kapuziner. 3 Bde. München 1863.

land und die Niederlande verbreitete, behielt den Charakter der Zucht und wissenschaftlichen Strebens bis 1792. Nach seinem Plane wurden die französischen Benedictinerklöster reformiert. Diese Congregation, welche vom Papste Gregor XV. 1627 bestätigt wurde, und sich nach dem heil. Maurus benannte und bald 124 Abteien umfaßte, hat namentlich in der Wissenschaft unsterbliche Verdienste aufzuweisen. Mabillon, Martene, Montfaucon sind ewig Sterne der Wissenschaft durch Umfang des Wissens wie durch Kraft des Genies; Ruinart, Denis de Sainte-Marthe d'Achery verdienen den Dank der Nachwelt. Keine Akademie der Wissenschaft hat geleistet, was diese Congregation, welche die Talente klug auswählte und die Rollen weise vertheilte und deren Gelehrte auch durch Wahrheitsliebe und Bescheidenheit glänzen.[1])

Mauriner.

Um einen Clerus zu bilden, sittenrein, wissenschaftlich, uneigennützig, tauglich die Kranken zu verpflegen, verband sich Gaetano von Thiene mit Caraffa, Bischof von Theate. Clemens VII. bestätigte den Orden der Cajetaner oder Theatiner. Caraffa hob ihn, als er unter dem Namen Paul IV. den römischen Stuhl bestieg; er verbreitete sich über Frankreich, Deutschland, Polen, in fremden Welttheilen waren die Theatiner als Missionäre thätig. — Hieronymus Ämilian, der Sohn eines Senators in Venedig, tapferer Soldat gegen Karl VIII., standhafter Vertheidiger einer Festung im großen Kriege infolge der Liga von Cambray, Podestà und von seinem Vaterlande hoch geehrt, beschloß auf einmal, der Welt zu entsagen und sein Leben der Erziehung der Waisen, dem Unterrichte des armen Landvolkes zu widmen. 1528 zur Zeit der großen Hungersnoth und Pest war er der Engel der Armen, der Pfleger der Kranken. Mit Gleichgesinnten gründete er ein Kloster in dem einsamen Somasco, 1540 wurde die Stiftung bestätigt. Die Ordensregel schreibt Armut, Gebet, Büßung, Handarbeit und Unterricht des Landvolkes vor.[2])

Theatiner. Ämilian. Somasco.

Ähnlich ist der Orden der Doctrinarier von Cäsar de Bus (1544 bis 1601) gestiftet, einem Katholiken aus dem Venaissin, der gegen die Hugenotten diente: es ist ein Verein von Weltgeistlichen mit einfachen Gelübden zur Belehrung des Volkes. Papst Paul V. vereinte sie auch mit den Somaskern unter dem Namen „Väter des Vereines der christlichen Lehre." — Zu gemeinsamem Leben und für Zwecke des Unterrichtes vereinten sich drei vornehme Italiener in Mailand, Anton Zacharia, Bartholomäus Ferrari und Jakob Morigia, in lebendigem Schmerze über das lose Leben so vieler Geistlichen und Laien, über die Sittenlosigkeit, die durch die Kriege zwischen Franz I. und Karl V. in Italien aufkam, durch die Irreligiösität, welche die Soldaten verbreiteten. Clemens VII. genehmigte 1533 ihre Verbindung, von der ihnen geschenkten Kirche zum heil. Barnabas in Mailand bekamen sie den Namen Barnabiten. Paul III., der Verleumdungen gegenüber den Orden 1535 aufs neue bestätigte, gab ihnen den Namen Cleriker des heil. Paulus, weshalb sie den Namen Paulaner bekamen. Franz Sforza gab ihnen die Rechte einer Corporation, Heinrich IV. berief sie nach Béarn, Ludwig XIII. eröffnete ihnen ganz Frankreich, Kaiser Ferdinand II. verlangte sie als Missionäre für seine österreichischen Länder; 1626 entstand ein Collegium in Wien, 1660 ein zweites. Außer den Missionen waren

Doctrinarier.

Barnabiten.

[1]) Näheres über die Mauriner im XI. Bande dieses Werkes.

[2]) Vita Aemiliani. Bolland. Febr. II.

sie thätig für den Unterricht an Gymnasien und Universitäten; sie haben auch namhafte Gelehrte, wie Gerdil, Fontana, aufzuweisen. Außer Armut, Keuschheit und Gehorsam gelobten sie, sich nie in oder außerhalb der Congregation um ein Amt zu bewerben, nie ohne des Papstes besondere Erlaubnis eine außer der Congregation angebotene Würde anzunehmen.[1])

Zu einigen Orden gaben Bischöfe die erste Anregung. Unter den vielen tüchtigen Bischöfen, an welchen die Zeit des neuerwachenden Lebens der Kirche reich war, ist eine der anziehendsten Gestalten Franz von Sales. Er ist kein Riese in der Askese wie Ignatius, er macht nicht Eroberungen wie Franz Xaver, sein Leben hat nicht große, aber schöne Umrisse. Franz Sales.

Geboren 1567 auf seinem väterlichen Schlosse Sales in der Diöcese Genf, gebildet zu Annecy und dann zu Paris in Sprachen, Philosophie, in Waffen und allem, was damals zu einer adeligen Erziehung gehörte, dann zu Padua dem Studium der Rechte sich widmend, Doctor der Rechte und der Theologie und Mitglied des Senates zu Chambery, der Stolz seiner edlen Eltern, liebenswürdig und von allen geliebt, entschloss er sich, Priester zu werden. „Mein Sohn!" rief der Vater, „das ist der erste Schmerz, den du mir bereitet hast. Doch thu, was Gott gefällt, sei glücklich und durch dich andere." Nie amtete ein Priester milder, weiser, herzgewinnender. Welche Abneigung hegten damals nicht die Calviner vor einem katholischen Priester! — und doch gewann Franz Sales in kurzer Zeit 72.000 Personen der katholischen Kirche wieder. Anfangs flohen sie vor ihm, schlossen vor ihm die Thüre, wenn er ohne Gepäck und Gefolge das Chablais durchwanderte, gewährten ihm auch um Geld weder Nahrung noch Herberge, und doch tilgte er durch seine Leutseligkeit und unerhörte Sanftmuth, durch seine einfache und liebevolle Rede, durch Trost und Hilfe, die er Bedrängten spendete, diesen Hass derart, dass sie sich in seine Nähe drängten, dass in ungeheuren Scharen das Volk sich um ihn versammelte und seine Rede einer übernatürlichen Kraft zuschrieb, dass er in verlorenen Gebieten neue Pfarreien errichten konnte. Liebe zu Gott, Liebe zu den Mitmenschen war das Pathos seiner Seele. Eines Tages begegnete er einem seiner erbittertsten Gegner, reichte ihm die Hand mit den Worten: „Ich weiß, Sie sind mir abgeneigt, aber ich bin es Ihnen nicht; reißen Sie mir ein Auge aus, so sehe ich Sie mit dem andern noch freundlich an." 1602 zum Bischof der Diöcese Genf ernannt, zog Franz Sales über schneebedeckte Berge, durch die wildesten Thäler, an den tiefsten Abgründen vorüber, nur um den einsamen Bewohnern der fernsten Hütten Hilfe und die Tröstungen der Religion zu bringen. Keiner konnte anregender mit Kindern sprechen, keiner herzlicher Unwissende von ihrem Irrthume abbringen; aber auch der hohen Worte war Franz Sales mächtig: als er 1602 im Louvre zu Paris die Fastenpredigten hielt, ergaben sich auch Calvinisten vor der Macht seiner Beredsamkeit. Viele und auffällige Bekehrungen fanden statt. Percon, Bischof von Evreux, sagte damals: „Die Calvinisten widerlegen und überführen kann ich gewiss, aber sie zu bekehren, ist ein Talent, das Gott dem Bischof von Genf vorbehalten hat." Er hob die Schulen, gründete Gymnasien, stiftete eine Akademie für Theologie, Philosophie, Jurisprudenz und schöne Literatur in Annecy.[2]) Annecy.

[1]) Helyot, Ordres monastiques, VIII, cap. 8.
[2]) Saint-Beuve, Port-Royal, I, p. 320—385.

„Philothea.“ Der ganze Mann, wie er leibte und lebte, steht noch in einem viel verbreiteten Buche vor uns, in der „Philothea“ (Introduction à la vie dévote) und in der Abhandlung „De l'amour de Dieu“. Man kann diese Schriften nicht lesen, ohne auszurufen: „Es ist gut, dass die Tugend wie die Rose etwas von ihrem Wohlgeruch zurücklässt, wenn der Wind des Todes sie entblättert; denn dieser Wohlgeruch erweckt in gutgearteten Herzen heilige Empfindungen und edle Regungen.“ Welche Fülle und Frische der Bilder, welche Einfalt und welche Erhabenheit der Gedanken! Der Schriftsteller gibt immer sein Herz ganz und es schmilzt beständig wie Wachs am Feuer der göttlichen Liebe. Seine Seele taucht immer unter im Meere der göttlichen Liebe und hebt sich immer neu gestärkt wieder empor, um die Seligkeit der Liebe zu preisen. Ohne die Liebe ist die Buße unvollkommen und ohnmächtig, das ewige Leben zu erringen. Die ernstesten Fragen der Philosophen, die tiefsten Probleme der Mystiker sind in der einfachsten, allen verständlichen und anziehendsten Weise behandelt. Für die französische Literatur waren seine Werke bedeutsam, weil die katholische Theologie sich in ihnen zum erstenmale und in schöner Weise in das Gewand der französischen Sprache hüllte.[1]) Franz von Sales starb sechsundfünfzig Jahre alt, 28. December 1622 in Lyon. Alexander VII. sprach ihn 1665 heilig, Pius IX. erkannte ihm 19. Juni 1877 feierlich den Ehrentitel eines Lehrers der Kirche zu.

Um Witwen und Bedrängten des weiblichen Geschlechtes ein Asyl zu eröffnen, gründete Franz von Sales mit einer reichen adeligen Dame, Johanna Francisca Freiin von Chantal (1572—1641), den Orden von Mariä Heimsuchung (de la visitation de Notre-Dame); 6. Juni 1600 begann Johanna von Chantal das gottgeweihte Leben mit zwei gleichgesinnten Frauen in einem Hause zu Annecy; die Mitglieder sollten der Noth steuern, Kranke besuchen und pflegen. Im Todesjahre des Stifters 1622 zählte der Orden schon 13, im Todesjahre der Chantal schon 87 Ordenshäuser. Papst Paul V. gab ihnen die Regel des heil. Augustin, nach und nach stieg der Orden der Salesianerinnen auf 200 Häuser. Das Gebet ist ihnen empfohlen, zu besonderen Kasteiungen sind sie nicht angehalten. Die Wirksamkeit, namentlich am Krankenbette, ist eine herrliche.

Visitantinerinnen.

Hoheit des Weibes. Lacordaire sagt von diesen weiblichen Orden sehr schön: „Das christliche Weib erfüllt Pflichten als Mutter, als Gattin, als Tochter; aber es hat noch eine Pflicht — die der Liebe. Dem christlichen Weibe sind durch eine besondere Sendung alle Armen, alle Elenden, alle Wunden, alle Thränen anvertraut. Es soll im Namen und anstatt Jesu Christi die Hospitäler und die Dachstuben besuchen, die Seufzer entdecken und das weite Königreich der Schmerzen durchforschen. Jesus gab ein Vorbild für alle: er wollte von einem Weibe geboren werden, das zugleich Jungfrau und Mutter war, als ein unaussprechliches Vorbild der mütterlichen und jungfräulichen Hingebung. Das Weib hat daraus den doppelten Muth der Keuschheit und der Liebe geschöpft.“

Roßbach macht hiezu die schöne Bemerkung: „So ist denn durch das Christenthum der Beruf des Weibes ein socialer geworden, es soll an dem Werke der Erlösung thätigen Antheil und es muss ihn haben durch das

[1]) Oeuvres de François de Sales. Paris 1836. IV.

in ihm vorwaltende Gemüth, welches, alle Schmerzen mitempfindend, der leidenden Menschheit sich am freudigsten erschließt. Das zarte Mitgefühl, die innige Hingabe, das in der tiefen Weihe des frommen Gemüthes sich vollziehende Opfer, das ausharrende stille Dulden, die heilige Begeisterung für das christliche Märtyrerthum hat nur im Herzen des Weibes sich einen Tempel auferbaut. Auf diesem Gebiete des Wirkens für die leidende Welt ist es so todesmuthig als der Krieger, der sich in das Feuer der Schlachten stürzt; er stirbt den raschen Tod der Ehre, es den immer tiefer gefühlten, langsamen, das Leben innerlich bewältigenden Tod der — Pflicht. Die Geschichte, welche die Großthaten der Träger des Weltgeistes rühmt, hat dem hinopfernden Heldenmuth des Weibes am Kranken- und Sterbebette kaum ihre Spalten geöffnet. Es hat sein Leben für die Welt, nicht um der Ehre der Welt willen zum Opfer gebracht. Neben der Krankenpflege haben weibliche Orden sich der Erziehung armer Kinder, dem Unterrichte der weiblichen Jugend in Freischulen und Pensionaten gewidmet; andere Orden reichen Almosen an Arme und Unglückliche oder nehmen dienstlose Mädchen in ihre Häuser auf und sorgen, bis sie sicher untergebracht werden, für ihr sittliches und leibliches Wohl, oder nehmen verwahrloste und sittlich verkommene Mädchen in ihre Anstalt zur Besserung auf, oder wirken zur Besorgung von Irrenhäusern, oder gründen Pensionate, in welchen gegen eine mäßige Entschädigung Witwen wie Jungfrauen Pflege erhalten." [1])

Opfer der Pflicht.

„Wer aber enthüllt uns die tausend Schwierigkeiten und Kämpfe, die Noth und das Elend, die Thränen und die Schmach, die Verachtung und den Hohn, die überwunden werden mußten, ehe diese Anstalten in das Dasein treten konnten? Wer enthüllt uns die inneren Seelenkämpfe, die hier um der höheren Idee willen gekämpft, die Schmerzen, die erduldet, die Krankheiten, die ertragen werden mußten, um die Anstalten zu erhalten; wer enthüllt uns die Schmerzen über mißlungene Versuche, die Thränen um den verlorenen Sieg der Rettung Unglücklicher, Verwahrloster. Wer rühmt uns die Tausende, die in der Hingabe für die heilige Idee das Leben in die Schanze schlugen und im Frühling des Daseins ins Grab sanken? Was haben solche Ordensschwestern in den Zeiten der Pest, in Zeiten des Krieges und der Empörung geleistet! Wie viele Seelengrößen gibt es, die der ihrigen in solchen Lagen vergleichbar sind? Und jetzt stelle man ihnen gegenüber die Verworfenen der Prostitution; wer kann da noch die Macht des Christenthums verkennen? Kann wohl irgend ein anderes Lebensbild uns mehr den Gegensatz der großen erlösenden Kraft der christlichen Civilisation, und des auflösenden, zerstörenden, des fortwirkenden Heidenthums veranschaulichen? Ist es nicht da der Weltgeist, der im Sinnengenusse, hier der göttliche Geist, der im Opfertode für die

Größe der Leistung.

[1]) Roßbach, Geschichte der Gesellschaft, V, S. 154—199; VII, S. 415—131.

leidenden Brüder seine Siege feiert? Jene Verworfenen strahlen in der Anbetung des Tages, diese bedeckt die Gemeinheit des Tages mit Schmach und Hohn; jene haben den Genuſs, diese die Entsagung zur Lebensparole sich erwählt; jene schwelgen, diese darben; der Beruf jener erfüllt sich am Bette der Ausschweifung, der Beruf dieser am Bette der Sterbenden; jenen ist das Leben Triumph, der Tod ein Stachel, diesen das Leben ein Leid, der Tod ein Sieg; jene haben nur sich und zur Verführung der Welt gelebt, diese nur der Menschheit und den Leidenden und Armen zum Segen ihr Dasein geopfert; das Grab jener bedeckt die Nacht der Schande, das Grab dieser benetzt die gerettete Tugend mit Thränen und schmückt der Arme und sein Heiland mit dem Kranze der Unsterblichkeit."

Vincenz von Paula.

Die Thätigkeit des Weibes für Werke christlicher Liebe wurde noch gesteigert durch einen Freund des heil. Franz Sales, durch Vincenz von Paula.[1]) Dieser hatte nicht die feinen Formen, die anmuthige Gestalt eines Mannes, der in den höchsten Kreisen geboren ist, wie Franz von Sales. Vincenz ist der Sohn eines einfachen Bauern, brachte seine Jugend in harter Arbeit auf dem Felde oder bei den Herden zu. Seine Züge sind derb und unschön, aber aus seinem freundlichen hellen Auge blickte der Seraph einer göttlichen Liebe. Vincenz ist geboren 1576 zu Ranquines, einem kleinen Dorfe in der Gascogne am Fuße der Pyrenäen. Seine braven Eltern hatten ein kleines Bauerngut und lebten von der Arbeit ihrer Hände. Zwischen diesen Bergen brachte Vincenz seine Jugend hin. Die Großartigkeit wie die Lieblichkeit der Natur weckten in dem Knaben das Gefühl des Schönen und der Verehrung und Liebe für den Schöpfer. Von vielen Seiten her gemahnt, das Talent seines Sohnes nicht zu vergraben, nahm der Vater eines Morgens den zwölfjährigen Knaben nebst einem Ränzchen hinter sich auf sein Roſs

Jugend.

und reiste mit ihm nach Acqs, wo er ihn den Franciscanern zum Unterrichte übergab. In Toulouse vollendete der Jüngling seine Studien; vierundzwanzig Jahre alt, ward er zum Priester geweiht und von da bis zu seinem Tode ist sein Leben ein beständiges Wohlthun, nicht bloß für sein Vaterland Frankreich, sondern für Europa, für die Welt, bis er 1660 mit dem Ruhme stirbt, daſs kein Mann in seinem Jahrhundert seinen Mitmenschen so viel Wohlthaten erwiesen habe, wie der einfache Bauernsohn aus Ranquines.

Der Herzog von Epernon war auf den talentvollen jungen Priester aufmerksam geworden und wollte ihm ein Bisthum verschaffen. Vincenz lehnte die Würde ab. Bald darauf wurde er auf einer Fahrt von Marseille nach Nar-

Sclave. Mericourt.

bonne von Seeräubern verwundet, gefangen, nach Afrika gebracht und hier zuerst an einen Fischer, dann an einen Renegaten, Ludwig von Mericourt, verkauft, der ihn auf eines seiner Lehensgüter als Aufseher der Sclaven sandte.

---

[1]) Abelli, Vie de St. Vincent de Paul, ein gehaltvolles und höchst einfach geschriebenes Werk, würdig des Mannes, den es schildert.

hier bewährte Vincenz in auffallender Weise seine Kunst, Menschen zu gewinnen und zu leiten. Mericourts Gattin bemerkte mit Erstaunen, wie die sonst immer meuterischen Sclaven jetzt wie in einer Familie friedlich lebten, fleißig arbeiteten, und erfuhr, dass der neue Aufseher dies alles in kurzer Zeit bewirkt habe. „Er ist Priester und die Sclaven verehren ihn wie einen Propheten und gehorchen ihm." — Sie bat ihn, ihr eines seiner Lieder vorzutragen, die er ihre Sclaven so schön zu singen gelehrt. Nach einigem Zögern, dann aber mit Thränen im Auge und mit der Weihe der Begeisterung, sang Vincenz den Psalm, den in ähnlicher Lage einst ein israelitischer Dichter fern von der Heimat gesungen: „An den Strömen Babels saßen wir und weinten, als wir, o Zion, dein gedachten; unsere Harfen hiengen wir dort an Weidensträuchen auf und sie forderten Gesang von uns u. s. w." und schloss mit dem herrlichen Liede: „Salve regina". Zulima war mächtig ergriffen und wünschte die Religion des Vincenz kennen zu lernen, als er ihr sagte, er halte dadurch Frieden unter den streitsüchtigen Sclaven, dass er ihnen täglich die Lehren des Erlösers auseinandersetze, welcher das Gebot gegeben: „Thue anderen so, wie du wünschest, dass sie dir thun möchten." — Zulima wurde Christin und forderte ihren schwermüthigen Mann auf, zur Religion seiner Väter zurückzukehren; denn, dass er seinem Gott, seinem Vaterland abgeschworen, war der Kummer seiner finsteren Stunden. — Mericourt war nämlich als Jüngling bei Malta von Corsaren geraubt worden und sollte wegen seiner Schönheit nebst einer schönen Sclavin in den Dienst des Sultans gebracht werden, machte mit dieser Sclavin einen Fluchtversuch, wurde eingeholt und zum Feuertode verurtheilt. Schon waren die Anstalten zur Hinrichtung vollendet, da bot man ihm Leben, Freiheit und die schöne Sclavin an, wenn er seinen Glauben abschwöre. Seine Standhaftigkeit erlag, er ward Mohammedaner, der Gatte Zulimas und ein reicher Mann. Aber kaum war der erste Taumel seiner Leidenschaft vorüber, so kam Reue über ihn. Der Anblick jedes Christen war ihm peinlich. Als er einen Sclaven zu peitschen befahl, öffnete dieser seine Brust und rief: „Tödte mich, aber erniedrige einen französischen Ritter nicht." Jetzt regte sich das Ehrgefühl in ihm von neuem und seine Schwermuth war düsterer als je. In dieser Stimmung traf ihn Zulima und brachte wieder Licht in seine verdüsterte Seele. Er ließ Vincenz kommen, ein Fluchtplan ward verabredet, in einer kleinen Barke kamen sie nach drei Tagen durch Sturm und Wellen 1606 nach Europa. Der Erzbischof von Avignon nahm den Abtrünnigen feierlich wieder in die Gemeinschaft der Kirche auf. Zulima ward getauft, ihr Bund mit Mericourt vom Priester gesegnet, Vincenz aber, auf welchen diese Geschichte die allgemeine Aufmerksamkeit gezogen hatte, durfte mit dem Legaten nach Rom reisen, wo er seine Studien fortsetzte und dann von diesem mit einer wichtigen Botschaft an Heinrich IV. entsendet wurde. Die Königin Margaretha machte den ehrwürdigen Priester zum Groß-Almosenier, Ludwig XIII. verlieh ihm die Pfarre Clichy, deren Wohlthäter er wurde, nicht durch das, was er besaß, denn er war immer der Ärmste der Armen, sondern durch das, was er von andern ihr zuwendete, denn das Vertrauen, das er überall erweckte, war unbeschreiblich.

Zulima.

Vincenz Pfarrer.

Als Vincenz auf den Rath des Oratorianers Berulle die Erzieherstelle beim Grafen Gondi übernahm, flossen die Thränen der Gemeinde reichlich, aber hier eröffnete sich für Vincenz erst ein großer Wirkungskreis. Frau von Gondi war eine sehr fromme und gebildete Dame. Als sie bemerkte, welch herrlichen Einfluss Vincenz im Beichthören ausübte, bat sie ihn, alle Bewohner von

Folleville, einer Besitzung ihres Gemahls, zur Buße aufzufordern, und die Wirkung war so erfreulich, dass Vincenz jetzt auf allen Besitzungen ihres Mannes Missionen halten musste. In gleicher Weise wirkte er in Chatillon; als er von dort schied, um in das Haus Gondis zurückzukehren, trauerten selbst Calvinisten um seinen Abgang. Gondi war Aufseher der Galeeren, Vincenz wurde zum Groß-Almosenier derselben ernannt, und was verstand er nicht aus diesen Unglücklichen zu machen! Der Biograph des Vincenz sagt: „Leichtsinnige und träge Studenten, welche den Schulen entlaufen waren, um die Wirtshäuser zu besuchen; Spieler, welche sich als Tölpel zuerst hatten berauben lassen, und hernach anfiengen, andere als Spitzbuben zu berauben; verschwenderische Kinder, welche ihre Väter bestohlen hatten, um in der Welt herumzuziehen; nachgeborne Söhne, welche durch die Zweige eines dichten Waldes den Lauf ihrer Jagdflinte auf den erstgebornen Bruder gerichtet hatten, anstatt auf den Hasen zu zielen; Unglückliche endlich, welche gewagt hatten, sich an den Urhebern ihres Lebens zu vergreifen, und auf dem Punkte standen, Vatermörder zu werden, benützten ihren Aufenthalt im Gefängnis jetzt so gut, dass sie, ihren Charakter bezähmend und ihren Lastern entsagend, würdige Beamte, tapfere Officiere, rechtschaffene Kaufleute wurden, und einige von ihnen sogar zu den ersten Staatsämtern gelangten; andere, noch lebhafter von der Gnade durchdrungen, sich in Klöster einschlossen, um daselbst den Rest ihrer Tage ein bußfertiges Leben zu führen."

Im Bagno.

Schonung, Menschenliebe, Sanftmuth, Geduld, der Grundsatz: „Eile mit Weile", kluge Behandlung der eigenthümlichen Natur eines jeden, verhalfen Vincenz zu riesigen Wirkungen. Er wandelte die Menschen um! Seine Bruderliebe kannte keine Grenzen! Um Ehrenbezeugungen zu vermeiden, bereiste er die Galeeren nicht als Groß-Almosenier; nur unter fremdem Namen ward es ihm möglich, das Vertrauen von Leuten zu gewinnen, welche mehr über ihre Strafe aufgebracht, als über ihr Verbrechen reuig waren, und oft im Gefühl ungerechter Behandlung der Vorsehung fluchten.

Wirksamkeit.

Die edlen Gesichtszüge eines Galeerensträflings in Marseille fielen Vincenz auf und, als es ihm gelungen, sein Vertrauen zu erwecken und die Verzweiflung seiner Seele zu bewältigen, kam er zur Gewissheit, dass der Mann ungerecht verurtheilt sei. Erschüttert durch das Schicksal des Armen, der ein Weib und drei Kinder zurückgelassen hatte, fand er nur ein Mittel, ihn zu retten: er trat selber an seine Stelle. Der andere flüchtete mit Empfehlungen von ihm nach Brüssel und fand seine Familie und eine ehrenhafte Existenz wieder. Frau von Gondi ließ überall nach dem verschwundenen General-Almosenier suchen, bis man ihn im Bagno fand, in welchem seine Beredsamkeit die gefährlichsten Krankheiten der Seele durch Liebe, Sanftmuth und Geduld heilte. Der Statthalter in Marseille kam selber, seine Fesseln zu lösen.

Bruderliebe.

Die damalige Gesellschaft hatte keine Wunde, die Vincenz nicht zu heilen suchte, und für die er nicht in seinem praktischen Geiste ein Linderungsmittel fand. So ward er einmal in der Nacht in Paris zu einem Kranken berufen. An einer Straßenecke fand er zwei Frauen, von denen die eine die andere aufforderte, ihr ihr Kind zurückzugeben. Mit seinem Zutrauen erweckenden Wesen brachte Vincenz die eine sogleich zum Geständnis, dass sie aus Scham und Hilflosigkeit ihr Kind ausgesetzt habe; die andere, welche vor ihm entflohen, nehme

Findlinge auf, verkaufe sie aber, um Zaubereien zu treiben; jetzt wolle sie, die Mutter, ihr Kind wieder haben und werde sich alle Mühe geben, es zu erziehen. Vincenz eilte ins Haus der Verbrecherin und brachte es zustande, dass sie das Kind herausgab. Tief erschüttert durch diesen Blick in die Tiefen des Elends, machte Vincenz bei der Behörde Anzeige. Auch die anderen Kinder, welche die Verbrecherin noch in Verwahrung hielt, wurden ausgeliefert. Aber wie diese armen Geschöpfe erhalten, deren grausame Mütter man nicht mehr aufzufinden vermochte! In seiner Herzensangst ließ Vincenz viele wohlthätige Frauen zu einer Versammlung einladen, und legte ihnen hier das Ereignis in so ergreifender Weise ans Herz, dass diese sogleich alles, was sie an Schmuck bei sich hatten, zur Gründung eines Findelhauses hergaben. Aber bei dem Elend jener Zeit, wo die Gemüther durch die langen Bürgerkriege verwildert, wo die niederen Stände verarmt und die höheren gegen Sitte und Religion gleichgiltig waren, nahm die Zahl der Findelkinder in erschreckender Weise zu. Die Mittel giengen aus, die Frauen gestanden, ihre Kräfte seien erschöpft. Tief betrübt rief Vincenz 1648 die Wohlthäterinnen zusammen, erklärte: die Gesellschaft habe allerdings keine Verbindlichkeit für immer auf sich genommen, habe aber schon jetzt dem Himmel und dem Staate viele Kinder erhalten, welche anfiengen, Gott zu verehren und für ihre Wohlthäter zu beten. „Gewiss, edle Frauen, Mitleid und Barmherzigkeit haben euch vermocht, diese armen Geschöpfe als eure Kinder anzunehmen; ihr seid ihre Mütter nach der Gnadenwahl gewesen, weil ihre natürlichen Mütter sie verstießen; wollt ihr sie nun auch verstoßen? Hört auf, ihre Mütter zu sein, und werdet ihre Richter! Ihr Leben, ihr Tod, liegt in euren Händen! Ich will die Stimmen sammeln, es ist Zeit, ihr Urtheil zu sprechen. Sie werden leben, wenn ihr eure Milde fortsetzt; ihr Tod ist beschlossen, wenn ihr sie verlasset!" — und dabei öffnete er die Thüre in die anstoßende Kapelle und man sah die kleinen Findlinge knien und ihre Händlein um Mitleid empor halten. Alle waren so erschüttert, dass schnell die Mittel zur Forterhaltung des Findelhauses beisammen waren.

Findelhäuser.

Die Zahl der Vereine, die durch Vincenz von Paula ins Leben traten, ist groß. 1617 stiftete er einen Verein für Krankenpflege. Noch als Pfarrer zu Chatillon hörte er eines Tages von einer kranken Familie, die von Noth fast zugrunde gehe, und statt seine einstudierte Predigt abzuhalten, sprach er auf der Kanzel sogleich über diesen Fall so rührend, dass er nachmittags, als er die kranke Familie aufsuchen wollte, sah, wie eine Menge Menschen schon eine Masse von Lebensmitteln ins Haus gebracht hatten. Bedauernd, dass die Wohlthäter sich nicht untereinander verabredet hätten, und dass die kranke Familie jetzt auf einmal zu viel Vorrath habe, der verderben könne, fasste Vincenz den Plan zu einem wohlthätigen Frauenverein. Sogleich legten fünfzehn edle Damen vor ihm ein Gelübde ab und bald war die Verbindung in dreißig Ortschaften eingeführt und es bestätigte sich, was Vincenz ihnen gesagt, dass, wenn sie ihre Pflicht erfüllen, ihnen eher die Armen fehlen würden, als die nöthigen Mittel, sie zu unterstützen. Der Stifter suchte nicht bloß die erste Begeisterung frisch zu erhalten, sondern auch den Verein so zu leiten, dass die Frauen eine besondere Unterweisung im Krankendienst und

Frauenvereine.

zugleich in den Lehren des Christenthums erhielten, um in jeder Beziehung für die ihrer Pflege Empfohlenen sorgen zu können.

Madame le Gras.

Und es fand sich eine hochsinnige Frau, Louise Marillac (1591 bis 1660), eine verwitwete Le Gras, eine Freundin des Franz von Sales, die seine Gedanken mit dem feinen Takte des Weibes ins Leben setzte. Von ihm mit der Oberaufsicht über die schon vorhandenen Schwestervereine betraut, bereiste sie 1629 Frankreich, um überall solche Schwestervereine zu gründen, zu belehren, wie sie den Kranken dienen sollten, um Verbandstücke unter sie zu vertheilen. Nach und nach wurde die Überzeugung rege, da viele Frauen, wegen ihrer Gatten oder Kinder verhindert, der Krankenpflege nicht andauernd obliegen konnten, daß man nur Mädchen in diese Vereine aufnehmen solle, die ganz und ungetheilt sich diesem Berufe zu opfern gelobten. Es fehlte nicht an tugendhaften Jungfrauen, die sich meldeten, wohl aber an Geschicklichkeit, und es fragte sich, ob sie die nöthige Charakterstärke und Ausdauer besäßen. Madame le Gras übernahm es, sie zu unterrichten und zu prüfen, und bald meldeten sich nicht bloß Mädchen vom Lande, sondern Töchter vornehmer Familien, geschmückt mit allem Zauber des Talentes und der Schönheit, die Rang, Vermögen, alle Freuden der Welt opferten, um arme Kranke, die oft mit den ekelhaftesten Gebrechen belastet waren, zu pflegen. Voltaire sagt einmal: „Es gibt vielleicht nichts Größeres auf Erden, als wenn das zarte Geschlecht seine Schönheit, seine Jugend und hohe Geburt opfert, um in den Spitälern diesen Ausbund menschlichen Elendes zu pflegen, dessen Anblick so demüthigend ist für den menschlichen Stolz und so empörend für das zarte Gefühl. Die Völker, welche von der römischen Gemeinschaft sich trennten, haben nur unvollkommen diese hochherzige Nächstenliebe nachzuahmen vermocht." — Und Napoleon I. gab den Schwestern des heil. Vincenz das Zeugnis: „Sie sind eine nützliche Stiftung; redet mir von solchen Opfern, nicht aber von euren Philanthropen; die schwatzen vieles und thun nichts."

Soeurs grises.

Der Erzbischof von Paris gab 1633 der Verbindung den Namen der Filles de la charité, Graue Schwestern heißen sie auch von ihrer Kleidung. Sie verbreiteten sich schnell, 1668 bestätigte Papst Clemens IX. den Orden: sie sollen Christus pflegen in der Person der Kranken — das soll ihre Askese sein; aus Liebe zu Gott sollen sie Ungemach, Beschimpfung, Mißhandlung ertragen! Der Orden hat sich zu allen Zeiten bewährt, über alle Welttheile sich verbreitet, die Zahl seiner Mitglieder wächst mit jedem Jahre. Er hat zahlreiche Verzweigungen. Die fast übermenschlichen Aufopferungen der armen Schwestern haben immer über Verkennung und Verleumdung gesiegt.

Lazaristen.

Nicht minder rasch verbreitete sich der Verein der Priester der Mission oder Lazaristen, sogenannt von dem Hospital St.-Lazare. Sie sollten Religion und Bildung auf dem Lande verbreiten und die Gefangenen unterrichten, acht Monate des Jahres hindurch predigen, Beicht hören, Schule halten, Frieden stiften, Kranke und Arme pflegen und ihre Arbeiten mit einer allgemeinen Communion beschließen. Sie verbreiteten sich rasch durch Frankreich, durch Europa, sie thaten in Corsica der Blutrache Einhalt, sie suchten in den Apenninen die Hirten auf, die Monate lang von jedem Gottesdienst fern blieben, predigten

ihnen unter freiem Himmel oder abends in den Ställen; wo ein Schauplatz des Elends war, da suchten sie die Noth zu mildern; sie bekehrten in Kanada die Wilden, sie retteten an der Küste von Afrika Tausende von Christen aus der Sclaverei.

Der Segen Gottes ruhte auf der Hand des Vincenz von Paula. Er, der Mann, der nichts hatte, der es verwehrte, dass man ihm, als er einmal krank war, eine Taube schlachtete, denn dieses unschuldige Thier sei auch ein Geschöpf Gottes — und er hatte wie Franz von Assisi ein feines Gefühl für die Natur und fand überall in ihr den Widerschein der göttlichen Liebe — dieser arme Mann besaß die Mittel, ein Hospital für Galeerensclaven, eine Spitäler. Versorgungsanstalt für Greise und viele andere Anstalten derart in Paris, in Frankreich zu gründen. — Er war imstande, in das vom Krieg verheerte Lothringen anderthalb Millionen Franken und eine Menge Lebensmittel, Kleider u. s. w. zu senden, wie die Katholiken zu unterstützen, die von Cromwell bedrückt waren. In die Pikardie, in die Champagne schickte er zur Zeit der Hungersnoth Lebensmittel und eine Million Franken. Seine Söhne Almosen. ließen sich weder durch Mordgesellen des Krieges, noch durch die Wuth wilder Thiere, noch durch Wassernoth abhalten, überallhin Unterstützung zu bringen, Kinder und Kranke, die verlassen waren, aufzusuchen. Keine Casse, kein noch so hartes Herz schien seinen Bitten um Erbarmen widerstehen zu können. Die Königin gab ihm eines Tages ihre Teppiche, als er sie um Hilfe anflehte, da sie kein Geld hatte. Dürfen wir uns da wundern, dass die Kirche diesen ihren ruhmvollen Sohn am 14. Juli 1729 selig, am 16. Juni 1737 heilig sprach, dass Vincenz von Paula in Frankreich ein populärer Name ist, wie Philipp Neri in Rom, dass sogar die französische Republik, die mit der ganzen Vergangenheit brach und alles verwarf, was mit der Kirche zusammenhieng, seinen Namen in den neuen Kalender aufnahm, dass Ludwig XIII. in seinen Armen sterben wollte, dass er ihn zum Regentschaftsrath ernannte! Vincenz ist unerschrocken Richelieus und Mazarins verkehrten Maßregeln entgegengetreten. Für die Bildung des gesammten französischen Clerus ward er Schulen. bedeutsam, als ihm der Erzbischof von Paris Einfluss auf den jungen Clerus gab; er nährte ihn mit dem gesunden Worte Gottes, er flößte ihm nicht nur den Sinn für echte Frömmigkeit, sondern auch für christliche Wissenschaft ein. Zu seinen Schülern zählen der liebenswürdige Fenelon und der erhabene Bossuet, der Schild der Religion. Er hauchte dem ganzen Clerus einen praktischen Geist ein: Gott lieben, indem man für die Menschen handelt, war sein Wahlspruch, das Gute und Vollkommene thun, sei der wahre Charakter der Liebe zu Gott; nur die Thaten der Liebe begleiten uns in die andere Welt; handeln, nicht müßige Betrachtung sei unser Ziel! Vincenz starb am 27. September 1660, fünfundachtzig Jahre alt. Sein Leben gieng im Wohlthun vorüber, er ist einer der größten Heroen der Menschheit!

Die Orden, welche in dieser Zeit entstanden, haben durchgängig eine pr
tische Richtung: Unterstützung der Armen und Kranken, Unterricht, Verbreitung
christlichen Lehre unter wilden Völkern, Bekehrung Abgefallener. — Die pr
tische Richtung entspricht dem Geiste der neueren Zeit. In diesem Geiste stift
Les doctrinaires. ein Edelmann aus Venaissin, Cäsar de Bus, früher lange Soldat gegen
Hugenotten, 1592 den Orden der Väter der christlichen Lehre in Frankrei
welcher von Clemens VIII. 1597 bestätigt, der Predigt, der Pflege der Arm
und Kranken, dem Unterrichte sich widmete, bis er der Revolution erlag. I
gleichem Geiste vereinte Anna Merici von Brescia (1497—1540), ei
Ursulinerinnen. engelreine Seele, fromme Jungfrauen unter dem Schutze der heil. Ursula, u
Kranke zu pflegen und in Arbeiten zu unterrichten: wie die Tertiarier sollte
sie mitten in der Welt leben und sich nur durch Demuth und Frömmigkeit vo
ihr unterscheiden. Paul III. bestätigte 1544 den Orden, der sich durch sein
Nützlichkeit schnell über Europa verbreitete, namentlich seit viele Religiosinne
sich der Leitung der Jesuiten überließen. Nach und nach entstanden mehr den
zwanzig verschiedene Congregationen in demselben.

Im gleichen Geiste gründete Johann von Gott (geboren 1495 in
Portugal, Schäfer, Soldat unter Karl V., dann Büßer zu Gibraltar, ge
storben 1550 an einer Verkältung, nachdem er aus dem wilden Wasser einen
Ertrinkenden gerettet hatte) einen Verein von Brüdern, um Kranke zu pflegen.
Pius V. bestätigte den Bund und gab ihm die Augustinerregel. Die Brüder
Barmherzige Brüder. der Gastfreundschaft oder Fate bene fratelli oder die „Barmherzigen Brüder"
verbreiteten sich schnell; gleiche Pflege finden Protestanten und Juden bei ihnen
wie Katholiken. Da der Ordensstifter besonders Gott in seiner Barmherzig-
keit nachzuahmen strebte, gab ihm der Erzbischof von Granada den Namen
Johann von Gott, Juan de Dios.[1])

Josef Calasanza, ein Edelmann aus Aragonien, geboren 1556, Student
der Rechte zu Lerida, der Theologie zu Valencia und Alcala, 1582 Priester,
dann Generalvicar des Bisthums Urgel, welche Stelle er aber niederlegte, um in
Rom ein asketisches Leben zu führen, fühlte sich durch die Worte des Psalmisten:
„Dir ist die Sorge für die Armen aufbewahrt und den Waisen sollst du ein
Helfer sein" — tief ergriffen, das Landvolk und die Kinder, die er in trost-
losem Zustande antraf und als Opfer der Unwissenheit und des Aberglaubens
betrachtete, zu unterrichten. Er sammelte die Kinder seines Stadtviertels und
ertheilte ihnen unentgeltlich Unterricht, gewann Genossen und führte mit ihnen
Piaristen. ein gemeinschaftliches Leben. Paul V. erhob 1617 den Verein zu einer Congre-
gation, Gregor XV. erhob ihn 1621 zu einem Orden (Patres scholarum piarum).
Der Orden hat, 1631 durch Cardinal Dietrichstein eingeführt, namentlich
in Österreich große Ausdehnung gewonnen.

Die Thätigkeit der Kirche Spaniens wandte sich im sechzehnten Jahr-
hundert insbesondere der Bekehrung der Indianer zu, womit die Ordnung

[1]) Acta Sanct. 8. Mart., p. 809. — Wilmet, Leben des heil. Johann von Gott. Regensburg 1862. Die übrige Literatur über ihn bei Gams, Die Kirchengeschichte von Spanien. Regensburg 1879, III, 2, S. 193.

Diöcesen daselbst in Verbindung stand. Unzählige Glaubensboten giengen von Spanien nach Westindien aus.

1524 erscheint Fonseca[1]) als Universalpatriarch Westindiens. Universalpatriarch. Niemand der Katholische hatte diesen Titel für ihn 1513 von Leo X. erdacht zu einer Zeit, wo man die Größe Westindiens noch nicht kannte. Später wurde dieser Titel nur ein leerer Ehrenposten ohne jeden Einfluss, meist für den Inhaber eines Bisthums in Spanien.[2]) Das lag in der Natur der Dinge, die Diöcesen jenseits des Oceans waren zu groß, zu zahlreich, zu entfernt, zu selbständig, um sich von einem Bischof in Spanien leiten zu lassen.

Domingo wurde 1543 ein Erzbisthum mit drei Suffraganaten, Mexiko 1534 mit sechs; im Jahre 1555, 1565 und 1585 wurden in Mexico schon Concilien abgehalten, welche für zwei Jahrhunderte die Regel für die kirchliche Disciplin in diesen Ländern abgaben. Guatemala wurde 1534 ein Bisthum, 1742 ein Erzbisthum. Santa Fé de Bogota wurde 1564 ein Erzbisthum mit drei Suffraganaten, Panama 1534 ein Bisthum; Carthagena wurde 1534, Santa Marta 1535, Popayan 1547 ein Bisthum, 1532 Quito ein Bisthum Coro, das 1803 zum Erzbisthum Caraccas erhoben wurde. La Plata, 1552 errichtet, hatte sechs Suffraganate. Cordova entstand 1570, Sta. Cruz de la Sierra 1605, Assumcion 1547, Buenos Aires 1582. Lima, 1539 ein Bisthum, ward 1546 Erzbisthum, das im Laufe der Zeit zehn Suffraganssitze erlangte; Cuzco wurde 1538 ein Bisthum, Arequipa 1577, Truxillo 1577, Quito 1546 (erst 1837 ein Erzbisthum mit sechs Suffraganaten), Chile 1561 (seit 1840 Erzbisthum). Die Bisthümer.

Unter den ausgezeichneten Kirchenfürsten des Westens wird Turibius oder Toribio, der zweite Erzbischof von Lima (1578—1592), an edler, eifriger Thätigkeit mit dem heil. Ambrosius von Mailand vergleichen; er war unermüdlich in der Bekehrung der Indianer, die er zugleich furchtlos vor den Misshandlungen durch die Spanier schützte; er lernte alle Sprachen der Indianer seines Gebietes. Zur Zeit der Pest opferte er alles und pflegte die Kranken; er rastete nicht, bis öffentliche Ärgernisse abgestellt waren; er gründete Spitäler, Kirchen, Schulen, er hielt drei Provincial- und 12—13 Diöcesan-Synoden. — Als erste Blüten der Heiligkeit in Südamerika glänzen die heilige Rosa von Lima (1586—1617) und Maria Anna a Jesu de Paredes, die Lilie von Quito" (1618—1644). Pius IX. sprach 1850 die Lilie von Quito selig auf ständiges Bitten der Bewohner von Quito. Toribio.

In ihrem edlen Eifer für die Freiheit der Indianer wurden die spanischen Geistlichen vom heiligen Stuhl kräftig unterstützt. Paul III. verbot[3]) 1537 bei Strafe des Bannes, den nur der Papst lösen könne, Indianer zu Sclaven zu machen und unter dem Vorwand, dass sie keine Kenntnisse vom christlichen Glauben haben, wie vernunftlose Thiere zu behandeln. „Wir, die wir Christi Stelle auf Erden vertreten, erklären anmit, dass diese Indier und Freiheit der Indianer.

[1]) Vergl. Bd. VII. S. 288 dieses Werkes.
[2]) Gams, l. c. III. 2, S. 202—220.
[3]) Ibid. S. 119—120.

alle anderen Völker, welche noch von den Christen entdeckt werden sollten, wenn sie auch noch außerhalb der christlichen Kirche stehen, im Besitz ihrer Freiheit und ihres Eigenthums bleiben sollen, dass sie nicht zu Sclaven gemacht werden dürfen und dass, was immer dagegen geschieht, ungiltig und nichtig ist, dass sie aber durch die Predigt des Wortes Gottes und das Beispiel eines guten Lebens zu diesem Christenthume eingeladen werden sollen." —

Im sechzehnten Jahrhunderte herrschte ein wunderbarer Wetteifer für die Missionen; Dominicaner, Franciscaner, Augustiner, Hieronymiten, Minimen, Norbertiner, Benedictiner, Cisterzienser, Trinitarier, Mercedarier rangen um die Palme. Von der zweiten Hälfte des Jahrhunderts an kamen die Jesuiten und Karmeliter. Das Gebiet war groß, die Erfolge wunderbar. Millionen Seelen wurden für ein höheres Leben gewonnen. — Als im siebzehnten Jahrhundert Spanien sank, kam auch Schwäche in das Missionswesen und die Indianer hatten es bald in ihrer Behandlung durch die Weißen zu spüren. Doch nicht überall gleich. Lorenzana, Erzbischof von Mexiko (1766—1779 behauptet, „kein anderes Volk habe seine Colonien so wohl civilisiert und christianisiert, wie die Spanier ihre Colonien."[1])

[1]) Gams, l. c. III, 2, S. 220.

Religionskriege. — König Philipp II.

Es lag in der Natur der Dinge, daſs bei dem Widerſtreit der religiöſen Anſchauungen, welche die Geſtalt Europas zu ändern ſchien, derjenige katholiſche Fürſt, welcher die meiſte Macht beſaß, auch der Vorkämpfer der katholiſchen Kirche wurde, und daſs ſeine Fähigkeit, ſein Charakter ſein Glück oder Unglück auch auf die äußeren Schickſale der Kirche eine Rückwirkung ausübten. Nun war Philipp II. allen katholiſchen Fürſten ſeiner Zeit gegenüber im Vortheile. Den deutſchen Habsburgern waren durch die Türken, durch die religiöſen Wirren im eigenen Land, durch die Eiferſucht der deutſchen Fürſten die Hände gebunden. Die Könige von Frankreich lagen im Kampfe auf Leben und Tod gegen die Hugenotten und die Ariſtokratie, welche ſich um das Banner der Reform ſcharte, um die königliche Macht zu brechen. England, Schweden, Dänemark waren proteſtantiſch geworden. Rußland übte noch wenig Einfluſs auf Mittel- und Weſteuropa aus. So wurde Philipp durch ſeine Macht, durch den Geiſt Spaniens, durch ſeine Überzeugung der Vorkämpfer der katholiſchen Kirche. Seine Vorzüge wie ſeine Fehler wurden gleich bedeutſam für dieſelbe.

Machthöhe Spaniens.

Unter Karls V. glücklicher Regierung hatte Spanien ein früher kaum geahntes Anſehen erreicht. In ſeinem Reiche gieng die Sonne nie unter. Seine Feldherren eroberten ihm Kaiſerreiche, wie Mexico und Peru. Man ſagte: „Wenn Spanien ſich rührt, ſo zittert die Erde!“ [1]) Neapel und Mailand gehörten zu Spanien, die reichen Niederlande verſahen ihren König mit Geld und tapferen Männern, für ihn wurden die Goldgruben Amerikas ausgebeutet und lieferten die Inſeln des öſtlichen Aſiens ihre Gewürze und Perlen. Seit dem Tage von Villalar war keine Empörung im Lande ſelber mehr zu bekämpfen, ſtand Spanien einiger und ſtärker da denn je. Das Land war reich an tapferen, kühnen, geiſtreichen, arbeitſamen Männern. Das ſpaniſche Fußvolk galt ſeit den Tagen, da ihm der große Gonzalo von Cordova ſeine Ordnung gab, bis zum Tage von Rocroy, wo es vor den Bataillonen Ludwigs XIV. und den Puritanern Cromwells in den Staub ſank — für das beſte der Welt. Officiere aus andern Regimentern waren

[1]) Como se mueve Espanna, la tierra trembla.

stolz darauf, als Gemeine hier dienen zu können. Tapferkeit und Treue waren gleich glänzend. Aus Karl V. Schule giengen tüchtige Feldherren hervor: Alba, Philibert Emanuel von Savoyen, Don Juan, Alexander von Parma. In Wissenschaft und Kunst herrschte reger Wetteifer. Unter Philipp II. begann die Blüte des spanischen Theaters, die classische Zeit spanischer Literatur. Spanische Formen galten für fein, Spanien für das Land der Bildung. Das Spanien von damals war nicht waldarm, wie das heutige, sondern reich bedeckt mit Waldungen, Weiden, Ackerland, bis in die Höhe der Gebirge hinauf wurde fruchtbares Erdreich geschafft und Wasser geleitet. Die Bevölkerung war dicht und tüchtig.

Campanella.

Was Wunder, wenn ein calabresischer Dominicaner, Thomas Campanella, in einer Schrift „De monarchia hispanica“ für Spanien die Weltherrschaft in Anspruch nahm! Der König solle nach der Kaiserkrone ringen, ein Mitglied seines Hauses auf den päpstlichen Stuhl befördern und an der Spitze der Christenheit den Kampf gegen den Halbmond führen; er solle Jakob VI. von Schottland, wenn er Katholik werde, auf den englischen Thron setzen; er solle eine Prinzessin seines Hauses mit dem Herzog von Guise vermählen und so Frankreich an sein Haus bringen; er solle die drei protestantischen Kirchenfürsten verjagen und drei Katholiken an ihre Stelle setzen, welche treue Anhänger Spaniens wären; er solle einen Erzherzog auf den polnischen Thron befördern; er solle sich mit Persern und Georgiern gegen die Türken verbinden, Spanien habe die Mittel, die größte Seemacht aufzustellen. Philipp II. solle einen Orden von Österreich (Ordo Austriae) gründen, in welchem die tüchtigsten Jünglinge zu Predigern des Glaubens gebildet würden, so dass sie als Bekehrer in protestantische und in ungläubige Länder gesendet werden könnten. Um dieses ungeheure Reich vor Empörungen zu schützen, solle der König namentlich Geistliche zu Statthaltern in einzelnen Landschaften ernennen, denn sie haben keine Familie, für welche sie eine Empörung wagen möchten; Geistliche soll er in seinen Rath nehmen und in allem die Einheit von Kirche und Staat darstellen; Gnaden solle er selber ertheilen, Strafen nur durch seinen Beamten. Seinen Staatsrath solle der König auch mit Vertretern verschiedener Nationalitäten besetzen; in spanischen Angelegenheiten sollen Spanier, in italienischen Italiener einschreiten.

Es geht jedoch aus allem hervor, dass diese weltumspannende Politik nicht die der ersten Regierungsjahre Philipps war.[1]) Erst seit Granvella ins

[1]) Prescott, Geschichte Philipps II. Deutsch von Scherr. 5 Theile, Leipzig 1856. — Leti, Vie de Philippe II. — Luis Cabrera, Felipe II. rey de Espanna. Madrid 1619. — Mignet, Antonio Perez et Philippe II. Paris 1854. III. éd. — Havemann, Darstellungen aus der inneren Geschichte Spaniens während des fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Göttingen 1850. — Mendoza, Guerra de Granada. Valencia 1776. — Circourt. Hist. des Arabes d'Espagne. — M'Crie, Geschichte der Ausbreitung und Unterdrückung der Reformation in Spanien Deutsch von Plieninger. — Gams, Kirchengeschichte von Spanien, III, 2 voll. Regensburg 1879.

Cabinet eintrat, nahm die spanische Politik einen großartigen Schwung. Der König suchte in der ersten Zeit nur zu erhalten.

Der König.

Streng aber hat Philipp II. den Gedanken, den auch Campanella aussprach, verfolgt: ein König von Spanien solle die Rathschläge aller hören, die besten auswählen, aber selbständig handeln, in naher Freundschaft dürfe er zu keinem stehen. Sein Vater schrieb ihm: „Du darfst Dich in militärischen Angelegenheiten auf Alba verlassen, verlass dich aber auf niemanden, als auf dich selbst.“ — Keine seiner vier Frauen hat Einfluss auf seine Regierung geübt und doch hiengen alle mit Zärtlichkeit an ihm: Maria von Portugal (1543 bis 1545), Maria von England (1554—1558), Elisabeth (Isabella), die Tochter Heinrichs II. von Frankreich (1559—1568; [1]) letztere war der Liebling der Spanier, die zärtliche Mutter des Don Carlos, aber weit davon entfernt, andere Empfindungen für ihn zu hegen, als der Gattin Philipps geziemte. Don Carlos war gezähmt durch die Macht ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit, in ihrer Nähe war sein ganzes Wesen wie umgewandelt. Philipp bewies ihr das unbeschränkteste Zutrauen und behandelte sie nach dem Ausdruck des französischen Gesandten so herzlich, dass gar nichts zu wünschen übrig blieb. Isabella wusste französische Lebhaftigkeit mit spanischer Würde in einer Weise zu vereinigen, dass Hof wie Volk von ihr bezaubert wurden. Ihr früher Tod setzte alles in tiefe Trauer. Die spanischen Ärzte hatten ihre Krankheit nicht erkannt und sie falsch behandelt. Philipp meinte: hätte er noch einmal zu wählen, so möchte er gerade diese Gemahlin wieder finden. Von ihren beiden Kindern wurde Katharina mit dem Herzog von Savoyen, Clara Eugenia mit dem Erzherzog Albrecht vermählt. Letztere besaß, wie kein Mensch, die Liebe und das Zutrauen Philipps. 1570 wurde Anna Maria, die Tochter Kaiser Maximilians II., in Sevilla dem König angetraut; sie war schön, fromm, gut, bescheiden, arbeitsam. Als der König 1580 erkrankte, so erzählen die Spanier, habe sie in ihrem Liebesschmerz Gott gebeten, dass er das Leben des Gatten erhalte und das ihre dafür hinnehme, und der Himmel habe sie erhört; sie starb den 28. October 1580. Von ihren vier Kindern blieb nur der dritte Sohn, Philipp III., am Leben.

Die Frauen.

Elisabeth.

Anna Maria.

So zärtlich Philipp als Gatte war, so unabhängig suchte er als König zu sein. Auch keiner seiner Minister sollte ihn beherrschen. In seinem Staatsrath saßen eilf Männer, zu Zeiten auch sechzehn, Geistliche und Laien. [2]) Hervorragend waren Alba und Ruy Gomez de Sylva (später Fürst von Eboli) und der Cardinal Espinosa. Ruy Gomez war in der Jugend Philipps Gespiele und soll von Karl zum Tode verurtheilt worden sein, als er einmal beim Spiel den Prinzen schlug; Philipp aber erweichte durch Thränen und Bitten das Herz des Vaters, dass er sich vorerst mit der Verbannung begnügte und ihn dann wieder zurückrief. — Gomez war menschlich, freigebig, zum Frieden geneigt, klug, geschmeidig, keiner hatte Philipps Charakter besser studiert. Alba machte nach seinem Tode über ihn die bittere Bemerkung: „Wenn Gomez auch nicht der größte Staatsmann aller Zeiten war, so war er doch in der Kenntnis der Launen und Neigungen des Königs ein so großer Meister, dass wir im Vergleich mit ihm alle Narren waren.“ — Als Eboli 1583 starb, wurde er nicht

Staatsrath.

Eboli.

Alba.

[1]) Prescott, Philipp II., Bd. II, S. 60—74.

[2]) Havemann, Darstellungen aus der inneren Geschichte Spaniens, S. 260—312. — Prescott, l. c. V, S. 123—133.

bloß vom Fürsten, sondern von der ganzen Nation betrauert. — Sein Gegner war Alba: kriegerisch, geneigt, die Regierung despotisch zu machen, und doch dem Könige gegenüber voll von stolzem Selbstgefühl und von Lust nach Unabhängigkeit. „Wir dürfen uns den Saft nicht aussaugen lassen, wir müssen uns nicht ganz und gar lesen lassen, ein durchgelesenes Buch wirft man beiseite" — war sein Wahlspruch. Als man von der Eroberung Portugals sprach, meinte Alba: Wohin sollen dann unsere Kinder vor dem König fliehen?" Der Herzog von Feria, reich gebildet, hoch befähigt, voll ritterlichen Ehrgefühls, unterstützte die Espinosa. Friedenspolitik des Ruy Gomez. Espinosa war hoch befähigt, arbeitsam, ohne Liebe zur Gemächlichkeit, von durchdringendem Scharfblick. Zuerst Bischof von Siguença, wurde Espinosa Präsident des Rathes von Castilien und des Rathes von Indien, Mitglied des Staatsrathes, Großinquisitor, 1568 Cardinal. Würden und Einfluss machten ihn zuletzt stolz. Philipp musste viele Klagen über ihn hören und bezeigte ihm auf einmal 1572 seine Ungnade so stark, dass Espinosa kurze Zeit danach starb.

Der König nahm nicht selber Antheil am Staatsrath, um die Mitglieder desselben durch seine Gegenwart nicht befangen zu machen, aber er ließ sich nach der Sitzung durch einen Ausschuss die Verhandlungen mittheilen, am liebsten schriftlich; er durchlas dieselben aufs aufmerksamste und machte seine Bemerkungen Fleiß des Königs. dazu. Den größten Beweis seines Fleißes geben die massenhaften Arbeiten des Königs und seiner Räthe, welche noch im Archiv zu Simancas aufbewahrt sind. Ximenes hat es gegründet, Philipp II. hat es geordnet, erweitert und angefüllt mit den Acten seiner Regierung. Gachard, welcher so manches aus diesem Archiv der Öffentlichkeit übergeben hat, ist erstaunt über die außerordentliche Hingabe dieses Monarchen an die Geschäfte und meint, man dürfe in der Geschichte schwerlich noch einen andern Fürsten finden, der so fleißig gearbeitet habe, wie Philipp II., da alle Berichte seiner Vicekönige, seiner Generäle, seiner Gesandten, seiner Minister, seiner Räthe voll sind von Randbemerkungen aus Ausdauer. seiner Hand. Das Arbeiten war ihm Lust, er wurde nicht müde, nicht ungeduldig. Seine einzige Erholung war die Jagd und er nahm immer einen Pack Depeschen mit, um am Schlusse derselben sich frisch der Arbeit hinzugeben. Der König Zeiteintheilung. gieng sparsam um mit der Zeit und sie war genau eingetheilt: in der Frühe gab er den fremden Gesandten Audienz, dann hörte er die Messe, dann folgte ein mäßiges Mittagsmahl, dann empfieng er die Gesuchsteller und hörte sie mit größter Geduld an, endlich gieng er wieder an die Arbeit mit seinen Secretären bis tief in die Nacht.[1])

Fehler. Philipps Fleiß war ein Vorzug und war ein Fehler. Es zeigt auf der einen Seite, wie ernst er es nahm mit seinem Regentenberuf, auf der anderen Seite verlor er sich zu sehr im Detail, statt bloß die leitenden Gedanken anzugeben und treuen und bewährten Dienern die Ausführung zu überlassen. Gachard sagt mit Recht: „Dieser Fleiß im Cabinete, dieses alles selber sehen wollen, wäre eine Tugend gewesen bei einem Fürsten, der nur einen kleinen Staat zu regieren hatte; bei einem Monarchen, der weite Königreiche zu beherrschen hatte, dessen Politik in die Ereignisse ganz Europas verstrickt gewesen, war er ein wahrer und schwerer Fehler. Verbunden mit der

[1]) Prescott, l. c. V, S. 132—137.

Unschlüssigkeit, die einen vorherrschenden Zug im Charakter Philipps bildete, hatte er die verderblichsten Folgen. Dieser Fürst untersuchte und überlegte, während er hätte handeln sollen, ohne Unterlass, darauf zählend, Zeit gewonnen zu haben, und jedem energischen Entschlusse ausweichend. Während des Aufstandes in den Niederlanden ließen seine Entschließungen immer auf sich warten, dadurch gieng die günstige Gelegenheit verloren, das Übel gewann an Herrschaft, die Abhilfe wurde immer schwieriger." — Karl V. hatte durch seine weiten Reisen immer Fühlung am Geiste der Völker, es war dagegen Philipps große Täuschung, dass er vom Cabinete aus so verschiedene Völker lenken wollte, gleichsam am Webestuhl der Zeit sitzend, der Gottheit lebendiges Kleid zu weben hoffte. Wenn man ihn der Trägheit anklagt, so geht dies nur auf seine Abneigung gegen das Reisen. Es lag dies in seiner Natur. Reisen, körperliche Übungen machten ihm Unbehagen. Selbst die Cortes klagten darüber, dass er immer in seiner Residenz sitzen bleibe.[1]) Keine Reisen.

Hauptstadt war unter ihm Madrid, nicht mehr Toledo. Schon Karl V. hatten diesen Ort wegen seiner frischen, dünnen Luft gewählt, die ihn schützte gegen Anfälle des Fiebers und der Gicht. Aus dem alten Alcazar der Mauren wurde nach und nach ein königlicher Palast. Als Philipp II. 1563 diese Residenz bezog, zählte Madrid 12.000 Einwohner, als er starb 300.000, und war so reich an Prachtbauten, Brücken, Wasserleitungen, Spitälern, einem Museum, einem Arsenal, dass es spanisches Sprichwort wurde: „Wenn von Madrid die Rede ist, horcht die Welt stillschweigend zu." Es galt als Pflanzschule des Witzes, des Genies und der Galanterie. Madrid.

Karl V. hatte Philipp den Rath gegeben, sich auf keinen seiner Diener unbedingt zu verlassen, sondern nur auf sich selbst, und nie ist ein Rath treuer befolgt worden! Philipps Vertrauen war schwer zu gewinnen; er übergab eine und dieselbe Frage mehreren Räthen, ohne dass sie von einander wussten, zur Begutachtung; er hatte überall seine geheimen Berichterstatter neben dem Statthalter, um sichere Nachrichten zu bekommen; er war sehr vorsichtig in Mittheilung wichtiger Depeschen. Dieses Misstrauen stieg mit den Jahren, und mit ihm die Unschlüssigkeit, so dass oft Antworten der Regierung auf Anfragen zu spät eintrafen und verhängnisvoll wurden. Auch die Spanier klagten zuletzt über dieses Sichabschließen von der Welt, über diese Zögerungen, und der Groß-Almosenier Don Luis Manrique schrieb dem König offen: „Der Allmächtige schickt keine Könige in die Welt, damit dieselben ihre Tage mit Lesen und Schreiben zubringen, sondern damit sie als Staatsorakel dienen, an die sich alle um Antwort wenden können."[2]) Misserfolg. Unschlüssigkeit.

Gegen treue Diener war Philipp freigebig, nicht launenhaft im Belohnen, obwohl er sonst haushälterisch war. — Die Hofhaltung war glänzend eingerichtet Haushalt.

[1]) Havemann, l. c. S. 160—205. — Prescott, l. c. V, S. 138—139.
[2]) Prescott, l. c. V, S. 140—141.

nach burgundischer Art von Karl V. Nicht weniger als 1500 Personen gehörten zum Haushalte und 300 Mann Garde. Die Kosten beliefen sich monatlich auf
Einfachheit. 200.000 Gulden. Philipp II. selber aber liebte Einfachheit, ein nüchternes Gewand aus schwarzem Sammt, das er alle Monate gegen ein neues vertauschte; er hatte keinen andern Schmuck, als das am Halse hängende goldene Vließ. An seinem Hofe gieng es ziemlich ernst und feierlich her, ohne die Heiterkeit Frankreichs. Das lag in der spanischen Natur. Der venetianische Gesandte berichtet,
Sosiego. der Spanier liebe das Sosiego, d. h. die unerschütterliche Ruhe oder Apathie.
Der Adel. Nicht glänzende Bankette liebe der spanische Adel, aber hohes Spiel und Nachahmung königlichen Glanzes auf seinen Schlössern, wo er sich mit einer Unzahl von Dienern umgab und seine Kapelle und seine Kunstsammlungen hatte, wie der König. Philipp ließ den Adel hierin gerne gewähren, er wurde ihm dadurch weniger furchtbar.

Die Cortes Auch vor den Cortes hatte sich der König nicht mehr zu fürchten, wie sein Vater. Karl V. hatte ihre Macht gebrochen, als er ihnen das Vorrecht nahm, zuerst ihre Beschwerden vorzubringen und erst, wenn diese behoben waren, die Steuern zu bewilligen. Sie durften jetzt erst ihre Beschwerden vorbringen, wenn sie die Steuern bewilligt hatten. Die Cortes kamen oft zusammen unter Philipp. Ihre Beschwerden zeugen von gesundem Sinne und sind oft sehr eigenthümlich. Sie nahmen sich des Handels an, der Landwirtschaft, der Gewerbe, achteten auf sorgfältige Handhabung des Rechtes, aber auch auf Einfachheit des Lebens.

Niemand solle über vier Gerichte Fleisch und vier Gerichte Obst bei einer Mahlzeit haben; die Regierung solle den aufkommenden Gebrauch der Kutschen untersagen, denn die edle Reitkunst, wegen der die Vorfahren berühmt waren, leide dadurch; die Regierung solle die Stiergefechte befördern, denn sie trage dadurch zur Verbesserung der Pferdezucht und zu den ritterlichen Übungen des Adels bei. Bekanntlich hatte noch Karl V. als Matador immer seinen Stier getödtet. Merkwürdig ist die Beschwerde über das Benehmen der Jungfrauen, welche
Romane. in der Abwesenheit der Mütter ihre Zeit damit zubringen, dass sie Romane voller Lügen und Einbildungen lesen, dieselben für Wahrheit nehmen und danach ihr eigenes Betragen in der Welt regeln. Damals waren bekanntlich die Ritterromane im höchsten Schwung in Spanien.[1])

Philipps Bildung. Philipp II. war sehr gebildet, ein feiner Kenner der Kunst, ein großmüthiger Beschützer der Talente. Mit Stolz konnte er Fremden den vor dem Palast vorbeigehenden Lope de Vega zeigen. Titian hatte sich seiner hohen Gunst zu erfreuen. Namentlich verstand sich der König auf Architektur und hatte seine Freude an Bauten. Madrid ist durch ihn geworden, dass die Spanier sagen: „Es gibt nur ein Madrid". Er hat das Land mit Prachtbauten, namentlich Kirchen bedeckt; der Stil seiner Bauten ist, wie er selber, einfach und streng.[2])

---

[1]) Prescott, l. c. V, S. 142—145.
[2]) Ibid. V, S. 146—154.

Des Königs Lieblingsbau war das Escorial, oder El Sitio de San Lorenzo Real, dem heil. Laurentius zu Ehren, an dessen Tag — 10. August 1557 — der Sieg bei St.-Quentin errungen war; es stellte von oben betrachtet einen Rost vor und sollte die Grabstätte der spanischen Könige, ein Kloster und ein Palast sein. Lange wurde gewählt, bis man die gesundeste und zu ernsten Gedanken am meisten einladende Stelle gefunden hatte. Der König selber legte am 20. August 1563 den Grundstein und überwachte den Bau, der als das sechste Weltwunder galt. Baumeister war Johann Baptist von Toledo. Die Materialien kamen alle aus spanischen Ländern, die Ölgemälde und Fresken von Italienern. 1577 war der Bau vollendet, Philipps Lieblingsschöpfung und Lieblingsaufenthalt, von wo er, wie er sich zu rühmen pflegte, mit einem kleinen Papierschnitzel die beiden Kugeln der Erde regierte. Hier verkehrte der König vertraulich mit den Künstlern und Mönchen, Hieronymiten; hier konnte er sogar einen Fremden, der ihn nicht kannte und ihn in Betreff der Gemälde um Rath fragte, auf die liebenswürdigste Weise umherführen und ihm alles erklären. Von der Großartigkeit des Baues erhält man einen Begriff, wenn man hört, dass es 12.000 Thüren daran gab, dass in den Höfen und Hallen 86 Fontainen sprudelten, dass die Kosten sich auf sechs Millionen Ducaten beliefen. Sein ganzes Leben hindurch sammelte Philipp II. an Reliquien für diesen Prachtbau, den er mit den herrlichsten Gemälden Raphaels und Titians schmückte; für die Bibliothek im Escorial brachte der König 4000 Bände in verschiedenen Sprachen zusammen. Escorial.

Wegen seines Verhaltens in Sachen der Religion ist Philipp II. der Gegenstand des höchsten Lobes bei den Spaniern und des erbittertsten Hasses bei den Protestanten geworden; vergleichen ihn jene mit Augustus, Vespasian, Trajan, so vergleichen ihn diese mit Tiberius. Philipp war in der Religion Katholik von Überzeugung und als Staatsmann der Ansicht, dass Einheit der Religion unumgänglich nöthig sei zur Stärke des Staates; er sah, wie Frankreich herabkam durch den inneren Krieg; er fühlte sich als König vor Gott verantwortlich für den Glauben jedes einzelnen seiner Unterthanen. Daher nun die Strenge, mit der er gegen Verbreitung protestantischer Bücher und Ideen in Spanien einschritt. Religion.

Viele Spanier hatten auf fremden Universitäten die neuen Ideen eingesogen; Philipp verbot jetzt den Besuch fremder Hochschulen. In Antwerpen, in Frankfurt wurden Schriften der Reformatoren ins Spanische übersetzt, gedruckt und nach Spanien geschmuggelt und hier verschlungen. Kleine protestantische Gemeinden bildeten sich an vielen Orten, so in Valladolid und Sevilla. Zwölf Hieronymiten flohen nach Genf. Daher der Eifer, mit dem der König sogleich nach seiner Rückkehr aus den Niederlanden einem Auto-da-fé beiwohnte, und die Antwort, die er einem der Verurtheilten auf seine Bitte um Gnade gab: „Wäre es mein eigener Sohn, so würde ich Holz holen, ihn zu verbrennen, wenn er ein solcher Schuft wäre, wie du bist.“ — Kein Beruf, keine Stelle schützte vor der Inquisition, deren berühmtestes Opfer sogar der Erzbischof von Toledo, jener berühmte Bartolome Carranza wurde, welcher Karl V. in St. Yuste den letzten Trost der Religion gespendet hatte und eine Zierde des Concils von Trient gewesen war. Die Gründe seiner Misshandlung sind nicht vollkommen klar und Protestantismus in Spanien. Carranza.

mag dieselbe nicht bloß aus dem Neide des damaligen Großinquisitors Fernando Valdes[1]) erklärt werden. Am 22. August 1559 wurde der Primas in seinem Palaste verhaftet. Philipp II., der ihm verheißen, er möge in jeder Noth sich auf ihn verlassen, der ihn selber auf den höchsten Posten der spanischen Kirche erhoben hatte, war, wir wissen nicht warum, nicht mehr geneigt, sich seiner anzunehmen. Nach langer Haft wusste der Gefangene dem Papste ein Schreiben mit den Worten: „Domine, si tu es, fac me venire ad te super aquas" zukommen zu lassen, und Pius V. drohte dem König und der Inquisition mit dem Banne, wenn sie den Gefangenen nicht nach Rom lieferten. Dort wurde die Untersuchung von neuem aufgenommen und ein freisprechendes Urtheil stand bevor, als Pius V. starb. Unter Gregor XIII. kam die Untersuchung zum Schluss 1576. Carranza musste hier Irrlehren abschwören, von denen er behauptete, er habe sie nie gelehrt, und sollte fünf Jahre, von seinem Amte suspendiert, im Dominikanerkloster zu Orvieto zubringen. Acht Tage darauf starb Carranza. — Auf dem Todbette erklärte er noch: „Ich habe diese Irrthümer nie gelehrt, aber ich halte den über mich gefällten Spruch für gerecht, weil er vom Statthalter Christi kommt."[2]) — So eifrig übrigens Philipp II. für Reinhaltung der Kirchenlehre war, so wusste er doch seine königlichen Rechte gegen jeden Eingriff von Seite der Kirche zu wahren, ja gemäßigte Schriftsteller reden von seiner unheilbaren Leidenschaft, den Staat und die Kirche bis ins kleinste zu regieren, „Papstkönig seiner Lande und Völker zu sein, die ihn mit den besten Päpsten, wie Pius V., in Streit brachte".

Moriscos.

Der Sinn für die Einheit der Religion in seinem Staate ließ Philipp II. auf Rathschläge von Eiferern hören, die ihn zu politischen Fehlgriffen verleiteten; wir meinen hinsichtlich der Moriscos oder maurischen Christen. Allerdings waren hier unversöhnliche Gegensätze und war das Vorhandensein des maurischen Stammes im Süden der Halbinsel, wo sie eine Landung von Afrika her unterstützen konnten, eine stets offene Wunde für Spanien. Die Moriscos waren im Herzen noch die alten Mauren und Mohammedaner, obschon sie die Kirchen besuchten, welche die Regierung, um ihre Bekehrung zu fördern, in den Dörfern erbauen ließ, und alle Ceremonien mitmachten. Die Schwierigkeiten, sie anderen Sinnes zu machen, waren so groß, dass viele Geistliche zufrieden waren, wenn die Morisken nur die Ceremonien mitmachten. Eifrigere aber meinten, eine Sinnesänderung werde nur erreicht, wenn man die Moriscos zwinge, ihre Sprache und ihre nationale Tracht aufzugeben. Schon 1526 erließ Karl V. ein ähnliches Gesetz, sah aber die Schwierigkeit, es durchzuführen, schnell ein, und stand, gegen ein Geschenk der Mauren, von

[1]) Von Valdes sagt La Fuente: „Wie vielen hervorragenden Männern, wie Valdes war, hat es geschadet, dass sie nicht die Eigenschaften der Güte und Sanftmuth, der Töchter der heiligen Demuth, besaßen, ohne welche zwar der katholische Sinn sehr feurig, aber doch jenem Eifer der Apostel ähnlich sein wird, welche den Herrn baten, er möchte Feuer vom Himmel herabfallen lassen." Gams, Kirchengeschichte von Spanien, III, S. 198

[2]) Die Literatur über Carranza ist reich. Vergl. Gams, l. c. III. 2, S. 300. — Döllinger, Beiträge, I. — Laugwitz, Bartol. Carranza, Erzbischof von Toledo. Kempten 1870. — Fallour, Leben des Papstes Pius V. Regensburg 1873. — Maurenbrecher, Studien und Skizzen zur Geschichte des Reformationszeitalters. Leipzig 1874. S. 23, 26.

der Ausführung ab. Die Zustände, die Klagen blieben dieselben unter Philipp. Ein Bischof klagte sogar in Rom, dass unter der Eisdecke der Ceremonien die tiefen Gewässer des Unglaubens noch beständen. Der König griff ein. 1560 wurde den Moriscos verboten, Sclaven zu halten, 1563 Waffen zu besitzen, 1566 übergab der König einer Commission den Inhalt der ihm vorgebrachten Klagen, dass die Mauren ihre Kinder in der Kirche zwar taufen lassen, nach der Rückkehr aber die Spuren der Taufe abwaschen, dass sie die Kinder beschneiden und ihnen maurische Namen geben, dass sie die Ehen in den Kirchen zwar einsegnen lassen, nachher aber nach ihren alten maurischen Gebräuchen bestätigen und mit nationalen Tänzen und Gesängen feiern, dass sie noch immer den Freitag als einen Feiertag begehen, dass sie Christenkinder abfangen und nach Afrika verkaufen, wo dieselben beschnitten und als Mohammedaner erzogen werden. Die Mehrzahl der Commission rieth dem König, die Axt an die Wurzel zu legen, den Morisken zu untersagen, dass sie sich beim Sprechen oder Schreiben des Arabischen bedienen, dass sie ihre alte Tracht beibehalten, jedoch für Erlernung der Sprache und allmähliche Ablegung der Tracht eine Frist von drei Jahren zu gewähren. Auch sollen fortan die maurischen Frauenzimmer unverschleiert ausgehen, wie die Spanierinnen; bei einer Hochzeit solle die Hausthüre offen bleiben, damit jeder Christ hineingehen und sehen könne, ob nicht unheilige Gebräuche stattfinden; die dreimalige Übertretung dieses Gesetzes solle mit lebenslänglicher Verbannung bestraft werden, die einmalige und zweimalige mit Geld und Gefängnis.

Klagen.

Beschluss.

Es war ein Schnitt ins Leben. Einem Volke befehlen, seine Sprache abzulegen, hieß es in seinem innersten Wesen angreifen! Werden die Mauren Castilier werden — oder werden sie Widerstand leisten? Die Stimmung der Spanier war so, dass Philipp dem Rathe Otadins beistimmte: je weniger Feinde, desto besser.[1]) Alba sprach gegen die Maßregel. Am 17. November 1566 unterschrieb jedoch der König das Pragmaticum.[2])

Pragmaticum.

Die Verkündigung dieses Gesetzes 1. Januar 1567 erregte Schmerz und Zorn bei den Mauren. Auf ihre Vorstellungen wurde geantwortet: das Gesetz sei gerecht und heilig und Seine Majestät schlage die Rettung einer einzigen Seele höher an, als alle von den Moriscos bezogenen Einkünfte.

Übrigens hatte Philipp sich die Schwierigkeiten zu leicht vorgestellt. Als alle Bitten fruchtlos waren, zogen die Morisken Empörung dem unbedingten Gehorsam vor: sie rüsteten in der Stille, sie baten bei den Berberfürsten Afrikas um Hilfe, sie beschlossen in der Nacht den Albaicin in Granada zu überfallen und die alte Hauptstadt zum Mittelpunkte des Aufstandes zu machen.

Empörung.

---

[1]) De los enemigos los menos.

[2]) Prescott, Philipp II., Bd. IV, S. 1—6. — Havemann, Das Leben des Don Juan d'Austria. Eine geschichtliche Monographie. Gotha 1865. S. 66—116.

Der Angriff fand statt in der Nacht vom 23. December 1568, aber er misslang. Die Christen waren nicht unvorbereitet, die reichen Morisken waren zu bequem, um im Kampfe zu ihren Landsleuten zu stehen. Der Befehlshaber zu Granada, Mendoza. Mendoza, verfolgte die Flüchtlinge bis ins Gebirge.

Damit begann der offene Krieg. Die Morisken wählten einen König, einen Aben Humeya. Abkömmling des alten Hauses der Omejjaden, der mit seinem castilischen Namen Don Fernando de Valor hieß, zweiundzwanzig Jahre alt und von einnehmender Gestalt war. Mit einem Purpurmantel angethan und einer carmosinrothen Schärpe um die Schultern kniete er auf vier Banner nieder, deren Spitzen Krönung. gegen die vier Himmelsgegenden gerichtet waren, und schwor, das Gesicht gegen Mekka gewendet, feierlich, dass er für die Vertheidigung seiner Krone, seines Glaubens und seiner Unterthanen leben und sterben wolle. Und die Großen hoben ihn dann auf die Schultern und die Menge rief: „Allah erhöhe Muley Mohammed Aben Humeya, den Herrn von Andalus und Granada!“

Christenmord. Viele Christen, die in Mitte des maurischen Gebietes wohnten, wurden jetzt ein Opfer des Zornes der Moriscos, namentlich die Priester. Wie manche Kirchen wurden gestürmt, wie oft die heiligen Gefäße besudelt, Schweine auf den Altären geschlachtet, um die Verachtung gegen die christliche Gottesverehrung auszudrücken, und dann Männer, Weiber und Kinder, nachdem sie alle erdenklichen Qualen ausgestanden, wie Thiere hingeschlachtet! Namentlich zeigten die maurischen Frauenzimmer einen tollen Durst nach Rache, besonders gegen Maurinnen, die christliche Männer geheiratet hatten. Die spanischen Geschichtschreiber erzählen mit Stolz, dass selbst castilische Knaben eher alle Martern und den schrecklichsten Tod erduldeten, als dass sie zur Lehre Mohammeds übergiengen, und kein einziger Spanier abtrünnig würde.

Krieg. Ein ernster Kampf begann, die Moriscos zogen sich in die Alpujarras zurück, deren Verstecke, Schluchten, Pässe sie genau kannten, und kämpften weniger in offener Feldschlacht als in nächtlichen Überfällen und von Verstecken aus, jedoch stets mit dem Muthe der Verzweiflung. Es wurde ein Rassenkampf und ein Religionskrieg: Priester giengen den Spaniern mit dem Beispiele des Muthes voran, der Adel stürzte mit dem altbewährten Ruf: „Für Gott, König und Vaterland!“ in den Kampf.

Mendoza[1]) leitete den Kampf mit Umsicht und Menschlichkeit, welche gegen das heiße Blut der Andalusier aufrecht zu erhalten, oft sehr schwer war. Sein Grundsatz, Milde richte mehr aus als Waffen, schien sich zu bewähren. Aben Humeya schien zuletzt von der Unmöglichkeit des Erfolges überzeugt und zu unterhandeln geneigt, als wider Willen des Führers die Reihen handgemein wurden. Der Sultan floh und der Krieg schien seinem Ende nahe. Da gab das harte Verfahren des Marquis von Los Velez, eines tapferen, aber eigensinnigen Mannes, und das Ende des Sultans, der den in ihn gesetzten Erwartungen nicht entsprach, willkürlich und grausam herrschte, und die Erhebung des

---

[1]) Diego Hurtado de Mendoza, Guerra de Granada, que hizo el rey D. Felipe. Val. 1776—1777. — Circourt, Histoire des Arabes d'Espagne. Paris 1846, p. 267 ff. — Von dem Zeitgenossen Ludwig de Marmol Carvajal erschien 1600 das berühmte Buch „Historia del rebelion y castigo de los Moriscos del reino de Granada“. Madrid 1797.

Aben Abu, eines fähigen, ruhigen, zähen und tapferen Mannes, zum Sultan dem Widerstande neue Kraft. Ehe Aben Humeya von den Seinen erdrosselt wurde, erklärte er, er sei nie Mohammedaner, sondern stets ein Christ gewesen.[1] Aben Abu.

Die Uneinigkeit zwischen den Führern Los Velez und Mendoza zwang den König, einen über beiden stehenden Feldherrn mit der Beendigung des Krieges zu betrauen. Der König wählte hiefür seinen hochbegabten jungen Bruder Don Juan, gegen welchen er von dem ersten Augenblicke an, da ihm der Knabe vorgeführt wurde und er ihn mit den Worten anredete: „Fasse Muth, mein Kind, du stammst von einem großen Manne ab. Der Kaiser Karl V., der jetzt unter den Seligen wohnt, ist dein und mein Vater", eine wirklich liebevolle Gesinnung bewies; er hieng ihm das goldene Vlies um den Nacken, schnallte ihm ein Schwert um die Hüften, er wies ihm einen Palast in Madrid an, gab ihm den Titel Excellenz und den Namen Don Juan von Österreich; er gab ihm Quixada zum Oberstthofmeister, er sandte ihn mit seinem Sohne Don Carlos und seinem Neffen Alexander Farnese auf die Universität Alcala. Philipp hatte Freude an des Bruders Fortschritten, ja sogar an seiner heimlichen Flucht nach Barcelona, als der Jüngling an der Vertheidigung Maltas gegen die Türken theilnehmen wollte, obschon er ihm in Briefen mit seiner Ungnade drohte, wenn er mit den königlichen Befehlen spiele. Diese Kriegsluft des Jünglings gewann ihm die Liebe der Spanier: „Er ist ein wahrer Sohn des Kaisers!" riefen die Soldaten. Und als Don Juan gegenüber den Verirrungen des Don Carlos sich ebenso klug als hochsinnig zeigte, stieg der Jüngling in der Gunst des Königs, der, um seinem Ehrgeize eine Laufbahn zu eröffnen, ihm 1568 den Oberbefehl über die Flotte übertrug, welche gegen die Berbern kreuzen sollte. Die Fahrt gelang, die Seeräuber wurden geschlagen — und jetzt wurde Don Juan mit Beendigung des Maurenkrieges betraut.[2] Don Juan.

Die Briefe des Königs zeigen, wie vorsichtig er über das Leben des heißblütigen Jünglings wachte, der in seinem Heldensinne, statt sein Leben als Feldherr zu schonen, sich immer zuerst in das heißeste Schlachtgetümmel stürzen wollte. Es kam zu grimmigen Kämpfen in der Vega, Don Juan wurde mehrmals nur wie durch ein Wunder gerettet. Quixada erhielt eine tödtliche Wunde. Schwer war der Kampf um die Festung Galera, Minen brachten die tapfer vertheidigte endlich zum Falle. Mit ihr war der wichtigste Platz der Mauren genommen. Don Juan versprach allen, die binnen zwanzig Tagen sich unterwerfen würden, vollkommene Amnestie. Die Überzeugung von der Hoffnungslosigkeit des Widerstandes griff bei den Morisken um sich, trotzdem viele Freiwillige aus Afrika in ihre Reihen eingetreten waren. Aben Abu wies jedoch alle Gunstbezeugungen des Königs von sich: er werde widerstehen, so lange ein Mensch in den Albujarras aushalte. Da fiel der Sultan durch die Dolche seiner eigenen Anhänger. Krieg in der Vega.

Der König befahl, alle Morisken des Königreiches Granada in das Innere des Landes zu versetzen. Solches geschah im November 1570. Sie wurden in das Gebiet von La Mancha, in die nördliche Grenze Andalusiens,

[1] Wie bedenklich 1569 der Kampf wurde, zeigt der Brief des französischen Gesandten an Katharina von Medici, dass der Großherr von Frankreich die Begünstigung erbitte, seine Flotte in Toulon überwintern zu lassen, sobald sein Entschluss, den Morisken beizustehen, reif sei, und dass auch ein Hilfsheer aus Algier ihnen zugesagt sei. Charrière, Négociations, III. p. 94.

[2] Havemann, Don Juan, S. 1—66.

Verpflanzung der Moriskos.

in die beiden Castilien, nach Estremadura und nach Galicia versetzt. Unter den lautesten Ausbrüchen des Schmerzes schieden die Morisken aus der liebgewordenen Heimat. In ihren neuen Sitzen mußten sie auf ihre alten Bräuche, ihre Feste, ihre Religion, ihre Sprache verzichten. — Castilier wanderten in Granada ein, um die Verbindung der Mauren mit Afrika für immer abzubrechen. Aber auch hier galt der alte Spruch: „Wenn Afrika geschlagen wird, hat Castilien zu trauern." Die Vega verödete.[1]) Das Geheimnis mancher Industriezweige gieng verloren. Die Morisken blieben auch in ihren neuen Sitzen, so sehr sie sich äußerlich als Christen und Spanier geberdeten, im Herzen ihrer Nationalität und Religion anhänglich. Don Juan aber zog nach Madrid, um als Lohn seiner Thaten den Oberbefehl über die Flotte der Liga zu übernehmen und den Sieg bei Lepanto zu erringen, den wir früher[2]) geschildert haben.

Viel folgenschwerer als der Aufstand der Morisken wurde

Der Aufstand der Niederlande.

Für Karl V. waren die Niederlande eine der einträglichsten Provinzen, unter seinem Sohne Philipp II. verschlangen sie die Schätze, die Kräfte Spaniens.

Das kleine Land, aus 17 Provinzen bestehend, zählte 208 ummauerte Städte, 150 Flecken mit Stadtrechten, 6300 Dörfer, 60 Festungen; es war das bevölkertste Land Europas und das Volk eines der fleißigsten, geschicktesten, reichsten, am meisten freiheitsliebenden.[3]) Die Bevölkerung bestand im Norden vorzugsweise aus Friesen, im Süden aus Wallonen und Belgen, in der Mitte aus Franken und Sachsen.

Friesen.

Die Friesen, ein Volk von Viehzüchtern, Fischern, Schiffern und Händlern, saßen von der Schelde nordwärts bis zur Elbe am Küstenland. Auf den fetten Auen gedeiht das Gras, das Meer lockt zum Fischfang, zur Seefahrt — es weckt den Verstand, die Thatkraft; es reißt dem Bewohner den Boden unter den Füßen weg, wenn er es nicht eindeicht und ihm immer wieder abkämpft. Der Friese ist ruhig, fast phlegmatisch, aber hartnäckig und unerschütterlich, tüchtig und anstellig, er liebt die Freiheit und Gleichheit; es waren Bauerngemeinden, unter denen der Adel nur schwer emporkam. Anders bei den Wallonen oder Walen im Süden, in Hennegau, in Namur, im Lütticher- und Luxemburgerland, unter den Resten

Wallonen.

---

[1]) Gams bemerkt (Kirchengeschichte Spaniens, III, 2, S. 228): „Heute noch ist dem Lande das Gepräge der Noth und der Armut aufgedrückt. Wie im zwölften Jahrhundert die mozarabischen Christen fliehen mußten vor den Mauren, so jetzt die Mauren vor den Christen. Die Exclusivität des spanischen Charakters, seien die Spanier Mauren oder Christen, zeigte sich aufs neue. Tolerant sind die Spanier erst, wenn ihnen jeder Glaube gleichgiltig geworden ist."

[2]) Vergl. oben S. 200—206.

[3]) Theodor Juste, Les Pays-bas sous Charles Quint.

altkeltischer Völkerschaften! Da sah man von jeder Ritterburg den Rauch aus den Kaminen von drei anderen, da lebte ein Geschlecht, das Jagd und Fehde, Musik und prachtvolle Feste liebte.[1]) Das Volk war kriegslustig, die Städte nur erweiterte Festungen. Zwischen beiden gediehen die Flanderer, ein gescheidtes, fleißiges Volk, das Ackerbau, Viehzucht, wie Handel und Gewerbe liebte. Deutsches und welsches Blut hatte sich bei den Flanderern vielfach gemischt, sie hatten den Fleiß und die Ausdauer des Deutschen, das Feuer, die Beweglichkeit, die Kampflust des Kelten. In Brabant gab es glänzende Rittergeschlechter und tüchtige Bauern, deutsche ruhige Art und bedächtigen Fortschritt. Von Utrecht war einst die Bekehrung der Friesen ausgegangen; es war das Rom der Niederlande, voll prächtiger Kirchen und guter Schulen. In Holland, d. h. dem hohlen Lande, das nur aus einer oberen Grasdecke bestand, unter dem das flüssige Moor war, zeigt die Geschichte zuerst Bataver, dann Franken, Friesen und Sachsen; es wurde durch seine Lage und den Sinn seiner Bevölkerung, durch Handel und Gewerbe das Kernland.[2]) Im fünfzehnten Jahrhundert waren diese Gebiete bedeckt mit heiteren Dörfern und glänzenden Städten, voll kräftiger Männer und schöner Frauen, reich an Kunstwerken und Erzeugnissen des Gewerbefleißes. Wohlhabenheit und heitere Lebenslust walteten allenthalben. Holland.

Antwerpen war damals der erste Handelsplatz der Welt, 300 Schiffe liefen täglich in seinen Hafen, in welchem oft 2500 zu gleicher Zeit lagen; 2000 Lastwägen kamen jede Woche aus Deutschland, 5000 Kaufleute versammelten sich täglich auf seiner Börse. Es gab fast keine Armen, keine Kinder, die nicht lesen und schreiben und wenigstens zwei Sprachen sprechen konnten, niemand aß das Brot der Faulheit. Antwerpen wurde in seiner Schönheit und ob seines Gewerbefleißes mit Venedig verglichen, Gent mit Verona. Antwerpen zählte 100.000, Gent 70.000, Brüssel 75.000 Einwohner, während London damals bloß 150.000 zählte. Karl V. sagte witzig: Er könne Paris in seinen Handschuh (gant) stecken. Als die Gemahlin Philipps des Schönen in Brügge einzog, äußerte sie: „Ich glaubte allein Königin zu sein, und finde hier deren Hunderte.“ Die Männer waren kräftig, arbeitsam, tapfer, freiheitstrutzig, die Frauen schön und sittsam. Ackerbau, Viehzucht blühten wie Gewerbe und Handel, Kunst und Wissenschaft. Starkes Wolltuch wurde gewoben und nach allen Theilen der Welt versandt wie Leinwand, Seidengewebe und glänzende Tapeten. Ihre Schiffe besuchten die Küsten der Levante, wie die Häfen Afrikas, und ihre Flagge wehte in Ostindien wie in den Gewässern der andern Hemisphäre. Für die Bildung des ganzen Volkes zeugt am meisten, dass sogar jedes Dorf seine Schule hatte, zeugen die Schulen der Rederykers, die sich durch das ganze Land verzweigten, zeugen die dramatischen Darstellungen, die Mysterien und Moralitäten, an denen das Volk mitspielend oder zuschauend den lebhaftesten Antheil Reichthum. Handel. Rederykers.

[1]) Löher, Jakobäa von Bayern und ihre Zeit, I, S. 1—14.

[2]) Der Boden Hollands ist der Kampfplatz zwischen Erde und Meer, der gegenwärtige Zustand eine Art Vertrag zwischen beiden Elementen. Mit Stolz sagt darum ein holländischer Dichter: „Die Natur hat nichts für uns gethan, ihre Gaben hat sie uns vorenthalten und alles, was man in unserem Lande sieht, ist das Werk der Arbeit, des Fleißes, der Industrie.“ — „Was sind die sogenannten Kunstbauten der übrigen civilisierten Länder der Welt — was die monumentalen Bauten der Vorzeit gegen die Schleußenwerke von Katwijk, gegen die Deiche von Westkapellen und vom Helder?“ — fragt Wild in seinem Werke „Die Niederlande“, Leipzig 1862, Bd. I, S. 57. Die Pyramiden Ägyptens sind die Denkmäler des Despotismus und der Sclaverei; die Wasserbauten der Holländer sind die Denkmäler der Energie, der Kunst und der Ausdauer eines freien Volkes.“

nahm, zeugen die Bruderschaften von Büchsen- und Armbrustschützen, von Schwertfegern, die sich in Waffen übten, und in jährlichen Festen ihre Kunst zur Schau stellten. Die Rederykers sind in den niederländischen Städten, was die Meistersinger in den deutschen, sie bestanden nicht bloß in großen Städten, sondern auch in unbedeutenden Dörfern; sie dichteten zierliche Liebesgedichte, fromme Legenden, Dramen, aber auch derbe politische Spottlieder und übten auf den öffentlichen Geist die größte Wirkung aus. Im ganzen, kann man sagen, trug das Leben den Charakter der Wohlhabenheit, Heiterkeit, Arbeitsamkeit und Bildung.

Burgundischer Kreis.

Der ganze burgundische Kreis bestand aus siebzehn Landschaften, darunter waren vier Herzogthümer, nämlich Brabant, Limburg, Luxemburg und Geldern; sieben Grafschaften, nämlich Artois, Hennegau, Flandern, Namur, Zütphen, Holland und Seeland, die Markgrafschaft Antwerpen; fünf Herrlichkeiten: Friesland, Mecheln, Utrecht, Oberyssel, Gröningen. Das Ganze bildete nie eine Nation, sondern einen Haufen von Republiken; das Gefüge der Verfassung war lose, mehr für den Frieden, als für den Krieg. Es gab zwar in Mecheln ein oberstes Gericht, an das man apellieren konnte; hin und wieder kamen auch Generalstaaten zusammen, aber sie hatten nur das Recht der Bitte um Abstellung von Beschwerden, kein Recht der Gesetzgebung, kein Recht, Steuern zu bewilligen, das thaten die einzelnen Staaten. — In diesen waren die Stände wieder verschieden organisiert.

Beginn der Reformation.

Wie die Wasser von den Bergen Europas nach den Niederlanden fließen, so wurden diese auch von den Ideenströmungen berührt. Der Schrei der Reform, den Luther ausstieß, fand auch in den Niederlanden seinen Widerhall. Von allen Seiten kamen durch die Fremden die Bücher der neuen Lehre ins Land. Namentlich fand der Radicalismus der Reformation, die Wiedertäuferei, viele Anhänger. Trypmacher gründete, durch Melchior Hofmann angeregt, in Amsterdam die Melchioriten; Matthiesen, sein Schüler, gab sich für den Herrn aus und sandte die Apostel aus, welche nach Münster kamen. 1535 sah eine Versammlung unter Leitung Snyders Gott! Jan van Galen verheerte Klöster. 1535 giengen in Amsterdam Wiedertäufer, Männer und Weiber, nackt durch die Straßen und schrien: „Wehe, wehe! der Zorn Gottes!“ und weigerten sich, als sie festgenommen wurden, Kleider anzuziehen mit den Worten: „Wir sind die nackte Wahrheit!“ Sie wurden alle hingerichtet. Karl hatte in den Niederlanden, als seinem Eigenthume, die Vollziehung des Wormser Edicts befohlen, alle Privatversammlungen, alles Lesen verbotener Bücher bei Todesstrafe verboten. Es fanden Hinrichtungen statt, die häufige Wiederholung seiner Befehle zeigt aber, dass sie säumig vollzogen wurden. Im großen und ganzen blieb unter ihm das Volk der alten Kirche ergeben. Keine einzige neue Secte entstand in den Niederlanden,[1]) das Streben gieng auf Erwerb, nicht auf neue Dogmen.

[1]) Hugo Grotius, Annales, I, p. 8. — Matthias Koch, Untersuchungen über die Empörung und den Abfall der Niederlande. Leipzig 1860, S. 1—4.

Nicht von der Reformation gieng der Aufstand in den Niederlanden aus, sondern vom unzufriedenen Adel; nicht weil er die Freiheiten der Niederländer antasten wollte,[1]) sondern weil er sich beim Volke nicht beliebt zu machen wuſste, verlor Philipp II. die Niederlande, eines der schönsten Juwele in seiner Krone.

Karl V. hielt die Reformation strenge nieder und beim Abschiede prieſen ihn die Niederländer als den Schirmherrn der Religion; seine Hand lag oft schwer auf ihnen und doch weinten sie bitterlich, als er von ihnen schied. Aber er war ein Flamänder, in Gent stand seine Wiege, er redete ihre Sprache, hielt es nicht unter seiner Würde, einen Trunk Bier von ihren Bauern anzunehmen, bei ihren Festen mit Armbrust und Büchse wettzuschieſsen, mit ihren Edeln Carroussel zu reiten. Sie waren stolz auf seine Siege, seine Größe, seinen Ruhm, er war einer der Ihren; ihr Handel nahm einen hohen Aufschwung in seinen weiten Reichen. Wie ganz anders war da Philipp, steif, zurückgezogen, stolz, er liebte nur spanische Sprache, Art und Sitte, spanische Umgebung;[2]) er war kein Kriegsmann und der waffenlustige Adel fand unter ihm nicht, wie unter Karl, Beschäftigung, Unterhalt und Geschenke. Der Spanier und der Niederländer sind ganz verschiedene Naturen und stoßen sich ab. Philipp II. brachte unter seinem Gefolge von 1500 Mann fast nur Spanier in die Niederlande und das hochfahrende Wesen derselben wurde ihm zur Last gelegt.

Karl V.

und Philipp II.

Der Adel grollte ihm, er fand an ihm nicht einen freigebigen, heitern, ruhmreichen Herrn, wie an Karl V.; er wurde häufig übergangen, als Stellen vertheilt wurden. Namentlich war der brennende Ehrgeiz des Wilhelm von Oranien verletzt.

Groll des Adels.

Wilhelm von Oranien ist ein Nassauer,[3]) nicht aus der Wallramischen, sondern aus der Ottonischen Linie. Otto II. von Nassau-Dillenburg vermählte sich 1331 mit der Gräfin Adelheid von Vianden und die ausgedehnten Erbschaften der letzteren Familie kamen an seine Nachkommen. Engelbert I. spielte eine große Rolle am Hofe der Herzoge von Burgund, Engelbert II. stritt für Karl den Kühnen bei Nancy, Heinrich III. stand in hohen Ehren bei Karl V. Sein Sohn Renat erbte von der Mutter her, einer Claudia von Chalon, das Fürstenthum Oranien, dessen Wappen er annahm, mit der Devise: „Je maintiendray Chalon“, woraus später das einfache „Je maintiendray“ entstand. Sein voller Titel war: „Von Gottes Gnaden Renatus (René)

Oraniens Abstammung.

[1]) Holzwarth, Der Abfall der Niederlande. Schaffhausen 1865. I, XIII—XIV gegen Juste, Histoire de la Révolution des Pays-bas sous Philippe II. Bruxelles 1855.

[2]) So berichtet 1559 der Venetianer Michel Suriano. Vergl. Gachard, Relations des ambassadeurs Vénitiens sur Charles-Quint et Philippe II. Bruxelles 1856. Ähnlich Badoaro 1557.

[3]) Der alte Hass Adolfs von Nassau gegen den Habsburger Albrecht lebte in ihm neu auf, wie eine Stelle der „Apologie“ bezeugt, Défense du très-ill. pr. Guillaume. Delft 1581, p. 30. — Koch, l. c. S. 7.

Prinz zu Uranien, geboren von Nassau und Chalon, Graf zu Katzenellenbogen, Vianden, Dietz, Tonnerre, Penthièvre, Charny, Herr zu Breda, Diest, Warneton, Arley, Nozeroy und Chatelbelin"; er fiel, sechsundzwanzigjährig, 1544 bei der Belagerung der Grenzfestung St. Dizier. Der Kaiser verweilte beim Schmerzenslager seines Lieblings bis zum letzten Athemzuge. In seinem Testamente setzte der kinderlose Renat den ältesten Sohn seines Oheims Wilhelm von Nassau, Wilhelm den Verschwiegenen (taciturnus) zum Erben ein — in der Franche-Comté besaß das Haus Chalon allein 30 Herrschaften und 360 Ortschaften. Karl V. verwendete seinen ganzen Einfluss, um das Testament aufrecht zu erhalten, und erzwang vom König von Frankreich die Freigebung des sequestrierten Fürstenthums Oranien. Wilhelm verzichtete dagegen auf sein väterliches Erbe und das ganze Landestheil der Dillenburgischen Linie. Geboren 25. April 1533 zu Dillenburg, war Wilhelm, wie sein Vater, dem Augsburgischen Bekenntnisse zugethan.

Jugend. Der Kaiser übernahm jetzt seine Erziehung und that ihn zunächst an den Hof seiner Schwester Maria von Ungarn, General-Statthalterin in Brüssel. Der Jüngling gefiel durch seine edle Gesichtsbildung, durch sein feines Wesen, durch seine Gewandtheit, sich in Verhältnisse und Personen zu schicken, durch seinen

Bildung. frühreifen Verstand, seinen vielverheißenden würdigen Ernst. Der Kaiser hatte seine Freude an ihm, er weihte ihn selber in die Staatskunst ein, lobte oder berichtigte sein Urtheil, suchte ihn zum Kriegsmanne zu bilden, übergab 1555 dem Einundzwanzigjährigen die Führung eines Heeres — in der Kriegführung hatte jedoch Wilhelm nie Glück —, freite für ihn Anna von Egmond, die reichste Erbin der Niederlande, durch deren viele Besitzungen Wilhelm auch Einfluss in den nördlichen Provinzen gewann. Noch vorhandene Briefe beweisen, dass Wilhelm in dieser Ehe sehr glücklich war. Auf seines Lieblings Schulter stützte sich der Kaiser, als er 1555 von den Niederlanden bewegten Abschied nahm.[1])

Ehrgeiz. Wird sich auch Philipp auf Oranien stützen? — Dieser hoffte und wünschte es, anfangs schien es auch so. 1556 verlieh ihm der König den Orden vom goldenen Vlies, im Feldzuge von St.-Quentin nahm er ihn zum Begleiter, wählte ihn zum Unterhändler beim Frieden von Cercamp, zum Gesandten bei Heinrich II. und Bürgen für die Aufrechthaltung des Friedens von Cateau-Cambresis. Oranien rechnete sogar auf die Statthalterschaft der Niederlande und warb um die Tochter der Christine von Lothringen, als diese dafür Aussichten zu haben schien. Philipp konnte aber Oranien nicht hiezu wählen, ohne Egmond zu beleidigen, der nach derselben Würde strebte; überdies mochte er diese ehrgeizigen Großen nicht noch mächtiger machen. Auch wurde Christine nicht Statthalterin, weil sie, arg verschuldet, zu sehr nach der Statthalterschaft strebte. Granvella empfahl Margaretha von Parma: sie war eine Halbschwester des Königs, also dadurch, wie durch den Wunsch ihres Gemahls Ottavio Farnese nach dem Besitze von Piacenza, dessen Rückgabe von Philipp abhieng, an diesen und seine Interessen gebunden; sie war am Hofe der Maria von

[1]) Von grobem Undank Wilhelms zeugt die Stelle Apologie, p. 48, wo er den Kaiser den Nachkommen eines Bastards, des Heinrichs von Castilien, nennt; und p. 39, wonach er schon zu Karls V. Zeit sich mit dem Plane trug, ihm die Niederlande zu entreißen.

Burgund erzogen, kannte das Land und war doch nicht in seine Parteiung verwickelt; sie war kräftig und verständig, also zur Stelle geeignet. Vom Augenblicke an, da sein Ehrgeiz verletzt war, hasste Wilhelm den König und seinen Rathgeber Granvella.

Und Oranien war ein gefährlicher Feind: Niemand wusste besser das Wasser zu trüben, um zu fischen, niemand andere für seine Pläne geschickter voranzuschieben und selber geschützt sich im Hintergrunde zu halten, niemand berechnete schärfer Personen und Verhältnisse und sann auf Abwehr der Gefahr, ehe diese noch sichtbar wurde. Niemand wusste richtiger die entstehenden Gedanken und Pläne anderer zu errathen — und seine eigenen tiefer zu verbergen und mit eiserner Standhaftigkeit durchzuführen. Philipp und Oranien wollten beide selbständig herrschen, die Niederlande war für diese zwei zu enge, einer musste weichen. Die Religion aber war die Waffe, mit der Oranien seinen König aus dem Lande trieb. Und doch war sie ihm nur Vorwand, Mittel, nie Sache seines Herzens, Oranien hatte keine Religion. Religion.

Im Augsburgischen Bekenntnisse erzogen, benahm sich Wilhelm von Oranien. Oranien am Hofe Marias als Katholik. Als Christine von Lothringen nicht Statthalterin wurde, warb er um Anna, die Tochter des Kurfürsten Moriz von Sachsen; in Dresden ließ er sagen: er sei dem Protestantismus heimlich sehr gewogen; wenn er ihn auch nicht öffentlich predigen lassen dürfe, so werde er der Prinzessin doch einen evangelischen Prädicanten und die Sacramente nach ihrer Weise verstatten. Dem König Philipp aber versicherte er, er habe das katholische Bekenntnis seiner Braut bedungen und werde nie zugeben, dass seine Frau anders als katholisch lebe. Am Hochzeitstage äußerte er vertraulich, er wünsche nicht, dass seine Frau mit der melancholischen Lectüre der Heiligen Schrift sich befasse, statt ihrer möge sie den „Amadis von Gallien“ und andere kurzweiligen Bücher lesen.[1]) An den Papst schrieb er, er wünsche, dass die Pest der Häresie, wenn sie je in sein Fürstenthum dringe, vertilgt werde. Während seiner Machtstellung im Aufstande ließ er die Katholiken aufs blutigste verfolgen. — Daraus ergibt sich auch die Unwahrheit seiner Vertheidigung: „Als ich wegen Friedensunterhandlungen nach Frankreich gesandt ward, vernahm ich aus dem eigenen Munde des Königs Heinrich, dass der Herzog von Alba mit dem Clerus Rath pflog wegen Ausrottung aller sowohl in Frankreich, wie in den Niederlanden und in der ganzen Christenheit vorhandenen Ketzer. Ich gestehe, Mitleid ergriff mich für diese vielen guten Menschen und besonders für dieses Land, und bewog mich, dass ich zu jener Zeit den Plan fasste, alles zu thun, damit dieses spanische Lumpengeschmeiß aus dem Lande gejagt werde.“[2]) — Religion war nur Maske bei Oranien. Arglist, Heuchelei, Lüge sind schlimme Züge in seinem Charakter. Wie den Cäsar trieben ihn Arglist und Verschuldung — durch sein verschwenderisches Leben war er aufs tiefste verschuldet — alles auf Zweideutigkeit.

[1]) Raumer, Histor. Taschenbuch, VII, 1836. — Koch, l. c. S. 10. — Groen van Prinsterer, Archives ou Correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau. 1835. — Gachard, Correspondance de Guillaume le Taciturne prince d'Orange. 1850.

[2]) Apologie, p. 40.

einen Wurf zu setzen. Anna war „ungeschickten Leibes und heftiger Gemüthsart", die 70.000 Reichsthaler, die sie als Mitgift ihm beibrachte, giengen bei den Festen der Vermählung auf. Oranien wollte durch ihre Hand bloß die Hilfe der protestantischen Fürsten für seine Pläne gewinnen. — „Katholiken", meint ein Zeitgenosse, „hielten den Prinzen für einen Katholiken, Lutheraner für einen der Ihrigen." Wilhelm gehörte in der That zu jenen hochmüthigen, berechnenden Naturen, welche eine Religion allenfalls als Maske gebrauchen und nichts glauben, als dass sie berufen seien, andere, welche sich für sie opfern sollen, an der Nase herumzuführen.[1])

Egmond. Mit Oranien war Lamoral (Amurad) Graf von Egmond der angesehenste Edelmann des Landes. Geboren 1522, aus einem Hause, welches einst der Landschaft Geldern Herzoge gab, durch seine Mutter Fürst von Gauer, durch Karl V. Ritter des goldenen Vliefses, war Egmond mehr Mann des Gemüthes, als der Berechnung wie Oranien, offen, leutselig, fröhlich, ein tapferer Soldat, der beste Schütze, der schönste Mann, aber auch leicht verführbar, ein unklarer, schwankender Charakter; mehr heldenmüthiger Soldat als scharfblickender Feldherr, hatte er durch seine stürmische Tapferkeit am meisten zum Siege bei Gravelingen und St.-Quentin beigetragen, der Siegesruhm aber auch sein Selbstgefühl über das Maß gesteigert.

Übrigens wurden beide vom König mit sehr ausgiebigen Stellen bedacht. Oranien wurde Statthalter über Holland, Seeland, Utrecht; Egmond über Staatsrath. Flandern mit Artois. Beide wurden Mitglieder des Staatsrathes. Daneben aber ordnete Philipp einen Privatrath für die Statthalterin an, bestehend aus Granvella, Berlaymont und Viglius. Dieser geheime Rath entschied in allen wichtigen Fällen nach geheimem Befehl über Ämtervertheilung und Gnadenerweisung.

Granvella. Die Seele desselben war Granvella, der Sohn eines Lieblingsministers Karls V., geboren am 20. August 1517 in Besançon; früh zum Geistlichen bestimmt, studierte er zu Padua, zu Paris und Löwen. Sein Vater hatte sich vom Sohne eines Hufschmiedes durch Geist und Thatkraft zum Vertrauten Karls V. erhoben. Auf den Sohn regneten schon früh Stellen und Auszeichnungen: er wurde im vierzehnten Jahre vom Papste zum Protonotar, im dreiundzwanzigsten zum Bischof von Arras befördert; seine Rede beim Concil gewann den Kaiser derart, dass er ihn zum Staatsrath ernannte. Granvella sprach fünf Sprachen, arbeitete so rasch, dass er fünf Schreiber nebeneinander beschäftigen konnte, war ein gründlicher Kenner der Theologie, der Geschichte, ein Freund und Schützer der Kunst. Beim Tode des alten Granvella hatte Karl V. an seinen Sohn geschrieben: „Ich und Du, wir haben einen großen Verlust erfahren, ein Bett verloren, auf dem sich sicher und sorglos ruhen ließ." — Der jüngere Granvella verdiente und genoss nicht minderes Vertrauen: er war ein treuer und geschickter Diener seines Herrn, er meinte es mit dem Lande wohl, wie mit dem König. Im Parteikampf vergaß er Beleidigungen, nie aber Wohlthaten. Der Hass, den Oranien damals bei einem ganzen Volke gegen ihn erregte, ist

[1]) Matth. Koch, l. c. S. 15—20. Im Alter von 30 Jahren hatte Wilhelm schon 900.000 Gulden Schulden bei einer Jahreseinnahme von 152.785 Gulden, worunter 98.366 den Amtsgehalt bildeten. Ponti Heuteri, Opp. hist., p. 388.

längst vor einer ruhigeren und gewissenhaften Betrachtung der Dinge erloschen. Gachard[1]) nennt Granvella mit Recht einen der hervorragendsten Staatsmänner seines Jahrhunderts und bekennt offen, dass er das Wohl, die Ruhe und den Glanz der Niederlande wollte, dass sein Abgang aus Brüssel unselige Folgen nach sich zog, und dass sein Verbleiben bei den Geschäften, bei der Regierung, das Land, welches bisher das glücklichste und blühendste von Europa war, vor all den Täuschungen und Unglücksfällen bewahrt hätte, die es mit Elend erfüllten. Am 8. August 1559 erfolgten diese Ernennungen: Hoorne wurde Admiral der Flotte, viele Edelleute waren mit Statthaltereien oder mit Officiersstellen bei den Ordonnanzbanden bedacht. —

Die Stimmung des Adels war grollend, und diesen Umstand gegen seinen König zu gebrauchen verstand niemand besser als Oranien. Die Reihe von Schritten, zu denen er den Adel zu verleiten wusste, ist eine wahre Musterschule, wie man ein Volk zum Abfall bewegen und einem König ein Land entreißen kann. Philipp verlangte von den Ständen, die er am 7. August in Gent eröffnete, drei Millionen an Gold. Die Stände verlangten dagegen zuerst die Entfernung der spanischen Truppen aus dem Lande; es waren 3000 Mann, allerdings Kerntruppen, hin und wieder zügellos, aber was konnten diese der Freiheit des Landes schaden! Oranien aber flüsterte den Ständen ins Ohr,[2]) der König wolle diese Truppen im Lande lassen, um die Protestanten auszurotten und mit Strafgeldern seine Casse zu füllen. Vergebens betonte Philipp II., dass diese Truppen bei der unsicheren Haltung Frankreichs zum Schutze der Grenze nöthig und ein Kern seien, an den sich die einheimischen Truppen bei einem Überfall anschließen könnten, dass er sie keinesfalls lange hätte im Lande belassen wollen, und dass sie aus Spanien bezahlt würden. Der König musste versprechen, sie in kürzester Zeit abzuberufen. Sein Herz war von Unmuth erfüllt, und als er am 25. August 1559 zu Vlieffingen sich einschiffte, verlor er, als Oranien noch einmal vom Willen der Stände sprach, seine Selbstbeherrschung, fasste zürnend Oranien an der Schulter mit den Worten: „No los estados, ma vos, vos, vos!“ („Nicht die Stände, sondern er, er, er!“)[3]) Philipp sollte sein Land nicht widersehen; dass er es in diesem Augenblicke der Gährung verließ und dem lauernden Oranien Platz machte, wird ihm von vielen Schriftstellern zum Fehler angerechnet. Nachrichten über Bewegungen unter den Morisken und das Eindringen protestantischer Lehrmeinungen sollen ihn zu schleuniger Abreise veranlasst haben. In Wahrheit trieb ihn Widerwille aus dem Lande. Die Truppen mussten im December abziehen. Es war der erste Sieg Oraniens über den König und das königliche Ansehen.

Philipp II. reist ab.

Die Truppen.

---

[1]) Gachard, Correspond. de Philippe II., p. CLXIX ff., CLXXXII.
[2]) Apologie, p. 39.
[3]) Oder „du, du, du“. Über „vos“ als Anrede an die Vasallen vergl. Koch, l. c. S. 22.

Die Bisthümer.

Als die Truppen eingeschifft waren, warf sich die Agitation auf eine andere Frage, auf die der Bisthümer.[1]) Es waren nur drei bischöfliche Stühle in den siebzehn Provinzen, der zu Tournay, Arras und Utrecht, und die Herden zu groß für die Überwachung eines Hirten. Ein Theil der Niederlande gehörte zu den Sprengeln von Köln, Trier und Münster. Die Bischöfe waren seit Menschengedenken nie zur Übung ihrer oberhirtlichen Pflichten in die Niederlande gekommen. Bei der Wahl für Stühle in den Niederlanden selber wurde meist mehr auf die Geburt, als auf Bildung und Tugend gesehen. Passte der Oberhirte nicht auf seine Stelle, so kann man danach auf die Würdigkeit der Äbte und Pfarrer schließen — und bei diesem verwahrlosten Zustande der Kirche war das Eindringen der Neuerung leicht; verkommene Geistliche wurden die eifrigsten Prediger derselben. Karl V., der seine Niederlande liebte und in der alten Religion erhalten wollte, unterhandelte daher schon längst mit dem römischen Stuhl um Vermehrung der Bisthümer. Kleine Diöcesen, so dass ein Bischof sie leicht überwachen kann, tüchtige Bischöfe, welche sich einen gebildeten und tugendhaften Clerus erziehen, das schien Karl V. das beste Mittel für das Wohl der Religion und der Heimat, entsprechend den Bedürfnissen des Volkes und den Interessen der Religion. Philipp setzte die Unterhandlungen seines Vaters nur fort und brachte sie mit Paul IV. zum Abschlusse, denn die Errichtung neuer Bisthümer sei das einzige Mittel, die Pest der Häresie von den Niederlanden fernzuhalten. Danach sollten vierzehn Bisthümer mit drei Erzbisthümern errichtet werden: die Bisthümer Antwerpen, Bois-le-duc, Röremonde, Gent, Brügge, Ypern sollten zum Erzbisthum Mecheln gehören; Deventer, Harlem, Leuwarden, Middelburg und Gröningen zum Erzbisthume Utrecht; Arras, Tournay, St.-Omer und Namur zum Erzbisthum Cambray gehören. Philipps Eifer in dieser Sache war rein,[2]) wenn auch die Staatsgewalt durch Vermehrung der Bischöfe insofern ihren Vortheil zog, als die Vermehrung der Bischöfe auch eine Vermehrung der Stimmen für die Regierung in der Ständeversammlung war, denn die Bischöfe wurden vom Könige ernannt.

Die Abteien.

Schwierig war die Dotation dieser Bischöfe, ein Erzbischof sollte 5000, ein Bischof 3000 Ducaten erhalten. Als sich die Krondomänen schon zu sehr beschwert zeigten, erbot sich der König, sogar die Erträgnisse der in Spanien vacanten Bisthümer für die Niederlande zu verwenden. Granvella verfiel auf den Plan, diese Dotationen in den Abteien zu finden, die in der Nähe der neuen bischöflichen Kirchen lagen und mit diesen vereinigt werden sollten. So weise und wohlthätig diese Maßregel war, einen so hohen Hass rief sie hervor bei den Prälaten, deren Sprengel gekürzt, und dann bei den Mönchen, deren

---

[1]) Gachard (Correspond. de Philippe II., vol. I, XCV—C) nennt die Maßregel eine weise, zum Vortheil des Landes berechnete.

[2]) Gachard, Correspond. de Philippe II., Rapport XCIII.

Abteien eingezogen werden sollten,[1]) endlich beim Adel, der sich eine Versorgungsanstalt für nachgeborene Söhne entzogen sah, namentlich durch die Bestimmung, dass die Ehrenstellen an den Domkirchen nur mit Männern von tüchtigen Studien zu besetzen seien. Man klagte über den Eingriff in die Freiheit und Privilegien, die Mönche schrien dem Adel nach „dumm wie die Büffel“,[2]) meint Granvella, und im Volke hallte das Geschrei wieder: man wolle mit den Stühlen nur die spanische Inquisition ins Land bringen und alle Freiheit ausrotten; schon hätten die Pfarrer den Befehl erhalten, Blutbücher anzulegen, in die alle der Ketzerei Verdächtigen eingetragen werden müssten. Die Agitation wurde so gewaltig, dass selbst Granvella, der wider seinen Willen zum Erzbischof von Mecheln ernannt worden war, die Errichtung dieser neuen Bisthümer verwünschte, dass viele Bischöfe nie zu ihren Stellen kamen, dass der König in Betreff der Abteien nachgeben musste, dass viele Bischöfe in ihren neuen Stühlen ihres Lebens nicht sicher wurden. Der Riss zwischen König und Volk war erweitert.

Charakter der Revolution.

Diese Frage hatte ihre Dienste gethan, Oranien ließ sie jetzt fallen und griff zu einer andern — und Matthias Koch kommt darum im Verlaufe seiner Untersuchungen über den Abfall der Niederlande zu dem schneidigen, aber richtigen Urtheil, dass die Umwälzung nicht eine aus der inneren Grundbedingung hervorgegangene Erscheinung des staatlichen Lebens, sondern eine gemeine Adelsverschwörung war, begründet im Geiste des sechszehnten Jahrhunderts, welches deren mehr als eine ausbrütete, weil eben damals der Adel und die Fürstengewalt miteinander im Kampfe lagen.

„Das Volk wurde nur durch die Umtriebe der Großen infolge der mit der politischen Bewegung enge verknüpften Glaubensabtrünnigkeit in die Reformation theils fortgerissen, und selbst auch dazu gezwungen. In ihren Anfängen tragen die niederländischen Unruhen nicht das Gepräge einer nach langer innerer Gährung plötzlich zum Ausbruch gekommenen allgemeinen Auflehnung an sich, sondern das einer von Parteihäuptern planmäßig geleiteten und Schritt für Schritt erfolgten Abschwächung und Untergrabung der Regierungsgewalt. Für diesen Zweck griff die Opposition theils den vorgefundenen Stoff begierig auf, theils zog sie den, der im Hintergrunde lag, arglistig hervor, dass sie ein Hauptaugenmerk auf Unterhaltung einer die Ruheliebe des Volkes verscheuchenden Agitation richtete. Wenn man bedenkt, dass Jahre verflossen, bis es gelang, das Volk aus seinem behäbigen Zustand zu bringen, und alle zur Aufreizung nacheinander angewandten Mittel fehlschlugen, so dass es, um sie zu bewirken, der Verführung zum Religionsabfall bedurfte, so überzeugt man sich, dass die Keime zur Empörung im Volke gänzlich fehlten, dass dieselbe allein Sache des ehrgeizigen und neuerungssüchtigen Adels war.“[3]) —

Inquisition.

Dieselbe Bewandtnis hat es mit dem Vorwurf der Einführung der Inquisition. Philipp II. hat keine Neuerungen getroffen, Karl V. hatte schon das Nöthige verordnet. Die Placate gegen die Irrlehrer sind sehr streng, ganz

[1]) Gachard, l. c. I, p. 202.
[2]) „Ces Abbés sont si stupides, qu'ils se laissent emporter comme des buffles“ — schreibt Granvella an Perez.
[3]) M. Koch, l. c. S. 41.

dem Geiste unserer Zeit zuwider. Aber wir dürfen nicht vergessen, wie mit religiöser Neuerung immer auch Umsturz und Blutvergießen verbunden war.[1]

Die Calvinisten kannten kein Erbarmen mit ihren Gegnern. Luther freute sich über die Plagen, welche die Papisten treffen. Wizel sagte ganz offen: „Wie wolltet ihr die Papisten zu Paaren treiben, wenn ihr kaiserliche Gewalt und noch sieben Könige an euch geflochten hättet? Mein Gott, welch Blutbad sollte dann werden! Haben sie euch mit Besen gestäupt, ihr würdet sie freilich mit Geißeln gürten und alle Schuld also gezahlt nehmen, dass sie weder Haus noch Hof behielten. Das zeigen eure Nachreden und blutgeizigen Schriften.“[2] — Der Fürst hatte mit dem Glauben die Ruhe und zugleich die höchsten Güter seiner Unterthanen zu schützen. Philipp II. hatte in Betreff der Inquisition nur den Unterweisungen seines Vaters gefolgt. Die Verordnungen waren streng, um zu schrecken, sie wurden aber meist milde oder gar nicht vollzogen. Dass eine Untersuchung am Platze war, zeigt ein Bericht über eine Secte, die 1564 in Brügge und Antwerpen entdeckt wurde. Jedes Mitglied der Secte durfte vier Weiber haben und sie entlassen, wenn er sie nicht mehr ernähren konnte. Ihr Prediger war zugleich Versammler und Verheirater, hatte die Gewalt, die Ehen zu schließen und aufzulösen, und gab jedem so viel Weiber, als er ernähren konnte. Die Frauen durften ihre Männer nur mit „Herr“ anreden; äußerten sie Widerwillen gegen das Treiben der Secte, so hatte der Prediger das Recht, sie zu tödten. Wir haben hier wieder eine Abzweigung zur Wiedertäuferei. Übrigens war die Mehrzahl des Volkes religiösen Neuerungen abgeneigt. Handel und Industrie und fröhlicher Genuss des dadurch erworbenen Reichthums waren die Angelpunkte, um die sich sein Leben drehte. Es gab verkommene Klöster, ungebildete und unzufriedene Geistliche, es gab Bischöfe ohne priesterlichen Beruf, aber es gab auch sehr fromme, sehr beredte Mönche, sehr gebildete Pfarrgeistliche. Die Universität Löwen war die Stätte, wo die Wissenschaft gepflegt und zugleich die Jugend im Geiste der Kirche erzogen wurde, und genoss in jener Zeit eines hohen Ansehens. Die Häresie ist künstlich von dem Adel dem Volke eingeimpft worden.

Religiöse Zustände.

Wiedertäuferei.

Löwen.

Das Treiben dieses Adels wurde von niemand besser durchschaut und geschildert als von Granvella; er musste fort, sollten die Herren ans Ruder kommen. Ihn zu verdrängen, war aber keine leichte Aufgabe, denn er besaß das Vertrauen des Königs und der Statthalterin, die sich so strenge an seinen Rath hielt, dass er eigentlich der Regent der Niederlande war. Es galt nun zunächst den Mann, der nie an einen Bruch der Verfassung gedacht hat, als den Feind der niederländischen Freiheiten beim Volke zu verdächtigen, dann die Statthalterin ihm feindselig zu stimmen und den König endlich durch Drohung eines Aufstandes so zu schrecken, dass er Granvella preisgab. Oranien vollbrachte hier wieder ein Meisterstück politischer Intrigue.

Kampf gegen Granvella.

Oranien und Egmond hassten Granvella, denn sein Rath war schuld, dass keiner von ihnen Statthalter geworden. Als Cardinal hatte Granvella

[1] Gams, Zur Geschichte der spanischen Staatsinquisition. Regensburg 1878. — Philalethes, Über die kirchliche und politische Inquisition. Wien 1875.

[2] Döllinger, Reformation, I, S. 129.

vor ihnen den Vorrang, wie im Staatsrath so bei allen Festlichkeiten. Ihr Werkzeug wurde Simon Renard, der, durch den älteren Granvella aus niederer Stellung zu den höchsten Ämtern erhoben, dem Sohne seines Wohlthäters mit Undank und Verrath lohnte. Granvella war in geordneten Vermögensverhältnissen, die Adeligen durch ihre Verschwendung von Schulden erdrückt. Bei Banketten war immer der Pfaffe, welcher durch Vermehrung der Bisthümer das edle Volk der Niederlande in das Joch der spanischen Knechtschaft einschnüren wolle, der Gegenstand der Verhöhnung. Egmond und Oranien, bisher Feinde, vereinigten sich 1561 zum Sturze Granvellas und schrieben dem Könige, wie der Cardinal so anmaßend sei, über alles allein entscheiden wolle, wie sie in den Staatsrath nur berufen würden, um über unbedeutende Dinge Rath zu geben, und dass sie unter diesen Verhältnissen es vorzögen, lieber aus dem Staatsrathe auszutreten. Renard. Hoorne überbrachte dieses Schreiben an Philipp, der, als Hoorne. der Graf sich persönlich über Granvella beklagte, ihn heftig anfuhr: „Unglücklicher, ihr alle beklagt euch über diesen Mann, und wenn ich darüber fragen mag, so weiß keiner eine Ursache dafür anzugeben.“[1]) — Margaretha hatte an Philipp geschrieben: „Granvella dient dem Staate mit Eifer und Redlichkeit und ist erleuchtet; Egmond und Oranien aber folgen nur ihrer Leidenschaft und ihrem Hasse.“[2])

Die trotzige Stimmung der Großen zeigte sich, als Philipp II. verlangte, 2000 Mann von den Ordonnanz-Compagnien sollten zur Unterstützung der Katholiken in Frankreich einrücken. Allein der Adel der Niederlande sah in den Hugenotten Verbündete, widersetzte sich dem Antrage und verlangte Einberufung der Generalstaaten, mit deren Hilfe man Granvella zu stürzen hoffte. Die Regierung erreichte ihr Ziel nicht, sie sandte jetzt Geld an die Katholiken. Wenn Egmond dem Cardinal andeutete, dass der Adel ihn darum hasse, weil er seinen Vortheil beim Könige bekämpfe, so muss dabei bemerkt werden, dass Oranien bis in das Cabinet des Königs bestochene Verräther hatte,[3]) welche ihm den Wortlaut der Briefe Margarethas, Granvellas und Philipps mittheilten. Beim Adel und Volke suchte man Granvella dadurch verhasst zu machen, dass man verbreitete, wie er dem Könige gerathen, Oraniens Haupt zu fällen und noch ein Halbdutzend andere Köpfe auf den Block zu legen, dann erst sei Ruhe möglich; der König solle mit gewaltiger Macht ins Land einrücken und spanisches Regiment einführen. Philipp schreibt 1562 an Margaretha: Granvella habe ihm nie gerathen, ein halbes Dutzend Köpfe abschlagen zu lassen, obschon diese Maßregel vielleicht gut wäre. Daran aber hat Granvella den König stets gemahnt, selber in die Niederlande zu kommen, um alle Lügen der Feinde bloßzulegen und den Frieden zu befestigen. Philipp II. hatte es schwer zu büßen, dass er diesen guten Rath nicht befolgte. Granvella machte ihn darauf aufmerksam, dass die unzufriedenen Herren eine größere Macht inne hätten, als je Statthalter einzelner Provinzen besessen, und dass ihr ganzes Absehen dahin gehe, die königliche Macht auf Null herabzudrücken und selber alle Macht an sich zu reißen, alle Stellen zu besetzen, ihre Anhänger zu befriedigen und ihre leeren Taschen zu füllen. Verleumdung.

---

[1]) Granvella, Papiers d'état, VII, p. 443.
[2]) Reiffenberg, Correspond. de Marguérite d'Autriche, p. 2—6. — Koch, l. c. S. 50.
[3]) Koch, l. c. S. 40.

Der König hatte dem Abgesandten Montigny auf das entschiedenste erklärt, dass er die Freiheiten der Niederlande nicht zu kränken, die spanische Inquisition nicht einzuführen gedenke: es fruchtete nichts. Die Agitation gegen Granvella gieng fort. Hoorne betrieb eine förmliche Verbrüderung gegen den Cardinal, Egmond war sehr thätig dafür. Viele ließen sich gewinnen, andere, wie Arenberg, traten dem Beginnen entgegen: sie hätten weder gegen die Regierung, noch gegen Granvella eine Beschwerde. Egmond, Oranien und Hoorne unterschrieben dagegen am 11. März 1563 eine Beschwerdeschrift gegen den Cardinal, der alle Gewalt in seine Hände nehme, allgemeines Missvergnügen hervorgerufen habe und der Ruin der Niederlande sei; ihre Ehre lasse es nicht zu, dass sie länger mit ihm im Staatsrath zusammensäßen. Zugleich gaben sie sich das Wort, von den Sitzungen wegzubleiben, bis Granvella entfernt wäre. Philipp antwortete: einer der Unterzeichner, namentlich Egmond, möge nach Madrid kommen, um mit ihm über die Sache zu verhandeln. Diese aber beschlossen, niemand solle nach Spanien gehen. Die Vermittlungsversuche Margarethas befestigten sie nur in ihrem Trotze. In einem neuen Schreiben begehrten sie vom Könige Entschließung in kürzester Frist; er dürfe den Cardinal nicht ohne große Gefahr länger im Amte lassen. Auch der Cardinal schrieb an den König: Egmonds Absichten seien nicht so schlimm, aber er lasse sich von dem Schlimmsten unter den Schlimmen leiten. Habe man ihn, Granvella, gestürzt, so gehe es dann an den König selber, denn diese unzufriedenen Großen strebten nach einer republikanischen Regierungsform und schmeichelten darum gegenwärtig dem Volke, welches sie dereinst mit der gleichen Münze bezahlen würden. Die Ankunft des Königs allein könne den ganzen Sturm beschwören; es seien treue Leute genug im Lande, die ihm bei seiner Ankunft sogleich entgegenströmen würden. Philipp äußerte zu Perez, dass er lieber seine Krone verlieren wolle, als an der Ungerechtigkeit gegen seinen Minister theilnehmen. Alba, dem der König den Brief der drei Herren mittheilte, erklärte: „Ihr Schreiben setzt mich in Wuth. Eine Empörung gegen den Fürsten beginnt immer mit einem Angriff gegen seine Minister, darum solle er Granvella um keinen Preis von der Verwaltung der Niederlande entfernen, dagegen versuchen, die Verschworenen zu trennen, insbesondere Egmond auf seine Seite zu ziehen.“ [1])

Hetzen gegen Granvella.

Egmond.

Albas Rath.

Der König versicherte den Cardinal seines Schutzes, handelte aber nicht entschieden und fragte bei der Statthalterin, ob es nicht gut wäre, wenn Granvella die Niederlande auf einige Zeit verließe, und von 1563 an führt Margaretha über den Cardinal in ihren Briefen an den König eine andere Sprache. Sie zeigte sich schwach, die Verbündeten wussten sie zu gewinnen durch Vortheile für ihre Familie, die sie ihr in Aussicht stellten. Egmond eröffnete ihr: er könne nicht mehr stehen für das Leben des Cardinals. In Pasquillen, in Spottbildern wurde Granvella aufs bitterste verhöhnt, dargestellt, wie er eine Menge junger Bischöfe ausbrüte, über ihm schwebte ein Teufel, aus dessen Munde die Worte giengen: „Das ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe.“ — Auf Egmonds Vorschlag gaben die Adeligen ihren Dienern dunkelgraue Livreen, gestickt mit der Figur eines Kopfes, der dem Cardinal ähnlich sah, und einer Narrenkappe, die dem Cardinalshut glich. Die Statthalterin schickte Muster davon an Philipp, und erst nach vieler Mühe gelang es ihr, die

Schwäche Philipps II.

Margaretha.

[1]) Gachard, Corresp. de Philippe II., vol. I, p. 225, 242, 243, 253, 357 bis 358. — Koch, l. c. S. 53–55.

Edlen zu überreden, dass sie eine andere Devise annahmen. Sie wählten nun einen Bündel Pfeile, aus welchem später die sieben vereinigten Provinzen ihr Wappen machten.

Granvella fällt.

Der Cardinal fühlte den ganzen Ernst seiner Lage: sein Haar wurde grau, obschon er erst sechsundvierzig Jahre zählte. Doch verlor er den Muth nicht, aber Philipp, der ihm am 22. Januar 1564 meldete, er möge auf einige Tage die Niederlande verlassen und zu seiner Mutter gehen, so wäre die Ehre gewahrt. Am 13. März verließ Granvella Brüssel. Die Freude des Adels war über die Maßen: „Sie glichen aus der Schule entlassenen Knaben!" In Besançon lebte Granvella den Studien, dem Umgang mit Künstlern und Gelehrten, Justus Lipsius war sein Secretär. Kunst und Wissenschaft wurden großmüthig unterstützt, aber auch der Politik blieb seine Thätigkeit nicht entzogen. Nicht bloß blieb er in stetem Verkehr mit Philipp und hatte auf das Staatsleben den größten Einfluss — Zeuge dessen sind die achtzig Bände „Papiers d'état", die aus seiner Correspondenz zusammengestellt in Besançon unbenützt liegen blieben, bis Guizot ihre Herausgabe veranstaltete, — sondern von 1581 an übernahm er die Leitung des spanischen Cabinets und nahm Spaniens Politik von da an einen ganz Europa umspannenden Umschwung.

„Papiers d'état."

Der Adel will Republik.

Alsbald nach der Abreise des Cardinals traten Oranien, Egmond und Hoorne wieder in den Staatsrath und betheuerten dem Könige in Briefen ihre Anhänglichkeit und widmeten sich mit anscheinendem Eifer den Geschäften. Man merkte aber schnell die Entfernung der strengen Hand. „Froh, von einem solchen Sittenrichter frei zu sein," bemerkt der Zeitgenosse Pontus Paien, „ergaben sie sich jetzt dem tollsten Leben und in den Geschäften riss eine solche Verwirrung ein, dass man wohl bekennen musste, wie nützlich die Dienste des Cardinals für den König und den Staat gewesen, und dass man ein Gut erst erkenne, wenn man es nicht mehr habe." — Die Statthalterin aber, welcher die Herren immer vorgestellt hatten, dass sie keine Macht habe neben dem Cardinal, der alles unumschränkt regieren wolle, fühlte bald, dass sie allein seinen Gegnern nicht gewachsen und zur Null heruntergesunken sei. Die Dinge giengen schlimmer als zuvor und bald hörte man davon, dass die Herren Philipp die Niederlande zu entwinden suchten. Das Mittel war: Verstärkung des Staatsrathes durch Männer ihrer Partei, Abschwächung der Autorität der königlichen Beamten, Hineinziehen der Städte in ihre Hetzerei gegen die Regierung und in die feindselige Irrlehre. Zu letzterer taugte die Lehre Calvins mit ihrem republikanischen Geiste besser,[1]) als die Lehre Luthers mit ihrem passiven Gehorsam. Calvinische Prediger wurden aus Genf verschrieben, die Großen förderten das Umsichgreifen der Bewegung und jetzt bekam dieselbe Bedeutung.

darum calvinisch.

[1]) Eine historisch sehr begründete Bemerkung schreibt Viglius an Hopper: „Calvinorum hoc proprium est studium, ut libertatem, quam ipsi principio tantum praedicaverunt, omnino tollant, nec catholicos alteriusque dogmatis sectatores secum habitare patiantur, immo exilium caedemque quotidie eis comminentur."

Calvinische Prediger regen das Volk auf

Die Edicte Karls V. und Philipps II. hatten, obschon wenig angewendet, doch geschreckt, jetzt aber wagten die Prediger ihre Verstecke zu verlassen und öffentlich aufzutreten, wagten die Flüchtlinge heimzukehren. Aus England, aus Frankreich, aus Sachsen kamen Prediger. Fray Lorenzo berichtet an Philipp: „Die Herren ließen aus Genf durch Abgeordnete dreißig vlämische, deutsche und französische Prediger begehren und ihnen versprechen: 1. dass man die Reisekosten bestreite, 2. ihnen eine Sicherheitswache gebe und 3. ihnen eine Rente zu ihrem Unterhalte zuerkennen werde, wenn sie das Volk dermaßen würden bearbeitet haben, dass es den Conförderierten sich ganz unterwirft.“ Die Abgesandten begaben sich durch Frankreich, wo sie von Coligny Briefe an Theodor Beza erhielten, welcher ihnen die verlangten Prediger wirklich sandte. In Antwerpen fanden sich schon wegen des Zusammenflusses der Fremden viele Neuerer. Derselbe Lorenzo berichtet über die Art, wie dort von ihnen das Volk bearbeitet wurde: „Sie wählten aus ihrer Mitte dreißig Personen, welche sich nach Antwerpen, Mecheln und Gent begaben und in Gemeinschaft mit ihren Freunden und Dienern mittags und abends die Gasthäuser besuchten. Hier lenkten sie das Gespräch auf das Vorhaben des Königs, die spanische Inquisition einzuführen, die Leute dem Feuertode zu überliefern, ihre Güter einzuziehen. Sie fügten dann allerlei schauerliche Gerüchte eigener Erfindung und tausend andere schreckliche Dinge hinzu, um das Volk aufzuregen. Zurückgekehrt theilten sie ihren Mitgenossen die günstige Wirkung ihrer Schritte mit, versichernd, dass Katholiken wie Protestanten in gleichem Grade erbittert und Willens seien, den letzten Tropfen Blut zur Abwehr der Inquisition zu vergießen.“ [1])

mit der Inquisition.

Das Concil.

Neuen Stoff zur Agitation gab das Concil von Trient: seine Sitzungen waren 1563 beendet, seine Beschlüsse sollten in katholischen Ländern gesetzliche Geltung erhalten. So eifersüchtig auch Philipp II. sonst über seine königlichen Rechte wachte, so wollte er diesesmal doch in Hingebung für die Kirche dem Kaiser und dem Könige von Frankreich zuvorkommen. Er ließ anfragen, was für Ausführung der Reformdecrete geschehen könne, um sie nutzbringend zu machen. Die beiden Universitäten Löwen und Douay — letztere war 1562 für den französisch redenden Theil gegründet worden, um die Jugend vom Besuche hugenottischer Lehranstalten abzuhalten — erklärten, dass die Decrete ein Heilmittel gegen alle Schäden enthielten. In ähnlicher Weise sprachen die Bischöfe. Nicht so die Herren im Staatsrathe: die Geistlichkeit wolle die ganze Welt unter das Joch ihrer Tyrannei bringen; man solle einer Versammlung rechtschaffener Leute die Lösung der unhaltbaren religiösen Zustände übertragen, man solle die Generalstaaten einberufen.

Douay.

Zuletzt ward beschlossen, Egmond an den Kaiser zu entsenden. Als es sich um Abfassung seiner Instruction handelte, sprach Oranien sehr erregt, er sei ein guter Katholik, aber man müsse dem König klar auseinandersetzen, dass es mit der Inquisition, mit dem Concil sein Bewenden habe, selbst die katholischen Fürsten im nahen Deutschland wehrten sich gegen dessen Beschlüsse. Wie

Oranien.

---

[1]) Gachard, Corresp. de Philippe II., Rapport XXV, p. 522. — Koch, l. c. S. 74—75. — Prescott, l. c. II, S. 208.

wolle man sie in den Niederlanden einführen, wie möge ein Fürst das Recht der Einmischung in die Gewissensfreiheit seiner Unterthanen beanspruchen? Die Gewissen müssten freigegeben werden, auch gehe es mit den drei obersten Rathscollegien auf die Dauer nicht. Der Staatsrath müsse das Übergewicht über die andern erlangen und durch Männer von Ansehen und Einfluss verstärkt werden. Der Präsident Viglius, ein Friese, treu seinem Könige und seiner Religion, wurde durch diese Rede Oraniens so aufgeregt, dass er am andern Morgen vom Schlage getroffen wurde. Im Sinne Oraniens wurde nun die Instruction für Egmond abgefasst, der anfangs Januar seine Reise nach Madrid antrat. Die Herren unterzeichneten mit ihrem Blute eine Urkunde, worin sie ihm versprachen, Rache zu nehmen an Granvella oder jedem andern Anstifter, wenn ihm auf seiner Reise ein Unglück widerfahre. Viglius.

Die Sorge war vergeblich. Der Sieger von Gravelingen fand am spanischen Hofe die glänzendste Aufnahme. Der König gieng ihm, als äußerstes Zeichen seiner Huld, mit der Anrede: „Willkommen, mein Vetter", entgegen und umarmte ihn, ehe Egmond auf ein Knie sich niederlassen konnte, zog ihn oft zur Tafel, fuhr mit ihm aus, willfahrte all seinen Wünschen in seinen Privatangelegenheiten aufs reichlichste — Egmond hatte eine sehr zahlreiche Familie zu versorgen — und dem Beispiele des Königs folgten die Großen und überboten sich in Aufmerksamkeiten. Der König hörte sein Anliegen in Sachen des Landes huldvoll an, wies ihm nach, wie verleumderisch das Gerede über seine und Granvellas Absichten in Betreff der Niederlande sei, und Egmond, ein leicht entflammbares Gemüth, wurde ganz überzeugt von der Güte und dem Rechtssinne des Königs, aber auch von seinem entschiedenen Willen, den katholischen Glauben unverletzt zu erhalten. Der König berief eine Versammlung von Theologen, um von ihnen zu hören, ob er gezwungen sei, die Gewissen freizugeben, und warf sich, als ihre Antwort nicht bejahend ausfiel, vor einem Crucifix mit den Worten nieder: „Ich bitte dich, großer Gott, dass du mich allezeit bei dem Willen erhalten mögest, dass ich nie der Beherrscher derer sein oder heißen will, welche dich als ihren Herrn nicht anerkennen." Egmond in Madrid. Philipps kirchlicher Eifer.

Es ist dem Geschichtschreiber nicht gestattet, die Strenge der Gegensätze und die Härte der Charaktere jener Zeit zu verwischen. Koch macht zu diesen Worten die Bemerkung:[1] „Philipp II., wie alle übrigen, sich einbildend, er sei für den Glauben jedes einzelnen seiner Unterthanen verantwortlich, hielt auch aus diesem Grunde eifrig und strenge auf Bewahrung der Rechtgläubigkeit. Nebstdem gab es noch zwei wichtige Nebengründe, nämlich die bei seiner Thronbesteigung eidlich eingegangene Verpflichtung, die herrschende Religion gegen jede Verletzung zu schützen, und dann die durch die Erfahrung mit Frankreich und mit seinen eigenen Staaten bewährte Überzeugung, dass die Secten nicht bloß religiöse, sondern auch politische Zwecke verfolgten, und in allen Ländern, wo sie noch festen Fuß gefasst hätten, Unruhen erregten. Übrigens war der Wert des Menschenlebens in jener

[1] Koch, l. c. S. 85, 88. — Prescott, l. c. II, S. 131 ff.

Zeit nicht so hoch geschätzt, als heutzutage. Darum ordnete es die Strafgesetzgebung (die sich noch überdies von der Theorie der blinden Wiedervergeltung bestimmen ließ) ohne reifliches Bedenken und strenges Abwägen der Gründe."

Mit frohen Hoffnungen und mit Dankgefühlen verließ Egmond Spanien. Am 30. April 1565 traf er in Brüssel ein, voll Lobeserhebungen für die Regierung, voll Eifer ihr zu dienen. Am 5. Mai theilte die Statthalterin die Antwort des Königs mit. Derselbe erklärte: er wolle lieber 100.000 Leben verlieren, als eine einzige Veränderung in Religionssachen erlauben. Zwei oder drei Bischöfe sollten mit dem Staatsrath über die beste Weise berathen, das Volk zu belehren, damit es nicht den Verführern in die Hände falle und damit Abgefallene wieder gewonnen werden; Häretiker sollen nicht ungestraft bleiben, aber ihre Hinrichtung solle man insgeheim vornehmen. Hinsichtlich des Staatsraths war keine Entscheidung getroffen.

Antwort des Königs.

Egmond klagte über Doppelzüngigkeit des Königs. Oranien rief: „Der Graf ist von der spanischen List zum Narren gehalten worden!" — Die Regierung stieß in Vollziehung dieser Beschlüsse überall auf Schwierigkeiten. Egmond hielt wieder ganz mit Oranien und Hoorne: man müsse den Zeitverhältnissen Rechnung tragen, den Staatsrath erweitern, die Beschlüsse der Reformcommission zu behandeln. Brederode aber schrieb: „Man muss die Spitzbuben von Bischöfen wie grüne Hunde ausrotten." Die Statthalterin legte noch einmal eine Fürsprache ein für die Wünsche der Herren, für Milderung der Edicte und bat um schleunige Erledigung. Lange kam keine Antwort. Philipps Weise zu zögern und zu verschieben arbeitete den Feinden in die Hände. „Alles geht bei Philipp von dem einen morgigen Tag zum andern," klagt der Bruder Granvellas, „sein einziger Entschluss ist, unentschlossen zu bleiben. Der König wird sich in den Niederlanden die Sachen so verwickeln lassen, dass, wenn er sie je besuchen sollte, er es leichter finden wird, sich dem Stande der Sachen anzubequemen, als ihn zu verbessern. Die dortigen Herren sind mehr Könige, als der König selber." [1])

Philipps Zögerung.

Erst am 20. October 1565 gieng die entscheidende Antwort aus dem Holze von Segovia ab, die eine verhängnisvolle Bedeutung bekam. Der König befahl: die alten Gebote hinsichtlich der Religion mit Strenge auszuführen und an die Stelle lässiger Richter bessere zu setzen, der Inquisition solle die Regentin allen Vorschub leisten und die Beschlüsse der Kirchenversammlung von Trient unverzüglich vollziehen lassen. Von der Reorganisation des Staatsrathes nach dem Willen der Herren könne keine Rede sein, ebensowenig von einer Versammlung der Generalstaaten, ehe die religiösen Verhältnisse geordnet seien.

Entscheidung.

Margaretha eröffnete den Befehl dem Staatsrath am 14. November. Egmond klagte, dass die Worte des Königs mit seinen Handlungen nicht übereinstimmen. Wegen der Wichtigkeit wurde die Sache noch einmal berathen.

---

[1]) Prescott, l. c. II, S. 133. — Koch, l. c. S. 157—163.

Viglius ſchlug wegen der gereizten Stimmung des Volkes vor, die Veröffentlichung zu verſchieben, er wolle die Verantwortlichkeit auf ſich allein nehmen und dem König wegen der Inquiſition Vorſtellungen machen. Oranien aber ſtimmte gegen Viglius: der Wille des Königs ſei zu beſtimmt ausgeſprochen, man müſſe die Verordnung einfach vollziehen! Mit andern Worten, er freute ſich, daſs die Regierung einen Miſsgriff gemacht habe, und konnte beim Hinausgehen dieſe ſeine Freude nicht verbergen, indem er äußerte: „Jetzt werden wir bald den Anfang eines herrlichen Trauerſpieles ſehen.“ Am 28. December 1565 theilte dann Margaretha den Statthaltern und Gerichtshöfen den Willen des Königs mit. Viglius. Oranien.

Margaretha hatte ſelber geäußert, daſs der König ſchlecht berathen ſei, und viele Statthalter, die dies wuſsten, verweigerten auch den Gehorſam. Die Partei der Bewegung war ſehr thätig. Pasquillen, Spottbilder flogen durch das Land, aufregende Lieder hörte man auf allen Gaſſen.[1]) Oranien, obſchon er für die Vollziehung des königlichen Willens geſtimmt hatte, ſchrieb jetzt an Margaretha: die Gegenwart ſei nicht wenig geeignet, die Köpfe der Leute zu erhitzen, zumal die Getreidetheuerung eine ſehr aufgeregte und bedenkliche Stimmung hervorgerufen habe. Man ſolle daher die Religionsſache bis zur Ankunft des Königs verſchieben. Übrigens lege er gern ſeinen Poſten nieder, ſo ſehr er auch bereit ſei, zum Schutze des Königs ſeine Perſon, ſein Weib und ſeine Kinder zu opfern. Nur wolle er die Verantwortung für die Wirren nicht tragen, die durch Einführung der Inquiſition kommen würden. Und dem Beiſpiele der Herren folgten die Städte. Die Verlegenheit Margarethas war größer als je. Beſonders regte ſich der niedere Adel. Eifer der Wühler.

Damals gieng ein Schriftſtück durch das Land, genannt „Der Compromiſs“,[2]) verfaſst zu Breda, einem Schloſſe Oraniens, von ihm aber nicht unterzeichnet. Als Verfaſſer wurde genannt Philipp von Marnix, Herr von Aldegonde, geboren 1538 in Brüſſel, ein tapferer Ritter, ein Dichter und Redner, im Herzen eifriger Calviniſt. Unterzeichnet war der Compromiſs von Ludwig von Naſſau, einem Bruder und vorgeſchobenen Werkzeuge Wilhelms von Oranien, von Brederode, einem durch ſein lockeres Leben herabgekommenen Edelmann, oder eigentlich mehr Säufer und Raufbold, als Edelmann. In ſeiner Stadt Viane hatte er eine Buchdruckerei errichtet, aus der die ſchmählichſten Pamphlete gegen die Regierung hervorgiengen. Um Religion war es dem Manne nicht zu thun, ſtand er doch im Verdachte, mit ſeiner eigenen Schweſter in Blutſchande zu leben. Der eifrigſte Verbreiter des Compromiſſes war Nikolaus von Hammes, der Wappenkönig des Ordens vom goldenen Vlies. Statt nach dem Geiſte des Ordens für die alte Kirche einzutreten, erſchien Hammes bei den reformierten Predigten mit den Ordens-Inſignien, um die Leute glauben zu machen, daſs der ganze Orden für die Reformation ſei. Der Compromiſs, welcher in kurzer Zeit 2000 Unterſchriften fand, er- Der Compromiſs. Brederode. Hammes.

[1]) Juste, l. c. II, p. 24.

[2]) Die Überſetzungen des Compromiſſes führten den Titel: „Ligue des Adels von Flandern gegen die Inquiſition.“ Prinsterer, l. c. II, p. 2—7. Vollſtändig iſt er überſetzt bei Holzwarth, l. c. II, S. 252—255.

klärte den König für übel berathen, indem er die Inquisition dem Lande auf-
Die Inquisition. zulegen trachte. — Die Inquisition sei allen göttlichen und menschlichen Rechten zuwider, überbiete alles, was die blutgierigsten Tyrannen ausgeübt an Grausamkeit, hebe alle Freiheit des Landes und die Blüte des Handels auf (und doch hatte diese Inquisition sich bisher mit den Freiheiten der Niederlande und der Blüte ihres Handels vertragen) und werde den König noch um das Erbe seiner Ahnen bringen. Daher hätten die Unterzeichner, als treue Vasallen des Königs, sich durch feierlichen Eidschwur gegen die Inquisition verbunden und würden mit Gut und Blut als Brüder und treue Gesellen einander beistehen, verwahrten sich aber gegen die Unterstellung, als wollten sie etwas zur Entehrung Gottes oder zur Verminderung der königlichen Majestät in deren Staaten unternehmen.

Margarethas Verlegenheit. Erst am 13. März 1566 erhielt Margaretha Kunde nicht bloß von der Verbindung, sondern dass auch eine feierliche Beschwerde in geschlossenen Reihen gegen die Inquisition bei ihr vorgebracht werden sollte. Meghem schilderte ihr den Bund als eine Verschwörung, die schon über große Streitkräfte verfüge und in Deutschland, England und Frankreich ihre Anknüpfungspunkte habe, und rieth ihr, da man nicht gerüstet sei zum Widerstand, die Bittsteller durch Beseitigung der Inquisition zu befriedigen. Margaretha schrieb an Philipp: entweder Anwendung von Gewalt oder Nachgeben. Gerüstet war sie nicht und Philipp war ferne, Granvellas Rath fehlte. Nur Arenberg, Arschot, Ligne, Berlaymont und Meghem standen zu ihr. Egmond schmollte und war ohne Festigkeit. Oranien klagte, dass er beim Könige verleumdet sei, wahrscheinlich um herauszulocken, was man von ihm wisse. Die Mehrzahl im Staatsrath sprach sich für das Vorlassen der Verschworenen aus.[1]) Am 4. April rückten viele vom niederen Adel im Waffenschmuck in Brüssel ein und in der Nacht fand in Oraniens Palast eine heimliche Versammlung der Häupter statt.

Am 5. April giengen die Verbündeten vom Kulemborgischen Hofe im Festzuge gegen das Schloss. Ludwig von Nassau und Brederode waren die
Die Petition. Leiter. Brederode verlas vor der erschrockenen Statthalterin die Adresse, welche die Loyalität der Bittsteller betheuerte, die Erneuerung der Religionsedicte verwarf, da die Zeiten Karls V. vorüber seien und sonst kein Mensch in den Niederlanden seines Lebens und Gutes sicher wäre, und die Statthalterin zuletzt aufforderte, beim König die Abschaffung der Religionsedicte und die Berufung der Stände zu erwirken, damit diese bessere Mittel zur Erhaltung der Religion aufstellen, und bis die Antwort vom Könige da sei, möge die Statthalterin die Inquisition und die Placate suspendieren.[2])

Margaretha. Vor innerer Bewegung, die ihr die Thränen in die Augen trieb, konnte Margaretha lange nicht sprechen. Endlich erklärte sie, dass sie die Sache berathen und den Bittstellern einen Bescheid geben wolle. Am 6. April kamen

---

[1]) Reiffenberg, Corresp. de Marguérite. p. 14.
[2]) Juste, l. c. p. 61—65.

die Verbündeten noch zahlreicher, um ihre Antwort zu holen.[1]) Margaretha sagte, sie habe die Forderungen beim König befürwortet und die Inquisitionsbeamten angehalten, keinen Anlass zur Klage zu geben. Sie hoffe übrigens, die Bittsteller würden ihrem Versprechen Ehre machen, nichts in der Religion zu neuern. Die Antwort.

Bei einem Bankette im Kulemborgischen Hause hatte Brederode den Vorsitz und erzählte, wie die Statthalterin ob ihrer großen Zahl erschreckt gewesen sei, Berlaymont sie aber mit den Worten beruhigt habe, die Regentin möge sich nicht fürchten, es sei nur ein Haufen Bettler (ce n'est qu'un tas de gueux; gueux bedeutet aber nicht bloß Bettler, sondern auch Schurke). Er, Brederode, habe gegen diesen Namen nichts einzuwenden; es sei ihm gleich, ob er für die Sache des Königs und des Vaterlandes zum Bettler werde. Die Geister waren durch den Wein schon erregt und die Versammlung brach in den Ruf aus: „Vivent les gueux!" Da warf Brederode einen Bettelsack über die Schulter und füllte einen hölzernen Becher oder eine hölzerne Schüssel, wie sie die Bettler zum Empfang der Speisen bei sich trugen, bis an den Rand mit Wein und trank darauf, dass jeder, wie er selber, einstehe für die Sache, für die sie sich zusammengethan. Und die Schüssel machte die Runde. — Im Augenblick traten Oranien, Egmond und Hoorne — welche die Hände im Spiel hatten, aber den Schein offener Theilnahme mieden — ein und wieder hallte es im Saale: „Es leben die Geusen!" So entstand der Parteiname Geusen. Viele Verbündete trugen fortan graue Kleider — wie Bettler — aus grobem Wollenzeug, viele trugen einen hölzernen Becher am Hut oder Gürtel, andere eine Medaille mit dem Bilde des Königs und der Aufschrift: „Treu dem König bis zum Bettelsack!"[2]) Am 10. April verließen die Verbündeten Brüssel, nicht ohne vorher für jede Provinz drei Häupter erwählt zu haben, welche über die Aufrechthaltung des Bundes wachen und den Verkehr übermitteln sollten. Das Aufsehen, welches der Schritt der Verbündeten beim Volk, die Zuversicht, die er beim Adel erregte, war gewaltig. Bankett. Geusen.

Margaretha fühlte ihre Schwäche. Wie oft kam ihr die bange Ahnung, die Religion sei nur Vorwand, hinter dem ganz andere Dinge beabsichtigt wären! Zu der Energie Berlaymonts, der geradezu rieth, man solle diesen Leuten, welche ihr Hauswesen nicht in Ordnung zu halten wüssten und doch den König belehren wollten, wie man das Land regieren müsse, mit tüchtigen Schlägen Antwort geben, konnte sie sich nicht aufraffen. Nach Frauenart vermittelte sie; Montigny und Bergen sollten zum Könige gehen, um ihm die wahre Sachlage darzustellen. Ein milderes Religionsedict wurde erlassen, die Todesstrafe gegen solche zurückgenommen, welche die Häresie abschworen. Die Provinzialstände wurden berufen. Ihre Antworten zeigten, dass die Verbündeten nicht die Meinung des Landes aussprachen.[3]) Die Stände von Artois z. B. beschwerten sich, dass man das Andenken des besten Fürsten, der seit 2000 Jahren regierte, nämlich Karls V., entehre: sie wollten die Religion geschützt wissen. Vermittelung.

Die Verbündeten waren nicht unthätig. Sie verschrieben Prediger aus Genf, sie zogen flüchtige Hugenotten ins Land, sie verbreiteten die Rede, Eifer der Verschworenen.

[1]) Prinsterer, Archives. II, p. 78–91.
[2]) Fidèle au roi jusqu'à la besace.
[3]) Reiffenberg, Corresp. de Marguérite, p. 37.

dass Margaretha ihr neuestes Edict ohne Zustimmung des Adels erlassen
Rüstung. habe; sie rüsteten, um dem König, wenn er in Seeland lande, mit Gewalt zu begegnen; sie knüpften Verbindungen mit Frankreich an, mit Condé, mit Coligny — und im Verdachte steht namentlich Montigny. Auf Verbindungen mit dem deutschen Adel, welcher alles Fürstenthum abwerfen wollte, machte Kaiser Maximilian II. Philipp II. aufmerksam. Die Statthalterin theilte
Theilungsplan. am 15. October 1566 dem König einen Theilungsplan mit, wonach der Kurfürst August Friesland und Oberyssel, Brederode Holland, Oranien Brabant, Frankreich dagegen Flandern, Artois und Hennegau erhalten sollte, Egmond hinwieder die lebenslängliche Statthalterschaft über diese Provinzen. Deutsche Herren waren in die Verbindung hineingezogen und trugen die Abzeichen der
Philipp von Hessen. Geusen.[1]) Im Sommer 1566 forderte Oranien von Philipp von Hessen freie Rüstung für die Niederlande, war also schon zum offenen Kampfe gegen seinen König entschlossen und anerkanntermaßen das Haupt des Bundes.

Verbreitung des Calvinismus. Das Treiben des Adels ermuthigte natürlich das gemeine Volk. Die Anschauung verbreitete sich, die Religionsfreiheit sei sicher zu erwarten. Wer von Neuerungen angeweht, sich Kraft zutraute, trat auf die Kanzel und predigte, Handwerker, Weiber, abgefallene Mönche, und jetzt kam in die große Masse die Lehre Calvins. Nicht mehr heimlich, an abgelegenen Orten, in der Einsamkeit des Waldes, sondern am hellen Tage, in Dörfern und Städten, auf öffentlichen Plätzen, begann die Predigt, ertönte der Psalmengesang.[2])

Antwerpen. Am kühnsten geberdeten sich die Prediger in Handelsstädten, wie Antwerpen. Hier predigten zuerst ein Färber und ein Gerber, dann ein Hugenotte, Franz Junius,[3]) letzterer mit außerordentlichem Feuer und seltenem Erfolge. Der Magistrat wurde eingeschüchtert oder hielt es im Geheimen mit der Bewegung. Brederode erschien, wurde mit Jubel empfangen und feuerte die Massen an. Die Gährung stieg mit jedem Tage. Der Magistrat verlangte, die Statthalterin möge selber kommen und Ordnung schaffen, oder wenigstens
Oranien. Oranien senden. Letzteres geschah. Eine unübersehbare Masse gieng dem Prinzen entgegen: „Da kommt unser Retter, der uns die Freiheit, der uns die Augsburgische Confession bringt!“ — Was that Oranien? Er war nicht warm und nicht kalt, trat so auf, dass er das Gesetz für sich hatte, handelte aber nicht im Sinne der Regierung. Dagegen machte er sich beliebt beim Volke und that alles, dass die Gährung im Flusse blieb. Ähnlich gieng es in andern Städten, und rasch entstand eine Verbindung zwischen ihnen.

---

[1]) M. Koch, Quellen zur Geschichte Maximilians II., Bd. II, S. 39, 42, 33; I, S. 54. Die „Papiers d'état“ von Granvella sind wichtig für diese Verbindungen, z. B. VII, p. 33, 52, 77; VIII, p. 16, 526, 549; IX, p. 468. — Prinsterer. Archives, II, p. 66, 171.

[2]) Prinsterer, Archives, II, p. 180.

[3]) Juste, l. c. II, p. 8. Er ist der Sohn adeliger Eltern aus Bourges, geboren 1545, von maßlosem Ehrgeiz verzehrt; in Genf hörte er Calvin und besaß nur vier Bücher, die er aber fortwährend studierte: die Bibel, die „Institutionen“ Calvins, Bezas „Confessio“ und die hebräische Grammatik. Scaliger meint, seit der Apostel Zeiten habe kein Jahrhundert einen Theologen gleich diesem hervorgebracht.

Im ganzen waren die Calviniſten insgeheim für Oranien, zwiſchen beiden beſtand ſtillſchweigend der Vertrag: „Werd' ich Kaiſer, wirſt du Papſt.“ Die Katholiken waren entweder eingeſchüchtert, denn die Partei der Bewegung iſt immer die angreifende und muthigere, oder ſie handelten nicht nach einem gemeinſamen Plane und Einvernehmen. Im großen und ganzen hieng das Volk noch immer an der alten Kirche. Wo ein Katholik entſchieden und mit Muth auftrat, fand er Anhang. So ließ der Herzog von Arſchot eine Medaille mit dem Bilde der Lieben Frau ſchlagen und viele Edelleute folgten ihm nach. Viele vom Adel, die dem Compromiſs beigetreten waren, erſchraken über den Gang der Ereigniſſe und brachen mit den Verbündeten. Generalſtaaten.

Endlich gieng Margaretha das Licht auf über Oranien und ſeine Pläne. Am 9. Juli verlangten die Herren, namentlich Oranien und Egmond, im Staatsrath die Einberufung der Generalſtaaten, ſonſt ſei alles verloren, Religion und Land, und zwar ſolle ſie ſogleich dieſelben berufen. Nur 25 Herren erklärten ſich bereit, noch auf die Antwort des Königs zu warten. Margaretha berichtete hierüber an den König, machte ihn aber auch aufmerkſam, daſs der Zweck der Berufung offenbar nur die Gleichberechtigung der Confeſſionen und eine allgemeine Amneſtie ſei. In St.-Trond hingegen hielten die Verbündeten eine Verſammlung, bei 1500, worin ſie mit Gut und Blut für Religionsfreiheit, für Erhaltung der Landesprivilegien einzuſtehen gelobten. Margaretha ſandte Oranien und Egmond, um mit ihnen zu unterhandeln, dieſe erklärten aber den Verbündeten, daſs ſie mit ihren Forderungen einverſtanden ſeien, und die Verbündeten verlangten von Margaretha durch eine Abordnung von Zwölf, der ſogenannten zwölf Apoſtel, daſs ſie die Generalſtaaten berufen und die weiteren Unterhandlungen mit dem Adel in die Hände Egmonds, Oraniens und Hoornes niederlegen ſollte, mit anderen Worten, Margaretha möge abdanken. Die Citrone war ausgepreſst, man konnte die Schale wegwerfen.[1] Margaretha. In Saint-Trond.

Das war die Folge davon, daſs Margaretha ſich von den Herren hatte bethören laſſen. Jetzt ſtand ſie ebenſo allein, wie früher Granvella, den ſie ihnen geopfert. Dringend empfahl ſie in ihrer Angſt Philipp II., ſelber zu kommen, ſonſt gehe alles zugrunde. Und auch von anderer Seite ward der König daran erinnert, daſs ſein Vater dreizehnmal über das Meer geſchifft, ſein Recht, ſeine Geſundheit, Jugend, ſein Geld, ſeine Soldaten, alles ſei auf ſeiner Seite gegen dieſe Rebellen. Und in der That, wäre Philipp gekommen, die Menge hätte ſich um ihn geſchart und ſeinen Gegnern wäre nichts als ſchmähliche Flucht zu ihrer Rettung geblieben. Philipp II. ſoll kommen.

Allein ſtatt des Königs kamen nur Briefe (31. Juli 1566) von ihm, welche eine Aufhebung der Inquiſition, eine Milderung der Religionsedicte und eine allgemeine Amneſtie in Ausſicht ſtellten. Das war Vertrauenstäuſchung, um die Bewegung zu beſchwichtigen, es war dem Könige nicht Ernſt damit. Denn am 9. Auguſt 1566 gab er im Holz von Segovia vor Philipp beſchwichtigt

[1] Prinsterer, Archives, II, p. 159—207.

Zeugen zu Protokoll, dass er zu diesem Versprechen einer allgemeinen Verzeihung nur durch Umstände gedrängt, daher auch nicht daran gebunden sei, vielmehr entschlossen sei, die Schuldigen, vor allen die Anstifter der Bewegung, bei Gelegenheit zu strafen.

statt zu kommen.

Das war nicht bloß ein Aufgeben seiner Würde als Mann und König, es war auch ein politischer Fehler. Allerdings hat der spanische Staatsrath, in welchem die niederländische Frage verhandelt wurde, die Herren für alles, was geschehen, als verantwortlich erklärt, jedes Zugeständnis, das man ihnen mache, nur als eine Stufe zu weiteren Forderungen bezeichnet und dem Könige gerathen, die Herren mit Versprechungen hinzuhalten, bis er die nöthige Macht gesammelt habe, um als ein strenger Richter oder Rächer aufzutreten. Darum ließ auch der König dem Papst Pius V. erklären: mit der Amnestie habe er bloß das verziehen, was ihn, den König, persönlich angehe; er werde aber in nichts einwilligen, was dem Dienste Gottes oder den Interessen der Religion schade. Lieber wolle er hundert Leben und jedes Stück seines Reiches verlieren, denn als Herr über Ketzer herrschen.[1]) —

Der Bildersturm 1566.

Brederode.

Aber die Herren trauten auch nicht. „Wir stecken bis in die Ohren darin, wir müssen die Sache weiter treiben", sagte Brederode in der Versammlung zu St.-Trond. Wie, wenn es gelang, durch irgend eine auffallende That das ganze Volk in ihre Schuld zu ziehen und jede Brücke hinter ihm abzubrechen, den König so zu reizen, dass der Riss ein unheilbarer wurde? Unverdächtige Zeugnisse besagen, dass in St.-Trond der Bildersturm schon verabredet wurde. Die Meute war in der Hand der Herren, jetzt ließen sie dieselbe los. Die Sache geschah mit solcher Schnelligkeit, mit solcher Übereinstimmung, dass eine leitende Hand unverkennbar ist. In einer Woche lagen 400 Kirchen und Altäre der Niederlande in Schutt und Staub.[2])

Flandern.

Der Sturm begann in Flandern. Am 14. August 1566 brach ein Haufe, 300 Köpfe stark, mit Keulen und Äxten wohl versehen, in die Kirche bei St.-Omer, zerschlug die Bilder, zerriss die Kirchengewänder und räumte weg, was aus den Kirchen mitzunehmen war. Mit Blitzesschnelle warfen sich die Tempelschänder dann nach Ypern, verwüsteten in gleicher Weise den Dom, dann giengs dem Lauf der Lys entlang gegen die Kirchen von Menin, Comin, dann über Valenciennes nach Tournay, jetzt wälzte sich der Haufen gegen

Antwerpen.

Antwerpen. Hier war das prachtvolle Münster, eines der herrlichsten der Christenheit. Gegen den Dom und besonders gegen das Bild der Lieben Frau richtetete sich die Wuth der Stürmer. Am 15. August war der große Umgang mit dem Marienbilde gewesen, dem Oranien vom Balkon zusah. Calvinisten

[1]) Gachard, Corresp. de Philippe II., vol. I, p. 44—45.

[2]) Holzwarth, l. c. I, S. 344 ff. — Prescott, Philipp II., Bd. II. S. 207 bis 235.

höhnten schon damals das betende Volk: „Mariechen," riefen sie, „das ist dein letzter Spaziergang, die Stadt ist deiner müde." Weil man einen Angriff fürchtete, so stellte man das Bild nicht, wie üblich in der Octav, in der Kirche auf, sondern schloss es in die Muttergotteskapelle ein. Oranien wurde nach Brüssel abgerufen. Auf das Verlangen nach Gestattung der Predigten in der Stadt hatte er geantwortet: man solle doch warten, bis er abwesend sei. Kaum war er fort, so sammelte sich Gesindel von der Muttergotteskapelle: „Warum, Mariechen, so früh ins Nest gegangen? ruf doch: es leben die Geusen." Einer sprang auf die Kanzel und ahmte den katholischen Prediger nach. Ein frommer Matrose wollte ihn herunterreißen, wurde dabei verwundet und in der Kirche kam es zur Rauferei. Desungeachtet wurde die Kirche nicht geschlossen. Am nächsten Abend brach wieder ein Haufe in den Tempel. Einer stimmte in französischer Sprache einen Psalm an, die anderen fielen ein und das war das Signal zur Zertrümmerung der Bilder. Die Gitter wurden erbrochen, das Marienbild zertrümmert, dem großen Christusbilde über dem Altar, einem Kunstwerk, ein Strick um den Hals geworfen und dasselbe zertrümmert, nur die Bilder der beiden Schächer ließ man stehen. Dann gieng es an die 72 Altäre und in kurzer Zeit waren sie zertrümmert. Die heiligen Hostien wurden mit Füßen getreten, mit dem heiligen Öle wurden die Schuhe geschmiert, in den Kelchen tranken die Frevler mit dem Abendmahlswein einander Gesundheit zu und alle Bilder an den Wänden wurden heruntergeschleudert. Zuletzt gieng es an die große Orgel, die vollendetste und berühmteste ihrer Art in den ganzen Niederlanden — in wenig Augenblicken war sie ein Trümmerhaufen. Als der Dom geleert war, stürzten die Plünderer unter dem Geschrei: „Es leben die Geusen!" über die anderen Kirchen her. Und in ähnlicher Weise gieng es in Holland, Utrecht und Friesland mit den Kirchen und mit den Klöstern. Kulemborg fütterte seine Papageien mit geweihten Hostien. Brederode ließ die heiligen Bilder auf einen Haufen zusammenwerfen und verbrennen. Die herrlichsten Monstranzen wurden in Stücke zerschlagen, unschätzbare Werke der Kunst vernichtet, Mönche und Nonnen wurden misshandelt. Hatten sich die Tempelschänder in den Klosterkellern vollgetrunken, so ließen sie die Fässer auslaufen. Und solchem Volke sollte Gleichberechtigung der Bekenntnisse gewährt werden!

Kirchenschändung.

Vandalismus.

Der Schaden war unschätzbar! Die herrlichsten Werke des Genius waren in vierzehn Tagen zugrunde gerichtet! Nicht einmal die Gräber wurden geschont! Margaretha schrieb an den König, es gebe keine Priester, keine Mönche, keine Altäre, keine Kelche, keine Messgewänder mehr, der katholische Gottesdienst höre auf. Sie jammerte, dass auch nicht eine Seele sich zum Widerstande aufmache. Sie schreibt aber auch an den König, dass durch Oraniens Anstiftung und die seines Bruders die Antwerpener geleitet waren, und die Anklageschrift der spanischen Regierung wirft später, in letzter Instanz, die Anstiftung des Bildersturms ganz auf Oranien.

Oranien.

Im ersten Schrecken über diese Zustände berief die Regentin ihre Räthe und verlangte von Oranien und Egmond Hilfe — beide riethen aber von gewaltsamen Maßregeln ab. „Zuerst muss man für die Sicherheit des Staates sorgen," sagte Egmond, „dann kann man an die Religion denken." — „Zuerst die Religion, denn ihr Ruin ist ein größeres Übel", entgegnete die Statthalterin. — „Wer etwas zu verlieren hat, ist anderer Ansicht", meinte Egmond. — Oranien sagte, man solle die Protestanten durch Zugeständnisse versöhnen. „Das ist der Ruin unserer heiligen Religion", antwortete Margaretha. Als

Margaretha.

sie hörte, dass sie und Brüssel bedroht seien, wollte sie nach Mons entfliehen. „Dann werde ich Mons mit 40.000 Mann belagern", entgegnete Egmond. — „Dann muss man zum Schutze des Landes sogleich die Generalstaaten einberufen", meinte Oranien. Der Stadtrath verschloss die Thore mit der Weisung, weder die Herzogin, noch ihr Gefolge durchzulassen. — Die Herren hatten also die Regentin hinlänglich in Angst gejagt und hielten sie gleichsam gefangen!

Zugeständnisse.

Margaretha musste thun, was sie wollten. Am 23. August stellte sie jetzt eine Schrift aus, dass den Verbündeten für ihre Verbindung kein Leids geschehen solle, dass den Reformierten religiöse Versammlungen vorderhand, bis der König und die Generalstaaten anderweitig bestimmt hätten, gestattet seien, nur sollten sie unbewaffnet dahin gehen und die Katholiken nicht beunruhigen. Dagegen schworen die Herren am 25. August, der Regentin in Unterdrückung der Unordnung im Lande und in Überlieferung der Schuldigen an die Gerichte behilflich zu sein und die Liga als null und nichtig zu betrachten, solange die Regentin dem Vertrage treu bleibe.

Windstille.

Nach dem Sturme trat einige Zeit Ruhe ein und in dieser eine neue Scheidung der Parteien. Die Katholiken wurden entschiedener für ihre Kirche. Viele, die bisher mit der Bewegungspartei gegangen waren, kehrten um, erschrocken über das Ziel, auf welches sie losgesteuert; die Anhänger der Augsburgischen Confession wollten nichts wissen von einer Verbindung mit den Calvinisten und lehnten jeden Antheil am Bilderstürme von sich ab. Die Häupter der Bewegung wollten zeigen, dass sie die Ruhe herzustellen vermögen, und traten gegen dieselbe Masse rücksichtslos auf, die sie in Bewegung gesetzt hatten.[1])

Oranien.

Oranien ließ in Antwerpen drei Bilderstürmer hängen — was lag ihm an drei Menschenleben — setzte aber auch fest, dass den Reformierten sechs

Antwerpen.

Kirchen überlassen blieben, denn Antwerpen war ein wichtiger Platz für ihn und er durfte es mit der Partei nicht verderben. In Antwerpen aber den Calvinisten sechs Kirchen bewilligen, hieß die Katholiken opfern, denn die Calviner hatten es offenkundig auf Vernichtung des Katholicismus abgesehen. Religiöse Duldung mag heutzutage möglich sein, ein Calviner jener Zeit verstand sie nicht. Zu gleicher Zeit fürchtete Margaretha, die Vorgänge in Antwerpen möchten maßgebend werden für andere Städte, und erklärte darum, Oranien habe ihr Vertrauen missbraucht. Er hingegen bot Niederlegung seiner Stelle an. Der Riss zwischen beiden wurde unheilbar. In ähnlicher Weise handelte er in seinen Statthalterbezirken Utrecht und Holland: religiöse Duldung sei eine Nothwendigkeit. Wie Oranien, so verfuhren seine Vertrauten Hoorne und Hoogstraten in ihren Gebieten. Margaretha sah, dass sie zuviel zugestanden, und bat

Viglius.

Viglius, den Freund Granvellas, den sie, von Oranien und Egmond verleitet, bisher zurückgesetzt und öfter beim König verklagt hatte, um Rath und gestand ihren Irrthum ein. Viglius fragte sie, ob sie den Willen des Königs treu ausführen wolle, und als sie dies bejahte, rieth er ihr, dieselbe Frage an jedes

[1]) Prescott, l. c. II, S. 222.

Mitglied des Staatsrathes zu ſtellen, dann werde ſie ſehen, wem ſie zu trauen habe. Mansfeld, Berlaymont und Arſchot erklärten ſich ſogleich bereit. Hoorne ſchrieb an den König, daſs es eine Beſchimpfung ſei, nach der Pfeife der Herzogin zu tanzen. Egmond war in der übelſten Lage. Die Nothwendigkeit, ſich zu entſcheiden, das Gefühl, daſs er einen falſchen Weg eingeſchlagen, daſs er den Zorn des Königs auf ſich geladen, machte ihm graue Haare.[1])

Philipp II.

Indes erfuhr Philipp den Bilderſturm. Nach der einen Nachricht ſoll er, ſich den Bart raufend, ausgerufen haben: „Das ſoll ſie theuer zu ſtehen kommen! Bei der Seele meines Vaters ſchwör ich's, ſie ſollen es ſchwer büßen!“[2]) — Nach einer anderen und ſichereren ſoll er, obſchon an einem dreitägigen Fieber leidend, bei Empfang der Nachricht, ſich ſelbſt beherrſchend, kein Zeichen des Ärgers verrathen, aber die Depeſchen ſogleich ſeinem Staatsrath übergeben haben. Dieſer habe den ganzen Bilderſturm dem Adel zur Laſt gelegt und zu ernſten Schritten gerathen, namentlich ſolle Philipp ſelber in die Niederlande gehen.

Oranien.

Oranien wuſste von jedem Beſchluſs des Staatsrathes, von jeder Äußerung des Königs. Die Schreiber, die er beſtochen, ſtahlen ihrem Herrn, während er ſchlief, aus ſeinen Kleidern die Schlüſſel zu ſeinem Arbeitszimmer. In ähnlicher Weiſe war ein Schreiber des ſpaniſchen Geſandten in Paris in ſeinem Solde und wie war erſt Margaretha durch ihn von Verräthern umgarnt! Lange wollte Philipp den Warnungen Margarethas nicht glauben. Viel ſpäter erſt, als die Sache unleugbar war, wurde ein Schreiber ſeiner Kanzlei zum Tode verurtheilt und geviertheilt, ein Courier erdroſſelt.[3]) Wenn Oranien nicht gleich vom Anfange an den König um ſein Land bringen wollte, wozu ſonſt dieſe ſchmutzigen Mittel?

Verrätherei.

Egmond.

In dieſer Zeit, da Egmond ſchwankte, griff Wilhelm zu einem ganz plumpen Mittel, um ihn auf ſeine Seite zu ziehen. Bei einer Verhandlung zu Dendermonde legte er gefälſchte Briefe vor, angeblich vom ſpaniſchen Geſandten zu Paris, Alava.[4]) Darin war geſprochen vom Zorne des Königs und daſs er dem Triumvirat Oranien, Egmond und Hoorne ans Leben wolle; darum müſſe man ſich Philipps bewaffneter Ankunft mit Gewalt widerſetzen. Die Fälſchung der Briefe iſt jetzt allgemein anerkannt, auch Egmond hat ſie zugeſtanden. Damals war er verblüfft, aber zur offenen Rebellion gegen den König mochte er ſich doch nicht herbeilaſſen: er zeigte die Briefe der Statthalterin, welche dieſelben für eine unverſchämte Fälſchung und für den größten Schurkenſtreich in der Welt erklärte. Egmond ſuchte jetzt durch eifrige Dienſtleiſtung ſeinen Fehler wieder gutzumachen, Oranien aber wurde mit den Seinen immer mehr iſoliert. Das Anſehen der Regierung ſtieg. Auch Margaretha ſuchte ihre frühere Schwäche jetzt durch Eifer für den König vergeſſen zu machen: ſie zog das, was ſie bewilligt, in enge Grenzen und erklärte, mit dem Zugeſtändniſſe öffentlichen Predigens ſei den Reformierten nicht die Verrichtung der Taufe und dergleichen zugeſtanden. Sie warb Truppen und ſtellte ſie unter die Befehle

Falſche Briefe.

[1]) Prescott, l. c. II, S. 224—225.
[2]) Ibid. II, S. 227.
[3]) Ibid. II, S. 229.
[4]) So ſagt Egmond in ſeiner Vertheidigung aus.

des treuen Arenberg, Meghems und anderer; sie legte Besatzungen in Städte, welche durch die Calvinisten aufgeregt oder in Gefahr waren, dem Könige
Valenciennes. entfremdet zu werden. Als Valenciennes sich weigerte, königliche Besatzung aufzunehmen, gab sie an Noircarmes den Befehl, Gewalt zu brauchen. Oranien hatte seine Hände im Spiele. Brederode und Ludwig von Nassau sammelten Truppen, Marnix von Toulouse schiffte nach Walchern, um sich der Landung Philipps zu widersetzen. So kam es zu einem Kampfe in der Nähe von Antwerpen, doch die Königlichen vernichteten die Aufständischen. Oranien halfen seine Lavierungskünste nicht mehr. Die Calvinisten, die er zum Widerstande gereizt hatte und die er jetzt nicht offen zu unterstützen wagte, nannten ihn laut einen Verräther.[1])

Valenciennes wurde nach tapferem Widerstande am 23. April 1567 gezwungen, sich zu ergeben und jetzt öffnete Schrecken der Regentin die
Umschlag. übrigen widerspenstigen Städte: Mastricht, Gent, Ypern, Oudenarde, selbst Antwerpen bat die Regentin um ihre Gegenwart. Sie vergoss Thränen, als sie den geschändeten Dom betrat. Der Umschlag war ein vollständiger. Das Volk jubelte ihr zu. Um aber genau zu scheiden, verlangte Margaretha von jedem Mitgliede des Staatsrathes einen Eid, dass er dem Könige dienen wolle, wie seine Majestät befehlen werde, und gegen und für jeden, ohne Rückhalt und Beschränkung. Brederode lehnte trotzig ab, Hoorne und Hoogstraten in gemäßigten Ausdrücken. Oranien weigerte sich, weil es sonst den Anschein habe, als hätte er den früher geleisteten Eid gebrochen; er werde sich von den Niederlanden zurückziehen und warten, bis sein Souverän Zeit gehabt habe, mit seiner Treue zufrieden zu sein.[2])

Noch einmal suchte Wilhelm den Egmond auf seine Seite zu ziehen. In Willebroek fand am 3. April 1567 eine letzte Zusammenkunft statt. Oranien sprach von der Ankunft Albas, von der Rache des Königs. „Ich vertraue auf seine Milde," entgegnete Egmond, „er kann mit Männern, welche die Ordnung im Lande wiederhergestellt haben, nicht heftig verfahren." — „Diese Milde, an die Sie glauben, wird Ihr Untergang sein," erwiderte Oranien. „Die Spanier werden sich Ihrer als Brücke bedienen, um ins Land zu kommen." —
Oraniens Abschied. „Fahrt wohl, Prinz ohne Habe!" rief Egmond. — „Fahrt wohl, Graf ohne Kopf!" erwiderte Oranien beim Abschied.[3]) Egmond suchte in der That durch Feuereifer sich von seiner Vergangenheit reinzuwaschen: er ritt mit seinen Truppen durchs Land und stellte überall den katholischen Gottesdienst wieder her.[4]) Oranien aber verließ die Niederlande, die er gewissenlos in so viel Verwirrung gestürzt hatte; seine größten Güter lagen außerhalb des Landes. Zunächst nahm er Wohnsitz in Dillenburg, lauernd, um aus dem Gang der Ereignisse Nutzen zu ziehen. Als ihn die Reformierten, die er aufgestachelt, noch um Hilfe anriefen, meinte er: sie sollten sich mit den Lutherischen vergleichen — das aber machte der Hass unmöglich — oder sie sollten ohne Zeitverlust 600.000

[1]) Prescott, l. c. II, S. 236—250.
[2]) Ibid. II, 252—254.
[3]) „Vaert wel, Prins sonder goed." — „Vaert wel, Graf sonder hooft."
[4]) Prescott, Philipp II., Bd. II, S. 256.

Gulden aufbringen, die er zu ihrem Schutze verwenden wolle. Dazu hatten sie nicht genug Vertrauen. Hoogstraten, Kulemborg und andere giengen ebenfalls über die Grenze. Brederode soff sich in kurzer Zeit in Friesland zu Tode.

Flucht der Häupter.

Die Flucht der Häupter war für ihre bloßgestellten Anhänger die Mahnung, das Gleiche zu thun. Bei 100.000 Menschen wanderten nach England, nach Frankreich, nach Emden aus. Margaretha konnte ihrem Bruder berichten, die Niederlande seien so ruhig als zu den glorreichen Zeiten Karls V., es gebe keine Revolution mehr. Die Ankunft Albas sei also unnöthig. Da sie die Sache in so guten Stand gebracht, wolle sie die Ehre nicht einem andern überlassen. Die gute Frau täuschte sich. Nicht aus Angst vor ihr floh Oranien, denn mit ihr hatte er ja nur gespielt, sondern aus Angst vor dem heranziehenden Heere Albas und vor den Truppen, welche die Bischöfe am Rhein zusammenzogen, weil sie die Bewegung der Niederlande nicht auch auf ihr Gebiet sich ausdehnen sehen wollten. —

Alba in den Niederlanden 1567—1573.

Philipp II. hätte selber nach den Niederlanden gehen sollen, sein thatenreicher Vater hätte sicher keinen Augenblick gezögert. Es fehlte nicht an ernsten Mahnungen hiezu.[1]) Der Bruder Lorenzo Villavicencio schrieb ihm auch kühn: „Wenn Euer Majestät bloß das eigene Wohlbehagen in Anschlag bringt und sich nach Flandern zu gehen weigert, wo es sich um die Ehre Gottes und seiner Heiligen handelt und um die Wohlfahrt der Christenheit, was heißt dies anders, als erklären, dass Sie zwar die königliche Würde gerne annehmen, aber alle Sorge und Mühe, die zu dieser Würde gehören, Gott überlassen, der Ihnen das Königthum verliehen hat. Wenn Ihre Beamten Ihnen ihre Arbeit zu thun überließen, würden Sie es ihnen nicht übel nehmen?“[2]) — Allein Philipp war schwerfälliger Natur, eine Reise war ihm eine so unangenehme Sache, dass er nach der witzigen Bemerkung seines Sohnes Don Carlos sich nur von Madrid nach Aranjuez und von Aranjuez nach Madrid bewegte. Dann war er ein Zauderer, schnell sich zu entschließen war ihm eine Qual. Sein Lieblingssatz war, die Zeit und er könnten es mit zwei anderen aufnehmen. Sein Rath war gespalten. Gomez

Philipp soll gehn,

[1]) Papst Pius V. schrieb an Philipp II.: „Eure Majestät hat es noch in der Gewalt, diese Provinz zu retten. Geht sie aber säumig und lässig zu Werk, so wird jedes Heilmittel zu spät sein. Kommen Sie wenigstens nach Mailand, dort werden Sie mit mehr Muße die Reise nach Flandern besprechen können; und bis diese beschlossene Sache ist, wird schon das Gerücht von Ihrer Ankunft allein die Aufständischen in ihren Plänen stören und die Lauen ermuthigen. Gebe Gott, dass Eure Majestät doch so klar, wie wir, das Verderben erkennen, welches hereinbrechen wird, wenn Sie nicht rechtzeitig Gewaltmaßregeln anwenden.“

[2]) Gachard, Corresp. de Philippe II., vol. II, p. 58.

und Perez waren für Milde und versöhnliches Auftreten des Fürsten. Alba rieth, der König solle mit den aufrührerischen Vasallen verfahren, wie Karl V. mit den Gentern, und erst in den Niederlanden erscheinen, wenn mit Waffengeht nicht. gewalt der Widerstand niedergeworfen sei. Dieser Rath gefiel Philipp, aber nicht, ohne dass er lange den Schein bewahrte, als wolle er selber in die Niederlande abgehen. Schiffe wurden für ihn bereitgehalten und öffentliche Gebete für das Gelingen der Reise veranstaltet. Am 15. April 1567 jedoch erhielt Alba seine genauen Instructionen, so eingehend, dass er sich später selber über Mangel an Vertrauen beklagte.

Albas Marsch. 10.050 Mann Kerntruppen, darunter 8800 Mann zu Fuß und 1250 Reiter wurden im Mailändischen zusammengezogen. **Alba** nahm seinen Weg von Barcelona zur See nach Genua, von da über den Mont-Cenis nach Burgund, welches damals noch zu Spanien gehörte.[1]) In **Genf** fürchtete man einen Angriff und Hugenotten und Schweizer standen auf der Lauer, Alba jedoch nahm den kürzesten Weg und hielt strenge Mannszucht. Zu **Thionville** kamen ihm Beamte der Herzogin und niederländische Edle zur Begrüßung entgegen, unter ihnen **Egmond**, bei dessen Anblick Alba zu seiner Umgebung sagte: „Hier kommt ein großer Ketzer", doch suchte er sogleich den üblen Eindruck durch Herzlichkeit und durch ein Geschenk von zwei schönen Pferden zu verwischen. Am nach Brüssel. 22. August zog Alba in **Brüssel** ein, von keinem Beifall begrüßt; die Stadt schien wie von Einwohnern verlassen; er nahm Wohnung im Kulemborgischen Palaste. Der Empfang bei der Herzogin war kalt. Beim Staatsrath wies er Vollmacht. seine Vollmacht als General-Capitän vor: der König hatte das Land als im Zustande des Aufruhrs befindlich erklärt und den Herzog beauftragt, es zum Gehorsam, nöthigenfalls mit den Waffen, zurückzuführen, die Ursachen der neulichen Unruhen zu untersuchen und ihre Urheber nach Gutbefinden zu strafen oder zu begnadigen. In einer nachträglichen Vollmacht war jedermann in den Niederlanden, die Regentin nicht ausgenommen, ermahnt, seinen Befehlen wie Margaretha. denen des Königs zu gehorchen. **Margaretha** war hiedurch tief gekränkt. Sie hatte Philipp vor Alba gewarnt, schon sein Name mache den König verhaßt. Sie beklagte sich, dass er, ohne sie vorher zu Rathe zu ziehen, diese Ernennung vorgenommen habe; sie beschwerte sich, dass Alba keine Rücksicht auf sie nehme, nur seinem eigenen Kopfe folge, und verlangte die Erlaubnis, das Land unverzüglich verlassen zu dürfen. Alba aber legte Besatzung in Brüssel und in andere Städte, errichtete Festungen, wo keine waren. Wer sich vor der Rache des Königs zu fürchten hatte, floh in banger Ahnung aus dem Lande.[2]) **London** nahm zu an Gewerbsleuten aus den Niederlanden. Alba aber gab Feste, bis seine Mittel bereitet waren; er war der Ansicht, dass Gewalt nur mit Gewalt bemeistert, Ausnahmszustände nur durch Ausnahmszustände behoben werden können: Albas Arglist doch zog er das Schwert nicht sogleich aus der Scheide. Es galt, den Adel sicher zu machen und Flüchtlinge zurückzurufen. Bei **Hoorne** gelang ihm dies. Alba sprach freundlich zu seinem Secretär und dass er seinem Herrn wichtige Mittheilungen zu machen habe, woraus dieser erkennen solle, dass er ihn nicht vergessen. Hoorne, dadurch sicher gemacht, kam am 9. September mit Egmond in

[1]) Prescott, l. c. III, S. 1—12
[2]) Strada, l. c. I, p. 338.

den Staatsrath, in dem über einen Befestigungsplan für einige flandrische Städte berathen wurde. Kaum hatte Alba Nachricht, dass Backerzeele, der Secretär Egmonds, und Van Straalen, der Bürgermeister von Antwerpen, verhaftet seien, so hob er die Sitzung auf und gieng mit Egmond im Gespräch durch den Palast. Da erklärte diesem auf einmal ein Hauptmann, er sei ein Gefangener, und forderte ihm im Namen des Königs das Schwert ab. Egmond übergab es ruhig mit den Worten: „Es hat dem König schon mehr als einmal gedient." — In ähnlicher Weise ergieng es Hoorne im Gespräch mit Ferdinand, dem Sohne Albas — auch er leistete keinen Widerstand. Beide wurden unter starker Bedeckung in die Festung Gent gebracht, jedoch geschah kein Versuch zu ihrer Befreiung.[1] Hoorne und Egmond verhaftet.

Ein dumpfer Schrecken kam über die Bevölkerung, als sie die Gefangensetzung der höchsten Adeligen des Landes vernahm. Viele wanderten aus dem Lande. Margaretha nannte das Ereignis eine Beleidigung, die sie nicht ertragen könne, und verlangte Abberufung. Aber die Sache war von Alba mit Philipp schon in Spanien verabredet. Granvella fragte, ob Alba auch den Schweigsamen gefangen habe, nämlich Oranien. Als man dies verneinte, sagte der Cardinal: „Dann hat Alba nichts gefangen."

Jetzt begann die Zeit der Strafe für den Aufruhr und die Kirchenschändung. Alba errichtete ein Kriegsgericht mit außerordentlichen Vollmachten, das zuerst der Rath seiner Excellenz, bald der Unruhen,[2] beim Volke aber Blutrath (Bloedraet) hieß. Über das historische Recht, ein außerordentliches Gericht niederzusetzen, kann kein Zweifel sein, es ist dasselbe Recht, nach welchem Karl V. die aufständischen Genter bestrafte. Verbrechen gegen die Person des Herrschers, gegen kirchliche und geistliche Personen waren schon seit 1296 den Schöffengerichten entzogen und Sache des Regenten. Der Blutrath bestand aus zwölf Richtern, wie Alba schreibt, aus den gelehrtesten, rechtschaffensten und unbescholtensten Männern im ganzen Lande. Aber auch zwei Spanier von schlimmem Namen waren darunter: Dr. Loys dal Rio und Juan de Vargas, kühne, entschlossene, aber auch gewissenlose Männer, dem Feldherrn unbedingt ergeben. Es war der Fehler der niederländischen Juristen, dass sie aus Abneigung gegen die beiden Spanier und Alba nach und nach aus dem Rath austraten und das Schicksal ihrer Landsleute ohne Widerstand den beiden Fremden überließen, von deren Unkunde, nicht bloß im Rechte der Niederlande, sondern auch von deren Unwissenheit im Latein, die Zeitgenossen komische Dinge berichten.[3] Zeit der Strafe. Blutrath.

So soll Vargas nach dem Grundsatze gehandelt haben: „Haeretici fraxerunt templa, boni nihil faxerunt contra, ergo debent omnes patibulari" = „Die Abtrünnigen haben die Tempel zerstört, die Guten haben nichts dagegen gethan, also müssen alle gehenkt werden."[4] Als die Universität Vargas.

[1] Über Albas Berechtigung hiezu — vergl. Koch, l. c. S. 174—180.
[2] Consejo de las altercationes, conseil des troubles.
[3] Prescott, l. c. III, S. 29—86.
[4] Reidanus, Annal. Relig. Van der Vynkt. I, 5, p. 313.

Löwen dagegen protestierte, dass einer ihrer Studenten, der Sohn Wilhelms von Oranien, verhaftet und als Geisel für das Benehmen seines Vaters nach Spanien gesandt werde (wo er übrigens ein eifriger Anhänger des Königs und Katholik wurde), entgegnete Vargas barsch: „Non curamus vestros privilegios.“ Kaum war der Rath der Unruhen eingerichtet, so begannen die Verhaftungen. Wer immer die Kirche bekämpft, wer den Compromiss unterschrieben, wer an den Unruhen theilgenommen, wurde eingekerkert, verurtheilt, hingerichtet. Vargas und Dal Rio waren immer bereit zur Schuldigsprechung, und Alba, der sich um Formen wenig kümmerte, gab ihrer Entscheidung den Vorzug und ließ sie vollziehen. Seine Absicht war, durch Beispiele des Schreckens den Geist des Gehorsams wieder zurückzuführen, oder, wie er an Philipp schrieb, jedermann fühlen zu lassen, dass sein Haus ihm jeden Tag über dem Kopfe zusammenbrechen könne.

Margaretha war in peinlicher Lage, sie fühlte sich erniedrigt, sie verwendete sich für das Land, sie verlangte Amnestie, aber ihre Vorstellungen blieben ohne Erfolg. Bald erhielt sie die Genehmigung des Königs, von ihrer Stellung abzutreten, nebst kühlem Ausdruck der Zufriedenheit mit ihren Diensten und einer Pension von 14.000 Ducaten. Ihre Bitte um Berufung der Generalstaaten, vor denen sie feierlich, wie einst Karl V., ihre Gewalt niederlegen wollte, wurde abgeschlagen.[1])

Margaretha dankt ab.

Sie nahm deshalb schriftlich Abschied von den einzelnen Staaten. Vom politischen Schauplatz abtretend, schrieb sie an ihren Bruder Philipp: „Gnade ist eine göttliche Eigenschaft. Eine je größere Macht ein Monarch besitzt, umsomehr nähert er sich der Gottheit und umsomehr soll er sich bestreben, die göttliche Milde und Barmherzigkeit nachzuahmen. Ein hartes Verfahren wird nur Unheil über das Land bringen.“ Doch die Würfel waren schon geworfen. Vom Lande geliebt, beschenkt und bedauert, verließ Margaretha im December 1567 Brüssel und lebte von da an in Parma und Neapel.

Albas Strenge.

Alba war jetzt Regent und General-Gouverneur der Niederlande und vollzog rücksichtslos, um künftigen Zeiten ein Beispiel und eine Warnung zu geben, die Urtheile des Blutrathes. In allen Städten fanden Hinrichtungen statt. Die Vornehmen wurden enthauptet, die Armen gehenkt. Wer aus dem Lande floh, dessen Vermögen wurde eingezogen.

Buschgeusen.

Viele flohen, andere leisteten als Buschgeusen (Gueux sauvages) Widerstand und übten an Mönchen, Geistlichen und Nonnen Vergeltung für das, was Alba an den Aufrührern that. Kaiser Maximilian II. verwendete sich 1568 vergeblich bei Philipp für milde Behandlung der Niederländer.

Oranien rüstet.

Wilhelm von Oranien sammelte auf dem Schlosse Dillenburg Mittel zum Kriege. Im Mai 1568 sollten in drei Abtheilungen Aufständische ins Land einfallen. Zwei Abtheilungen wurden zersprengt, die dritte unter Ludwig von Nassau hatte besseren Erfolg. Der Statthalter von Gröningen, Graf Arenberg, wurde von seinen spanischen Soldaten beim Kloster Heiligerlee gezwungen, die in vortrefflich gedeckter Stellung stehenden Feinde anzugreifen. Vergebens war seine Mahnung zur Vorsicht. In stolzer Verachtung aller Hinder-

Schlacht bei Heiligerlee.

[1]) Prescott, l. c. III, S. 45—49.

nisse drangen die Spanier vor und wurden geschlagen am 23. Mai 1568; 1600 blieben auf dem Platze, unter ihnen Arenberg.[1])

Die Unzufriedenen zeigten Hoffnung, Alba Entrüstung und entsetzlichen Ernst. Ehe er selber zum Kampf auszog, versetzte er den Gegnern noch einige schwere Schläge. Wilhelm von Oranien wurde in contumaciam für schuldig erklärt. Der Kulemborgische Palast, wo einst die Geusen sich versammelt, wurde niedergerissen, und eine Schandsäule auf der Stelle desselben besagte, dass dies geschehen wegen der darin gegen die Kirche und den König angezettelten Verschwörung. Noch schwerer traf, dass Alba das Todesurtheil über Egmond und Hoorne aussprach. Er wollte sich nicht der Gefahr aussetzen, dass sie hinter seinem Rücken, während er gegen den Feind zog, mit Gewalt befreit würden. Die unerbittliche Gerechtigkeit gegen die ersten und beliebtesten Männer des Landes sollte jedem zeigen, wie furchtbar ein Frevel gegen Religion und König sei. Philipp verschmähte es, bloß die Niederen zu treffen und die Hohen aus Rücksicht entschlüpfen zu lassen.[2])

Process Egmonds und Hoornes.

Für Beide waren ihre Frauen vergebens thätig, berief sich Mansfeld vergebens auf ihr Vorrecht, als Ritter des goldenen Vliefes nur von Ordensmitgliedern gerichtet zu werden. Das Vergehen des Aufruhrs, wurde entgegnet, tilge jedes Vorrecht. Selbst Granvella, früher sein Ankläger, flehte jetzt Philipp II. um Milde an, weil diese einem großen Fürsten mehr gezieme als Strenge und weil Egmond mehr verführt als Verführer sei. Es half nichts. Egmond wurde angeklagt, er habe sich mit Wilhelm von Oranien zum Sturze der spanischen Herrschaft und der Religion verbunden und gestrebt, alle Absichten des Königs zu vereiteln. Egmond weigerte sich anfangs zu antworten, denn nur die Mitglieder seines Ordens hätten ein Recht, über ihn zu urtheilen. — Auf die Erklärung, dass er dann in contumaciam verurtheilt werde wegen Hartnäckigkeit, wählte er fünf der ersten Rechtsgelehrten zur Vertheidigung. Diese suchten den Process in die Länge zu ziehen, indem sie glaubten, sei Zeit gewonnen, so sei alles gewonnen. Alba aber schloss den Process und erklärte beide Grafen des Hochverraths und Aufruhrs für schuldig und verurtheilte sie zum Tode durch das Schwert.[3])

Anklage.

Die Gefangenen wurden von Gent nach Brüssel gebracht. Egmond hoffte, es geschehe seiner feierlichen Freisprechung wegen. Am 4. Juni nachmittags befahl Alba dem Bischofe von Ypern, Rithovius, Egmond zum Tode auf den nächsten Morgen, 5. Juni 1568, vorzubereiten. Der Bischof, ein Freund Egmonds, warf sich dem Feldherrn zu Füßen und flehte lange um Gnade, dann um längere Vorbereitungszeit. Ernst gemahnt, die Ausführung des Gesetzes nicht zu hemmen, gieng der Bischof in das Brodhuis, wo der Graf, von der Reise ermüdet, im tiefen Schlafe lag. Als der Bischof ihm den Grund seiner Ankunft mittheilte, rief Egmond todtenbleich: „Es ist ein schreckliches Urtheil. Ich glaube nicht, dass irgend ein Vergehen, welches ich gegen Gott oder den König begieng, eine solche Strafe verdiene. Den Tod selber fürchte ich nicht, der Tod ist unser aller Los,

Todesurtheil.

[1]) Prescott, l. c. III, S. 50—72.
[2]) Ibid. III, S. 69 ff.
[3]) Ibid. III, S. 29—50, 73 ff.

aber ich entsetze mich vor der Schande. Doch darf ich hoffen, dass mein Leid meine Schuld vollkommen sühnen wird, damit nicht meine unschuldige Familie durch die Confiscation meines Eigenthums mit in meinen Ruin gezogen wird. So viel wenigstens, glaube ich, darf ich für meine geleisteten Dienste verlangen — doch weil ich denn einmal nach dem Willen Gottes und seiner Majestät sterben muss, will ich versuchen, es mit Fassung zu thun." — Mit Reue unterzog er sich der Beicht, mit inniger Andacht empfieng er das Abendmahl, nahm dann in einem Briefe, geschrieben „an der Schwelle des Todes", Abschied von seiner Gemahlin, Abschied vom Könige, dem er einen wertvollen Ring zugleich zurückgab. Er bat den König um Gnade für seine Familie und seine Diener. Er leugnete darin seine Absicht, der Religion oder der Regierung zu schaden. Wenn er während der Unruhen Andersscheinendes gerathen oder erlaubt habe, so sei es nur aus aufrichtigem Bestreben für den Dienst Gottes und des Königs geschehen und unter der Nothwendigkeit der Umstände. Weiter wünschte Egmond, jetzt einmal zum Tode gefasst, keinen Aufschub mehr. Er schnitt selber vom Wamms und Hemd den Kragen ab, um den Streich des Scharfrichters zu erleichtern. Auf dem Wege grüßte er anmuthig und würdig bekannte Gesichter, bestieg festen Schrittes das Schaffot und gab nach kurzem, inbrünstigem Gebete selber das Zeichen — sein Haupt fiel auf den ersten Schlag. Viele drangen durch die Reihen der Soldaten und tauchten ihre Tücher in sein Blut. Die Glocken läuteten, alle Läden waren geschlossen, es schien den Brüsselern, als ob der jüngste Tag anbreche. „Wenn nicht schon alle Thränen", sagt Strada, „für Egmond verweint gewesen wären, würde der Tod Hoornes über die Maßen betrauert worden sein."[1] — Hoorne wurde jetzt zur Richtstätte geführt. Er hatte mit weniger Fassung das Urtheil aufgenommen, sich lange zu beichten geweigert, sein Wesen zeigte Stolz und Entrüstung. Auf dem Schaffot noch betheuerte er, dass er kein Verbrechen gegen den König begangen. Drei Stunden hindurch waren die Köpfe beider am Schaffot aufgesteckt.

Wie Egmond sich vorbereitet.

Hinrichtung.

Hoorne.

War die Strenge richtig?

Alba wollte an Egmond und Hoorne ein Beispiel der Strenge aufstellen und schrecken. Schuldig waren beide des Hochverraths. Aber ob es nicht unklug war, gerade Egmond zu schlagen, das ist eine andere Frage! Der französische Gesandte schrieb an seinen König: „Ich sah das Haupt des Mannes fallen, vor dem Frgnkreich zweimal gezittert hat!"[2] — Egmond hat sich allerdings tief mit Oranien eingelassen, war aber reuig zur Fahne des Königs zurückgekehrt und hatte alle seine Kräfte aufgeboten, um die Erinnerung an seine frühere Verirrung zu verwischen. Er konnte der königlichen Sache jetzt noch durch sein hohes Ansehen wesentliche Dienste leisten. Gerade sein Haupt fällen war hart! Der König hat ja darum das Recht der Gnade, um in Fällen, wo das höchste Recht auch das höchste Unrecht ist, zu verzeihen! Egmond ist erst durch das Schaffot groß geworden, sein Blut hat den Kitt der spanischen Herrschaft nicht fester gemacht.[3]

---

[1] Prescott, l. c. III, S. 73—100.

[2] Thuanus, l. c. 43, p. 643.

[3] M. Koch bemerkt (l. c. S. 183): „Es ehrt Philipp, dass sein Gericht der Großen nicht schonte und er sich nicht, wie Kaiser Maximilian II., bei seinen Interceſſionen für Oranien und Egmond vom Ansehen der Person und der vornehmen Verwandtschaft bestimmen ließ. Weil aber eben die Großen die Urheber der Meuterei waren und das Volk nur durch ihre Ränke in sie verstrickt wurde, hätte der Kleinen um so mehr geschont werden sollen. Allein über alle von der Vernunft und Billigkeit dictierten Rücksichten setzten Albas

Übrigens muss bemerkt werden, dass Alba sich für Egmonds Familie beim König eifrig verwendet hat, ihm in beweglichen Worten die Noth derselben schilderte, und dass die Güter später zurückgegeben wurden,[1]) — aber auch, dass in der Familie selber die Überzeugung lebte, Egmond habe unrecht gegen den König gehandelt. Sein Sohn Philipp vergoss heiße bittere Thränen, als er einst in Brüssel im Kampfe bis zum Platze gelangte, wo das Haupt seines Vaters gefallen war. Als er aber bei einem Einzuge in Paris, in einer Anrede des Rectors, als der Sohn des großen Freiheitshelden gefeiert werden sollte, rief er: „Schweigt davon, mein Vater war ein Rebell.“[2]) — Dass übrigens Egmonds Hinrichtung nicht verschoben wurde, daran war Oraniens Feldzug schuld. Alba konnte nicht einige tausend Mann zu seiner Bewachung zurücklassen, als er gegen Ludwig von Nassau zu Feld ziehen musste. Philipp Egmond.

Dieser Zug wurde im Juli 1568 unternommen und zeigte Albas Meisterschaft als Feldherr in glänzendem Lichte. Mit 15.000 Mann Kerntruppen trat er den Aufständischen, die bei Gröningen ein befestigtes Lager inne hatten, entgegen, wusste sie zum Kampfe herauszulocken und trieb dann seine Spanier zum stürmischen Angriff. Im Augenblicke löste sich das feindliche Heer in Flucht auf. Bei Jemmingen an der Ems gedachte Ludwig sich noch einmal zu stellen, allein die Entmuthigung und der Geist der Meuterei hatte die Kraft des Widerstandes gebrochen. Ein panischer Schrecken ergriff sie, als die Spanier anstürmten; zu Haufen wurden sie niedergemetzelt, andere fanden in der Ems den Tod, 7000 Aufständische sollen gefallen sein, dagegen nur sieben Spanier. „Es war kein spanischer Trossbube, der nicht jemand todtgeschlagen hatte.“ — Stundenweit war alles mit Leichen und Waffen bedeckt und der Strom mit Hüten der Ertrunkenen. Gröningen wurde wegen zweideutiger Haltung gestraft und der Bau einer Citadelle daselbst angeordnet. Alba siegt bei Jemmingen.

Ludwig von Nassau entkam nach Deutschland, Alba kehrte nach Brüssel zurück. Unter den Verurtheilten, die jetzt das Schaffot bestiegen, war der Secretär Egmonds und der Bürgermeister von Antwerpen. Oranien veröffentlichte 1568 seine Justification oder Rechtfertigung gegen falsche Anklagen, in der er sich als treuen Anhänger seines Königs mit vielen sophistischen Gründen und als ganz unschuldig an den Wirren in den Niederlanden hinzustellen suchte. Auch seine Warnungen an die Bewohner der Niederlande trugen das Motto: „Pro lege, rege, grege.“ Es war ein Geplänkel in Schriften, mit welchem er den eigentlichen Krieg mit Waffen eröffnen wollte. Oraniens Schriften.

Mit Hilfe protestantischer Fürsten, mit Beisteuern seiner Anhänger in den Niederlanden und aus den Resten seines eigenen Vermögens hatte Wilhelm im September ein Heer von 30.000 Mann, darunter 9000 Reiter, zusammengebracht. Befehlshaber in demselben war auch Lumey, Graf von der Mark, Heer. Lumey.

Werkzeuge sich hinweg. Die Gottlosigkeit ihres Verfahrens bestand in einer Ausklügelei von Verbrechen, die höchstens leichte Vergehen waren, in einem Übermaß der Strafe und in der gewissenlosen Leichtfertigkeit der Processführung.“

[1]) Prescott, Philipp II., Bd. III, S. 104—105.

[2]) Er fiel bei Ivry 1590 im Kampf gegen Heinrich IV. und die Hugenotten.

ein Abkömmling des wilden Ebers der Ardennen, der geschworen hatte, Haare und Bart nicht zu scheren, bis er den Tod seines Vetters Egmond gerächt und das Land befreit habe. Am 5. October machte Oranien bei Stochem einen meisterhaften Übergang über die Maas, so dass selbst Alba bewundernd ausrief: „Ist die Armee des Prinzen ein Schwarm wilder Gänse, dass sie über Flüsse, wie die Maas, fliegen kann?“ — Allein als Feldherr stand Oranien dennoch weit unter dem Spanier. Wilhelm wollte eine entscheidende Schlacht: denn er war an Mannschaft, namentlich an Reiterei, Alba um das Doppelte überlegen. Aber gerade deshalb suchte Alba seinen Feind durch Zaudern zu besiegen und bezog das Kaiserlager bei Mastricht, wo einst Cäsars Legionen gestanden, und ließ Oraniens Herold, der ihn zu einer Übereinkunft aufforderte, sogleich aufknüpfen, denn er parlamentiere nicht mit Rebellen. Im strategischen Spiel war Alba der erste Meister seiner Zeit. Durch eine einzige Niederlage konnte er seinem König das Land verlieren; darum ließ er nur scharmützeln und heftete sich an die Seiten seines Gegners; neunundzwanzigmal wechselte der Prinz sein Lager und neunundzwanzigmal nahm Alba eine schwer angreifbare Stellung ihm gegenüber. Oranien gieng über die Maas zurück, Alba ihm nach. Den Übergang über das Flüsschen Geete deckte Oranien mit 3000 Mann unter Hoogstraten, Vitelli hieb diese Nachhut in Stücke. Vom Eifer erhitzt, verlangten die Soldaten den Befehl zur Schlacht. Vitelli ließ es Alba melden, der aber zürnend darüber, dass sein Lieblingsofficier seinen Plan nicht begreife, die barsche Antwort gab: „Mir soll Vitelli keine Rathschläge zum Angriffe schicken. Wenn noch einer derart kommt, so kehrt er nicht mehr lebendig zurück.“ — Die Officiere murrten, Alba beharrte auf seinem Plane und ließ sich zu keiner Entscheidungsschlacht herbei. Witterung, Krankheit, Mangel an Geld — lösten die Armee Oraniens in Bälde auf. Der Prinz musste umkehren, in Straßburg entließ er die Reste seines Heeres; selbst sein Silberzeug musste er verkaufen und, da dieses zur Bezahlung des Soldes nicht hinreichte, versprechen, sich persönlich in die Hände seiner Gläubiger zu überliefern, wenn er zur bestimmten Zeit nicht zahlen könne.

Über die Maas.

Alba in der Defensive.

Scharmützel an der Geete.

Oranien war ohne eigentliche Schlacht doch vollständig geschlagen und hatte keine Aussicht, je wieder ein solches Heer zusammenzubringen. Albas Triumph war vollständig. Der Stolz stieg ihm zu Häupten, dass er seine eigene Bildsäule, wie sie die Gestalt der Empörung zu Boden drückt, mit der prahlenden Inschrift in der Citadelle zu Antwerpen aufstellen ließ: „Dem Ferdinand Alvarez de Toledo, Herzog von Alba, unter Philipp II. Statthalter der Niederlande, der den Aufruhr erstickt, die Empörung gezüchtigt, die Religion wieder hergestellt, die Gerechtigkeit gesichert, den Frieden begründet hat, dem treuesten Diener des Königs, ist dieses Denkmal errichtet.“ Die Bronze dazu lieferten die Geschütze, die er bei Jemmingen erobert hatte. Der König war, wie sein Feldherr, von der Rechtmäßigkeit des Verfahrens vollständig überzeugt. Als 1568 der Erzherzog Karl im Auftrage Kaiser Maximilians II. nach Madrid reiste, um für die Niederländer, namentlich für Oranien, mildere Behandlung zu erwirken, zeigte sich Philipp II. erstaunt: er habe vielmehr durch das Beispiel der Strenge den Dank der Fürsten verdient; keinerlei Vorstellung und Rücksicht werde ihn je verleiten, auch nur

Sieg ohne Schlacht.

Albas Triumph

Philipp II.

um eines Haares Breite von seiner Bahn abzuweichen. In heiligen Dingen könne er sich zu keinem Vergleiche verstehen: was Oranien anbelangt, so sei er der eigentliche Urheber der ganzen Bewegung der Niederlande.

Dem Kriege gegen Oranien schien ein Krieg mit England zu folgen. Schiffe mit Kaperbriefen von Condé hatten spanische Schiffe, die 800.000 Thaler nach den Niederlanden bringen sollten, aufgegriffen und in einen englischen Hafen gebracht. Elisabeth legte Beschlag auf das Geld, um es für ihren königlichen Bruder von Spanien zu bewahren, wie sie den einen sagte, und weil sie es von Genuesischen Kaufleuten, denen es eigentlich gehöre, geborgt habe, wie sie sich bei anderen entschuldigte. Als die Königin auf mehrfache Forderung das Geld nicht herausgab, ließ Alba alles englische Eigenthum in den Niederlanden mit Beschlag belegen und jeden Engländer verhaften. Die Sache wurde sehr ernst, doch 1573 gab Elisabeth nach. — Elisabeth.

Albas Missgriffe. Die Alcabalasteuer.

Bisher hatte Alba das gute Recht der Regierung vertheidigt und die Empörung vollständig niedergeschlagen. Jetzt ließ er sich aber im Bestreben die Mittel zu finden, um die Armee zu erhalten und die Niederlande für den König erst recht ergiebig zu machen, verleiten, das gute Recht des Landes anzugreifen und so auch die Mehrzahl der treuen Anhänger des Königs und der alten Religion mit Ingrimm gegen die spanische Regierung zu erfüllen. Aus dem unberechtigten Aufstande einzelner wurde jetzt eine offene Empörung des Landes, welches für sein verletztes Recht sich erhob. Alba berief nämlich eine allgemeine Versammlung nach Brüssel und forderte hier am 20. März 1569 in Berücksichtigung, dass der Aufstand der Regierung sehr viele Kosten verursacht habe, und diese billig nicht den andern Ländern des Königs, sondern nur dem aufständischen Lande auferlegt werden dürfen, ein- für allemal den hundertsten Pfennig von allem beweglichen und unbeweglichen Gut, — dann aber für alle Zukunft für jede Veräußerung von Grundstücken den zwanzigsten und von jeder beweglichen Habe den zehnten Pfennig. — Die Bestürzung der Stände war groß. Den hundertsten Pfennig ein- für allemal waren sie geneigt, zu entrichten, meinten aber, der zehnte und zwanzigste Pfennig vernichte Handel und Gewerbefleiß des Landes; alle Veräußerung des Grundeigenthums werde aufhören, wenn man jedesmal den zwanzigsten Theil des Wertes an die Regierung entrichten müsse. Der zehnte Pfennig für alle Ware, die in einer Woche zehnmal den Besitzer wechseln könne, sei gleich einer Confiscation. Alba dagegen behauptete, diese Steuer sei gar nichts anderes, als die spanische Alcabala, die ihm allein in seiner Stadt Alva jährlich 50.000 Ducaten liefere. Allein Alba vergaß, dass er es dort mit Hirten und Ackerbauern, in den Niederlanden aber mit Kaufleuten zu thun

Alba verletzt das Recht.

Der hundertste, zwanzigste und zehnte Pfennig.

Alcabala.

hatte. Er war der erste Feldherr seiner Zeit, aber gewiss einer der schlechtesten Kenner des Finanzwesens. Überdies griff diese Steuer tief in das Recht der Staaten. Nie hatte der Herrscher das Recht besessen, Steuern zu erheben, welche ihm die Stände nicht bewilligt hatten: er musste, wenn er Geld wollte, in Person oder durch einen Stellvertreter vor den Ständen erscheinen und seine „Bede" oder Bitte um Geld vorbringen, welche sie dann nach ihrem Viglius. Urtheil entweder bewilligten oder abschlugen. Dies betonte auch Viglius im Staatsrath und bewies einen ernsten Widerstand zu Gunsten des Rechtes. Die Generalstaaten erklärten, dass sie über die Forderungen des Herzogs zunächst ihren Vollmachtgebern zu berichten hätten. Ein Schrei der Entrüstung Das historische Recht. gieng durch das Land. Die Staaten bewilligten die einmalige Erhebung des hundertsten Pfennigs; was den zehnten und zwanzigsten anlangt, so gaben sie zuletzt eingeschüchtert die Zustimmung, aber unter wichtigen Vorbehalten, namentlich dass die Zustimmung nur Geltung habe, wenn alle Provinzen zustimmten. Utrecht aber blieb hartnäckig in der Weigerung und so war die Zustimmung der anderen nichtig. Alba sah jedoch im ganzen Volke nur bezwungene Empörer, denn die einen hätten sich gegen die Regierung erhoben und die andern sie in ihrem frevelhaften Benehmen nicht gehindert, und glaubte deshalb, sich um das historische Recht nicht kümmern zu dürfen und jeden Widerspruch mit Gewalt niederschlagen zu müssen.

Utrecht. Als die Einquartierung eines Regimentes in Utrecht die Bürger nicht nachgiebig machte, ließ er die Staaten von Utrecht vor den Blutrath citieren und Stadt und Provinz ihrer Freiheitsbriefe und Privilegien für verlustig erklären. Die Staaten appellierten an den König, der sie abschlägig beschied. 1569 meldete Alba an Philipp, die Provinzialstaaten hätten nun sämmtlich in die Steuer gewilligt und er hoffe daraus außer Deckung aller Unkosten zwei Millionen jährlich in den Schatz zu liefern. Allein jetzt weigerte sich wieder jede einzelne Provinz der Zustimmung und die Schwierigkeiten der Einhebung erschienen unüberwindlich. Da verglich man sich dahin, bis August 1571 solle die Frage ruhen, dafür aber die Staaten jährlich im ganzen zwei Millionen als Abfindung zahlen. Der König hatte den zehnten und zwanzigsten Pfennig nicht befohlen, am Hofe spottete man über das Finanzgebaren Albas und der Herzog war damals so verstimmt, dass er um seine Abberufung bat.[1])

Mit Gewalt kann man wohl Ordnung auf einige Zeit herstellen, aber es lässt sich auf Bajonnetten nicht ruhen. Es war genug Blut geflossen, als Strafe für die Empörung. Jetzt war die Zeit des Vergebens und Vergessens gekommen. Granvella empfahl dem König ein System der Milde und Ver- Amnestie. kündigung der Amnestie. Ende 1569 bekam Alba aus Madrid vier Amnestie-Entwürfe; den besten solle er auswählen, die drei anderen sorgfältig vernichten. Erst am 14. Juli 1570 verkündete Alba feierlich allgemeine Vergebung, aber mit bedeutsamen Ausnahmen: alle Prediger, Lehrer, Bilderstürmer, alle ketzeri-

[1]) Leo, Universalgeschichte, III, S. 391—400.

scher Gesinnung Verdächtigen, alle, die den Compromiss unterschrieben und gegen den König die Waffen geführt oder passiv den Hochverrath begünstigt hätten, waren ausgenommen; jedoch war ihnen Gnade in Aussicht gestellt, wenn sie sich binnen sechs Monaten stellten und ihr Verbrechen offen bekannten.

Misstrauen.

Einige stellten sich und wurden gänzlich begnadigt. Allein seit dem Fange Egmonds und Hoornes galt Alba für argliſtig und die Mehrzahl der Schuldigen kam darum nicht und somit blieb die Amnestie ein Schlag ins Wasser. Witzlinge machten aus Perdona (Amnestie) Pandora und Alba hatte Grund, über Wirkungslosigkeit der Verzeihung zu klagen. Wie streng aber die Gesinnung des Königs gegen die Führer der Aufständischen noch immer war, zeigt das Schicksal Montignys. Er war mit Bergen 1566 als Gesandter nach Madrid gekommen, aber unter allerlei Vorwänden nicht in die Heimat entlassen worden. Der Marquis von Bergen war sehr reich und Ritter des goldenen Vlieses, Montigny war ein Verwandter der Montmorency und der jüngere Bruder des Grafen Hoorne. Bergen starb in Madrid, über Montigny sprach am 4. März 1570 der Blutrath in Brüssel wegen Theilnahme am Aufstande das Todesurtheil aus. Am 15. October wurde das Urtheil insgeheim im Gefängnisse durch die Garrotta oder die Erstickung vollzogen, aber so, dass selbst Montignys Bediente glaubten, er sei dem Fieber erlegen. — Bis in neueste Zeit alle Papiere über diesen merkwürdigen Process veröffentlicht wurden,[1]) war Streit bei den Schriftstellern, ob Montigny einen natürlichen oder einen gewaltsamen Tod gefunden habe.

Montigny

garottirt.

Überschwemmung.

Zu dem Unglück, das die Empörung über das Land gebracht, kam am 1. und 2. November 1570 noch ein entsetzliches Naturereignis. Infolge eines anhaltenden Nordwest-Sturmes durchbrach das Meer die Deiche und überschwemmte die ganze niederländische Küste von Flandern bis Friesland. Gegen 100.000 Menschen verloren das Leben. Der Schaden an Besitzthum war unberechenbar. Das Meer floss in den Straßen der Städte und die Menschen suchten Zuflucht auf den Bäumen, auf den Dächern, auf den Kirchthürmen. Und nach diesem unsäglichen Elend kam im Jahre 1571, denn die zweijährige Frist war verflossen, die Frage wegen des zehnten und zwanzigsten Pfenniges wieder in Anregung. Keine einzige Provinz hielt sich durch ihre frühere Erklärung für gebunden. Im Staatsrathe sprach namentlich Viglius kräftig gegen die Maßregel: die Steuer sei dem Volke verhasst, von ihm nicht bewilligt und darum ungerecht.

Alcabala.

Widerstand.

Desungeachtet erließ Alba am 31. Juli 1571 den Befehl, die Steuer zu erheben. Es war unmöglich, das Volk bot ihm offen Trotz. Niemand grüßte ihn mehr, wenn er sich auf der Straße sehen ließ, man gab ihm offen seinen Abscheu zu erkennen. Alba gab nach; wenigstens bei vier großen Verkehrsartikeln, Korn, Fleisch, Wein und Bier, sowie bei den Rohmaterialien, die man für Manufacturen verwende, wolle er vom zehnten Pfennig abstehen. Allein, statt den

[1]) Gachard fand sie im Archiv von Simancas. Anna von Österreich, die damals als Philipps Braut nach Spanien kam, wollte für Montigny Fürbitte, ihre erste Bitte an ihren Gemahl, richten, allein Montigny hatte sein schweres Schicksal schon bestanden, ehe Anna mit ihrem Bräutigam zusammentraf. Prescott, l. c. III, 123.

Widerstand zu lähmen, ermunterte ihn dieses Nachgeben, zumal man wusste, dass
Medina Celi. ein anderer General-Statthalter in der Person des Herzogs von Medina Celi ernannt worden sei. Wie war dies alles Wasser auf die Mühle Oraniens! Der Widerstand gegen den Herzog wuchs mit jedem Tag. Die Leute schlossen lieber ihre Schenkhäuser, Kaufläden, als dass sie ungerechte Steuern zahlten. Dieser Widerstand machte Alba fast rasend. Die Brauer wollten nicht brauen, die Bäcker nicht backen, die Schenkwirte nicht zapfen, aller Verkehr stockte! Man litt Mangel an den gewöhnlichsten Bedürfnissen des Lebens! Die Soldaten wurden zügellos, Alba durch jeden Widerstand hartnäckiger. Er gab Befehl, in den nächsten Tagen die achtzehn ersten Ladenbesitzer in Brüssel zu processieren und aufzuhängen.

Briel. Wassergeusen. Da kam in der Nacht die Botschaft, dass die Stadt Briel von den Wassergeusen erobert worden sei. Viele Holländer suchten nämlich eine neue Heimat auf dem Ocean: in Armut und Verbannung getrieben, fanden sie hier eine Freistätte, daher ihr Name Wassergeusen oder Wasserbettler. Oranien gab ihnen Kaperbriefe gegen die spanische Herrschaft. Sein Admiral
Lumey. war der berüchtigte Graf Wilhelm von der Mark, Freiherr von Lumey, der Eber des Ardennenwaldes genannt, und dieser übte Grausamkeiten ohne Zahl gegen alles, was mit Spanien in Verbindung stand, namentlich gegen Mönche und Geistliche. Von spanischen Schiffen verfolgt, hatten die Corsaren bisher eine Zuflucht in den Häfen Englands gefunden, auf Albas Forderung aber verbot Elisabeth im März 1572 ihren Unterthanen, den Corsaren Fleisch, Brot oder Bier zu reichen. Am Nothwendigsten Mangel leidend, beschlossen die Wassergeusen einen Überfall auf die Küsten Nordhollands. Der Wind trieb sie in die Mündung der Maas und am 1. April gelang es ihnen, die nicht volkreiche, aber gut befestigte Stadt Briel zu überraschen und im Namen Wilhelms von Oranien, als Statthalters seiner katholischen Majestät, zu besetzen. Den Bürgern geschah nichts, aber dreizehn Priester wurden zu Tode gefoltert. Der Hafen zu Briel war vortrefflich und die Empörung hatte jetzt einen festen Punkt, von wo sie weiter zu greifen suchte. Bei der allgemeinen Entrüstung über die Alcabala war dieser Schlag bedeutsam und von Mund zu Mund flog der Vers:

„Den eersten Dag van April
Verloos Duc d'Alva zynen Bril."

Verbreitung des Widerstandes. Rotterdam. Alba gab sogleich dem Grafen Bossu, der in Utrecht lag, Befehl, die Stadt wieder zu nehmen, und Bossu rückte mit zehn Compagnien davor. Allein die Corsaren öffneten die Schleußen und die Spanier giengen in dem steigenden Gewässer wie durch Geschützfeuer zugrunde. Auf dem Rückzuge fand Bossu die Thore von Rotterdam geschlossen und nur mit List bekam er Einlass, wofür seine Soldaten alle Greuel, wie in einer eroberten Stadt, begiengen. „Der Mord von Rotterdam" wurde Schlagwort und entfremdete dem König viele, die ihm bisher treu geblieben.[1]) — Vlissingen folgte dem Beispiele Briels und ver-

[1]) Holzwarth, Abfall der Niederlande, II, 2, S. 2.

jagte die spanischen Soldaten. Lumey sandte den Vlissingern 200 Mann zu Hilfe: es waren lauter Wildlinge, die im Hasse gegen alles Katholische in Messgewändern, Kapuzinerkutten, Alben und Stolen aufzogen. Der geschickte Oberingenieur Albas, Pacheco, wurde in Vlissingen gefangen genommen und erbarmungslos, trotzdem er als Edelmann wenigstens um den Tod durch das Schwert bat, am Galgen aufgehangen. Die Leiter drängten zu diesem Morde, um Vlissingen unzertrennlich an die Partei des Aufruhrs zu ketten. Jetzt pflanzte auch Enkhuizen, einer der wichtigsten Handelsplätze Hollands und der Schlüssel zur Zuidersee, die Fahne der Empörung auf; in Walchern sammelten sich Tausende von Gegnern. Dann fiel Dortrecht ab, Haarlem, Leyden, Alkmaar, kurz fast ganz Holland und Seeland. Aber auch in Geldern, Overyissel, Utrecht, Friesland, erhob man sich. Überall kam es zu erbitterten Kämpfen, wurden die spanischen Soldaten vertrieben und schworen die Bewohner den Eid der Treue für den König von Spanien und Prinzen von Oranien als dessen Statthalter und verpflichteten sich, dem Herzog, dem zehnten Pfennig und der Inquisition Widerstand zu leisten. Schwer schlug eine andere Nachricht an Albas Ohr: Ludwig von Nassau habe die Festung Mons, die Hauptstadt von Hennegau, eingenommen. Überall wurde die Autorität des Königs anerkannt, es war aber nur Fiction. Dagegen wurde für Oranien, der die ganze Bewegung leitete, als Statthalter des Königs, der Eid der Treue geleistet.

Vlissingen. Enkhuizen. Mons.

Eine Unglückspost kam nach der andern, doch Alba verlor den Muth nicht. Zunächst entsandte er seinen Sohn Don Fadrique gegen Mons. Indes landete auch der neue Statthalter, aber die 500.000 Kronen in Gold, die er mitbrachte, wurden von den Rebellen weggenommen. Alba, der Soldat, blieb noch im Amte, obschon er an seinen König schrieb: „Der Hass des Volkes gegen mich macht alle meine Anstrengungen zunichte. Ein Nachfolger wird mehr Sympathien finden und sich nützlicher machen können.“ — Den Staaten von Holland erklärte Alba seine Bereitwilligkeit, auf die verhasste Abgabe ganz zu verzichten, wenn ihm die Generalstaaten eine jährliche Beisteuer von zwei Millionen gewähren wollten. Auch hatte der König einer Deputation von Niederländern vertraulich mitgetheilt, dass er von der Alcabala abstehe, aber dem Ansehen des Herzogs nicht schaden wolle.

Noth Albas.

Allein diese Bewilligung kam zu spät. Die Staaten von Holland kamen zusammen, aber nicht da, wo Alba wollte, sondern in Dortrecht, und nicht für Spanien, sondern gegen Spanien. Noch immer anerkannten sie aber Philipp II. als rechtlichen Nachfolger des einstigen Grafen von Holland, Dietrich I., nannten jedoch den Wilhelm von Oranien des Königs Statthalter für Holland, Seeland und Utrecht. Somit übte der größte Feind des Königs in seinem Namen legislative und executive Gewalt, mit andern Worten: die Stände wagten noch nicht, offen sich von dem Könige loszusagen.

Zu spät. Holland.

Alba hatte mit Waffengewalt die Revolution niedergeworfen, aber in der Steuer, die er unberechtigt ausschrieb, sich eine Blöße gegeben. An dieser erfasste ihn der lauernde Oranien, der sonst niemals im Kriege einen Erfolg hatte, und schlug ihn aus dem Felde. Als sein Stellvertreter eröffnete Aldegonde

Oranien.

Beschlüsse in Dortrecht.

die Staaten von Holland und Seeland und brachte sie durch eine feurige Rede dahin, dass sie dem Prinzen viel mehr zur Verfügung stellten, als Alba gefordert hatte, nämlich Gut und Blut, dass sie Steuern bewilligten, Anleihen machten, Kirchengut einschmolzen, und Oranien als des Königs rechtmäßigen Statthalter über Holland, Seeland, Friesland und Utrecht anerkannten und versprachen, seine Ernennung zum Protector über die ganze Niederlande während der Abwesenheit des Königs zu bewirken: kein Theil sollte ohne Zustimmung des andern mit dem König ein Übereinkommen abschließen.

So hatte Oranien nahezu dictatorische Gewalt und suchte von neuem 1572 den Entscheid in Waffen — er fiel aber nicht günstig für ihn aus.

Feldzug von 1572.

Die Hugenotten, welche dem belagerten Mons zu Hilfe kommen sollten, wurden von Cesare Vitelli am 17. Juli vernichtet. König Karl IX. hatte diese 12.000 Hugenotten gesendet, viele, die nicht in der Schlacht umkamen, wurden

Karl IX.

von den Bauern getödtet. Den Rest gab Karl IX. preis und ließ es Alba als seine Pflicht hinstellen, die Gefangenen hinzurichten. Und doch hatte Alba Briefe in Händen, aus denen hervorgieng, dass der König dem Ludwig von Nassau ein Heer versprochen und dass er, im Falle des Sieges, dafür das Land von Antwerpen bis zur Picardie erhalten solle.[1])

Ludwig von Nassau erwartete in Mons Rettung von seinem Bruder Wilhelm von Oranien. Diesem hatte der König von Frankreich 20.000 Kronen zur Verfügung gestellt und für Geld waren Deutsche genug zu haben. In einem Aufruf vom 16. Juni mahnte Wilhelm zur Rettung der ersterbenden Freiheit und zur Abschüttelung des unerträglichen Joches. In einem gleichzeitigen Schreiben an den Kaiser meldete er dagegen, dass er das Land gern zum schuldigen Gehorsam an seinen gnädigen Herrn, den König von Spanien, zurück-

Oranien.

bringen wolle. Maximilian II. lachte über diese Lüge. Übrigens brachte Oranien 13.000 Fußknechte und 7000 Reiter zusammen, mit denen er 8. Juli 1572 bei Duisburg den Rhein überschritt, Geldern musste sich ergeben, Straelen und Wachtendonk wurden leicht eingenommen, an Venloo, das nichts von ihm wissen wollte, zog er vorüber. Vor Roermonde erhielt er von Maximilian II. drohenden Befehl, augenblicklich von seiner landfriedensbrecherischen Vergewaltigung abzustehen und sein Heer zu entlassen. Oranien antwortete, dass er nur aus christlichem Mitleid für die so hart behandelten Niederlande der grausamen und unerträglichen Tyrannei Albas sich widersetze. Als Roermonde am 23. Juli durch Verrath in seine Gewalt kam, brachten seine Soldaten sechsundzwanzig Mönche und Priester auf die grausamste Weise ums Leben. Schweigend ließ der berühmte „Schweiger" geschehen, was unter seinen Augen vorgieng, erst einen Monat nachher erließ er eine Verordnung gegen das wüste Treiben. Geldnoth hielt ihn einen Monat in der Nähe von Roermonde auf, dann erhob er sich zu neuem Raubzug. Am 27. August überschritt er die Maas und gelangte über Löwen, Mecheln nach Nivelles. Löwen erkaufte sich mit 16.000 Ducaten Neutralität, Brüssel schloss ihm die Thore. Oranien hoffte auf Hilfe von Frankreich. Er hatte Briefe vom König, dass Coligny mit einem Heere ihm zu Hilfe komme, aber die Bartholomäusnacht schlug Coligny und die Hugenotten nieder

Karl IX.

und Oraniens Hoffnung damit. Karl IX. war jetzt besorgt, dass die Hugenotten mit den compromittierenden Briefen von ihm zugleich von der Erde verschwinden.

[1]) Vergl. oben S. 246.

Oranien wandte sich gegen Mons, um den Herzog zu einer Entscheidungsschlacht zu zwingen. Er lagerte sich bei Hermigny nahe dem spanischen Lager. In der Nacht vom 11. auf den 12. September unternahm Julian Romero mit 600 Spaniern eine „Encamisada", einen Überfall in Oraniens Lager, wobei sie weiße Hemden über der Rüstung trugen. Die Schildwachen wurden niedergehauen. 600 Soldaten Oraniens fielen durch das Schwert, viele andere verbrannten oder ertranken auf der Flucht, während nur sechzig Spanier das Leben einbüßten, Oranien selbst wurde nur durch seinen kleinen Wachtelhund, der ihn weckte, während die Wachen schliefen, vom Tode errettet, er warf sich auf sein Pferd, das gesattelt vor seinem Zelte stand, und entfloh. Er mußte seinen Bruder in Mons im Stiche lassen und den Rückzug über den Rhein antreten und dann sein zuchtloses Heer auflösen. — In 3000 Wagen führten seine Banden das gestohlene Gut mit sich aus dem Lande, das sie angeblich hatten von Albas Tyrannei befreien wollen. Jetzt hätte er gerne mit Spanien wieder unterhandelt; zu Dr. Elbertus, den er aus Löwen berief, sagte er: „Könnte ich die Gunst meines Königs und des Papstes wieder erlangen, ich würde auf meinen Knien ihre Befehle entgegennehmen." [1]) — Mit Mühe ward während einer Meuterei der unzufriedenen Soldaten sein Leben gerettet. Encamisada.

Mons konnte sich auf die Dauer nicht behaupten, da Ludwigs Soldaten sich weigerten, zu fechten. Alba bot ehrenvolle Capitulation, sie ward am 19. September angenommen. Merkwürdig ist bei dieser Gelegenheit eine Äußerung Albas über die Bartholomäusnacht: er wolle sich lieber beide Hände abhauen lassen als sich einer gleichen That schuldig machen. Hart war das Los der Einwohner von Mons, welche die Waffen gegen ihren Landesherrn getragen und sich nicht mit der abziehenden Besatzung entfernt hatten, was ihnen von Alba in der Capitulation gestattet war — sie endeten meist unter Henkershand. Mons.

Der Aufstand in den südlichen Niederlanden war zu Ende, indem die Städte ihre Thore öffneten. Nur in Mecheln beantwortete die Garnison die Aufforderung, sich zu ergeben, mit Schüssen. Die Stadt ward dafür als eine eroberte behandelt, drei Tage dauerte die Plünderung, „kein Nagel blieb in der Wand". Auch Granvellas Haus ward rein ausgeplündert. Die Spanier hausten so arg als die Bilderstürmer. Im Norden dagegen stand die oranische Sache besser. Dort drehte sich der Kampf um Tergoes, in dem ein Häuflein Spanier sich mit Mühe behauptete. Mecheln.

Den Ort zu entsetzen, unternahmen die Spanier zur Zeit der Ebbe einen Marsch durch den Meeresarm, der Südbeveland vom Festland trennt, zur Zeit der Ebbe ist dieser 4—5 Fuß, zur Zeit der Flut 10 Fuß tief. Spanier, Wallonen und Deutsche, tausend von jeder Nation, machten in der Nacht vom 20. October, fünf Stunden hindurch, unaufhörlich mit den Wogen kämpfend, ein Mann hinter dem andern, Pulver und Lebensmittel auf dem Kopfe tragend, diesen Marsch und mit Glück — nur neun Mann ertranken. Tergoes war gerettet! Albas Sohn, Don Fadrique, bezwang indes Zütphen, übte aber nach der Eroberung ein furchtbares Strafgericht. Viele Städte fielen von der oranischen Sache ab; auch Friesland unterwarf sich. Am 22. November sollte Naarden sich unter- Marsch durch das Meer. Tergoes gerettet.

[1]) Gachard, Correspond. de Philippe II., p. 395. — Holzwarth, l. c. II, 2, S. 91.

Naarden. werfen, — es weigerte sich, eine Kanone ward auf die Spanier abgefeuert. Die Stadt unterhandelte dann. Ein Unterbefehlshaber sicherte Leben und Eigenthum der Einwohner zu. Kaum waren aber die Spanier in der Stadt, so wurden die Bürger ermordet, die Häuser geplündert und die Straßen an allen Ecken in Brand gesteckt. Die Spanier meinten: es sei das Strafe, weil in Naarden die Ketzerei zuerst ihr Nest gebaut habe, um von da aus ihren Flug nach allen Nachbarstädten zu nehmen.

Wildheit des Krieges. Naardens Schicksal wirkte aufregend. Immer mehr nahm der Krieg den Charakter eines Rassen- und Religionskrieges an — es war ein Kampf auf Leben und Tod. Oranien, der nach seiner Niederlage mit 70 Reitern von 20.000 Mann nach Holland gekommen war, befeuerte hier den Widerstand. Amsterdam allein war noch im Besitze der Spanier. In Südholland befehligte Oranien, in Nordholland sein Lieutenant, der Katholikenschinder Sonoy.

Haarlem. Zwischen beiden Districten lag Haarlem. Wenn diese Stadt in die Gewalt der Spanier kam, so war Holland getrennt, darum machten sie sich an Haarlem.

Ein Unfall, der eine spanische Truppenabtheilung auf dem Eise traf, auf welchem die Holländer mit ihren Schlittschuhen zu manövrieren verstanden, er-

Ripperda. muthigte die Bürgerschaft. Ripperda, der Befehlshaber der Stadt, forderte zur äußersten Anstrengung für die Sache der Freiheit auf. Hilfe im Namen Oraniens ward versprochen und so empfiengen die Bürger muthig den Feind, obschon die Wälle schwach waren und die Stadt nur 4000 Bewaffnete zählte. Aber auch die Frauen bildeten ein tapferes Corps unter Führung der patrio-

Kenau Hasselär. tischen Witwe Kenau Hasselär und nahmen an allen Kämpfen in und außerhalb der Stadt muthigen Antheil. Weiber und Kinder holten in den langen Winternächten mit Schlittschuhen blitzesschnell die Lebensmittel herbei. Doch auch die Spanier verstanden in kurzer Zeit mit Schlittschuhen auf dem Eise zu manövrieren. Nach dreitägiger Kanonade begann ein fürchterlicher Sturm, der aber auf einen unerschütterlichen Widerstand stieß, dabei bekämpfte man sich unter der Erde mit Minen. Zwei Versuche Oraniens, Verstärkungen in die Stadt zu werfen, mis-

Alba. langen. Zuletzt versuchte man es mit der Aushungerung. Als Albas Sohn die Belagerung aufgeben wollte, drohte ihm der Vater, ihn nicht länger als seinen Sohn zu betrachten. „Fällt er in der Belagerung, so werde ich selbst mich ins Lager begeben und sie fortsetzen, und wenn wir beide gefallen sind, so wird meine Frau, die Herzogin, aus Spanien kommen und das Gleiche thun.“ — Als das Eis aufthaute, bekämpfte man sich zu Schiff mit wechselndem Erfolge. „Es ist ein Krieg,“ schrieb Alba an den König, „wie man nie in aller Welt einen gesehen oder von einem gehört hat.“ — Haarlem, hieß es, ist der Kirchhof der Spanier. Die Hungersnoth wurde entsetzlich. Ein letzter Versuch Oraniens, die Stadt zu verproviantieren, mislang. Am 12. Juli ergab sich die Stadt auf Gnade und Ungnade. Die Officiere wurden hingerichtet, die Plünderung mussten die Bürger mit 240.000 Gulden abkaufen. Der Rest der Garnison und eine große Anzahl Bürger wurde niedergehauen.

Aber der Schrecken wirkte nicht mehr. Einen solchen Krieg konnte Spanien auf die Dauer nicht fortführen. Binnen fünf Jahren hatte es jetzt

schon fünfundzwanzig Millionen für Kriegszwecke in den Niederlanden verwendet, außer den fünf Millionen, die man als Ertrag der Confiscationen berechnete. Nach diesem Systeme gieng es nicht weiter. Die Niederlande verschlangen die Schätze Spaniens. Das fühlte jetzt selbst Alba und bot den Niederländern Gnade an, aber unter Drohungen, dass, wenn sie sich nicht unterwerfen, keine Strenge, keine Grausamkeit so groß wäre, dass man sie nicht erwarten könnte. Aber die Drohungen schreckten, die Versprechungen lockten nicht mehr, Folge des falschen Systems! Medina Celi mochte die Statthalterschaft gar nicht antreten und kehrte nach Spanien zurück, so hoffnungslos erschienen ihm die Zustände. Der Hass stieg so hoch, dass, als Don Fadrique Alkmaar belagerte, er nicht bloß auf einen unüberwindlichen Widerstand stieß, sondern dass die Holländer, eher als sie sich ergaben, auch ihr Land der Vernichtung weihten und zur Durchstechung ihrer Deiche sich entschlossen, um nur die Spanier zu vertilgen. Albas Sohn musste unverrichteter Sache vor der Festung abziehen.

Ohnmacht der Waffengewalt. Allzu scharf sticht nicht. Alkmaar.

Auf der andern Seite war die Lage Wilhelms keineswegs die angenehmste, Lumeys Greuelthaten wurden ihm aufgerechnet und er hatte Mühe, sich des Unmenschen zu entledigen, der 1574 die Staaten verlassen musste, und ein paar Jahre später (1578) durch den Biss eines tollen Hundes ein seiner würdiges Ende fand. Oranien unterhandelte damals, obschon er sich Statthalter des Königs von Spanien nannte, mit fremden Mächten wegen Theilung des Landes, namentlich mit Frankreich und England. Karl IX. wurde das Protectorat über Holland und Seeland und die Souveränität über die sonst noch in den Niederlanden zu erorbernden Plätze versprochen. Welch ein Verrath an den Niederlanden! Dagegen versprach Karl IX., wenn er nicht selbst ins Feld rücken könne, jährliche Subsidien zu zahlen und die Freiheit des Gottesdienstes für beide Religionen aufrecht zu erhalten. Oranien versprach seinen Einfluss für die Wahl Anjous zum Könige von Polen aufzubieten, ja sogar alles zu thun, dass das Kaiserthum an Frankreich komme. Was müssen wir von der deutschen Gesinnung Wilhelms von Oranien denken![1])

Lumeys. Oraniens Theilungspläne.

Bemerkenswert ist, dass bei den letzten Verhandlungen Katharina die Abgeordneten des Prinzen, welche Garantien verlangten, barsch fragte: „Ist das Wort eines Königs nicht Garantie genug?“ — und zur Antwort erhielt: „Nein, bei St. Bartholomäus, nein!“ Welche Wendung! Der König der Bartholomäusnacht verbindet sich mit dem Haupt der Calvinisten gegen die Spanier! — An Brandbriefen, um die Provinzen zum Widerstand gegen Spanien zu befeuern, ließ es der Prinz nicht fehlen: „Wenn die kleine Provinz Holland der Macht Spaniens die Wage halten kann, was könnten nicht alle Provinzen vereint vollbringen!“

Katharina von Medici.

Übrigens waren die Tage von Albas Statthalterschaft gezählt. Das Gefühl des allgemeinen Hasses, der Fruchtlosigkeit seines Wirkens, der Un-

Alba tritt ab.

[1]) Prinsterer, Archives, IV, 116—119.

gnade des Königs damals drückte ihn, während er auf der andern Seite von der Rechtmäßigkeit seines Verfahrens so sehr überzeugt blieb, dass er dem Ludwig von Granada mit Zuversicht sagen konnte, er habe in den Niederlanden keine Todsünde begangen! Er sah in all seinem Handeln also nur den Ausdruck der Gerechtigkeit. Aber das höchste Recht ist oft das höchste Unrecht. Alba war streng, aber nicht gewandt; er war ein ganzer Spanier, aber ohne Sinn für die Eigenart des Volkes, welches er zum König zurückführen sollte; statt zu beugen, wollte er nur zerbrechen. Ließ man ihn fortmachen, so wurden zuletzt auch die Getreuesten meuterisch. Am 23. October 1573 schrieb er dem König, dass man eigentlich alle Orte, die man nicht besetzen könne, verbrennen müsse.[1]) In der letzten Zeit hielt sich der Herzog meist in Amsterdam auf. Am 18. December 1573 verließ er die Niederlande in der Stille, belastet mit dem allgemeinen bittersten Hass. Die Verwirrung war größer als je. Früher waren einzelne Calvinisten vorhanden, jetzt waren zwei Provinzen, Holland und Seeland, fast ganz calvinisch. Die Katholiken, bitterer verfolgt, als Alba je Calvinisten verfolgte, waren ausgewandert oder vernichtet worden. Dagegen hatten sich die feurigsten Calvinisten aus den Niederlanden und aus Frankreich in diese Provinz geflüchtet. Die Abneigung gegen die spanische Regierung war aber auch in den noch treuen Provinzen seit dem Alcabalastreit aufs höchste gestiegen. Die schreckliche Behandlung, die Alba ganzen Städten, wie Naarden, angedeihen ließ, hatte noch die Entschlossenheit im Hass vermehrt. Das königliche Heer belief sich auf 62.000 Mann, in den Cassen aber war kein Geld, sie zu bezahlen. Man begreift, dass Herzog Alba vom König Philipp II. mit Kälte empfangen wurde, dass dem Vargas, der ihn heimbegleitete, verboten wurde, sich dem Hofe auf einen Umkreis von fünf Meilen zu nähern. —

Folgen seines Systems.

Die Niederlande unter Don Luis Requesens, 29. November 1573 bis 5. März 1576.

Der neue Statthalter Don Luis de Requesens y Zunniga, Großcommandeur von Castilien und bisher Statthalter von Mailand, stand als tüchtiger Soldat Don Juan als Rathgeber bei im Krieg gegen die Mauren und in der Seeschlacht bei Lepanto, zugleich galt er als Mann von milder, versöhnlicher Gesinnung und seine Wahl zum Statthalter als ein Wechsel des Systems. Am 2. November 1573 leistete er in Brüssel vor dem Staatsrath seinen Eid als Generalcapitän und Statthalter und gab sich dann fortan ernstliche Mühe, Frieden zu stiften. Er meinte, wenn man nur reuigen

Wechsel des Systems.

[1]) Wie selbst die Treuesten ihn verabscheuten und gegen sein Treiben den König warnten, zeigt De Ram, Analecta Univ. Lovan. 1856.

Ketzern Aussöhnung gestatte und hartnäckigen die Auswanderung, so werde der ganze Streit in kurzem enden und das Land zum ersehnten Frieden gelangen. Requesens übersah jedoch, dass zwei Provinzen schon ganz calvinisch waren, und Oranien that sein Möglichstes, um Misstrauen zu säen, arglistig vor Arglist zu warnen und das Werk des Friedens zu untergraben, denn nur im Streit konnte er selber seine Macht begründen. Von Frankreich hatte er überdies 100.000 Livres zur Wiederaufnahme des Krieges erhalten.

Feldzug von 1574.

Um Frieden konnte überdies nicht lange verhandelt werden, man war thatsächlich im Kriege. Middelburg war von den Patrioten belagert und der Statthalter hoffte es zu entsetzen. Seine Flotte wurde jedoch von den Holländern geschlagen und Middelburgs Fall war unaufhaltbar. Am 15. Februar capitulierte die Garnison gegen freien Abzug mit Waffen und Eigenthum. Die Stadt musste Oranien 300.000 Gulden zahlen, die katholischen Priester mussten auswandern und durften nichts als ihre Kleider mitnehmen. So hatten denn die Spanier Walcheren verloren und waren die Holländer Herren zur See.

Leyden.

Nur Leyden war noch umschlossen. Es zu entsetzen, sollte Ludwig von Nassau ein Heer werben und in der Nähe von Delft sich mit seinem Bruder vereinigen, dann wollten sie die Spanier zur Entscheidungsschlacht zwingen. Christoph, der Sohn des Kurfürsten von der Pfalz, und zwei Brüder begleiteten Ludwig von Nassau auf seinem Marsch gegen Mastricht. In der Nacht des 18. März führte Mendoza jedoch eine „Encamisada“ in das Lager der Patrioten, welche den Spaniern nur sieben, Ludwig dagegen 700 Mann kostete.

Mookerheide.

Am 14. April 1574 zwang Avila bei dem Dorfe Mook an der Maas Ludwig auf gutgewähltem Schlachtfeld zum Kampfe der Entscheidung. Nach längerem Plänkeln fielen die Spanier zu kurzem Gebet auf die Knie und stürzten dann tollkühn in den Kampf. In kurzer Zeit war das ganze Patriotenheer zersprengt. Von Ludwig, seinen Brüdern und dem Pfalzgrafen Christoph hat man nie mehr etwas gesehen, man weiß nicht, sind sie in dem Gefechte gefallen oder auf der Flucht in der Maas ertrunken. Der Sieg war glänzend. Die Spanier hatten 37 Fahnen erobert, 5000 Feinde vom Fußvolk, 1500 von der Reiterei getödtet, sie selber hatten nur 40 Todte und 150 Verwundete. Das Land lag offen vor ihnen, die Rebellen waren entmuthigt, zum Frieden geneigt. Da vereitelte ein Soldatenaufstand alle Arbeit des Statthalters.

Meuterei.

Es brach nämlich im spanischen Heere eine furchtbare Meuterei aus. Seit drei Jahren war ihnen die Regierung den Sold schuldig, die Soldaten hatten Frauen und Kinder, und nun nach dem Siege auf der Mookerheide bekamen sie statt Gold nur Vertröstungen, denn Requesens hatte kein Geld. So entschlossen sie sich eben auf den Befehl ihrer Führer in die Schlacht gestürzt hatten, so einmüthig zeigten sie sich jetzt im Aufstande: sie wählten einen Obercommandeur (Eletto), einen Kriegsrath, der ihn überwachen solle, und rückten dann vor Antwerpen, um sich in dieser reichen Stadt selber bezahlt zu machen. Vergebens hielt Requesens eine Anrede an sie, versprach, bat um Geduld. — „Dineros y non palabras!“ — „Bar Geld, nicht Worte!“ — war die einstimmige

Antwerpen.

Antwort. Der Statthalter bat den Staatsrath um ein Anlehen von 400.000 Kronen, erhielt es aber nicht. Jetzt nahm der Eletto mit seinem Generalstab Wohnung im Rathhaus und die Soldaten quartierten sich selber bei den wohlhabenden Bürgern ein und lebten nach ihrem Gutdünken, „forderten Hahn- und Rephühner, Kapaunen und Fasanen, Hasen und Kaninchen, zweierlei Wein bei Tisch, feine Brühen mit Kappern und Oliven, Citronen und Orangen, allerlei Gewürz und Zuckergebäck, Weißbrot für ihre Hunde, auch wohl Wein, um den Pferden die Füße zu waschen." — So gieng es vom 26. April bis zum 9. Mai. Da erbot der Großcommandeur Barzahlung für zehn Monate, Seiden- und Wollenwaren für neue fünf Monate und Verschreibungen für den Rest. Aber die Spanier antworteten mit Hohn. Auch die Soldaten in der Citadelle fiengen an zu meutern und nur tollkühner Muth ihrer Officiere hielt sie im Zaume. Erst gegen Ende des Monats schoss die Stadt dem Großcommandeur 400.000 Kronen vor und begann dieser auszuzahlen.[1])

Sogleich ward die Armee gegen Leyden geführt, wo am 26. Mai 1574 Valdez die Stadt zu umschließen begann. Oranien hatte ihr Entsatz versprochen, wenn sie drei Monate aushalte. Die Stimmung der Bürgerschaft war die muthigste, sie wies die Amnestie-Acte, die der König am 8. März unterzeichnete, und wodurch er alle Unterthanen unter voller Verzeihung des Geschehenen einlud in seine Arme zurückzukehren, höhnisch mit dem Verse zurück: „Fistula dulce canit, velucrem cum decipit auceps".

Leyden. Angriff und Widerstand waren gleich tapfer. Die Noth an Lebensmitteln wurde anfangs mit Stolz ertragen: „Sollte es uns gänzlich an Speise gebrechen," riefen die Belagerten von den Wällen, „so hat noch jeder unter uns einen linken Arm, den wollen wir inzwischen essen und den rechten behalten, um den Tyrannen sammt seinem blutdürstigen Haufen von unsern Mauern abzutreiben."[2]) — Für jeden eingelieferten Kopf eines Spaniers gab die Behörde eine Belohnung. Aber nach und nach stieg die Hungersnoth zu einer kaum ertragbaren Höhe. Brieftauben meldeten die Unmöglichkeit längeren Widerstandes. Da beschlossen die Staaten, die Deiche und Dämme zwischen Maas und Yssel zu durchstechen, obschon der Schaden auf sieben Tonnen Goldes geschätzt wurde. „Lieber wollen wir unser Land und all unsere Habe in den Wellen versinken sehen, als dich, Leyden, verlassen! Wissen wir doch, dass mit Leyden ganz Holland verloren ist." Aber vergebens schauten die Bedrängten vom Thurme, ob nicht bald das Meer über das Land daher brause, denn der Wind war ungünstig. Die Noth wurde entsetzlich. Mancher Bürger, wenn er vom Wall heimkam, fand seine ganze Familie todt zu Hause. Mütter fielen mit ihren Kindern todt auf der Straße nieder. 6000 Menschen waren im Kampfe oder durch Hunger und Krankheiten erlegen. — Die Stimmung wurde drohend. Da erklärte der Bürgermeister: „Ich habe geschworen, die Stadt zu behaupten. Eure Drohungen schrecken mich nicht. Hier ist mein Schwert, stoßt es in meine Brust und theilt mein Fleisch unter euch, aber erwartet keine Übergabe, solange ich am Leben bin." Die Entschlossenheit der Verzweiflung gab ihm zustimmende Antwort. Am 1. October kam eine

[1]) Gachard, Corresp. de Philippe II., vol. III, passim.
[2]) Meteren, Niederländische Historien, S. 878.

Springflut und das Meer nahte der Stadt! Aber nun kämpften Spanier und Patrioten zur See. Am 3. October fuhren die Schiffe in die Stadt. Die Spanier hoben die Belagerung auf. Beim Dankgebet in der Kirche war der Gesang nur kurz, allgemeines Weinen unterbrach ihn! Es war ein schwacher Trost für die Spanier, dass sie nur durch die Elemente besiegt seien. Eine Stadt hatte die spanische Macht solange gefesselt, wann sollte der Krieg enden![1] Leyden gerettet.

Zum Lohn für so viele Opfer überließen die Staaten der Bürgerschaft die Wahl zwischen einer Universität oder mehrjähriger Zollbefreiung. Die Stadt Leyden gab unbedenklich dem geistigen Gute den Vorzug, und so entstand am 6. Januar 1575 die Universität Leyden, bald ein berühmter Sitz der Wissenschaft und Kunst. Es klingt wie Hohn, wenn in der Urkunde Philipp II. als Stifter genannt ist, „der nach reiflicher Berathung mit seinem theuren Vetter Wilhelm von Oranien, dem Statthalter, eine freie Schule und öffentliche Universität errichten wolle". Allein die Fiction, dass Philipp II. noch immer König sei, war von Oranien, während er alles that, um ihn zu entthronen, schlau festgehalten, um fürs historische Recht gestimmte Geister der Bewegung nicht abwendig zu machen. Universität.

Auf diese gräßlichen Kämpfe folgten wieder Unterhandlungen. Requesens berief die Versammlung der Staaten nach Brüssel, forderte Geld, bot die Abschaffung des Blutrathes an; sie dagegen verlangten Entfernung der spanischen Truppen, Ausschließung aller Fremden von niederländischen Ämtern und Einsetzung eines Rathes von Niederländern in Madrid. Auch an Oranien sandte Requesens, dass er sich mit dem König aussöhne. An zwei Forderungen des Statthalters scheiterten aber alle Verhandlungen: die Rechte des Königs und die Rechte der Kirche sollten unangetastet bleiben. Unterhandlungen.

Indes befestigte sich Oranien in Holland, Seeland und Utrecht in seiner Stellung. Monatlich lieferten ihm diese Provinzen 210.000 Gulden, während Alba jährlich von Holland nie mehr als 271.000 Gulden erlangen konnte. Als die Stände ihm nicht ganz zu willen sein wollten, drohte er mit Abdankung und in der Angst übergaben sie ihm unter dem Namen eines Gouverneurs oder Regenten fast dictatorische Gewalt und 45.000 Gulden Gehalt monatlich. Natürlich that Oranien alles, um es zu keinem Frieden mit dem Könige kommen zu lassen; besaß er doch fast monarchische Gewalt, die mit dem Frieden aufhören musste. Denn von den fünf Stimmen in der Staatenversammlung — eine für den Adel und die großen Städte von Holland, eine für die Staaten von Seeland, eine für die kleineren Städte von Holland, eine für die Städte Bommel und Büren und eine für ihn selber — besaß Oranien doch thatsächlich drei Stimmen, da Büren und die kleinen holländischen Städte ganz von ihm abhiengen. Die Verhandlungen zu Breda 1575 scheiterten, denn wenn die katholische Religion in den gesammten Niederlanden wieder hergestellt werden sollte, so mussten die Calvinisten auswandern. Am 13. Juli 1575 giengen die Unterhändler im Verdruss auseinander. Oraniens Macht steigt.

[1] Strada, l. c. VIII, p. 265—268. — Gachard, Corresp. de Philippe II., vol. III, p. 554—566.

Es war ein Fehler, dass die königlichen Commissäre die Religionsfrage in den Vordergrund stellten und ihre Entscheidung nicht den Generalstaaten überließen, denn da die meisten Provinzen noch katholisch waren, so wäre der Entscheid ohne Zweifel zu Gunsten des Katholicismus ausgefallen. Gereizt durch die Forderungen der Wiederherstellung der katholischen Kirche, schlossen im April 1575 Holland und Seeland eine Union, wodurch sie dem Prinzen von Oranien für die Dauer des Krieges souveräne und absolute Gewalt übertrugen, mit dem Auftrage, „die Ausübung der römischen Religion zu verhindern". — So bildete demnach die religiöse Frage den großen Graben, über welchen Oranien den König nie mehr zu seinen Provinzen Holland und Seeland gelangen ließ. Hier hatte sich Wilhelm mehr als königliche Gewalt gegründet — es galt nun diese von da auch über andere Provinzen auszubreiten, womit selbstverständlich auch der Sieg des Calvinismus verbunden war.

Union zwischen Holland und Seeland.

Sieg des Calvinismus.

Natürlich geberdete sich Oranien jetzt als eifriger Calviner und vertraute nur „auf den König der Könige". Auch seine Briefe nahmen in dieser Zeit einen salbungsvollen Ton an. 1575 schloss er auch eine dritte Ehe mit einer Calvinistin, Charlotte, einer Tochter des Herzogs von Montpensier, die aus dem Kloster entflohen war. Die Ehe mit Anna war sehr unglücklich gewesen — 1562 bat er den Landgrafen von Hessen, „sie eng zu verwahren und einen Prädicanten anzustellen, der sie täglich durch ein Fensterlein, durch welches ihr Speise und Trank gereicht werde, ihrer begangenen Sünden mit Fleiß erinnere". — Dass Oranien eine dritte Frau heirate, während die zweite noch lebte, genehmigten die Priester seiner Religion. Welchen Hass seine Untergebenen gegen Katholiken äußern durften, beweist das ruchlose Verfahren seines Stellvertreters in Nordholland, Sonoy, welcher angesehene Katholiken auf erpresste Klagen hin als Verschwörer in entsetzlicher Weise zu Tode foltern ließ — er ist nie dafür bestraft worden. Natürlich flohen die letzten Katholiken aus einem solchen Lande. Merkwürdig ist, dass, als sein Prädicant durch lautes Beten die Stimme eines unschuldigen Schlachtopfers auf dem Richtplatz zu ersticken suchte, der Verurtheilte mit dem letzten Hauch den Geistlichen binnen drei Tagen vor Gottes Richterstuhl berief, um ihm Rede zu stehen, und dass der Geistliche nachdenklich nach Hause gieng, erkrankte und richtig am dritten Tage starb.

Charlotte de Bourbon.

Sonoy.

Nach dem Scheitern der Unterhandlung griffen beide Theile wieder umso eifriger zu den Waffen. Am 7. August nahmen die Spanier Oudewater mit Sturm. Glänzend war ein nächtlicher Zug durch einen Meeresarm von Philippsland nach Duiveland und von da durch den Canal nach Schouwen in der Nacht des 27. September 1575 zur Zeit der Ebbe zwischen zwölf Uhr und fünf Uhr morgens.[1]) Mann gieng hinter Mann bis an die Brust in schrecklicher Gewitternacht durch das Wasser. Wer von der schmalen Sandbank austrat, war rettungslos verloren. Die Holländer suchten in Booten durch Schüsse, durch Harpunen, die sie nach den Spaniern warfen, den Zug zu hindern. Viele giengen zugrunde. Die Pionniere wurden von der Flut überrascht, der Nachtrab konnte noch recht-

Zug durchs Meer.

[1]) Gachard, Corresp. de Philippe II., vol. III, p. 163, 172.

zeitig umkehren, die Mehrzahl jedoch kam glücklich ans Ziel und ihr unerwartetes Erscheinen am Orte der Entscheidung jagte den Feinden einen panischen Schrecken ein. Es war die glänzendste kriegerische Unternehmung des Requesens. Geldverlegenheiten und andere Sorgen stürzten ihn in ein Fieber, dem er am 5. März 1576 erlag.[1] Requesens Tod.

Oranien hatte die Deputierten von Südholland schon dahin gebracht, dass sie erklärten, es sei Pflicht, dem König als einem Tyrannen, der seine Unterthanen zu unterdrücken und zu ruinieren strebe, aufzusagen, und es zieme sich, einen andern zu suchen. Wer sollte diese andere Person sein? Die Königin von England oder der Bruder des Königs von Frankreich? Elisabeth fühlte sich sehr geschmeichelt durch den Antrag, das Protectorat über die Provinzen zu übernehmen, nur meinte die Geizige, dieselben müssten selber für ihre Vertheidigung sorgen. Viel geneigter, Opfer zu bringen, war die französische Dynastie. Hiebei müssen wir auf den Gang der Dinge in Frankreich seit der Bartholomäusnacht einen Blick werfen, da wir der Zeit nahen, wo die Schicksale der Niederlande und Frankreichs aufs innigste miteinander in Verbindung stehen. — Absage an Philipp II.

Frankreich 1572—1578. — Heinrich III.

Der Verlauf des Kampfes zwischen beiden Parteien in Frankreich seit der Bartholomäusnacht war folgender: Der Regierung war der verruchte Plan unerwartet gekommen, weil er jedoch nicht lange vorher gefasst war, so konnte seine Ausführung auch nicht vollständig sein, die Mittel dazu waren nicht vorbereitet. Die Hugenotten aber waren durch die Blutthat anfangs wie niedergeschmettert, sogar die Prinzen zeigten sich haltlos, der Todesmuth eines Coligny fehlte ihnen. Karl IX. ließ sich eines Tages die Waffen reichen, um mit seinen Garden in das Gefängnis Condés zu bringen und diesen eigenhändig zu tödten. Seine Gemahlin, Erzherzogin Elisabeth von Österreich, ein Bild der Güte und der Seelenreinheit, stürzte ihm zu Füßen und entwaffnete ihn durch ihre Thränen. Karl hieß nun Condé kommen und ließ ihm die Wahl zwischen drei Dingen: Messe, Tod oder Bastille. Condé überließ dem König die Wahl zwischen den beiden letzten, fiel aber doch bald von seinem Glauben ab. Viel leichter war Heinrich von Navarra zu bewegen, katholisch zu werden, er erließ sogar eine Ausschreibung an die Hugenotten, sich seinem Beispiel anzuschließen, weil der König die Vereinigung seiner Unterthanen in einer Religion wünsche. Beide Prinzen schrieben jetzt feurige Briefe an den Papst, dass er sie in den Kreis der katholischen Kirche aufnehme. Heinrich von Navarra wohnte sogar der ungerechten Hinrichtung der Folgen der Bartholomäusnacht. Condé. Erzherzogin Elisabeth.

[1] Gachard, Corresp. de Philippe II., vol. III, p. 336, 451—452.

Heinrich von Navarra

zwei Edelleute bei, welche der Hof bloß opferte, um den Glauben an eine Verschwörung der Hugenotten zu bekräftigen. All die Schrecken, die er miterlebt, der entsetzliche Mord seiner Glaubens- und Kampfgenossen, übten keine erhebende Kraft auf sein Herz aus und in den Netzen einer Frau von Sauve vergaß er die Religion seiner Mutter und die Schrecken der Bartholomäusnacht.[1]) Eine edlere Haltung bewahrte dagegen Condé. Der Aufruf beider Prinzen brachte viele Hugenotten zum Abfall, die andern aber handelten nach der Überzeugung, daſs nur im Schwert ihr Heil sei, und fochten mit dem Muthe der Verzweiflung. Auf einmal sah Katharina, daſs gegen religiöse Überzeugung das Schwert des Henkers stumpf sei.

Rochelle.

Die Bewohner von La Rochelle leisteten einen bewundernswerten Widerstand. In Saucerre ertrugen die Bewohner eher alle Schrecken der Hungersnoth — man denkt unwillkürlich an die Belagerung von Numantia und Jerusalem — als daſs sie sich auch auf gute Bedingungen hin dem König unterwarfen, denn sie hatten keinen Glauben mehr an sein Wort. Allgemein sprach man jetzt davon, daſs man bei einer schlechten Regierung zum Gebrauch der Waffen berechtigt sei. La Rochelle wurde vergebens gestürmt, selbst Frauen kämpften mit Heldenmuth auf den Wällen, und unter Psalmengesang schlug man die Übermacht zurück. Im Belagerungsheere herrschte keine Einheit. Heinrich von Béarn, Condé und der eigene Sohn Katharinas, der junge Alençon, warteten mit gleicher Sehnsucht, wie die Belagerten, auf das Erscheinen einer englischen Flotte im Hafen — sie wollten nach England entfliehen. Die Regierung muſste zuletzt nachgeben und den Frieden von 1570 wieder herstellen.

Friede von 1578.

Äußere Verhältnisse waren mit daran schuld. Der polnische Thron war erledigt: nur wenn Frankreich sich den Hugenotten günstig zeigte, konnte Katharina die Wahl ihres Lieblingssohnes, des Herzogs von Anjou, durchsetzen. Ein Vertrag mit Wilhelm von Oranien 1573 sicherte Karl IX. seine Hoffnung auf die deutsche Krone und Alençon seine Hoffnung auf die Hand der Elisabeth. Karl IX. dagegen versprach den Aufstand der Niederlande zu unterstützen und konnte demnach die Hugenotten in seinem eigenen Lande nicht auf Leben und Tod bekämpfen. Sofort waren alle protestantischen Fürsten thätig für die Wahl eines französischen Prinzen zum König von Polen. Frankreich wurde jetzt als der beste Schutz Polens gegen den Ehrgeiz Rußlands und Österreichs, und Polen als der Schild des Abendlandes gegen moskowitische Barbarei dargestellt, und so kam am 9. Mai 1573 die Wahl zustande und erhielten am 24. Juni die Hugenotten in Frankreich die günstigsten Bedingungen.[2])

Königswahl.

Eine polnische Gesandtschaft kam nach Paris und erregte durch ihre phantastisch-orientalische Tracht und durch ihre Verschwendung Erstaunen,

[1]) Gaspard de Saux, Mémoires — bei Michaud, l. c. VIII, p. 414 bis 434.

[2]) Henri Martin, Histoire de France, vol. IX. p. 348—353.

aber man ward auch aufmerksam auf das Sprachtalent der slavischen Rasse. Am 10. September 1573 schwor Heinrich von Anjou in Notre-Dame, die Verfassung Polens und Litthauens aufrecht zu erhalten. Karl IX. aber war froher als Heinrich, dass dieser König von Polen geworden: er fürchtete den Ehrgeiz des Bruders — er hatte ihm schon einmal erklärt, sie beide könnten nicht nebeneinander in Frankreich bleiben; — er drängte darum zur Abreise, während Heinrich die „Wanderung ins Exil" zu verzögern suchte. Heinrich brach darum am 28. September auf, Katharina begleitete ihren Liebling bis nach Lothringen und beim Abschied tröstete sie ihn noch: „Geh nur, aber sei gewiss, du wirst bald wieder kommen." — Sie dachte an einen Zug nach den Niederlanden von Polen aus, allein sie hatte auch ohnedies insofern Recht, als Karls Gesundheit untergraben war. Nun begannen die Unterhandlungen mit den Hugenotten des Südens, ihre Forderungen waren groß: sie verlangten nicht bloß, die Besatzungen in allen Städten, die jetzt in ihren Händen wären, sondern auch in zwei weiteren Städten sollten diese von ihnen gestellt, aber vom König bezahlt werden; sie forderten ferner freie und öffentliche Ausübung der Religion und Zulassung zu allen Ämtern, sodann in jeder Provinz ein Parlament von reformierten Mitgliedern, um den Bekennern dieses Glaubens Recht zu sprechen, und gemischte Gerichte, um Streitigkeiten zwischen Katholiken und Reformierten zu entscheiden; endlich Bestrafung der Urheber der Bartholomäusnacht.

Heinrich nach Polen.

Hugenotten im Süden.

Was hatte also Katharina erreicht durch jene Blutthaten? — sie hatte ihre Gegner nur mächtiger gemacht! Erschrocken rief sie: „Wenn Condé an der Spitze von 70.000 Mann in Frankreich stände, er könnte nicht halb soviel verlangen. Der König gab allgemeine Versprechungen und ein Waffenstillstand wurde abgeschlossen. Indessen organisierten sich die Reformierten im Süden auf republikanischer Grundlage. Schriften wurden verbreitet, welche die Berechtigung der Monarchie überhaupt in Frage stellten. Ein Rechtsgelehrter, Hotman, wies in seiner „Franco-Gallia" nach, dass vor Alters das Königreich nicht durch Erbrecht, sondern durch Wahl des Volkes übertragen worden sei, und dass die Reichstage das Recht hätten, Könige abzusetzen; nur die Volksversammlung könne Gesetze geben und abschaffen, Steuern bewilligen und über Krieg und Frieden entscheiden. In einer Schrift „Stratagesme de Charles IX. et la France-Turquie" war Katharina angeklagt, dass sie die Zustände der Türkei in Frankreich einführen wollte, wo Leben und Tod von der Laune des Fürsten abhänge, und niemand groß und edel sei durch die Geburt, sondern nur durch die Gunst der Regierung.[1])

Republikanischer Geist.

Hotman.

Die Partei der Politiker regte sich wieder, jener Katholiken, welche über die Bartholomäusnacht empört und einer Annäherung an die Reformierten nicht abgeneigt waren und besonders darüber klagten, dass eine Ausländerin regiere und die vornehmsten Mitglieder des Adels davon ausschließe. Zu ihnen gehörte namentlich der Herzog von Montmorency und seine Brüder Damville, Thoré und Méru: eine Palastrevolution sollte Katharina von der Regierung verdrängen und dann eine Versammlung der Stände die Missbräuche abstellen. Der Königin eigener Sohn, der neunzehnjährige Alençon, war im Einverständnis: er hasste seine Mutter, weil

Politiker.

[1]) Vergl. Michelet, La Ligue et Henri IV, chap. 2. Franco-Gallia d'Hotman, p. 27—34. Paris 1869.

Alençon. er sich zurückgesetzt glaubte und die Stelle eines Generallieutenants nicht erlangt hatte; — einmal soll ihn nur seine Muthlosigkeit abgehalten haben, Katharina zu erdrosseln. Welche Mutter! Welche Söhne!

Verschwörung. Die Reformierten waren bereit, für die Politiker sich zu erheben oder zu den Waffen zu greifen. An Fastnacht 1574 sollten Alençon und Heinrich von Navarra vom Hof entfliehen und die Reformierten überall sich erheben. Der Plan scheiterte: Alençon hatte im Augenblick, wo er handeln sollte, keinen Muth und Katharina erfuhr den Plan durch seine Schwäche. Montmorency und Cossé wurden verhaftet, aber auch Navarra und Alençon, und aus dem Schicksale der zwei mitbetheiligten Edelleute Molé und Coconas, welche hingerichtet wurden, mochte man auch auf eine neue Bartholomäusnacht für den höchsten Adel schließen. An Ingrimm hiezu fehlte es Katharina nicht, allein

Karl IX. Karl IX. war im Sterben. „Hätten sie wenigstens meinen Tod abgewartet!“ rief der arme König, der von nichts mehr wissen wollte und Katharina am 29. Mai eine Urkunde ausstellte, welche sie bis zur Ankunft des Königs von Polen, seines nächsten Nachfolgers, mit der höchsten Gewalt betraute. Am 30. Mai 1574 starb Karl IX., vierundzwanzig Jahre alt. Seit der Bartholomäusnacht suchte er seine Gewissensangst durch Aufregung, durch Jagden und dergleichen zu

Gewissensbisse. betäuben. — Es gelang aber nicht, immer sah er Blut und hörte in den Lüften Wehgeschrei. Die außerordentlichen Anstrengungen rieben seine schwache Lebenskraft rasch auf. Sein Schlaf war kurz, selten und von schrecklichen Träumen gestört. — „Ach, wie viel Blut und wie viel Mord!“ sagte er in der Nacht vor seinem Tode zu seiner Amme, die ihn treu bewachte, „ach, wie war ich schlimm berathen! O Gott, vergib mir, sei barmherzig mit mir! Ich weiß nicht, wo ich bin, so macht mich alles verwirrt. Was soll aus diesem Lande werden und was aus mir, dem Gott dieses Land anvertraut hatte? Ich fühle es wohl, ich bin verloren!“ — „Sire,“ antwortete die Amme, „Mord und Blut mögen über die

Tod Karls IX. kommen, die Euch den Rath dazu gegeben haben.“ — Sein letztes Wort war ein Ausruf der Freude, dass er keinen Sohn hinterlasse, der Frankreich in dieser Zeit regieren müsse.[1]) Sein Töchterlein starb bald. Seine edle Gattin[2]) kehrte nach Österreich zurück. Karl hatte Sinn für Musik, ein Herz für Freundschaft und machte sehr schöne Gedichte. Sein Unglück war seine Mutter.

Katharina und Heinrich III. So waren denn jetzt Katharina und Heinrich III., die eigentlichen Urheber der Bartholomäusnacht, im Besitze der Gewalt. Mit welchem Grauen ehrenhafte Männer der Zukunft entgegen sahen, sieht man aus dem damals weitverbreiteten Glauben, Katharina habe Karl IX. selber vergiftet, damit Heinrich König werde. Der Zustand der öffentlichen Angelegenheiten war erschrecklich. Allenthalben hatten sich die Hugenotten wieder erhoben. Condé hatte in Straßburg die katholische Religion abgeschworen und das protestantische Bekenntnis erneut, war wieder die Hoffnung der Hugenotten und unterhandelte mit deutschen Fürsten um Söldner und war entschlossen, den Krieg sogleich wieder im großen Maßstab zu beginnen. Krieg war auch die Losung

---

[1]) Estoile, l. c. p. 31. — Brantôme, Vie de Charles IX. — Henri Martin, l. c. vol. IX, p. 380.

[2]) Ein Zeitgenosse nennt sie „prisci moris vel juvenili aetate femina“.

der Regentin, denn sie kannte den Willen ihres Sohnes. Sie stellte drei Armeen auf: die eine unter Montpensier rückte in Poitou ein, eine zweite in die Dauphiné, eine dritte in die Normandie, wo Montgommery die Fahne der Hugenotten hoch hielt. Montgommery wurde gefangen genommen und auf dem Grève-Platz enthauptet. Katharina hasste ihn, als den, welcher den Tod ihres Gemahls veranlasst hatte, als unermüdlichen und fähigen Gegner. Alençon und Heinrich von Navarra blieben in anständiger Haft, Montmorency und Cossé waren zum Tode bestimmt, aber Damville, Montmorencys Bruder, der damals in der Dauphiné und in Languedoc befehligte, war noch zu fürchten. Überzeugt, dass Katharina ihn aus dem Wege räumen wolle, unterhandelte Damville mit den Hugenotten. Diese aber erklärten auf einer Versammlung zu Milhaud den Condé für ihr Oberhaupt, bis Heinrich von Navarra imstande sei, an ihre Spitze zu treten. So war es demnach wie ein Verhängnis für Katharina, dass all ihr Thun, all ihre List und Frevel, statt ihre Gegner zu vernichten, sie nur verstärken sollten.

Montgommery. Condé.

So war die Lage, als der König in sein Land kam. Am 30. Mai 1574 war Karl IX. gestorben, Mitte Juni erhielt Heinrich III. in Krakau die Nachricht davon. Sein Walten als König in Polen war kurz und ruhmlos: er fühlte sich nie heimisch im Lande der Sarmaten, er konnte sich nie finden in die rauhen Sitten seiner neuen Unterthanen, in den Freimuth und Stolz ihres Adels. Die Polen hingegen fühlten sich gleichfalls enttäuscht: sie hatten vom Sieger von Moncontour eine Zeit der Eroberung und des Heldenruhmes erwartet und fanden einen Weichling in ihm, der sich mit seinen Lieblingen in den Palast einschloss und sich krank stellte, um sich nicht am Reichstag zeigen zu müssen. Heinrich schrieb damals mit seinem Blute Briefe voll Liebesbetheuerungen an die schöne und pflichttreue Gattin Condés und, um den Unmuth der Polen wieder zu beschwichtigen, gab er ihnen glänzende Feste, bei denen seine Lieblinge im Trinken mit den Polen wetteifern mussten.

Heinrich III. in Polen. Feste.

Bei einem solchen Feste erhielt Heinrich die Nachricht, dass er jetzt König von Frankreich sei, und war entschlossen, sogleich aufzubrechen. Vergebens rieth man ihm, mit Würde abzutreten, entweder sich selber die Krone zu wahren durch Ernennung einer tauglichen Regentschaft, oder doch wenigstens seinem Bruder den Weg zum Throne zu bahnen. Heinrich hörte auf nichts: er gieng wie ein Missethäter in der Nacht vom 16. auf den 17. Juni 1574 durch, nahm Kronjuwelen im Werte von 300.000 Thalern mit und verdankte nur der Schnelligkeit seiner Pferde, dass er die österreichische Grenze erreichte, ehe die erbitterten Polen ihn einholten. Er ließ dem Senate sagen, die Wirren in Frankreich hätten seine schnelle Abreise nöthig gemacht. Im Widerspruche damit ergötzte er sich auf der Reise drei Monate hindurch an Festlichkeiten, bis er den französischen Boden betrat. In Wien blieb er sechs Tage, wo ihm Kaiser Maximilian II. rieth, nicht mit dem Schwerte ließen sich religiöse Wirren schlichten. Von Wien wäre er in kurzer Zeit in Frankreich gewesen, aber er wagte die Reise durch Deutschland nicht mehr, denn auf seiner Hinreise nach Polen hatte er allenthalben harte Dinge über die Bartholomäusnacht hören müssen. — In Venedig, wo man ihn unter Triumphbögen empfieng, als hätte er die Türken besiegt, und ihm

Flucht nach Wien. In Venedig.

schmeichelte, um Vortheile durch ihn zu erlangen, schien er unter Festlichkeiten Polen wie auch Frankreich vergessen zu haben. In Ferrara, in Mantua, in Turin war nur ein Rausch des Vergnügens. Philibert Emanuel schenkte er die wichtigsten Plätze, die Frankreich noch jenseits der Alpen besaß, z. B. Pignerol, für seine Bewirtung. Dort traf ihn Damville, um sich mit ihm zu versöhnen, floh aber und warf sich jetzt vollständig den Hugenotten in die Arme, als er vernahm, der König habe den Herzog von Savoyen aufgefordert, ihn verhaften zu lassen. Die Hugenotten wussten jetzt, was sie vom neuen Könige zu erwarten hätten. Am 5. September 1574 betrat Heinrich III. sein Reich. Alençon und Navarra begrüßten ihn, entschuldigten ihr Benehmen mit der Härte nicht Katharinas — sondern Karls IX., schworen ihm Treue und Gehorsam und nahmen hierauf mit ihm das Abendmahl.[1])

Damville.

In Lyon zog der König mit seiner Mutter ein; hier beschlossen beide, die Gegner zu vernichten. Eine öffentliche Erklärung vom 10. September besagte: wenn diejenigen, die gegen Karl IX. in Waffen gestanden und noch ständen, dieselben niederlegten und die festen Plätze räumten, und die Ausgewanderten nach Frankreich zurückkehren wollten, so solle allen verziehen sein; wenn sie aber diese Gnade zurückweisen, so werde der König ihren Trotz zu brechen wissen. Nur rasche Kriegführung entsprach einer solchen Erklärung. Was that aber der König? Er blieb zwei Monate ruhig in Lyon, bloß mit Freudenfesten und einer neuen Ordnung der Etikette beschäftiget. Das spanische Ceremoniell wurde jetzt eingeführt, welches Adel und Volk in möglichst ehrerbietiger Entfernung vom Könige hielt. In ihrem Stolze verletzt, giengen viele vom Adel vom Hofe weg. Willfährige Günstlinge[2]) traten an ihre Stelle, junge Abenteurer, die ihr Glück machen wollten und den König über die öffentliche Stimmung täuschten und mit deren Augen der König sah. In kurzer Zeit war alles enttäuscht. Heinrich III. war ein schöner, gewandter Mann, aber dieses schöne Äußere barg eine entnervte Seele; er lebte, wie die Damen Italiens, am liebsten im Zimmer, er scheute Sonne und frische Luft. Seine Kleidung war weibisch, ohne das bischen Bart hätte man ihn für ein Weib gehalten; er gieng nicht, er ritt nicht durch Savoyen, sondern ließ sich in einer schönen Sänfte tragen; er lag viel im Bett, er trug Ohrringe und Schmuck wie die Frauen. Ein Franzose sagt: „Die Ausschweifung hatte das kriegerische Feuer erlöscht und die Thatkraft seiner ersten Jugend getilgt.“[3]) Alles war falsch an ihm, Geist und Herz und Urtheil, sein Gebahren kindisch und phantastisch im höchsten Grade und ließ auf abscheuliche Neigungen schließen. Die Regungen einer besudelten Einbildungskraft hemmten ihn, irgend einen Plan mit Ausdauer zu verfolgen. An die Stelle von Karls Wahnsinn war süßthuende Verderbnis getreten. Das Gift, wovon Katharina lebte, tödtete alle ihre Kinder.

In Lyon.

Programm.

Spanisches Ceremoniell.

Charakter Heinrichs III.

[1]) Henri Martin, l. c. vol. IX, p. 404–406.
[2]) Mignons genannt.
[3]) Henri Martin, l. c. vol. IX, p. 408.

Am 16. November verließ Heinrich Lyon, um sich in Rheims krönen zu lassen. Auf dem Wege mußte er eine Beschimpfung nach der andern einstecken. Ein Edelmann Montbrun,[1]) der Führer der Hugenotten in der Dauphiné, nahm sein Gepäck weg. Als der König ihn aufforderte, seine Diener freizulassen und ihm zu huldigen, erklärte dieser: er wisse nichts von einem Könige; wenn man in Waffen im Sattel sitze, sei jeder dem andern gleich. Statt den Krieg, für den er sich entschlossen hatte, mit allem Ernste fortzuführen, machte Heinrich nach den Festen und Lustbarkeiten in Lyon, in Avignon die Büßungen der Flagellanten[2]) mit, peitschte sich im öffentlichen Aufzuge Rücken und Schulter, in ein sackartiges Gewand gehüllt, beim Scheine der Fackeln und dem ernsten Gesange des Miserere, riss durch sein Beispiel den ganzen Hof mit, auch Heinrich von Navarra, dem aber der König, seine sinnliche und skeptische Natur wohl durchschauend, offen erklärte, er passe nicht für derartige Dinge. Den Cardinal von Lothringen kostete eine Verkühlung bei einem solchen Aufzuge das Leben, 26. December 1574. Er war ein Staatsmann von hohen Fähigkeiten, ein Gelehrter von reichem Wissen, ein Priester voll Feuer. Katharina aber war froh über den Tod des gewaltigen Mannes: jetzt sei der schlechteste Mensch gestorben, äußerte sie unter ihren Vertrauten. Heinrich war damals durch den Tod der schönen Prinzessin Condé (30. October), der Abgöttin seines Herzens, die er von ihrem Manne zu scheiden und zur Königin zu erheben wünschte, erschüttert. Katharina, welche diesem Plane entgegen war, suchte Condé eifersüchtig zu machen, der aber seine Gattin vom Hofe nicht abholen ließ, weil er auf ihre Tugend vertraute. Nun warb der König dem Scheine nach, auf den Wunsch seiner Mutter, um die Hand der Tochter des Königs von Schweden. Als die Prinzessin von Condé — der König trug ihr Bild stets um den Hals — plötzlich starb, glaubte Heinrich III., Katharina sei nicht ohne Schuld, und begann sich vor ihrem rachsüchtigen Charakter zu fürchten und fortan war er gespannt mit seiner Mutter: sie hatte alles für ihn gethan, ward aber gerade in der Undankbarkeit des Sohnes ihrer Liebe für ihr Treiben bestraft.

Beschimpfung. Büßungen. Der Cardinal. Die Condés.

Auch die Gunst der Katholiken gewann Heinrich durch seine öffentlichen Büßungen nicht. Nachdem er sich einmal für eine kriegerische Politik ausgesprochen hatte, so wünschten sie den Krieg mit allem Ernste geführt; aber der König hatte keine Thatkraft, vertändelte seine Zeit und nahm die bittersten Beschimpfungen hin, ohne einen Versuch, sich zu rächen.

Die Katholiken.

Damville nahm zwei Festungen unter seinen Augen und Heinrich III. rührte sich nicht. Als der König auf dem Wege nach Rheims an Livron vorbeizog, welches seine Mannschaft beschoss, riefen die Belagerten ihm und seiner Mutter Hohnworte zu: „Ha, ihr Meuchelmörder, ihr könnt die Leute nur im Bette erdolchen, wie ihr es dem Coligny gemacht habt“, und der König konnte sich nicht rächen, seine Mannschaft die Festung nicht einnehmen, in welcher selbst die Frauen aufs heldenmüthigste sich vertheidigten. Auf dem Wege zur Krönung bekam der König Kunde, dass sein jüngerer Bruder Alençon sich gegen ihn verschwöre. Dieser leugnete, man habe ihm bloß vorgeschlagen, ihn auf den Thron

Damville. Alençon.

---

[1]) Brantôme, Vie de Montbrun.

[2]) Sie hießen auch „battus. parce qu' ils se battaient les dos et les épaules pour la rémission de leurs péchés“.

zu setzen. Katharina rieth, die Sache zu vertuschen, und Heinrich gab nach, hegte aber fortan gegen seinen Bruder den finstersten Argwohn. Am 13. Februar 1575 fand in Rheims die Krönung statt, am Tage darauf des Königs Vermählung mit Louise von Vaudemont, aus einem Zweige des Hauses Lothringen, welche den Einfluss der Guisen nur vergrößern konnte. Heinrich heiratete aus Neigung, nicht nach politischer Berechnung, übrigens besaß Louise ein edles Herz.

Krönung.

Am 27. Februar hielt Heinrich als König seinen Einzug in Paris. Sogleich begann er öffentlich seine Geißelungen, um sich die katholisch gesinnte Bevölkerung günstig zu stimmen. Dann erhob er ein Zwangsanlehen von drei Millionen, das aber in kurzer Zeit verschleudert war. Neue Stellen wurden geschaffen, um durch ihren Verkauf Geld zu bekommen, schwere Steuern ausgeschrieben — und doch konnte man die eigenen Soldaten nicht bezahlen und musste sich mit den Gegnern in Unterhandlungen einlassen. Sie verlangten freie Übung ihres Bekenntnisses im Königreiche, vollständige Gleichstellung mit den Katholiken, Bestrafung der Urheber der Bartholomäusnacht, Freilassung der gefangenen Marschälle, für Poitou und Aquitanien, Languedoc und Dauphiné Steuerfreiheit auf sechs Jahre, Sicherheitsplätze, Bezahlung der Summen, die sie an deutsche Fürsten schuldig waren. Es war unmöglich, diese Forderungen anzunehmen; der König war aber so schwach und des Krieges schon so müde, dass er sie nicht gerade zurückwies. Angebote machte und die Verhandlungen fortsetzte.

Finanzen.

Unterhandlungen.

Indes währte auch der Kampf fort, in der Provence mit der ganzen Leidenschaft des Südens. Die Protestanten hießen dort Rasats, weil sie keinen Bart trugen. Verbindungen bildeten sich unter dem Volke mit den armen Bauern, um sich der Misshandlungen beider Parteien zu erwehren. Indes rückten aus Deutschland neue Hilfstruppen an für die Hugenotten. Condé hatte dem Pfalzgrafen Casimir Metz, Toul und Verdun versprochen, — also Zersplitterung des Reiches! Welche Lage für Heinrich III., welchen überdies der polnische Reichstag absetzte.[1]) All die Summen für die polnische Königswohl waren umsonst hinausgeworfen, alle Aussicht auf Einfluss im Osten war dahin! Dabei fürchtete sich Heinrich fortwährend vor seinem Bruder Alençon, welcher umso kühner auftrat, je mehr der König sich unfähig erwies, zu herrschen. Als im Mai 1575 Heinrich III. krank wurde, glaubte er von Alençon vergiftet zu sein und forderte Heinrich von Navarra auf, den Herzog aus dem Wege zu räumen, damit die Krone nicht an einen so schlechten Nachfolger, sondern an Navarra selber käme. Heinrich von Navarra wies den Antrag des Königs zurück. Dieser genas, fuhr aber fort, seinem Bruder zu misstrauen und ihn zu beschimpfen, wo er konnte.

Krieg.

Jetzt entfloh Alençon nach Dreux, 15. September 1575, wo er ein Manifest erließ, in welchem er über ungeziemende Behandlung und über die Rathgeber des Königs klagte, die das Reich vollständig zugrunde richteten, Berufung der Reichsstände und eines nationalen Concils verlangte. Mit

Alençon flieht.

[1]) Am 15. Juli 1575. Im December wurde Bathory gewählt.

anderen Worten: Alençon wollte sich öffentlich an die Spitze der Hugenotten und der unzufriedenen Katholiken stellen, während er insgeheim an den Papst die Botschaft sandte: es sei ihm nicht ernst mit dem Schutze der Hugenotten, er wolle nur Frieden und Ruhe im Reiche herstellen.

Der Zorn des Königs loderte hoch auf, er befahl, seinen Bruder lebendig oder todt zurückzubringen; — aber seine Höflinge folgten ihm nicht. Sofort brach Katharina auf, um Alençon um jeden Preis von den Unzufriedenen abzuwenden. Man gab die beiden gefangenen Marschälle frei, damit sie die Unterhandlungen beförderten. Indessen hatte aber Condé schon Alençon als obersten Anführer ausgerufen und dieser erklärte: er gebe zu keinem Frieden seine Zustimmung, wenn nicht alle seine Forderungen bewilligt würden. Immer wich er seiner Mutter aus und immer reisete ihm Katharina nach, unermüdlich im Ertragen aller Beschwerden der Reise, der Jahreszeiten, selbst der Krankheiten. Katharina.

Am 21. November 1575 wurde endlich ein Waffenstillstand auf sieben Monate abgeschlossen. Der König versprach 500.000 Livres, um die deutschen Truppen, die zur Unterstützung der Hugenotten heranrückten, zur Heimreise zu bewegen, seine eigenen fremden Truppen zu entlassen, mit Ausnahme seiner Leibwache. Alençon sollte eine Reihe fester Plätze bekommen, Condé Mezières und die Hugenotten gleichfalls Sicherheitsplätze und Freiheit des Gottesdienstes an allen Orten, die sie gerade besäßen. Waffenstillstand.

Heinrich III. nahm die Bedingungen an in der Absicht, sie nicht zu halten. Aber auch die Gegner trauten nicht. 10.000 Mann Deutsche rückten im Januar 1576 in Lothringen ein. Auch die Katholiken fiengen an eine kühne Sprache zu führen.

Da ward die Lage noch verwickelter durch die am 5. Januar erfolgte Flucht Heinrichs von Navarra vom Hofe. Liebschaften, sowie die Hoffnung, die Stelle eines Generallieutenants des Königreiches zu erlangen, hatten ihn bisher am Hofe festgehalten. Endlich enttäuscht und seiner Fesseln sich schämend, zugleich für seine Sicherheit fürchtend, floh Heinrich zu Alençon und trat in Tours öffentlich wieder zum Protestantismus über. Jetzt war allenthalben in Frankreich Kampf und Anarchie. Katharina kam zur Überzeugung, der Friede müsse um jeden Preis hergestellt werden, — Zeit gewinnen, heiße alles gewinnen. Alençon war geneigt, sich zu vertragen, weil sein Einfluss durch das Ansehen Navarras und Condés zu nichts herabgesunken war. Die Hugenotten verlangten einen Theil des Zehntens zum Unterhalte ihrer Prediger, freie Übung ihres Gottesdienstes in ganz Frankreich mit Ausnahme von Paris und der Orte, wo gerade der Hof sich aufhalte, gemischte Gerichte, Wiederherstellung der Ehre der Opfer der Bartholomäusnacht, Erklärung der Regierung, dass sie jenes Ereignis bedaure und missbillige.[1]) Die Regierung musste in alles willigen, April 1576. Alençon bekam zu seiner Apanage Flucht Heinrichs von Béarn, wieder Hugenotte. Alençon.

[1]) Davila, l. c. I, p. 390. — De Thou, l. c. III, p. 489.

Anjou, Touraine und Berry, also eine fast königliche Stellung, überdies einen
Condé. Gehalt von 100.000 Thalern, Condé die Statthalterschaft der Picardie mit dem vollständigen Besitze von Boulogne, Navarra die Statthalterschaft von Guyenne, die freie Souveränität über seine väterlichen Herrschaften, Rückerstattung des früheren Gehaltes der Familie und Auszahlung der Morgen-
Paix de Monsieur. gabe seiner Gemahlin. Das ist der Paix de Monsieur, denn seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hieß der nächste Bruder des Königs „Monsieur“. Er bedeutete Zerstückelung Frankreichs, die tiefste Demüthigung der Krone, und war nicht durchzuführen. Sollte doch der König allein an den Pfalzgrafen Casimir 3,600.000 Livres zahlen. Es war der fünfte Frieden seit dreizehn Jahren und wurde so wenig gehalten wie die früheren.

Unmuth der Katholiken. Ein Schrei der Entrüstung erhob sich unter den Katholiken gegen den König und seine Mutter über diesen Frieden. Also nach so vielen Opfern war man dahin gekommen, dass man noch die deutschen Verbündeten der Hugenotten bezahlen musste. Man war empört über die Feigheit, wie über die Heuchelei des Königs. In Paris verweigerte der Clerus ein Dankfest für den Frieden, verhinderte das Volk das Anzünden von Freudenfeuern und verweigerte das Parlament die Einregistrierung. —

Die Liga.

Aber auch die Hugenotten legten die Waffen nicht nieder, denn sie kannten die Schwäche des Königs und wussten, dass Katharina am freigebigsten war mit Versprechungen, wenn sie gar keine halten wollte. Ihr inniges Zusammenhalten hatte den Hugenotten, trotz so vieler Niederlagen, trotz der Bartholomäusnacht, zu einem so günstigen Friedensschlusse verholfen, und sie waren doch in der Minderzahl. Wie, wenn erst die Katholiken ebenso innig zusammenhielten! So entstand naturgemäß der Gedanke der Liga. Und ebenso naturgemäß richteten sich die Blicke der Katholiken von dem Könige, den seine schlaffe Kriegführung und seine Sitten verächtlich machten, und von seinem gleich sittenlosen Bruder Alençon, der überdies vor kurzem zu den Hugenotten abgefallen war, auf den Edelmann, der, ein Bild männlicher Kraft und des Heldenmuthes, stets sein Schwert der Sache der Kirche geweiht hatte und überdies der Abstammung von Karl dem Großen sich rühmte. So entstand naturgemäß mit der Liga der Gedanke an eine neue Dynastie.

Die Liga.

Heinrich III. Heinrichs III. Sitten waren ganz weibisch. Katharina war stolz auf die Schönheit ihrer Hände, König Heinrich hatte die Schönheit der Hand geerbt und man erzählt sich, wie er, um sie zu bewahren, auch wenn er schlief, Handschuhe trug und eine Maske von kosmetischem Teige, um die

Feinheit seiner Haut zu erhalten. Über seine Vertrautheit mit seinen schönen Günstlingen redete man abscheuliche Dinge. Wenn Heinrich von Ausschweifung erschöpft mit seinen Lieblingen öffentlich in einem Bußsack sich geißelte und Psalmen sang, so ärgerten sich die Katholiken über diese Heuchelei und Erniedrigung königlicher Würde. Wie ganz anders war da der junge Heinrich Guise! hochgewachsen, strahlend von Kraft, Jugend und Schönheit, jeder Zoll ein Held, arbeitsam, heiter, ohne dass er je die Würde verlor, beredt, gewandt in Unterhandlungen. Nicht minder befähigt waren seine Brüder Karl, Herzog von Mayenne, und Ludwig, der Cardinal.[1] Heinrich Guise.

Es war Zeit zu handeln. Condé sollte die Picardie, eine eifrig katholische Provinz, übergeben werden. Dagegen legten nun Adel, Clerus, Bürger Protest ein, und schlossen unter Leitung des bisherigen Statthalters Humières eine Verbindung, die alte Religion zu erhalten und das Land nicht in einen Waffenplatz für die neue Religion umwandeln zu lassen, ihr Blut bis auf den letzten Tropfen der katholischen Sache und den wahren Freiheiten des Reiches zu widmen, gegen jedermann, der dieselben angreife, unbedingt dem erwählten Obmann zu gehorchen und auch andere Provinzen zum Eintritt in diesen Bund einzuladen. Eine Aufforderung zum Eintritt in diesen Bund flog durch das Land, Städte und Landschaften erklärten sich dafür. Es war ein sehr ernster Augenblick für die Monarchie, man sprach von der Rückkehr zu alten Freiheiten, wie sie unter Chlodwig bestanden;[2] dass man auch gegen den König sich im Nothfalle erheben werde, war zwischen den Zeilen zu lesen. Picardie. Anfang der Liga.

Indes dauerte der Bürgerkrieg fort. Navarra bekam so wenig Bordeaux wie Condé Peronne und sie nahmen sich selbst Recht; Condé z. B. besetzte Brouage. Dem König lag alles daran, die deutschen Truppen unter Casimir aus dem Lande zu bringen. Die Kunde von der katholischen Liga erschreckte ihn zuerst, dann trug er sich mit dem Gedanken, die Leitung derselben den Händen der Guisen zu entwinden und sich selber an die Spitze zu stellen und die Hugenotten zu zermalmen. Gemäß des letzten Friedens waren die Stände auf den 15. November 1576 nach Blois berufen. Wie, wenn es Heinrich gelang, sie so zu stimmen, dass sie die Ungiltigkeit des letzten Friedens beschlossen und er zum Bruch desselben gezwungen schien! Darum gab er Weisung an die Statthalter, die Hugenotten möglichst von den Wahlen fernzuhalten. Auf denselben Zweck arbeitete der katholische Bund hin und insofern waren Regierung und Liga einig. Die Hugenotten sandten deshalb nur Abgeordnete zum Reichstage, um gegen jede Verletzung des Friedens, gegen jede Einmischung der Stände in Sachen der Religion zu protestieren und eine Vertagung der Stände zu fordern, bis der Friede durchgeführt sei. Um den König auf ihre Seite zu ziehen, veröffentlichten sie damals einen Aufsatz vom Mai 1576, den sie in den Papieren Stände in Blois 1576. Projet de David.

[1] Henri Martin, l. c. IX, p. 429—432.

[2] Les franchises des provinces leur seront restituées par la ligue telles qu'elles fièrent du temps de Clovis. — Der Wortlaut der Bundesacte und des Eides bei Henri Martin, l. c. IX, p. 433—435, 443—444.

eines Pariser Advocaten, David, gefunden hatten, welcher auf der Rückkehr aus Rom in Lyon starb.[1]) Derselbe besagte: „Der Segen des Papstes, welcher dem Geschlechte Karls des Großen ertheilt wurde, erstreckte sich nicht auf die Familie des Hugo Capet, vielmehr hat diese durch ihren Kronraub den Fluch des Himmels auf sich gezogen. Einige haben ihren Verstand, andere ihre Freiheit verloren, der größte Theil, ohne Gesundheit und Kraft, starb in der Blüte des Alters. Während ihrer unglücklichen Regierung wurde das Reich die Beute der Ketzer und auch der letzte Friede dient nur hiezu, wenn nicht das Reich an die wahren Nachkommen Karls des Großen kommt, — das sind die Guisen. Heinrich Guise soll sich an die Spitze der Liga stellen und die Häretiker und ihre Verbündeten niederschlagen und, ist der Sieg errungen, den König in ein Kloster einsperren, wie es Pipin mit Childerich gethan hat. Jeder Prinz, der sich gegen den Willen der Stände auflehnt, ist unfähig zu regieren!“ Guise protestierte, dass er in irgend einem Zusammenhange stehe mit David und seinem Aufsatze, und dieser scheint in der That auch nur die Gedanken, die damals unter den Katholiken gährten, auszusprechen.

Die Guisen

Die Stände in Blois.

Bald versammelten sich die Stände zu Blois.[2]) Der König, geschmückt mit einem Perlhalsbande wie ein eitles Weib, eröffnete die Sitzung am 6. December 1576 mit einer gelungenen Rede, worin er sich und seine Mutter zu rechtfertigen suchte. Die Verhandlungen waren sehr bewegt. Auch außerhalb der Sitzungen suchten Regierung und Liga auf die Abgeordneten zu wirken. Der Gedanke brach sich Bahn, dass, was die drei Stände gemeinsam beschließen, Gesetz sein müsse, ein Beweis, wie sehr der König in der Achtung gesunken war. Und der König in seiner Schwäche wünschte, dass die Stände ihn zwingen, den Frieden zu brechen und ihm die Hände binden. — Die Stände erklärten sich denn auch für die Einheit der Religion, der dritte Stand bemerkte nur dazu, dass sie ohne Krieg und Gewalt hergestellt werden möge.

Armut des Hofes.

Darauf gieng Heinrich III. gerne ein. Als er aber die Mittel zum Kriege verlangte, kam es zu bitteren Erörterungen über die Verschwendung des Hofes, trotzdem die Regierung erklärte, dass die Majestät oft nichts in der Küche, kein Holz, kein Licht, kein Mittel zur Befriedigung der nöthigsten kleinen Bedürfnisse habe. Die Stände glaubten, die Häupter der Hugenotten durch eine Gesandtschaft zum Frieden auffordern zu müssen. Condé und Damville verlangten bloß den Frieden und Erfüllung der Versprechungen, dann würden sie ruhig sein; Navarra sagte, er wolle den Frieden nicht auf Unkosten seiner Ehre und seines Gewissens erkaufen. Man blieb also im Krieg. Die Stände bewilligten aber dem König auch den Verkauf der Domänen nicht, so dass Heinrich III. vor Zorn über diese Grausamkeit weinte: „Die Stände wollen mir nicht mit ihrem Vermögen helfen und wollen mir auch nicht erlauben, dass ich mir mit dem meinigen helfe.“[3])

---

[1]) De Thou, l. c. III, lib. LXXXIII, p. 494—508. — Davila, l. c. I. p. 395.

[2]) Man zählte 104 Abgeordnete vom Clerus, 120 vom Adel, 150 vom dritten Stand.

[3]) Voilà une énorme cruauté, ils ne me veulent aider du leur ni me laisser aider du mien.

Im März 1577 entließ der König die Stände in Ungnade[1]) und begann zu unterhandeln und zugleich den Krieg zu führen. Die Katholiken waren diesmal glücklicher, zudem unter den Hugenotten die erste Begeisterung verraucht war und große Zügellosigkeit herrschte. So kam es am 17. September 1577 zu dem Frieden zu Bergerac, welcher nahezu dieselben Bestimmungen enthielt, wie der, welcher kurz vor der Bartholomäusnacht abgeschlossen wurde: Freiheit des Bekenntnisses, in den Schlössern und Städten Gottesdienst wie bisher, sonst in jeder Baillage eine Kirche außerhalb der Stadt, eine protestantische Kammer bei jedem Parlament, acht Festungen zur Gewähr der Sicherheit. Nur war die Regierung diesmal pecuniär und sittlich erschöpft und alle Frevel und alle Arglist Katharinas hatten zu nichts geholfen. Friede zu Bergerac.

Alençon hatte durch diesen Frieden[2]) fast die Stellung und die Mittel eines Königs. Damit nicht zufrieden, strebte er zuerst nach einer Vermählung mit Elisabeth, dann nach der Herrschaft in den Niederlanden. Im Wahne, alle ihre Söhne müssten Kronen tragen, unterstützte Katharina die Pläne ihres jüngsten. Der König selber war froh, wenn der unruhige Bruder aus dem Lande kam, und so rückte Alençon am 10. Juli 1578 an der Spitze von 7000 Mann in die Niederlande ein. Damit kehren wir auf jenen Schauplatz zurück, auf dem zwei hochbegabte Männer jetzt ihre Kräfte maßen. — Alençon.

Don Juan und Wilhelm von Oranien.

Unerwartet schnell, mitten aus seinen zunehmenden Erfolgen heraus, 5. März 1576, war Requesens gestorben,[3]) während ihn kaum mehr etwas verhindern konnte, die Eroberung Hollands und Seelands zu vollenden, so dass es Geschichtschreiber gibt, welche an eine Vergiftung des Statthalters glauben. Einen Nachfolger hatte er nicht mehr ernennen können, der Staatsrath ergriff darum, bis der König einen solchen bestimmt habe, die Zügel der Regierung. Lange war Philipp II. unschlüssig über die Wahl; man schlug ihm Margaretha, man schlug ihm Don Juan vor, und Viglius klagte, Oranien werde gewiss Nutzen ziehen aus dieser Saumseligkeit und irgend einen unermesslichen Vortheil erhaschen. So war es in der That. Requesens hatte stets mit den härtesten Geldverlegenheiten zu kämpfen gehabt und seine Truppen nicht bezahlen können, und das Land litt sehr darunter. Der Staatsrath.

---

[1]) Der Gang der Verhandlungen ausführlich bei Henri Martin, l. c. IX, p. 449—482.

[2]) Paix de Bergerac — bei Dumont, Corps diplomatique, V, p. 309. Heinrich III. nannte ihn „sa paix" im Gegensatz zum Paix de Monsieur von 1576.

[3]) Gachard, Corresp. de Philippe II., vol. III, p. 449, 451—453, 477.

Darum mahnte Wilhelm die Städte und die Angesehensten der anderen Provinzen zu einem Bund, um die Ausländer von dem heimischen Boden zu verjagen und die alten Freiheiten wieder zu erringen. Seine zwei Provinzen Holland und Seeland hatten sich zu Delft am 25. April 1576 von neuem zu einer verbesserten Union verpflichtet, wonach sie unter des Prinzen Leitung gemeinschaftliche Angelegenheiten behandeln wollten, als ob sie ein Gemeinwesen in einer einzigen Stadt ausmachten. Wilhelm hatte nahezu königliche Gewalt und suchte nun 1576 den Entsatz von Zürikzee zu bewirken, jedoch fiel die Stadt am 21. Juni 1576. Gegen Zahlung von 200.000 Gulden ward sie vor Plünderung verschont und wurden ihr ihre Freiheiten gewährleistet.

Union zu Delft.

Die Regierung war trotz dieser Summe nicht imstande, den seit lange rückständigen Sold für ihre Soldaten zu beschaffen und diese, welche alle Gefahren mit einem Heldenmuth ohnegleichen bestanden hatten, fiengen an darauf zu denken, sich selber bezahlt zu machen. Während ihre Officiere nach Brüssel giengen, um das nöthige Geld zusammen zu bringen, begann die Meuterei am 15. Juli 1576.

Zuerst plünderten die Soldaten Schouwen kahl aus, dann beschlossen sie, den Staatsrath zur Auszahlung der Rückstände zu zwingen, oder die reichste Stadt der Niederlande, welche doch dem König gehöre, in Beschlag zu nehmen und zu plündern. Sie wählten einen Elekto, setzten alle Officiere ab, die nicht mit ihnen hielten, und rückten gegen Brüssel, dessen Bevölkerung sich jedoch in Waffen erhob und die Thore schloss. Auch Mecheln fanden sie wohl verwahrt. Plötzlich wandten sie sich gegen Aalst in Flandern, plünderten den Ort und setzten die hundert Pfarrdörfer seines Sprengels in Contribution. Die Erbitterung, die Bestürzung über das Benehmen war gewaltig! Der Staatsrath erklärte die Soldaten für Verräther und Mörder. Am übelsten waren die höheren Officiere daran, welche von ihren Soldaten verhöhnt und bedroht und von den Bürgern und der Regierung mit Geringschätzung behandelt wurden. Wirkungslos war eine Botschaft des Königs, welche in diesem Augenblick seine Geneigtheit zu milden Maßregeln aussprach: er wolle vergeben und vergessen, nur müssten die Rechte der Religion und des Königs gewahrt bleiben; es sei nicht nach dem Willen und der Meinung seiner Majestät von Alba und seinem Nachfolger gehandelt worden. In kurzem könne der König wirksame Heilmittel anwenden.

Spanische Furie.

Philipp II. gibt nach.

Allein die Soldatenmeuterei bedrohte das ganze Land mit der höchsten Noth und diesmal waren alle siebzehn Provinzen einig im Hasse gegen die Spanier, denn der Geist der Empörung gieng schon von ihnen auf die deutschen Regimenter über. Ohne Scheu wurden Dörfer und Städte geplündert. Wo Bauern oder Bürger ihnen in Waffen entgegentraten, wurden sie zusammengehauen. Das war eine Gelegenheit für Oranien! Nach allen Seiten mahnte er, das Joch der gottlosen spanischen Tyrannei abzuschütteln und nicht zu dulden, dass eine Schar fremder Landläufer die Niederländer gleich Schafen vor sich hertreibe. Zwietracht sei die Ursache aller Leiden gewesen, in brüderlichem Handeln liege alle Hoffnung! Die thatsächliche Leitung der Provinzen gebüre den Generalstaaten und man müsse rasch ans Werk gehen, um einen

Soldaten und Bürger.

Oranien.

gerechten und allgemeinen Frieden zu erlangen. Und in der That wählte die Mehrzahl der Provinzen Abgeordnete, um in der Stadt Gent mit den Deputierten von Holland und Seeland das Nöthige zu verhandeln und dem Chaos ein Ende zu machen. Congress in Gent.

Die Noth stieg mit jedem Tage. Bei Tisnacq wurden 2000 Niederländer, Bauern, Bürger, Studenten und Edelleute von den Spaniern zusammengehauen, die nur zwei Mann verloren. Bald hieß es im Volke, der Staatsrath halte insgeheim mit den Truppen, und am 5. September erschienen 500 Bewaffnete unter Führung der Edelleute de Heze und Glimes und verhafteten alle anwesenden Räthe — nur Viglius nicht, der krank war und am 8. Mai des nächsten Jahres sein bewegtes arbeitsames Leben endete,[1]) und Rueda nicht, der durch zufällige Anwesenheit in Antwerpen der Verhaftung entgieng und nun als einziger rechtmäßiger Repräsentant des Königs, als Statthalter, auftrat. Aber seine Autorität anerkannten weder die Krieger noch die Bürger, und so bestand in der That keine Regierung mehr und erwies sich die Verhaftung des Staatsrathes als ein Meisterstück Oraniens, der sie eingegeben hatte. Während die Abgeordneten in Gent beriethen, lag die Stadt im Kampf mit den Spaniern in der Citadelle und sahen sich die Stände genöthigt, den Prinzen von Oranien, der gerne festen Fuß in Flandern fassen wollte, um Hilfe anzurufen und für 28 Compagnien, die er versprach, ihm Niewport und die Burg von Gent einzuräumen. Nun ward die Belagerung der Citadelle ernstlich betrieben. Auch die Bürger von Mastricht suchten ihre Stadt den Spaniern zu entreißen, erlagen aber im Versuch und wurden behandelt, dass nach den Worten eines Zeitgenossen die Bürger, welche dem Gefechte entrannen, diejenigen beneiden durften, welche durch das Schwert umkamen.[2]) Verhaftung des Staatsrathes.

Noch gesteigerter wurde das Gefühl des Jammers, als man für Antwerpen, die reichste Handelsstadt der Welt, fürchten musste und der Führer der Spanier in der Citadelle, Avila, mit den deutschen Truppen zu unterhandeln anfieng. Man brachte gegen 6000 Wallonen zum Schutze in die Stadt, allein auf einmal kamen die Spanier aus Aalst in die Citadelle von Antwerpen. Was half es, dass jetzt Bürger und Frauen schnell Schutzwehren zu errichten anfiengen! Am 4. November um eilf Uhr morgens rückten die Spanier aus der Citadelle; nachdem sie gelobt, heute entweder im Paradies oder in Antwerpen zu speisen, knieten sie im Angesichte der Schutzwehren zu kurzem Gebete nieder und stürzten dann unter dem Rufe: „San Jago, Spanien, Blut, Mord, Feuer!“ auf ihre Gegner los. Blitzschnell waren die Brustwehren erstiegen, die Wallonen in wilde Flucht gejagt, nur die Deutschen und die Bürger wehrten sich tapfer. Vergebens! Die Deutschen blieben bis auf den letzten Mann, die Bürger, im Kampfe weniger geübt, wurden zusammengehauen. Vor der Börse, wo sonst täglich 5000 Kaufleute ihre Geschäfte abwickelten, versuchte noch ein Haufen Widerstand, sie wurden erschlagen oder in die Flucht gejagt. Durch alle Straßen wogte nun der Kampf, das Gedränge der Fliehenden. Zu einem fürchterlichen Gemetzel kam es noch in der Nähe des Stadthauses. Aber die Trossbuben der Spanier hatten begonnen, einzelne Häuser anzuzünden und bald standen hundert in Flammen, auch das Rathhaus. Der Bürgermeister sank zum Tode getroffen Antwerpen. Kampf. Brand.

[1]) „Vita hominis vigilia“ war sein Wahlspruch.
[2]) Gachard, Corresp. de Philippe II., vol. IV, passim.

auf einen Haufen Erschlagener nieder und jeder Widerstand hörte auf. Bei 8000 Bewohner erlagen dem Schwerte oder verbrannten.[1])

Raub. Und nun begann die Plünderung und die Schlemmerei. Unbarmherzig wurde gehaust, oft die Folter angewendet, um das Geheimnis, wo die Schätze versteckt seien, zu erpressen. Am Morgen des 8. November war der glänzendste Theil Antwerpens ein Schutthaufen. Gegen sechs Millionen an Wertsachen waren verbrannt und auf die gleiche Höhe stellte sich die Beute der Sieger. Arme Soldaten waren plötzlich reich geworden, einer verlor an einem Tage im Spiel an der Börse 10.000 Kronen, andere ließen ihr Gold zu Schwertscheiden oder Griffen, oder Panzern umschmelzen, aber auch schwarz lackieren, damit sie wie Eisen aussahen. Das ist die spanische Furie, bei welcher die Spanier trotz des erbitterten Kampfes nur 200 Mann einbüßten!

Pacification in Gent. Diese Greuel und Oraniens Thätigkeit beschleunigten die Verhandlungen in Gent,[2]) wo am 8. November 1576 die Pacifications-Acte zustande kam. Die Staaten von Flandern, Brabant, Artois, Hennegau, Valenciennes, Ryssel, Douay, Orchies, Namur, Tournay, Utrecht und Mecheln auf der einen Seite und Holland und Seeland unter Oranien auf der andern Seite versprachen, eine gute und feste Freundschaft miteinander zu unterhalten und sich mit Gut und Blut beizustehen und die fremden Soldaten, namentlich die Spanier, aus dem Lande zu treiben. Dann solle eine allgemeine Versammlung der Generalstaaten auf dem Fuße der Versammlung bei Abdankung des Kaisers zusammenkommen, um über Landessachen und namentlich über den Gottesdienst in Holland und Seeland eine feste Verfügung zu treffen, Holland und Seeland indessen nichts gegen die katholische Religion in den anderen Provinzen unternehmen und ihretwillen niemanden beleidigen und beeinträchtigen. Dagegen sollen die Placate und Edicte und Verordnungen Albas bis zur allgemeinen Versammlung der Stände aufgehoben bleiben. Der Prinz von Oranien kann auch fernerhin Seeadmiral und Statthalter von Holland und Seeland sein, die Orte, die aber noch nicht unter seinem Gebot stehen, bleiben bis zur Zeit ausgenommen. Die Gefangenen sollen frei werden, die Säulen und Siegeszeichen Albas vernichtet werden. Die katholischen Geistlichen in Holland sollen die Verwaltung ihrer Güter wieder erhalten, die geflüchteten Ordensleute billigerweise versorgt werden. Alle Enterbungen wegen Gottesdienstes oder Aufstandes sind ungiltig. Dies ist der Genter Friede, der mit Jubel in Städten und Flecken des Landes begrüßt wurde. Die Citadelle von Gent wurde zur selben Zeit von den Spaniern übergeben.

Ankunft Don Juans. Vier Tage vor diesem Frieden traf der neue Statthalter in Luxemburg ein, als Mohrensclave verkleidet, denn Schnelligkeit war nöthig und der Weg durch Frankreich nicht sicher und die Nachrichten aus den Provinzen lauteten drohend. Darum wählte der neue Statthalter — und kein geringerer war

[1]) Gachard, Actes des états, I, S. 37—38, 44, 70—69.
[2]) Holzwarth, l. c. 1, 2, S. 327—329.

es, als Philipps Bruder Don Juan, der Sieger von Lepanto — dieſe Verkleidung; ſein Freund Ottavio Gonzaga und ein Schweizer, der jeden Weg in Frankreich kannte, waren ſeine einzigen Begleiter. Don Juan benahm ſich, als wäre er Gonzagas Diener; in Paris wohnte er in einem Gaſthauſe gegenüber der Wohnung des ſpaniſchen Geſandten, mit dem er insgeheim eine Beſprechung hatte und der ihn in derſelben Nacht auf einen Ball im Louvre führte, wo er die Königin von Navarra, das Wunder der Schönheit, ſah. Don Juan hatte den Auftrag, die Regierung in den Niederlanden wieder auf den alten Fuß der kaiſerlichen Zeit zu ſetzen, das Feuer des Bürgerkrieges zu löſchen und das Volk vor der äußerſten Verzweiflung zu retten.[1]) Die Wahl war ſicher eine vortreffliche. Der Sohn Karls V., der Sieger von Lepanto, der herzgewinnende Held werde, ſo hoffte Philipp II., den Niederländern ein willkommener Statthalter ſein und die geeignete Perſönlichkeit, um je nach den Umſtänden Milde zu zeigen und Gnade zu ſpenden, oder, wo ihm Trotz entgegentrete, das Schwert zu gebrauchen. Die Dinge waren außerſt verwickelt, die Lage höchſt ſchwierig, aber der jugendliche Statthalter

[1]) Philipp II. ſchrieb eigenhändig für ihn die Inſtruction: „Der große Dienſt, den er Gott leiſtet; und weil es ſich um ſeine Sache handelt, wird Gott ſeinen Beiſtand ihm nicht verſagen, beſonders wenn er zu ihm ſeine Zuflucht nimmt und ſich durch größere Sorgfalt ſeines Schutzes würdig macht." — „Die Verpflichtungen, die ich gegen ihn haben werde." — „Einmal in einem der ihm bezeichneten Plätze angekommen und, wenn er zugelaſſen iſt und ſie ſich mit den früher verheißenen Gnaden begnügen (was man nicht glaubt), muſs er demgemäß handeln." — „Sind die Dinge ſo weit gekommen, daſs dieſe Zuſagen nicht mehr genügen, verlangen ſie den Abzug der Spanier und kann man durch Zuſtimmung und die Verheißung, daſs die Angelegenheit Oraniens vor die Gerichte gebracht und die Regierung auf dem Fuße wieder eingerichtet werden ſolle, auf dem ſie zur Zeit des Kaiſers und bei meiner Anweſenheit in den Niederlanden war, die Unterwerfung Hollands und Seelands, die Entwaffnung der Staaten, die Übergabe der feſten Plätze an die deutſchen Truppen erlangen, ſo ſoll er es thun, nur aber dafür ſorgen, daſs es in der beſten Form und mit möglichſter Wahrung des Anſehens geſchehe." — „Sollten aber die Dinge auf dem äußerſten Punkte angelangt ſein, daſs ſie auf allen ihren Forderungen beſtehen und ohne ihre Gewährung ihn nicht aufnehmen wollen, ſo ſcheint es, muſs man in dieſem Falle, und wenn die Religion und meine Autorität ſo gut als möglich gewahrt iſt, in der Nothwendigkeit, dieſe Feuersbrunſt zu löſchen, dieſes Volk nicht in die äußerſte Verzweiflung fallen zu laſſen und um einen vollſtändigen Bruch zu vermeiden, zugeſtehen, was nöthig iſt, um damit zu Ende zu kommen und zu retten, was gerettet werden kann. Das iſt die beſte Inſtruction, die man ihm geben kann, und daſs er dieſen Leuten vertraue trotz aller Gefahren, die dabei ſind."

„Nota. In jedem Falle muſs er von den Staaten die Entlaſſung und Bezahlung der Truppen mit der Garantie für die Summen, die nicht gezahlt werden können, zu erlangen ſuchen." — „Er wird mit den Truppen ſo verfahren, daſs er den andern keinen Schatten von Verdacht gibt.".

„Nota. Er muſs die letzten Unordnungen und alle früheren Unordnungen vergeſſen und die ganze Vergangenheit in gar keinen Betracht ziehen."

Auf einem weiteren Zettel ſteht gleichfalls von des Königs Hand: „Auf ſeine Seele Acht haben." — „Mit Liebeleien vorſichtig ſein und darin den erſten Familien kein Ärgernis geben." — „Katholiſche Diener und ſeinen ganzen Hofſtaat mit Herren aus dem Lande beſetzt haben mit Ausnahme derjenigen, die er ſchon hat." — „Man darf nichts von einem geheimen Günſtlinge wiſſen." — „Die Vergangenheit vergeſſen." — „Mit dem Gelde vorſichtig umgehen und eine gute Vertheilung desſelben vornehmen." Gachard, Collection des documents de l'histoire de la Belgique, I, p. 358—371. — Holzwarth, l. c. II. S. 327—328.

besaß auch außerordentliche Gaben. Mit Zuversicht, voll glänzender Hoffnungen, trat Don Juan sein neues Amt an; er hoffte, nicht bloß in kurzer Zeit empörte, irregeführte, misshandelte Unterthanen in die Arme ihres Königs zurückzuführen, in der meuterischen Armee den Geist des Gehorsams und der Zucht wieder zu beleben, sondern auch nach rascher Beilegung der niederländischen Wirren dieselbe Armee zu einem kühnen Handstreich über den Canal zu führen, die arme Maria Stuart zu befreien, Elisabeth zu stürzen und mit der Königin von Schottland den Thron Englands zu besteigen. — Schöner Traum eines jungen Helden!

Es war Don Juan Ernst mit seinen friedlichen Absichten gegenüber den empörten Provinzen und mit jugendlichem Muthe machte er sich an die schwere Arbeit. Aber sogleich suchte Oranien ihm durch Listen und durch Aussäen von Misstrauen Schlingen zu legen. Und es fragte sich, wer jetzt das Feld behaupte, der jugendfreudige Held, oder der arglistige Ränkeschmied.

Oraniens Arglist.

Oranien äußerte, die Krisis sei da, der König verzweifle an der Möglichkeit, seine Absicht mit Gewalt durchzusetzen, und Don Juan solle durch trügerische Glätte jetzt erreichen, was man nicht mehr erzwingen könne. Darum solle man sich sogleich der Person des Statthatters bemächtigen, denn Philipp II. werde eher alles opfern, als seinen Bruder in der Gefangenschaft lassen. Fürsten lehre schon der Instinct, mit List ihrem Ziele nachzugehen, wenn die Gewalt nicht ausreiche, sie pfeifen den Vögeln, die sie fangen wollen. Da Don Juan sich aber wohl hütete, sich fangen zu lassen, so mahnte Oranien, man dürfe sich mit ihm in keinerlei Übereinkunft einlassen, wenn nicht vorher alle spanischen Truppen das Land geräumt haben, wenn nicht alle Freiheiten vorher festgestellt und beschworen seien, wenn nicht vorher zugestanden sei, dass die Generalstaaten alle Angelegenheiten des Landes leiteten, sich, so oft sie wollten, versammelten. Das heißt: der König sandte eine Botschaft des Friedens, Oranien aber stachelte die Niederländer von neuem zum Aufstande.

Von Luxemburg aus meldete Don Juan den Behörden seine Ankunft als Statthalter und lud sie ein, sich mit ihm über die Mittel zu verständigen, wie das Land zu beruhigen sei; zu gleicher Zeit gebot er den Truppen zur Ordnung zurückzukehren und sie gehorchten augenblicklich dem Sieger von Lepanto.

Verhandlungen.

Die Generalstaaten sandten Bevollmächtigte nach Luxemburg, die von Don Juan höflich und im Geiste der Versöhnung empfangen wurden, aber von Oranien gereizt benahmen sie sich so, dass eine Versöhnung nicht zustande kommen konnte. Zunächst suchte ein Deputierter den Don Juan auf falsche Wege zu leiten und schlug ihm vor, dem König den Gehorsam zu versagen, die Regierung der Niederlande selber zu übernehmen, die Provinzen würden ihn gerne als ihren Herrn anerkennen. Im Grimme über diese Zumuthung der Untreue vermochte sich Don Juan nicht länger zu beherrschen und zückte den Dolch gegen den Verführer. Am 6. December überreichten die Abgeordneten ihre Forderungen: alsbaldige Entfernung der Truppen, Freilassung der Gefangenen, Amnestie, An-

nahme der Pacification von Gent, Zusammenberufung der Generalstaaten wie zu Zeiten Karls V., eidliche Verpflichtungen Don Juans, alle Landesrechte und Gewohnheiten aufrecht zu erhalten. In diesem Falle wollten sie Don Juan als Generalstatthalter anerkennen, die Aufrechterhaltung der katholischen Religion und die Anerkennung seiner Majestät verbürgen, ihre Armee auflösen und dem Statthalter eine Ehrengarde von Niederländern bewilligen. Die Verhandlungen währten lange und Don Juan bewies viele Geduld. Der Abmarsch der spanischen Truppen war die Forderung, welche ihm am meisten zuwider war, weil sie seinen Plan auf England zerriss. Aber je mehr er sich dagegen aussprach, umso zäher bestanden die Abgeordneten darauf, und weil er nur in die Absendung der Truppen zur See willigen wollte, so bestanden sie gerade darauf, dass sie zu Lande abziehen sollten.[1] Forderungen der Stände.

Indes kam im Januar 1577 die Brüsseler Union[2] zustande, in welcher acht hervorragende Führer der Nationalpartei sich verpflichteten, die Entfernung der Spanier, die Ausführung der Genter Pacification zu betreiben, die katholische Religion und die alten Rechte des Vaterlandes aufrecht zu erhalten. Die Urkunde fand im ganzen Lande zahlreiche Unterschriften, namentlich auch in Friesland. Es war eine Massen-Demonstration, um einen Druck auf Don Juan auszuüben, der sich auch beklagte, dass die Niederländer nicht das Knie beugen, sondern nach dem Scepter greifen wollten. Die Unterhandlungen wurden jetzt dringender und heftiger. Don Juan gestand zu, die Truppen zu entfernen, aber zur See, dagegen müssten auch die Staaten ihre Truppen entlassen; er erklärte sich geneigt, die Genter Pacification zu bestätigen, wenn nichts darin gegen die katholische Religion und die Autorität des Königs wäre und auch Holland und Seeland sich eidlich zu ihrer Aufrechthaltung verpflichteten. Es fielen harte Worte. Schon wollten die Deputierten wieder abreisen, als Don Juan die Pacification unter der Bedingung bewilligte, wenn die Universität von Löwen und andere Autoritäten ihm verbürgten, dass sie nichts gegen die Religion und die Autorität des Königs enthalte. Solches geschah und nun kam am 17. Februar 1577 das ewige Edict zustande, welches den Genter Frieden bestätigte und bewilligte, dass die Truppen frei und frank zu Lande binnen vierzehn Tagen abziehen und nie mehr, außer im Falle eines Krieges, zurückkehren sollten. Alle Privilegien waren bestätigt, Freilassung der Gefangenen verheißen, auch die von Oraniens Sohn, sobald der Vater die Beschlüsse der Generalstaaten ausgeführt haben würde. Dagegen sollten die Staaten einen Eid schwören auf die Aufrechthaltung der katholischen Religion und auch ihre Truppen entlassen. Philipp bestätigte den Vertrag sehr schnell. Der Aufstand schien also beendigt. Don Juan hatte den feurigsten seiner Wünsche geopfert; durch die Massenhaftigkeit, durch die Größe der Bewilligungen der Regierung schien jetzt die Zeit eines milden und friedlichen Regiments gekommen zu sein. Brüsseler Union. Zugeständnisse. Das ewige Edict.

[1] Holzwarth, l. c. II, 2, S. 329–339, 341–347.
[2] L'Union de Bruxelles anno 1577.

Oranien dagegen.

Welch ein Schlag für Oranien und seine Partei! Seiner Natur gemäß that er nun das Mögliche, um durch Ausstreuung von Argwohn, durch freche Forderungen die Wunde, die sich eben schließen wollte, wieder aufzureißen und durch harte Demüthigungen Don Juan das Leben unerträglich zu machen.[1]) — Don Juan, äußerte er, sei ebenso bösartig wie Alba und Requesens, nur jünger und thörichter und ungeduldiger, seine Hände in Blut zu tauchen. Als die Generalstaaten von ihm verlangten, er solle nun auch das ewige Edict anerkennen und in Holland und Seeland verkünden, machte er eine Menge Ausstellungen an demselben, weigerte sich und forderte zuvor die feierliche Verpflichtung der Generalstaaten, mit Don Juan sich jeder Verbindung zu enthalten, wenn die Truppen nicht zur bestimmten Zeit abzögen. Vergeblich stellte Don Juan durch einen eigenen Unterhändler dem Oranien vor, wie er gekommen sei, um zu vergeben und zu vergessen und das alte Glück des Landes herzustellen. Wenn der Prinz für die Freiheiten die Waffen ergriffen habe, so möge er sie jetzt niederlegen, denn der Zweck sei erreicht; Don Juan wolle ihn als seinen persönlichen Freund behandeln und mehr für ihn thun und sein Haus, als er sich denken könne, wenn er mitbeitragen wolle, das Land zu beruhigen. Allein Oranien, der jetzt das Spiel in der Hand hatte, wies alle Anträge zurück: er müsse die Sachen erst vor die Staaten von Holland und Seeland bringen — als ob er diese nicht vollständig in seiner Gewalt gehabt hätte!

Don Juan an Oranien.

Don Juan in Löwen.

Don Juan wollte jetzt durch offenes, vertrauensvolles Auftreten das Vertrauen der Bevölkerung gewinnen. Ohne Schutzwache zog er in Löwen ein, spendete Gnaden und Auszeichnungen, mischte sich, wie einst sein Vater, zutraulich unter das Volk, speiste herablassend bei den Bürgern, bezauberte alles durch seine Liebenswürdigkeit, seinen Witz, seine Schönheit. Beim großen Schützenfest in Löwen griff er auch nach der Armbrust, traf im ersten Schuss den Vogel und wurde zum Schützenkönig ausgerufen. Der Jubel war unermesslich. Nach langem Hass wieder ein Augenblick der Versöhnung! Alles war voll Freude! Ein Zeitgenosse schreibt: „So groß war die Schönheit und Lebhaftigkeit seiner Augen, dass er mit einem Blick sich alle Herzen gewann." — Den Abmarsch der Truppen betrieb er mit allem Ernst, er selber schoss 200.000 Gulden dazu her, er drang in den König, schleunig die übrigen Summen anzuweisen. Endlich Ende April begann der Abmarsch, ungern zogen die Veteranen aus einem Land, in dem sie in zehnjährigem Aufenthalt eine neue Heimat, oft Weib und Gut gefunden hatten; ihr Weg gieng von Mastricht über Lothringen, Burgund und Savoyen nach Mailand. Den Niederländern schien ein Alp von der Brust zu fallen. Am 1. Mai 1577 abends acht Uhr zog Don Juan an der Seite von tausend berittenen Edelleuten in Brüssel ein, unter unermesslichem Jubel, unter fortwährendem Blumenregen. Am 4. Mai zehn Uhr beschwor er auf das Evangelium alle Artikel des ewigen Edictes und wurde von den Städten als Gouverneur und

Abzug der Spanier.

[1]) Groen van Prinsterer, Archives, V, p. 542. — Gachard, Correspondance de Guillaume le Taciturne, III, p. 157, 181, 225—257. — Havemann, Don Juan, S. 203—215.

Generalcapitän anerkannt. Dabei kannte er aber den launischen Sinn des Volkes, unter das er sich begeben, und die Bedeutung Oraniens sehr wohl, wie aus seinen Briefen an den König hervorgeht. Aber von Philipp erhielt er diesmal nicht die Unterstützung, deren er bedurfte; ein Verrath einziger Art war daran Schuld, er hat Don Juans Leben geknickt, er hat dem König von neuem die Niederlande entrissen.

Antonio Perez.

Der Verräther war Antonio Perez, Philipps Staatssecretär.[1]) Der Sohn des Gonzalo Perez, welcher 40 Jahre lang Karls I. und Philipps II. Staatssecretär gewesen, gebildet auf der Hochschule zu Alcala, dann längere Zeit in Italien auf Reisen, hatte Antonio eine glänzende Bildung, einen reichen Vorrath von Kenntnissen und Anschauungen sich erworben. Philipp II. fand Wohlgefallen an den feinen, gehaltvollen Bemerkungen des jungen Mannes, den ihm der Fürst von Eboli empfahl, und ernannte ihn zu seinem Staatssecretär. Bald wurde Antonio ob seines Fleißes, seiner Arbeitskraft, der Feinheit seiner Berichte, des Königs Liebling. Keiner seiner Diener hat sich mehr in sein Vertrauen eingeschlichen, hat unter der Form der Hingebung mehr ihn zu beherrschen versucht und hat ihn schnöder betrogen, als Antonio Perez. Während der König ihn für treu und unbestechlich hielt, verkaufte Perez die wichtigsten Ämter für Geld, für Kunstwerke, und führte, während er den äußeren Anstand wohl zu beachten wusste, ein ausschweifendes Leben. Der König, so sagen seine Gegner, habe eine Neigung gehabt für die Witwe Eboli und sie sei die einzige Frau gewesen, die über diese stolze, misstrauische Natur längere Zeit Gewalt ausübte; Perez aber habe seinen Übermuth zuletzt so weit getrieben, der begünstigte Nebenbuhler seines Herrn bei der geistreichen und trotz ihrer Jahre und Einäugigkeit immer noch reizenden Fürstin zu werden. Vielleicht um sich zu halten gegen Anklagen und sich dem König unentbehrlich zu machen, flößte Perez ihm Misstrauen ein gegen die ehrgeizigen Pläne seines Bruders Don Juan. Zu gleicher Zeit spielte er den Vertrauten des Prinzen und that, als ob er seine Pläne fördere, während er sie gerade hintertrieb und ihn verrieth.

Don Juans Pläne.

Als Sohn eines Kaisers, als Jüngling schon Sieger bei Lepanto und der gefeiertste Name in der Christenheit, glühte Don Juan für den Plan, sich ein Reich zu erobern, und Papst Pius V. begünstigte den Entwurf des Helden der Christenheit, von Tunis aus ein Königreich in Nordafrika zu erobern. Doch Philipp II. wollte die Kräfte Don Juans für Spanien verwenden, nicht aber ihn unabhängig machen, und entfernte den Secretär Juan de Soto aus dem Dienste Don Juans, weil er glaubte, dass dieser den Ehrgeiz seines Bruders stachle. Escovedo kam an seine Stelle.

---

[1]) Gachard, Collection des documents inédits concernants l'histoire de la Belgique, I, p. 359. — Mignet, Antonio Perez et Philippe II., Paris 1854, p. 9—12.

Escovedo. Aber in kurzer Zeit war auch Escovedo ganz von Don Juan bezaubert und für seine Pläne mit der Hingebung eines Freundes thätig. Beide dachten Maria Stuart. nicht mehr an Tunis, sondern an die Befreiung der Maria Stuart und an den Sturz der Elisabeth. Und auch für diesen Plan bot der Papst seine Hilfe an und sein Nuntius bat Perez, die Sache beim König zu befürworten, dieser aber machte sogleich dem Könige die Mittheilung, welcher über den Plan ebenso überrascht als unzufrieden war, jedoch dem Bruder gegenüber darüber schwieg. Don Juan kam damals von Genua nach Madrid, um den Willen des Königs hinsichtlich der Niederlande zu vernehmen, und ließ den Escovedo zurück, um die Sendung von Geld zu betreiben, und dass er mit Perez die Förderung seiner Pläne bespreche. Don Juan hielt Perez für seinen Freund und klagte ihm bald aus den Niederlanden, wie er keinen ruhigen Augenblick habe, wie er erst um Mitternacht zu Bette komme, um sieben Uhr schon wieder an seine Geschäfte müsse, wie die Anstrengung ihm schon dreimal ein Fieber zugezogen habe und wie man ihn von Madrid aus ohne Geld lasse und wie er sich in den Nieder- Philipp und Escovedo. landen wie verkauft fühle.[1]) Im Eifer für seinen Herrn hatte Escovedo Philipp gegenüber hart gesprochen, ihn in seinem königlichen Hochgefühl verletzt und seine tiefe Abneigung sich zugezogen. Doch ließ der König ihn im December 1576 nach den Niederlanden zu Don Juan abgehen. Escovedos Vermittlung war Schuld, dass der Abzug der Truppen endlich zustande kam, über den sich die Niederländer freuten, „wie die Ägypter, als die Kinder Israels mit ihren abgeliehenen Gütern abzogen", wie ein Zeitgenosse witzig bemerkt.[2]) Es war für Don Juan ein Schnitt ins Herz und er schrieb damals vertraulich an Perez, wie ihn das Aufgeben seines Planes unglücklich mache, wie mit den Soldaten, Don Juans Klagen. die Mittel, ihn auszuführen, dahin seien und wie ihm seine Stellung zuwider werde, wie er von Verrath umgeben sei, wie er nicht zu diesen Leuten und diese Leute nicht zu ihm passten, wie er auf unsägliche Hindernisse stoße und wie er geneigt wäre, alles im Stiche zu lassen und sich nach Spanien zurückzuziehen, wo man ihn am allerwenigsten erwarte. Die Hand einer Frau, wie die Herzogin von Parma, wäre geeigneter, dieses ungehorsame Volk zu leiten, das da meine, es könne mit ihm machen, was es wolle, seit er keine Truppen mehr habe, und das da rede von der Armut des königlichen Schatzes, und dass man wohl in Madrid den Willen, aber nicht die Kraft habe, sie zu züchtigen. — Escovedo aber schrieb 3. Februar 1577 an Perez: „Ihr wisst, dass ein Thron unser Ziel und Streben und alles andere Nebensache ist, und da uns dieser Plan fehlgeschlagen, sind wir in Verzweiflung und wie närrisch. Don Juan hat gar keine Neigung mehr, über diese Schläuche zu regieren, am liebsten möchte er nach Frankreich ziehen, um das Königreich und den Katholicismus wieder herzustellen, oder nach Madrid kommen und ein starkes Cabinet bilden helfen und der Stab für Philipps Alter werden." — Wenn Perez die Erlaubnis des Königs zu Don Juans Abreise nicht bald bewirke, so würden sie beide den Freund, den sie so sehr lieben, sich aufreiben sehen, denn Don Juans Gesundheit sei zart und er fürchte, der Prinz würde bald allen gute Nacht sagen. — Und in ähnlich dringender Weise bat Don Juan bei Perez, seine Abberufung zu bewirken, denn sein Leben in den Niederlanden sei ihm ganz und gar unerträglich geworden, Oranien leite das Volk nach seiner Laune und er könne nichts mehr wirken.

---

[1]) Mignet, l. c. II, p. 26—34.
[2]) Motley. The rise of the dutch republic, III, 189—192.

Das waren Ergüsse in den Busen eines Freundes, aber dieser vermeintliche Freund machte den Verräther und zeigte alle Briefe dem König und jetzt bekamen sie eine ganz andere Bedeutung. Die Einherrschaft duldet keinen Genossen. Philipp wurde argwöhnisch und ängstlich gegen die Pläne Don Juans, der ihm dennoch in der That treu blieb, und Perez gab sich dazu her, Antworten an Don Juan zu schreiben, geeignet hochverrätherische Pläne, wenn er solche gehabt hätte, aus ihm herauszulocken, und ihn dennoch immer seiner wärmsten Anhänglichkeit zu versichern und über den König und seine Langsamkeit und sein Misstrauen zu klagen. Der König ließ übrigens Don Juan auffordern, das wohlbegonnene Werk in den Niederlanden fortzusetzen, und machte ihm Hoffnung auf die Hand der Maria Stuart und auf einen Zug nach England! Philipps Argwohn.

Indes geschah auch in den Niederlanden von Oranien und seiner Partei alles, um Don Juan den Boden unter seinen Füßen zu unterwühlen und ihm jedes Gefühl der Sicherheit und Freudigkeit in seiner Stellung zu benehmen. Verschwörungen, ihn zu verhaften und zu tödten, fanden statt und auch die kräftigste Natur kann, wie später das Schicksal Cromwells beweist, durch stete Sorge vor Anschlägen untergraben werden. Über die Stellung des Prinzen zu der Menge schrieb Escovedo damals an den König: „Die Leute hier wollen bleiben und leben, wie es ihnen gefällt. Zu diesem Ende würden sie selbst einwilligen, dass der Türke Herr des Landes würde! — Wie aber die Dinge gehen, wird es der Prinz von Oranien werden, was auf dasselbe hinauskommt“ — und mahnte den König, sich auf das Schlimmste gefasst zu machen. — Don Juan aber schrieb an den König: „Ich bin ein Prediger in der Wüste; diese Leute wollen Oranien zum Herrn und unterrichten ihn von allem und treffen keinen Entschluss ohne seinen Rath.“ Lage Don Juans.

Ein letzter Versuch Don Juans, Oranien zu gewinnen, mislang, denn Oranien wollte den Krieg und Don Juan den Frieden. Auf jeden Hinweis auf die königlichen Zugeständnisse antwortete Oranien mit einer weitergehenden Forderung und schloss damit, dem König trauen, heiße seinen Kopf riskieren; er, Oranien, sei calvus et calvinista (= kahl und ein Anhänger Calvins).[1]) Die Königlichen bestanden auf dem Recht des Monarchen und der Autorität der Kirche, Oranien sprach nur von den alten Rechten und der Freiheit des Glaubens. Aber Glaubensfreiheit war nicht möglich neben Calvinisten jener Zeit. Der protestantische Geschichtschreiber Leo sagt: „Philipp II. und sein Stellvertreter waren vom juridischen und politischen Standpunkte in vollem Recht, wenn sie der Reformation auch keinen Schritt breit Zugeständnisse machten. Denn von einem solchen friedlichen Nebeneinanderbestehen ganz verschiedener Ansichten über das, was die Grundlagen des Lebens bildet, wie wir dies in unserer Zeit möglich geworden sehen durch die Abtrennung des ganzen äußeren Lebens von seiner religiösen Basis und durch den daher entspringenden Indifferentismus — davon konnte damals nicht die Rede sein, sondern ein Terainzugeständnis in kirchlichen Angelegenheiten hatte damals Glaubensfreiheit.

[1]) Gachard, Corresp. de Guillaume, IV, p. 302 u. LXIII. — Mignet, l. c. p. 37—49.

dieselbe Bedeutung wie ein Zurückziehen in der Schlacht. Man gab dadurch dem Gegner nur mehr Muth und Mittel, seinen Streit zu verderblichem Ende zu führen. Falls man also, wie König Philipp, die eigene Überzeugung hatte von der Richtigkeit der römischen Kirchenansicht, falls man selbst ohne diese Überzeugung gleich ihm die Verpflichtung hatte, hergebrachte Vermögensbestände, Verfassungen und Rechte der einmal anerkannten Corporationen zu schützen und zu vertheidigen, solange dieselben nicht selbst darauf verzichteten, blieb nur das gänzliche Zurückdrängen der Reformation übrig."[1])

Don Juan fühlte sein Leben durch Verschwörungen fortwährend bedroht, er floh von Brüssel nach Gent, von Gent nach Mecheln, von da nach Arras. Der Herzog von Arschot zeigte ihm an, dass man ihn gefangen nehmen und zwingen werde, jede Urkunde zu unterzeichnen.[2]) Die Ankunft der schönen Margaretha von Valois, Königin von Navarra, die unter dem Vorwand, die Bäder von Spaa zu gebrauchen, in die Niederlande kam, um für ihren Bruder Alençon eine Partei zu gewinnen, gab Don Juan Anlass, unter dem Vor-
Namur. wande, sie zu begrüßen, Aufenthalt in Namur zu nehmen. Die Festlichkeiten, die er der Königin zu Ehren gab, verdeckten seinen Anschlag auf die Citadelle von Namur, deren er 24. Juli 1577 mit List sich bemächtigte, sobald Margaretha abgereist war. Übrigens hatte er als Stellvertreter des Königs ein Recht dazu, sich in den Besitz der Festungen des Landes zu setzen. Auch die Festung Charlemont ward von seinen Anhängern besetzt, der Anschlag auf die Citadelle von Antwerpen misslang jedoch.

Don Juan wählt das Schwert.

Bisher hatte Don Juan all seine Verpflichtungen ritterlich erfüllt, jetzt wartete er aber vergebens auf eine ähnliche Willfährigkeit von der andern Seite. Milde hatte nicht zum Ziele geführt, darum griff Don Juan jetzt zur Gewalt. Das Aufsehen über diese Maßregel im Lande war groß, Don Juan rechtfertigte sie in einem Schreiben an die Generalstaaten durch die Rücksicht auf seine persönliche Sicherheit; er sandte zwei Briefe, welche Verschwörungen gegen sein Leben enthüllten, und verlangte Züchtigung des Gesindels. Die Verhandlungen wurden bitter. Don Juan klagte über Undank und forderte,

Klagen wider Oranien.

die Staaten sollten allen Verkehr mit dem Erzverräther Oranien abbrechen, welcher den Samen der Ketzerei und Rebellion im ganzen Lande ausstreue, wenn er nicht die Genter Pacification annehmen wolle; beharre er in seiner Widersetzlichkeit, so sollten die Staaten mit Don Juan die Waffen gegen ihn ergreifen. Alle Streitkräfte des Landes sollten ihm, dem General-Statthalter, zur Verfügung gestellt werden. Flandern und Brabant sollten den Predigten der Ketzer Einhalt thun, die Bürger von Brüssel die Waffen niederlegen und an ihre Arbeit gehen. „Gott weiß," schrieb damals Don Juan an die Kaiserin, „wie sehr ich wünsche, äußerste Schritte zu vermeiden, aber ich weiß nicht, was ich mit Leuten beginnen soll, die sich als so halsstarrige Rebellen

---

[1]) Leo, Zwölf Bücher Niederländischer Geschichten. Halle 1835. II, S. 623.
[2]) Prinsterer, Archives, V, p. 496.

zeigen." — Den Staaten verſicherte er die Reinheit ſeiner Abſichten und ſeine Liebe zum Frieden, wie, wenn ſeine Perſon ihnen verhaſst wäre, er nur allzu bereit ſei, das Land zu verlaſſen, ſobald ihm der König einen Nachfolger gegeben.

Schließlich bat Don Juan die Staaten, ihm ſeine Depeſchen an den König zurückzuſenden, welche Heinrich von Navarra an der ſpaniſchen Grenze ſeinem Courier abgefangen und an Oranien geſchickt und die letzterer benützt hatte, um ihn, den General-Statthalter, als Feind der Niederländer und als Ränkeſchmied darzuſtellen.

Die Verhandlungen wurden mit jedem Tage unerquicklicher und führten zu keiner Verſöhnung. Oranien machte eine ſolche unmöglich. Don Juan bat den König um Rückſendung der alten Regimenter, da die Provinzen ihre Verpflichtung gebrochen. Die Staaten hingegen warfen in ihrem Schreiben dem General-Statthalter ſeine uneheliche Geburt und feindſelige Geſinnung gegen das Land vor. Oranien rieth, die Citadellen zu ſchleifen und 10.000 Menſchen legten in Antwerpen Hand an, bis die Zwingburg zerſtört war. Albas Standbild wurde durch die Straßen geſchleift und zerſchmettert. Gent folgte dem Beiſpiel Antwerpens. Oranien ward von den Generalſtaaten eingeladen, nach Brüſſel zu kommen, um mit ihnen über die Lage des Landes zu Rathe zu gehen. Oranien Ruward.

Während Don Juan nur Spott und Haſs erfuhr, wurde Oranien am 17. September in Antwerpen mit Begeiſterung aufgenommen und zog am 23. September, als Vater Wilhelm begrüßt, unter unermeſslichem Jubel in Brüſſel ein. Die Verhandlungen mit Don Juan nahmen alsbald einen Ton an, daſs dieſer ſie nur als eine Kriegserklärung betrachten konnte; nur einen Waffenſtillſtand von drei Tagen wollte man ihm noch zugeſtehen und erließ ein in ſieben Sprachen abgefaſstes Kriegsmanifeſt, das an alle Höfe der Chriſtenheit verſendet werden ſollte. Ein Kampf der Entſcheidung, und zwar zu Gunſten Oraniens ſchien bevorzuſtehen.

Da ſchob eine Partei des Adels,[1]) welche Oranien miſstraute und doch mit dem König und ſeinem Statthalter nicht Hand in Hand gehen mochte, einen Erzherzog ins Spiel. Bei ſeiner Einladung nach Brüſſel hatten die Staaten von Oranien verlangt, er ſolle die Ausübung der katholiſchen Religion in Holland und Seeland geſtatten und verſprechen, keine Einführung des neuen Gottesdienſtes in den übrigen Provinzen zu begünſtigen, und war der Prinz, mit Hinweis auf die Rechte der Provinzen Holland und Seeland und dann der Generalſtaaten, einem zuſagenden Beſcheid ausgewichen. Demnach ſtand eine Zunahme des demokratiſchen und calviniſchen Elementes auch in den katholiſchen Provinzen bevor. Davor bangte vielen, die auf der anderen

[1]) Damals gab es drei Parteien: die Partei Don Juans, die Partei Oraniens und die Partei des Adels. Letztere mochte Oranien nicht, weil ſie katholiſch war und ihren Rang vor den Bürgern aufrecht erhalten wollte, während Oranien als Calviner die Städte auf Koſten des Adels hob. Der Adel glaubte aber nicht mehr an eine Ausſöhnung mit dem König und darum war ihm Oranien als Stütze gegen Don Juan angenehm.

Seite eine Wiederaussöhnung mit dem König von Spanien für unmöglich hielten. Daher der Plan, den Bruder des Kaisers Rudolf, den zwanzigjährigen Erzherzog Matthias, dem Prinzen von Oranien und dem König von Spanien entgegenzustellen. Er war aus dem Blute der Maria von Burgund wie Philipp II., er war jung, geschmeidig, muthvoll, unbehelligt in den bisherigen Kämpfen.

Erzherzog Matthias.

Die Sache musste schnell und geheim geschehen, denn Kaiser Rudolf konnte seine Zustimmung nicht geben, ohne sich mit dem König von Spanien tödtlich zu verfeinden. Abgesandte des Adels wandten sich darum an den Ehrgeiz des Erzherzogs Matthias, dass er berufen sei, dem Hause Habsburg die Niederlande zu erhalten und diesen den Frieden zu verschaffen; habe er die Autorität wieder hergestellt, so werde ihm Philipp II. mit seiner Tochter die Niederlande überlassen. Der Erzherzog entfloh in der Nacht des 3. October 1577 aus der Hofburg in Wien und traf, nur von zwei Edelleuten begleitet, in Köln ein. Der Kaiser klagte vergebens über die heimliche Flucht des Erzherzogs, sandte ihm Diener nach und ersuchte die Fürsten, ihn festzuhalten. Oranien war anfangs beunruhigt durch die Ankunft des Erzherzogs, doch bald sah er ein, welchen Nutzen er daraus gegenüber Don Juan ziehen könne. In Antwerpen empfieng er ihn darum aufs glänzendste, ihm galt es, den Prinzen in sein Interesse zu ziehen, zu seinem Werkzeug, zur bloßen Figur in seinem Kampfe mit Philipp II. zu machen und ihn bei Seite zu schieben, sobald er ihn ausgenützt habe. Matthias erschien ihm umsoweniger gefährlich, als er von Geldmitteln entblößt und in zweideutiger Stellung war. Oranien ließ sich am 22. October zum Ruward (Gouverneur, conservator) von Brabant, einer Würde von unbestimmten, oft der altrömischen Dictatur ähnlichen Befugnissen, ernennen. Ihm fehlte nur noch die Ernennung zum Statthalter in Flandern. Aber diese Würde wurde dem Herzog von Ärschot übertragen, weshalb die Partei Oraniens fürchtete, Flandern möchte ein Gegengewicht gegen Brabant und der Erzherzog dem Einflusse Oraniens entrissen werden.

Gent.

Eine Revolution in Gent, zu der Oranien seine Genehmigung gab,[1]) half aus der Noth. Im unruhigen Gent waren von je leicht Revolutionen zu machen. Ärschot und die anderen Führer der katholischen Partei wurden verhaftet. Als Ärschot und die Seinen genug eingeschüchtert waren, spielte Oranien den Befreier und kam nach Gent als Versöhner.

Eine neue Brüsseler Union ward am 10. December 1577 abgeschlossen, in welcher beide Bekenntnisse einander zu schützen und zu achten versprachen, die reformierte Religion war jetzt der katholischen als gleichberechtigt zur Seite gestellt. Am 17. December ward die Machtstellung des Erzherzogs Matthias geregelt, als General-Statthalters, oder vielmehr seine Ohnmacht bestimmt. Seine Würde war ein leerer Name, die wirkliche Macht blieb bei Oranien. Der Erzherzog durfte die Befehle unterzeichnen, die sein General-Lieutenant Oranien contrasignierte.

Darum nannte das Volk auch den Erzherzog nur den Schreiber des Prinzen. Die Hauptmacht war bei den Generalstaaten, die sich versammeln konnten, wann,

[1]) Prinsterer, Archives, VI. XXIII.

wo und wie oft sie wollten, und die einen Staatsrath ernannten, an dessen Beschlüsse der Erzherzog gebunden war. Die ganze Maschinerie aber leitete Oranien und des Erzherzogs Name diente ihm als Decke für seinen Ehrgeiz. Jetzt versprach auch Elisabeth von England ein Hilfscorps von 5000 Fußgängern und 1000 Reitern, deren Befehlshaber aber Sitz und Stimme im niederländischen Staatsrath haben sollte. Dafür sollten die Staaten den Sold dieser Truppen bezahlen, ohne der Königin Wissen und Willen keinen Vertrag schließen und ihr, im Falle sie angegriffen würde, ein Corps von gleicher Stärke und vierzig Schiffe zu Hilfe senden. Den Don Juan dagegen erklärten die Staaten hierauf am 7. December 1577 für einen Brecher des Friedens und Feind des Vaterlandes. Es klang wie Hohn, dass man in der Urkunde von der zu erwartenden Bestätigung des Matthias, als Statthalters, durch König Philipp II. sprach. Elisabeth.

Don Juan brannte der Boden unter den Füßen, er verzehrte sich in fieberhaften Entwürfen. Wie froh war er, als sein Freund Alexander von Parma mit den treuen Veteranen aus Italien eintraf, im December 1577, wie erschrak aber Alexander über die verfallenen Züge Don Juans, den der Gram über seine geknickten Hoffnungen gebrochen hatte! An der Spitze von 20.000 Mann erließ er eine letzte Erklärung an die Staaten, dass er entschlossen sei, das verachtete Ansehen Seiner Majestät und die in Staub getretene katholische Religion wiederherzustellen; er forderte alle auf, sich um die Fahne des Königs zu scharen, und verhieß für die Vergangenheit Vergeben und Vergessen. Auf das Wort folgte rasch die That. Der Staatenarmee, welche ihn in Namur anzugreifen gedachte, zog er kühn entgegen und ließ am Morgen des 31. Januar 1578 auf sie. Die Feinde erblicken und eine treffliche Aufstellung seiner eigenen Scharen anordnen, war das Werk eines Augenblickes. Sein Banner trug das Bild des Gekreuzigten mit der Inschrift: „In hoc signo vici Turcos, in hoc haereticos vincam.“ Der kampflustige Alexander von Parma, der nur recognoscieren sollte, stürzte sich wie tollkühn auf die feindlichen Reiter und ließ dem Oberfeldherrn sagen, er habe sich in den Abgrund gestürzt, dort umzukommen oder als Sieger daraus hervorzugehen. Dieser Angriff entschied, in anderthalb Stunden war das feindliche Heer zersprengt und mit einem Verluste von 3000 Todten in die Flucht aufgelöst, während der Verlust der Spanier nicht 100 Mann betrug. Alles Geschütz und Gepäck, 34 Fahnen und 600 Gefangene fielen in die Hände der Sieger. Rasch nacheinander fielen jetzt die Plätze Löwen, Jodoigne, Tirlemont, Arschot, Bouvines, Sichem, Nivelles, Roeux, Soignies, Binch, Beaumont, Valcourt, Maubeuge und Chimay in die Gewalt des Königs. Alexander von Parma. Krieg. Gembloux.

Der Schrecken war groß in den Niederlanden. Brüssel rüstete sich zu einem verzweifelten Widerstand. Matthias konnte in dieser Noth nicht helfen. Noch einmal forderte Don Juan zu der Wiederherstellung der Zustände auf, wie sie unter Karl V. gewesen. Vergebens! Oranien feuerte zum Widerstande an und sandte nach England um dringende Hilfe. Aber auch Don Juan bat seinen

König um Unterstützung, denn der Augenblick der Entscheidung sei gekommen und die feurigste Politik sei die beste. In Deutschland rüstete sich für die Niederländer
Johann Casimir. Johann Casimir von Pfalz-Zweibrücken gegen den Rath des Landgrafen von Hessen, der da meinte, die Niederländer seien ein „wüst, gottlos und leichtfertig Gesinde," und er möge sich vor diesem Chaos inacht nehmen. Der Herzog war aber ehrgeizig; konnten die Oranier eine solche Rolle in den Niederlanden spielen, warum nicht auch er! Wilhelm sah Casimirs Thätigkeit nicht gerne, denn er konnte für ihn ein Nebenbuhler bei den Calvinisten werden, zumal ihm Elisabeth den Oberbefehl über ihre Hilfstruppen in den Niederlanden und die Aufsicht über die Verwendung ihrer Hilfsgelder übertrug. Darum suchte Oranien
Amsterdam. sich in seiner Provinz selber zu verstärken. Amsterdam hatte bisher von ihm nichts wissen wollen, obschon es zu Holland gehörte. Nicht bloß die Abneigung der Katholiken gegen den Schützer der Calvinisten war daran schuld, sondern mehr noch das Mistrauen in sein Treiben überhaupt. Am 8. Februar 1578 gelang es jedoch seinen Anhängern, ein Abkommen[1]) zustande zu bringen, wonach der reformierte Gottesdienst geduldet wurde. Das hatte aber nur zur Folge, dass am 28. Mai die Calvinisten das Rathhaus und die Klöster überfielen und die Behörden und Mönche vertrieben oder tödteten. Von diesem Putsch an kam der Katholicismus nie mehr zur Herrschaft in Amsterdam. In ähnlicher Weise gieng es in Haarlem zu. Don Juan wünschte eine zweite Schlacht, ehe Casimir mit seinen Deutschen zum neugesammelten Heere der Staaten stoßen könnte. Er bot die Schlacht an, die aber die Niederländer nicht annahmen. Ihr Führer François de la Noue (bras de fer genannt) wagte nicht, mit diesen Niederländern den Kampf gegen die geübten Spanier zu unternehmen und hielt sich in schwer angreifbarer Stellung.

Indes trat eine neue Figur in dem großen Wirrwarr niederländischer Angelegenheiten auf, Franz, früher Herzog von Alençon, jetzt Herzog von
Anjou. Anjou genannt. Oranien hatte ihn früher in Aussicht genommen, gleichsam als eine Drohung für Elisabeth, wenn sie die Niederlande nicht unterstütze, denn französischer Einfluss schien ihr in diesem Gebiete noch gefährlicher als spanischer. Dieselbe Partei, welche früher den Erzherzog Matthias aus Wien berufen hatte und sich in ihm getäuscht sah, seit Oraniens Schlauheit ihn in ein Werkzeug seiner Macht umgewandelt hatte, dieselbe Partei richtete jetzt ihr Augenmerk in der Noth auf Anjou, um ihn Oranien und Philipp II. entgegenzustellen. Es ergieng ihr aber mit Anjou, wie mit Matthias: er wurde ein Werkzeug Oraniens. Dieser schloss mit ihm ab.[2])

Der König von Frankreich sah den ehrgeizigen und unruhigen Bruder gerne scheiden, Katharina aber war ganz Feuer für den Plan. Am 20. August
Vertrag zu Mons. wurde zu Mons der Vertrag unterzeichnet, wonach Anjou mit 10.000 Mann zu Fuß und 2000 Reitern gegen „die unerträgliche Tyrannei der Spanier" unter dem Titel eines „Vertheidigers der Freiheit" den Niederlanden zu Hilfe kommen sollte. Er versprach ihnen, keine Feindseligkeit gegen die Königin von England zu beginnen und sich nicht in die innere Politik der Staaten zu mischen; sie hin-

[1]) Satisfactie.
[2]) Henri Martin, l. c. vol. IX, p. 481—483.

gegen versprachen ihm den Vorzug vor allen anderen, im Falle sie einen auswärtigen Fürsten zu ihrem Herrn wählen würden. Anjou hatte in seiner Heimat sich bald als Verfolger der Hugenotten, bald als ihr Bundesgenosse gezeigt. Insoferne war also von dem charakterlosen Manne für die Reformierten nichts zu fürchten. Oranien beantragte damals bei den Staaten gegenseitige Duldung der Bekenntnisse, allein das Beispiel von Amsterdam zeigte, was man für eine Duldung von Seite der Calvinisten zu erwarten hatte. Im Süden namentlich bildete sich eine Partei der Malcontenten, die durchaus nichts von Duldung des Calvinismus wissen wollte. Wäre Anjou an die Spitze der katholischen Südstaaten getreten, so hätte er eine bedeutende, dauernde Macht sich errungen. Dies fürchtete Oranien und nahm ihn daher gerne an als Protector für die gesammten Niederlande, weil er gerade dadurch seinen Einfluss auf die gesammten Niederlande zu lähmen verstand. Malcontenten.

Unthätig lagen die Heere der Staaten und des Königs sich unweit Namur entgegen; es fehlte beiden am Nerv der Kriegführung, an Geld. Don Juan stand im wohlverschanztem Lager bei Bouge, aber er verzehrte sich in Sorgen und düsterem Unmuth. Die bitterste Nachricht war ihm aus Spanien zugekommen: sein Freund Escovedo, der im December 1577 nach Spanien abgereist war, um Geld- und Truppensendung für Don Juan, oder seine Abberufung zu betreiben, war am 31. März 1578 auf einer Straße in Madrid erstochen worden und damals flüsterten sich schon Kenner der Verhältnisse zu: Perez habe die Meuchelmörder bezahlt und der König seine Zustimmung dazu gegeben. Escovedo führte strenge Worte und Perez, früher sein Fürsprecher, hatte arglistig den König so in Angst vor Escovedo, dem er die der spanischen Monarchie verderblichen Pläne Don Juans zuschrieb, zu setzen gewusst, dass Philipp meinte, nur der rasche Tod Escovedos helfe aus der Noth, und zu Perez sagte: „Wir müssen dem Schlage begegnen, ehe er uns trifft.“ [1]) — Es war aber nicht bloß Falschheit bei Perez, dass er Don Juan und Escovedo beim König verleumdete, sondern Angst vor Enthüllungen, mit denen ihm Escovedo gedroht hatte. Es scheint, dass Escovedo der Doppelzüngigkeit des Perez auf die Spur kam, und es ist gewiss, dass er ihm drohte, er werde sein unlauteres Verhältnis zur Fürstin Eboli dem Könige anzeigen. Die Eboli verlangte gereizt seinen Mord und Perez ließ ihn, nachdem er vergebens mehreremale an seinem Tische den Escovedo zu vergiften gesucht hatte, durch Meuchelmörder vollziehen, die er wohl bezahlte und aus Spanien zu entfernen wusste. Mord des Escovedo.

Also von Perez verrathen, seines Freundes beraubt, beim König verdächtigt und von ihm ohne Unterstützung gelassen, in den Niederlanden von wildem Hasse verfolgt und von Oraniens Arglist allenthalben umschlungen, verzehrte der junge Held in Kummer und Sorgen seine Lebenskraft. Don Juan.

Wie preist er in einem Schreiben aus jener Zeit seinen Freund Doria glücklich, dass ihm das Leben ruhig dahin fließe, und schreibt über sich die bitteren Worte: „Sie haben uns die Hände abgehauen und es blieb uns nichts anderes zu thun übrig, als auch unseren Kopf dem Beile hinzuhalten.“ Er wünscht, Mönch in Montferrat zu sein und einem Herrn zu dienen, der mehr vermöge als sein Bruder Philipp II. Seinem Freunde Mendoza klagte er: „Ich schreie

[1]) Mignet, Antonio Perez et Philippe II., p. 70—92.

laut, aber es nützt mir wenig. Es ist klar, dass man uns hier verschmachten lässt, bis wir unsern letzten Athemzug gethan! Gott lenke uns alle, wie er will, in seiner Hand stehen alle Dinge!" — Dem Könige meldete er seine Noth in den dringendsten Worten und wie eingetroffen, was er vorausgesagt, dass die Franzosen Stellung im Lande haben. „Schmerzlich berührt es mich weiter, von Ew. Majestät mit Ungnade und Vernachlässigung behandelt zu sein, da ich doch nicht bloß als ihr Bruder, sondern auch als ihr treuester und eifrigster Unterthan eine andere Beachtung verdient habe! Ich setze mein Leben gerne ein, nur dass ich es in Ehren verlieren möchte. Um Gotteswillen Hilfe, oder das Land ist verloren!" [1])

Don Juans Tod.

Als Philipp II. dieses Schreiben las, war Don Juan nicht mehr. Melancholie und Fieber verzehrten seine Lebenskraft. Im Delirium lieferte er noch Schlachten und hörte, während sein Auge glühte, die Musik des Sieges! Wenige Augenblicke vor seinem Tode kehrte sein Bewusstsein zurück und traf er die nöthigen Anordnungen, ernannte er seinen Vetter Alexander von Parma, der treu an seinem Schmerzenslager wachte, zu seinem Stellvertreter, empfieng die Sterbesacramente und richtete noch eine letzte Bitte an den König, dass seine Leiche ruhen dürfe an der Seite seines ruhmvollen Vaters. Am 1. October 1578 hauchte Don Juan, erst dreiunddreißig Jahre alt, sein Leben aus und sank dieser Stern, der mit herrlichem Glanze aufgegangen war und eine Welt erleuchten wollte, in frühe Nacht hinunter! Sein Herz wurde in Namur beigesetzt, sein Leib an der Seite Karls V. im Escurial.

Sein Beichtvater berichtet über Don Juans Krankheit zwei Tage nach dessen Tod an den König: [2]) „Schon während seines Aufenthaltes im Schlosse zu Namur richtete Don Juan seine Gedanken fortwährend auf eine Aussöhnung mit Gott und betete, dass er als glückliches Werkzeug zur Behauptung des katholischen Glaubens verwendet werden möge. Zwei Tage vor dem Siege bei Gembloux legte er bei mir Generalbeichte ab, empfahl seine Seele dem Herrn

Letzte Bitten.

und seinem Vater und beauftragte mich, von Euch als Gnade zu erbitten, dass seine Gebeine dereinst neben denen seines Vaters bestattet werden möchten; dadurch fühle er sich für alle seine Dienste reichlich belohnt. Außerdem soll ich Eurer Majestät Verzeihung einholen, dass er sich zur Bestreitung der Kriegskosten mehrfach der ihm nicht zugewiesenen königlichen Gelder bedient habe. Eine ähnliche Beichte wiederholte er am 1. August, als er sich zum Angriffe des Feindes bei Mecheln entschlossen hatte. Bereits am Tage seines Erkrankens gestand er mir, dass er auf keine Genesung rechne. Donnerstag den 23. September sprach er gegen mich die Überzeugung aus, dass ihm das Leben nur noch für wenige Tage gefristet sei, und fügte hinzu, dass er, da ihm der Segen nicht beschieden worden, als Geistlicher Gott zu dienen, jetzt wenigstens an nichts Irdisches mehr denken wolle. Er empfahl dem König seine arme Dienerschaft, der er verschuldet sei und doch über keinen Maravedi zu verfügen habe. Am folgenden Montag und Dienstag litt er große Schmerzen, lag im Delirium, glaubte sich im Schlachtgedränge, gab

[1]) Havemann, Don Juan, S. 280—288. — Mignet, l. c. p. 95—102.

[2]) Abgedruckt im VII. Bande, S. 247 der „Coleccion de documentos ineditos." Vergl. Havemann, Don Juan, S. 282—283.

das Commando für die Geschwader und rief Victoria. ‚Wie sollte ich mich nicht,‘ sagt er, ‚nach der Weite des Himmels sehnen, da von der Erde keine Handbreit mir gehört?‘ In der Nacht auf den Mittwoch empfieng er die letzte Ölung und, als ich anderthalb Stunden vor seinem Tode die Frage an ihn richtete, ob er die heilige Messe zu hören begehre, nickte er bejahend mit dem Kopfe und zog, als die an seinem Bette stehenden Cavaliere ihm sagten, dass das Hochheilige emporgehoben würde, die Bedeckung vom Haupte, obschon das Auge bereits geschlossen war. Etwa 1 Uhr nachmittags, am 1. October 1578, entschlummerte er so sanft, wie sich ein Vogel aufschwingt. Der Soldat sagt von ihm, dass er nicht wie ein Mensch, sondern wie ein Engel gestorben sei.“ 1. Oct. 1578.

In der Armee war Streit, wer die Leiche des angebeteten Feldherrn geleiten dürfe. Die Spanier sagten, er sei ein Bruder ihres Königs, die Deutschen, dass er bei ihnen geboren, die Wallonen, dass er in ihrem Lande gestorben sei. Alexander von Parma vertheilte die Ehre unter alle Drei. Das ganze Heer geleitete den Todten nach Namur, die Fahnen und Waffen mit Flor umhüllt. Nino de Zunniga brachte sie in aller Stille März 1579 nach Spanien,[1]) man fürchtete in Frankreich einen Überfall. Dass Don Juan als Leiche statt als Sieger sobald nach Spanien zurückkehrte, ist das Tragische an Philipps zögernder, kleinlicher Politik. Die Spione, die er überall unterhielt, fraßen die Summen hinweg, die für Don Juans Pläne unentbehrlich waren. Welche große Folgen für Spanien, hätte er dem Bruder ein Königreich Tunis gegönnt, oder die Fahrt nach England ermöglicht. Das ist die Kleinheit der Ansicht, das Zögern Philipps, sein Mangel an Entschlossenheit, durch welche dieses Heldenleben vergeudet wurde. — Nicht an vergifteten Stiefeln,[2]) die ihm Philipp II. gesandt habe, ist Don Juan gestorben, sondern am Fleckfieber, das damals im Lager wüthete und das Don Juan einsog, indem er furchtlos die Kranken besuchte, an ihrem Bette verweilte, ihnen Speise und Trank spendete. Seine alten Officiere überstanden die Krankheit, der durch Kummer gebrochene junge Held erlag. — Die Leiche.

Alexander von Parma als Statthalter 1578—1589 und Wilhelm von Oranien.

Alexander war der Sohn Margarethas, der früheren Statthalterin in den Niederlanden, und des Herzogs Ottavio Farnese von Parma. Papst Paul IV. hatte vorausgesagt, dass in dem lebhaften Knaben, der an kriegerischen Übungen und Ritterspiel seine Freude hatte, ein großer Kriegsheld heranwachsen werde. Als Geisel für die Treue seiner Eltern in der Nähe

[1]) Die Leiche wurde in drei Theile zerlegt und in drei Säcke verpackt, in Spanien aber wieder zusammengestellt, vor den König gebracht, an den ein Stellvertreter statt des Todten die Bitte verlas, dass dieser neben dem ruhmvollen Kaiser bestattet werde.

[2]) Michelet kann sich nicht enthalten, noch einmal Philipp II. zu verdächtigen, aber auch Don Juan, als habe er auf einmal an eine Ehe mit Elisabeth von England gedacht und an Bewilligung der Religionsfreiheit: „La Ligue et Henri IV.“, Chap. VIII. Das ist ein Traum des französischen Historikers, denn gerade damals plante der Engländer Ratcliffe ein Attentat gegen Don Juan. Richtiger schrieb Papst Gregor XIII. über Don Juan: „Sein Leben war ein rascher Gang zum Ruhm, den er immer in Pflichterfüllung und in die Übernahme aller Gefahren für die katholische Sache setzte.“

Jugend. Philipps verweilend, vergoss Alexander, obschon erst eilf Jahre alt, bittere Thränen, dass ihm der König nicht erlaubte, als Freiwilliger in der Schlacht bei St.-Quentin mitzukämpfen. Mit Don Carlos und Don Juan erhielt er seine Ausbildung in Madrid und an der Universität Alcala[1]) und ward im zwanzigsten Jahre mit Maria von Portugal, einer Enkelin des Königs Emanuel, vermählt. Obschon die Ehe glücklich war, ließ die Kampflust dem Prinzen keine Ruhe. In der Nacht durchzog der junge Herzog verkleidet die Straßen und zwang jeden Edelmann, der ihm begegnete, mit ihm die Klinge zu kreuzen. Als der Krieg der Liga begann, riss er sich aus den Armen seiner Gattin, und als er von Don Juan einen Ehrenplatz im Vordertreffen in der Schlacht von Lepanto erhielt, legte er sein Schiff an die Seite der türkischen Schatzgaleere, sprang zuerst hinüber, tödtete Mustafa Pascha und nahm dieses und ein zweites Schiff mit wahrer Tollkühnheit weg. Am 18. December 1577 kam er an der Spitze der spanischen Veteranen nach Luxemburg. Jetzt übernahm er die Führung des Heeres. Alexander Farnese hatte nicht die ideale Schönheit Don Juans, aber er war das Bild eines vollendeten Kriegers; er hatte nicht den hohen Seelenflug seines Vorgängers, aber er richtete als Statthalter doch mehr aus, weil er die Menschen an

Charakter. ihren niederen Seiten zu fassen und auch auf dem Felde der Intriguen sich meisterhaft zu bewegen verstand. Er wollte kein Reich für sich erobern wie Don Juan, er wollte nur den Befehl seines Königs pünktlich ausführen und, wenn er auch Oranien nicht mehr vollständig aus dem Felde zu schlagen vermochte, so hat er doch die südlichen Provinzen seinem Könige erhalten. Bei aller Kühnheit seines Wesens — immer trotzte er der Gefahr und hatte die Gabe, seinen eigenen Heldenmuth in das Herz seiner Krieger zu gießen — war er doch ein nüchterner, kaltberechnender Geist. Die mit Oraniens Treiben unzufriedenen Herren des Südens wusste er sogleich an ihrer schwachen Seite, Ehrgeiz und Habsucht, zu fassen, sie durch Geschenke, Verzeihung, Stellen in die eifrigsten Diener des Königs umzuwandeln und die Lage zu klären.

Die Niederlande waren damals ein wahrer Hexenkessel. In Mons war Anjou, in Gent Johann Casimir, welcher Graf von Flandern werden wollte und seine „30.000 Teufel“ nicht bezahlen konnte, weshalb diese zum

Gent. Plündern griffen. In Gent wuchs das Gras auf den Straßen; das Volk litt entsetzlich, doch war noch immer der alte unruhige Geist in der Bürgerschaft thätig. Ein Putsch folgte dem andern. Oranien stiftete ein Übereinkommen für Gent, welches die Ausübung der katholischen Religion und dem katholischen Clerus den Gebrauch seiner Güter gestattete, December 1578. Die Katholiken sahen aber nur Beschränkungen darin und die Missstimmung gegen den vermeintlichen Friedensstifter hob sich. Die Zustände wurden immer trostloser. Die Soldaten der sogenannten Helfer überschwemmten das Land und übten Übermuth und Gewaltthat: „Sie verlangten die auserlesensten Speisen und tranken den

[1]) Vergl. oben S. 208.

Champagner und Burgunder eimerweiſe.“ — Es waren dies die Teufel des Herzogs Caſimir von Zweibrücken, welcher zuletzt mit dem Geſtändniſſe, Caſimir.
daſs er weder den Provinzen ſehr nützlich, noch ſehr angenehm ſei, das Land verließ, ohne für die Bezahlung ſeiner Söldner zu ſorgen. Parma ſchaffte ſie aus dem Lande.

Auch Anjou war damals ſeiner Stellung müde und ſchied mit dem Anjou.
Wunſche, es möchten ſich die Provinzen recht bald mit ihrem Könige ausſöhnen. Die Staaten verhießen ihm, ein Standbild aus Kupfer auf dem Markte von Antwerpen und Brüſſel aufzuſtellen und jährlich einen Kranz von Olivenblättern dort niederzulegen. Die Stände ſchmeichelten dem Manne, deſſen Nichtswürdigkeit ſie durchſchauten, weil er damals Ausſicht auf die Hand der Eliſabeth und auf den franzöſiſchen Thron hatte, und Oranien blieb auch darum in Verbindung mit ihm, weil Anjou als Katholik in den Nordſtaaten, wo der Calvinismus übermächtig geworden, ihm nie gefährlich werden konnte.

Indes giengen die Unterhandlungen zwiſchen Parma und den Südſtaaten mit Erfolg voran. Wie ein Putſch in den Städten des Nordens oft nöthig war, um den Calviniſten zum Siege zu verhelfen, ſo brach einer in Arras die Kraft der oraniſchen Partei. Die Stimmung des Adels über Oranien ſchildert um dieſe Zeit ein Brief des auch als Dichter und vollendeter Ritter bekannten Grafen Renneberg: „Seht ihr nicht,“ heißt es hier, „daſs dieſes ganze Werk von den Naſſaus gebraut wird, um ihrer eigenen Erhöhung willen, und daſs ſie ſich überall die allerbeſten Brocken zu Gemüthe führen? In den wichtigſten Provinzen ſind ſie Statthalter, wir müſſen mit Geringerem fürlieb nehmen. Deswegen habe ich es am klügſten gefunden, meinen Frieden mit dem König zu machen, von welchem man ſich beſſere Belohnungen verſprechen kann.“ — Oraniens Bruder, Johann, war nämlich Statthalter von Geldern.

Am 6. Januar 1579 gelobten zu Mont St.-Eloi die walloniſchen Vertrag von St.-Eloi.
Landſchaften Artois, Hennegau, Orchies, Douay die katholiſche Religion, den Gehorſam gegen den König und den Genter Vertrag zu handhaben, aber allen denen zu widerſtehen, die den vermeintlichen Religionsfrieden einführen wollten.

Dagegen ſtifteten in Utrecht am 23. Jänner 1579 die Abgeordneten der nördlichen Lande, Geldern, Zütphen, Friesland, Oberyſſel, Holland, Gröningen, Seeland die ſogenannte Utrechter Einigung,[1]) einen Bund von Sou- Union von Utrecht.
veränitäten, ähnlich der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft: ſie wollten auf ewig vereinigt bleiben, als wenn ſie nur eine Provinz wären, aber dennoch ſollte jede Landſchaft ihre beſondere Freiheiten, Gebräuche und Ordnungen beibehalten und in eigenen Religions-, Staats- und Rechtsſachen alle ihre Hoheitsrechte üben. Über Krieg und Frieden entſcheiden alle zu einem unauflöslichen Körper vereinigten Landſchaften nach Stimmenmehrheit; die Abſtimmungen

[1]) Van Kampen, l. c. I, p. 441 ff.

geschehen jedoch nicht nach Köpfen, sondern nach Staaten. Keine Provinz und keine Stadt kann mit benachbarten Fürsten und Landen ohne Einwilligung der Gesammtheit ein Bündnis aufrichten. Fremde Fürsten und Städte können nur mit gemeinem Rathe in den Bund aufgenommen werden. Die Versammlungen finden in Utrecht statt. Der Beschluss durch Stimmenmehrheit findet auch für Landschaften statt, welche an der Verhandlung nicht gerade theilnahmen. In Religionssachen sollen Holland und Seeland verfahren, wie es ihnen gefällt, die übrigen Länder entweder den vom Erzherzog Matthias vorgeschlagenen Religionsfrieden annehmen, oder Anordnungen treffen, wie es ihnen angemessen ist, vorausgesetzt, dass jeder in seiner Religion frei und niemand über religiöse Dinge befragt werde. Dieser Bund zu Utrecht ist die Grundlage der Republik der Niederlande. Zum Sinnbilde wählte er sieben verbundene Pfeile mit der Umschrift: „Durch Eintracht wächst das Kleine, durch Zwietracht zerfällt das Große.“ [1]) Die wallonischen Landschaften schlossen dagegen am 21. Mai 1579 mit dem König ihren Vertrag genau ab.

Umsonst gab sich Oranien alle Mühe, die Übereinkunft zu hindern. Man nannte ihn im Süden nur den Fürsten der Finsternis, den einzigen Mann, der sich zwischen den König und sein Land stelle. Der König versprach, die Freiheiten des Landes zu schützen, die fremden Regimenter zu entfernen und stets ein Mitglied seiner Familie als General-Statthalter zu senden; sie aber gelobten Aufrechthaltung der katholischen Religion und Gehorsam gegen den König.

Zwischen dem nördlichen Bunde und den wallonischen Landschaften lag ein Theil von Provinzen, um deren Beitritt jetzt von beiden Seiten geworben wurde. Unterhandlungen, die am 5. April 1579 unter kaiserlicher Vermittlung in Köln eröffnet wurden,[2]) hatten keinen Erfolg. Philipps Bevollmächtigter bot Entfernung aller Spanier, Besetzung der Ämter mit Eingeborenen, bestand aber auf der Erhaltung der katholischen Religion und der Rechte Philipps und auf der Entfernung des Erzherzogs Matthias und des Prinzen von Oranien. Die Gesandten der Staaten verlangten dagegen Religionsfreiheit und die alten Landesrechte. Sieben Monate hindurch ward hin und her verhandelt und geschrieben; man kam nicht zur Einheit, nur zum Bewusstsein der Gegensätze.

Congress in Köln.

Indes hatte Parma wieder zum Schwert gegriffen. Am 12. März erschien er, nach einem Scheinangriff auf Antwerpen, mit 20.000 Mann vor Mastricht, das von 1000 Soldaten, 1200 Bürgern und 4000 Bauern vertheidigt ward. Angreifer und Vertheidiger wetteiferten in Tapferkeit. Parma überbot sich selbst in Heldenmuth wie in der Meisterschaft der Belagerungskunst. Man kämpfte über und unter der Erde. Am 29. Juni wurde Mastricht mit Sturm genommen,

Krieg. Mastricht.

[1]) „Concordia parvae res crescunt, discordia maximae dilabuntur.“

[2]) Van Kampen, l. c. I, p. 445 ff. Die Kölner Artikel, lateinisch abgedruckt bei Holzwarth, l. c. II, 2, S. 524–529.

wobei 4000 Menſchen niedergemacht wurden. Auch Mecheln kam bald darauf an die Spanier.

Selbſt bei Oranien ward noch ein Verſuch gemacht, unter der Bedingung, daſs er das Land verlaſſe, Zurückgabe ſeiner Güter, ſeines Sohnes und Bezahlung ſeiner Schulden verſprochen; er dagegen trieb zur offenen Losſagung vom König und ſuchte nebenbei nach einem ſouveränen Fürſten für die Niederlande, da er ſelbſt noch nicht zur höchſten Würde greifen konnte. — Matthias hatte kein Anſehen mehr und konnte in der Kriegsnoth bei ſeiner Mittelloſigkeit auch nicht helfen. Mit einem deutſchen proteſtantiſchen Fürſten gieng es auch nicht, denn die Calviniſten haſsten die Lutheraner damals viel ärger als die Katholiken. Von England und Frankreich wünſchte Oranien Hilfe und richtete darum ſein Augenmerk wieder auf Anjou, mit dem er Frankreich und England zugleich zu gewinnen hoffte, denn Eliſabeth ſchien damals geneigt, den Werbungen des Franzoſen um ihre Hand nachzugeben. Oranien.

Äußere Hilfe wurde umſo nöthiger, als Graf Renneberg damals mit Gröningen zu den Spaniern übergieng. Beim Verſuch, dieſe Stadt den Spaniern wieder zu entreißen, endete Barthold Entes, einer der Gründer der niederländiſchen Freiheit, ein Mann von wilder Grauſamkeit, der auf ſeinen Geuſenfahrten die Gefangenen über Bord werfen ließ, ſpäter aber immer über einen klagte, den er ins Meer geſchleudert und der nicht habe ſinken wollen und ihm noch jahrelang im Fahrwaſſer ſeines Schiffes gefolgt ſei, um ihm ins Geſicht zu ſtarren, wenn er ins Meer blickte. Gröningen.

Wenn Anjou berufen wurde, welche Stellung hatte dann der Erzherzog Matthias! Dieſer warnte die Staaten, welche ſich mit der Noth entſchuldigten und am 29. September 1580 mit dem Herzog von Anjou den Vertrag von Pleſſis les Tours abſchloſſen. Anjou verſprach: den Staatsrath nur mit geborenen Niederländern zu beſetzen, die Statthalter aus drei von den Generalſtaaten vorgeſchlagenen Bewerbern zu ernennen, die Union von Utrecht und die alten Freiheiten zu erhalten, den dermaligen Stand der Religion, namentlich was Holland und Seeland anlange, nicht zu ſtören, beide Glaubensbekenntniſſe zu ſchirmen, den Krieg — den Beitrag der Staaten von 2,400.000 Gulden abgerechnet — auf ſeine und Frankreichs Koſten zu führen und ohne Zuſtimmung der Generalſtaaten keine Heirat oder kein Bündnis zu ſchließen; dafür ernannten ſie ihn zu ihrem Fürſten. Oranien war hinſichtlich Hollands und Seelands ganz unabhängig von ihm, zumal er um dieſe Zeit die Souveränität über Holland und Seeland annahm. Anjou konnte nichts thun ohne die Generalſtaaten und dieſe leitete Oranien. Alſo war auch Anjou nur eine Puppe in Oraniens Hand, die er nach Belieben wegwerfen konnte, zumal die Religionsverhältniſſe genug Handhaben boten.[1] Vertrag mit Anjou.

[1] Henri Martin, l. c. vol. IX, p. 501. — Van Kampen, l. c. p 449 ff.

Oranien geächtet.

Die Schläge folgten sich jetzt rasch in Schrift und mit dem Schwert. Im März 1580 veröffentlichte Philipp II. eine Achtserklärung gegen Oranien, worin ihm Undank, Treulosigkeit vorgeworfen und er als einzige Ursache aller Verwirrung, alles Elendes im Lande dargestellt war, in welchem keine Ruhe zu hoffen sei, solange er darin bleibe. Darum sei er als Schelm und Verräther geächtet und für vogelfrei erklärt und jedem, der ihn lebendig oder todt einliefere, eine Belohnung von 25.000 Goldstücken, Verzeihung für alle früheren Vergehen und Erhebung in den Adelsstand verheißen.

„Apologie."

Oranien antwortete in der „Apologie", worin er Philipp als wollüstigen, mörderischen König und Tyrannen, dem kein Recht heilig sei, darzustellen versuchte.

Unabhängigkeitserklärung.

Am 26. Juli 1581 kündeten die sieben Nordstaaten, im Haag versammelt, Philipp feierlich den Gehorsam auf: der Fürst sei darum über die Lande gesetzt, damit er die Völker schütze wider Gewalt und Druck, wie ein Hirt seine Herde. Nicht um des Fürsten willen seien die Völker geschaffen, um etwa gleich leibeigenen Knechten nur zu thun, was jener befiehlt, sei es nun göttlich oder ungöttlich, recht oder unrecht; sondern der Fürst sei des Volkes willen da, damit er demselben mit Vernunft vorstehe, es liebe wie ein Vater seine Kinder und selbst mit Gefahr seines Lebens beschirme. Thue er dies nicht, unterdrücke er seine Unterthanen, vernichte er ihre alten Freiheiten und behandle er sie als Sclaven, so sei er nicht mehr als Fürst, sondern als Tyrann zu betrachten, dann könne ihn das Land mit Recht und Vernunft absetzen und einen andern an seine Stelle wählen.

Fürst und Volk.

Leo macht zu dem Satze, dass der Fürst nur zum Nutzen des Volkes da sei, die schneidige Bemerkung: „Versteht man unter Volk das natürliche, organische, so hebt sich der ganze Satz auf, denn dann ist der Fürst selbst, oder wer sonst hergebrachter Träger der Gewalt sein mag, ein untrennbarer und mächtiger Theil des Volkes, ja! dieses ohne einen solchen Mittelpunkt ist gar nicht Volk. — Dies also konnte man nicht darunter verstehen, wenn man den Satz geltend machen wollte, wie er calvinischerseits in den Niederlanden und in Schottland geltend gemacht ward, wie ihn nachher die englischen Calvinisten und Puritaner aufnahmen — und so war man also auf einem ganz chimärischen, revolutionären Terrain angelangt, wo man in äußerster abstractester Consequenz auf das hingewiesen war, was die Mehrzahl des Volkes, der größere Theil des Urbreies, als welchen man die menschlichen Gesellschaften dachte, also der Pöbel, als seinen Nutzen betrachtete, und wo man, wenn man consequent verfahren wollte, wie es zuletzt in der Theorie nur Rousseau, in der Praxis nur die Franzosen gethan haben, mit allen höheren und edleren Tendenzen und Aufgaben der Menschheit brechen muss." [1])

Absage.

Am Schlusse der Erklärung verkündeten die Staaten, dass sie weder den Titel, noch die Jurisdiction des Königs ferner anerkennen wollten, und drei Tage später beschlossen sie einen Eid, den hinfort jeder schwören musste, den König von Spanien nicht mehr als ihren Fürsten anzuerkennen, sondern

[1]) Leo, Zwölf Bücher Niederländischer Geschichten, II, S. 647.

ihm abzusagen und treue zu sein den vereinigten Niederlanden und dem Landrathe, welcher durch die Staaten dieser Provinzen eingesetzt worden sei. Da nun Oranien unter dem Titel eines Grafen von Holland und Seeland seit dem 5. Juli 1581 Souveränitätsrechte über Holland und Seeland besaß, da die wallonischen Landschaften sich mit dem Könige wieder ausgesöhnt hatten, da die vereinigten Provinzen außer Holland und Seeland den Herzog von Anjou als ihren Souverän anerkannt hatten, so bestanden also die Niederlande aus drei verschiedenen Staatengruppen. Drei Staatenbünde.

Für Erzherzog Matthias war jetzt kein Platz mehr. Er fühlte schon lange bitter die Unwürdigkeit der Rolle, zu der er sich herabgelassen hatte, und legte darum zu Antwerpen in der Versammlung der Generalstaaten seine nominelle Gewalt nieder und verließ am 29. October 1581 das Land. Die Generalstaaten überreichten ihm eine Dankadresse und das Versprechen eines Jahresgehaltes von 60.000 Gulden, von welchem aber nie ein Heller ausbezahlt worden ist. Erzherzog Matthias.

Anjou überschritt im Sommer 1581 mit 10.000 Fußknechten und 4000 Reitern die niederländische Grenze. Katharina glaubte die Weissagung des Nostradamus, dass sie Mutter von vier Königen werde, der Erfüllung nahe. Vernünftige hegten große Bedenken gegen den neuen Schutzherrn, von welchem König Heinrich IV. einmal sagte: „Ich würde mich sehr täuschen, wenn er nicht alle täuscht, die sich auf ihn verlassen, denn er hat ein falsches und boshaftes Herz, wenig Muth, ist übel gebaut und zu allen kriegerischen Übungen untauglich, und hasst die Calviner wie den Teufel.“ — Aber, entgegneten andere, besser französische als spanische Herrschaft! Übrigens entsetzte Anjou das von Parma beinahe zum Falle gebrachte Cambray. Alexander Farnese zog sich nach Tournay zurück, das er zu belagern begann. Anjou aber gieng nach England, seine Hochzeit mit Elisabeth schien schon abgemacht — doch es war nur Täuschung. Am 10. Februar 1582 kam Anjou mit Leicester, dem eigentlichen Liebling der Elisabeth, von England nach Vlissingen zurück. Am 17. Februar hielt er unter dem Jubel des Volkes seinen Einzug in Antwerpen und beschwor die Joyeuse Entrée (blyde Incomst). Anjou.

Während der vielen Festlichkeiten fand am 18. März 1582 ein Attentat auf Oranien statt. Der Diener eines Kaufmanns Anastro, welcher durch die von Philipp versprochene Belohnung für den Mord Oraniens sich vom Bankerott zu retten suchte, Jauregui, schoss dem Prinzen, während er ihm eine Bittschrift überreichte, eine Kugel in den Hals. Im ersten Augenblicke waren die Franzosen alle in Gefahr, dennm an hielt Anjou für den Anstifter. Die Papiere, die man bei dem Mörder fand, lenkten den Verdacht auf den wahren Urheber; Jauregui wurde sogleich zusammengehauen, der Prinz aber durch die Geschicklichkeit des französischen Arztes Leonard Botelli gerettet. Jauregui.

Übrigens erwiesen sich die Hoffnungen, welche die vereinigten Provinzen auf Frankreichs Hilfe gesetzt hatten, bald als nichtig. König Heinrich III. mochte sich nicht in offenen Krieg wegen eines Bruders, dem er die schlimmsten Absichten gegen ihn zutraute, einlassen. Anjou selber war Parma nicht ge-

Anjou armselig.

wachsen. Dieser bezwang 1582 Oudenarde fast unter den Augen Anjous, nahm dann Ninové, Steenwyk. Anjou fühlte sich gedrückt durch die Machtlosigkeit Oranien gegenüber.[1]) Seine Schmeichler sagten ihm, dass diese untergeordnete Rolle seiner unwürdig sei, und dass er dann erst auf wahre Unterstützung von Seite Frankreichs rechnen könne, wenn er wahre Herrschaft in den Provinzen erlange und diese französisch würden. Doch sei es schmählich für einen Sohn Frankreichs, die katholische Kirche so herabwürdigen zu lassen. Da beschloss der eitle Mann, sich durch einen Gewaltstreich etlicher fester Plätze zu bemächtigen, um so eine Bürgschaft für die Zukunft zu gewinnen.

Auf den 16. Januar 1583 war der Staatsstreich, durch den er unbeschränkte Herrschaft zu erlangen und bei dem er auf die Mitwirkung der Katholiken hoffte, festgesetzt. Allein durch ein Versehen nahmen die Franzosen schon am 15. Januar Dünkirchen, Dendermonde, Vilvorde, Wynoxbergen, wurden aber zu Niewpoort und Ostende abgewiesen. In Antwerpen regte sich Verdacht, zumal der größte Theil von Anjous Truppen unter dem Vorwande einer Musterung in der Nähe der Stadt zusammengezogen war. Der Bürgermeister äußerte Besorgnis, die Wachen wurden verstärkt, die Straßenketten aufgespannt. Deshalb verschob Anjou den Schlag auf den 17. Januar. Gegen Mittag that er, als wolle er einen Ausritt machen aus der Stadt. Ein Theil seiner Reiter war noch unter dem Thore, als er seinem Gefolge zurief: „Das ist eure Stadt, meine Jungen, geht und nehmt Besitz davon!“ Alsbald bemächtigten sich die Truppen des Thores und stürzten unter dem Rufe: „Tue, tue, ville gagnée. vive la messe, vive le duc d'Anjou!“ in die Stadt, die sie als eine im Kriege gewonnene betrachteten, die sie beschossen und plünderten. Aber sie hatten nicht den Erfolg, wie früher die Spanier, obschon die Bürger beim Mittagessen saßen und sie selber in der Stärke von 600 Reitern und 3000 Musketieren im Sturmlauf durch die Stadt rannten. Die Bürger griffen schnell zu den Waffen und leisteten zuerst an der Börse Widerstand. Gemeine und Edelleute, Katholiken und Protestanten waren einig in der Erbitterung und selbst Frauen schnell mit den Waffen bei der Hand. In einer Stunde schon war der Kampf entschieden, 2000 Franzosen getödtet, darunter 250 Edelleute, die übrigen gefangen oder auf der Flucht. Auch Anjou floh. Anfangs entschuldigte er den Streich mit einer augenblicklichen Aufwallung über Undank, später schob er ihn auf ein Missverständnis und auf die Unbändigkeit seiner Soldaten.

Französische Furie.

La folie d'Anvers.

Die Entrüstung war, wie begreiflich, groß. Nur Oranien sprach noch dafür, dass man aus Rücksicht auf Frankreich und England sich mit Anjou verständigen müsse, der doch in demselben Augenblicke Alexander von Parma anbot, den Spaniern die Städte, deren er sich bemächtigt hatte, zu überliefern, wenn Philipp ihm einige Plätze an der französischen Grenze überlasse. Parma traute dem Manne nicht. Anjou gieng nach Frankreich, starb aber dort am 10. Juni 1584 unter Umständen, die an eine Vergiftung denken ließen.

Anjous Ende.

Parma hatte die Wirren gut benützt, und sich der Plätze Eindhoven, Diest, Dünkirchen, Niewpoort und Zütphen bemächtigt. Das trieb die Staaten

[1]) Van Kampen, l. c. I, p. 452 ff.

hinwieder, sich enger an Oranien anzuschließen. Er war daran, die allgemeine Souveränität über die Staaten des Nordens zu erlangen, die sich mit dem Könige nicht versöhnt hatten. Da kam über den Schlauen ein noch Schlauerer.

Balthasar Gerard aus Villefans in der Franche-Comté hatte schon längst den Plan gefasst, Oranien, den steten Rebellen gegen den König und Verfolger der Kirche, aus der Welt zu schaffen. Unter dem Namen Franz Guion, angeblich Sohn eines Protestanten aus Besançon, der seines Glaubens wegen den Tod erlitten, wusste sich der schmächtige, kleine, siebenundzwanzigjährige Mensch das Vertrauen Oraniens zu erwerben. Einmal wurde er in das Zimmer des Prinzen gerufen, der gerade im Bette lag. Gerards Aufregung war groß, aber er hatte keine Waffen bei sich. Am 10. Juli 1584 wartete er im Hause des Prinzen, bis dieser vom Tische kam, und schoss ihm drei Kugeln in den Leib. Besinnungslos sank Oranien zusammen und in wenig Augenblicken war er eine Leiche. Die Worte, die man, um sein Ende zu verschönern, ihm in den Mund legte: „O, mein Gott, erbarme dich meiner Seele! erbarme dich dieses armen Volkes!“ — hat er nicht mehr sprechen können. Gerard bekannte kühn seinen Namen wie seine That und bestand die Qualen der Folter mit einer Standhaftigkeit, dass seine Richter an Zaubereien zu glauben anfiengen. Am 14. Juli wurde er in gräßlicher Weise hingerichtet, das Fleisch gebrannt, dann von den Knochen gerissen, endlich wurde er von unten auf gerädert. Kein Laut der Klage kam über seine Lippen: er starb in der Überzeugung, dass er eine gerechte That vollbracht habe und im Paradiese seinen Lohn finden würde. Seine Familie erhielt vom Könige von Spanien mehrere Herrschaften und einen Platz unter dem Adel der Franche-Comté und der Adel eines Gerard ist sogar in neuerer Zeit von einem Nachkommen Wilhelms des Schweigsamen, von König Wilhelm I., bestätigt worden. In Bezug auf Oranien sagt Leo treffend: „Kann man in diesem Ende nur eine gerechte Nemesis sehen, dass er, der die Niederlande in Unruhe, Verwirrung und unsägliches Elend gestürzt, keinen ruhigen, besonnenen, sondern einen gewaltsamen Tod fand, dass er, der überall Argwohn ausgestreut, der mit allen Pflügen zum Schaden seiner Gegner gepflügt, um seinen Tod zu finden, auf so gemeine Weise erst auch noch betrogen ward, ist am Ende alles so einfache Erfüllung des Spruches: wer Unglück säet, wird Schaden ernten, dass Sentimentalität bei diesem Falle am allerwenigsten angebracht ist.“ [1])

Oraniens Ende.

In den Jahren 1580—1584 führte Parma den Krieg langsamer, weil die Kräfte Spaniens beschäftigt waren durch

Die Eroberung Portugals.

Tief war die Trauer in ganz Portugal um den Tod des jungen, heldenmüthigen Königs Don Sebastian, denn mit ihm war eigentlich der Mannsstamm der alten Könige ausgestorben.[2]) Der nächste Erbe war Henrique, der zweite Sohn Emanuels des Großen, ein greiser Priester, kinderlos,

Henrique.

[1]) Leo, l. c. II, S. 667.
[2]) Vergl. Bd. VII, S. 380 dieses Werkes.

siebenundsechzig Jahre alt, kränklich. Desungeachtet wurde er als König ausgerufen, ja man drang sogar in ihn, obschon er so schwächlich war, dass er nur noch von Frauenmilch sich nähren konnte, sich zu vermählen und den alten Stamm der Könige von Portugal fortzusetzen. Henrique wies auf sein Alter und seine Kränklichkeit hin — vergebens. Man drang solange in ihn, eine Gemahlin zu wählen, bis der greise Priester seine Überzeugung und Neigung aus Schwäche aufopfern wollte. Von kirchlicher Seite ward ihm aber bedeutet, dass ein solches Vorhaben ihm nicht anstehe und dass an eine Dispensation nie und nimmermehr zu denken sei.

Philipp II.

Die Portugiesen bedrängten ihren König, dem es nicht angenehm sein konnte, immer vom Nachfolger hören zu müssen, so sehr, weil sie die Spanier hassten und der nächste berechtigte Erbe Philipp II. war, der Sohn Isabellas, der ältesten Tochter Emanuels des Großen. Zwar waren ausländische Fürsten von der Thronfolge ausgeschlossen, allein Philipp II. wollte das von Parma und Savoyen gelten lassen, aber nicht von Castilien, zumal Portugal öfter unter diesem Königreiche gestanden war. Philipp zögerte denn auch nicht, öffentlich und heimlich, klug und fest, seine Ansprüche geltend zu machen, und den schwachen Henrique zu vermögen, ihn zu seinem Nachfolger zu ernennen. Sein Gold wirkte wie sein Recht.

Die meisten Räthe Henriques meldeten immer nach Spanien, was im Rathe des Königs verhandelt wurde. Philipp schrieb auch an die bedeutenderen Städte Portugals, aber hier stieß er auf den entschiedensten Widerstand. Das Volk war für einen Portugiesen. Adel und Clerus neigten sich zu Philipp hin. Die Bürger waren es, die jetzt Henrique drängten, schon bei Lebzeiten einen Nachfolger zu ernennen, damit nach seinem Hinscheiden keine Verwirrung entstehe. Die Cortes, die er sofort auf den 1. April 1579 berief, bewirkten die Wahl von fünf Männern, die bei einem etwaigen Ableben des Königs, bevor die Thronfolge geordnet sei, das Reich zu verwalten hätten, bewirkten ein Vorgehen in Sachen der Thronfolge. Henrique forderte alle Prätendenten auf, schriftlich ihre Ansprüche vorzulegen. Solche brachten vor: Philipp II., Katharina von Braganza, die sehr beliebt war, Emanuel Philibert von Savoyen, Ramuccio Farnese, Herzog von Parma, und Antonio, Prior von Crato. Alle stammten ab von König Emanuel.[1]) Der Prior von Crato war der uneheliche Sohn von Luis, Herzogs von Beja. Die Rechtsgelehrten der Universität Coimbra sprachen sich einmüthig für Philipp aus, als den nächstberechtigten. Der Herzog von Parma stammte ab von einer Tochter von Manuels VI. Sohn Duarte. Der Prior von Crato behauptete, sein Vater Luis von Beja, der rechtmäßige Sohn des Königs Emanuel, habe eine rechtmäßige Ehe mit seiner Mutter geschlossen, was er aber nicht nachweisen konnte, weil das Gegentheil begründet war. Der Papst soll nach de Thou auf Portugal als ein Lehen des römischen Stuhles und im Falle von Henriques Tod als auf den Nachlass eines Cardinals Anspruch gemacht haben. Für den Prior von Crato war das Volk. Der König verbannte ihn aus dem Lande, Antonio

Prätendenten.

Der Prior von Crato.

[1]) Vergl. die Stammtafel Bd VII, S. 381 dieses Werkes.

gieng über die Grenze, kehrte aber wieder um und lebte, vom Volke geschützt, heimlich bald da, bald dort. Henrique, anfangs für die Herzogin von Braganza, wurde nach und nach ganz für Philipp II. gewonnen, nur meinte er, Philipp müsse gewisse Privilegien bewilligen, die Regierungs- und Richterstellen allein mit geborenen Portugiesen besetzen und einige Befreiungen und Begnadigungen zum allgemeinen Wohl des Reiches gewähren.[1])

Einige meinten, Philipp solle seinen Sohn nach Portugal schicken, damit dieses seinen eigenen König habe. Ehe noch mit den Cortes die Sache vereinbart war, starb Henrique, nach einer Regierung von siebzehn Monaten, am 31. Januar 1580. Mit einem Heinrich hatte die burgundische Mannslinie begonnen, mit Heinrich schloss sie. Heinrich war Cardinal, Bischof von Braga, Lissabon und Evora. Der Portugiese Conestaggio sagt von ihm: „Henrique hatte viele Tugenden eines Priesters und einige Fehler eines Prinzen. Das Reich ließ er in verworrenem Zustande zurück." Henriques Tod.

Der einzig Berechtigte an den Thron war Philipp II. von Spanien und nur die Abneigung der Portugiesen gegen die Spanier überhaupt bot eine wahre Schwierigkeit. Billige Männer waren von Philipps Recht überzeugt, andere vorher schon durch Versprechungen dafür gewonnen.[2])

Der Herzog von Braganza suchte für seine Huldigung wenigstens günstige Bedingungen herauszuschlagen, Philipp aber berief sich auf sein Recht, mahnte den Herzog an seine Pflicht und verlieh ihm später nur das goldene Vlies und die Ehre, in der königlichen Kapelle neben ihm an seinem Betstuhl zu stehen. Antonio aber, der Prior von Crato, rechnete auf die Abneigung der Portugiesen gegen die Spanier und suchte um jeden Preis sich zu behaupten, wobei er aber weder besondere Gaben des Geistes, noch Größe des Herzens bekundete. Er war nie zu sehen, wo die Schwerter für seine Sache gekreuzt wurden; dagegen schwelgte er, wo sich Gelegenheit bot, unbekümmert um die hohe Würde, die er beanspruchte. Das gemeine Volk hielt zu ihm, vom Adel beachtete niemand seine Aufforderung, ihm zu huldigen. Philipp dagegen wahrte sein Recht in jeder gesetzlichen Weise, zuletzt mit dem Schwerte. Die ersten gelehrten Autoritäten seines Reiches erklärten seine Ansprüche für begründet und forderten ihn auf, die Waffen zu gebrauchen, wenn man jene nicht gutwillig anerkenne. Braganza.

Ein Heer von 20.000 Mann, darunter 3500 Deutsche, ward an der portugiesischen Grenze zusammengezogen und Alba mit seiner Führung betraut. Weil aber Philipp lieber seine Macht zeigte, als gebrauchte, und lieber mit Milde, als mit Strenge Portugal erwerben wollte, so sandte er noch einmal Anerbietungen an die Gobernadoren und an die Städte: er versprach die Freiheiten des Landes zu schützen, die Cortes Portugals nur in Portugal zu berufen, nur Eingeborenen Ämter zu ertheilen, ein Mitglied der königlichen Familie als Vicekönig zu senden, den Handel zu schützen, das Geld Alba. Philipps II. Angebot.

[1]) Vertot, Revolutions de Portugal. Avignon 1794, p. 25.
[2]) Schäfer, Geschichte von Portugal, IV, S. 333—340.

mit portugiesischem Wappen zu prägen, keine Kirchengüter einzuziehen und nichts ohne Zustimmung des Rathes von Portugal zu thun.[1])

Viele nannten diese Anerbietungen nur ein Verzeichnis von Täuschungen und unterhandelten insgeheim mit Frankreich, mit England, mit Rom gegen Philipp II. Die Verwirrung wurde mit jedem Tage größer. Die Großen fürchteten die Wuth des Volkes, das Volk wollte die Spanier mit Waffen zurückwerfen, aber jeder zeigte den Willen, einem Löwen gleich sein Haus zu vertheidigen, wollte jedoch nicht bewaffnet ins Feld ziehen. Indes hatte der König seine Rüstungen vollendet und zog im December 1581 in Portugal ein. Die Kunde davon regte das Volk in Santarem auf. Dort weilte Antonio, dort steckte ein beherzter Mann aus dem Volke ein Stück Tuch wie eine Fahne auf die Spitze seines Degens und rief Antonio zum Könige aus; — nach verstellter Weigerung nahm dieser den Titel an, fand aber nicht den Zulauf, welchen er erwartet hatte. In Lisboa herrschte die Pest. Die Entscheidung ließ nicht lange auf sich warten. Das Land diesseits des Tajo nebst Algarbien unterwarf sich dem Könige ohne Schwertstreich. Antonio hatte nur aufgerafftes Volk um sich, und musste die kläglichsten Mittel anwenden, um es zusammenzuhalten, Geld erpressen, die Münzen verschlechtern, die schwarzen Sclaven zur Freiheit aufrufen, Kirchen und Klöster plündern. Mit Sebastian, hieß es bald, habe die Verwegenheit geherrscht, mit Heinrich die unentschlossene Unwissenheit, mit den Governadores die Verwirrung, mit Antonio herrsche die Ungerechtigkeit. Alba nahm Setuval, welches Antonio zu halten suchte, ohne Kanonenschuss, ließ aber sogleich in seiner Weise einige angesehene Portugiesen hinrichten und rückte dann gerade auf Lisboa los. Die Behörden erklärten dem Antonio geradezu, sie seien nicht gesonnen, seinetwegen die Sicherheit der Stadt aufs Spiel zu setzen. Antonio wollte sich in Belem halten und die Bewohner von Lissabon zwingen, sich für ihn zu schlagen, zog sich dann aber auf den Rath des Italieners Orsini nach dem wohlgelegenen Alcantara zurück. Hier kam es zu einem ernsten Gefecht. Nach kurzem Widerstande stoben die Portugiesen nach allen Seiten auseinander, indem sie 1000 Todte zurückließen.[2])

Das Volk

Antonio König.

Alcantara.

Allein die Wichtigkeit von Albas Sieg wurde dadurch geschmälert, dass Antonio entkam und fortan Jahre hindurch das Reich in Unruhe erhielt. Philipp setzte 80.000 Ducaten auf seinen Kopf, als den eines Empörers und Ruhestörers, und berief die Stände seines Reiches nach Thomar, wo er einen Generalpardon verkündete und unter großen Festlichkeiten sich huldigen ließ. Die Stände aber erklärten entschieden, dass sie nicht mehr zum Gehorsam verpflichtet seien, wenn er oder einer seiner Nachkommen das beschworene Übereinkommen nicht beachte. Unter ihren Forderungen waren die vornehmsten, dass er sich mit einer Portugiesin vermähle (Anna war kurz vorher gestorben), dass er den ältesten Prinzen in Portugal erziehen lasse. Man rieth Philipp, die Universität Coimbra aufzulassen, denn dort lebten 3000—4000 Jünglinge frei von königlicher Jurisdiction, dort sei in Wort und Schrift Philipps Recht an Portugal bestritten worden; es wäre besser, die jungen Portugiesen auf spanischen Universitäten zu erziehen, und so mit spanischem Geist, spanischer Sitte und Sprache vertraut zu machen. Philipp erhielt jedoch die Hochschule, nahm sie in seinen

Stände in Thomar.

Coimbra.

---

[1]) Schäfer, l. c. IV. S. 340—345.
[2]) Ibid. IV, S. 345—370.

besonderen Schutz und zeigte sich gerade gegen jene Doctoren, die gegen ihn gelehrt und geschrieben hatten, besonders wohlwollend. Mit seinem festlichen Einzug in Lissabon schloss die Besitzergreifung Portugals.[1])

Nur Antonio wollte sich nicht unterwerfen. Er hielt sich bald da, bald dort in der Verborgenheit auf, niemand zeigte ihn an. Das Gefühl, dass man seine Selbständigkeit verloren habe, seit Portugal einem größeren Staate einverleibt sei, schützte ihn. Unter Verkleidung entkam er dann nach Frankreich, wo ihn Heinrich III. seinem angemaßten Range gemäß empfieng und Katharina mit der Freude, ein neues Mittel zu haben, um Philipp Schwierigkeiten zu bereiten. Dieser hatte anfangs Sorgen, ob die Colonien ihn anerkennen würden, in allen Besitzungen ward ihm jedoch als König gehuldigt, nur nicht auf den Azoren, die aber als Haltpunkte auf der Fahrt nach Ost- und Westindien sehr wichtig waren. Terceira anerkannte Antonio und Frankreich sandte Schiffe und Mannschaft nach der Insel, um diese gegen Philipp zu behaupten. Anfangs hatten die Spanier wenig Glück, dann kam Antonio mit 70 Segeln und 7000 Mann Franzosen unter Philipp Strozzi. Der Kampf dauerte 1582—1583, die Franzosen wurden zuerst zur See besiegt, dann nahmen die Spanier die Castelle, die jene an allen Landungspunkten errichtet hatten, 28 vornehme Herren und 52 Adelige wurden als Feinde der Ruhe und des Gemeinwesens, als Störer des Handels und Begünstiger der Empörung hingerichtet, denn Spanien war mit Frankreich nicht im eigentlichen Krieg. Antonio kehrte nach Frankreich zurück, wo er auf Kosten der Regierung bis 1589 lebte. Ein neuer Versuch, den er 1589 mit Hilfe der Engländer Norris und Drake gegen Portugal selber unternahm, scheiterte. Am 26. August 1595 starb Antonio in Paris, müde des Werbens um fremde Gunst und Hilfe. „Wer", heißt es in einer Trauerrede auf seinen Tod, „wer unter den Königen Europas ist von ihm nicht um Hilfe angebettelt worden!"[2])

Die Colonien.

Antonios Ende.

Die Abneigung der Portugiesen gegen die Spanier war Schuld, dass, nachdem Antonios Versuche sich wirkungslos erwiesen, eine Reihe falscher Sebastiane auftrat. Jeder wollte der bei Alcazar gefallene König Sebastian, aber dort nur schwer verwundet worden sein.

Gewiss, der wahre Sebastian wurde erschlagen und seine Leiche in Ceuta und dann in Belem beigesetzt, allein es hieß bei den Portugiesen: „Die Leiche ist unecht, Sebastian lebt noch und wird wieder kommen." Zuerst trat 1585 ein Ziegeldecker von Alcobaca als König Sebastian auf, endete aber, nachdem er seinen Betrug eingestanden, auf den Galeeren; dann der Sohn eines Steinhauers aus Terceira, der einen Anhang von 800 Mann warb, aber gefangen genommen, seiner Betrügereien geständig, zum Galgen verurtheilt wurde. Die gleiche Rolle spielte 1595 ein Zuckerbäcker und der Lohn seines Treibens war derselbe. 1598 trat ein Sebastian in Venedig auf, der durch seine Ähnlichkeit mit dem echten, durch seine genaue Kenntnis früherer Verhältnisse und durch die Schilderungen seiner Wanderungen und Leiden in Abyssinien, in Persien, in Georgien selbst Zweifler gläubig machte. Auf Verlangen Philipps II. wurde er zuerst in Venedig gefangen, dann außer Landes gesetzt. In Florenz wurde er

Falsche Sebastiane.

[1]) Schäfer, l. c. IV, S. 371—373.

[2]) Ibid. IV, S. 333—422. Die Literatur über den Tod Sebastians bei Gams, l. c. II, 2, S. 216.

verhaftet, in Neapel von einem Kriegsgericht für einen Betrüger erklärt und 1601 nach Spanien gebracht, wo er in einem Gefängnis sein Leben endete. Die Theilnahme für ihn war in Portugal im Steigen und die Folge davon, daſs Philipp den Portugiesen mistraute und gegen sein Versprechen castilisches Fußvolk in portugiesische Festungen warf, und portugiesische Mannschaft, Geschütz und Kriegsbedarf nach Spanien zog. Um den König von Marocco zu bestimmen, daſs er Antonio ein erbetenes Darlehen nicht auszahle, überließ ihm Philipp sogar Arcilla, die glorreiche Eroberung Alfonsos V., und suchte durch eine Gesetzsammlung für Portugal dieses Land im Zaum zu halten, in welcher der Geistlichkeit, um sie zu gewinnen, besondere Rechte und Freiheiten gewährt waren.[1]) —

Philipp II. im Bunde mit der Liga.

Philipps Entrüstung über die Unterstützung des Widerstandes auf den Azoren von Seite Frankreichs war groß. Heinrich III. schob alle Schuld auf seine Mutter, die aus eigenen Mitteln Schiffe ausgerüstet und Mannschaft geworben habe. Allein auch in der niederländischen Frage war Frankreichs Haltung gleich feindselig und das Benehmen Heinrichs III. gleich charakterlos. Es fehlte Philipp nicht an Gelegenheit, Vergeltung zu üben, zumal die Dinge in Frankreich mit jedem Tage verworrener wurden. Das Haus Valois gieng seinem Ende und Frankreich einem neuen großen Bürgerkriege entgegen. Unsicherer Friede, unentschiedener Krieg, Finanznoth und Verschwendung, Rechtslosigkeit und Faustrecht, Übermuth der Großen und Verzweiflung des Volkes bezeichnen das Ende der Valois.

Ende der Valois.

Der König schwankte in einemfort zwischen Ausschweifung und Büßungen, an seine Günstlinge konnte er Hunderttausende verschwenden und dann wieder den Ständen klagen, daſs es seiner Haushaltung am Allernöthigsten, an Holz, Fleisch, Licht fehle. Wenn er Macchiavell las, so hielt sich Heinrich III. selbst für einen großen Staatsmann, wuſste aber nie einen gesunden Gedanken festzuhalten und mit Ernst durchzuführen: er fühlte, wie der Boden unter ihm unsicher wurde, suchte sich jedoch nur durch Schwanken zwischen den Parteien Halt zu geben. Er kannte die Gefahr, die ihm von den Guisen drohte, wuſste ihr aber nicht mit Kraft entgegenzutreten, sondern nur mit einem dumpfen Hasse. Im December 1578 stiftete er den Heiliggeist-Orden (Ordre du Saint-Esprit) zur Erhaltung der katholischen Religion und Wiederherstellung der Würde und des Glanzes des Adels: die Ritter sollten der Kirche und dem König unbedingte Hingebung geloben und dafür wirkliche Vortheile genießen.[2]) — Die Stiftung war im Grund gegen die Guisen gerichtet, denn ihre bedeutendsten

Heinrich III.

Ordre du Saint-Esprit.

Die Guisen.

[1]) Die Abneigung gegen Philipp II. war dennoch so groß, daſs der Prediger Luiz Alvarez dem Statthalter, dem Cardinal Albert, aus Anlaſs des Evangeliums vom Gichtbrüchigen zuzurufen wagte: „Surge, tolle grabatum tuum et ambula — Serenissimus Princeps!“ d. h. Erheben Sie sich schnell, nehmen Sie Ihr Bettgeräth und gehen Sie davon.

[2]) Henri Martin, l. c. vol. IX, p. 474—475.

Anhänger dadurch entzogen werden ſollten. Aber der Orden hatte nicht den erwarteten Erfolg, das Volk hatte keinen Glauben an den kirchlichen Eifer der Dynaſtie; die Pariſer lachten, wenn der König im Bußgewand, eine Peitſche im Gürtel, durch die Straßen zog, und gerade die eifrig katholiſchen Provinzen ſprachen ſich am ſtärkſten gegen die Regierung aus. Der Sprecher der Stände der Normandie fragte 1578: „Wie lange noch werden Schmeichler dem König ſagen, daſs er nicht an die Geſetze gebunden iſt und an den Eid, den er bei der Krönung ſchwor? Gott, der über den Königen waltet, kann ſie in den Abgrund ſchmettern, wenn die Unbill überhand nimmt.“[1]) — In all dem ſah Heinrich III. die Hand der Guiſen, die jede Gelegenheit ergriffen, um ſich als die Vertheidiger der öffentlichen Freiheiten und des wahren Glaubens hinzuſtellen. Um gegen ſie Heinrich von Navarra zu gewinnen, reiste Katharina 1579 nach dem Süden und bewilligte dieſem zu Nerac große Zugeſtändniſſe in Ausführung des Friedens von Bergerac, aber durch geheimen Vertrag, um die Katholiken nicht zu reizen. Um das Volk zu beſchwichtigen, erließ der König 1579 eine Ordonnanz, die viele verhaſste Miſsbräuche abſtellte, die eine Wohlthat für das Land war, wenn ſie durchgeführt wurde, die aber bald ſich als bloße Lockſpeiſe bewährte, weil ſie vom König ſelber zu allererſt überſchritten wurde. Weil dieſes Geſetz die Klagen der Stände zu Blois von 1576 beſchwichtigen ſollte, heißt es die Ordonnanz von Blois.[2])

Die Stände.

Friede zu Nerac.

Ordonnance de Blois.

Im Jahre 1580 ſchlugen die Hugenotten wieder los, der Krieg heißt „la guerre des amoureux“, weil der unbeſonnene König ſeine Schweſter Margaretha der Untreue bei ihrem Gemahle verklagte, Heinrich von Navarra aber den Unſchuldsbetheuerungen ſeiner Gattin glaubte und dieſe mit den Damen ihres Hofes jetzt den Béarner zum Kriege gegen den ungalanten König von Frankreich fortriſs.

La guerre des amoureux.

Am 29. November 1579 nahm Heinrich von Navarra die Feſtung La Fère, bei deren Belagerung zum erſtenmal mit glühenden Kugeln geſchoſſen wurde. Doch wollten ſeine Hugenotten nichts von einem allgemeinen Krieg wiſſen aus ſo leichtfertigem Anlaſs und der Béarner glaubte durch einen kühnen Schlag darum ſein Anſehen retten zu müſſen. In der Nacht des 4. Mai 1580 erſchien er mit 4000 Mann vor dem feſten Cahors, ſprengte zwei Thore — hier kommen zum erſtenmal die Petarden vor — hatte aber vier Tage gegen die tapfere Beſatzung und die Bürgerſchaft zu ſtreiten, bis er Herr des Platzes ward. Dieſer Streich ließ ihn als kühnen und glücklichen Soldaten erſcheinen.

La Fère.

Cahors.

Heinrich III. fürchtete zu ſehr die Guiſen, als daſs er eine Vernichtung Heinrichs von Navarra hätte wünſchen können, darum nahm er die Vermittlung ſeines Bruders an und ſo kam es zum Frieden von Fleix, 26. November 1580, in welchem nur die Verträge von Bergerac und Nerac neu beſtätigt wurden, der aber wie dieſe beiden nur ein Frieden ohne Sicherheit und Ruhe war.[3])

Friede von Fleix.

[1]) Estoile, l. c. p. 117—118.
[2]) Henri Martin, l. c. vol. IX, p. 489.
[3]) De Thou, l. c. IV, p. 802.

Für diese Vermittlung erhielt Anjou die Unterstützung Navarras in den Niederlanden.

Heinrich III.

Wir haben oben gesehen, wie Anjou dort die Mittel und die Ehre Frankreichs verschleuderte. Nicht besser machte es Heinrich III. indessen zu Paris: ohne Hoffnung auf Kinder, suchte er nur seine Günstlinge groß und reich zu machen. Bei der Vermählung zweier dieser Mignons giengen bloß in Festlichkeiten für diese am Hofe 1,200.000 Goldstücke auf; jeder der beiden Lieblinge erhielt zugleich 300.000 Goldstücke bar und der König verletzte alles Recht, um die Mittel zu dieser tollen Verschwendung aufzubringen. Ein Sturm des Unwillens erhob sich wider ihn.[1]) Der König musste mit Gewalt die Cassen der Stadt Paris sprengen. Was half es, dass der König 1583 wieder als Büßer mit seinem Hofe durch die Straßen zog! Ein Prediger nannte ihn von der Kanzel herab einen unglückseligen Heuchler, der Gottes nur spotte und die Peitsche, statt am Gürtel, tüchtig auf dem Rücken haben sollte — und der König hatte den Muth nicht, den kühnen Redner zu bestrafen.

kühn entlarvt.

Folgen von Anjous Tod.

Als Anjou, bedeckt mit Schulden und Schande, in Chateau-Thierry am 10. Juni 1584 infolge seines leichtfertigen Lebens einen frühen Tod fand, wurde diese Unzufriedenheit mit dem König auf einmal sehr bedeutsam. Der nächste Erbe des Thrones war jetzt Heinrich von Navarra, denn bei der Sittenlosigkeit Heinrichs III. war an keine Nachkommenschaft im königlichen Hause zu denken. Konnte man aber dem katholischen Frankreich zumuthen, einen Hugenotten als König anzuerkennen? War nicht der Katholicismus Grundgesetz des Reiches seit den Tagen Chlodwigs?

Heinrich von Béarn.

Darum sandte Heinrich III. 1584 an den König von Navarra: er solle den Calvinismus abschwören und wieder an den Hof kommen; darum mahnten ihn würdige Männer, er solle seine faden Liebeleien aufgeben und die Liebe Frankreichs und der Christenheit verdienen. Heinrich zögerte, er fürchtete die Protestanten zu verlieren und die Katholiken nicht zu gewinnen: er mochte nicht abhängen von den Günstlingen Valois'.

Guise.

Das hob die Hoffnungen der Guisen. In Holland und Seeland, in England erlitten damals die Katholiken die härtesten Verfolgungen. „So ist unser Los," meinten die Katholiken Frankreichs, „wenn wir einen Reformierten zum König bekommen." — Die Katholiken fühlten, sie müssten sich einigen, um sich und ihren Glauben zu retten. Hatte sich 1576 die Liga still und wirkungslos aufgelöst, so erneute sie sich im October 1584 insgeheim wieder, aber zur größten Wirksamkeit. Karl Hotman war mit den Geistlichen in Paris der Begründer eines neuen Bundes, in den man aber nur wohlbeleumundete und entschiedene Männer in aller Stille aufnahm. Jeder warb wieder Genossen und bald verzweigte sich die Verbindung durch alle größeren katholischen Orte. Man verhieß einander Mittheilungen zu machen, damit alle Katholiken Frankreichs wie von einem Geist geleitet und imstande seien, die

Erneuerung der Liga.

[1]) Estoile, l. c. p. 144—151.

häresie und die Tyrannei zu bekämpfen. Die Verdrängung des Königs von Navarra und der Sturz der Günstlinge war das Losungswort.[1])

Wer sollte aber König werden nach dem voraussichtlich nahen Tode Heinrichs III.! Guise war zu scharfblickend, um alsbald an eine Thronbesteigung zu denken. Ein Übergang, ein Figurant war nöthig, unter dessen Namen er einstweilen regieren und nach dessen Tod er die Krone sich selber aufs Haupt setzen konnte. Heinrich von Navarra hatte einen Oheim, Cardinal Karl von Bourbon. Zwar stammte Heinrich IV. vom älteren Bruder des Cardinals ab, allein man setzte dem entgegen, dass durch Abfall von der katholischen Religion jedes Anrecht an die Krone verwirkt werde. Karl von Bourbon war sechzig Jahre alt, ein schwacher, eitler Mann, den der Glanz der Krone blendete. Auch Katharina von Medici ward für die Liga gewonnen, sie glaubte, man werde zu Gunsten ihrer älteren Tochter, der Herzogin von Lothringen, das salische Gesetz aufheben. Für Philipp von Spanien war in seinem Kampfe für die katholische Sache die Liga zu wichtig, als dass er nicht mit ihr sich verbinden sollte. Heinrich von Navarra, dem früher schon von ihm Unterstützung, um zur Krone zu gelangen, und eine Infantin versprochen worden war, hatte Heinrich III. auf die spanischen Pläne längst aufmerksam gemacht. Guise dagegen versprach Philipp II., den er als den Arm des Katholicismus bezeichnete, in allem Willfährigkeit.

Heinrich Guise. Cardinal Bourbon. Spanien.

Die Sache der Katholiken und Protestanten in Frankreich, in den Niederlanden, in England wurde jetzt eine gemeinsame. Sieg oder Niederlage in einem Lande musste in den andern nachwirken. Die Bestürzung über den Tod Oraniens erleichterte Alexander von Parma seine Fortschritte. Tendermonde fiel am 17. August, Vilvorden am 7. September, Gent am 17. September in seine Gewalt. Schon begann die Umschließung von Antwerpen. In dieser höchsten Noth boten die vereinten Provinzen August 1584 dem Könige von Frankreich die Oberhoheit an. Die Heerführer riethen dem Könige anzunehmen, auch Katharina, welche Philipp II. gründlich hasste. Heinrich III. aber hatte Angst vor einem Kriege mit Spanien. Dann machten ihm aber wieder die Fortschritte der Liga bange und er näherte sich den Hugenotten und den Niederlanden und suchte zugleich das Volk durch Nachlass der Steuern günstig zu stimmen. All das nützte jedoch wenig. Am 16. Januar 1585 kam im Schlosse Joinville ein Vertrag zwischen den Guisen, Karl von Bourbon und dem Gesandten Philipps II. zustande.[2]) Man gelobte sich einig zu sein, um die Ketzerei in Frankreich und den Niederlanden zu vertilgen und alle vom französischen Throne auszuschließen, welche Ketzer wären oder Ketzern Straflosigkeit gestatteten. Der Cardinal von Bourbon versprach, wenn er König sei, den Vertrag von Cateau-Cambresis zu vollstrecken, nie eine Verbindung mit dem Großtürken einzugehen, den Spaniern das Monopol der Fahrt nach den beiden Indien zu gestatten und Philipp

Philipp II. und Guise. Heinrich III. Vertrag von Joinville.

[1]) Henri Martin, l. c. vol. IX, p. 511—515.
[2]) Dumont, Corps diplomatique, V, p. 411.

in den Wiederbesitz von Cambray zu setzen — Anjou hatte es genommen, sterbend an Heinrich III. vermacht und Katharina es als ihr Eigenthum erklärt, als dieser es nicht in Besitz zu nehmen wagte. Philipp II. versprach hingegen seinen Verbündeten 600.000 Thaler in den nächsten sechs Monaten, in denen sie die Waffen ergriffen, und 50.000 Thaler für jeden Monat, so lange der Krieg dauere, jedoch als Anlehen zurückbezahlbar, sobald Bourbon den Thron besteige: Nieder-Navarra und Béarn sollten an Spanien zurückgegeben werden. Keiner der verbündeten Theile sollte allein mit dem König von Frankreich fürder unterhandeln. Auch an Papst Gregor XIII. hatten sich die Guisen gewendet und dieser hatte versprochen, den König von Navarra und Heinrich von Condé für unfähig zur Thronfolge zu erklären, aber jede Empörung gegen den rechtmäßigen katholischen König entschieden misbilligt.[1]

Heinrich III. und die Niederlande.

Die Entscheidung nahte. Die Abgeordneten aus den Niederlanden baten Heinrich III. inständig, einzuschreiten, ehe ganz Belgien verloren sei, und boten zwölf Sicherheitsplätze und 100.000 Thaler monatlich, wenn er sogleich mit einem Heere komme. Elisabeth von England wollte für die Hälfte der Summe Bürge stehen, denn sie fürchtete jetzt den Sieg der Spanier in den Niederlanden und der schwache Heinrich war ihr als Nachbar viel lieber als der kühne Alexander von Parma. Aber der König war nicht imstande, einen festen Entschluss zu fassen und Mendoza, Philipps Gesandter, machte mit seinen Warnungen und Drohungen Eindruck auf ihn. Heinrich III. bat die Niederländer um Frist, am 28. Februar nahm er von Elisabeth den Hosenband-Orden an und die Mahnung zum Kriege gegen Spanien. Die Gegner fürchteten, dass er sich mit England und den Niederlanden verbinde. Sowie aber Heinrich III. merkte, dass die Guisen und ihr Anhang im Ernste rüsteten, erschrak er wieder, erklärte öffentlich, er wolle mit dem Könige von Spanien in Frieden leben, und beschied die Niederländer abschlägig, verwehrte jedoch zu gleicher Zeit alle Werbungen in seinem Reiche, gebot Ruhe und setzte Befehlshaber ab, denen er nicht traute.

Manifest von Peronne.

Da erschien am 31. März 1585 das Manifest von Peronne,[2] eigentlich die Kriegserklärung der Guisen. Durch unwürdige Lieblinge, so erklärt hier als erster Prinz von Geblüt und zugleich als Cardinal der Kirche Karl von Bourbon, würden alle verdienten Männer zurückgesetzt, gehe Religion und Verfassung zugrunde, überdies stehe zu befürchten, dass ein Ungläubiger nach dem Tode des jetzigen Königs den Thron besteige. Darum habe sich ein Bund gebildet zur Erhaltung der katholischen Religion, der Rechte des Adels und die Freiheiten des Volkes, zur Ausrottung der Ketzerei und zur Entfernung schlechter Rathgeber. Die Parlamente sollen ihre Rechte wieder erhalten, die Abgaben vermindert und jeder in seinem Rechte geschützt weeden. Man habe die Waffen nicht gegen seine Majestät, sondern nur gegen die Misbräuche

[1] Ranke, Französische Geschichte, I, S. 285—296. — Michelet, l. c. p. 167 bis 186.

[2] „Im Namen des allmächtigen Gottes, des Königs der Könige" hebt es an.

ergriffen, werde aber das Schwert nicht niederlegen, bis die Gefahren beseitigt seien.

Neuer Krieg.

Und dem Worte folgte rasch die That. Die Verbündeten setzten sich schnell in den Besitz der wichtigsten Plätze, nur der Angriff auf Bordeaux und Marseille misslang. Es war ein schwerer Schlag für den König. Übrigens war seine Lage doch nicht so hoffnungslos, wenn er den Muth nicht verlor, denn die Verbündeten hatten auch unter dem katholischen Adel Gegner. Die Venetianer boten Heinrich III. Geld an, die Königin von England 6000 Mann Hilfstruppen, auch die Schweizer wollten ihn unterstützen. Die Hugenotten hätten sich gerne für ihn erhoben, allein Heinrich III. fürchtete die Hugenotten noch mehr als die Ligisten. Katharina musste mit den Guisen unterhandeln und nach einigem Schwanken kam das Edict von Nemours zustande,[1]) 7. Juli 1585, worin der König alle Friedensschlüsse und Versprechungen zu Gunsten der Hugenotten widerrief, allen seinen Unterthanen gebot, zur rechtgläubigen Kirche zurückzukehren oder binnen sechs Monaten das Reich zu verlassen, die Hugenotten für unfähig zu allen Ämtern erklärte und befahl, nie mit ihnen Frieden zu schließen, und zugleich feierlich versicherte, nie könne ein Hugenotte den französischen Thron besteigen. Der König billigte alles, was die Liga bisher gethan hatte, und überließ ihnen Sicherheitsplätze.

Edict von Nemours.

Sieg der Liga.

Die Liga hatte also vollständig gesiegt. Aber damit kam keine Ruhe über Frankreich, sondern neuer Krieg. Bisher hatten die Hugenotten die Freiheit des Bekenntnisses überall und die Freiheit des Cultus in bestimmten Grenzen erhalten. Jetzt war ihnen beides mit einem Schlage genommen und sie rüsteten darum zum Kampfe der Verzweiflung.

Noth Heinrichs IV.

Dem König von Navarra erschien bei der ersten Kunde von dem Erlass von Nemours die Lage so verzweifelt, dass die Hälfte seines Schnurrbartes grau wurde: Frankreich im Fahrwasser Spaniens, die Übermacht der Katholiken kaum überwindbar, die Neigung der Großen auf Selbständigkeit und Zersplitterung des Reiches gerichtet, ihm selber der Weg zum Thron versperrt! Allein Heinrich IV. hatte Stahlkraft der Seele genug, im Unglück nicht zusammenzubrechen, im Gegentheil neue Hilfsmittel zu finden und an der Gefahr groß zu werden.

Hilfsmittel.

Er wandte sich an Elisabeth, er wandte sich an die deutschen Fürsten. Bezas kräftiges Wort ließ den Deutschen jetzt einen Zug nach Frankreich zur Rettung der reformierten Sache als einen Kreuzzug erscheinen. Auch die Schweizer geriethen in Aufregung, sie gestatteten, dass 16.000 Mann aufbrachen, nicht um den König von Frankreich, denn mit dem war man in Bundesgenossenschaft, sondern um die Guisen zu bekämpfen. Im Lande des Pfalzgrafen Casimir, der, nicht geschreckt durch seine niederländischen Erfahrungen, noch immer einen

[1]) Wo Guises Hauptquartier war.

Durst hatte nach Ruhm und Beute, sammelten sich deutsche Truppen. Aber auch
Der Adel. in Frankreich hatte der König von Navarra unter dem katholischen Adel Fürsprecher und schauten viele mit Neid und Ingrimm auf die hochfliegenden Pläne der Guisen. Montmorency, „der König von Languedoc", schloss eifrigen Bund „gegen die Lothringer, die Urheber aller Leiden Frankreichs, die den König gezwungen hätten, den beschworenen Frieden zu brechen". Den Boten des Königs, die ihn zum Aufgeben der Sicherheitsplätze und zum Einschreiten gegen den protestantischen Gottesdienst aufforderten, antwortete Heinrich IV. mit Berufung auf ein allgemeines Concil — und der Bulle des Papstes, welche ihn und Heinrich Condé für Bastarde erklärte und ihr Geschlecht für verwünscht und ihrer Ansprüche an die Krone für verlustig, weil sie unverbesserliche Ketzer seien, antwortete der Béarner mit einer Beschwerde, welche er sogar in Rom insgeheim anschlagen zu lassen verstand, so dass Sixtus V. über diese Kühnheit staunte und erklärte, hier habe man es mit einem Manne zu thun. Ein
Heinrich III. Mittel zur Rettung für Heinrich IV. lag in der Abneigung Heinrichs III. gegen die Guisen: er wünschte nicht die Niederlage Navarras, denn diese musste die Guisen hoch stellen. Also war ein vollständiger Sieg eine Gefahr für den König. Heinrich III. suchte deshalb den Krieg in die Länge zu ziehen und eine Partei durch die andere zu schwächen, um selber wieder Übermacht über beide zu erlangen. Des Königs Missstimmung merkten die Ligisten aus der Art, wie er von dem Präsidenten des Parlaments, den Vorstehern des Handels und dem Decan der Domkirche Geld verlangte: „Ihr habt mich gezwungen zum Krieg, man kann ohne Geld keinen Krieg führen, sagt darum den Bewohnern meiner guten Stadt Paris, dass sie sich nicht weigern dürfen mir 600.000 Franken zu geben." — Dem Cardinal von Guise bemerkte er: „Es ist ein Religionskrieg, also werde ich die Einnahmen der Kirche dazu verwenden, die Geistlichkeit muss ihn unterhalten. Ich fürchte, wir werden die Messe gefährden, indem wir dem Predigen ein Ende machen wollen." — Heinrich Guise verlangte eine Armee, um den Osten zu schützen gegen die Deutschen, eine Armee für seinen Bruder Mayenne, um den König von Navarra in Guyenne zu bekämpfen; der König sollte in der Mitte des Reiches mit einer Reserve-Armee bleiben.

La guerre des trois Henris. Die Zögerungen der Katholiken gaben den Hugenotten Zeit, nicht bloß sich zu rüsten, sondern die ersten Schläge zu führen in Poitou und in der Dauphiné, doch waren sie wenig glücklich. Ein Zug Condés an der Loire misslang vollständig. In den Kriegslärm tönen Stimmen, welche die Haltung der Geister bezeichnen. Die Liga zwang dem Könige eine neue Verordnung ab, welche die Frist von sechs Monaten nur auf die Frauen beschränkte und den Männern nur vierzehn Tage gestattete, um ihr Bekenntnis abzuschwören, und alle Hugenotten in Waffen als Hochverräther zu behandeln befahl. Das Parlament von Paris legte Verwahrung ein gegen diesen Erlass „einer blutgierigen Proscription, ohne alle Form von Recht". Von Seite der Liga, verfasst von dem Advocaten Louis in Orleans, wurde damals eine Schrift verbreitet, welche die Leiden der Katholiken in England in ergreifenden Zügen schilderte und die Häresie als den Untergang des französischen Reiches darstellte: die Hugenotten wollten Frankreich in einen Bund von kleinen Republiken umwandeln; Ludwig der Heilige würde den König von Navarra nicht nur für unfähig zur
Philipp II. Thronfolge erklären, sondern für unwürdig zu leben; Philipp II. sei das Vorbild eines katholischen Königs.

Indes war der Kampf von der Loire und der Charente bis zur Dordogne

und Garonne vorgedrungen. Heinrich von Navarra suchte die Plätze der Gascogne zu vertheidigen. Mayenne klagte, dass ihn der König nicht genug unterstütze, um mit dem Feinde fertig zu werden, nicht ohne Grund, denn Heinrich III. schuf selber drei kleine Armeen, deren Führung er zuverlässigen Anhängern übertrug, aber keinem Ligisten. So verfloss das Jahr 1586 ohne entscheidende Schläge. Eine Gesandtschaft der deutschen Fürsten sollte Heinrich III. mahnen, den alten Frieden mit den Hugenotten wieder herzustellen. Der König gieng nach Lyon, um diese Gesandten nicht sogleich empfangen zu müssen; erst am 11. October gab er ihnen in St.-Germain Audienz. Ihre Rede war derb, ebenso seine Antwort: er könne in seinem Reiche machen, wie er es für gut finde, und jeder, der sage, er habe sein Wort gebrochen, sei ein Lügner. Das ward verstanden als Kriegserklärung und die Rüstung begann mit neuem Eifer.

Krieg von 1586.

Die Deutschen.

Daneben aber brach Katharina trotz Gicht, Husten und Alter nach dem Süden auf, um mit Heinrich von Navarra zu unterhandeln. Es fielen bittere Worte. „Der König bekriegt mich wie ein Wolf, und Ihr wie eine Löwin!“ sagte Heinrich zu seiner Schwiegermutter, als sie ihm ihre Sorge um sein Wohl betheuerte. „Welche Unruhe hatte ich nicht um Euretwegen!“ sagte Katharina. — „Ach, diese Unruhe gefällt Ihnen und nährt Sie,“ entgegnete Heinrich, „Sie würden sterben, wenn Sie in Ruhe leben müssten.“ Sie fühlte bald, dass ihr ganzer Einfluss, alle ihre Künste bei ihm gesunken seien. Als sie unterm Scheine freundlichen Scherzes ihn in die Seite kitzelte, meinte Heinrich, sie wolle nur untersuchen, ob er einen Panzer anhabe, zeigte ihr die offene Brust und rief: „Madame, ich diene jedem offenherzig.“ Auch vor ihrem schönen Gefolge war Heinrich sehr auf der Hut. Zu den Guisen, die über diese Verhandlungen misstrauisch wurden, sagte Katharina, der Zweck derselben wäre bloß, Heinrich von Navarra einzuschläfern. Weil die Verbündeten einander nicht trauten, führte jeder den Krieg nach eigenem Plan: die Guisen bemächtigten sich mehrerer festen Plätze und wollten Philipp II. Boulogne in die Hände spielen, welches für den Zug nach England, den er damals mit allem Eifer betrieb, sehr vortheilhaft gewesen wäre. Es war die Zeit, da der Religionshass in England, in den Niederlanden, in Frankreich den höchsten Grad erreichte; am 18. Februar 1587 fiel ihm das Haupt der Maria Stuart als Opfer! Der Eindruck, den die Nachricht in Paris hervorbrachte, war groß! Es hieß, Heinrichs III. Gesandter habe bei Elisabeth nicht nur nichts gethan, um die unglückliche Königin zu retten, sondern insgeheim zur Hinrichtung gerathen; der König wünsche auch, dass die Deutschen in Frankreich einfallen. In Paris wurde der Plan gefasst, den König gefangen zu nehmen oder zu tödten.

Katharina unterhandelt.

Damals bildete sich in Paris die Verbindung der Sechzehn (la ligue des Seize), der Name rührt nicht von der Zahl der Mitglieder her, sondern von den sechzehn Quartieren, in welche damals Paris getheilt war und deren Vorstände die Polizei des Viertels leiteten. Zum Glück für den König fand sich ein Verräther unter ihnen, Poulain, welcher ihm ihre Pläne immer wieder mittheilte, so dass er Vorsorge treffen konnte. Schnell war eine Verbindung zwischen den Sechzehn und Guise hergestellt, desgleichen mit den Städten ligistischer Gesinnung. Ein Bundeseid ward von Paris aus mitgetheilt: jedes Mitglied gelobte Gut und Blut aufzubieten, dass die Ketzerei

Ligue des Seize.

Bundeseid.

in Heinrich von Béarn nicht den Thron besteige, sondern nach dem Tode des Königs sollte der Cardinal Bourbon von den Katholiken gewählt werden. Ein Zug für die alten Municipalrechte geht durch die ganze Verbindung: die Städte sollten ihre alten Freiheiten, aber auch Adel und Bürger ihre Rechte wieder erhalten.[1])

La guerre des trois Henris.

Dem König blieb jetzt nichts mehr übrig, als den Krieg mit allem Ernst zu führen. Dieser Krieg von 1587 heißt der Krieg der drei Heinriche — der vierte Heinrich, nämlich Condé, starb 5. März 1588 nach seiner Rückkehr aus England an Gift, das ihm wahrscheinlich einer seiner Diener beigebracht hatte. Der König unterhandelte vorher noch mit den Ligisten um günstige Bedingungen für die Hugenotten oder einen Waffenstillstand. Allein Guise war unbeugsam, sein einziger Vortheil lag im Krieg. Schon waren die Deutschen und Schweizer ungefähr 40.000 Mann stark im Heranmarsch begriffen. Der König wünschte, dass sie sich gegen Lothringen wenden und Guise dort hinlänglich zu thun bekomme; Joyeuse sollte unterdessen an der Spitze von 5000 Mann Heinrich von Navarra zurückdrängen, welcher in Poitou und Guyenne rasch einige Plätze weggenommen hatte; der König selber wollte mit einer starken Armee an der Loire Stellung nehmen und je nach Umständen handeln. Sein Wahlspruch war hinsichtlich der Guisen und Schweizer: „Durch meine Feinde will ich mich an meinen Feinden rächen.“[2])

Schlacht bei Coutras.

Der erste Schlag fiel im Südwesten. Joyeuse hatte dem Könige eine Entscheidungsschlacht verheißen und dass er den Kopf des Königs von Navarra mitbringen werde. Eine Menge Edelleute vom Hofe begleiteten ihn als Freiwillige, eine Jugend voll Muth, im reichsten Waffenschmuck und auf den schönsten Rossen. Bei Coutras stieß er am 20. October 1587 auf die Hugenotten unter Heinrich IV., ihre Kleidung war abgetragen, aber es waren Veteranen, die mit dem Muthe der Verzweiflung kämpften. Joyeuse verbot bei Todesstrafe, einem Feinde Pardon zu geben, selbst wenn es der König von Navarra wäre. Dieser hingegen musste auf Andringen der strengen protestantischen Geistlichen öffentlich Buße thun, und Gott kniefällig um Verzeihung bitten wegen des Ärgernisses, das er durch seine zügellose Unenthaltsamkeit gegeben. Heinrich IV. unterwarf sich der Buße und sagte, als einige Höflinge spotteten: „Man kann sich nie genug vor Gott demüthigen, nie genug den Menschen die Stirne bieten.“[3] Als Heinrich IV. dann kniend vor der ganzen Schar ein Gebet um Hilfe von Oben sprach und dass das Blut, welches jetzt vergossen werde, über die Urheber dieses Krieges kommen möge, folgte die ganze Armee seinem Beispiele. „Seht, wie sie zittern! der Tag ist unser“, rief Joyeuse. — „O nein,“ entgegnete sein Lieutenant, „diese Männer beten allezeit, wenn sie entschlossen sind zu siegen oder zu sterben.“ — Die Schlacht begann um neun Uhr. Das Geschütz der Katholiken war schlecht bedient und hatte wenig Wirkung,[4]) darum ordnete Joyeuse einen Massenangriff seiner Reiterei an, der aber am sicheren Feuer und an der Festigkeit der Gegner scheiterte. Der Kampf war kurz, aber schrecklich. Die Blüte des

---

[1]) Thierry, Essai sur l'histoire du Tiers État, p. 110.

[2]) De inimicis meis vindicabo inimicos meos. Davila, l. c. I, S. 344.

[3]) On ne peut trop s'humilier devant Dieu, ni trop braver les hommes.

[4]) Ausführlich beschrieben bei Lacretelle, Histoire de France pendant les guerres de religion, III, p. 210—222. Paris 1844.

katholischen Adels wurde niedergemäht. Joyeuse wurde erschossen. Die Freude der Hugenotten war groß. Es war ein glänzender Sieg und der erste in offener Feldschlacht, und die Milde des Siegers, welcher die Gefangenen freundlich behandelte und nur die Wiederherstellung des Friedens von 1577 forderte, erhöhte seinen Glanz. Aber der Sieg wurde nicht ausgebeutet. Man wirft Heinrich IV. vor, dass er alle Vortheile der Verfolgung aufgab, um nur die eroberten Fahnen einer neuen Geliebten zu überreichen, während seine Lobredner ihn damit entschuldigen, dass er die Hugenotten nicht zusammenhalten konnte, weil sie heimkehren wollten.[1] Sieg der Hugenotten.

Diese Auflösung hatte verderbliche Folgen für das deutsche Heer, das unter Dohna mit den Schweizern vereint in Frankreich einrückte. Es war kein rechter Plan und kein rechter Zusammenhalt dabei: statt auf Lothringen sich zu werfen und die Guisen zu schlagen, beschloss man, sich mit den Hugenotten des südlichen Frankreich zu vereinigen, und da stieß man bald auf das Heer des Königs, welcher mit den Schweizern zu unterhandeln begann und ihnen auseinandersetzte, nicht gegen die Guisen, sondern gegen ihn seien sie herangezogen, und die Schweizer nahmen Geld von ihm und erklärten: nie und nimmer würden sie gegen die Krone Frankreichs das Schwert führen. Als dann Dohna seine Richtung gegen die Guisen nahm, ließ er sich (27. October) zuerst bei Vimory, dann beim Burgflecken Auneau (24. November) von Heinrich Guise überraschen. Viele der Seinen wurden niedergehauen oder gefangen genommen. Unzufrieden zogen die Schweizer jetzt in ihre Heimat und auch die Deutschen beschlossen, das französische Gebiet zu verlassen; der König ließ sie frei abziehen, allein Guise verfolgte sie bis zur Grenze. Viele wurden von den Bauern erschlagen.[2] Die Deutschen. Heinrich Guise.

Man kann nicht läugnen, dass der König Heinrich III. in Behandlung der Schweizer Geschick bewies: wenn sie sich mit Heinrich von Béarn vereinigt hätten, so wäre die Gefahr für Frankreich ernst gewesen. Desungeachtet erntete Heinrich III. kein Lob von den Parisern. Als er am 23. December 1587 eine Art Triumpheinzug in Paris hielt und in Notre-Dame Gott dankte für den Sieg, riefen nur wenige bezahlte Stimmen: „Es lebe der König!“ und suchten aller Augen den Herzog von Guise, dem er verboten hatte, nach Paris zu kommen, und hieß es: „Saul hatte Tausend erschlagen, David aber Zehntausend.“ Die Gährung stieg und der König hatte den Muth nicht, sie zu bändigen. Die Sorbonne hatte auf die Nachricht, dass der König mit Geld die Schweizer zum Rückzuge bewogen habe, beschlossen, dass man Fürsten, die nicht regierten, wie sie sollten, absetzen könne. Der König fuhr die Doctoren an: er hätte das Recht, sie auf die Galeeren zu schicken, wagte aber nichts weiter gegen sie. Die Schwester des Guise, die Herzogin von Montpensier, eine ehrgeizige Frau, „die Königin der Liga“, befeuerte alle Gegner des Königs und rühmte sich, sie richte mit der Zunge so viel aus, als ihr Bruder mit dem Schwerte, und trug eine Scheere immer an dem Gürtel, mit der man dem Könige die Tonsur scheeren müsse, wenn man ihn ins Kloster stecke.[3] Und doch hatte der Heinrich III. in Paris. Muthlosigkeit.

---

[1] Henri Martin, l. c. X, p. 39—44.
[2] De Thou, l. c. t. IV, l. 87, p. 458—479.
[3] Über Heinrichs Kronen haben die Ligisten den Vers gemacht:

„Qui dedit ante duas, unam abstulit, altera nutat,
Tertia tonsoris est facienda manu.“

König den Muth nicht, diese einflussreiche Feindin aus Paris zu vertreiben. Ein Prediger sollte wegen aufrührerischer Reden verhaftet werden, doch die Menge wehrte sich dagegen und der König stand furchtsam vor weiterer Verfolgung ab. Dabei feierte er, trotz der Leere des königlichen Schatzes, den Carneval mit einer Verschwendung und einem Leichtsinne, dass man ihm die ärgsten Dinge nachsagte. Sein Liebling Epernon wurde Admiral von Frankreich und bekam die bedeutendste Statthalterei, die Normandie. Die Ligisten verbreiteten eine Schrift „Die Großthaten des Herzogs von Epernon gegen die Ketzer", — auf jeder Seite stand aber nur das Wort „Rien" („Nichts"). Dies hieß reizen, ohne die Kraft zum Schlag zu sammeln. Katharina. Selbst Katharina war um diese Zeit gegen ihren Sohn. Auf ihre Vorwürfe sagte ihr Heinrich III., er wolle nach seinem eigenen Ermessen handeln und bitte sie, sich fortan nicht mehr in seine Angelegenheiten zu mischen. Sogleich neigte sie sich den Guisen zu.

Diese hatten ihre Zeit besser benützt. Auf einer Zusammenkunft zu Nancy, dann zu Soissons, stellten die Häupter der Liga ihre Forderung an den König: er solle sich entschiedener und offener mit ihnen verbinden, alle schädlichen Personen aus seinem Dienste entfernen, die Beschlüsse des Concils von Trient annehmen, die Inquisition einführen, die Güter der Häretiker verkaufen, im Kriege solle man keinem Gefangenen das Leben schenken, von dem man nicht annehmen dürfe, dass er fortan als Katholik lebe. Die Stimmung in Paris wurde immer gereizter, die Widersetzlichkeit gegen den König im Lande immer offener. Epernon stieß auf Hindernisse, als er seine Statthalterei antreten wollte. Dem Könige wurde mitgetheilt, dass die Sechzehn ihre Kräfte schon gemustert und 30.000 Mann zur Verfügung hätten und nur auf die Ankunft Guises harrten und dass dieser versprochen habe, bald zu kommen. Philipp II. trieb Guise voran, denn Heinrich III. hatte der Königin von England große Hilfe versprochen im Falle einer Landung und der Spanier musste also darauf denken, dem Könige von Frankreich Schwierigkeiten im eigenen Lande zu bereiten.

Forderungen der Liga.

Heinrich III. zog Truppen in der Nähe von Paris zusammen, namentlich Schweizer, ließ aber zugleich mit Guise unterhandeln und ihn bitten, später befehlen, nicht nach Paris zu kommen. Heinrich Guise aber wich dem Boten aus und erschien mittags am 9. Mai 1588 von wenigen Reitern begleitet in der Hauptstadt.[1]) Sobald das Volk ihn erblickte, tönte der Jubelruf durch die Straßen: „Es lebe Guise, die Säule der Kirche!" Man küsste sein Kleid, man warf sich vor ihm auf die Knie, Blumen regneten auf ihn herab. Eine Frau rief: „Jetzt will ich gerne sterben, da Guise uns gerettet hat!" Strahlend vor Freude grüßte der schöne, stattliche Held nach allen Seiten das Volk, welches den Königsgruß für ihn auf den Lippen hatte. Katharina wurde bleich, als Guise in ihr Gemach trat: „Ich hätte Euch lieber zu einer anderen Zeit gesehen", doch ließ sie den König bitten, zu ihr zu kommen. Als Heinrich III. es zornig verweigerte, machte sich Katharina, obschon krank, dennoch auf, den Herzog zu ihm zu führen. Während Guise unter unermesslichem Jubel des Volkes neben ihrer Sänfte zum

Guise in Paris.

[1]) De Thou, l. c. t. IV, l. 90. — Davila, l. c. I, p. 580—592.

Louvre schritt, ward dort berathen, ob man ihn nicht sogleich tödten solle. „Er ist gekommen, bei Gottes Tod, er soll sterben!“ rief der König. „Schlagen Sie den Hirten und die Schafe zerstreuen sich,“ sagte ihm ein Rathgeber. Ruhiger Denkende machten auf die Unmöglichkeit aufmerksam, dem Zorne des Volkes über eine solche That zu widerstehen. In diesem Augenblicke kam Guise mit der Königin in die Halle. „Ich habe Ihnen befohlen, nicht zu kommen,“ schrie ihn der König an. — „Ich komme mich zu rechtfertigen gegen die Verleumdungen meiner Feinde.“ — Katharina nahm ihren Sohn auf die Seite, um seinen Zorn zu beschwichtigen. Indes entfernte sich Guise, bleich vor Schrecken über die Gefahr, in die er sich tollkühn gestürzt hatte. In der Nacht rüsteten beide Theile. Guise beim König.

Am andern Tage erschien Guise wieder in dem Palaste, aber in Begleitung von 400 Gewappneten. Es kam zu heftigen Erklärungen. Indes wuchs die Gährung in Paris. Der König ließ Truppen in die Stadt kommen, aber zu seinem Unglücke wurden sie falsch aufgestellt und verzettelt, statt sie in der Nähe des Louvre beisammen zu halten. Wenn Guise die Seele des Aufruhrs war, so hätte man ihn in seinem Palast abschließen sollen, — er rüstete sich auch auf einen Angriff. Der König versäumte jedoch die geeignete Zeit zum Handeln und machte dadurch seinen Gegnern Muth. Katharina sandte im Auftrage ihres Sohnes an Guise das Angebot der Verzeihung für ihn und seine Freunde, wenn er sogleich die Stadt verlasse. „Wer Angst hat, soll gehen!“ rief er und blieb. Eine Liste von 120 Männern, die vom Könige zur Hinrichtung bestimmt seien, Guise an der Spitze und nach ihm die angesehensten Bürger von Paris, wurde verbreitet, um die Stimmung der Bevölkerung zur Empörung zu reizen. Die Haltung wurde mit jeder Stunde drohender. Die Studenten schlossen sich den Ligisten an, die Anhänger des Königs dagegen verloren den Muth. Seine Schweizer wurden durch Straßenketten und Barricaden voneinander getrennt.

Der 12. Mai 1588 heißt davon „la journée des barricades“.[1]) Man verrammelte nämlich die Zugänge der Straßen mit großen Bauhölzern, Pflastersteinen und Körben, welche mit Schutt gefüllt waren. Brissac hatte ihren Bau geleitet. Vom Könige ungnädig behandelt, der seine Ernennung zum Admiral mit den Worten abschlug: „Brissac taugt nichts zu Land und nichts zur See“, nahm dieser jetzt Rache an Heinrich: „Taug' ich nichts zu Wasser und nichts zu Land, so vermag ich doch etwas auf dem Pflaster!“ Durch die Barricaden wurden des Königs Söldner überall Gefangene des Volkes. Paris glich einem stürmisch bewegten Meere. Von den Fenstern, von den Dächern begann jetzt der Angriff auf die Truppen, die einen erfolgreichen Widerstand nicht mehr leisten konnten, und froh waren, zu capitulieren. Die Schweizer hoben ihre Rosenkränze in die Höhe, um zu zeigen, dass sie Katholiken seien, und baten um Gnade. Andere riefen: „Es lebe Guise!“ — „Sonst waren wir nur Fliegen,“ rief ihm einer aus der Menge zu, „durch Eure Gegenwart sind wir Löwen!“ Im Louvre herrschte Schrecken. Der König sandte an Guise, er möge den Aufstand beschwichtigen. Anfangs antwortete Guise kalt: „Der Stier sei los, er könne ihn nicht anbinden“, bald aber beschloss er, seine Macht und seine Großmuth zu zeigen. Einen Stab in der Hand gieng er durch die Straßen; während das Volk ihm zurief: „Nach Rheims, nach Rheims!“ grüßte er beschwichtigend: „Das ist zuviel, meine Freunde, es lebe der König!“ Bloß mit seinem Worte hemmte er Journée des barricades.

[1]) Raumer, Briefe aus Paris, I, S. 321.

den Kampf. Die Schweizer durften abziehen, ihre Waffen wurden ihnen zurückgegeben, die Verwundeten wurden gepflegt. Ebenso leicht hätte jedoch das Volk auf seinen Ruf den König in seinem Palaste angegriffen.

Alexander von Parma sagte bei der Nachricht: Guise habe für den Scherz zu viel und für den Ernst zu wenig gethan; ein Unterthan, der das Schwert gegen seinen König ziehe, dürfe die Scheide nicht mehr finden. Wollte Guise Heinrich III. entthronen? Nein! Der Vollgehalt seiner Wünsche liegt in den Forderungen, die er an Katharina stellte, die jetzt zur Verhandlung in seinen Palast kam: für sich die Stelle eines Generallieutenants des Königreiches und die Führung des Krieges gegen die Hugenotten, alsbaldige Einberufung der Stände, die ihn in dieser Würde bestätigen sollten; — Heinrich von Navarra muss für unfähig erklärt werden, den Thron zu besteigen, Entfernung der Günstlinge des Königs und der Fünfundvierzig, so hieß die Leibwache, Minderung der Steuern. Für seine Freunde forderte er die ersten Würden: Mayenne sollte Admiral werden, Brissac Obergeneral des Fußvolkes und Gouverneur von Paris; die Liga erhalte sechs Sicherheitsplätze.[1] Katharina fand diese Forderungen hart, sie enthielten in der That die Abdankung des Königs. Guise blieb unerbittlich: „Die Arznei ist bitter, aber heilsam!" Im Louvre herrschte Schrecken. Am andern Tage gieng Katharina noch einmal zu Guise. Unterwegs hörte sie, dass der Angriff auf das Louvre beginnen sollte, sie sandte alsbald einen Boten an den König, welcher schnell in die Tuilerien eilte und mit wenig Begleitern durch das einzige Thor, das noch offen war, davon ritt. „Madame, ich bin verloren," sagte Guise, als er dies hörte, „und während Sie mich mit Unterhandlungen hinhalten, geht der König fort, um mich zugrunde zu richten."[2] — In der That war sein Plan, den König so einzuschüchtern, dass er ihm die Generallieutenantsstelle des Königreiches bewilligen müsse, durch diese Flucht vereitelt. Auf der Höhe von Chaillot sah Heinrich noch einmal auf die Hauptstadt zurück: „Undankbare Stadt! ich hab' so viel für dich gethan, ich hab' dich mehr geliebt als meine Gattin."[3] — Er sollte nie mehr in ihre Thore einziehen.

Guises Plan.

Der König entflieht.

Guise suchte nun Ordnung herzustellen. Die Barricaden wurden abgetragen, das Volk lauschte auf jedes seiner Worte und vollzog seinen Wink. Er forderte die Behörden auf, an ihre Geschäfte wieder zu gehen. Katharina und die Gemahlin Heinrichs III. waren noch in der Stadt, ihre Gegenwart galt als Anzeichen, dass der Bruch noch nicht vollständig sei. Zugleich versäumte Guise aber nicht, sich zum Widerstande zu rüsten. Er hob in Paris zwei Regimenter aus, er zog Verstärkung an sich, er bemächtigte sich einiger festen Plätze, er brachte seine Anhänger in die wichtigsten Ämter. Und von Paris aus er-

Stellung der Parteien.

---

[1] Davila, l. c. I, p. 601—663.

[2] „Me voilà mort, Madame, tandis que votre Majesté m'amuse ici, le Roi s'en va pour me perdre."

[3] „O ville ingrate, je t'ai plus aimée que ma propre femme."

giengen sogleich Schreiben an die anderen Städte, wie die Hauptstadt die Freiheit und die Religion des Landes gerettet habe und dass man sich der Hauptstadt anschließen müsse. Auch Guise erließ ein Sendschreiben, in welchem er den 12. Mai einen herrlichen Tag nannte, an welchem sich Gottes unfehlbarer Schutz gezeigt habe: „Er hätte den König tausendmal gefangen nehmen können, wenn er gewollt hätte; er habe aber alles gethan, um den Frieden und das Recht herzustellen. Leider habe ihm der König durch seine Flucht eine glückliche Gelegenheit entzogen, ihm seinen guten Willen zu zeigen, jedoch werde er alles thun, um ihm das Ansehen wieder zu verschaffen, um welches ihn seine schlimmen Räthe gebracht hätten.“ Diese Sprache war stolz.[1] Sendschreiben.

Umso demüthiger lautete ein Sendschreiben Heinrichs III. an die Statthalter und an die Städte aus Chartres, wohin er geflohen war: es schmerze ihn, dass die Stadt Paris habe glauben können, er zweifle an ihrer Treue und er habe eine ständige Besatzung in ihre Mitte legen wollen. Er klagte über Guise, als den Mann, der an allen Unruhen schuld sei; er beschwerte sich bei Philipp II. über das Benehmen seines Gesandten; er versicherte den Papst seines festen Entschlusses, der Ketzerei ein Ende zu machen; vor den Deputationen der Pariser Behörden, die ihn baten zurückzukehren, betheuerte er seine Bereitwilligkeit, wie ein guter König und Vater seine Kinder wieder aufzunehmen. Ein Zug von Ligisten aus Paris und Neuilly nach Chartres, um Gott zu bitten, dass er das Herz des Königs besänftige, bezeichnet den Geschmack der Zeit und die Art, wie man den König zu rühren hoffte. Sein ehemaliger Liebling Joyeuse, der seit einem Jahre in den Kapuziner-Orden getreten war, spielte die Rolle des Heilandes, wie er nach dem Calvarienberge gieng. Blutstropfen waren in sein Gesicht gemalt, eine Dornenkrone auf seinem Haupte befestigt; hin und wieder stieß er Klagetöne aus und schien unter der Schwere des Kreuzes niederzusinken, das aber nur von Pappe gemacht war.[2] So oft er niederfiel, warfen sich zwei junge Kapuziner, der eine als Jungfrau Maria gekleidet, der andere die Magdalena vorstellend, vor ihm nieder und vergossen falsche Thränen. Vier Trabanten hielten den vermeintlichen Heiland am Stricke und gaben ihm von Zeit zu Zeit Geißelhiebe. Ein langer Zug von Bürgern folgte. Der König war empört, dass man das Geheimnis der Erlösung in eine Farce verwandle, und rief laut, dass er in dieser Procession viele Rebellen sehe. Anderen erklärte er, es sei abgeschmackt, die Religion gegen ihn zum Vorwande zu nehmen, es gebe in der Welt keinen katholischeren Fürsten als ihn. Es fehlte nicht an Städten, wie Lyon, welche ihre Entrüstung kundgaben über die Vorgänge in Paris und den König ihrer Treue versicherten. Aber Heinrich hatte nicht Muth genug, die Mittel zum Widerstande zu sammeln und kräftig als König aufzutreten — und indes gewannen die Ligisten in Frankreich mehr Boden und zuletzt gab der König nach durch das sogenannte Edict von Rouen vom 19. Juli 1588. Procession. Lyon.

Heinrich III. verhieß, die Ketzerei zu unterdrücken, sich an das Concil von Trient zu halten; nur ein Katholik könne den französischen Thron besteigen, nur ein Katholik ein öffentliches Amt bekleiden, wegen des Geschehenen solle niemand zur Untersuchung gezogen oder bestraft werden. Die Obrigkeiten, welche Guise eingesetzt hatte, nahm der König als rechtmäßig an. Die Edit de réunion 1588.

[1] Henri Martin, l. c. X. p. 79.
[2] De Thou, l. c. t. VI, l. 90, p. 181.

Güter der Hugenotten und ihrer Gönner sollten verkauft werden. Jeder solle diesen Vertrag (Union) beschwören, aber auch für die Zukunft alle Umtriebe und Verbindungen aufgeben. Am 4. August 1588 ward Guise zum Oberfeldherrn ernannt, der Cardinal von Bourbon als erster Prinz von Geblüt bezeichnet. Am 3. September entließ Heinrich alle seine Minister. Es blieb nur noch eines übrig, nach Paris zurückzukehren. Katharina rieth dazu. Der König weigerte sich dessen und blieb in Chartres unter dem Vorwande der nöthigen Vorbereitungen für die Stände, welche nach Blois auf den 15. September einberufen waren. Heinrich hatte in allem nachgegeben, zum Theile aus Furcht, dass das spanische Heer, welches damals auf der Fahrt nach England war, in Frankreich lande. Die ganze Welt war gespannt auf das Schicksal der Armada, das für die Stellung der Parteien in Europa als entscheidend galt. —

Die Armada. — Ende der Guisen und Heinrichs III.

Das Ende des Aufstandes in den Niederlanden schien bevorzustehen und das spanische Heer anderweitig verwendet werden zu können, seit der hochbegabte Farnese nicht bloß Flanderns, Mechelns und Brabants, sondern auch nach einer dreizehnmonatlichen, höchst denkwürdigen Belagerung, in welcher beide Theile an Tapferkeit, List und Ausdauer miteinander wetteiferten, sich 27. August 1585 des reichen Antwerpens[1]) bemächtigt hatte. Das Vertrauen der Generalstaaten, die seit dem Tode Wilhelms seinem nicht minder schlauen und thätigen, aber mehr kriegstüchtigen Sohne Moriz die Besorgung der Kriegssachen zu Wasser und zu Land übertragen hatten, sank schnell unter solchen Schlägen und die Kriegszucht verfiel. Nachdem die Staaten vergebens sich an Frankreich gewendet, boten sie England die Oberhoheit für Hilfe an. Elisabeth lehnte klug die Landesherrlichkeit ab, sandte aber 5000 Fußknechte und 1000 Reiter unter ihrem Lieblinge Leicester.[2]) Als Unterpfand der Kostenerstattung besetzten die Engländer Vliessingen, Briel und Schloss Rammekens auf Walcheren. Unterstützung von Unruhen in fremden Ländern erschien damals schon den Staatsmännern der Elisabeth als der eigentliche Vortheil Englands. Leicester kam 20. December 1585 als Oberstatthalter. Moriz nahm von ihm die Bestellung als Statthalter von Holland und Seeland und Ludwig von Nassau als Statthalter von Friesland an. Leicester trachtete nach wirklicher Macht, aber Moriz, Ludwig und die Partei der alten Stadtgeschlechter unter Führung Oldenbarneveldts traten ihm entgegen. Gerade Oldenbarneveldt setzte im Misstrauen gegen geheime Verhaltungsbefehle die Ernennung des Moriz zum Statthalter von Holland, Seeland und Friesland durch. Leicester begünstigte die Calvinisten und Demokraten, die Eingewanderten, welche nach gleichen Rechten mit den alten Geschlechtern strebten, und wurde der eigentliche Begründer der Statthalterpartei, welche die souveräne Gewalt über Gleichberechtigte in den General-

Moriz von Oranien.

Elisabeth.

Statthalterpartei.

[1]) Ant Werft = am Werft.
[2]) Lingard, Geschichte Englands, VIII. S. 282—290.

staaten und dem Statthalter concentriert sehen wollte, während die Staaten-partei die Souveränität in den Händen der einzelnen Staaten sah und die Macht des Generalstatthalters nur als eine von ihnen übertragene bezeichnete und zugleich Unterwerfung der Geistlichkeit unter die Staatsmacht und Toleranz im Interesse des Handels verlangte. Leicester zeigte sich verstimmt, die Staaten argwöhnisch, als Heerführer leistete er nichts, Grave und Venloo giengen 1586 an Farnese verloren; 1586 im December entsagte er für immer der lästigen Oberstatthalterwürde und kehrte nach England zurück. Staaten-partei.

In seiner Sendung hatte Elisabeth offen die Niederländer unterstützt, nachdem sie dies längst insgeheim gethan. Parma hatte Philipp II. öfter gemahnt, in England würden die Niederlande eigentlich geschlagen. Der König hatte Rache für viele Feindseligkeiten zu nehmen und rüstete seit lange. Er allein nahm die Herausforderung an, die in der Hinrichtung Marias an alle Katholiken gerichtet war.[1]) Die Königin von England hatte seine Unterthanen in den Niederlanden zur Empörung gereizt und darin unterstützt. Ihre Schiffe hatten Verheerung und Raub an seine Küsten getragen. Überall fanden seine Pläne an ihr eine Gegnerin. Er hatte jetzt den Mord einer Verwandten zu rächen. Zugleich galt es, den katholischen Glauben in England wieder herzustellen, und für Spanien, da Maria ihm ihre Rechte im Testament übertragen hatte, ein Königreich zu gewinnen. Die Vorbereitungen waren großartig. In allen Häfen wurde seit 1583 gerüstet. 1588 war die unüberwindliche Armada beisammen, 8. Mai verließ sie Lissabon: 138 Schiffe mit 8000 Matrosen und 20.000 Mann Landungstruppen, mit 2000 Kanonen, 100.000 Centnern Pulver, 7000 Musketen, 10.000 Äxten und Lebensmitteln auf sechs Monate. Den Oberbefehl über das Unternehmen übertrug er dem Herzog von Parma, der in den Niederlanden 30.000 Mann zusammenzog und den Wald von Waes niederschlagen ließ, um diese Truppen auf die englische Küste hinüberzuführen. Krieg mit England. Armada.

Papst Sixtus V. versprach, eine Million Ducaten beizusteuern, sobald das spanische Heer an der englischen Küste gelandet sei. Dr. Allen, der Rector des Seminars zu Rheims, wurde zum Legaten des heiligen Stuhles für England ernannt. In einem Manifeste warf Philipp II. der Königin ihre Geburt, ihre Ketzerei, ihre Ausschweifung, ihre Grausamkeit, ihre Verstellung vor. Wem die Rüstung gelte, darüber waltete lange ein Geheimnis — ob den Niederlanden, ob Westindien, ob Afrika? Als die Gefahr immer drohender wurde, hoffte Elisabeth durch Friedensunterhandlungen dieselbe abzuwenden. Philipp II. gieng darauf ein und Heinrich III. kam in große Unruhe, Elisabeth möge sich mit dem Könige von Spanien gegen ihn verbinden; er sandte nach Constantinopel,[2]) um den Sultan zum Kriege gegen Spanien zu reizen, und bot Elisabeth ein Bündnis gegen Philipp an. Dieser kannte alle Umtriebe, setzte mit einem Eifer ohne-

[1]) Mignet, Maria Stuart, Cap. 11.
[2]) Charrière, Négociations, III, p. 781—786, 814—819, 845—879, 884 bis 889, 907, 919, 929.

gleichen seine Rüstungen fort und reizte den Herzog von Guise, dass dieser mit Heinrich III. brach und diesen durch den Barricaden-Tag vom 12. Mai 1588 in solche Ohnmacht versetzte, dass Heinrich III. erklärte, er könne der Königin von England nicht einmal mit seinen Thränen beistehen, denn er brauche sie, um sein eigenes Unglück zu beweinen. Der lange vorbereitete Schlag sollte seine Gegner zerschmettern und die Macht der Kirche und die Macht Spaniens gleichsehr neu begründen.

Philipps Fehler.

Aber so vorsichtig sonst Philipp war, jetzt verlor er die Besonnenheit: den klugen Plan, in Schottland landen zu lassen, wo er den Adel und das Volk bereit gefunden hätte, gegen England den Kampf zu beginnen, verwarf er, wie den Gedanken, Irland zur Operations-Basis gegen England zu machen, und gab plötzlich den Befehl zur Abfahrt gerade gen England. Das Meer war ihm nicht günstig. Ein Sturm in der Nähe des Cap Finisterre zerstreute und beschädigte seine Schiffe. Der tüchtige Admiral Santa Cruz wurde in Ungnade entlassen und starb aus Kummer darüber.[1]) Der Herzog von Medina Sidonia, ein vornehmer Herr, aber kein kühner Admiral, kam an seine Stelle. Jetzt begriff Elisabeth die ganze Größe der Gefahr. Die Zögerung, bis die spanischen Schiffe wieder gesammelt und ausgebessert waren, gab ihr Zeit, sich zu rüsten. Die Noth siegte jetzt über ihren Geiz, und das englische Volk, auch die Katholiken, antwortete auf ihre Ankündigung der Gefahr mit einer Bereitwilligkeit, die in Erstaunen setzt. Alle wehrhaften Männer vom achtzehnten bis zum sechzigsten Jahre wurden zur Vertheidigung aufgefordert. Bei Tinbury, an der Mündung der Themse, wurde ein befestigtes Lager errichtet. Die Stadt London, von welcher die Regierung fünfzehn Schiffe verlangte, stellte achtunddreißig. In kurzer Zeit war eine Flotte von einundneunzig Fahrzeugen, mit einer Bewaffnung von 15.000 Mann beisammen, tüchtige Führer, wie Franz Drake, an der Spitze.[2])

Am 20. Juli 1588 lichtete die Armada zum zweitenmale die Anker: sie glich mit ihren großen Kriegsschiffen einer auf dem Meere schwimmenden Festung. Glücklich kam sie über die Spitze der Bretagne. Der Wind war günstig. Jetzt ein Angriff auf die englische Flotte und die Spanier wären Sieger gewesen. Allein der Herzog von Medina Sidonia erklärte seinen kampflustigen Capitänen den Befehl des Königs, welcher ihm jeden Kampf verbot, bevor er sich mit dem Herzoge von Parma vereinigt habe. Und dieser Befehl, fern vom Schauplatze ertheilt, war der zweite Missgriff, der das ganze Unternehmen scheitern machte, denn der günstige Augenblick wurde versäumt. Im Canal waren die kleinen englischen Schiffe mit ihren der Klippen kundigen Führern besser am Platze, als die mächtigen Gallionen, und in kleinen Gefechten waren die Engländer glücklicher. Ehe noch der Prinz von Parma zur

[1]) Strada l. c. II, IX, p. 652.

[2]) Mignet, Maria Stuart, Cap. 11. — Michelet, La Ligue et Henri IV. p. 186 - 202.

Armada stoßen konnte, brach in der Nacht vom 8. auf den 9. August ein furchtbarer Sturm aus, der die spanische Flotte zerstreute und vier Schiffe verschlang. Schon waren fünfzehn Schiffe mit 5000 Mann verloren. Der Sturm trieb nach Norden, Medina Sidonia wagte nicht mehr durch den gefahrvollen Canal zurückzukehren und fuhr um England, Schottland und Irland herum, stets vom Sturme verfolgt und das Meer mit den Trümmern seiner Schiffe bedeckend. Indes hatte sich König Jakob VI. ganz auf die Seite Elisabeths geschlagen, die kriegslustigen Schotten kamen nicht in Bewegung und das Unternehmen, das hundert Millionen Ducaten gekostet, war gescheitert. Mit stolzer Ruhe vernahm Philipp den Untergang seiner Flotte. „Ich danke Gott," sagte er, „dass er mir die Mittel gegeben hat, einen solchen Verlust leicht ertragen zu können, und dass ich imstande bin, eine ebenso große Flotte nochmals herzustellen. Ein Zweig ist abgehauen, aber noch grünt der Stamm und vermag einen neuen zu treiben" — und schrieb ruhig weiter. Jede öffentliche Trauer ward verboten, dagegen Gebete veranstaltet, um den Beistand Gottes für den König zu erflehen, damit seine Handlungen zur Verherrlichung der Kirche und zum Wohle der Christenheit gereichen. Die Spanier trösteten sich damit, dass die Stürme schuld seien am Verluste, allein der König fand die Mittel, ein neues Unternehmen gegen England zu veranstalten, nicht mehr. Das Schicksal der Armada bezeichnet einen Wendepunkt der Dinge, das Sinken der spanischen, das Aufsteigen der englischen Macht, eine Schranke in der neuen katholischen Bewegung. England und Schottland blieben protestantisch und Spanien vermochte die Niederlande nicht zu bezwingen. Wie ein Mann, der an der Lösung einer Riesenarbeit sich erschöpft hat, sank Spanien in Ermattung zurück.[1]) Spanien sinkt.

Die Ligisten waren bestürzt über Philipps Unglück, dieser aber schloss sich ihnen nur umso näher an,[2]) denn seine Sache war die ihrige geworden. Unter der Spannung auf das Schicksal der Armada waren die Wahlen zustande gekommen, großentheils im Sinne der Sechzehn, welche eine Beschränkung des Königthumes durch die Stände anstrebten: Krieg, Frieden, Steuern, Besetzung der Ämter, Verleihung der Gnaden, alles sollte von den Ständen abhängen. Am 2. October 1588 eröffnete der König die Stände zu Blois. Gleich die Vorfrage, ob man nicht gleich beschließen statt bitten solle, da der König doch nur Präsident der Stände sei, von denen alle Macht komme, zeichnete den Geist der Mehrheit. Am 16. October trat der König vor dieselben mit einer Rede, die mit Geist aufgesetzt und mit Kraft und Anmuth vorgetragen war. Er gestand offen die Fehler, die früher begangen worden seien, verhieß aber feierlich, in Zukunft ganz nach dem Willen der Stände zu regieren. Übrigens habe er nicht zu erröthen über Umtriebe gegen die wahre Freiheit, die Verzögerung der Reformen im Königreiche falle nicht ihm zur Last; er wäre lange mit seinen Gegnern fertig geworden, wenn nicht der unmäßige Ehrgeiz einiger seiner Unter- Frankreich. Die Stände in Blois 1588. Rede des Königs.

[1]) Mignet, Maria Stuart, Cap. 11.
[2]) Michelet, l. c. p. 266.

Heinrich III. und Guise.

thanen ihn daran gehindert hätte. Damit war Guise gemeint, der als Großmeister des königlichen Hauses in der Nähe des Königs saß (wie Matthieu erzählt), „gekleidet in weißen Atlas, sein Auge durchdrang die Schar der Abgeordneten, um seine Diener herauszufinden und auszuzeichnen und sie mit einem einzigen Blicke in der Hoffnung zu bestärken, daſs er seinen Plan erreichen und seine Größe begründen werde, und ihnen stillschweigend zu sagen: ich sehe euch." — Schließlich machte der König die Stände verantwortlich vor Gott, wenn sie ihm nicht ohne Hintergedanken, treu in der Thätigkeit für das Wohl des Staates, beiständen.[1])

Demüthigung des Königs

Es war Heinrich III. offenbar Ernst, aber er sollte eine Demüthigung nach der andern hinunterwürgen müssen: er muſste die für Guise berechnete Stelle in seiner Rede für den Druck streichen, im Eide auf die Grundgesetze des Königreiches wurden die Worte: „Treue und Gehorsam dem Könige" gleichfalls gestrichen. Sein Zögern, den König von Navarra der Majestätsbeleidigung für schuldig und dessen Güter für verwirkt zu erklären, muſste er aufgeben. Damals hielten die Reformierten eine Versammlung in Rochelle und legten Verwahrung ein gegen alles, was in Blois beschlossen werde.[2]) Der Herzog von Savoyen, Karl Emanuel, benützte die Wirren in Frankreich und nahm die Herrschaft Saluzzo weg. Der König wollte nun, man solle die einheimischen Streitigkeiten ruhen lassen und die Fremden angreifen; Guise aber setzte den Beschluſs durch, man dürfe den Krieg gegen die Hugenotten wegen Savoyen nicht unterlassen, und seine Anhänger verbreiteten das Gerede, der König selbst habe mit dem Herzog von Savoyen den Einfall verabredet, um die Ausführung des Edictes gegen die Ketzer zu verhindern. Der König sollte Krieg führen gegen die Hugenotten und man bewilligte ihm doch kein Geld dazu. Er klagte seine Noth und die Stände wollten nur Steuernachlaſs.

Die Krisis.

In all diesem Widerstande sah der König nur die Hand von Guise. Zwischen Beiden muſste es zu einem Schlage kommen, Guise war zu weit gegangen. Man nimmt eine solche Stellung dem Könige gegenüber nie ein, ohne ihn zu stürzen, oder von ihm vernichtet zu werden. Heinrich III. hatte zu viel Stolz, um sich wie ein Merowinger von einem neuen Pipin einsperren zu lassen. Warnungen kamen ihm von allen Seiten zu. Nach langen inneren Kämpfen beschloſs er, dem Schlage zuvorzukommen, denn er glaubte, mit Guise die ganze Liga niederzumachen.[3])

Plan gegen Guise.

Unter den Klängen eines Festes, welches die Königin-Mutter wegen der Vermählung Christinens von Lothringen mit dem Herzog von Toscana gab, am 18. December 1588, hielt der König insgeheim mit seinen Vertrauten Rath. Er schilderte die Unbilden, die ihm Guise angethan, wie er ihm mehr habe einräumen müssen als je ein König einem Unterthane, und wie dieser seine Geduld und Gnade auf die härtesten Proben stelle. Guise halte eigenmächtig Mannschaft, lasse Kanonen gießen, Geld prägen und habe hochverrätherische Verbindungen mit dem Inlande und dem Auslande. Den Herzog vor Gericht zu stellen, hielten die Räthe bei der Macht und Kühnheit des Guise für sehr ge-

[1]) Henri Martin, l. c. X, p. 95—103.
[2]) Ibid. p. 105.
[3]) Estoile — bei Michaud, l. c. I, p. 385—441.

fährlich: der König sei oberster Richter — und könne auch ohne die gesetzlichen Formen einen Frevler bestrafen; mit der Schlange sterbe ihr Gift, das Wohl des Volkes sei das höchste Gesetz. — Loignac übernahm es, mit den Fünfundvierzig Guise aus dem Leben zu schaffen. Dieser wurde gewarnt; er war aber von seiner Macht wie berauscht, in eine falsche Sicherheit eingelullt, und schrieb auf ein Blatt voll Warnungen, das er auf seinem Teller fand, einfach die Worte: „Der König wird nichts wagen" und warf das Blatt unter den Tisch. „Wenn ich den Tod durch das Fenster hereinsteigen sehe," sagte er einem Freunde, der ihm Vorsicht empfahl, „so werde ich doch nicht zur Thüre hinausgehen und ihm entfliehen." Guise allzu sicher,

Am 23. December 1588 war in der Frühe Versammlung des Geheimrathes. Als Guise in das Schloss trat, wurde das Thor hinter ihm zugeschlagen. Bald nach seinem Eintritte in den Saal der Berathung wurde er zum Könige entboten. Er brach sogleich auf, wurde aber, indem er die Thüre des königlichen Gemaches öffnen wollte, von hinten am rechten Arme gepackt, während ein Dolchstoß seine Brust traf; ein zweiter, ein dritter folgte. Guise wehrte sich verzweifelt, erlag aber der Menge und hauchte am Fuße des königlichen Bettes sein Leben aus. „Jetzt sind wir nicht mehr unser Zwei," sagte Heinrich, indem er der zuckenden Leiche einen Fußtritt versetzte, jetzt bin ich wieder allein König." — Gleich darauf traten Bewaffnete in den Rathssaal und führten den Cardinal Guise, den Bruder des Herzogs, und den Erzbischof von Lyon gefangen weg. fällt durch Meuchelmord.

Dies fand im ersten Stockwerke des Schlosses statt, unmittelbar über dem Zimmer, in welchem Katharina krank lag. Wie entsetzte sie sich, als Heinrich in ihr Gemach trat und auf ihre Frage, wie er sich befinde, die Antwort gab: „Besser, denn diesen Morgen bin ich König von Frankreich geworden, nachdem ich den König von Paris getödtet habe." — „Du hast den Herzog von Guise getödtet?" rief sie erschrocken, „gebe Gott, dass du nicht König von nichts wirst. Hast du die Folgen überdacht? Zwei Dinge thun dir jetzt noth, Eifer und Entschlossenheit!" — Heinrich verließ sie voll Zuversicht. Sogleich wurde Befehl gegeben, auch die übrigen Häupter der Ligisten durch das ganze Reich gefangen zu nehmen. Nach zwei Tagen ward auch der Tod des Cardinals Guise beschlossen. Aus Furcht vor der Excommunication wollte sich aber kein Scharfrichter finden. Ein Hauptmann nahm den Mord zuletzt auf sich. „Vollzieht Euren Auftrag!" sagte der Cardinal, nachdem er kurze Zeit gebetet und sein Haupt mit seinem Kleide bedeckt hatte, und empfieng den Todesstoß. Die Leichen beider Guisen wurden in ungelöschten Kalk geworfen, um ihren Anhängern keine Reliquie zu hinterlassen. Als der Cardinal von Bourbon, bei dem sie Trost suchte, der Königin-Mutter antwortete: „Ja, Madame, Sie sind es, die uns alle zur Schlachtbank geführt hat", wurde Katharina von einer Art Verzweiflung ergriffen. Sie starb wenige Tage darauf am 5. Januar 1589, siebzig Jahre alt, von allen vernachlässigt,[1]) am meisten von dem Sohne, dem sie ihre Liebe zugewendet hatte. Sechzehn Jahre früher hatte Guise in ähnlicher Weise der Leiche Colignys einen Tritt gegeben. Es schien ein Fluch auf den Anstiftern der Bartholomäusnacht zu liegen, dass sie einer durch die Hand des andern fallen sollten, und auch Heinrich III. werden wir bald den andern ins Grab nachsteigen sehen. Katharina. Mord des Cardinals. Katharina Medici stirbt.

[1]) „L'on n'en fit pas plus compte que d'une chèvre morte" — heißt es über ihren Tod — bei Estoile.

Heinrich III. säumig.

Im Augenblicke, wo Katharina starb, schien der Zweck, warum der König seinen Jugendfreund, seinen Gesinnungsgenossen in religiösen Dingen, durch Meuchelmord geopfert hatte, schon verfehlt. Heinrich sagte zwar, er werde jetzt selber regieren, allein er überließ sich wieder seiner weichlichen Unthätigkeit, während er, wenn er schnell mit einigen Truppen nach Paris vorgedrungen wäre, den Bund seiner Gegner hätte sprengen können. So aber gab er ihnen Zeit, sich zu sammeln.

Mayenne.

Der Herzog von Mayenne wurde in Lyon gewarnt und entkam durch das eine Thor, während des Königs Bote, der ihn verhaften sollte, durch das andere Thor einritt. In ihm war der Partei der Liga ein kriegskundiger Führer und zugleich der Bruder des Guise erhalten. Über Burgund begab sich Mayenne nach Paris, um an der Spitze der Liga den Mord seiner beiden Brüder zu rächen. Der König bot ihm vergebens eine Statthalterschaft an, wo ihm jetzt eine Krone winkte: Mayenne nannte den König nur einen Elenden, der mit dem Morde seiner Brüder besudelt sei.

Paris trauert,

In Paris traf die Nachricht von den Ereignissen zu Blois abends am 24. December ein. Die Stadt schien überwältigt von Schmerz und Staunen. Es war kein Weihnachtsabend fröhlich wie sonst, kein heiteres Volksgewühl, kein Orgelklang, kein Gesang. Die Messen wurden lautlos abgehalten, die Stille wurde nur durch Schluchzen unterbrochen. Als aber die Prediger die Kanzeln bestiegen, so wurde nur der schmachvolle Mord des edlen Helden geschildert und daran erinnert, dass alle Katholiken sich vereinigen müssten, eine solche Unthat zu rächen, den letzten Heller und letzten Tropfen Blut daran zu wagen — und alle hoben die Hände empor und schworen den Eid, selbst solche, die nicht dafür waren, aus Furcht, in Stücke gerissen zu werden. Von den Kirchen stürzte das Volk gegen das Stadthaus, wo sogleich der Herzog von Aumale zum Befehlshaber, bis zur Ankunft Mayennes, ernannt wurde. — Die Trommeln wirbelten, die Sturmglocken ertönten, man hob überall Soldaten aus, man bemächtigte sich der Cassen, man verhaftete offenkundige Anhänger des Königs oder Männer gemäßigter Ansicht, wie die Politiker, sandte aber doch eine Botschaft an Heinrich III., um die Gefangenen loszubekommen, und der König suchte in der That durch Nachgiebigkeit noch einmal Paris zu gewinnen, statt zu Pferd zu steigen und die meuterische Hauptstadt Gehorsam zu lehren. — Auf eine Anfrage erklärte die Sorbonne: das Volk des Königreiches sei seines Treueides gegen Heinrich III. entbunden und könne sich mit gutem Gewissen zur Vertheidigung der Religion gegen seine ruchlosen Pläne bewaffnen. Gemälde, welche die Ermordung des Herzogs und des Cardinals abbildeten, wurden öffentlich ausgestellt, die Wappen, die Bilder des Königs wurden überall zerstört. Eine Procession der Kinder gieng von einer geweihten Stätte zur andern und warf die brennende Kerze mit den Worten zur Erde: „So lösche Gott das Geschlecht der Valois aus!“ — In nächtlichen Processionen drückte die Bevölkerung ihre Trauer aus und erflehte den Sieg.[1]

rüstet wider den König.

Die Sechzehn wussten die Gährung auf ein Ziel hinzuleiten, Kampf gegen den König, Freiheit der Städte unter Führung von Paris. Sie priesen

[1]) Welche Wirkung auf treue Anhänger der Mord des Heinrich Guise ausübte, mag zeigen, dass der Advocat Vechoris darüber starb, nachdem er das Bild des Königs zerrissen und das Bild Guise's geküsst hatte. So erzählt Estoile.

das Verfahren der Schweizer in Begründung der Freiheit. Die Parlamentsräthe, welche für König und Gesetz waren, wurden verhaftet und andere an ihre Stelle gesetzt. — Und wie die Hauptstadt, so riss sich der größte Theil des Landes vom König los.

Die Stände in Blois wagten im ersten Schrecken nur einen passiven Widerstand. Sie schilderten in ihren Schlusserklärungen die Unordnung der Staatsverwaltung. Der Sprecher des dritten Standes betonte das sittliche Versinken des Volkes: „Gotteslästerung ist bei vielen Unterhaltung, Ehebruch ihr Vergnügen, Zauberei erfüllt die Gemüther und beschäftigt die Neugierde, Simonie ist gewöhnlicher Handel. Der Glanz der Gerechtigkeit ist verdunkelt, der Raub schreitet mit offener Fahne durch das Königreich.“ — Die Mehrzahl der Abgeordneten sprach sich rasch für die Liga aus. Mayenne traf indessen am 10. Februar 1589 in Paris ein, wo auch Mendoza sich jetzt aufhielt, er setzte einen Staatsrath ein aus vierzig Mitgliedern aller Stände, ein schlagendes Zeichen des demokratischen Charakters der Bewegung. Um diesen zu brechen, nahm Mayenne vierzehn Mitglieder theils aus dem hohen Clerus, theils aus dem Adel hinzu. Mayenne erhielt den Titel „Lieutenant général de l'état royal et de la couronne de France“ und sollte seine Macht dauern, bis die Stände anders bestimmt hätten; er war aber gebunden an die Beschlüsse des Conseil général. Um der Regierung Mittel zu verschaffen, wurden die Güter aller derer, die den Eid auf die Union verweigerten, für verwirkt erklärt. Die Stände wurden auf den 15. Juli nach Paris einberufen. Bald erklärte sich auch fast der ganze Süden gegen Heinrich III.

Die Stände in Blois. Mayenne.

Dieser kam in Blois bald in ein großes Gedränge: kein Geld, keine Truppen, fast das ganze Land in Empörung! Was half es, dass er Mayenne, Aumale, Paris, Orleans in Bann that! Nur langsam trafen einige vom Adel, den er insgesammt zu seiner Hilfe aufgeboten hatte, bei ihm ein. Mächtige und ehrgeizige Männer dachten aus der Verwirrung Vortheil zu ziehen, so sein eigener Schwager Mercoeur, der in der Bretagne sich unabhängig machen wollte. Frankreich war in Gefahr, sich in kleine Gaukönigthümer und einen Haufen städtischer Republiken aufzulösen. Von niemand konnte Heinrich III. jetzt Hilfe erwarten, als von den Hugenotten, und von niemand konnte Heinrich IV. jetzt eine Förderung seiner Pläne hoffen, als von der Verbindung mit dem bedrängten König. Nur der Béarner verfügte über eine compacte Macht, 5000 Mann zu Fuß, 500 Hackenschützen, 500 Reiter, lauter bewährte Krieger. Nur, wenn die Hugenotten sich mit der Sache der Monarchie verbanden, konnten sie, die nur ein Fünftel der Nation ausmachten, Aussicht haben auf Bestand. Von selber machte sich nun die Verbindung zwischen Hugenotten und Royalisten, der Kampf hörte zwischen ihnen sogleich auf.

Noth des Königs. Heinrich IV.

Die Hugenotten sahen im Ende des Guise den Finger Gottes, die Rache für die Bartholomäusnacht. Heinrich IV. war frei vom mächtigsten Nebenbuhler um die Krone — und er hatte geschickte Räthe, so Duplessis-Mornay, der ihn von dem kleinen Festungskriege, welchen der Béarner damals führte, mit

Duplessis-Mornay.

den gesunden Worten abmahnte: „Wenn Sie je König von Frankreich werden wollen, so müssen Sie Ihre Blicke anderswohin richten. Auch die kürzeste dieser Belagerungen hält Sie doch zwei Monate auf und indessen geht Frankreich für Sie verloren. Nehmen Sie all Ihre Macht zu Handen und rücken Sie die Loire hinauf! Der König ist gezwungen, sich in Ihre Arme zu werfen, da seine Hände mit dem Blute der Guisen befleckt sind."

Bund Heinrichs III. und Heinrichs IV.

Am 3. April kam ein Bundesvertrag zwischen den beiden Königen Heinrich zusammen unter der Form eines Waffenstillstandes auf ein Jahr, während dessen der König von Navarra nur nach dem Willen des Königs von Frankreich seine Streitkräfte verwenden und gerade auf Mayenne losgehen, dabei sich aber verpflichten sollte, überall die Person und den Gottesdienst der Katholiken zu achten und zu schützen. Dagegen sollten alle Verfolgungen der Reformierten aufhören und ihnen freie Übung ihres Cultus überall gestattet sein, wo der König von Navarra sich aufhalte und wo ihnen derselbe früher gestattet war.

Damit war das Eis gebrochen. In Plessis-les-Tours fand am 30. April eine Zusammenkunft beider Könige statt. Lange konnte der Béarner vor dem Gedränge des Volkes nicht zum Valois kommen. Sie streckten die Arme einander entgegen, Navarra beugte das Knie, Valois hob ihn auf und umarmte ihn. Jubelruf erfüllte die Luft. Zwei Principien schienen sich umarmt zu haben, Toleranz und Monarchie. Als Heinrich von Navarra den andern Morgen in der Frühe den König ohne jede Vorsichtsmaßregel im Bette mit einem Besuche überraschte, hörte jede Angst vor Nachstellungen von beiden Seiten auf. Das offene, kriegerische Wesen Navarras gewann die Herzen.[1]

Toleranz und Monarchie.

Nun galt es, im Bunde Paris zu gewinnen. Bei Senlis bewährte Heinrich III. in einem Gefechte gegen die Pariser hohen Muth, — die Noth schien seinen männlichen Sinn wieder geweckt zu haben. Auch der Adel fand sich wieder zahlreicher unter seinen Fahnen ein, er suchte im Königthume den Schutz gegen den in der Liga sich regenden republikanischen Geist. Geld schoß Ferdinand von Toscana vor. Aber ein schwerer Schlag traf Heinrich III., als Sixtus V. am 24. Mai ihn feierlich mahnte, den Cardinal von Bourbon freizugeben und binnen sechzig Tagen sich wegen des Mordes des Cardinals Guise zu verantworten. Dagegen wusste ihm Sauci die Hilfe der Schweizer zu gewinnen und mit 40.000 Mann erschienen beide Könige vor Paris, wo die größte Bestürzung herrschte und tiefe Abspannung nach der früheren Erregtheit. Der Geist der Überspannung lebte aber noch in einzelnen, nachdem er die Massen nicht mehr beseelte. Ein junger Dominicanermönch, Jakob Clement, früher Soldat, ein verwirrter, schwacher Kopf, aber mit der Thatkraft ausgestattet, die zuweilen beschränkten Geistern eigen ist, trug sich schon längere Zeit mit dem Gedanken, durch den Mord Heinrichs III. allem Elende ein Ende zu machen. Die Bilder von Brutus und Judith verfolgten ihn: er hatte Erscheinungen, die ihn aufforderten, Frankreichs Tyrannen zu fällen und sich die Märtyrerkrone zu erringen. Mit Empfehlungsbriefen bahnte er sich den Weg durch die Vorposten und gelangte unter dem Vorwande, er habe wichtige Mittheilungen zu machen,

Vor Paris.

Jacques Clement.

[1]) Henri Martin, l. c. vol. X, p. 145—148.

am 1. August bis zum Könige. Während dieser aber den Empfehlungsbrief las, versetzte ihm der Mönch einen Stich in den Unterleib. — „Verruchter Mönch, Du hast mich getödtet!“ schrie Heinrich und schlug den Mörder ins Gesicht, der sogleich von der Leibwache in Stücke gehauen wurde. Die Wunde schien anfangs nicht gefährlich, bei näherer Untersuchung aber verzweifelten die Ärzte am Aufkommen des Königs, der wie ein frommer Christ sich zum Tode vorbereitete und all seinen Feinden verzieh. „Seien Sie überzeugt, mein Bruder, dass Sie nie König von Frankreich werden, wenn Sie nicht katholisch werden und sich vor der Kirche demüthigen“, sagte er zu Navarra. „Meine Freunde,“ sagte er zu den anwesenden Edelleuten, „ich bitte und beschwöre Euch, anerkennt nach meinem Tode meinen Bruder hier als König und leistet ihm, mir zu Gefallen, in meiner Gegenwart, den Eid der Treue.“ Am 2. August 1589 in der Frühe war Heinrich III. eine Leiche. So endete das Geschlecht der Valois, welches Frankreich dreizehn Könige gegeben hatte, nach einer Regierungszeit von zweihunderteinundsechzig Jahren.[1] — Ende der Valois.

Heinrich IV. im Kampfe mit der Liga und Philipp II.

Nach dem Rechte der Geburt war jetzt Heinrich von Navarra König von Frankreich, er stammte im zehnten Gliede von Ludwig dem Heiligen.[2] Wird aber die Richtung siegen, die da sagt: „Der König ist todt, es lebe der König“,[3] oder die andere Richtung, die da behauptet: erst die Salbung in Rheims macht den König und keiner kann König sein, der nicht die Religion bekennt, mit welcher der Staat seit einem Jahrtausend aufs innigste verbunden war? Heinrich IV. bekannte sich damals nicht zum Glauben der Mehrheit der Franzosen. Oder wird endlich der in der Liga gährende republikanische Geist siegen und Frankreich in viele kleine Freistaaten nach Art der Schweiz sich auflösen, oder werden die ehrgeizigen Großen es in Stücke reißen und schwach machen, wie Deutschland? Das war jetzt die große Frage, und dass Heinrich IV. nicht bloß sich den Thron, sondern Frankreich die Einheit erkämpfte und es vor Zertrümmerung bewahrte und das Princip der Toleranz aufstellte, gibt ihm seine Bedeutung in der französischen Geschichte.[4] Lage.

In Paris herrschte Jubel, Gesang, Freudenfeuer über den Tod des Königs. Man pries die Mutter des Clement, dass sie ein solches Wunder geboren. Hätte Mayenne das kühne, geniale, Anhänglichkeit erweckende Wesen seines Bruders besessen, er wäre König geworden. Er war ein tüchtiger Heerführer, doch ein Ehrgeiziger des gewöhnlichen Schlages, der nicht Kraft zur ersten Stelle, aber auch nicht Vaterlandsliebe genug hatte, seine Wünsche dem Gemeinwohle zum Opfer zu bringen. Bemüht, seine gegenwärtige Stellung zu erhalten, einigte sich Mayenne mit Mendoza dahin, den gefangenen Cardinal Bourbon als Paris. Mayenne.

[1] De Thou, l. c. t. IV, l. 96.
[2] Vergl. die Stammtafel der Bourbons und Valois Bd. VI, S. 92 dieses Werkes.
[3] Le mort saisit le vif. Le roi est mort, vive le roi.
[4] Henri Martin, l. c. vol. X, p. 463—468.

Karl X. Karl X. zum König auszurufen; so blieb Mayenne die Gewalt und wurde das Recht der Geburt gewahrt, indem man beim königlichen Stamme blieb, und der Grundsatz, dass nur ein Katholik in Frankreich König sein könne. Aber auch andere Stimmen wurden laut.[1] Boucher, einer der feurigsten Eiferer für die alte Religion, schrieb damals: „Das Volk ist der eigentliche Souverän, das Recht der Wahl ist über dem Rechte der Erblichkeit, das Volk steht immer über dem König, den es sich gibt, es hat immer das Recht über Leben und Tod desselben.“ Manche wollten, Philipp II. solle zum König von Frankreich gewählt werden und statt König von Spanien fortan sich Großkönig nennen. Andere waren für den Herzog von Savoyen, als Enkel Franz' I. von seiner Mutter her, wieder andere für die Infantin Clara Eugenia, als Tochter der Elisabeth von Valois: sie solle mit einem französischen Prinzen vermählt werden und man solle, mit Genehmigung des Papstes, vom salischen Gesetze abstehen.

Volkssouveränität.

Heinrich IV. Nicht minder war der Wirrwarr um Heinrich IV. Die Hugenotten bezeigten ihm ihre Treue, sie seien stark genug und wollten ihm schon zum Throne verhelfen. Aber wie konnte Heinrich IV. glauben, dass sich acht Zehntel der Nation von zwei Zehnteln einen König aufdrängen lassen würden! — Heinrich selbst forderte bei der Leiche alle Franzosen von Ehre auf, gemeinsam den Mord zu rächen. Aber viele vom Adel erklärten: „Lieber tausendmal sterben, als einem Hugenotten huldigen!“ Franz von O sagte im Namen vieler, der Adel sei bereit, Heinrich als König anzuerkennen, aber sein Recht auf die Krone hänge von seinem Glaubensbekenntnisse ab, er möge darum zur katholischen Kirche zurückkehren oder doch versprechen, in wenig Tagen sich unterrichten zu lassen. Heinrichs Stolz empörte sich, „dass man ihn so an der Kehle packe; ob man eine Religion schnell wie ein Kleid abwerfen könne?“; er sei bereit, sich belehren zu lassen, sich einem Concil zu unterwerfen, den Katholiken alle denkbaren Bürgschaften zu geben. Givri warf sich voll Begeisterung ihm zu Füßen: „Sire, Sie sind der König der Tapferen, die Blüte des Adels — harrt ihrer Befehle!“ — Aber so weit war es doch noch nicht. Allerdings folgten viele ihm gerne, weil er ein kühner Krieger war, der sich freudig und umsichtig im wildesten Kampfgewühle bewegte, aber Heinrich musste doch, damit ihn nicht die Mehrzahl des Adels verließ, eine Urkunde ausstellen: dass er binnen sechs Monaten sich in der katholischen Religion unterrichten lassen und dem Ausspruche eines allgemeinen oder National-Concils sich fügen werde, dass er den katholischen Gottesdienst wieder herstelle, wo er unterdrückt sei, und die Geistlichkeit in den vollen Besitz ihrer Güter wieder einsetze.[2] Viele Großen versprachen ihm dafür Gehorsam.

Erklärung vom 4. August 1589.

[1] Davila, l. c. X. — Capefigue, Guerres de la Ligue, V, p 344 bis 353. — Henri Martin, l. c. vol. X, p. 169—172. — Poirson, Histoire du règne de Henri IV., Paris 1867, vol. I, p. 15—61.

[2] Déclaration du roy Henry IV. et des Seigneurs assemblés au camp de St.-Cloud du 4 Août 1589 — in den „Documents historiques“ bei Poirson, l. c. 1, p. 647.

Manche verließen ihn einfach.[1]) Einige giengen zur Liga über. Die Armee sank auf die Hälfte herab, mit Mühe ließen sich die Schweizer bewegen, noch zwei weitere Monate auf Credit zu dienen.

Heinrich IV. konnte sich vor Paris nicht mehr halten: er zog sich in die Normandie zurück, um hier die königliche Partei zu stärken und einen Hafen zu besetzen, durch den er mit England in Verbindung käme, was ihm mit Dieppe und Boulogne gelang.[2]) Mayenne verließ mit einem starken Heere (27. August) Paris, um den Béarner zu fangen. Die Zuversicht war in Paris so groß, dass schon Fenster gemietet wurden, von denen man aus den Béarner in die Bastille wollte führen sehen. Heinrich IV. vertheidigte sich ruhmvoll bei Arques in fester Stellung mit 10.000 Mann gegen 30.000 des Mayenne, wenn auch beim Überfall in der Nacht des 20. September ein Theil der Seinen in Verwirrung und er selber so in Verzweiflung gebracht wurde, dass er rief, ob es denn nicht fünfzig Edelleute gebe, die mit ihrem König sterben wollten. Das Ansehen des Königs stieg, Verstärkung kam von allen Seiten. Mayenne musste sich in Eile zurückziehen. In Eilmärschen brach Heinrich IV. gegen Paris auf, in der Frühe des 1. November nahm er alle Vorstädte auf dem linken Ufer der Seine durch Überraschung, vermochte aber nicht in die Stadt selber einzudringen. Mayenne brachte Verstärkung, nahm aber die angebotene Schlacht nicht an. Heinrich zog sich nach Tours zurück, wo ihn Mocenigo im Namen Venedigs als König begrüßte. Den Winter hindurch führte der König einen Krieg um Festungen.[3])

Schlacht bei Arques.

Indes rangen in Paris Mayenne, Philipp II. und die Sechzehn um die Gewalt. Philipp versprach seine Hilfe, wenn man ihn zum Protector während der Gefangenschaft Karls X. ausrufe; nach dem Tode Karls solle die Infantin Clara Eugenia den Thron besteigen und sich mit einem französischen Prinzen vermählen und als Mitgift Flandern oder Burgund an Frankreich bringen; den Franzosen solle der Handel nach Spanien und all seinen Colonien frei stehen. Dagegen war jedoch das französische Nationalgefühl, man fürchtete unter Fremdherrschaft zu gelangen, und der Ehrgeiz Mayennes, er war verheiratet und konnte also nicht der Mann der Infantin werden; er war Statthalter des Königreichs und fürchtete durch den Protector herabgedrückt zu werden. Rasch entschlossen, hob er den Staatsrath, der die meisten Gönner des katholisch-demokratischen Elements und des spanischen Protectorats enthielt, auf, und schaltete als Stellvertreter des gefangenen Königs mit königlicher Macht. Zum Schein — denn er glaubte nicht an die Möglichkeit ihres Zusammentretens — berief er die Stände auf den 3. Februar 1590 nach Melun. Auch Sixtus V. war gegen Philipps Pläne, die Päpste waren ja von jeher gegen eine Universalmonarchie; sein Legat Gaetano überschritt jedoch in seinem Eifer für die Liga seine Voll-

Kronbewerber.

Philipp II.

Mayenne.

[1]) Ihr Verzeichnis bei Poirson, l. c. I. p. 650—652. — Michaud et Poujoulat, Mémoires XI, p. 76—88. — De Thou, l. c. t. IV, l. 97.
[2]) Poirson, l c. I. p. 61—73.
[3]) Ibid. I, p. 74—160.

machten: er verbot allen Bischöfen nach Tours zu gehen, um Heinrich zu unterrichten. Die Sorbonne verbot zu glauben, man dürfe den rückfälligen Ketzer Heinrich als König anerkennen, wenn er wieder Katholik werde. Nochmals schwor man in Paris, alles aufzubieten, um Karl X. zu befreien und Heinrich IV. zu bekämpfen.[1])

Schlacht bei Ivry.

Diese Stimmung benutzte Mayenne, um durch einen wirksamen Schlag seinen sinkenden Ruhm als Feldherr wiederherzustellen. Mit Verstärkungen unter Egmonds Befehl, die er von Parma erhalten hatte, rückte er zum Entsatz von Dreux und so kam es zur Schlacht in der Ebene von Ivry. Mayenne hatte 12.500 Mann zu Fuß und 4000 Reiter, Heinrich 8000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter. So klein auch die Anzahl der Kämpfenden, so bedeutsam wurde dennoch die Schlacht. Nachdem Heinrich IV. in vollem Waffenschmucke vor der Schlachtreihe niedergekniet und laut zum Allmächtigen um Sieg gebetet, sagte er aufstehend und den Helm aufsetzend, der mit drei weißen Federn geziert war: „Kameraden! Gott ist mit uns! Dort stehen seine und unsere Feinde! Hier bin ich, euer König. Los auf sie! Wenn ihr eure Fahne verliert, so richtet euere Augen nur auf meinen Helmbusch: ihr werdet ihn immer finden auf dem Wege der Ehre und des Sieges!" — Unter dem Rufe: „Es lebe der König!" stürzten die Seinen in den Kampf, der kurz war, aber schrecklich. Der Sieg war vollständig, die Reihen der Feinde wurden zersprengt; der riesige, tapfere Philipp Egmond wurde erschossen, viele ertranken auf der Flucht in der Eure. Auch Mayenne schien verloren, da öffneten ihm die Bürger von Nantes ihre Thore.[2]) Die Armee der Liga war todt oder auf der Flucht, Fahnen und Geschütze fielen in die Hände des Königs. Heinrich hatte mit kalter Überlegung den Schlachtplan entworfen und mit heißer Kampflust sich in das Reitergewühl gestürzt. „Le roi te touche, Dieu te guérisse!" rief er bei jedem Hiebe, den er that, anspielend an die Heilkraft, die man damals der Berührung durch die Hand des Königs zuschrieb. Seine Freunde mussten ihn mahnen, dass er zum König und nicht zum Dragoner bestimmt sei, und Biron, der die Nachhut befehligte, sagte ihm: „Ach Sire, das ist Unrecht. Sie haben heute gethan, was Biron hätte thun sollen, während er that, was Sie hätten thun sollen."

Niederlage der Liga

Paris.

In Paris hatte man zuverlässig auf einen Sieg Mayennes gerechnet. Umso schmerzlicher war der Eindruck der Niederlage. Jeden Augenblick konnte der Sieger vor den Thoren erscheinen und man war auf eine Vertheidigung nicht gefasst; es mangelte an Lebensmitteln. Die leitenden Männer waren jedoch gegen jede Unterhandlung und forderten die Prediger auf, dem Volke die Niederlage zu melden.

Diese sprachen mit großem Geschicke über den Text: „Wen Gott lieb hat, den züchtigt er." — Man verlas einen Brief Philipps II., worin er den Clerus seines Landes aufforderte, die Mittel herbeizuschaffen, um zwei Armeen den Katholiken Frankreichs zu Hilfe zu schicken. Allmählich fassten sich die Pariser, zumal der Legat und der spanische Gesandte erklärten, dass sie in den Mauern bleiben und ihr Schicksal mit ihnen theilen wollten. Auch Mayenne ließ Weib

[1]) Poirson, l. c. I, p. 161—170.
[2]) Ibid. I, p. 171—237. — De Thou, l. c. IV, lib. 153.

und Kinder in der Stadt, deren Vertheidung er dem geschickten Herzog von Nemours übertrug. Er selber blieb in Soissons, um eine neue Armee zum Entsatze zu sammeln. Wäre übrigens Heinrich IV. sogleich nach dem Siege vor Paris erschienen, so hätte wahrscheinlich die Bevölkerung im ersten Schrecken sich ihm ergeben. Seine Vertheidiger schrieben die Schuld der Zögerung auf den Regen, welcher die Wege ungangbar machte, auf die Schweizer, die wegen rückständigen Soldes meuterten; die Ankläger aber auf seinen Leichtsinn und seine Sinnlichkeit, die ihn über den Augen einer neuen Geliebten sein großes Ziel, sein Vaterland, seine Partei vergessen ließen.[1])

Paris belagert.

Erst am 7. Mai stand das Heer Heinrichs IV. vor Paris, welches die kurze Frist gut benutzt hatte, um sich in Vertheidigungszustand zu setzen. Die Noth hatte neuen Enthusiasmus entzündet und eine neue Bruderschaft zum Namen Jesu hervorgerufen, deren Mitglieder schworen, niemals mit Heinrich von Bourbon oder seinen Anhängern Frieden und Waffenstillstand zu schließen.

Die Sorbonne.

Die Sorbonne erklärte am 7. Mai, dass die Anhänger und Helfer Heinrichs von Bourbon im Stande der Todsünde seien und diejenigen, welche ihm widerstehen, die Palme des Märtyrthums verdienen. Am 14. Mai zogen 1300 Priester und Mönche unter Führung des Bischofs von Senlis in Waffen, den Speer oder das Feuerrohr auf der Schulter, statt der Kapuze den Helm auf dem Haupte, als Ecclesia militans durch die Stadt, unter dem Banner des Kreuzes und der Jungfrau. Der Legat, vor dem sie Revue passierten, begrüßte sie als wahre Makkabäer. Ein Benedictiner des vorigen Jahrhunderts erzählt mit Freude, dass sein Orden sich nicht zu dieser ungerechtfertigten Mischung des Priestergewandes mit dem Kriegskleide herbeiließ. Auch die Jesuiten hielten sich taktvoll ferne davon; umso eifriger waren sie, das Volk in Predigten zur Ertragung der Noth zu befeuern. Viele predigten zweimal des Tages und es ist unglaublich, welchen Heldenmuth die Pariser in dieser Zeit entfalteten. Übrigens theilten die Priester alle Beschwerden mit den Bürgern, erlagen dem Hunger, den Krankheiten, den Kugeln, wenn sie dieselben in den Kampf begleiteten, wie die Vertheidiger.

La drôlerie.

Hungersnoth.

Die Hungersnoth wurde bald groß; obschon viele geflohen waren und schon lange der Hof nicht mehr in der Stadt war, sollten doch 200.000 Menschen täglich gespeist werden! Man verzeichnete genau alle Vorräthe und bestimmte, wie viel jeden Tag verwendet werden dürfe. Allein die Belagerung dauerte länger, als man erwartet hatte. Zuerst hoffte man im Juni Entsatz, dann im Juli, Mayenne versprach am 1. August zu kommen, aber Parma, welcher gegen die Niederländer unter Moriz von Nassau einen schweren Stand hatte, konnte nicht rechtzeitig erscheinen, und als die Bevölkerung am 1. August auf den 15. August vertröstet wurde, erhob sich lautes Wehgeschrei durch die Stadt. Aber auch der 15. August gieng vorüber und noch war kein Entsatz da. Wenn die Prediger auch durch begeisterte Worte die Stimmung im Augenblicke wieder gehoben hatten, so sank sie doch wieder zur Verzweiflung herab beim Anblicke hungernder Kinder. Man hatte sich gefristet mit Fleisch von Pferden, Mauleseln, Hunden, mit Hafermehl, aber jetzt fehlte auch dieses. Man kaute Leder, man verschlang Wagenschmiere, Seife, Menschenfleisch. Das Brot, das man aus Mehl von menschlichen Knochen buck, erwies sich als todbringend. Viele flohen lieber aus der Stadt, unter der Gefahr, vom Feinde getödtet zu werden. Heinrich sah durch die Finger, dass viele seiner Soldaten an die Belagerten Lebensmittel

[1]) Henri Martin, l. c. vol. X, p. 204—207.

verkauften. Einmal gestattete er 4000 Menschen die Stadt zu verlassen, und doch wollte kein Angriff gelingen! Eine Bewegung der Politiker am 8. August unter dem Rufe: „Brot oder Frieden!“ wurde niedergeschlagen, einige Häupter gehenkt und alles war wieder ruhig, wie gelähmt durch die entsetzliche Noth. Noch zwei oder drei Tage, rechnete Heinrich IV., und die Stadt müsse sich ergeben.[1])

Da traf wie ein Donnerschlag am heiteren Himmel die Nachricht, der Herzog von Parma sei mit 14.000 Mann am 23. August in Meaux zu Mayenne gestoßen. Am 30. August hallte das Freudengeschrei von den Wällen durch die Stadt, die Belagerung sei aufgehoben. Um nicht zwischen zwei Feinde zu gerathen, zog Heinrich dem Parma zur Entscheidungsschlacht entgegen, Parma nahm dieselbe jedoch nicht an. „Ich werde mich schlagen, wenn es für mich vortheilhaft ist“, entgegnete er dem Herold; „eines meiner Ziele, Paris zu befreien, habe ich erreicht; das zweite, dem Katholicismus zum Siege zu verhelfen, hoffe ich noch zu erreichen.“

Entsatz.

Alexander Farnese.

Mayenne wurde am 18. September in Paris nicht freudig empfangen; man hatte im Vertrauen auf sein Wort, dass er bald erscheinen werde, zu sehr sich getäuscht. Parma besuchte Paris incognito und erschrak über das Unmaß von Leiden, welches die Bevölkerung ausgestanden hatte, unter welcher noch Krankheiten nachträglich wütheten, die auch seine Armee ergriffen. Das Land war erschöpft, er zog sich deshalb schnell in die Niederlande zurück. — Trotz des Sieges von Ivry und der Noth von Paris, stand also Heinrich IV. noch auf demselben Standpunkte, wie im Sommer 1589. Nicht mit Waffen, nur mit der Rückkehr zur Kirche konnte er Frankreich bezwingen.

Zersplitterung Frankreichs

Nicht bloß um Paris wurde gekämpft, sondern durch ganz Frankreich tobte der Krieg und auf jedes kleine Gebiet desselben hatte schon ein mächtiger Mann sein Auge gerichtet, um es an sich zu reißen und sich darin unabhängige Herrschaft zu gründen. In der Bretagne z. B. strebte Mercoeur nach unabhängiger Herrschaft, da in Heinrich III. der letzte König aus der Nachkommenschaft der Anna von Bretagne gestorben war. Zum Glück für Frankreich war sein Ehrgeiz nicht stark und seine Fähigkeit nicht groß genug. Auch hatte er Gegner, und Philipp II. machte noch gerechtere Ansprüche für seine Tochter Isabella Clara Eugenia. In Languedoc war Montmorency mächtig, in der Provence schritt der Herzog von Savoyen ein, als Enkel Heinrichs II., und die Stände wählten ihn in aller Form zum Grafen und Herren und die Lilien wichen bei seinem Einzuge in Aix 1590 vor dem weißen Kreuze von Savoyen. In der Dauphiné hielt Lesdiguieres die Sache der Hugenotten aufrecht, in Lyon wollte Nemours sich unabhängig machen. Die Champagne wollte der Herzog von Lothringen in seine Gewalt bringen. Also allenthalben Kampf und Zersplitterungen.[2]) Auch die

[1]) Poirson, l. c. vol. I, p. 238—259.
[2]) Henri Martin, l. c. vol. X, p. 235—241.

demokratischen Bestrebungen der Liga konnten nur zu einem Frankreich unter spanischer Oberhoheit oder zu einem in kleine Republiken und Gaukönigthümer zersplitterten Frankreich führen.

Heinrichs IV Aufgabe.

Im Grunde war nur Heinrich IV. das Symbol der Einheit und Selbständigkeit des Landes, aber die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenthürmten, schienen unübersteiglich. Bald drohten die Hugenotten, ihn im Stiche zu lassen, weil er durch sein den Katholiken gegebenes Versprechen, sich dem Urtheil einer Kirchenversammlung zu unterwerfen, nach ihrem Urtheile, der Wahrheit untreu werden wollte. Bald grollten ihm die Katholiken, weil er so lange zögerte mit dem Übertritte zur Kirche. Der Adel, der sich um ihn scharte, diente ihm stets nur auf kurze Zeit und verlangte dann dringend die Heimkehr. Neben der Liga stand ihm die Macht Spaniens entgegen. Umsomehr ist zu staunen über die elastische Kraft seiner Natur, die durch keinen Widerstand gebrochen wurde, über die Heiterkeit der Seele, die sich durch keinen Verrath, durch keinen Verlust trüben ließ.

La journée des farines.

Heinrich IV. war ein unermüdlicher Krieger. Auch nach Parmas Abzug wandte er sein Auge von Paris nicht ab. Am 19. Januar 1591 war er nahe daran, die Stadt durch eine Kriegslist zu besetzen: als Mehlhändler verkleidet, sollten seine verwegensten Soldaten sich der Vorstadt St.-Honoré bemächtigen. Es mißlang. Das ist der sogenannte Mehltag. Der Angriff hatte zur Folge, daß die Sechzehn um eine spanische Besatzung baten und 4000 Spanier und Neapolitaner am 12. Februar 1591 in Paris einzogen. Indes zwang Heinrich IV. Chartres sich ihm zu übergeben. Die eigene Familie machte ihm damals Sorge. Ein Sohn Condés trug sich mit dem Plane, da Karl X. gestorben war, als Thronbewerber aufzutreten, und bat den Papst um Schutz und Hilfe. Nur rasche Siege konnten Heinrich aufhelfen — sie waren für seine Sache umso nöthiger, als damals der Bruch zwischen Mayenne und der Liga begann. Mit Chartres fiel auch der gute Name Mayennes, — es hieß unter den Eifrigen in Paris, er vermöge nur mit Flaschen Krieg zu führen. Mayenne hingegen trat mit Heinrich wieder in Unterhandlungen. Zum Glücke für den König machte der Ehrgeiz die Großen uneinig.

Chartres.

Jeannin in Madrid.

Übrigens mußte bald eine Entscheidung eintreten. Ein gewisser Jeannin[1]) reiste damals nach Spanien, um Philipp II. auszuforschen, ob er für eine Thronbesteigung Mayennes wäre. Er fragte zuerst, ob der König seine Tochter Heinrich IV. geben würde, wenn dieser katholisch würde. Das wurde entschieden verneint, im Gegentheile ihm bedeutet, daß die Infantin ein Erbrecht an die Krone von Frankreich habe, und daß durch sie die Ruhe und die Religion Frankreichs allein gesichert werden könne. Auch keinem französischen Prinzen sollte sie die Hand reichen, sondern dem Erzherzog Ernst. Als Aussteuer sollte sie die Niederlande an Frankreich bringen. In diesem Falle verhieß der König zwei Armeen zu senden, und stellte für Mayenne große Vortheile in Aussicht. In derselben Zeit erneuerte Papst Gregor XIV., ein Mailänder, geborner Unterthan und Anhänger Philipps, den Bann gegen Navarra und die Katholiken, welche sich diesem rückfälligen Ketzer anschlössen. Das hatte zur Folge, daß die Sechzehn

Gregor XIV.

[1]) Henri Martin, l. c. X, p. 249.

und ihre Partei ihren Eifer erhöhten, daſs aber Katholiken, bei welchen das Nationalgefühl stark war, in der Unterstützung Heinrichs IV. die letzte Hoffnung für die Unabhängigkeit Frankreichs sahen und die Bulle des Papstes als einen Eingriff in die Rechte der französischen Nation verwarfen. Heinrich IV. erneuerte sein Versprechen, sich belehren zu lassen, sich der Entscheidung eines Concils zu unterwerfen und bis dahin die Katholiken zu schützen. Das Parlament in Tours aber erklärte den Papst für einen Feind Frankreichs, für einen Anhänger Spaniens, und verbot jede Geldsendung nach Rom. Wenn aber Heinrich versprach, von den Katholiken sich belehren zu lassen, so musste er auch etwas für seine Hugenotten thun. Darum widerrief er die Edicte Heinrichs III. von 1585 und 1588 und setzte die Edicte von 1577 und 1580 in Kraft. Wichtig war, daſs ein Theil der französischen Prälaten sich zu seinen Gunsten gegen Gregor XIV., als einen durch die Arglist der Feinde irregeführten Papst aussprach und alle Katholiken des Reiches zu Gebeten aufforderte für die Bekehrung des rechtmäßigen Königs. Der Tod des Papstes (15. October 1591) verhinderte die Absendung einer besonderen Gesandtschaft.

Karl Guise.

In dieser Zeit entkam Karl, der junge Sohn des Heinrich von Guise, welcher bisher im Thurme von Tours gefangen gehalten war, durch List und Kühnheit seiner Haft und wurde in Orleans und Paris mit Jubel aufgenommen. So war in den Reihen der Liga ein neues Element der Spaltung: die Eifrigen, die nichts mehr von Mayenne wissen wollten, sahen im Sohne des Heinrich Guise den künftigen König von Frankreich.

Spaltung der Liga.

An Mayenne stellten die Sechzehn die Forderung, er solle den großen Rath (Conseil général) wieder herstellen und aus seiner Umgebung diejenigen entfernen, welche für den Frieden mit Navarra gesprochen hatten; er solle ein außerordentliches Gericht über die Verräther an der Religion und der guten Sache Frankreichs niedersetzen und endlich um jeden Preis die wirksame Hilfe des Papstes und Königs von Spanien gewinnen. Hatten bisher die Päpste die Liga mit Vorsicht und einem gewissen Misstrauen vor ehrgeizigen Elementen behandelt, die dem Eifer für Religion beigemischt waren, so ließ sich dagegen Gregor XIV. verleiten, die Sechzehn zu beloben und zur Ausdauer zu ermuntern.[1]) Das trieb den Eifer der Sechzehn bis zur Siedehitze: sie forderten regelmäßige Einberufung der allgemeinen Stände, ja sogar ein Grundgesetz des Reiches, wonach jeder Abtrünnige, sei er nun Herr, Fürst oder Gemeiner, verbannt werden solle. Der Bischof von Paris schien ihnen nicht eifrig genug, sie verlangten seine Absetzung. Das Parlament, welches noch am Rechtsstandpunkte festhielt, war ihnen ein Dorn im Auge.

Die Sechzehn.

an Philipp II.

Die Sechzehn sandten ein Schreiben an Philipp II., worin sie ihn baten, das Scepter Frankreichs zu ergreifen, um die Herrschaft über alle Katholiken zu erlangen, oder er möge ihnen die Infantin senden, an welcher Frankreich eine zweite Blanca von Castilien haben werde, und ihr unter den französischen Prinzen einen Gemahl wählen. Hiezu empfahlen sie dem Könige den jungen Karl Guise, weil er tapfer sei, geistvoll, heiter und gewandt.

---

[1]) Poirson, l. c. I, p. 260—277.

Übrigens sei es ihnen auch lieb, wenn Philipp selber das Scepter ergreife, nur solle kein Amt käuflich werden, und keines an Fremde kommen, die Steuern gemindert werden, die Stände mindestens alle vier Jahre zusammenkommen und französischen Schiffen alle Küsten Spaniens und seiner Colonien zugänglich sein. Ein bedeutsames Schreiben! Philipp galt also diesen Franzosen nicht als der, als welcher er in neuerer Zeit geschildert wird, als finsterer Tyrann: sie erwarteten von ihm Schutz für ihre Freiheiten! Über der Nation stand ihnen die Religion. Wenn Spanien auch Frankreichs Kräfte zu seiner Verfügung hatte, dann schien dem Hause Habsburg der Sieg über Protestanten und Türken gesichert! Auch aus diesen Forderungen sehen wir wieder, dass der Sinn der Liga demokratisch und kirchlich war, dass die damaligen Ultramontanen Liberale waren. In ähnlichem Sinne wurde ein Schreiben der Universität an den König beigegeben. Philipp II.

Beide Schreiben wurden aufgefangen. Heinrich IV. theilte sie Mayenne insgeheim mit. Dieser harrte nur auf eine Gelegenheit, um die Macht der Sechzehn zu brechen, und diese gaben ihm eine solche nur zu bald. Es wurde nämlich eine Art Sicherheits-Ausschuss von Zehn gewählt, natürlich aus den eifrigsten der Eiferer. Diese ließen am 15. November 1591 den Präsidenten des Parlaments, den auch als Schriftsteller in der Rechtswissenschaft und Geschichte bekannten Brisson und zwei andere Räthe, Larcher und Tardif, verhaften. Vergebens bat Brisson um ein ordentliches Gericht und, als man darüber höhnisch lachte, um ein Gefängnis bei Wasser und Brot, damit er ein angefangenes wichtiges Werk für den Unterricht der Jugend vollenden könne: er wurde mit den beiden andern zugleich aufgehängt und die Zehn wären in ähnlicher Weise noch gegen andere verfahren, hätten die spanischen Officiere nicht ihre Mithilfe verweigert. Aber sie verlangten beharrlich einen außerordentlichen Gerichtshof, welcher schnell über Ketzer und Verräther aburtheilen sollte. Die Briefe abgefangen. Mayenne gegen die Sechzehn. Brisson.

In der Stimmung der Bevölkerung von Paris hatten sich übrigens die Sechzehn verrechnet. Die Bevölkerung schien abgehetzt, sie dürstete nicht nach Blut, die Hinrichtung des Präsidenten des Parlamentes hatte nur Bestürzung hervorgerufen. Mayenne schritt schnell ein, denn sonst war es um seine Macht geschehen. Am 28. November traf er mit bedeutender Macht von Laon in Paris ein, erzwang sogleich die Übergabe der Bastille, versammelte das Parlament, ergänzte es durch einen neuen Präsidenten und drei andere Mitglieder und, als es noch unter dem Ausdruck des Schreckens die Urheber der Ermordung des Brisson und der andern nicht zu verfolgen wagte, so ließ er auf eigene Verantwortung hin vier der eifrigsten der Sechzehn aufgreifen und kurzweg hängen, andere entflohen. Mayenne erklärte, gute Katholiken hätten nichts zu fürchten, er habe nur ein Beispiel der Strenge gegeben, um wieder Ordnung herzustellen. Zugleich verbot er für alle Zukunft bei Todesstrafe Privatversammlungen, um über öffentliche Angelegenheiten zu berathen. Alle Officiere, alle Bürger mussten ihm Gehorsam schwören und dass sie das Parlament und alle rechtmäßigen Behörden achten und alle geheimen Versammlungen anzeigen wollten. So erlag die Partei der Sechzehn dem Säbelregiment. Jetzt standen sich Mayenne und Philipp II. auf der einen Seite und Heinrich IV. auf der andern gegenüber. Und für Heinrich lag damals die Stimmung. Ende der Sechzehn.

einzige Hoffnung nur darin, dass die Pläne Philipps und Mayennes sich kreuzten, eine Zeit hindurch aber, solange noch Aussicht war, dass Heinrich IV. überwunden werden werden könnte, giengen sie noch Hand in Hand miteinander.

Philipp II. Philipp II. war damals entschlossen, alle Macht aufzubieten, um Frankreich an sein Haus zu bringen, selbst die Niederlande für Frankreich zu opfern. Parma erhielt Befehl, mit Mayenne vereint den Norden Frankreichs zu überziehen. Mit Mercoeur ward ein Bund geschlossen, Spanier hatten Blavet in der Bretagne besetzt und damit einen Hafen in dieser Gegend gewonnen. Karl Emanuel von Savoyen kämpfte im Bunde mit ihm und von seinem Statthalter in Mailand unterstützt, in der Dauphiné und in der Provence. 14.000 Mann Kerntruppen, in Castilien ausgehoben, sollten die Pyrenäen überschreiten. Allein der König hatte kein Glück, er verschwendete seine Schätze und das Blut seiner Tapfern vergebens an Frankreich, wie an die Niederlande. Die 14.000 Castilianer kamen nicht über die Pyrenäen, sie mussten einen Aufstand in Aragonien selber niederschlagen. Der Mord Escovedos hatte für Spanien, namentlich für die Freiheit Aragoniens, wie für Philipps Ruf bei der Nachwelt verhängnisreiche Folgen. Damit verhielt es sich also. —

Philipp II. und Antonio Perez. — Untergang der Freiheiten Aragoniens.

Antonio Perez. Die öffentliche Meinung bezeichnete bald den Antonio Perez als den Mörder Escovedos.[1]) 1579 stand Perez noch auf der Höhe seiner Macht, die Angelegenheiten Italiens, der Niederlande und Portugals giengen durch seine Hand, allein er hatte auch mächtige Feinde. Sie überzeugten den Sohn und die Witwe Escovedos, wer der Urheber des Mordes sei, und beide verlangten beim König Gerechtigkeit gegen Perez und die Eboli, auf deren Anstiftung der Mord erfolgt sei. Und jetzt erfuhr der König das Verhältnis seines Lieblings zu der Fürstin und bekam die Beweise seiner Untreue, seiner Bestechlichkeit in die Hände. Zwar vom König noch immer wie früher mit Gunst behandelt, schloss Perez doch aus der Kälte, die Philipp der Eboli bezeigte, dass sein Verderben beschlossen sei. Perez als Arbeiter war aber schwer zu ersetzen.

Die Eboli.

Granvella. Da schrieb der König an Granvella, der damals Gesandter in Rom war, er möge schleunigst nach Madrid kommen. Der Cardinal war jetzt zweiundsechzig Jahre alt, Rom war ihm lieb geworden, er wünschte Ruhe, er fürchtete den Neid der Spanier und die Last der Geschäfte. Aber Gregor XIV. rieth ihm, in einer so wichtigen Zeit seine Kraft nicht schlummern zu lassen, und Granvella traf schon am 28. Juli 1579 in Madrid ein und an demselben Abend um eilf Uhr wurde Perez verhaftet und die

[1]) Mignet, Antonio Perez et Philippe II., p. 95—132. — Vergl. oben S. 444, 451.

Eboli auf die Feſtung Pinto geführt. Von dieſem Augenblicke an bis zu ſeinem Tode 1586 leitete der Cardinal die Politik nach außen. Seine Nachfolger waren der Baske Idiaquez und der Portugieſe Moura — beide arbeitſam und geſchäftsgewandt, aber lange nicht ſo befähigt wie Granvella. Spanien kämpfte unter ihnen mit England, mit den Niederlanden, mit Frankreich, und erlag in dieſem Kampfe der Menge der Aufgaben, die es ſich geſtellt hatte.

Philipp und Perez.

Perez wurde anfangs nicht hart behandelt, aber auch nicht freigelaſſen. Während er immer noch auf den Beiſtand des Königs hoffte, hegte dieſer einen unverſöhnlichen Groll gegen den Mann, den er mit Wohlthaten, mit Ehren, mit Vertrauen überhäuft hatte und von dem er ſo tückiſch betrogen worden war. Stieg der Schatten Don Juans zürnend vor Philipps Auge auf, das Bild des hochbegabten Bruders, des Opfers ſeines Argwohns, welchen Perez erregt hatte? Aber Philipps Lage war ſchwierig: auf der einen Seite war er der König, der Gerechtigkeit über alles lieben ſollte, auf der andern Seite war er doch der Mitſchuldige des Perez, denn er hatte, allerdings durch dieſen belogen, befohlen, den Escovedo wegzuſchaffen. Auf der einen Seite muſste er dem Rechte ſeinen Lauf laſſen, auf der andern aber gewärtig ſein, daſs Perez ſich zuletzt in der Verzweiflung auf ſeinen Befehl berief und die Beweiſe dafür vorbrachte. Daher die Verlängerung des Proceſſes, bis der König im Beſitz der Briefe an Antonio Perez war. Aber der Schlaue hatte einige der wichtigſten Actenſtücke nach Aragonien gerettet.

Indes kamen eine Menge Beweiſe der Beſtechlichkeit, der ſchmählichſten Untreue, der Verfälſchung von Depeſchen an den Tag. Philipps Zorn ſtieg. Rodrigo Vasquez, lange im Cabinet der Feind des Perez, leitete den Proceſs. Von neuem ward die Anklage wegen der Ermordung des Escovedo betrieben, und endlich Perez trotz ſeiner Berufung auf die Vorrechte des Hidalgo auf die Folter geſpannt. Perez geſtand endlich, den Befehl zum Mord gegeben, aber nur aus Rückſicht für den König geleugnet zu haben. Der Unglückliche ſah jetzt das einzige Mittel zur Rettung nur noch in der Flucht: er ſchien fieberkrank, dem Tode nahe, er bat um Zuſammenkunft mit ſeiner Familie.[1]) Seine Gattin Juana Coëllo verſchaffte ihm die Mittel zur Flucht; während ſie im Gefängnis blieb, ſchlich er in ihrem Gewande aus demſelben. Pferde ſtanden bereit und ſo gelangte er nach Calatayud, der Grenzſtadt Caſtiliens, aber mit ihm traf auch der Verhaftsbefehl ein. Perez floh in das Dominicanerkloſter und Mönche und Volk widerſetzten ſich dem Verſuche, ihn aus der Kirche zu reißen. Wieder verhalfen ihm Freunde zur Flucht nach Saragoſſa und hier ſtellte er ſich als Aragoneſe unter den Schutz der Fueros. „Perez“, ſagt Mignet[2]) in ſeinem gelehrten Werke über dieſen Mann, „hatte ſeinen Antheil am Mord in Caſtilien durch den Verluſt ſeiner Stelle, durch den Ruin ſeines Vermögens, durch die Dauer ſeiner Gefangenſchaft, durch die Schmerzen ſeiner Folterung gebüßt. Philipp II. ſollte ſeinen Antheil in Aragonien durch die Darlegung ſeiner Mitſchuld, durch die Entdeckung ſeiner Treuloſigkeit und durch das Loskommen ſeines Gegners büßen.“

Perez flieht nach Aragonien.

[1]) Mignet, Antonio Perez et Philippe II., 3ème édition. Paris 1854, p. 132—186, und Briefe in den „Appendices“, p. 385—410.

[2]) Mignet, l. c. II, p. 187.

Vom Gefängnis de la Manifestacion aus bat Perez den König, den Proceſs niederzuſchlagen, widrigenfalls er zu gefährlichen Entdeckungen gezwungen wäre. Philipp II. achtete nicht darauf; er betrieb ſeine Klage gegen Perez: daſs dieſer mit Miſsbrauch des königlichen Namens Escovedo habe tödten laſſen, daſs dieſer ſeinen König verrathen habe, indem er Staatsgeheimniſſe verkaufte und Depeſchen verfälſchte, und daſs er dem Rechtsgange in Caſtilien entflohen ſei.

Proceſs gegen Perez.

Die Auslieferung des Flüchtlings nach Caſtilien, wo Perez wegen Mordes und Hochverraths zum Tode verurtheilt und auch ſeine Familie ins Gefängnis geſetzt wurde, konnte Philipp nicht verlangen, ohne einen Eingriff in die Freiheiten Aragoniens, denn er hatte geſchworen, die Fueros zu ſchützen, und ein Angriff derſelben berechtigte die Aragoneſen zum Aufſtande. „Der Ruf: „Contra fueros“ war ſogar imſtande, die Steine in Aragonien zu bewegen“, ſagt Herrera.[1]) Muſste doch der König bei der Huldigung aus dem Munde des Juſticia die Worte hinnehmen: „Wir, die wir ſo viel wert ſind als du, und die mehr vermögen als du, wir machen dich zu unſerem König unter der Bedingung, daſs du unſere Freiheiten achteſt. Wenn nicht, nicht.“ — Der König durfte nur einen Aragoneſen zu ſeinem Stellvertreter wählen, kein fremder Soldat durfte den Boden Aragoniens betreten. Das Land richtete, beſteuerte, regierte ſich ſelber. Die Cortes entſchieden über Krieg und Frieden; ſie kamen alle zwei Jahre zuſammen und der König konnte ſie ohne ihre Zuſtimmung weder auflöſen noch vertagen. Ihre Sitzung dauerte nur vierzig Tage, aber ein beſtändiger Ausſchuſs, beſtehend aus acht Mitgliedern, zwei von jedem der vier Brazos oder Bänke, tagte beſtändig und übte in ihrem Namen die höchſte Gewalt. Alle Richter, königliche wie kirchliche, ſtanden unter der Aufſicht eines höchſten Richters, des Juſticia mayor, welcher das Volk und ſeine Rechte zu ſchützen und zu wahren hatte. Jeder Einwohner Aragoniens konnte an ihn Berufung einlegen und in dieſem Falle hörte jede Vollmacht eines anderen Gerichtes auf. Der Juſticia übernahm den Proceſs, deſſen Verhandlung öffentlich war und bei dem keine Tortur, keine Folter angewendet werden durfte. Manifeſtacion hieß das Gefängnis, in welchem ſeine Angeklagten verweilten. Der König ſetzte den Juſticia ein, aber nur die Cortes konnten ihn abſetzen. Gegen den König, wenn dieſer die Verfaſſung bedrohte, konnte der Juſticia ſogar das Volk zu den Waffen rufen.[2])

Die Freiheiten Aragoniens.

Der Juſticia

Vor dieſem Juſticia führten nun der König und Perez ihren Proceſs gegen einander. Der König hatte keinen Vorzug bei dieſem Gericht vor irgend einem ſeiner Unterthanen. Perez legte hier die Briefe des Königs als Beweismittel vor. Auf einmal erklärte aber der König, daſs Staatsgeheimniſſe nicht öffentlich behandelt werden dürften, gab jedoch die Anklage wieder auf, vorbehaltend all ſeine Rechte auf weitere Verfolgung zu gelegener Zeit, denn Perez habe ſo große Verbrechen gegen ſeinen König und Herrn begangen, als nur je ein Unterthan be-

[1]) Voz que en Aragon commueva hasta las piedras.
[2]) Mignet, Antonio Perez, p. 195—198.

gehen könne, sowohl was die begleitenden Umstände als die Art der Ausführung anlange. Aber der König hatte noch ein Mittel, seinen Gegner zu fassen, nämlich durch die große Polizeianstalt des Staates, durch die Inquisition. Perez hatte in seiner Haft in der Manifestacion über Gott und Religion Worte fallen lassen, wie sie kein Katholik und kein Christ irgend eines andern Bekenntnisses aussprechen darf;[1]) diese Worte waren dem Santo Officio mitgeteilt worden und darauf hin wurde ein Verhaftsbefehl gegen Perez erlassen. Der Justicia legte keinen Widerspruch ein; seine Beamten übergaben den Gefangenen dem Alguazil des Heiligen Amtes. Am 24. Mai 1591 wurde Perez in einer Carrosse aus der Manifestacion in die Aljaferia oder den Palast der Inquisition gebracht. Die Inquisition.

Aber im Palast der Inquisition hatte Perez selber Freunde, die er zu hohen Stellen befördert hatte, und so bekam er schon vor der Überführung Kunde und wusste seine Freunde unter dem Adel, die er durch eine rührende Schilderung seiner Leiden für sich gewonnen, zu bereden, dass der Schutz seiner Person zugleich der Schutz der Freiheiten Aragoniens sei. Unter dem Ruf: „Contra fueros, es lebe die Freiheit!“ eilten seine Genossen durch die Straßen, die Sturmglocke ertönte und das Volk griff zu den Waffen. Nur die Drohung, dass es den Palast niederbrennen werde, vermochte die Inquisitoren, den Bitten des Vicekönigs und des Bischofs nachzugeben und Perez in die Manifestacion zurückführen zu lassen. Das erregte Volk wandte sich dann gegen den Palast Almenaras, eines Vertrauten Philipps II. Der Justicia beschwor ihn, zu fliehen. „Nie hat ein Almenara seinen Feinden den Rücken gekehrt“, erwiderte dieser und blieb, trotzdem das Volk die Thore sprengte. Da forderte der Justicia die Umstehenden im Namen Aragons auf, ihm zu helfen den Bedrohten zu schützen, und diesem befahl er im gleichen Namen, ihm zu folgen, und so rettete er ihn durch die rasende Menge, doch nicht ohne dass Almenara Wunden empfieng, an denen er vierzehn Tage später starb. Perez dagegen feierte einen wahren Triumphzug von der Aljaferia bis zur Manifestacion: er fuhr stehend im Wagen, damit alles Volk ihn sehen könne. „Sennor Antonio,“ rief dieses, „zeigt Euch dreimal am Fenster, damit wir wissen, dass in Eurer Person keine Bresche in unsere Freiheiten gemacht wird.“[2]) Aufstand in Saragossa.

Dieser Auflauf sollte verhängnisvoll werden für die Freiheiten Aragoniens! Philipp nahm den Widerstand gegen seine Person und gegen das Heilige Gericht sehr ernst, anfangs jedoch zeigte er noch keine Strenge. Es ward unterhandelt. Er wollte keinen Krieg mit Aragonien jetzt, wo er mit so vielen Feinden im Kampfe war. Ein Ausschuss von Rechtskundigen sollte entscheiden, ob die Auslieferung des Gefangenen an das Heilige Tribunal gegen die Fueros laute. Nicht alle sprachen sich bejahend aus. Dem Adel ward bang vor der Aufregung des Volkes. Viele riethen Perez, freiwillig in die Inquisition zurückzukehren, seine Freunde würden ihn schon retten können. Dieser weigerte sich jedoch nicht bloß, sondern er wusste auch durch Pamphlete das Volk aufzuregen. Der Justicia aber hielt die Auslieferung für rechtlich und nöthig, zumal er Perez bei einem Fluchtversuch überraschte.[3]) Folgen.

[1]) Seine Äußerungen bei Mignet, l. c. p. 213—218.
[2]) Mignet, l. c. p. 219—234.
[3]) Ibid. p. 236—252.

Am 24. September wurde Perez unter einem Aufgebot von 2000 Soldaten und einer Menge vom Adel um eilf Uhr mittags aus der Manifestacion in einen Wagen gesetzt, um in den Palast der Inquisition gebracht zu werden. Es war nicht mehr der alte Justicia, denn dieser war zwei Tage vorher gestorben, sondern sein Sohn Juan de la Nuza. Aber auch die Freunde des Perez waren bereit: sie griffen die Soldaten an unter dem Rufe: „Freiheit! Freiheit!", tödteten einige, schlugen die andern in die Flucht; die Beamten flohen, Perez wurde befreit, auf ein Pferd gebracht, auf dem er aus Saragossa entfloh. Der Weg über die Pyrenäen war aber gesperrt, heimlich kam er am 2. October 1591 in der Nacht wieder nach Saragossa, ohne dass die Regierung von seinem Verstecke wusste, das er im Hause des Don Martin de la Nuza fand.[1]

Neuer Aufstand.

Also zweimal ein Aufstand gegen die Regierung und gegen die Inquisition! Die Sache war ernst. Desungeachtet zeigte sich Philipp II. ruhig und gelassen, war aber entschlossen, die Aufständischen zu bestrafen und die Empörung zu benützen, um die königliche Macht in Aragonien zu vergrößern. Bei dem Streben nach monarchischer Einheit in jener Zeit waren die Freiheiten Aragoniens eine Anomalie. Schon Isabella soll eines Tages geäußert haben: „Wenn die Aragonesen sich empören, so habe ich eine Gelegenheit, ihren Fueros ein Ende zu machen."[2] — Castilien hatte durch den Tag von Villalar seine Freiheiten eingebüßt, jetzt kam die Zeit an Aragonien, sich der monarchischen Ordnung der Dinge fügen zu müssen.

Ein Heer von 14.000 Mann unter Alonso de Vargas, das zur Unterstützung der Liga nach Frankreich bestimmt war, erhielt den Befehl, gegen Aragon aufzubrechen. Aber der Einzug eines castilischen Heeres war wiederum gegen die Fueros. Vergebens betheuerte König Philipp, die Armee gehe nach Frankreich und halte in Aragonien nur an, um der Gerechtigkeit Nachdruck zu geben, und er werde mit Milde verfahren. Allein der ständische Ausschuss erklärte den Einmarsch für eine Verletzung der Fueros und forderte zum Widerstand auf. Man drohte Vargas mit dem Tode, wenn er das Königreich betrete. Dieser erklärte ruhig, er werde in Saragossa sein Recht beweisen, und überschritt die Grenze. Der Justicia mayor ließ nun das Fuero proclamieren, die Sturmglocke läuten, allein das Land schloss sich Saragossa nicht an. Catalonien und Valencia rührten sich nicht, nur ein wilder Haufe trat dem Heere entgegen. Die Häupter, selbst der Justicia, flohen; man hatte sich für eine Freiheit erhoben ohne den Muth, sie zu vertheidigen, und am 12. November zog Vargas ohne Widerstand in Saragossa ein. — Im selben Augenblicke floh Perez über die Pyrenäen.[3]

Vargas.

Einmarsch in Aragonien.

Am 18. December 1591 kam ein Bevollmächtigter mit dem Urtheile des Königs. Gegen seine Verwahrung: „Niemand kann mich verurtheilen, außer den Cortes", musste der Justicia das Schaffot besteigen. Nach ihm fanden Hinrichtungen der Häupter des Aufstandes statt, die nicht schnell genug ent-

[1]) Mignet, l. c. p. 253—262.
[2]) Ranke, Fürsten und Völker von Südeuropa, I, S. 251—252.
[3]) Mignet, l. c. p. 271—284.

flohen waren. Niemand regte sich für sie. Wer seine Freiheit nicht zu vertheidigen weiß, verliert sie. Philipp versammelte die Cortes zu Tarragona und schnitt von den Fueros weg, was ihm nicht gefiel, oder vielmehr alles wurde ihm bewilligt, was er wollte, nämlich das Recht, den Justicia und seine fünf Stellvertreter ein- und abzusetzen, das Recht, einen Castilianer zum Vicekönig von Aragonien zu ernennen. Die Cortes sollten sich nicht versammeln, ohne vom König ermächtigt zu sein. Das absolute Veto wurde abgeschafft. Einmüthigkeit der Stimmen war nicht mehr nöthig, um eine Steuer giltig zu machen. Nichts durfte im Lande ohne Genehmigung der Regierung gedruckt werden. Saragossa erhielt eine Zwingburg. So endete die Unabhängigkeit Aragoniens und Perez ist der Anlass ihrer Vernichtung.[1] Ende der Fueros.

Perez fand indes eine Zuflucht in Pau bei Katharina, der Schwester Heinrichs IV.; dürften wir seinen Berichten glauben, so hätte Philipp Meuchelmörder gegen ihn ausgesandt. In Béarn ward aber bald seinem Ehrgeiz, seinem ränkevollen Geist der Schauplatz zu eng und zugleich war er für Heinrich IV., der damals im Krieg war mit Spanien, ein willkommenes Werkzeug und dieser empfahl ihn an Elisabeth. Essex, ihr Liebling, nahm sich seiner an: Perez wohnte in seinem Palast, er erhielt durch seine Verwendung einen Jahresgehalt; er traf mit Bacon zusammen, dessen Mutter aber, eine Frau von ernstem Sinn, vor ihm warnte, „diesem Menschen, der mit Blut besudelt, hochmüthig, gottlos, ein Verschwender ist und den Zorn Gottes auf jeden herabrufen wird, der mit ihm umgeht.“[2] Perez in London.

In London gab Perez 1594 unter dem Namen Rafael Peregrino seine „Relaciones“ heraus, die von Hass gegen Philipp II. geschwellt, die Quelle geworden sind, aus denen viele Geschichtschreiber ihre Darstellung des Königs geschöpft haben. Mit seinem Talente, seiner Welterfahrung, seiner Geschäftskenntnis, seinem Hasse gegen Philipp II. gefiel Perez in Hofkreisen in London wie bei Heinrich IV., zu dem er mit Aufträgen von Essex wieder zurückkehrte.[3] Aber der Geist der Ränke ließ ihm hier keine Ruhe: er spähte für Frankreich das englische Cabinet und für England das französische aus. Heinrich IV. versprach ihm zwar einen Cardinalshut, einen Jahresgehalt von 12.000 Thalern, sogar eine Wache von zwei Schweizern, allein der Vertrag wurde nicht erfüllt, da Perez in Verdacht kam, französische Staatsgeheimnisse dem englischen Cabinet mitgetheilt zu haben. War es doch Perez, welcher eiferte für Fortsetzung des Krieges gegen Spanien und die englischen Staatsmänner warnte vor der Hinneigung Heinrichs IV. zu Spanien. Seine Bitte, dass seine Rückkehr im Friedensvertrage ausbedungen werde, wurde nicht erhört. Auch seine Hoffnung war eitel, bei Philipp III. in Gnade zu kommen. Der junge König entließ die Gattin und die Kinder des Perez aus der Haft, er selber kam nach Saragossa und begnadigte alle, die noch von den Folgen des Aufstandes betroffen waren, aber auf keine noch so dringende Bitte des Perez um Rückkehr kam eine Antwort. Als Jakob I. von England 1604 mit Spanien um Frieden unterhandelte, gab Perez seine Stellung in Frankreich auf, um in London für Abschließung des Relaciones. Ränke. Ende des Perez.

[1] Mignet, l. c. p. 289—298.
[2] Ibid. p. 294—314.
[3] Ibid. p. 315—351.

Friedens und für Erwirkung seiner Rückkehr thätig zu sein. Aber die Spanier wollten nichts von seinen guten Diensten wissen und behandelten ihn mit Verachtung, und König Jakob erklärte, lieber wolle er selber England meiden, als Perez darin dulden. So musste Perez nach Frankreich zurückkehren und starb in Paris in großer Noth am 3. Mai 1611. Mit seinem ränkesüchtigen Wesen wurde der reichbegabte Mann allen verderblich, die mit ihm in Berührung kamen, seiner Gattin, seinen Kindern, seinen Freunden, seinem König, seiner Heimat Aragon.[1]) —

Rouen. — Tod Alexanders von Parma. — Übertritt Heinrichs IV. zur alten Kirche.

Rouen. Um Rouen schien sich der Kampf der Entscheidung jetzt zu drehen. Die Bevölkerung war ligistisch gesinnt und Predigten und Processionen steigerten ihren Eifer wie einst in Paris. Heinrich lagerte davor. Parma versprach selber zu kommen, um die Stadt zu entsetzen, nur verlangte er den Waffenplatz La Fère eingeräumt, als Stützpunkt für seine Operationen. Zugleich fanden Unterhandlungen statt über die Art und Weise, wie das Philipp II. und die Liga. Verhältnis Frankreichs zu Spanien geregelt werden sollte. Die Franzosen schienen geneigt, das salische Gesetz aufzugeben, wenn die Infantin sich mit einem Franzosen von Geblüt vermähle; nur solle der König binnen zwei Jahren 10.000,000 Thaler in Gold geben, die Freiheiten Frankreichs bestätigen und die Ansprüche der Häupter der Liga befriedigen. Die Spanier boten dagegen 2.500,000 Thaler in zwei Jahren. Mayenne suchte die Unterhandlungen hinauszuziehen, denn jeder rasche Abschluss schnitt seinem Ehrgeiz ins Herz.[2])

Indes wurde die Gefahr vor Rouen dringend. Heinrichs IV. Heer war durch Engländer unter Essex, durch Deutsche unter Anhalt und endlich durch Schweizer verstärkt worden. Auch die Holländer hatten 3000 Mann und viele Munition dem König zu Hilfe gesandt. Trotz des Widerstandes seiner tapferen Bevölkerung, die von dem umsichtigen Villars geleitet war, schien Heinrich IV., unter dessen Fahnen sich jetzt auch zahlreich der Adel Frankreichs drängte, schon im Januar 1592 (die Belagerung hatte am 11. November 1591 begonnen) zum Ziele zu kommen. Da nahte aber das Entsatzheer unter Parma. Mayenne und Parma. Heinrich IV. glaubte die Belagerung fortführen und zugleich gegen den Feind, der Rouen entsetzen wollte, sich wenden zu können. Mit 7000 Mann Kerntruppen, namentlich Reitern, rückte er ihnen entgegen Gefecht bei Aumale. und stieß am 5. October bei Aumale auf 24.000 Mann. In der Kampflust ließ er sich sogleich in ein Reitergefecht ein, in welchem er verwundet wurde und in die höchste Gefahr kam, getödtet oder gefangen zu werden, wenn sich nicht sein Adel für ihn geopfert hätte. Desungeachtet waren er und seine Umgebung

[1]) Mignet, l. c. p. 352—384.
[2]) Henri Martin, l. c. vol. X, p. 274.

verloren, wenn Parma seine Reiterei ins Gefecht schickte. Heinrich war zu verwegen, Parma zu vorsichtig an diesem Tage. „Ich glaubte, der König sei ein General, und nicht ein Dragoner", sagte Parma später. Als Parma nachher kühn das Lager des Königs vor Rouen stürmen wollte, waren Mayenne und die Franzosen dagegen, denn sie fürchteten, dass die Spanier Rouen behalten wollten. So begnügte sich denn Parma, Lebensmittel und Verstärkung in die Stadt zu werfen, und zog sich zurück aus dem erschöpften Lande. Darum blieb das Belagerungsheer vor Rouen, und Villars meldete schon im April dem Prinzen von Parma, dass er sich länger als bis 20. April nicht halten könne aus Mangel an Lebensmitteln. Noch einmal brach Farnese auf, um Rouen zu retten, und Heinrich IV. hielt es für das Beste, die Belagerung aufzuheben (20. April 1592). Unter dem Jubel der Bevölkerung zog Parma in Rouen ein und wollte von da aufbrechen, um seinem Gegner die Entscheidungsschlacht zu liefern. Aber wieder wollten Mayenne und die Häupter der Liga keinen vollständigen Sieg der Spanier: Heinrichs Stellung sei zu fest, seine Macht zu groß, man solle zuerst durch die Einnahme von Caudebec die Seine freimachen. Ungern gab Parma nach. Caudebec fiel, aber bei der Besichtigung des Platzes wurde Farnese in den Arm verwundet, so dass er an Mayenne den Oberbefehl abtreten musste. Schnell brach jetzt Heinrich IV., der Verstärkung an sich gezogen hatte, gegen Mayenne auf, der bei Ivetot lagerte.[1]) Der König sperrte seinem Gegner die Lebensmittel ab und brachte ihn bald in die gefährlichste Lage. Parma verließ jetzt sein Schmerzenslager, um die Armee zu retten, und durch einen Meisterstreich gelang es ihm, angesichts der Feinde sein Heer sicher über den Fluss zu bringen. So war die Armee gerettet. Heinrich entließ sein Heer. Die Liga war noch nicht vernichtet, Parma kam bis St.-Cloud, warf 1500 Wallonen nach Paris und erreichte von da sicher Belgien. Heinrich IV. aber führte nur einen Festungskrieg. Trotz der Hilfe aus England, aus Deutschland, aus der Schweiz, aus Holland hatte er doch keinen vollständigen Sieg erreicht. Es gab nur ein Mittel, um die Nation zu gewinnen, nämlich den Übertritt zur katholischen Kirche.

Caudebec.

Ivetot.

Dazu riethen ihm jetzt selbst Hugenotten. „Die eifrigen Katholiken", sagte ihm Rosny (später Herzog von Sully), „behaupten, dass wir alle verdammt sind; unsere Prediger behaupten, dass die Katholiken alle verdammt werden; ich meinestheils glaube keines von beiden, sondern dass, wenn man die zehn Gebote Gottes beobachtet, Gott und den Nächsten liebt, auf die göttliche Barmherzigkeit hofft und die Gnade in Jesus Christus ergreift, man gerettet werden wird. Wenn Sie das glauben, können Sie sich auch äußerlich als Katholiken bekennen. Ich bin überzeugt, dass Sie uns nie als Verworfene ansehen können und nie sich zur Vertilgung unseres Glaubens herbeilassen werden." Mit andern Worten: Sully schied ein Christenthum aus, das über den Bekenntnissen stehe, und stellte das Princip der Toleranz auf. Damit schlug er Töne an, die in Heinrichs IV. Herzen Wiederhall fanden: „Meine

Heinrichs IV. Bekehrung.

Rath Sullys.

[1]) Bérangers Verse haben den König von Ivetot berühmt gemacht. Es war ein altes Franc-fief, das seine Freiheiten bis in die neuere Zeit hinein gerettet hatte und dessen Besitzer sich insoferne Könige von Ivetot nennen mochten.

Religion ist die aller ehrlichen und guten Leute", sagte er oft. Heinrich war eine mehr verständige, als tief religiöse Natur. Über seine Zurückhaltung in religiösen Dingen hatten früher schon seine Genossen sich beklagt, er dagegen immer erklärt, dass er der Entscheidung eines Nationalconcils sich füge.[1])

Theodor Beza.

Schlosser hat behauptet,[2]) zu den Calvinisten, welche Heinrich IV. zum Übertritte riethen, zähle auch Theodor Beza, weil er in diesem Schritte das einzige Mittel erblickt habe, die Wunden des zerrissenen Frankreich zu heilen. Diese Ansicht erwies sich als irrig seit 1852, da Bonnet auf der Genfer Bibliothek ein Schreiben fand, in welchem gerade Beza den König vor diesem Schritt warnt, ihn auffordert, ein Religionsgespräch über die streitigen Punkte halten zu lassen, und an sein früher gegebenes Wort erinnert: „Wenn es Gottes Wille ist, dass ich König sei, so werde ich es sein, was auch die Menschen dawider thun mögen; ist es aber nicht sein Wille, so ist es auch nicht der meinige."

Gabriel d'Amour

Im gleichen Sinne schrieb ihm der Prediger Gabriel d'Amour — ob er Salomon nachfolgen wolle, der von Weibern verführt, zu den Götzen abfiel. „Ich will es nicht glauben, dass Sie in die Messe gehen wollen, wenn man mich auch deshalb zum Zweikampf herausfordern wollte. Wie? der größte Kriegsmann der Welt sollte aus Menschenfurcht seine Überzeugung wechseln![3]) — Sie wollen sich durch die Bischöfe der römischen Kirche unterrichten lassen. Oh — Ihre Majestät sind kein König, der des Unterrichtes bedarf, Sie sind ein besserer Theologe als ich, der ich doch ein Geistlicher bin. Was Ihnen fehlt, ist nicht das Wissen, sondern ein höheres Maß von Gewissen."

Mornay.

Nicht minder ernst war Mornay, der dem König nach seinem Ausdrucke so nahe stand, als das Hemd dem Leibe. Philipp Mornay, Herr von Pleissis, geboren auf Schloss Buhi in der Normandie, Staatsmann und Soldat, gehörte zu den Hugenotten, denen es mit ihrer Überzeugung gründlicher Ernst war und den keine Aussicht auf Lohn davon abbringen konnte. Er diente seiner Partei mit dem Schwert, wie mit der Feder. Sein Buch „Über die Wahrheit der christlichen Religion", ist Heinrich IV. gewidmet. Er hatte den Muth, dem König herbe Wahrheiten zu sagen. Als Heinrich IV. vor Paris, niedergeschlagen ob dem Mangel an Erfolg, ausrief, Gott habe ihn verlassen, meinte Mornay, Heinrich möge nachdenken, ob er ihn nicht verlassen und nicht ein ärgerliches, zügelloses Leben geführt habe. Als man in ihn drang, dem König zum Übertritt zu rathen, entgegnete er: „Mit welchem Gewissen soll ich ihm das anrathen, wenn ich nicht der erste bin, der auch in die Messe geht?" Als er sah, dass Heinrich IV. doch übertreten müsse, zog er sich als Statthalter nach Saumur zurück, wo er eine Akademie für die Reformierten stiftete.[4])

Diese Rückkehr zur katholischen Kirche kam denn jetzt ernster als je zur Frage. Mayenne unterhandelte wieder; für die Hugenotten sollte das Gesetz

---

[1]) Heinrichs IV. Übertritt ist in neuerer Zeit in Schriften vielfach besprochen worden: vergl. Dr. Stähelin: „Der Übertritt König Heinrichs IV. von Frankreich zur römisch-katholischen Kirche und der Einfluss dieses Fürsten auf das Geschick der französischen Reformation, vom Zeitpunkte der Bartholomäusnacht bis zum Erlass des Edictes von Nantes. Eine reformationsgeschichtliche Studie. Basel 1856."

[2]) Schlosser, Theodor Beza, S. 272.

[3]) Gelzer, Protestantische Monatsblätter, 1853, Januar, S. 149.

[4]) Matter, Musée des Protestants célèbres. Paris 1824. Bd. V.

von 1585 gelten, sie sollten aber von allen Ämtern ausgeschlossen sein, die Liga Sicherheitsplätze bekommen, Mayenne erblicher Statthalter von Burgund werden, das Andenken des Herzogs und des Cardinals Guise sollte wieder hergestellt werden, alle Häupter der Liga sollten die Statthalterschaft in den Provinzen behalten, die sie gegenwärtig einnähmen. Die Schulden Mayennes und aller Häupter der Liga sollten bezahlt, die Fremden sollten entlohnt, die allgemeinen Stände alle sechs Jahre in Zukunft einberufen werden. Mayenne unterhandelt.

Damit hätte Heinrich IV. in die Zersplitterung Frankreichs gewilligt und das durfte er nie. Zum Glück für ihn starb Gregor XIV. und gelangte der milde Florentiner Clemens VIII. nach der nur zweimonatlichen Regierung Innocenz' IX. auf den heiligen Stuhl. Rücksicht auf Spanien gaben ihm anfangs harte Worte gegen den König in den Mund, allein auf die Dauer konnte doch das Verhältnis des römischen Stuhles zu Frankreich kein gespanntes bleiben. War der Spanier auch Herr in Frankreich — das hielt man dem Papste entgegen — so war die Freiheit der Kirche in Gefahr. Ein mächtiges Frankreich und ein mächtiges Spanien nebeneinander, das sei der Vortheil der Kirche. In Frankreich selber war Abspannung an die Stelle der politischen Leidenschaft getreten. Die Partei der Politiker gewann an Umfang. Der vermöglichere Theil der Bevölkerung wollte Frieden, denn Handel und Gewerbe lagen entsetzlich darnieder. Die Eiferer der Liga, einst so gerne gehört, predigten jetzt vor leeren Bänken, und die große Hoffnung der Eiferer, der Herzog von Parma, der eben noch 8000 Mann zum Marsche gegen Paris gemustert hatte, den Heranzug anderer Truppen erwartete und den Hauptschlag gegen Heinrich führen wollte, erlag am 3. December 1592 im fünfundvierzigsten Jahre den Folgen der Wunde von Caudebec. Sein Tod war ein Verlust für Spanien, kaum geringer als derjenige der Armada. Philipp verlor seinen besten General und einen tüchtigen Staatsmann. Parma allein war imstande, Heinrich IV. auf dem Wege zum Throne Halt zu gebieten. Jetzt lag der Gefürchtete, der erste Feldherr seiner Zeit, im Franciscanergewande auf dem Paradebette.[1]) Mayenne war eines gefährlichen Drängers los. Clemens VIII. Die Politiker. Parmas Tod

[1]) Auch gegen Parma war Philipp II. zuletzt ungerecht — ein Beweis, wie sehr sein Charakter im Mißtrauen sich zuletzt verdüsterte und welche Schatten Antonio Perez auf sein Leben warf. Erst Gachard stieß in Simancas auf die Beweise von Zwiespalt zwischen diesem Statthalter und Philipp II.; allen Geschichtschreibern vor ihm, selbst dem scharfblickenden Herrera, war er entgangen. — Es war ein unglückseliges System, mit Briefen eine Welt regieren zu wollen und nie mit den Völkern und hervorragenden Männern von Angesicht zu Angesicht zu verkehren. So kam der König dahin, seinen treuesten und verdientesten Männern zu mißstrauen. So verbrauchte er Don Juan, so Parma. Der letztere war zu selbständig, er schenkte den Spaniern im Rathe wenig Vertrauen und diese klagten beim König heimlich über ihn; Philipp glaubte ihnen und kam zum Entschluss, seinen besten Feldherrn abzusetzen. Don Juan Pacheco, Marquis von Cerralvo, erhielt die Vollmacht, seine Absetzung zu erklären, wenn er der Einladung Philipps II. nach Madrid, wo der König wichtige Geschäfte mit ihm zu verhandeln habe, nicht folgen wolle. Cerralvo starb auf der Reise. Enriquez von Azebedo, Graf von Fuentes, kam nun mit dem Auftrag 23. November 1592 in Brüssel an. Der

Die Stände in Paris.

Im Januar 1593 kamen die Stände in Paris zusammen, allerdings wenig zahlreich, anfangs nur sechzig Abgeordnete.[1]) Mayenne eröffnete sie. Die Stände sollten einen König wählen, allerdings einen Katholiken, aber nach den Grundgesetzen des Königreiches. Welche Bedingung wog schwerer, das salische Gesetz oder das katholische Bekenntnis? In einem Schreiben an die Stände betheuerte Heinrich IV., das salische Gesetz sei ein heiliges, unveränderliches Grundgesetz des Reiches. Aber durfte man mit Heinrich auch unterhandeln? Eine einflussreiche Stimme, es war die des Legaten, wollte, dass man das Schreiben zerreiße. Die Stände waren dagegen, auch Mayenne gegenüber bewährten sie sich selbständig. In Soissons trafen Mayenne und der Bevollmächtigte Philipps II., der Herzog von Feria, zusammen. Hier traten denn die Absichten beider hervor. Mayenne hätte Spanien die Provence und die Picardie überlassen, wenn Philipp II. in seine Thronbesteigung gewilligt hätte. Nun aber, da der König nicht zustimmte, versprach er, den Plan mit der Infantin zu unterstützen, wenn ihm selbst die Stelle eines Generallieutenants des Königreichs und die Statthalterschaft in Burgund in seiner Familie erblich und die der Picardie auf Lebenszeit übertragen werde, nebst großen Schenkungen an Geld. Feria erschien selber am 2. April in Paris und mahnte in langer Rede die Stände, sobald als möglich einen König zu wählen, der ein eifriger Katholik und mächtig genug sei, die Religion im Reiche aufrecht zu erhalten, und setzte die Wohlthaten auseinander, die Philipp II. bereits Frankreich erwiesen habe, und die Höhe der Summen, die er dem Lande vorgeschossen. Aber es kam auch an die Stände von den Katholiken, die sich Heinrich IV. angeschlossen hatten, ein Schreiben, welches zu einer Berathung in Suresne aufforderte über die Beruhigung des Königreichs in Sachen der Religion, und die Stände sandten auch nach Suresne Mitglieder.

Königswahl

Feria

Conferenzen.

Also die Frage war der Entscheidung nahe, das Land musste einmal wählen zwischen den Angeboten Philipps II. und Heinrichs IV. und der letztere musste sich endlich auch einmal entscheiden, ob er König der Hugenotten bleiben oder König von Frankreich werden wolle. Seinen Kampfgenossen und Jugendfreunden hatte er vor kurzem noch versprochen, dass er in ihrer Religion sterben wolle; jetzt mahnten ihn aber andere, ob er nicht anstehe, Frankreich den Fremden und dem Bürgerkriege noch länger preiszugeben. Der Großherzog von Toscana bot ihm seine Vermittlung in Rom an und am 26. April 1593 versprach ihm Heinrich dafür, dass er zur katholischen Kirche übergehen wolle, und erklärte den Katholiken seiner Umgebung, dass er bereit sei, über die Glaubenssätze von Bischöfen sich belehren zu lassen. Am 5. Mai begannen die Verhandlungen in Suresne. Für den König sprach der Erzbischof von Bourges, gegen ihn der Erzbischof von Lyon.[2])

Suresne.

Jetzt geriethen die Dinge rasch in Fluss. Am 10. Mai wurde den

---

Prinz war eben im Begriff, den dritten Zug nach Frankreich zu unternehmen, aber so schwach, dass er sich kaum im Sattel zu halten vermochte, immer aber noch freundlich und dabei in stolzer Haltung. Wie Don Juan klagte auch Parma zuletzt dem König, „dass er falschen Anschuldigungen und Verschwörungen gegen seine Person glaube und dass der Kummer darüber ihm das Herz brechen wolle".

[1]) Poirson, Histoire du règne de Henri IV., I, p. 354—384.

[2]) Ibid. I, p. 385—408.

Ständen von Mayenne angekündigt, der spanische Gesandte habe ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen. Der König Philipp II. bot an: 14.000 Soldaten auf ein Jahr in Frankreich zu halten und 1,200.000 Thaler für das französische Heer zu erlegen und halbsoviel Soldaten und Geld das Jahr darauf noch zu liefern, wenn seine Tochter Isabella Clara Eugenia zur Königin von Frankreich gewählt werde. Mayenne setzte den Ständen die Ansprüche der Infantin auseinander. Angebot Philipps II. Clara Eugenia.

Diese wählten einen Ausschuss, um diese Frage zu behandeln. Also Verhandlungen in Paris, Verhandlungen in Suresne, aber auch Verhandlungen in Nantes, wo Heinrich IV. sich gerade aufhielt, zwischen dem Könige und katholischen Bischöfen und zwischen Hugenotten und Hugenotten, denn Heinrich wollte seine alten Glaubensgenossen nicht verlassen, ohne ihre Rechte zu sichern; er fühlte ihren Vorwurf gar tief, dass sie ihn mit ihrem Blute und ihrer Milch groß gezogen und ihn auf ihren Schultern aus seinem kleinen Königreiche über die Loire bis Paris und Rouen getragen hätten.

Während die Stände über die Botschaft beriethen, dass Heinrich IV. zur alten Kirche übertreten wolle, verdoppelte Feria sein Angebot: Philipp werde 20.000 Mann zwei Jahre hindurch stellen. Die Mitglieder des Parlamentes aber hielten der Beweisführung für das Recht der Infantin die Unverletzlichkeit des salischen Gesetzes entgegen, und als Mayenne, um der Abstimmung sicher zu sein, Beamte in ihre Reihen bringen wollte, wiesen die Stände jeden energisch zurück, der nicht vom Lande gewählt sei. Doch schien die Wahl zur Krone für die Infantin noch nicht verloren, zumal die Stände am 5. Juni 1593 zwar ihre Freude über die Bekehrung Navarras aussprachen, aber auf der anderen Seite meinten, der Papst müsse entscheiden, ob es mit dieser Bekehrung ernst sei, und ihn vom Banne lösen, den seine Vorgänger über ihn ausgesprochen. Das hieß also die Sache in die Länge ziehen, was auch den Wünschen Mayennes entsprach. Die Stände fragten dann den spanischen Gesandten, ob Philipp II. die Absicht habe, die Infantin mit einem französischen Prinzen zu vermählen. Und hätte der Gesandte sogleich mit „Ja" geantwortet und den jungen Guise genannt, so hätten die Stände zur Wahl sogleich ihre Zustimmung gegeben, denn die Ligisten in Paris waren für Guise sehr thätig. Allein am 13 Juni antwortete der Gesandte, sein König sei für den Erzherzog Ernst, den man zum Könige wählen möge, da man das salische Gesetz nicht umgehen wolle. Dagegen regte sich das Nationalgefühl: die französischen Gesetze und Sitten gestatten nicht die Wahl eines Fremden; wenn der König den Übeln Frankreichs ein Ende machen wolle, so möge er die Infantin mit einem französischen Prinzen vermählen. Philipp II. gab endlich nach, aber jetzt war es zu spät, er hatte wieder einmal seine Unfähigkeit gezeigt, eine günstige Gelegenheit rasch zu ergreifen.[1]) Auch Mayenne war gegen Guise: wenn die Krone an das Haus Lothringen kommen solle, so habe er Ansprüche vor seinem Neffen; er liebe seinen Neffen so sehr wie sich selbst, aber nicht mehr, und wolle ihn nicht größer sehen, als sich selbst. So stand ein Guise dem andern im Wege. Überdies waren die Spanier in diesem Augenblicke nicht in der Lage, mit großer Waffengewalt in Das Parlament. Erzherzog Ernst. Zwiespalt der Guisen.

[1]) Capefigue, l. c. VI, p. 220.

Frankreich aufzutreten. Die Stände baten Feria, dem von Heinrich IV. belagerten und wegen der Versorgung der Hauptstadt mit Lebensmitteln so wichtigen Dreux zu Hilfe zu kommen; der aber meinte, zuerst sollten sie die Infantin wählen.

Die Wandlung der Stimmung in Paris wurde mit jedem Tage stärker. Am 28. Juni erklärte in feierlicher Sitzung das Parlament alle Verhandlungen, um einen fremden Prinzen oder eine Prinzessin auf den Thron zu bringen, im Widerspruche mit dem salischen Rechte und den Grundgesetzen des Königreiches, für null und nichtig. Als Mayenne dem Gerichtshofe drohte, erklärten die Räthe, sie würden eher sterben, als den Beschluss zurücknehmen. Feria sah zu spät ein, dass er einen Fehler gemacht habe.[1])

Die Herzen der Pariser wandten sich jetzt dem Könige zu, der in St.-Denys weilte und sich von den Bischöfen über die Glaubenssätze belehren ließ. Allerdings meinte ein Hugenotte, es fehle ihm nicht an Wissen, wohl aber an Gewissen.[2]) Die Bischöfe staunten in der That über seine Kenntnis der Schrift. Am schwersten war Heinrich IV. zu überzeugen von der katholischen Lehre vom Altarssacrament: „Ich bin nicht so zufrieden gestellt, wie ich es erwartete, doch ich lege jetzt meine Seele in eure Hände: habt wohl acht darauf, denn aus der Kirche, in die ich jetzt eintrete, trete ich nicht mehr heraus, ich schwöre es Euch" — und dabei traten ihm Thränen in die Augen.

Heinrichs IV. Übertritt

Seine Prediger umarmte er an demselben Abende noch und bat sie, ihm ihre Freundschaft zu bewahren: er werde nie dulden, dass man ihnen Gewalt anthue wegen ihrer Religion. Übrigens hatte Heinrich IV. von tüchtigen Männern Unterricht in der katholischen Lehre erhalten, früher vom hochbegabten Jesuiten Maldonat, jetzt vom Bischofe du Perron, welcher später Bischof von Evreux und Cardinal wurde. Am 22. und 23. Juli hatte er noch eine Unterredung mit dem Erzbischofe von Bourges und einigen anderen hervorragenden Theologen.

in St.-Denys.

Am 26. Juli 1593, früh 8 Uhr, drängte sich alles Volk zum herrlichen Dome von St.-Denys, der Grabstätte der Könige Frankreichs, zugleich dem Ehrendenkmale des großen Suger. Der König nahte in weißem Atlasrocke, den ein schwarzer Mantel bedeckte, der Weg war mit Blumen bestreut. Er klopfte an und das Thor öffnete sich. „Wer seid Ihr?" fragte der Erzbischof von Bourges, umgeben von sieben Bischöfen und vielem Clerus. — „Ich bin der König." — „Was verlangt Ihr?" — „Ich wünsche in den Kreis der heiligen katholischen, apostolischen, römischen Kirche aufgenommen zu werden; ja, ich will es und verlange es" — und dabei kniete Heinrich nieder, sprach sein Glaubensbekenntnis, schwor Angesichts des allmächtigen Gottes, als Katholik zu leben und zu sterben, allen Irrthümern zu entsagen und die Kirche mit aller Macht und seinem Leben zu vertheidigen, und übergab ihm

---

[1]) Poirson. l. c. I, p. 466—486.

[2]) Il n'y avait faute de science, mais un peu de conscience.

dieselbe Formel mit seiner Unterschrift. Da gab ihm der Bischof den Segen, hob ihn empor, umarmte ihn zum Zeichen des Friedens und führte ihn an den Hauptaltar der Kirche. Der ambrosianische Lobgesang erscholl, dann begann das Hochamt.

Folgen.

Diese Messe war nach seinem eigenen Ausdrucke die Kanone, welche Bresche in die Stadt Paris schoss. Allgemeiner Jubel herrschte darüber unter dem Volke, das jetzt in Heinrich IV. den allerchristlichsten König und den Vertheidiger des Glaubens sah. Der Übertritt machte die Liga todt und nahm ihr den Vorwand, dass ihr Aufstand berechtigt sei. In diesem Augenblicke wurde die Nation wieder geeinigt und Frankreich von den Fremden unabhängig.

Waffenstillstand.

Doch dauerte es noch neun Monate, bis der König in Paris einziehen konnte. Sosehr die Katholiken der königlichen Partei über seine Bekehrung jubelten, mit so wildem Ingrimme vernahmen davon die eifrigen Ligisten: sie erklärten ihn für „einen alten grauen Wolf, auf den jedermann Jagd machen müsse", und seine Bekehrung für „Posse und leere Gaukelei". Die große Masse der Nation sah den Bürgerkrieg jedoch im ganzen mit Heinrichs IV. Übertritt für beendet an. Am 1. August 1593 wurde auf drei Monate ein allgemeiner Waffenstillstand geschlossen.[1]) Die friedliche Zusammenkunft der bisherigen Gegner konnte nur im Sinne der Versöhnung und zum Vortheile des Königs wirken. Aber Hindernisse wurden der Einigung noch immer in den Weg gelegt: Mayenne ließ das Concil von Trient von den Ständen vollständig annehmen, nur weil er wusste, dass dies Heinrich IV. Schwierigkeiten bereitete. Es war der letzte Beschluss dieser Ständeversammlung, die dann klanglos nach und nach zu Grabe gieng.

Pamphlete.

Der Krieg im großen Stile hatte aufgehört. Man bekämpfte sich noch in Predigten und Pamphleten. Wie später in der englischen Revolution Butlers „Hudibras" die Puritaner lächerlich machte, so goss jetzt „La Satyrée Menippée" Hohn und Spott über die Ligisten aus und begrub die Partei in Schande, welcher der Übertritt Heinrichs schon den Todesstoß gegeben hatte. Das Lächerliche ist bekanntlich der größte Feind des Erhabenen. In einer andern Spottschrift „Démonologie de la Sorbonne" war die theologische Facultät in Paris wie eine Höhle von Narren, Räubern und Meuchelmördern dargestellt. Die Partei der Liga fieng an, sich zu zersetzen, und der König scheute kein Geldopfer, um die Einzelnen ihr abtrünnig zu machen. 32 Millionen Livres hat er für Bestechung einzelner einflussreicher Männer aufgewendet und so nach und nach die wichtigsten Städte Frankreichs in seine Gewalt bekommen.[2])

Zersetzung der Liga.

Lyon.

In Lyon suchte im Sommer 1593 Nemours sich unabhängig zu machen. Mayenne sandte den Erzbischof Espinal, um ihn zu hemmen, und dieser arbeitete so geschickt, dass Nemours beim Versuche erlag und gefangen genommen wurde. Mayenne machte sich um diese Zeit Hoffnung auf die Hand der Infantin für seinen ältesten Sohn und er trat darum mit Philipp II. in ein neues Bündnis ein. All diese Dinge dienten aber zuletzt nur, um Heinrichs IV. Macht zu ver-

[1]) Poirson, l. c. I. p. 486—504.

[2]) Ibid. I, p. 505—548, und Documents historiques. VIII. État des sommes que les chefs de la Ligue exigèrent de Henri IV. pour leur désarmement. Poirson, l. c. I, p. 660—669.

stärken. Es währte nicht lange, so pflanzte Lyon die weiße Fahne auf und war froh, eine königliche Besatzung zu bekommen.

Gesandtschaft nach Rom.

Um Spanien und Mayenne jeden Vorwand gegen ihn zu benehmen, sandte Heinrich IV. mit großer Feierlichkeit eine Gesandtschaft nach Rom ab. Zwar wollten seine katholischen Anhänger in Frankreich nicht, dass seine Legitimität von seinem Bekenntnisse abhänge, allein sie mussten doch wünschen, dass er die Absolution des Papstes erlange. Clemens VIII. wollte anfangs gar keine Gesandten empfangen. Es war Misstrauen, Heinrich IV. möchte doch wieder zum Protestantismus zurückkehren. Es war Rücksicht auf Spanien, welches doch für die katholische Sache unsägliche Opfer gebracht hatte und geneigt war, in der Absolution seines Todfeindes einen Beweis der Feindseligkeit von Seite des Papstes zu sehen.[1])

Clemens VIII.

Im ersten Eifer nannte der Papst die katholischen Anhänger Heinrichs die Ungetreuen der Krone und Kirche, Bastarde, während die Ligisten sich als echte Söhne auswiesen. Clemens VIII. konnte sehr aufbrausend sein; — Ranke zeichnet ihn mit den Worten: „In allen Stücken verfuhr dieser Papst mit selbstbewusster Bedachtsamkeit. Er arbeitete gern; er war eine von jenen Naturen, denen aus der Arbeit neue Kraft entspringt: aber er that es doch nicht so leidenschaftlich, dass er nicht seinen Fleiß mit regelmäßiger Bewegung unterbrochen hätte. So konnte er wohl auch auffahren, heftig, bitter werden, jedoch wenn er sah, dass der andere zwar vor der Majestät des Papstthums schwieg, aber vielleicht in seiner Miene Entgegnung und Missbehagen ausdrückte, gieng er in sich und suchte es wieder gutzumachen. Man sollte an ihm nichts wahrnehmen, als was sich ziemte, was mit der Idee eines guten, frommen, weisen Mannes übereinkam.“ — Verletzt durch die anfänglich stolze Behandlung des Papstes, zog der französische Gesandte ab.

Amnestie.

Das französische Nationalgefühl fieng jetzt an sich zu regen zu Gunsten des Königs gegen den Papst.[2]) Heinrich IV. erließ am 27. December 1593 eine Amnestie für alle, die binnen einem Monate zum Gehorsam unter ihren rechtmäßigen König zurückkehrten, für die andern stand nur Krieg in Aussicht. Je mehr die Parteien während des letzten Waffenstillstandes sich friedlich nahe getreten waren, umsomehr bangte man jetzt vor den Schrecken eines neuen Bürgerkrieges. Die Städte waren geneigt sich zu ergeben, die Führer sich zu verkaufen. —

Meaux.

Am 24. December erklärte der Commandant von Meaux: da der König sich bekehrt habe, so könne er nicht mehr gegen ihn kämpfen, und die Bevölkerung öffnete Heinrich die Thore. Die Stadt erhielt Steuerfreiheit für neun Jahre, der Befehlshaber wurde in seinem Amte bestätigt und der König zahlte seine Schulden. Dies Beispiel zündete, eine Menge Städte ergaben sich jetzt gegen Bestätigung ihrer Freiheiten, gegen zeitweilige Befreiung von dieser oder jener Steuer. Ihre Befehlshaber erhielten Ehren und Geschenke und wurden in ihren Stellen bestätigt.

Krönung in Chartres.

Der König war noch nicht gekrönt, Rheims war noch im Besitze der Liga.[3]) Darum ließ sich Heinrich IV. am 27. Februar 1594 in Chartres krönen,

---

[1]) Poirson, l. c. I, p. 540—570.
[2]) Ranke, Französische Geschichte, II, S. 6—20.
[3]) Poirson, l. c. I, p. 505—548.

am andern Tage empfieng er aus der Hand des Bischofs das Ordensband vom heiligen Geiste. Paris kam in große Bewegung; die Anhänger des Königs, aber auch die Reste der Sechzehn strengten ihre letzten Kräfte an. Mayenne verbannte einige der größten Eiferer für Frieden und setzte als Befehlshaber in Paris Brissac an die Stelle Belins, den die Spanier als unzuverlässig be- Brissac.
zeichnet hatten. Aber gerade Brissac, obschon früher so eifrig für die Guisen, war jetzt des inneren Krieges müde und beschloss, die Hauptstadt dem Könige in die Hand zu spielen — allerdings nicht ohne Vortheile für sich auszubedingen: 200.000 Thaler bar, einen Jahresgehalt von 20.000 Livres, den Marschallstab und die Würde eines Statthalters von Paris, Corbeilles und Nantes. Heinrich IV. sagte freudig zu und Brissac traf mit den Politikern, mit den Kaufleuten, die der Freiheit und der Wirren müde, endlich wieder einmal Ordnung und Aufschwung des Geschäftes wollten, seine Verabredung: zwei ligistische Regimenter entfernte er aus der Stadt. Die Kaufleute und Viertelsmeister hielten sich in Bereitschaft; den Spaniern schien es nicht ganz richtig zu sein. Der Herzog von Feria schickte darum einige Hauptleute zu Brissac, um mit ihm die Runde zu machen, und gab ihnen den Auftrag, beim geringsten Zeichen von Verrath Brissac niederzuhauen. Dieser aber blieb gefasst, nichts Verdächtiges zeigte sich, um zwei Uhr geleitete er die Officiere in den Palast Ferias, den er aber nun mit seinen Truppen umstellte, mit dem Befehle, jeden Spanier niederzuhauen, der heraustrete.

Um vier Uhr früh, am 22. März 1594, wurden den Königlichen zwei Einzug in Paris.
Thore geöffnet. Brissac überreichte dem Könige eine weiße Schärpe und Heinrich IV. umarmte ihn und nannte ihn Marschall. Der Prevot der Kaufleute übergab dem Könige die Schlüssel der Stadt. Die Spanier schliefen. Fast ohne Widerstand durchschritten die Königlichen die Straßen von Paris. Die Gesinnungsgenossen hatten die wichtigsten Punkte schon besetzt. Die überraschten Gegner konnten sich nicht sammeln und wurden entwaffnet. Der Zug Heinrichs gieng gerade auf Notre-Dame, unter dem großen Thore erwartete ihn die Priesterschaft. Das Volk rief: „Es lebe der König!“ Nicht ohne Bangen war Heinrich eingezogen, er staunte selber über das leichte Gelingen und sagte, als er den Louvre betrat: „Soll ich's glauben, dass ich hier bin? Je mehr ich darüber nachdenke, umsoweniger begreife ich es; das ist kein Menschenwerk, das hat Gott gethan.“

Brissac hatte den Spaniern freien Abzug bedungen. Nach dem Mahle sah Abzug der Spanier.
Heinrich IV. vom Louvre ihrem Abzuge zu. Den kalten Gruß Ferias beantwortete er mit dem bekannten Witze:[1]) „Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn, aber kommen Sie ja nicht wieder.“ — Auch der Legat zog ab und mehrere Ligisten, die sich am meisten gegen den König hervorgethan hatten. Etwa hundert wurden ausgewiesen, jedoch ihnen bedeutet, dass sie bleiben könnten, wenn sie dem Könige den Eid der Treue leisteten. Nur zwei benützten dieses Angebot, ein Beweis, wie sehr es den andern mit ihrem Streben ernst war.

[1]) „Messieurs, recommandez-moi à votre maître, mais n'y revenez plus.“

Vergeben und Vergessen war Heinrichs Politik, die ihm auch aus dem Herzen kam. Es war seiner heitern Natur nicht gegeben, lange zu grollen oder über Rachegedanken zu brüten. Er besuchte in der liebenswürdigsten Weise die Mutter der Guisen und spielte Karten mit seiner erbittertsten Feindin, der Herzogin von Montpensier, und brachte sie in der That ganz auf seine Seite. Überhaupt zeigte sich ein gänzlicher Umschlag der Stimmung. An den König, der vor kurzem noch als Wolf, als rückfälliger Ketzer geschmäht wurde, drängten sich jetzt Kranke, dass er sie berühre, und es wird berichtet, er habe Kröpfe geheilt. Alle Beschlüsse gegen ihn erklärte das Parlament als erzwungen, auch was die Stände vor kurzem angenommen hatten, damit auch die unbedingte Annahme der Beschlüsse von Trient.[1])

Umschlag der Stimmung.

Selbst die Sorbonne unterwarf sich vollständig, nachdem die Universität einen andern Rector bekommen hatte: Heinrich IV. sei der rechtmäßige Erbe des Thrones, dem alle gehorchen müssten, wenn auch der heilige Vater, verleitet durch Ränkesüchtige und durch Feinde des Reiches, ihn noch nicht als den ältesten Sohn der Kirche anerkannt habe; die Obrigkeit sei von Gott, und wer dies leugne, sei verdammt. Alle Orden leisteten dem Könige den Eid der Treue, nur die Kapuziner und Jesuiten nicht, welche den Eid von der Anerkennung des Papstes abhängig erklärten. Indes übergab Villars Rouen und Havre in die Hände des Königs und die ganze Normandie huldigte ihm. Villars wurde zum Admirale ernannt und bekam 1,200 000 Livres bar. Auch der Herzog Karl Guise, der die Champagne besaß, schloss unter günstigen Bedingungen mit dem Könige ab. Laon wurde am 2. August zur Unterwerfung gezwungen. Amiens verjagte den Herzog Aumale und rief Heinrich ohne Bedingung zum Könige aus. Mayenne gieng nach Brüssel, um mit dem Erzherzoge Ernst, der dort seit Januar 1594 als Generalstatthalter der Niederlande waltete, über gemeinsamen Krieg gegen Heinrich IV. zu unterhandeln. Feria rieth, Mayenne gefangen zu nehmen, denn seine Eigensucht sei schuld an allem Unglücke der Liga und der spanischen Waffen in Frankreich. Mayenne wollte sich dafür mit Feria schlagen — mit Mühe ward er besänftigt. Aber fortan grollte er den Spaniern, obschon er noch zu ihnen hielt. Der Erzherzog nahm Ham und la Fère weg, sein Versuch auf Beauvais misslang. Am Ende des Jahres 1594 gewann Heinrich noch Soissons, welches Mansfeld, der Feldherr des Erzherzogs, im Vereine mit Mayenne vergebens zu entsetzen versucht hatte. Beauvais huldigte. Das Jahr 1594 schloss glücklich mit dem Erwerbe von Noyon.[2])

Sorbonne.

Karl Guise.

Ende der Liga.

Die Kosten der Aussöhnung des Königs mit der Stadt Paris mussten die Jesuiten tragen, sie waren das Opfer des Umschlags der Stimmung. Die Liga war gefallen, aber die Jesuiten waren noch in Paris und der Orden galt für die Seele der Liga. Am 12. Mai verlangte der neue Rector der Universität, dass die Jesuiten als Handlanger und Spione Spaniens nicht bloß aus der Universität, sondern auch aus dem Königreiche verjagt

Jesuiten

[1]) Henri Martin, l. c. vol. X, p. 353 ff.
[2]) Poirson, l. c. I, p. 569—570.

werden sollten. Die Sorbonne missbilligte das Thun des Rectors, sie sei wohl der Meinung, die Jesuiten den Statuten der Universität zu unterwerfen, nicht aber sie aus dem Königreiche zu vertreiben.

Am 12. bis 13. Juli 1594 wurden die Verhandlungen eröffnet durch eine leidenschaftliche Anklage des Advocaten Anton Arnauld, in welcher den Jesuiten Arnauld. alles Unglück Frankreichs von der Verschwörung von Amboise bis zur Einnahme von Paris durch Heinrich IV. zur Last gelegt war; was der böse Geist Katharinas, die Schwäche der letzten Valois, der Ehrgeiz der Großen, die Unbändigkeit der Hugenotten verschuldet hatten, das alles sollten die Jesuiten verbrochen haben. Im Namen der Pfarrer von Paris, die vor leeren Bänken predigten, klagte Louis Dollé über der Jesuiten Übergriffe in Kanzel und Beichtstuhl. Während der Geist des Ordens mehr ein kosmopolitischer ist, hörte doch das Parlament an, dass Karl V. ihn gestiftet habe, um die ganze Welt Spanien zu unterwerfen! Der Vertheidiger Duret forderte einfach Beweise. Das Parlament beschloss, die Anklage den Acten des Processes beizulegen, welcher vor dreißig Jahren gegen die Jesuiten geführt wurde, damit auf einmal über das Ganze entschieden werde. Heinrich IV. wünschte, dass noch nichts entschieden werde, obschon der Präsident erklärte: „Einen solchen Proceß unentschieden lassen, heißt des Königs Leben der Ungewissheit preisgeben.“ [1])

Die Freude der Jesuiten über ihren Sieg war von kurzer Dauer. Am 27. November 1594 kam der König nach Paris und wurde im Hause der Gabriele d'Estrées durch das Messer eines Meuchlers an den Lippen verwundet. Dieser hatte sich dem Könige im Gedränge der Edelleute, die ihn grüßten, genaht und ihm einen Stich in dem Augenblicke zu versetzen gesucht, da er den Herrn von Montigny eben aufhob und umarmte. „Entweder hast du den König verwundet, oder ich,“ rief Montigny, indem er den Frevler festhielt. Der Thäter gestand, er heiße Jean Chastel, sei der neunzehn Jahre alte Sohn eines Chastel. Tuchhändlers, habe bei den Jesuiten die Schule besucht, und geglaubt, eine schwere Sünde nur dadurch abbüßen zu können, dass er den König tödte, der vom Papste verworfen sei; er habe aus eigener Bewegung den Streich geführt, einen unrechtmäßigen König dürfe jeder niederstoßen; er würde es wieder thun, wenn er könnte. Der Mörder litt am 29. December die schreckliche Strafe für Königsmord: er wurde mit glühenden Zangen gezwickt und von vier Pferden in Stücke gerissen, zog aber auch die Jesuiten ins Verderben. „Daran sind die Jesuiten schuld“, schrien ihre Feinde und alsbald wollte die Menge ihr Collegium erstürmen.[2]) Niemand wagte, eine Stimme für sie zu erheben; sie wurden als Verderber der Jugend, als Störer des Friedens, als Feinde des Königs und des Staates, binnen drei Tagen aus Paris und binnen vierzehn Tagen aus Frankreich verbannt und bei Strafe des Hochverrathes jedermann verboten, ihre Schulen im Auslande zu besuchen. Ein Jesuite Guignard wurde auf dem Grèveplatze gehenkt, weil man leidenschaftliche Notizen bei ihm fand, in denen Heinrich IV. ein Sardanapel, ein Reinecke Fuchs, Elisabeth von England eine unzüchtige Wölfin und der Herzog von Sachsen eine Sau genannt war. Diese Notizen entstanden unter der Aufregung in den Kreisen der Liga, aber niemand

[1]) Poirson, l. c. I, p. 611—635.

[2]) Collége Clermont, Rue Saint-Jaques, später Collége Louis-le-Grand genannt.

wollte sich erinnern, dass für alles, was damals geschehen, der König längst eine Amnestie verliehen hatte. Der Hass und die Schmeichelei verlangten ein Opfer. Vom Auslande aus vertheidigten sich die Jesuiten gegen die Vorwürfe; im Federkriege, der darüber geführt wurde, entstand der „Catéchisme des Jésuites“. eine Fälschung, der Ursprung der „Monita secreta P. S. J.“ — Übrigens folgten nur die Parlamente von Rouen und Grenoble dem Beispiele des Pariser, die Parlamente von Aix, Rennes und Bordeaux waren dagegen, in Clermont erhob sich das Volk und verhinderte die Abreise der Jesuiten.

Krieg gegen Spanien.

Der König selber sah in Philipp II. den Urheber aller Feindseligkeiten und kündete am 17. Januar 1595 Spanien den offenen Krieg an, er wollte dadurch zugleich den französischen Großen jedwede Verbindung mit Spanien unmöglich machen. König Philipp antwortete, er stehe nicht mit Frankreich im Kriege, sondern nur mit Heinrich von Béarn, der als König vom Papste nie anerkannt werde.

Die Franche-Comté war Gegenstand des Angriffes, dann das Herzogthum Burgund, in welchem aber Mayenne eine Stadt um die andere verlor. Im Glauben, dass der Tod des Erzherzogs Ernst (20. Februar 1595) die Spanier hindere, etwas Wichtiges im Norden zu unternehmen, zog Heinrich IV. selber nach Burgund. Hier erfuhr er, dass Ferdinand von Velasco, Connetable von Castilien und Statthalter von Mailand, mit 10.000 Mann über die Alpen kommend, die Franche-Comté gesäubert und sich mit Mayenne vereinigt habe. Bei Fontaine-Française ließ sich Heinrich IV. tollkühn mit den überlegenen Spaniern in ein Reitergefecht ein, in welchem er zugrunde gehen musste, wenn Velasco seine ganze Macht entfaltete, um was Mayenne ihn vergebens beschwor. Velasco zog sich mit der Erklärung zurück, er habe Befehl, die Franche-Comté zu schützen. Im Zorne darüber unterhandelte jetzt Mayenne ernstlich um Frieden, zumal ihm des Königs Aussöhnung mit Rom jeden Vorwand zu längerem Widerstande benahm.[1])

Fontaine Française.

Aussöhnung mit Rom.

Diese Aussöhnung war für den König ein Gebot der Nothwendigkeit und für den Papst von Vortheil. Im Norden waren die Spanier doch rührig gewesen, hatten Le Catelet und Doullens weggenommen und bedrohten Ham; sosehr einzelne Führer der Liga ihre Zuversicht verloren hatten, so war doch die mangelnde Aussöhnung des Königs mit Rom für sie ein Vorwand der Widersetzlichkeit: ohne Annäherung an Rom wurde Heinrich IV. nie vollständig König von Frankreich. Auf der andern Seite fühlte sich der Papst gedrückt durch die spanische Übermacht; er wurde politisch freier, wenn zwei katholische Mächte einander in Schranken hielten. In diesem Sinne sprachen Venedig und Toscana bei ihm für die Versöhnung. Er wurde gewarnt: wie Clemens VII. England verloren, so könne Clemens VIII. Frankreich verlieren, dort werde die Regierung die Kirchensachen vollständig in die Hand nehmen und ein eigenes Patriarchat errichten. Baronius und der Jesuit Toledo waren in Rom die mächtigsten Fürsprecher der Absolution. Darum nahm der Papst

Clemens VIII.

[1]) Poirson, l. c. II, p. 3.—71.

eine neue Gesandtschaft wohlwollend auf, die Spanier machten vergebens die äußersten Anstrengungen, es handelte sich nur noch um einzelne Forderungen. Der Papst verlangte nicht Vertilgung Andersgläubiger, nicht ihre Ausschließung von allen Ehren und Ämtern, nicht Aufhebung des Toleranzedictes, — er gieng im Gegentheile vom Standpunkte der Duldung aus, forderte aber die Herstellung des Katholicismus in Béarn, die Erziehung des Prinzen von Condé, als des präsumtiven Thronerben, im katholischen Glauben, die Einführung des Concils von Trient, soweit dies möglich sei, ohne das Königreich zu verwirren, Rückgabe verschenkter Kirchengüter und endlich Anerkennung, dass die Absolution in St.-Denys keine Kraft habe.[1])

Am 17. September 1595 saß der Papst vor der Peterskirche auf einem Throne, um ihn seine Cardinäle und Würdenträger. Demüthig nahten ihm die Bevollmächtigten des Königs, der den heiligen Vater bei den Eingeweiden Christi anflehe, ihm seinen heiligen Segen und die höchste Absolution zu ertheilen. Die Absolution in St.-Denys ward dann — weil ohne Zustimmung des Papstes ertheilt — für ungiltig erklärt. Die Bevollmächtigten schworen, dass der König das Übereinkommen halten werde. Die Kapelle stimmte das Miserere an. Bei jedem Verse berührte der Papst den vor ihm knienden Gesandten leise mit einem Stabe — ein alter Gebrauch, der aus den ersten Zeiten der Kirche stammt — dann erhob er sich und sprach feierlich die Absolution aus, umarmte die Gesandten mit der Betheuerung, er nehme den König in die Reihen der kämpfenden Kirche auf; seine Sache sei es jetzt, sich durch Glauben und gute Werke die Pforten der triumphierenden Kirche zu eröffnen. Nicht bloß der Papst war der Ansicht, dass dies eines der wichtigsten Ereignisse sei, auch das Volk in Rom bezeigte es mit unendlichem Jubel und in Frankreich wollten die Festlichkeiten kein Ende nehmen. Monarchie und Kirche waren wieder hergestellt, diese Grundsäulen des alten Staates, Frankreich gewann wieder seinen Einfluss auf die katholische Welt und in dieser stellte sich ein Gleichgewicht der Kräfte wieder her.

Ende der Liga.

Der Aussöhnung mit Rom folgte Januar 1596 im Schlosse Folembrai die Aussöhnung mit Mayenne und das Ende der Liga. Heinrich IV. bezahlte die Schulden Mayennes und überließ ihm drei Sicherheitsplätze. Verzeihung, Wiederherstellung in ihre Ehren und Güter ward allen zugesichert, die sich binnen sechs Wochen dem Könige unterwerfen. Mayenne wurde Statthalter von Isle de France — Paris ausgenommen — und Großkämmerer. Mit Joyeuse, der Marschall wurde, unterwarf sich jetzt auch Languedoc. Marseille, das in Gefahr war, ganz spanisch zu werden, wurde durch Karl Guise am 17. Februar 1596 für den König erstritten. Heinrich IV. hob bei der Kunde hievon dankend die Hände zum Himmel empor, denn Gott habe Mitleid mit Frankreich. Mit Marseille unterwarf sich die ganze Provence wieder der rechtmäßigen Regierung. Mit der Liga war es aus. Als der König La Fère

[1]) Poirson, l. c. II, p. 91—105.

belagerte, kam ihm Mayenne mit seinen Ligisten zu Hilfe. Der Führer der Liga war sehr beleibt und litt an der Gicht, Heinrich IV. gieng im Gespräche mit ihm rasch auf und ab. „Das ist die einzige Rache, die ich für viele Feindseligkeiten an Ihnen nehmen will", sagte der König. Mayenne hatte ernstlich auf seine hochfliegenden Pläne verzichtet und diente Heinrich IV. fortan in voller Hingebung.[1])

20.000 Mann spanischer Kerntruppen, die unter dem Erzherzog Albrecht wie zum Entsatz nahten, wandten sich plötzlich nach Westen und bemächtigten
Calais. sich durch Überraschung der Festungen Calais und Ardres. Heinrich IV. hatte nicht die Geldmittel, sogleich zur Belagerung dieser Plätze zu schreiten. Der Krieg hatte das Land erschöpft und um riesige Summen hatte er von den Führern der Liga den Frieden erkauft, die Art der Steuererhebung war die kostspieligste. Der König klagte, dass er fast vor Hunger sterbe, kein gutes Pferd, kein ganzes Hemd habe, während seine Finanzbeamten schwelgten. Darum übertrug er um diese Zeit Sully die Leitung der Finanzen und be-
Notabeln in Rouen. rief die Notabeln nach Rouen, nicht die Stände, denn er fürchtete hier ein Wiederaufleben der politischen Leidenschaften der jüngsten Zeit. Es ist aber für die Geschichte der Bourbonen bedeutsam, dass der beredteste, gewandteste und beliebteste sich nicht an das Volk, sondern an die Notabeln wandte.

Volksthümlicher hat übrigens nie ein König gesprochen als Heinrich IV. in Rouen. Beim Einzuge bewilligte er den Bürgern die Schleifung der Burg mit den Worten: „Ich will keine andere Citadelle als das Herz des Bürgers."[2]) Die Versammlung der Notabeln eröffnete er am 4. November 1596 mit den
Rede des Königs. Worten: „Trachtete ich nach dem Ruhme eines Redners, so hätte ich eine schöne Rede einstudiert. Aber ich strebe nur nach dem Namen des Befreiers und Neubegründers, darum habe ich euch berufen. Ihr wisst gar wohl aus euren eigenen Verlusten, wie ich aus den meinigen, dass Frankreich ganz zugrunde gerichtet war und zwar durch die Franzosen selber, als mich Gott zu dieser Krone berief. Durch die Gnade Gottes, durch die Gebete und den Rath meiner Diener, durch das Schwert meines tapferen und hochsinnigen Adels, durch meine eigene Mühe und Noth habe ich es gerettet vom Untergange. Helfet mir jetzt es wieder aufbauen! Ich habe euch nicht berufen, um meinen Willen bloß gutzuheißen, sondern um euren Rath zu erholen und zu befolgen, um mich gleichsam unter euren Schutz zu stellen." — Die Versammlung zeigte großen Eifer, richtete aber dennoch wenig aus, weil die Mittel, die sie zur Abhilfe vorschlug, sich nicht bewährten.

Und doch waren reichliche Mittel dem König niemals nöthiger als in jener Zeit. Mit England und den Niederlanden hatte er einen Bund zum gemeinsamen Kampf gegen Spanien geschlossen, der Angriff sollte beginnen, in Amiens waren dafür Kriegsmittel in Hülle und Fülle aufgehäuft.
Amiens. Da kam die Nachricht, dass eben dieses Amiens in der Frühe des 11. März 1597 durch einen kecken Handstreich von den Spaniern unter Porto-Carrero genommen worden. Heinrich IV. war lange wie betäubt von

[1]) Poirson, l. c. II, p. 161—173.
[2]) Ibid. II, p. 161—178.

Schmerz, endlich rief er: „Nun bin ich lange genug König von Frankreich gewesen, jetzt muss ich wieder König von Navarra werden!“ [1])

Und es war in der That hohe Zeit, dass er zu Pferd stieg, nicht um seinen Ruhm, sondern um seine Existenz zu retten. Das Vertrauen in sein Glück war erschüttert, alle seine Feinde regten sich wieder. Spanien raffte seine letzte Kraft zusammen, mit allen äußeren und inneren Feinden Frankreichs im Bunde. Elisabeth befürchtete eine Landung und verweigerte Heinrich IV. jegliche Hilfe, nur die Holländer blieben treue Bundesgenossen. Doch nahm alles schließlich einen glücklichen Verlauf. Die Belagerung von Amiens begann im Mai. Mayenne und die jungen Guisen wetteiferten mit den Hugenotten in Hingebung für die Sache des Königs. Sully sorgte aufs beste für die Bedürfnisse des Heeres. Dem einmüthigen Frankreich konnten die Spanier nur schwer Widerstand leisten, zumal ihr kühner Führer, Porto-Carrero, der in der Gestalt eines Zwerges den Geist eines Helden barg, 3. September 1597 durch eine Kugel fiel. Der Erzherzog Albrecht führte ein Heer zum Entsatz herbei, fand aber die Franzosen so stark und in so guter Stellung, dass er sich wieder zurückzog. Bei dieser Belagerung wurden die Soldaten zuerst zu Tranchéen verwendet. [2])

Letzter Kampf mit Spanien.

Der Erfolg bei Amiens nahm den Gegnern den Muth. Mercoeur, welcher in der Bretagne sich hatte unabhängig machen wollen, unterwarf sich 20. März 1598. Cesar von Vendôme, der Sohn Heinrichs IV. und der Gabriele d'Estrées, wurde mit der Tochter Mercoeurs, der reichsten Erbin des Königreiches, vermählt, und Mercoeur selber kämpfte fortan gegen die Türken in Ungarn, wo er 1602 starb.

Auch Philipp II. senkte jetzt todtmüde das Schwert und bot die Hand zum Frieden; schon lange hatte der Papst sich bemüht, dem Kampfe der beiden katholischen Mächte ein Ende zu machen. In Vervins wurden Unterhandlungen eröffnet.

Spanien bietet Frieden.

In Nantes stellte Heinrich IV. endgiltig das Verhältnis der Hugenotten zu den Katholiken fest. Die Aufgabe war nicht leicht. Die Hugenotten waren unzähmbar, die Katholiken wollten wenig gewähren; jene wollten sich wieder ganz auf eigene Füße stellen, einige Führer sogar Elisabeth als Oberhaupt anerkennen, diese hielten hin und wieder Bittgänge, dass Gott Frankreich bei der wahren Religion erhalte. Am 13. April 1598 unterzeichnete der König das Edict von Nantes „um den Frieden zu erhalten und dass Gottes heiliger Name von allen Unterthanen verehrt werden könne, wenn auch nicht in der gleichen Form, doch in der gleichen Absicht“. [3]) Danach ist zwar der Katholicismus die Religion des Staates, aber die Hugenotten, deren Anzahl man damals auf 274.000 Familien in 750 Gemeinden anschlug, haben Zutritt zu allen Ehren und Ämtern, die nicht kirchlich sind; sie können in allen Orten des Reiches wohnen ohne Zwang, etwas in Betreff der Religion gegen ihr

Edict zu Nantes.

[1]) Henri Martin, l. c. X, p. 404—408.
[2]) Poirson, l. c. II. p. 174—212.
[3]) Ibid. II, p. 473—523.

Gewissen zu thun. Ihre Adeligen, welche die hohe Gerichtsbarkeit besitzen, können auf ihren Besitzungen für sich und ihre Unterthanen ihre Religion ausüben. In allen Orten, wo sie 1596 oder 1577 ihren Cult ausübten, können sie Kirchen bauen (nur nicht in bischöflichen Städten, in Paris und fünf Meilen im Umkreise um diese Stadt), Consistorien, Synoden, Schulen halten, Bücher drucken und verkaufen. Bei der Aufnahme in Universitäten, Schulen und Krankenhäuser soll wegen der Religion kein Unterschied gemacht werden. Die Hugenotten beobachten die katholischen Festtage, sowie die Eheverbote der Katholiken wegen Verwandtschaft und zahlen den katholischen Geistlichen den Zehnten. Enterbungen wegen Religion sind ungiltig. Eine eigene Kammer im Parlamente zu Paris entscheidet über Processe, in welchen die Hugenotten Hauptpartei sind: in Castres, Grenoble und Bordeaux sollen halbgetheilte Kammern[1]) aus je einem katholischen und einem reformierten Präsidenten und sechs katholischen und sechs reformierten Räthen bestehen. Die Reformierten geben alle Unterhandlungen und Einverständnisse mit dem Auslande auf, sie behalten ihre festen Städte und Schlösser noch auf acht Jahre, der König aber bestreitet den Unterhalt der Garnisonen.[2]) — Dem Parlamente von Paris, welches das Edict nicht einregistrieren wollte, sagte der König: „Der Unterschied zwischen Katholiken und Hugenotten muss aufhören, alle sollen gute Franzosen sein, durch besseres Leben sollen die Katholiken ihre Gegner bekehren. Als König bin ich der Hirte, welcher all seine Schafe um sich versammelt und das Blut keines einzigen vergießen lassen darf."

Friede mit Spanien

Dem Edicte von Nantes folgte am 2. Mai 1598 der Friede zu Vervins mit Spanien, in welchem der Friede von Cateau-Cambresis von neuem bestätigt wurde und jeder König zurückgab, was er von den Ländern des andern noch in seiner Gewalt hatte, nämlich der König von Frankreich die Grafschaft Charolais und der König von Spanien Calais, Ardres, Doullens, La Capelle, Le Catelet und den Hafenplatz Blavet in der Normandie. —

Ende Philipps II. 1598. — Philipp III. 1598—1621.

Das Alter und der üble Gang der Dinge hatten Philipps Unschlüssigkeit, seine düstere Stimmung, seine Schwermuth und Abgeschlossenheit nur gesteigert. „König Philipp", schreibt ein Zeitgenosse, „ist alt, Feind der Geschäfte und Gespräche: mit all seinen Verdrießlichkeiten und Krankheiten geht er einen Tag nach Prado, den zweiten nach Aranjuez, den dritten nach Escurial. Nichts ist ihm unausstehlicher als eine Audienz und seit Jahr und Tag hat niemand von Angesicht zu Angesicht mit ihm unterhandelt. Es ist hier seit langer Zeit

[1]) Chambre de l'édit. Chambres mi-parties.
[2]) Dumont, Corps dipl., V, 1, p. 545.

eine Unzahl von Fremden, die aber für ihre Angelegenheiten noch gar kein Ende absehen. Auch die Spanier sind sehr unzufrieden, von den vornehmsten bis zu den geringsten. Die Minister wagen dem König kein anderes Wort zu sagen, als was ihm behagt, und er will allein seinen Ansichten folgen. Und in der That versteht er mehr von den Geschäften, als all die Unwissenden. Die Spanier wünschen, dass ihr König außer Spanien und Indien gar keine Staaten besäße, weil die übrigen nur Geld und Menschen kosten und neue Steuern und Auflagen herbeiführen." — „Sein einziger Entschluss in allen Dingen ist es, beständig unentschlossen zu bleiben" — sagte Granvella von ihm. — Die einzige Seele, welcher der König in seinen späteren Jahren vertraute, war seine Tochter Clara Eugenia, die mit ihm in seinem Cabinete arbeitete.

Philipp II. erkrankte 1596. Die Ärzte widerriethen die Reise nach dem Escurial, die Auflösung befürchtend. „Gut, dann will ich meine Gebeine selbst ins Grab tragen", sagte der König. Die Krankheit — Blutzersetzung — währte nahezu drei Jahre, die letzten dreiundfünfzig Tage konnte Philipp unter unsäglichen Leiden sich nicht von der Stelle rühren — er trug namenlose Schmerzen mit der höchsten Ergebung und ließ sich zum Troste die Leidensgeschichte Christi vorlesen. Als die Ärzte ihn in ein sonnigeres Zimmer versetzen wollten, verweigerte er es mit den Worten: „Gebt mir jenes Marienbild, das meiner Mutter gehörte und ich durch fünfzig Jahre bei mir getragen habe, und legt in meine Hände das kleine Crucifix von Holz, das mein Vater im Sterben in der Hand hielt." — „Sieh, mein Sohn," sagte er dann zum Infanten, „so endigt die Herrlichkeit der Welt. In wenig Stunden hüllt man mich in ein ärmlich Leichenkleid. Die Krone sinkt mir schon vom Haupte, der Tod nimmt sie mir, um sie dir zu geben. Eines Tages wird sie auch dir vom Haupte fallen, wie jetzt mir. Meine Tage sind gezählt, auch die deinen sind bestimmt. Ich empfehle dir den Kampf gegen die Ungläubigen und den Frieden mit Frankreich." — Nach der letzten Ölung wollte er nichts mehr von Geschäften wissen — er ließ dem Infanten den goldenen Schlüssel zum geheimen Cabinete überreichen und starb ruhig 13. September 1598. Die Mönche des Escurial betrachteten den König ob der Geduld in entsetzlichen Leiden wie einen Heiligen. — Clemens VIII. sagte im Consistorium, er glaube, dass nächst den Heiligen Philipp II. das meiste Verdienst vor Gott habe. Sicher haben wenige Fürsten beharrlicher für die katholische Religion ihre Macht aufgeboten. Die Gegner siegten. Das Schwert, welches seiner todmüden Hand entfiel, hob Ferdinand II. auf.

Philipps II. Ende.

Unter Philipp II. begann der Stern Spaniens zu erbleichen und neben andern ist ein Hauptgrund seine Leidenschaft, alles leiten zu wollen, und dabei doch sein Mangel an Raschheit der Entschließungen. Der wohlmeinende Don Manrique schrieb ihm: „Gott hat Eure Majestät und die übrigen Könige, welche in seinem Namen die Länder regieren, nicht dazu geschickt, dass Sie sich zurückziehen, um zu lesen und zu schreiben, sondern damit Sie dastehen, als öffentliches und allgemein zugängliches Orakel politischer Weisheit, an welches jeder Unterthan sich wenden kann, wenn er eines Ausspruches

bedarf." König Philipp hat den Beinamen Prudens, in der Politik war er aber oft unklug.

Weniger bekannt ist, dass der König die Kirche ganz bureaukratisch behandelte. Er wollte in seinen Ländern der Papstkönig sein und ließ den Päpsten nichts gelten. Mit allen Päpsten lag er zuletzt im Streit, selbst mit denen, die ihm von Haus aus mit dem größten Wohlwollen entgegenkamen.[1] Er verwandte allerdings die Kräfte seines Reiches zu Gunsten der katholischen Sache, aber er meinte dabei, kein Papst und kein Cardinal verstehe die Interessen der Kirche so gut wie er, die Päpste sollten ihm in allem zu Diensten sein. Daher kam es, dass Pius V. ihn durch die Drohung, er werde ihn und ganz Spanien mit dem Interdicte belegen, zwingen musste. Die Inquisition wurde bei ihm reines Staatsinstitut, der königliche Rath hatte die unbedingte Gerichtsbarkeit auch über den Clerus,[2] er beanspruchte und übte das volle Recht der Prüfung und Verwerfung päpstlicher Bullen. Die freie Bewegung fehlte darum in der spanischen Kirche, der König und seine Minister übten alle kirchliche Gewalt: — Spanien hatte die Folgen davon schwer zu tragen.[3]

Philipp III.

Philipp III. hatte weder den Stolz, noch den Arbeitsernst des Vaters, am wenigsten dessen Willensstärke.[4] Der alte König sah dies selber ein. Durch seine Erfahrung an Don Carlos gewarnt, hatte Philipp II. den Thronfolger in strenger Zucht gehalten; erst 1597 ließ er ihn am 24. Juli plötzlich zu sich bescheiden, um ihn in die Regierungsgeheimnisse einzuweihen. „Spaniens Könige," sagte er ihm dabei, „haben immer die Säule der römischen Kirche abgegeben; ihnen verdankt die Welt die Aufrechthaltung und Verbreitung des

---

[1]) Gams, Die Kirchengeschichte von Spanien. Regensburg 1879. III, 2, S. 510 ff.

[2]) Martin Philippson, Philipp II. von Spanien und das Papstthum. „Sybels historische Zeitschrift", Bd. 39.

[3]) Gams (Kirchengeschichte Spaniens, III, 2, S. 248) fasst sein Endurtheil über Philipp II. in den Worten zusammen: „Im Verlaufe der Jahre wurde Philipp immer argwöhnischer, unzugänglicher, unentschlossener, schwermüthiger und mürrischer. Es lag auf ihm eine Centnerlast und er wollte und konnte sie nicht abwälzen. Er schien das Mitleid der Menschen anzurufen, aber es war ihm nicht zu helfen. Weil er beständig unentschlossen war, mussten alle Angelegenheiten des Reiches ins Stocken gerathen. Indem er sich mit dem Kleinen und Kleinsten abquälte, zerfloss und zerfiel das Größte. Er handelte wie einer, der gleich Gott alles weiß und für alles zu sorgen hat. Weil er für alles sorgen wollte, sorgte er im Grunde für gar nichts, denn es war ganz zufällig, worauf im Grunde gerade seine Thätigkeit sich richtete. Er war vielleicht der fleißigste Arbeiter im ganzen Jahrhundert, aber beim Anblick des unendlichen Details in das er sich verlor, muss man sich vielleicht fragen, wozu dieser Verlust an Zeit und Kraft. Die Könige sind nicht da, um zu verwalten, sondern um zu regieren, d. h. andere in ihren Geschäften zu leiten. Ludwig XIV. war, verglichen mit Philipp II., darum ein großer Monarch, weil er für jeden Platz den besten Mann ausfindig machte und ihn dann seinem Wissen und Gewissen überließ. Philipp schulmeisterte seine Minister, wollte alles besser wissen als sie. In seinem Eigensinn und seiner Herrschlust wollte er die lebensvolle Welt von seinem Zimmer aus regieren, wie eine im Fleisch wandernde Vorsehung für alle allein sorgen und Gott und dem Volk gar nichts überlassen."

[4]) Ch. Weiss, L'Espagne depuis le règne de Philippe II. jusqu'à l'avènement des Bourbons. Paris 1844.

wahren Glaubens; welche Opfer ihrer Mühe, an Geld und Blut ihrer Unterthanen, sie dieser Aufgabe gebracht haben, wirst du erst später im vollen Umfange begreifen.“ Der Infant war sprachlos.

Bald kam der König zur Überzeugung, dass sein Sohn sich eher zum Gehorchen als zum Gebieten eigne. Als er ihm die Bildnisse von drei Erzherzoginnen in Graz zeigte, damit er eine von ihnen zur Gattin wähle, erklärte der Sohn, jedes eigenen Willens bar, diejenige erscheine ihm als die schönste, die ihm der König aussuche. Der König begehrte nun für den Infanten die älteste, doch sie war schon eine Leiche, als die Gesandten in Graz ankamen; die zweite, um die der König warb, fanden seine Gesandten im Sterben; nun wurde um die dritte, Margaretha,[1]) angehalten, die mehr Neigung zum Kloster hatte; sie musste Königin werden, sprach aber bald den Wunsch aus, wieder in Graz zu sein, — denn der allmächtige Minister Philipps III. fragte den letzteren im Rathe, was seine Gattin mit ihm gesprochen, und verbot ihr, je von Geschäften mit ihm zu reden. Das gesunde Kind der Berge fühlte sich unbehaglich unter dem Drucke der Etiquette, sie sah das Unwesen ein, forderte aber ihren Gemahl vergebens auf, demselben ein Ende zu machen. Philipp III. war der Sclave seines Ministers.

Drei Erzherzoginnen in Graz.

Margaretha.

Francisco Gomez de Sandoval y Roxas, Marquez von Denia, war Oberstallmeister des Infanten gewesen, hatte sich in seine Neigungen eingeschmeichelt, war aber von Philipp II. zum Vicekönig von Valencia ernannt worden, um ihn vom Infanten zu entfernen, weil er diesem Geld geliehen hatte, denn der Erbe des ersten Thrones der Welt dürfe nicht der Schuldner eines Vasallen sein. Kaum war nun Philipp III. König, so rief er den Marquez an den Hof, erhob ihn zum Herzog von Lerma und überließ ihm alle Geschäfte, die Vertheilung aller Ämter und Gnaden. „Der König der Meere,“ sagte das Volk, „weist den Strömen und Bächen, die ihm Tribut zuführen, viele Pforten an, durch die sie zu ihm gelangen; zu König Philipp III. aber müssen dessen Völker alle denselben Weg gehen und an dieselbe Pforte klopfen.“ Der König befahl, Lermas Unterschrift sei so gut und solle so viel gelten, wie seine eigene; und Lerma war denn fortan eifrigst bestrebt, sich in dieser Stellung zu halten; er war ruhig und gemäßigt, aber ohne staatsmännische Befähigung. Seine Manieren waren vornehm, er hielt viel auf sein Äußeres; mit dem wenigen wahren Wissen, welches er besaß, verstand er vortrefflich zu prunken; in Audienzen entließ er niemand unbefriedigt und ohne Hoffnung. Er umstellte den König vollständig mit seinen Creaturen; die Königin und die alte Kaiserin, die Schwester Philipps, durften nie allein oder deutsch miteinander sprechen. Lermas Verwandte erhielten den Stuhl von Toledo, das Vicekönigthum von Neapel und andere hohe Würden; des Königs Pagen und Beichtvater waren Werkzeuge Lermas, der König stand förmlich unter der Zuchtruthe seines Ministers; wenn er auch klagte über den Zwang, den ihm dieser anthue, so hatte er doch den Muth nicht, ihn zu brechen, den Muth nicht, ihm ein Geheimnis zu verschweigen; er zitterte am ganzen Leibe, als er Lerma einmal in einer Kleinigkeit widerstehen wollte.

Lerma.

Die Politik des Ministers war Friede nach außen und Ruhe im Innern, Friede mit den Niederlanden, Familienverbindungen mit Frankreich, — von

Lermas Politik.

[1]) Geboren zu Graz, 25. December 1584, Tochter des Erzherzogs Karl und der Maria von Bayern, vermählt 18. April 1599. Hurter, Maria, Erzherzogin von Österreich. 1860.

einer Mitwirkung zu den Plänen der deutsch-habsburgischen Linie trat Spanien vollkommen zurück;[1]) nur gegen England wurde 1599 eine Flotte mit fünfzig Schiffen unter Martin de Padilla gesandt, die aber von Stürmen getrennt wurde, ehe sie auf den Feind stieß. Fortan hielt er auch mit England Frieden.[2])

Der Gesandte des Kaisers, Graf Khevenhiller, ward wenig beachtet. Die Königin Margaretha starb, sechsundzwanzig Jahre alt, 1611, wie man glaubte, durch Lermas Werkzeug, den Pagen Calderon, vergiftet, denn unter Philipp IV. wurde Calderon als der Mörder in Madrid hingerichtet. Lerma war der eigentliche Mittelpunkt des Reiches, die ersten Ämter waren im Familienbesitze seines Hauses. Was half es, wenn aller Glanz um den Hof sich zusammenzog, wenn die Granden in Prunk wetteiferten, wenn der König in auffallender Pracht von Madrid nach Aranjuez oder von Aranjuez nach Madrid reiste? Spanien kam zurück, die Verarmung nahm reißend überhand. Wenn Lerma auch sieben Klöster mit einem Aufwande von einer Million Ducaten stiftete, so ist dies kein Beweis, dass Sitte und Bildung sich hoben, sondern nur, dass der Herzog als Minister sich ein ungeheures Vermögen machte.

Lermas Regierung ist durch eine Reihe falscher Maßregeln bezeichnet; dahin ist zunächst zu rechnen die Vertreibung der Morisken. Der Gegensatz zwischen ihnen und den Spaniern war noch nicht ausgeglichen: wenn sie auch äußerlich zum Christenthume sich bekannten, so riefen sie doch sterbend ob Mohammed an oder verbargen die Neugeborenen vor dem Priester, der sie taufen wollte; sie standen immer mit den Herrschern in Nordafrika, dann auch mit den Hugenotten in Frankreich in geheimer Verbindung und waren eine stete Gefahr für Spanien. Vorschläge, sie auszurotten oder aus Spanien zu vertreiben, wurden am Hofe hin und wieder gemacht. 1599 ermahnte Philipp III. die Bischöfe zur Bekehrung der neuen Christen, die jedoch fortfuhren, sich mit den Türken zu verbinden, mit den Corsaren, viele Christen im kleinen Kriege zu tödten, so dass auch Einsichtsvollere, da der Minister nicht Ruhe zu schaffen wusste, zu ihrer Verbannung riethen. Die Morisken Valencias hingegen wandten sich an Frankreich, versprachen Geldvorschüsse, wenn es sie vom spanischen Joche befreien wolle, in Castilien seien 130.000 Morisken, in Valencia 76.000 und imstande, 60.000 Bewaffnete zu stellen; in Aragon seien 40.000 Familien, die gleichfalls nach Rache dürsteten und Waffen verlangten, in Catalonien 30.000 Familien. Heinrich IV. war gewillt, Spanien durch Entzündung inneren Krieges zu lähmen, und versprach ein Heer zur Verfügung, doch der Unterhändler wurde 1605 in Valencia ergriffen, gefoltert und gehangen. Sofort kam die vollständige Vertreibung der Morisken im Staatsrathe ernstlich in Frage. Vergebens stellte der Adel Valencias vor, die Mauren wären die geschicktesten und fleißigsten Unterthanen des Königs, —

Morisken.

[1]) Watson, History of Philipp the third. Paris 1792. I, 49.

[2]) Ibid. I, p. 320—378. — Gams, Kirchengeschichte Spaniens, III, 2, S. 354 bis 357.

am 22. September 1609 wurde in Valencia der ſogenannte Gnadenact des Königs veröffentlicht, nach welchem die Mauren als Ketzer, als Abtrünnige, als Verräther binnen drei Tagen ſich zur Einſchiffung vorzubereiten hätten. Wer nach dieſer Zeit noch ſich finden laſſe, ſolle ergriffen und bei Widerſetzlichkeit getödtet werden. Jeder darf mitnehmen, ſo viel als er tragen kann; die Kinder unter vier Jahren dürfen in Spanien zurückbleiben, ebenſo diejenigen Mauren, welche durch Zeugniſſe von Geiſtlichen ihr gutes Chriſtenthum und den Empfang des Abendmahls nachweiſen können. Von den Betroffenen geriethen viele in Verzweiflung, doch der Spruch wurde ohne Erbarmen ausgeführt.[1]) Gnaden-act.

Schiffe hatte die Regierung ſchon bereit gehalten, 150.000 Abkömmlinge der Mauren wurden aus Valencia entfernt, zuerſt 20.000 Vaſallen des Herzogs von Gandia, der den König vergebens um Aufſchub von zwei bis drei Jahren gebeten hatte, damit in ſeinen großen Manufacturen indeſſen Chriſten von den Moriscos eingeſchult würden. Dieſe 20.000 wurden bei Oran an das Land geſetzt und erhielten durch Vermittlung des ſpaniſchen Statthalters, Grafen Aguilar, Land im Gebiete des türkiſchen Vicekönigs von Tlemcen — aber das Land war nicht ſchön wie die Gefilde von Valencia; dann wurde der königliche Gnadenact auch in Caſtilien, Murcia, Catalonien und Aragon verkündet. Die Mauren aus Aragon wurden in Abtheilungen von 6000 über die Pyrenäen nach Frankreich geführt, von wo ſie über die Häfen der Provence nach Afrika gelangten. Manche wurden von ihren Herren, deren Vaſallen ſie geweſen, nach Afrika begleitet. So wurde nahezu eine Million Menſchen gewaltſam aus Spanien entfernt, über 100.000 kamen bei der Überfahrt ums Leben, viele widerſetzten ſich in den Bergen der Auswanderung und wurden wie wilde Thiere gejagt; diejenigen, welche Afrika glücklich erreichten, fielen zum Theile den Beduinen in die Hände oder erlagen dem Mangel in der Wüſte oder waren als heimliche Chriſten den ſtrengen Gläubigen ein Gegenſtand des Argwohnes. Die Spanier prieſen die Maßregel des Königs als die denkwürdigſte That und das heldenmüthigſte Unternehmen; man glaubte, jetzt erſt ſei die völlige Sicherheit aller ſpaniſchen Königreiche errungen.[2])

---

[1]) Gams (Kirchengeſchichte Spaniens, III, 2, S. 259) bemerkt ſehr richtig: „Dies war das überaus traurige Ende des vielleicht edelſten und beſten Theils der ſaraceniſchen Völker in allen drei Welttheilen. Was aber ihnen, den Ungläubigen, widerfuhr, das begegnete in derſelben Zeit den gläubigen Chriſten, den Katholiken in Großbritannien, Irland, Schweden, Norwegen, Dänemark, Island, den Oſtſeeländern, Rußland, in vielen Theilen von Deutſchland, Öſterreich, Ungarn, der Schweiz. Es wäre den Katholiken in Frankreich begegnet, hätten die Hugenotten obgeſiegt. Es waren Katholiken, welche fliehend vor der Verfolgung in England, den Staat Maryland und die Stadt Baltimore gründeten. Alſo wer von euch ohne ähnliche Sünde iſt, der hebe den erſten Stein auf und ſchleudere ihn gegen die fanatiſchen und excluſiven Spanier des 17. Jahrhunderts."

[2]) Die Gegner des Herzogs von Lerma werfen demſelben vor, daſs er die Vertreibung der Moriscos zum Zweck ſeiner Bereicherung betrieben habe; aus deren eingezogenen Gütern habe er ſich 250.000 Ducaten geben laſſen. Sein Sohn habe 100.000, ſein Schwiegerſohn, der Graf von Lemos, habe 50 000, die Gräfin von Lemos, ſeine Tochter, 50.000, alle in allem 500.900 Ducaten erhalten.

„Auf Lerma fällt die Hauptſchuld der Vertreibung der Moriscos. Hätte er ſein ganzes Gewicht dagegen in die Wagſchale geworfen, der Patriarch Ribera und der Clerus wären nicht gehört worden. Wäre aber nicht durch Karl I. und beſonders Philipp II. die

Sinken des Nationalreichthums.

Die religiöse Einheit Spaniens war erreicht, aber um welchen Preis! 28.000 Häuser standen allein im Königreich Valencia unbewohnt, drei Viertel der Dörfer Cataloniens wurden menschenleer, die Musterwirtschaften in Spanien, die künstliche Bewässerung der Sierras hörten auf, an die Stelle der einträglichsten Gärten traten Wüstungen.[1]) In vielen Gegenden Spaniens begann jetzt von Zeit zu Zeit die Hungersnoth zu wüthen. Auch das Geheimnis mancher Industriezweige gieng verloren, Murcia führte jetzt keine Tücher, Granada keine Seidenzeuge, Cordova kein Leder mehr aus; die Ausfuhr nahm überhaupt reißend ab, die Einfuhr zu; der Ausfall der Steuern war ein großer.

Finanzmaßregeln.

Eine andere verkehrte Maßregel, welche aber die steigende Verarmung Spaniens kennzeichnet, war das Verbot, Gold und Silber zu Geräthen zu verarbeiten, und der Befehl, jeder solle ein genaues Verzeichnis aller in seinem Besitze befindlichen Gegenstände von Gold und Silber bei den königlichen Gerichten einreichen. Der Unwille des Volkes sprach sich so stark gegen diese Erlasse aus, dass sie zurückgenommen werden mussten. Noch thörichter war eine Finanzmaßregel, die man anfangs als ein Werk des Himmels rühmte, der Preis des Kupfergeldes wurde nämlich um das Doppelte erhöht; natürlich schlug das Ausland augenblicklich Kupfermünzen mit spanischem Gepräge und tauschte damit die spanischen Waren um die Hälfte billiger ein. Andere Maßregeln zeugen von der zunehmenden Noth des Schatzes.

Nothstände.

Juden.

1605 mussten die Juden in Portugal um 2,400.000 Ducaten Duldung erkaufen, schließlich musste der Hof für seinen Unterhalt bei den Bischöfen, Capiteln und einzelnen Granden betteln lassen. Im Jahre 1619 soll die Bevölkerung Spaniens auf fünf Millionen herabgesunken sein und das einzige Bisthum Salamanca 80 Wüstungen gezählt haben. Der Handel war neun Zehntheile in den Händen des Auslandes, Spanien war zu einem Handelshause der Fremden geworden: den Kleinhandel hatten vorzugsweise Genuesen übernommen, das Ausland führte für 20.000.000 Ducaten ein, und bezog für nur 5,000.000 Rohstoff. Die Gesammt-Einnahme Spaniens belief sich auf 15,000.000 Ducaten, wozu Amerika 10,000.000 beisteuerte. Der größte Theil des Erträgnisses wanderte aber augenblicklich als Zinsen in fremde Hände. Die Noth wurde so groß, dass der Rath von Castilien klagte: „Die Häuser verfallen, und keiner ist, der sie wieder aufbaut, die Einwohner der Städte flüchten, die Dörfer sind verlassen, die Felder unbestellt und selbst die Kirchen stehen leer.“ Der Antrag ward gestellt, auch die Geistlichen zu besteuern, den Zudrang zu den Klöstern, der mehr aus Liebe zum Müßiggang, als aus Beruf und innerer Sehnsucht hervorgehe, zu mindern; selbst der General der Franciscaner mahnte 1603 den König, die Zahl der Diener Gottes nehme auf eine gefährliche Weise überhand.

Handel.

Finanzen.

---

schrankenlose Monarchie in Spanien geschaffen worden, so hätte auch der mächtigste Minister solches nicht vermocht. Dieses konnte nur geschehen, weil die alten Stände bloß ein Scheindasein führten.“ — Die ganze Literatur über die Vertreibung der Moriscos — bei Gams, l. c. III, 2. S. 260.

[1]) Despoplados.

Lerma fiel endlich am 13. October 1618, gestürzt durch seinen eigenen Sohn, den Herzog von Uzeda. Man überzeugte endlich den König, dass er das Reich nicht länger diesem Günstlinge überlassen könne, der elende Zustand des armen Volkes rühre doch zuletzt von Lerma her. Ferner drängte alles zu einer Änderung der äußeren Politik; Philipp III. sprach Ungarn und Böhmen an als Enkel Maximilians II., Erzherzog Ferdinand versprach an Spanien die österreichischen Vorlande gegen Unterstützung. — Vergebens hatte sich Lerma die Cardinalswürde verschafft — er musste weichen;[1]) er hoffte, diese Würde müsse ihn vor dem Sturme schützen, aber gerade sie stürzte ihn, weil der König mit dem Cardinal nicht mehr so vertraulich verkehren konnte, wie früher. Am 20. October erhielt er den Befehl, den Hof zu verlassen. Er wurde nun Priester, hielt im Kloster der Dominicaner zu Valladolid seine erste heilige Messe und stiftete sechs Lehrstühle für die Doctrin des Thomas von Aquin. Uzeda.

Wäre nur Lermas Nachfolger tüchtiger gewesen! Allein Khevenhiller bezeichnet ihn mit Recht als ungehobelt, unwissend, dick und faul, als einen leeren Menschen, der ohne die Siesta täglich zehn Stunden schlafe. Der König aber konnte ohne Lerma eigentlich nicht leben, die Entfernung des Günstlings brachte einen Zwiespalt in ihn, er erkrankte und ließ Lerma berufen. Ehe dieser kam, hatte jedoch Philipp III. am 31. März 1621 schon geendet. Der sterbende König zitterte, vor dem Richterstuhle Gottes nicht bestehen zu können: „O wäre ich doch ein armer schlichter Bürger gewesen oder ein Laienbruder, dessen Blick nicht über den Pförtnerdienst seines Klosters hinausreicht!“ Tod Philipps III.

Philipp III. war, ganz im Gegensatze zu seinem argwöhnischen, unermüdlich thätigen Vater, im Übermaß vertrauensvoll, sorglos und flau. Der Spanier Franz Quevedo sagte von ihm: „Er war von mittlerer Körpergröße, starkgliederig und wohlgebaut, würdevoll und freundlichen Angesichts und von heiterer Leutseligkeit. Sein Blick hatte eine unentschlossene Anspruchslosigkeit, ohne jede Anlage zum Finsteren; seine Züge neigten sich eher zu der Heiterkeit des Lächelns, als zu grollender Aufwallung. Nach nichts strebte er so sehr, als nach Übung des Gehorsams; mit leichtgläubiger Gelehrigkeit richtete er sich nach dem, was die Personen seines Vertrauens wünschten. Außerdem trieb er das Spiel und die Jagd. Allein diese Beschäftigungen waren nur von außen veranlasst, denn im Innersten seines Herzens wohnten einzig nur Religion und Frömmigkeit. Seine Sitten waren so rein und lauter, dass die Betrachtung seines Lebenswandels ebensosehr zur Gottseligkeit aufforderte, als Hochachtung vor ihm einflößte. Er war so tugendhaft, dass man von der Reinheit seiner Seele ebenso große Wunder hätte erwarten, als Großthaten hätten seiner Macht entsprießen können. Er vollendete die Wiedereroberung Spaniens von den Ungläubigen, gebot Einhalt den Plänen Savoyens, demüthigte Venedig, gegen die Überflutung der Ketzerei ließ er die Katholiken wieder frei aufathmen. Man kann von seiner Ge- Charakter.

[1]) Die Spanier dachten Lerma den Galgen zu, ein Spottvers auf ihn lautete:

El ladron mas afamado
For no morir decollado
Se vistio de colorado.

müthsart nicht sprechen, ohne die zu verurtheilen, die ihn verführten.[1]) Seine Wünsche waren rein, voll von Güte und Gerechtigkeit. Statt Gehorsam zu finden, war er beständig belagert; fremde Verschlagenheit verstand es, seinen Gesichtskreis zu beschränken und sein Ohr zu verschließen."[2]) Das ist allerdings richtig. Man muss aber auch aus einem anderen spanischen Geschichtschreiber, Lafuente, das Urtheil dahin ergänzen: „Die Tugenden Philipps III. waren die eines Privatmannes, als König fehlte er, indem er, statt selber nachzusehen und mitzuarbeiten, allzu vertrauensselig die Geschäfte anderen überließ."[3])

Ursache des Verfalls.

An dem Verfalle Spaniens sind übrigens nicht bloß die drei Philippe schuldig, sondern das Volk selber.[4]) Spaniens Aufschwung seit Isabella war zu rasch, die Thätigkeit zu fieberhaft gewesen, es musste eine Zeit natürlicher Abspannung eintreten; die glänzenden Erwerbungen in Amerika, das rasche Emporsteigen zu Reichthum und Macht ergriffen die Phantasie des Volkes: der Zudrang zur Auswanderung wurde außerordentlich, Amerika hat Spanien ungefähr 30 Millionen Menschen gekostet. Mit den Auswanderern gieng nicht bloß das Capital ihrer Persönlichkeit, sondern auch viel Vermögen nach den Colonien. Ein Heldengeist kam in die Nation, aber der Sinn für Ackerbau und Industrie gieng dabei verloren. Ein Barceloneſe klagt: „Der Landmann wandte sich vom Pflug ab, kleidete sich in Seide und ließ die von Arbeit gebräunte Hand bleichen; den Kaufmann trieb Hochmuth, dass er in Kutschen fuhr, und der Handwerker ließ unlustig sein Werkzeug fallen. Keiner achtete den Wert des Geldes; man wollte an einem Tage erwerben, was sonst der Fleiß einer Woche gewonnen hatte. Es schlug der Handel um, weil man keine Sorgfalt auf ihn wandte. Handwerke und Künste starben aus, weil man sich des Fleißes schämte, und so geriethen wir in die trostlose Lage, die wir jetzt beweinen." Thomas Campanella schrieb unter Philipp II.: „Ihr Muth, ihre Stärke, ihre Beredsamkeit werden die Spanier nicht retten. Sie trennen sich stolz von den übrigen Völkern und verbinden sich nur untereinander; sie schätzen nur die Waffen und vernachlässigen den Ackerbau und Handel; sie werden sich dadurch erschöpfen und ihre Verluste nicht ersetzen können. Sie arbeiten nicht, ihre Feldherren schreiben nicht einmal über die großen Thaten, die sie vollbringen."

Heldensinn.

Stolz.

Trägheit.

Der Reichthum Amerikas täuschte, man vergaß, dass Künste, Handwerke und Landbau den sichersten Reichthum begründen; man gab das Arbeiten auf und gewöhnte sich an fremde Fabrikate und so kam es zuletzt, dass die Geld-

---

[1]) Lerma und Uzeda.

[2]) Reinhold Baumstark, Franz Quevedo. Freiburg 1871. S. 120—121.

[3]) Juan Yannez, Memorias para la historia D. Felipe III. Madrid 1723. — Davila, Historia de la vida y hechos del rey D. Felipe tercera. Madrid 1771. — Havemann, l c S. 312—337.

[4]) Weiss, L'Espagne depuis le règne de Philippe II. jusqu'à l'avènement des Bourbons. Mémoires, considérations sur le commerce et les finances d'Espagne. — Havemann, l. c. S. 370—404.

sendungen aus Amerika nur durch Spanien hindurchgiengen, dass man bald 150.000 Fremde zählte, die in Spanien von Kleinhandel und Handarbeit lebten und, wenn sie sich ein Vermögen gemacht hatten, damit in die Heimat zurückkehrten. So wurden die Fremden Blutegel für Spanien, weil die Spanier selbst nichts mehr arbeiteten. Spanien besaß alles, und doch ließ es bald seine Schiffe durch Fremde bauen, bezog sein Kupfer aus Holland, den Stahl aus Mailand, das Wachs aus Frankreich und Holland, seine Leinwand aus Lille und Arras; seine Bücher wurden in Rom, Venedig, Antwerpen, Lyon und Mainz gedruckt. — Jemehr das Land verarmte, umsomehr wurden die Abgaben erhöht, so dass die Spanier, selbst wenn sie arbeiten wollten, nicht mehr mit dem Ausland concurrieren konnten, welches seine Waren billiger auf den Markt stellte: die Alcabala z. B. wurde bei jedesmaligem Verkaufe eines Gegenstandes erhoben, der Wein in Castilien erlag einer Abgabe von 90 Percent; die Mauten verhinderten den Verkehr zwischen den einzelnen Provinzen; Castilien z. B. bezog sein Getreide billiger aus dem Auslande, denn aus dem nahen Andalusien. Bald bemächtigten sich die Fremden des Handels nach Amerika, der Schleichhandel an den amerikanischen Küsten machte allen Zwang erfolglos. Dazu kam das Anwachsen der Majorate, die allem Ackerbau feindseligen Gesetze betreffs der Merinoherden, der Grundbesitz sank, und so ist es möglich, dass man in Estremadura auf eine Quadratmeile nur 184 Menschen rechnen konnte, dass die Sierra Morena nur Räuberbanden zum Wohnsitz diente, dass das Sprichwort entstand: „Wer durch Castilien reisen will, muss sein Brot mit sich nehmen", dass in Cordova allein tausend Häuser unbewohnt standen. Man denkt unwillkürlich an Ciceros Schilderung, wie entvölkert er den Peloponnes fand. Alexanders Zug nach Asien hatte für Griechenland dieselbe Wirkung, wie die Entdeckung Amerikas durch Columbus für Spanien: die Kriege in Asien verschlangen Unzählige, wie die Kämpfe in Amerika; die Lust, schnell sein Glück im fremden Lande zu machen, trieb Unzählige zur Auswanderung.

Steuerlast.

Entvölkerung.

Philipp III.[1]), von dem der Graf von Ericeira sagt, er habe die Weissagung seines Vaters erfüllt, indem er sich dem Willen seiner Diener derart überließ, dass sie es waren, die unumschränkt herrschten, auf ihre eigenen Vortheile so aufmerksam, dass sie der Monarchie Spaniens die größten Übel zufügten, die selten zur Kenntnis des Königs kamen, besuchte auf die dringenden Bitten der Portugiesen einmal ihr kleines Königreich; sie hofften von seinem Aufenthalt Heilung der Leiden, welche sie quälten. Diese waren sehr ernster Natur: ihre Colonien, der Lebensquell für ihre Finanzen, waren in höchster Gefahr, insgesammt die Beute der Holländer und Engländer zu werden, und das Mutterland in Gefahr, dadurch in Armut und Noth zu versinken.

Besuch Portugals.

[1]) Bei den Portugiesen heißt Philipp II. Philipp I., Philipp III. Philipp II., Philipp IV. Philipp III.

Philipp II. bekümmerte sich um die Regierung Portugals, „er kannte seine Unterthanen,[1]) belohnte ihre Verdienste, gab allen Gehör, Antwort, nicht im allgemeinen, sondern in Beziehung auf ihre Gesuche, mit deren Gegenstand er sich vollkommen bekannt zu machen suchte“ — es lag ihm ernstlich daran, Portugal zu heben, er machte aber einen großen Fehlgriff[2]) aus Hass gegen die aufständischen Holländer, die in Lissabon die Gewürze aus Ostindien holten und durch deren Verkauf im Norden großen Gewinn machten, dass er diesen den Markt in Lissabon verschloss; er hoffte dadurch den Rebellen einen schweren Schlag zu versetzen, schlug aber damit die getreuen Portugiesen, denn die rührigen Holländer wurden dadurch gedrängt, den Zwischenhandel aufzugeben und an der Quelle, in Ostindien selber die gewinnbringenden Waren zu holen.

Sie kannten anfangs die Wege nach Osten nicht, noch die Länder, die Küsten, die guten Häfen; sie fürchteten, spanischen Flotten zu begegnen. Darum versuchten sie zuerst 1595—1596 die nordöstliche Durchfahrt. — William Bärends hielt die Nordküste von Nova Zembla und gelangte bis zum 77. Grad, Lindschotten bis zum 70., fanden aber die Durchfahrt nicht, auch Jakob Hemskeerk 1595 nicht: sie bestanden große Gefahren, ertrugen große Beschwerden im Polarwinter, aber die nordöstliche Durchfahrt blieb verschlossen, obschon die Staaten eine Prämie von 20.000 Gulden für diese Entdeckung ausgesetzt hatten.

Indes fassten sie die Hoffnung, auf dem weiten Umweg über das Cap der guten Hoffnung ihr Ziel zu erreichen, und erreichten es auch.

Houtman. Cornelius Houtman, der mit seinem Bruder Frederik in Handelsgeschäften in Lissabon sich aufhielt und über den Handel nach Indien Erkundigungen einzog — während allen Fremden Nachforschungen dieser Art verboten waren — kam dadurch in Verdacht, ward zu einer großen Geldstrafe verurtheilt und ins Gefängnis gesteckt, weil er sie nicht bezahlen konnte. Er wusste nun einer Gesellschaft von Kaufleuten in Amsterdam beizubringen, er wolle alles, was er über die Wege nach Indien erfahren, ihnen mittheilen, wenn sie durch Erlegung des Strafgeldes ihn aus der Haft befreiten. Es geschah. 1596 traten unter seiner Führung vier Schiffe die Reise an, landeten am 23. Juni 1596 glücklich in Bantam auf Java, wo sie jedoch, von den Portugiesen als Seeräuber angeschwärzt, keine gute Aufnahme fanden; sie liefen 14. August 1597 in den Hafen von Amsterdam ein. Gewinst brachten sie keinen heim, ein Schiff hatten sie selbst in Brand stecken müssen, aber sie kannten jetzt den Weg, und die Gesellschaft, die sich „für die Ferne“ nannte (Matchappy van Verre), verband sich mit anderen Gesellschaften, und bald fuhren 22 Schiffe nach dem Osten, von denen einige reichlichen Gewinn heimbrachten.

Nicht belehrt durch die Wirkung seiner falschen Maßregel, verschloss Philipp II. den Holländern auch die spanischen Häfen und die Folge davon war, dass die Holländer nun auch den Weg nach Westindien suchten und fanden; zur Vergeltung verboten sie jetzt den Handel nach Portugal und Spanien, selbst den Neutralen.

Westindien.

---

[1]) Worte des Portugiesen Ericeira.
[2]) Schäfer, Geschichte von Portugal, IV, S. 422—442.

Eine Flotte von 70 Segeln steuerte zuerst nach den Capverdischen Inseln und wandte sich dann zu einem Unternehmen gegen Brasilien, erlitt aber an der Küste von Guinea durch Krankheiten so große Verluste, dass sie heimkehren musste.

Indessen machten die Holländer Fortschritte in Ostindien. 1599 schlossen sie ein Bündnis mit den Einwohnern von Amboina auf den Molukken, die ihnen den ausschließlichen Handel mit Gewürznelken zugestanden und ihnen beim Bau einer Festung gegen die Portugiesen halfen. 1600 schlossen sie einen Freundschaftsbund mit dem König von Ternate, der sich Herr der 72 Inseln nannte, und besuchten Sina und Patane, die Hauptstadt eines Königreichs auf der Ostküste von Malakka. Nun vereinten sich Portugiesen und Spanier, um den Fürsten der Inseln zu zwingen, den Handel mit den Holländern zu verbieten. Bei Bantam kam es zu einem nicht glücklichen Kampf mit den Holländern und Bantam blieb ein Hauptstapelplatz des Handels mit den Holländern. Ja ein König auf Sumatra schickte sogar 1602 an den Prinzen Moriz von Nassau einen Gesandten, der gut empfangen wurde, die holländischen Städte anstaunte und nach seiner Rückkehr die Holländer verherrlichte. 1601 kam Georg Spielberg nach Ceylon. Der Kaiser von Canty war vom Christenthum abgefallen, hasste die Portugiesen und war erfreut, als ihm die gewinnsüchtigen Holländer sagten, sie seien nur gekommen, um ihm Hilfe anzubieten gegen den gemeinsamen Feind, und schenkte ihnen allen Pfeffer und Zimmet in seinem Lande. Auch der König von Ternate leistete ihnen Hilfe gegen die Portugiesen und sie konnten in kurzer Zeit Amboina und Tidore wegnehmen und sich der Molukken bemächtigen, die durch die Eifersucht der Spanier gegen die Portugiesen nicht ausreichend besetzt waren. Trotz einzelner Verluste, z. B. bei der Fahrt Noorts durch die Magelhaensstraße machten die Holländer im ganzen doch großen Gewinn. „Eintracht macht stark“ war die Losung der Holländer, und so entstand eine Vereinigte holländische Gesellschaft, der die Staaten 1602 auf zwanzig Jahre das Vorrecht des Handels nach Indien verliehen, mit der Unabhängigkeit in Angelegenheiten des Handels, der Befugnis, Verträge und Bündnisse mit den indischen Fürsten zu schließen, Heere aufzustellen, nach Gutdünken zu walten, alles im Namen der Generalstaaten. Die Gesellschaft war in sechs Kammern abgetheilt und stand unter 60 Bewindhebbers, von denen 17 die obere Leitung hatten.[1])

Amboina. Sina. Bantam.

Als tapfere Führer thaten sich Sebald de Weert, Stephan van der Hagen und insbesondere Cornelius Watelief hervor, der bis Sina vordrang und von Siam und anderen Ländern Gesandte und Geschenke an den Prinzen Moriz heimbrachte. Als 1609 um Frieden unterhandelt wurde, boten die Erzherzoge (Albrecht und Isabella) Anerkennung der Republik dagegen an, dass die Generalstaaten den Handel nach Ostindien aufgeben sollten, was aber abgeschlagen wurde, als die Ostindische Gesellschaft nachwies, dass sie bereits mit 180 Schiffen, 7700 Mann und einem Capital von 33 Millionen Handel nach Ost- und Westindien und mit der Küste von Guinea treibe. Die Generalstaaten wiesen die Forderung zurück und 9. April 1609 unterzeichneten die Spanier einen zwölfjährigen Waffenstillstand und erklärten, dass sie den Holländern den Handel nach Indien mit andern Völkern nicht hindern wollten, schlossen sie aber von allen Häfen aus, welche sie noch in ihrem Besitze hatten.

Bald wurden die Engländer die Nebenbuhler der Holländer. 1600 erhielt eine Handelsgesellschaft das Monopol des Handels nach Indien. Walter Raleigh

[1]) Schäfer, l. c. IV. S. 431.

Raleigh. regte 1603 zur Nacheiferung der Holländer an. Beide arbeiteten friedlich nebeneinander, bis die Eifersucht erwachte und jeder Theil alles allein haben wollte. Der Kampf drehte sich um Bantam, dann um Jacatra, an dessen Stelle
Batavia. bald eine neue Stadt Batavia sich erhob, das der Mittelpunkt des holländischen Handels wurde. 1619 wurde ein Bund zwischen beiden Völkern geschlossen, wonach ein Kriegsrath von acht Personen in Bantam hausen und die Engländer ein Drittel, die Holländer zwei Drittel des ganzen Pfefferhandels haben und beide Theile gemeinschaftlich acht Kriegsschiffe ausrüsten sollten. Die Engländer nahmen
Ormus. 1621 den Portugiesen das wichtige Ormus weg.

So verloren denn die Portugiesen durch die Vereinigung mit Spanien, weil die vielen Feinde des letzteren auch über Portugal herfielen. Dabei waren die Spanier doch noch eifersüchtig auf Portugal. Der Portugiese Erceira klagt, dass die Spanier Guinea drei Jahre lang im Kriege nicht unterstützten und nach Brasilien zu spät oder gar nicht kamen, dass dadurch Lissabon, sonst einer der größten Plätze, fast alle Correspondenzen seiner Handelsleute verlor.

Begreiflich, dass die Portugiesen sich nach Hilfe sehnten und als sie den gutmüthigen König Philipp III. erblickten, in einen enthusiastischen Beifall ausbrachen, so dass Philipp III. sagte, an diesem Tage allein habe er gefühlt, dass er König sei. Hätte er nur seinem Gefühle gefolgt! Aber der Sohn des arbeitsamsten Königs war der unthätigste der Menschen: er ließ sich ganz von seiner Umgebung leiten und diese war voll von Widerwillen, ja von Hass gegen die ganze Nation. Nichts geschah für sie und die Liebe der Portugiesen wandte sich von Philipp ab und ihr Auge suchte einen anderen König und richtete sich auf
Braganza. den Herzog von Braganza. Dies ärgerte die Spanier, sie legten Braganza Schlingen, der sich aber wohl zu hüten verstand. Als er sich vom König verabschiedete, sagte ihm Philipp III., er möge sich eine Gnade ausbitten. Der Herzog antwortete: „Die Ahnen Eurer Majestät und meine Ahnen haben meinem Hause so viel gethan, dass sie es jeder Bitte überhoben haben.“ —

Die Niederlande.

Die Niederlande. Mit Frankreich hatte Philipp II. noch Frieden geschlossen, aber nicht mehr mit Holland und England. In den Niederlanden war der Krieg säumiger geführt worden. Spanien verwandte seine Streitkräfte mehr in Frankreich und dies hatte dem Prinzen Moriz, dem Sohne Wilhelms von Oranien, Gelegenheit gegeben, stark zu werden.

Moriz von Oranien. 1590 wurde Moriz durch die Bemühung Oldenbarneveldts Statthalter in Utrecht und Oberyssel und bewährte rasch seine Tüchtigkeit als Feldherr, als Meister der Kriegszucht, wie seine Kenntnisse in der Mathematik und Kunst der Belagerung. Er nahm im März 1590 durch die List des Torfschürfers Adriaen, welcher unter dem Torf, den er der Festung lieferte, 70 Mann in die Citadelle brachte, den Spaniern Breda; 1591 gieng er zur Offensive und nahm 9. Mai Zütphen, 10. Juni Dewenter, scheiterte jedoch vor Gröningen, gewann dagegen Delfzyl, Hulst, Nymwegen und begründete dadurch seinen Kriegsruhm. 1592 setzte er seine Eroberungen fort, nahm Steenwyk, Otmarsum, Koevorden.

Nach dem Tode des Alexander von Parma leitete ein Kriegsrath das Heer, Mansfeld gab nur den Namen; im Geiste der spanischen Armee wurde der Krieg strenger geführt, man wechselte keine Gefangenen mehr aus, man hieng sie auf, man gab und nahm keinen Pardon. Die Verwendung der spanischen Streitkräfte in Frankreich (1593) erleichterte Moriz die Eroberung von Gertruydenburg und Gröningen. Seinem neuen Statthalter, dem Erzherzog Ernst (1593—1595), konnte Philipp II. kein Geld und kein Heer mitgeben, die Truppen meuterten. Der Erzherzog bot den Generalstaaten den Frieden an, aber diese erklärten, lieber der Vorsehung, als ihren Feinden, den Spaniern, vertrauen zu wollen. Als Ernst 20. Februar 1595 am Blutsturz starb, ernannte er Fuentes zu seinem Stellvertreter, der dann Cambray bezwang. Am 11. Februar 1596 traf als neuer Statthalter Erzherzog Albrecht in Brüssel ein, früher Cardinal und Statthalter in Portugal, und brachte 3000 Mann Spanier mit. Fuentes und Ybarra verließen die Niederlande, Mendoza, Admiral von Aragonien, übernahm die Leitung des Krieges. Calais wurde den Franzosen und Hulst den Generalstaaten weggenommen, am 24. Januar 1597 erlag aber eine spanische Abtheilung bei Turnhout der Übermacht unter Moriz; Graf Varax und 1200 Mann blieben auf dem Platze. Während der Erzherzog Amiens zu entsetzen suchte, nahm Moriz Rheinbergen, Moeurs, Grool, Breevort, Oldenzaal und Lingen.

Mansfeld.

Erzherzog Ernst.

Erzherzog Albrecht.

Als Philipp II. an sein Ende denken musste, suchte er seinem Sohne den Frieden zu hinterlassen; auch hatten die steten Kriege die Cassen so erschöpft, dass zweimal, 1575 und 1596, ein Staatsbankerot eintrat. Der König verlobte seine Tochter Isabella Clara Eugenia mit dem Erzherzog Albrecht und gab ihr als Aussteuer Burgund nebst den Niederlanden mit, jedoch unter Vorbehalt des Rückfalls an Spanien, wenn diese Ehe kinderlos bleiben sollte.[1]) Der Erzherzog wünschte den Königstitel, Philipp wollte ihm nur den Namen Herzog von Burgund und Prinz der Niederlande zugestehen. Man kam überein, dass Albrecht sich Erzherzog von Österreich und Isabella sich Infantin von Spanien nannte. — Wollten die Niederländer auch jetzt den Frieden nicht, so hoffte Philipp auf Hilfe von Österreich zur Bezwingung des Aufstandes. So meinte der König auf anständige Weise den Knäuel zu lösen. Die katholischen Staaten huldigten willig dem Paar, 15. August 1598, die nördlichen Staaten aber beharrten im Widerstand.

Clara Eugenia.

Als Moriz eine Meuterei der Spanier benützen wollte und in Flandern einrückte, erschien die Infantin selber unter den Truppen, ermahnte zur Geduld und führte sie zum Gehorsam zurück. Moriz wurde gegen die Dünen zwischen Ostende und Nieuport gedrängt, seine Lage war verzweifelt, die Holländer waren völlig abgeschnitten. Selbst der Prinz betheuerte: „Entweder marschieren wir über die Bäuche der Feinde oder ertrinken im Salzwasser.“ Mit höchster Erbitterung ward am 2. Juli 1600 lange gestritten und, nachdem Durst und Ermattung kurzen Stillstand der Blutarbeit geboten, der Kampf von neuem begonnen. Durch

Schlacht bei Nieuport.

[1]) Für diesen Fall hielt sich Philipp II. Besatzungen in einigen Plätzen auf seine Kosten, wodurch zugleich für die Erhaltung des neuen Paares in einem Nothfall Truppen vorhanden waren.

neue Zuzüge verstärkt, errangen die Niederländer am Abend den Sieg; 6000 Spanier deckten die Walstatt, der Admiral Mendoza wurde gefangen. Es war der erste Sieg der Niederländer in offener Feldschlacht über spanische Kerntruppen. Die unermüdliche Thätigkeit des Erzherzogs entwand jedoch Moriz alle Frucht des Sieges aus der Hand, Ende Juli mussten die Holländer nach Brabant abziehen.

Ostende. Der Krieg der nächsten Jahre drehte sich um Festungen. Ostende vertheidigte sich vom Juli 1601 bis zum 20. September 1604 gegen den Erzherzog,

Spinola. obschon Ambrosio Spinola alle Künste eines vollendeten Ingenieurs und Feldherrn entfaltete. Moriz dagegen nahm Sluis. 1606 stritten die Holländer ruhmvoll zur See gegen die Spanier, 1607 vernichteten sie die spanische Flotte im Hafen von Gibraltar. Dies stimmte auch den König von Spanien für den Frieden, den der Erzherzog schon längst befürwortete. Erzherzog Albrecht schrieb in seinem und seiner Gemahlin Namen den Staaten, dass sie des Krieges müde wären und willens, mit den gesammten Staaten der vereinigten Niederlande in der Eigenschaft und als dieselben für freie Länder, Provinzen und Staaten haltend, auf welche sie keinen Anspruch machten, wegen eines ewigen Friedens oder Stillstandes auf billige Bedingungen zu unterhandeln. Moriz war für Fortsetzung

Oldenbarneveldt. des Krieges, denn er verstärkte seine fürstliche Macht; Oldenbarneveldt, der Republikaner, war aber gerade deshalb für den Frieden. Die Gegensätze, die Forderungen waren aber so hart, dass zunächst nur ein Waffenstillstand möglich war.

Waffenstillstand. Am 9. April 1609 wurde in Antwerpen ein zwölfjähriger Waffenstillstand zwischen den Niederlanden und dem Erzherzog Albrecht abgeschlossen, wonach jeder Theil die Städte, Länder und Herrlichkeiten, die er dermalen besitze, behalten, die Kriegsgefangenen ohne Lösegeld ausliefern, und während des Waffenstillstandes keine Festung anlegen solle; die beiderseitigen Einwohner dürfen zu Wasser und zu Land freien Handel miteinander treiben[1] und nirgends höhere Abgaben und Zölle zahlen als die eigenen,[2] auch können sie voneinander erben. Die Könige von Frankreich und England übernahmen die Garantie dieses Vertrages.

Aufschwung der Niederlande. So hatte denn die Ausdauer der Nordstaaten über die Weltmacht Spanien gesiegt, und war der kleine Bund, der kaum zwei Millionen zählte, schnell eine Weltmacht geworden, namentlich zur See. 1200 Schiffe, ungefähr mit 15.000 Seeleuten bemannt, zählte damals die kleine Republik, der Erfolg steigerte den Muth. Man holte nicht bloß aus Brasilien und Domingo Perlen, Zucker und Färbeholz, sondern suchte jetzt einen selbständigen Weg nach Ostindien im Nordosten und so entdeckte Jakob Heemskerk 1594—1596 Spitzbergen und Nowaja Zemblia.[3] Cornelius Houtman fuhr 1596 mit vier Schiffen um das Cap der guten Hoffnung nach Ostindien. 1598 be-

---

[1] Der König von Spanien schränkte dieses jedoch auf seine Länder in Europa ein und auf alle anderen, wo des Königs Bundesgenossen und Freunde mit beiderseitiger Einwilligung handelten.

[2] Wagenaer, l. c. p. 293.

[3] Die Leiden, welche diese Helden im Winter auf Nowaja-Zemblia ausstanden, hat Bilderdyk in einem schönen epischen Gedicht geschildert.

suchte Jakob van Dek Bantam und Ternate. Im Jahre 1602 wurde nun eine Ostindische Gesellschaft gegründet, die auf 20 Jahre allein befugt sein sollte, ostwärts vom Vorgebirge der guten Hoffnung und durch die magelhaenische Meerenge zu schiffen, in Indien Niederlassungen zu gründen, und im Namen der Generalstaaten politische Verhandlungen zu führen. In Japan traten die Holländer an die Stelle der Portugiesen, freilich hielten sie es nicht unter ihrer Würde, um in das Land zu kommen, auf das Kreuz zu spucken zum Zeichen, dass sie keine Christen seien, eine Schändlichkeit, zu der die Portugiesen sich nie erniedrigten. In kurzem waren die Holländer Herren der Gewürzinseln, die bei dem damaligen stärkeren Gebrauche von Gewürzen als heutzutage, ihnen ungeheure Reichthümer abwarfen. Venedig sank, Holland wurde der erste Handelsstaat, mit Stolz konnte damals ein Holländer sagen: „Unser Land hat kein Holz und doch sind die Meere mit seinen Schiffen bedeckt, und verkauft es das Bauholz an Portugal und Spanien; es hat kein Getreide, und doch verkauft es dasselbe an andere Länder; es hat nicht eine Rebe und doch handelt es in Weinen und Brantwein; es hat nicht eine Ader Bergwerk, und doch watet man in Gold und Silber. Norwegen ist sein Wald, die Ufer des Rheins und der Garonne sind seine Weingärten, Schlesien, Polen, Sachsen, Spanien und Irland seine Schäfereien, Indien und Arabien seine Gärten."

Entdeckungen.

Reichthum.

Holland war eine Bundesrepublik oder Eidgenossenschaft, bestehend aus den sieben Landschaften: Seeland, Geldern mit Zütphen, Westfriesland, Utrecht, Oberyssel, Friesland, Gröningen und die Ommelande. Die Generalstaaten kamen seit 1592 regelmäßig im Haag zusammen; jede Provinz hatte dabei eine Stimme, wenn sie auch mehrere Deputierte schickte; sie repräsentierten die souveräne Gewalt und unterzeichneten die Verträge über Krieg und Frieden, ihre Name war „großmögende Herren". Jede Provinz hatte aber wieder ihre besonderen Staaten oder Stände und die Generalstaaten konnten keine Gesetze geben, die denen der einzelnen Staaten widersprachen. In allen wichtigen Angelegenheiten musste zuerst bei den Provinzialstaaten angefragt werden, diese hatten den Titel „hochmögende" oder „mögende". Die eigentlich vollziehende Gewalt übte ein Staatsrath (eigentlich Rath der Staaten) von zehn Mitgliedern; jede Woche wurde das Präsidium bei den Generalstaaten gewechselt, nur der Minister des Äußeren oder der Rathspensionär blieb fortwährend auf seinem Posten und war immer der Kanzler oder Großpensionär von Holland, weil dieser Staat der größte war, und für die Befreiung am meisten gethan hatte; er trug zuerst seine Meinung vor, sammelte die Stimmen und entschied bei durchaus entgegengesetzten Ansichten. Die Executive in den einzelnen Staaten übten wieder die Statthalter.

Staaten.

Verfassung.

Schon Wilhelm von Oranien hatte nach der höchsten Gewalt gerungen und war in demselben Augenblicke gefallen, als ihm die Krone zu winken

schien; sein Sohn Moriz hatte das gleiche Streben; ein besserer Feldherr, hatte er das gleiche Talent zur Intrigue und war gewissenlos in der Wahl der Mittel. Seinem Streben trat aber insbesondere der Rathspensionär von Holland, Oldenbarneveldt, entgegen, ein antiker Charakter. Moriz wollte Krieg, denn nur dieser förderte seine Pläne, Oldenbarneveldt Frieden; Moriz wollte monarchische Gewalt, Oldenbarneveldt wollte die Freiheit erhalten; jener stellte sich an die Spitze der demokratischen Partei, dieser an die Spitze der altberechtigten, reichen Geschlechter. Die Calviniſten, die aus dem Süden nach dem Norden ausgewandert waren, wollten Antheil am städtischen Regiment, die alten Stadtgeschlechter wollten sich aber in ihren Rechten behaupten. Oldenbarneveldt vertrat die Richtung, welche die Souveränität in den Provinzialstaaten sah; Moriz diejenige, welche die Souveränität der Generalstaaten über die Provinzialstaaten stellte. So kam es zum Kampfe zwischen einer Staaten- und einer statthalterischen Partei, dem bald ein religiöser Streit, eine puritanische Richtung, die sich auf Calvin, und eine antipuritanische, tolerantere, die sich auf Zwingli stützte, Nachhalt und Schärfe gab.

Moriz und Oldenbarneveldt.

An der Universität Leyden lehrten zwei Professoren, Arminius und Gomar, ganz entgegengesetzte Ansichten über Gnade und Vorherbestimmung. Arminius, eigentlich Jakob Hermanns Harmensen, geboren 1560 in Oudewater, der Sohn eines Messerschmieds, seit 1602 Professor in Leyden, stammte aus einem der alten Stadtgeschlechter des Nordens; Gomar, geboren 1563 zu Brüssel, in Heidelberg befestigt in calvinischen Ansichten, seit 1594 Professor in Leyden, gehörte zur Partei der Eingewanderten, die um Gleichberechtigung mit den Stadtgeschlechtern rangen. — In den reicheren Familien war das religiöse Element nicht das vorzugsweise maßgebende und herrschte bei reicherer Bildung und Fülle des Lebensgenusses eine Vorneigung zu milderen Ansichten; sie waren darum für Armin, der diese vertrat, während Gomar Calvins horribile dictum mit aller Schärfe vertheidigte. Nach Armin will Gott diejenigen erretten, welche an Christus glauben, und verdammt er die ungläubigen Unbußfertigen; nach Gomar hat Gott von Ewigkeit her die einen Menschen zur Seligkeit, die anderen zur Verdammnis, ohne Rücksicht auf Glauben oder Bußfertigkeit, vorher bestimmt: nach Armin ist Christus für alle Menschen gestorben, jedoch genießen nur die Gläubigen die Vortheile seiner Erlösung; nach Gomar ist Christus nicht für alle gestorben, sondern nur für die Erwählten. Nach Armin bedarf der Mensch der Gnade Gottes und Christi, diese Gnade ist Ursache und Vollendung des Heiles, aber sie ist nicht unwiderstehlich, der Gläubige kann durch die göttliche Gnade der Versuchung widerstehen; nach Gomar ist die Gnade Gottes unwiderstehlich zur Rettung und kann, wenn einer einmal den wahren Glauben empfangen hat, er ihn nie ganz verlieren, soviel er auch sündigen mag. Gomar meinte, mit dem Glauben des Armin dürfe man vor Gott nicht erscheinen; Armin meinte, eher mit seinem Glauben, als mit Gomars Liebe. Gomar warf Armin Pelagianismus vor, er mache die Menschen stolz, und Armin warf Gomar vor, er mache Gott zum Urheber der Sünde. Beide vertheidigten ihre Lehrsätze mit größtem Feuer, in der gleichen Kirche wurden oft am gleichen Tage die entgegengesetzten Ansichten als die allein richtigen und zur Seligkeit nothwendigen

Arminius und Gomar.

hingestellt. Viele Gläubigen wurden irre, die große Masse schloss sich Gomar an, die Gebildeteren und Gelehrten, wie Hugo Grotius,[1]) dem milderen Armin. Viele wollten eine Synode, welche diese Fragen für die gesammte Republik entscheide. Diese Forderung befürwortete Moriz, denn die Gomaristen waren die Mehrzahl, würden also wahrscheinlich auf einer allgemeinen Synode siegen, ihr Sieg konnte nur mit Waffengewalt durchgeführt werden, und dies nur die Macht des Moriz erhöhen. Oldenbarneveldt aber nannte eine allgemeine Kirchenversammlung tyrannisch, weil sie das Gewissen anderer binden wolle; es sei besser, jede einzelne Landschaft entscheide sich für das, was ihr passe. Moriz. Oldenbarneveldt.

So standen sich denn in beiden harten Stirnen die Staaten- und Statthalterpartei und die Ansichten entgegen: die Kirche steht über dem Staat und die Kirche steht unter dem Staat. Um den religiösen Kern der Frage kümmerte sich Moriz blutwenig: „Was geht mich die Prädestination an?“ äußerte er, „ich weiß nicht, ist sie blau oder grau; das aber weiß ich, daſs die Pfeife des Advocaten und die meinige nicht harmonieren.“ Armin starb 1609 und seine Anhänger heißen von der Vorstellung, die sie der Obrigkeit überreichten, die Remonstranten; Gomar starb 1611 und von der Gegenvorstellung heißen seine Anhänger Contra-Remonstranten.[2])

Moriz lief Oldenbarneveldt den Rang ab. Die Generalstaaten beschlossen, durch seine Wühlereien verleitet, November 1617 eine allgemeine Synode zu Dortrecht abzuhalten. Diese tagte vom 13. November 1618 bis 29. Mai 1619, aus ungefähr 150 Theologen der Niederlande, Englands, Frankreichs, Deutschlands und der Schweiz bestehend. Die Verhandlungen wurden lateinisch geführt; die Arminianer erlagen, weil in der Minderzahl; sie wurden von allem Gehör ausgeschlossen, als Irrlehrer bezeichnet und der Beschluſs gefasst, alle abzusetzen, und in Zukunft niemand anzustellen, der nicht die Aussprüche der Dortrechter Synode unterschreibe. Synode zu Dortrecht.

Auch die großen Gelehrten Vossius, Barläus und Bertius verloren ihre Stellen. Mit Härte wurden die Arminianer verfolgt, sie wurden nicht bloß aus ihrem Amte, sie wurden aus dem Vaterlande vertrieben; wer eigenmächtig zurückkehre, solle lebenslänglich eingesperrt werden. Das Lesen und Verkaufen arminianischer Bücher wurde bei schwerer Strafe verboten, die Prädestinationslehre Calvins in all ihrer Schroffheit, als der einzig wahre Glaube aufgestellt.

Schon vor dem Zusammentritte der Synode war der Beschützer der Arminianer, Oldenbarneveldt, gefallen. Als er am 29. August 1618 in die Staatsversammlung gehend am Hause des Prinzen vorbeikam, wurde er gebeten, auf einen Augenblick einzutreten. Kaum war er im Hause, so wurde er im Namen der Generalstaaten von der Leibwache des Prinzen verhaftet und als Verräther wegen Verbindungen mit Spanien und mit Katholiken von vierundzwanzig feindseligen Richtern zum Tode verurtheilt unter Verletzung vieler Formen, gegen den Protest Hollands. Am 16. Mai 1619 wurde der Lehrer und frühere Be- Ende Oldenbarneveldts.

[1]) Eigentlich Hugo de Groot, Fiscaladvocat der Staaten von Holland, seit 1618 Pensionarius von Rotterdam.

[2]) Die Remonstranten hießen auch politische Geusen, die Contraremonstranten genfische Geusen.

schützer des Prinzen auf dessen Befehl zum Tode gesandt. Um neun Uhr erschien der hagere Greis, fest einhergehend zwischen einem Geistlichen und seinem Diener, auf dem Sandhaufen, legte seinen Rock und sein Wamms ab. „Ihr Männer, glaubt nicht, dass ich ein Verräther bin; ich habe aufrichtig und fromm, als ein guter Patriot gehandelt, und so will ich auch sterben", sagte der sechsundsiebzigjährige Greis zu dem Volke; mit der Würde, mit der Standhaftigkeit eines alten Römers wusste er zu sterben. Seine Gattin, eine würdige Matrone, ward aufgefordert, den Prinzen um Begnadigung zu bitten, sie that es nicht, um der Ehre ihres Mannes nicht zu schaden, sondern schloss sich in Thränen und Gebet zu Hause ein. — Moriz hatte seinen Gegner gefällt mit denselben Waffen, wie sein Vater die Habsburger verdrängt hatte, mit Lüge und Verleumdung.

Zugleich mit Oldenbarneveldt waren einige andere Häupter seiner Partei verhaftet worden, Hoogerbeets, der Pensionarius von Leyden, Lebenberg, der Secretär der Staaten von Utrecht, vor allem aber Hugo Grotius aus Delft (1583—1645), damals Pensionarius von Rotterdam, der Mann der tiefsten und feinsten humanistischen Bildung, der gefeierte Herausgeber des Tacitus, der Geschichtschreiber seines Vaterlandes, der Eiferer für Duldung der Gewissensfreiheit, dessen Buch über Völkerrecht später so berühmt geworden ist. Man wagte nicht, ihn zum Tode zu verurtheilen, aber doch zu ewiger Haft auf der Festung Löwestein. Auch seiner Gattin Maria von Reigersbergen muthete man zu, vor dem Prinzen kniefällige Bitte um Begnadigung zu wagen. Sie that es nicht: „Ist mein Mann schuldig, so schlagt ihm den Kopf ab, bitten werde ich nicht für ihn"; doch nach drei Jahren rettete ihn ihre List aus der Haft, in einer Kiste, die sonst Wäsche und Bücher enthielt, ward Grotius aus dem Gefängnisse getragen. Sein wackeres Weib blieb für ihn zurück, bis er in Sicherheit über der Grenze war. Grotius war später als Gesandter der Königin Christine von Schweden am Hofe in Paris thätig. Lebenberg erstach sich im Gefängnis.

Hugo Grotius.

Oldenbarneveldts Söhne.

Oldenbarneveldts Söhne hatten geschworen, den Tod ihres Vaters am Prinzen zu rächen, Moriz sollte auf seinem gewöhnlichen Spaziergange ermordet werden. Die Sache ward entdeckt, der ältere Sohn Wilhelm konnte entfliehen, der jüngere, Rainer, ward verhaftet und zum Tode verurtheilt, weil er die Verschwörung nicht angezeigt. Jetzt warf sich Oldenbarneveldts Witwe dem Statthalter Gnade flehend zu Füßen. „Warum bittet Ihr für den Sohn, während Ihr für den Gatten stumm geblieben?" — „Prinz, mein Mann war unschuldig, mein Sohn ist schuldig." Doch der Prinz war unbarmherzig, das Haupt des Jünglings fiel.

Moriz' Ende.

Moriz selber starb 1625, dem Throne stand er nahe und doch wagte er ihn nicht zu besteigen, obgleich kein Oldenbarneveldt, kein Grotius ihm mehr entgegentrat. Es fehlte die Freudigkeit des Waltens, ein innerer Wurm nagte an ihm. —

England. Ende der Elisabeth.

Elisabeth schloss keinen Frieden mehr mit Philipp II. Der Sieg über die Armada bedeutet das Aufsteigen Englands zur Herrschaft auf dem Ocean; es schien, als ob bisher gebundene Kräfte auf einmal entfesselt wären. 1591 segelten die Engländer zum erstenmale nach Ostindien, 1600 besetzten sie Helena und gründeten die Ostindische Compagnie. Westindien wie das spanische Mutterland wurden angegriffen. 1596 nahmen Howard und Essex Cadix ein und richteten den Spaniern für 20,000.000 Realen Schaden an. Drake besuchte Westindien 1595 zum letztenmale. Walter Raleigh nahm 1585 die Küste Nordamerikas vom 30. bis zum 35. Breitegrade für England in Besitz und nannte es zu Ehren der Königin Virginien und der Name Virginien wurde in England lange für die ganze Ostküste von Nordamerika gebraucht. Überhaupt nahmen die Engländer in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die Richtung wieder auf, die ihnen 700 Jahre früher König Alfred angewiesen hatte.[1]) Willoughby fand 1553 den Weg nach Archangel und eine russische Handelsgesellschaft entstand.[2]) Forbisher suchte 1567 einen nordwestlichen Weg nach Indien und fand Südgrönland. Davis befuhr 1585 die Straße, die von ihm den Namen hat. Kandish befuhr 1591 die Südsee. Mit der Schiffahrt hob sich der Handel, Gresham gründete 1567 die Börse, Lee erfand 1589 den Strumpfwirkerstuhl.

Siege über Spanien.

Virginien.

Entdeckungen.

Der alte Burleigh wünschte den Kampf mit Spanien zu beendigen, die junge Generation am Hofe aber wollte kräftige Fortführung des Krieges, an ihrer Spitze stand Essex. Der alte Burleigh starb 1598, sein Sohn Robert Cecil wurde Geheimschreiber der Königin.[3]) — Leicester war schon 1588 gestorben, sein Andenken ist mit Schmach aller Art behaftet. Sein Stiefsohn Robert Devereux, Graf von Essex, war sein Nachfolger in der Liebesgunst der Königin. Neunzehn Jahre war Essex alt, als er an den Hof kam, schön, reich, gebildet, ritterlichen Wesens, in der Blüte der Jugend. Er war unfähig, sich zu verstellen, und seine Art, sein Inneres leidenschaftlich auszuschütten, sprach die Königin an, die sich von ihrer Umgebung stets verrathen und betrogen wähnte. Er durfte den Hof nicht verlassen, sie wollte seine Erziehung leiten; bald war er im Vollgenusse ihrer Gunst, die da mütterliche und königliche Autorität mit der Zärtlichkeit für den Geliebten zu verbinden gedachte. Allein das Alter der Königin ließ Essex das Unwürdige seines Verhältnisses bald fühlen. Ihre göttliche Schönheit, wie ihre Schmeichler sagten, die wie eine Sonne die Welt beleuchtete, war dahin; sie bekam Anwandlungen von Ohnmacht, wenn sie in den Spiegel sah, und mit dem Alter stieg ihre Reizbarkeit, ihr zänkisches, heftiges Wesen. Die wilde Natur der Tudors trat zu oft unverhüllt an den Tag; sie konnte ihre Kammerfrauen blutig schlagen, einen Ritter, dessen Kleid ihr nicht

Burleigh.

Essex.

Elisabeth im Alter.

[1]) Vergl. J. V. Weiß, Alfred der Große, S. 290—301, und die Karte der britischen Nordwestfahrten, bei Peschel, l. c. S. 288.
[2]) Peschel, Geschichte der Erdkunde, S. 320, 2. Aufl.
[3]) Lingard, Geschichte Englands, VIII, S. 411—435.

Roheit Elisabeths. gefiel, bespucken, so dass ein Prediger meinte, früher sei sie sanft gewesen, wie ein Lamm, jetzt aber gleiche sie einer unbezähmbaren Kuh. War Cecil stets bereit, seine Ansicht der „göttlichen" Beurtheilung seiner Monarchin zu unterwerfen, so

Essex trotzt. wagte es Essex sehr oft, ihr zu widerstreiten, zu trotzen, sich krank zu stellen, bis sie ihm nachgab, „um nicht sein Herz zu brechen". So kam Essex nach und nach zur Überzeugung, Demuth helfe nicht bei der Königin, sondern Hartnäckigkeit. Doch kannte er ihre Herrschsucht zu wenig, wenn er meinte, man müsse sie mit Gewalt treiben. Als ihm einmal Elisabeth bittere Worte gab, kehrte er ihr verächtlich den Rücken, sie aber gab ihm eine tüchtige Ohrfeige und hieß ihn sich zum Teufel zu scheeren. Essex griff zum Schwerte und rief, solchen Schimpf werde er nie von einem königlichen Weiberrocke dulden, und stürzte hinaus. Beide schmollten lange miteinander, bis die Königin ihm wieder Huld bezeigte. Das Volk liebte den offenen, freimüthigen Essex, die Soldaten hiengen ihm an, er hatte zweimal mit ihnen Spanien angegriffen und reiche Beute gemacht; am Hofe aber hatte er große Gegner, die sich nach einer Gelegenheit, ihn zu stürzen, sehnten. Diese fand sich in Irland.

Irland. Mit unerschütterlicher Treue hiengen die Iren noch immer an ihrem katholischen Glauben und wollten noch immer von einem englischen Papst und aufgezwungenen englischen Geistlichen nichts wissen. Noch immer wurden sie aber auch von den Engländern nicht wie Christen, sondern wie Wilde behandelt, die man beschränken und ausrotten müsse, wie die Israeliten es den Kanaaniten gethan; erklärte doch selbst der Staatssecretär Walsingham, er halte es nicht für Hochverrath, zu wünschen, dass Irland vom Meere verschlungen würde. Kirchen wurden zerstört, Klöster geplündert; die englischen Beamten waren nicht Hirten, sondern Wölfe, sie reizten absichtlich die Eingebornen zu Empörungen, um ihre Güter einziehen zu können. Natürlich sahen die Irländer Philipps Kampf gegen England von Herzen gerne und wünschten den katholischen Waffen den Sieg über die Heere ihrer Peiniger.

Tyrone. Da erhob sich 1598 der hochbegabte Graf Tyrone mit vielen irischen Häuptlingen als O'Neale, König von Ulster.[1]) Die Engländer erlitten bei Blackwater eine fürchterliche Niederlage; Ulster, Connaught, Leinster erhoben sich in Waffen, England musste 20.000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter senden, um den Aufstand niederzuschlagen. Essex verlangte und erhielt den Oberbefehl mit der Vollmacht, nach eigenem Ermessen Krieg zu führen und Verbrecher zu begnadigen. Mit großen Hoffnungen gieng er 1599 in die Falle, die ihm seine Gegner legten. Er hatte an und für sich wenig Feldherrntalent, dazu kamen Unfälle und nichts gelang; die Hälfte des Heeres gieng zugrunde und er hatte nur zwei Schlösser erobert und drei Häuptlinge unterworfen.

Vertrag. Zuletzt vertrug er sich eigenmächtig mit Tyrone, wobei er allgemeine Amnestie, Rückgabe der entrissenen Güter, freie Übung der katholischen Religion, eine eigene Regierung versprach: nur ein Vicekönig, aber aus dem höchsten Adel Englands, solle nach Irland kommen. Essex gedachte so die Iren von den

[1]) Lingard, l. c. VIII, S. 362–364.

Spaniern loszureißen, den Katholiken und Puritanern (beide beteten für ihn und hofften von ihm) Genugthuung zu verschaffen und das bisherige verfolgungssüchtige Regierungssystem der Cecils zu stürzen und einen Nationalkrieg gegen Spanien zu führen. Als er von der ungünstigen Stimmung gegen ihn am Hofe hörte, wollte er anfangs mit 3000 Mann nach London ziehen und seine Gegner mit Gewalt entfernen, dann gedachte er durch sein persönliches Erscheinen die Königin zur Annahme des Vertrages zu vermögen.[1] Essex' Pläne.

Gegen ihren ausdrücklichen Befehl kehrte Essex plötzlich zurück, drang noch im Reisekleide in ihr Schlafgemach, erklärte auf die Knie sinkend, er sei gekommen, um ihr den wahren Zustand des Königreiches zu schildern — und ward zärtlich empfangen; beim Fortgehen erklärte er vergnügt, auf dem Meere habe er Sturm, hier Windstille getroffen. Essex täuschte sich. Die Liebe sank, das Gefühl der Königin erwachte. „Bei Gottes Tod," rief Elisabeth gleich nach seinem Abgange, „dieser Mensch ist über mir; wer befahl ihm, so frühe herzukommen? Ich hatte ihm mit anderen Aufträgen fortgeschickt." Am Abende ließ sie Essex verhaften, wegen Überschreitung seiner Vollmacht ward er seiner Ämter entsetzt und bekam Hausarrest. Die Theilnahme, die selbst Geistliche auf der Kanzel für ihn äußerten, reizte sie; vergebens meldete ihr Essex, die Zähren der Reue hätten das Feuer seines Ehrgeizes gelöscht, er habe der Welt auf ewig Lebewohl gesagt, er wolle jetzt Gras essen wie Nebukadnezar, bis es ihr gefalle, ihn wieder herzustellen. Zwar erlaubte sie ihm, als er sich krank meldete, auf dem Lande zu wohnen, und schrieb ihm: „Ihr habt lange meine Geduld auf die Probe gestellt, jetzt muss ich Eure Demuth auf die Probe stellen", aber die Begnadigung kam immer nicht und das Recht des Alleinhandels mit süßen Weinen, wovon er den größten Theil seines Einkommens bezog, ward ihm entrissen.[2] Rückkehr. Haft.

Da entschloss er sich, seine Stellung mit Gewalt wieder zu erhöhen oder im Versuche unterzugehen, seine Feinde zu stürzen, die Königin zur Annahme des Vertrages, zur Einberufung eines Parlamentes, zur Ordnung der Thronfolge, zur Toleranz zu zwingen.[3] Die Zusammenkünfte in seinem Hause erregten Aufsehen, er wurde am 7. März 1601 vor den Rath berufen; er erklärte aber, er könne nicht kommen, denn seine Feinde trachteten ihm nach dem Leben. Da erschienen am 8. März die höchsten Staatsbeamten auf seinem befestigten Landgute, um ihn vor die Königin zu führen; er aber ließ sie verhaften und zog mit 800 Bewaffneten nach London, um, wie der Herzog von Guise, die oberste Gewalt zu ertrotzen, und rief das Volk zur Erhebung auf. Essex hatte sich jedoch verrechnet: die Bürger zeigten sich ebenso theilnahmslos, als die Königin und die Minister muthig; seine Begleiter verließen ihn, er musste die Waffen strecken und ward als Rebell vor das Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Er bat nicht um Gnade, er sei unschuldig am Plane, die Königin zu ermorden. Elisabeth war durch Angabe seiner Liebschaften mit anderen Frauen und durch Äußerungen, wie, dass er sie ein altes, an Leib und Seele gleich schiefes Weib genannt, gereizt. Es wird gesagt, sie habe einst im Übermaße der Liebe ihm einen Ring, als Unterpfand ihrer steten Gnade, geschenkt, sie habe die Übersendung des Ringes und die Bitte um Gnade erwartet, Essex habe den Ring ihr auch durch die Empörung.

[1] Lingard, l. c. VIII, S. 365—369.
[2] Ibid. VIII, S. 369—373.
[3] Ibid. VIII, S. 374—379.

Gräfin von Nottingham gesandt, diese aber, von ihrem Gemahl verleitet, ihn nicht abgegeben. Die Königin bestätigte das Todesurtheil, am 25. März 1601 bestieg Essex im Hofe des Towers das Schaffot; er nahm von seinen Freunden nicht Abschied, er hoffte ohne Zweifel Begnadigung, als er den Kopf auf den Block legte; doch statt des Rufes der Vergebung kam der tödtliche Streich.[1] „Er hat an mein Scepter gerührt," sagte Elisabeth später zum französischen Gesandten, „ich war gezwungen, ihn nach den englischen Gesetzen zu strafen, und nicht nach den meinigen; meine Leidenschaft ist durch eine noch stärkere überwunden worden, obschon ich zeitlebens daran denken werde." So endete der ritterliche Essex in seinem dreiunddreißigsten Jahre.

Hinrichtung.

„Gibt es eine Vergeltung schon hier auf Erden, so trat sie hier ein für Elisabeth," sagt ein neuerer Geschichtschreiber;[2] „was sie bei Unterzeichnung von Mariens Todesurtheil erkünstelt hatte, das ward mit der bittersten Wirklichkeit ihre Qual. Seit Essex' Hinrichtung war Elisabeths Leben gebrochen, sie begann zu siechen. Abermals wiederholte sich nun in furchtbarer Wirklichkeit, was sie bei Marias Tode erkünstelt hatte, tiefe Melancholie, gepreßtes Schweigen und Ekel an den gewohnten Freuden der Geselligkeit." — Es wird erzählt, die Gräfin Nottingham habe auf dem Todbette Elisabeth mitgetheilt, wie sie den Ring von Essex an sie hätte überbringen sollen, aber durch ihren Mann daran verhindert worden sei; — da sei das Herz der Königin zusammengebrochen: „Gott möge der Gräfin vergeben, sie könne es nicht." — Ob die Geschichte vom Ringe nun wahr ist oder nicht, gewiss lastete die Erinnerung an Essex schwer auf der Seele der Königin, zumal seine Ansicht von den Dingen in Irland sich als richtig erwies. „Mein Herz ist seit einiger Zeit bedrückt und schwer" — gestand sie unter lauten Zeichen des Schmerzes einem Vertrauten. Tag und Nacht brachte sie in Seufzen und unter Thränen zu; die letzten Tagen saß sie auf Teppichen auf dem Boden, jede ärztliche Hilfe verschmähend, den Finger im Munde, die Augen auf den Boden geheftet. Als der Erzbischof von Canterbury sie mit den Worten tröstete: „Sie dürfen wohl auf Gottes Barmherzigkeit rechnen. Ihre Frömmigkeit, Ihr Eifer, das wunderbare Werk der Reformation, das Sie befestigt haben, sind für Sie Grund genug zur Zuversicht" — antwortete Elisabeth: „Mylord, die Krone, die ich lange trug, hat mir Eitelkeit genug eingeflößt, vermehret diese nicht noch in der Stunde, da ich dem Tode so nahe bin."[3] Auf die Frage, wer ihr nachfolgen solle, antwortete die Sterbende: „Ich will keinen Schuft zum Nachfolger. Wer sonst sollte mir nachfolgen, als ein König, und wer könnte dies anders sein, als mein Vetter von Schottland?" — Sie starb am 24. März 1603. Niemand hat ihr nachgeweint, man war froh, dass sie todt war. Am gleichen Tage wurde der Sohn der Maria Stuart, Jakob VI. von Schottland, als Jakob I., König von England, ausgerufen. Den Abstand Beider bezeichnet ein alter Vers:

Elisabeths Ende.

Selbstbekenntnis.

„Rex fuit Elisabeth, at nunc regina Jacobus,
Error naturae sic in utroque fuit."

---

[1] Lingard, l. c. VIII, S. 386—389.
[2] Wachsmuth, Historische Darstellungen aus der neueren Geschichte, I, S. 250.
[3] Lingard, l. c. VIII, S. 409—411.

König Jakob I., 1603—1625.[1])

Jakob vernahm die Kunde von seiner Thronbesteigung mit Entzücken Jakob
und mit Stolz. Wie war er satt dieses armen Schottland, wo der Freiheits-
trotz der Neuerer ihm so bittere Demüthigungen bereitet hatte! England er-
schien ihm und seinen Höflingen als das gelobte Land, das von Milch und

---

[1]) Stammtafel der Könige von Schottland aus dem Hause Stuart (vergl. oben S. 28—30):

Robert Stuart, † 1390 (I.)
Robert II., † 1406
Jakob I., † 1437
Jakob II., † 1460
Jakob III., † 1488
Jakob IV., † 1513,
Gemahlin: Margaretha Tudor
Jakob V., † 1542,
Gemahlin: Maria, Tochter des Herzogs Claudius von Guise, † 1560
Maria, Königin von Schottland und Frankreich, † 1587,
1. Gemahl: Franz II., König in Frankreich, † 1560,
2. Gemahl: Heinrich Darnley, König in Schottland, † 1567,
3. Gemahl: Heinrich Bothwell, Graf, † 1576
Jakob VI. (I.), König in Schottland und England, † 1625,
Gemahlin: Anna, Tochter König Friedrichs II. von Dänemark

Heinrich, † 1612.	König Karl I., † 1649, Gemahlin: Maria Henriette, Tochter Heinrichs IV. von Frankreich, † 1669	Elisabeth, † 1661, Gemahl: Friedrich V., Kurfürst von der Pfalz und böhmischer König
		Sophia, † 1714, vermählt mit Ernst August, Kurfürst von Hannover, † 1698
		Georg Ludwig, König Georg I. in England 1714—1727.

Karl II., † 1685, Gemahlin: Katharina von Portugal; von sieben Kebsweibern: Louise Walters, Mutter Herzogs Jakob von Monmouth, der endet 1685, vermählt mit Henriette Wentworth.	Henriette, Herzogin von Orleans, † 1670	König Jakob II., † 1701, 1. Gemahlin: Anna Hyde, † 1671
	Anna Maria, vermählt mit Victor Amadeus II. von Savoyen	Maria, Königin, 1688—1695, vermählt mit König Wilhelm III., † 1702, Anna, Königin, 1702—1714
	Maria Adelaide, Herzogin von Burgund, später Dauphine	2. Gemahlin: Maria von Este.
	Ludwig XV., König von Frankreich.	Jakob III., Prätendent, † 1766, Gemahlin: Maria Sobiesky
		1. Karl Eduard, Prinz von Wales, † 1788.
		2. Heinrich, Herzog v. York, Cardinal, † 1807.

Honig triefe. Soviel Schlachten waren umsonst geschlagen worden, um beide Nationen unter eine Herrschaft zu bringen, jetzt bestieg ein Nachkomme von Fergus und zugleich ein Sprosse der Normannenkönige den Thron von England. Nicht König von Schottland, nicht König von England, sondern Herrscher von Großbritannien gedachte er sich fortan zu nennen. Nicht minder kamen ihm die Hoffnungen der Engländer entgegen. Elisabeths Willkür war in der letzten Zeit verhasst, seit Essex' Tod erschallte ihr kein Lebehoch mehr aus dem Volke. Man erwartete vom vielgeprüften Jakob ein parlamentarisches Regiment, die Katholiken hofften vom Sohne der Maria Stuart mindestens Duldung, wenn auch nicht Gleichberechtigung. Die Puritaner erwarteten Schutz vor Verfolgung von einem Könige, der in der Lehre des John Knox aufgewachsen war.[1])

Charakter. Bald fanden sich alle enttäuscht. Waren die bisherigen Herrscher von England in der Regel urkräftige, kriegerische Naturen, so war Jakob I. gerade das Gegentheil davon: er war ängstlich, er zitterte, wenn er ein Schwert zücken sah; sein Gang war wackelig, seine Zunge war zu groß für den Mund, der sie beherbergen sollte, sein Auge rollte unbeständig umher; ein dürftiger Bart vollendete den Eindruck der ganzen Persönlichkeit, die eher Mitleid als Ehrfurcht erweckte. Dabei hatte der Mann eine hohe Vorstellung von seinen Herrscherrechten, wie sie etwa für Asien, aber nicht für ein Land passte, in welchem die Magna charta Grundgesetz des Reiches war. Überhaupt haben die Stuarts nie sich auf englisches Königthum verstanden. Dem Willkür. Volk war nichts höher als Gesetzlichkeit, Jakob aber liebte die Willkür und begriff nicht, wie man es ihm übel nehmen mochte, dass er bei seinem Eintritte in das Land einen auf frischer That ergriffenen Taschendieb sogleich ohne Process aufknüpfen ließ. „Ein guter Christ", äußerte der König in der Sternkammer, glaubt, was ihn Gott durch die Bibel lehrt; es ist Stolz, Anmaßung des Unterthanes, von seinem Könige zu sagen, dass er Dieses oder Jenes nicht thun dürfe." — Das Volk liebte Sparsamkeit im Staatshaushalt, vor dem stürmischen Unwillen über Verschwendung von Monopolen hatte selbst die stolze Elisabeth sich gebeugt und klug nachzugeben verstanden; — Verschwendung. Jakob I. dagegen war ein Verschwender, seine Ausgaben überschritten seine ordentlichen Einnahmen in solchem Grade, dass er nicht nur stets mit verletzenden Forderungen an das Parlament kommen, sondern auch zu verhassten Mitteln, Zwangsanleihen, Verkauf von Würden und Ämtern, von Pairschaften greifen musste und in sechs Jahren 93 neue Baronets, jeden für den Preis von 1000 Pfund ernannte. Während das Volk von den Königen vor allem Anstand verlangte, herrschte an Jakobs Hof Ausgelassenheit der Sitten, Trunkenheit selbst bei den Damen.[2])

[1]) Lingard, l c. IX, S. 4—6.
[2]) Ibid. IX, S. 89—91.

„Selbst die Frauen entsagen der Nüchternheit und wälzen sich im Rausche herum", erzählt ein Augenzeuge von einem Hoffeste, bei welchem der Besuch der Königin von Saba bei Salomon dargestellt werden sollte. Die Königin von Saba fiel vor Rausch beim Throne auf ihr Gesicht; auch der König stürzte zusammen, als er sie aufheben wollte. Ähnlich gieng es den Damen, welche Glaube, Liebe und Hoffnung darstellten. Die Hoffnung suchte zu sprechen, aber der Wein beschwerte ihr die Zunge; der Glaube stolperte und war ohne gute Werke. Der König hörte es gern, wenn seine Schmeichler ihn mit Salomo verglichen. Sully aber meinte nach einem Besuche in England, Jakob I. sei der gescheidteste aller Thoren. Völlerei am Hofe. Salomo.

Das englische Volk war stolz auf kriegerische Thaten und man war noch im Kampfe mit Spanien. Welche Politik wird der König einschlagen? Die Holländer baten um Fortsetzung der Hilfe. Der Erzherzog ließ alle gefangenen Engländer frei und sandte Arenberg, seinen vornehmsten Cavalier. Heinrich IV. sandte Sully und dieser verwendete große Summen zur Bestechung der Räthe, erwirkte aber nur das Versprechen, dass England die Holländer heimlich mit Geld unterstützen, und wenn Philipp III. dies übel nehme, offen als Feind Spaniens auftreten werde. Jakob hielt die Holländer im Grunde seines Herzens für Rebellen, hegte keinen Hass wider Spanien wie Elisabeth, deren Namen er ohne Missbehagen nicht hören konnte, und schloss 1603 Frieden mit Spanien: die Engländer sollten die Feinde Philipps nicht ferner unterstützen und dafür überall, wo vor dem Krieg, freien Handel treiben können.[1] Politik. Friede mit Spanien.

Am allerwichtigsten war, welche Stellung der König den religiösen Parteien seines Landes gegenüber einnehmen werde! Religiöse Duldung, Entfernung Cecils, der auch leitender Minister bei Jakob wurde, war das Ziel zweier Verschwörungen, welche gleich im Anfange der neuen Regierung sich bildeten. Beide Verbindungen — die eine hieß die Hauptsache (the main), die andere die Nebensache (the bye) — wollten sich der Person des Königs bemächtigen, beide wurden entdeckt.[2] Der König musste in religiösen Angelegenheiten eine bestimmte Stellung einnehmen. Den Katholiken, welche so viel für seine Mutter gelitten und noch immer sehr zahlreich waren, in London allein 40.000, hatte er Religionsfreiheit früher heimlich zugesagt: allein er war nicht stark genug, sein Wort zu halten, er meinte genug zu thun, wenn er sie vor den Strafen der Recusanten schütze oder den Strafgeldern, welche man alle Monate von denen einzog, die sich weigerten, am protestantischen Gottesdienste theilzunehmen, solange sie durch Treue und Friedfertigkeit sich die königliche Gunst verdienen würden. Der Papst gebot den Missionären, jedem Versuche, die Ruhe des Landes zu stören, mit allen rechtlichen Mitteln entgegenzutreten.[3] Verschwörung. Katholiken.

[1] Lingard, l. c. IX, S. 9—10.
[2] Ibid. IX, S. 13.
[3] Ibid. IX, S. 23—88.

Puritaner.

Auch die Puritaner waren in ihrer Hoffnung auf den König, der, in ihrem Glauben erzogen, öffentlich erklärt hatte, dass er stets ihre Grundsätze aufrecht erhalten werde, bald enttäuscht.[1]) Um ihre Bitte um eine gänzliche Reformation des Clerus und der Liturgie zu beantworten, lud der König die Vertreter der englischen Geistlichkeit auf den 14. Januar 1604 zu einer Besprechung nach Hamptoncourt, wo er Gelegenheit suchte und fand, seine Kenntnis der Bibel und Kirchenväter glänzen zu lassen. Die Bischöfe der englischen Kirche waren denn auch entzückt darüber, denn er begünstigte sie ja: das Herz im Busen schmelze ihm, rief der Primas, einen König zu hören, wie seit Christus keiner gewesen; der heilige Geist spreche aus ihm.

Conferenz zu Hamptoncourt.

Ein Zeitgenosse bemerkt aber dazu, der heilige Geist habe diesmal ein böses Maul gehabt. „Ich pfefferte diese Puritaner tüchtig," prahlte Jakob nachher, „sie flohen vor mir." — Obschon in der Lehre von Genf erzogen, hatte Jakob, durch seine Erfahrung in Schottland belehrt, die Überzeugung gewonnen, die Hierarchie sei die festeste Stütze des Thrones; — wo es keinen Bischof gebe, da werde in kurzer Zeit auch kein König mehr sein (no bishop no king). Den Bischöfen gestand er, wie es ihn freue, unter so ernsten, ehrenwerten und gelehrten Männern zu sitzen, nicht wie früher in Schottland, wo er ein König war ohne Staat und Ehre und Ordnung und wo ihm unbärtige Knaben im Priestergewande ins Angesicht trotzen durften. Mit anderen Worten: er war Calviner, verabscheute aber als König die demokratischen Folgerungen dieser Lehre, darum sagte er zu den Puritanern offen: „Wenn ihr auf ein schottisches Presbyterium abzielt, so verträgt sich das mit der Monarchie, wie Gott mit dem Teufel. Dann stellen sich Jack und Tom und Will und Dick zusammen und bekriteln nach Gelüsten mich und meinen Rath und alles, was wir thun. Dann steht Will auf und sagt: es muss so sein; und Dick erwidert: nein fürwahr, so wollen wir es haben; und deshalb muss ich hier noch einmal meine Worte wiederholen und sagen: le roi s'avisera."

Jakob für die Bischöfe.

Die Puritaner.

Die Puritaner hatten mit vollem Recht Reinheit des Glaubens, Bildung der Geistlichkeit, Reformation der geistlichen Gerichte und Berichtigung des Kirchengebetbuches verlangt. Man verhieß ihnen die Ausgabe eines Nationalkatechismus und eine neue Bibelübersetzung. War einmal der Gedanke der Überlieferung aufgegeben, so waren die Puritaner in vollem Rechte, dass die Heilige Schrift allein genüge, nicht nur in Sachen des Glaubens, sondern auch der Disciplin und Gottesverehrung, und dass jeder die Schrift nach eigenem Gewissen und eigener Ansicht auslegen könne. Auch war ihr Eifer viel ernster, ihr Leben viel strenger, als das der Anglicaner. Im Staatsleben musste allerdings, wenn ihre Grundsätze durchdrangen, die demokratische Republik das Ende der ganzen Reformation sein.

Das fühlte Jakob sicher, darum sein Grundsatz: „Wo kein Bischof ist, ist kein König." Daher die neue Verbindung zwischen anglicanischer Kirche

[1]) Lingard, l. c. IX, S. 24–32.

und Monarchie: „Machst du mich zum Papst, so mach ich dich zum Kaiser.“ Der König schützte die Kirche und die Kirche sprach zum Dank dafür Sätze über die Macht des Königthumes aus, wie sie in England bisher unerhört waren. Wie war das Jakob willkommen, der selber im Parlament 1609 äußerte: „Könige sind in Wahrheit Götter, weil sie auf Erden eine Art göttlicher Macht üben, denn alle Eigenschaften des Höchsten stimmen mit dem Wesen überein. Gott hat Gewalt, zu schaffen und zu zerstören, Leben und Tod zu geben, alle zu richten, selber von niemand gerichtet; er erhebt das Niedrige und erniedrigt, was hoch ist; ihm gehorchen Seele und Leib. Dieselbige Macht besitzen nun die Könige: sie schaffen und vernichten ihre Unterthanen, erhöhen und erniedrigen, gebieten über Leben und Tod, richten in allen Sachen, selber niemand verantwortlich, denn allein Gott; sie können mit ihren Unterthanen handeln, wie mit Schachpuppen, aus Bauern Bischöfe oder Ritter machen, das Volk wie eine Münze erhöhen oder herabsetzen; ihnen gebürt die Zueignung der Seele und der Dienst des Leibes. Gleichwie derjenige Gott lästert, welcher mit ihm hadert, was ihm auch begegnen möge, also begehen Unterthanen Aufruhr, wenn sie das Gebot königlicher Machtvollkommenheit bestreiten.“ [1]) Das ist das Jus divinum regum, welches Jakob I. in seinem „Basilicon doron“ des näheren bespricht und welches für die Familie der Stuarts so verhängnisvoll wurde. Es war übrigens nur eine Folge der Reformation. Früher waren Kirche und Staat die beiden Kräfte, die sich in Schranken hielten. Durch die Reformation hatte die Kirche ihre Selbständigkeit verloren, war der König Oberhaupt der Kirche geworden. Ganz natürlich entstanden jetzt cäsaropapistische Ideen. Als Oberhaupt der Kirche war der König seinen Unterthanen gegenüber absolut, als König aber beschränkt, an das Parlament, an die Verfassung gebunden. Zwei widersprechende Richtungen vereinigten sich also in ihm und eine musste der andern zuletzt unterliegen, entweder die absolute der constitutionellen, oder die constitutionelle der absoluten. Das englische Staatsleben war an seiner größten Krisis angekommen.

Divine Vicerегency.

Cäsaropapismus.

England hatte ein richtiges Gefühl für die Größe der Gefahr, die seinen Freiheiten drohte, denn die neuen Verhältnisse führten zu einer neuen Theorie, zu der Lehre von der Hyper-Souveränität: nur als weltlicher Herrscher sei der König durch Freiheiten, die seine Vorfahren gebilligt, beschränkt, im Falle der Noth aber könne er sich über diese Freiheiten und Beschränkungen hinaussetzen. Lehrte doch Jakob I. in der That: die Monarchie sei das Ebenbild Gottes und Gott habe am leidenden Gehorsam der Völker Wohlgefallen; Statute und Strafbefehle könne der König erlassen ohne den Rath der Stände und Gesetze, die vom Parlamente ausgehen, mildern und ändern nach seinem

Hypersouveränität.

[1]) Ausführlich ist diese Theorie in Filmers „Patriarcha“ behandelt.

Wohlgefallen. Ein guter König werde aus gnädigem Willen nach den Gesetzen regieren, aber er sei nie dazu gezwungen.

Parlament. Schritt für Schritt bekämpfte das Parlament den König, sobald er eine dieser Ansichten kundgab: das Parlament mache Gesetze; die Privilegien des Hauses hängen nicht von der königlichen Gnade ab, sondern seien das angeborene Recht der Engländer. Die Geldbewilligungen waren gering und der Regierung blieb, um den puritanischen Geist in der Opposition nur einigermaßen zu mildern, zuletzt nichts übrig, als den Hass auf die Katholiken abzuleiten und ihre Verfolgung zu gestatten. Jeder Engländer, der im Ausland studiere, wurde für unfähig erklärt, zu erben; weil die katholischen Priester in der Regel als Hofmeister in England sich aufhielten, so wurde der Unterricht jedem untersagt, der nicht vorher die Erlaubnis der Behörden erhalten habe. Zu gleicher Zeit erließ die Convocation oder das geistliche Parlament harte Verordnungen, um zu conformieren, d. h. um Einheit im Cultus zu erreichen, mit andern Worten Verfolgungserlasse gegen Katholiken und Puritaner. Zum Glück schritt das Parlament ein mit der Bill: keine in den letzten zehn Jahren erlassene geistliche Satzung könne jemand am Leben, Freiheit, Hab und Gut schaden, wenn dieselbe nicht vom Parlamente vorher bestätigt sei.[1])

Katholiken.

Convocation

Das geschah, um die Puritaner zu retten, übrigens verloren mehr als 300 Geistliche ihrer Gesinnung ihre Stellung. Die Katholiken waren zuletzt die am meisten Verfolgten. Um jeden Schein des Papismus von sich zu weisen, erklärte Jakob I., seine eigenen Kinder enterben zu wollen, wenn sie von der anglicanischen Kirche abwichen, und ließ die Strafgesetze gegen die Katholiken von neuem in Vollzug setzen. Für die ganze Zeit seiner Regierung wurde jetzt die anfangs von ihm erlassene Strafe von zwanzig Pfund monatlich wegen Nichtbesuchs des anglicanischen Gottesdienstes eingefordert und mit Härte eingetrieben. Viele Familien kamen an den Bettelstab, einzelnen seiner schottischen Lieblinge überließ der König seine Ansprüche an reiche Recusanten und im Herzen der Bedrängten vereinigten sich Religions- und Nationalhass.

Cäsaropapismus.

Die Verzweiflung erweckte 1604 im Herzen eines muthigen Mannes, des reichen und vornehmen William Catesby, den Plan, am König und am Parlament für diese Verfolgung Rache zu nehmen, und sich und seine Glaubensbrüder von dem unerträglichen Joche dadurch zu befreien, dass er den König sammt seinem Hof und seinem Parlament, wenn er dasselbe eröffne oder schließe, in die Luft sprenge. Das ist die Pulververschwörung.

Pulververschwörung

Catesby. Nach und nach gewann Catesby mehrere muthige Genossen. In der Entrüstung über die Art, wie die Katholiken behandelt wurden, waren sie alle einig, nicht aber in der Rücksichtslosigkeit gegen so viele unschuldige Opfer, die mit in den Untergang gerissen werden sollten. Als auch die Erklärung Philipps III. von Spanien, er werde jede Gunst, die Jakob den Katholiken erweise, als ihm

[1]) Lingard, l. c. IX, S. 29—35.

selbst erwiesen betrachten, nichts half, und Jakob auch das Angebot der Katholiken, ihm jährlich eine bestimmte Summe statt aller Strafgelder zu zahlen, zurückwies, wurden die Verschworenen in ihrem Entschluss noch bestärkt. Um die Bedenken seiner Gefährten wegen der unschuldigen Opfer zu vernichten, fragte Catesby den Jesuiten-Provincial Garnet[1]) in einer großen Gesellschaft: er sei gerade daran, in den Dienst des Erzherzogs Albrecht in den Niederlanden zu treten, ob er z. B. bei Belagerung einer Stadt den Befehlen seines Kriegsobern gehorchen müsse, wenn zugleich mit den Rebellen, die er bekämpfe, auch Unschuldige umkommen würden. Ohne die Absicht, warum die Frage an ihn gestellt war, zu ahnen, antwortete Garnet: „Die Theologen aller Bekenntnisse billigen den Gehorsam, sonst würde ein ungerechter Angreifer stets imstande sein, den beleidigten Theil an Verfolgung seines guten Rechtes zu hindern.“ Daraus zog Catesby vor seinen Mitverschworenen den Schluss, ihre Bedenken seien unbegründet. Die beispiellose Härte, mit welcher die Katholiken verfolgt wurden, gab Catesby neuen Muth und Ausdauer. Aber die Regierung bekam auch aus Flandern und Frankreich schon einige Winke, dass eine Verschwörung gegen sie bestehe. Als Garnet, durch Catesbys Unruhe ängstlich gemacht, ihn an die Weisung des Papstes erinnerte, den Druck der Verfolgung geduldig zu ertragen, erhielt er zur Antwort: „Diese Lehre, keinen Widerstand zu leisten, macht uns zu Sclaven. Kein Priester und kein Papst kann den Menschen ihr Recht nehmen, sich gegen Misshandlung zu wehren.“[2])

Für seinen Plan, den König und das Parlament in die Luft zu sprengen, waren 20 Fässer Pulver in dem Keller unter dem Parlamentshause gesammelt, Guy Fawkes sollte die Miene anzünden und ein Schiff auf der Themse ihn sogleich nach Flandern bringen, wo er alle katholischen Engländer um sich sammeln und in einem Aufrufe alle katholischen Mächte zur Hilfe aufrufen sollte. Guy Fawkes. Percy sollte sich des Prinzen Karl, andere der Prinzessin Elisabeth bemächtigen und sie nach Dunchurch, dem Versammlungsorte der Verschworenen, bringen. Ein Protector sollte, wegen der Unmündigkeit des Kronprinzen, ernannt und die Hauptbeschwerden der Nation behoben und sogleich ein neues Parlament einberufen werden.[3]) Die öftere Vertagung des Parlaments war schuld, dass der Plan entdeckt wurde. Catesby hatte bisher alle Kosten bestritten und mehrere Verschworene wurden nur von ihm unterhalten. Jetzt giengen ihm die Mittel aus und er sah sich genöthigt, neue und vermögliche Mitglieder zu werben, um von ihnen Geld zu bekommen. Unter den letzteren wurde ein gewisser Tresham zum Verräther. Er theilte seinem Schwager Lord Mounteagle Verrath. ohne Zweifel den Plan mit und dieser wies dann dem geheimen Rathe einen Brief vor, in welchem er gewarnt wurde, der Eröffnung des Parlamentes beizuwohnen, denn dieses werde einen fürchterlichen Schlag bekommen und doch nicht sehen, wer es schlägt. Bei der Berathung will Jakob I. zuerst den wahren Sinn des Schlags von unsichtbarer Hand errathen haben. Man untersuchte vor Eröffnung des Parlamentes (4. November 1605) den Keller, fand Fawkes, eine Entdeckung. Blendlaterne und das Pulver, unter Reisig versteckt. Vor den König gebracht, gestand Fawkes kühn den Plan, den König sammt seinen schottischen Bettlern in ihre Heimat zurückzuschleudern, nannte aber keinen Genossen. Die Verschworenen

Plan.

[1]) Vergl. die Briefe im Anhang zu Lingard, l. c. IX, S. 365, welche Garnets Unschuld beweisen.

[2]) Lingard, l. c. IX, S. 41—43.

[3]) Ibid. IX, S. 58.

verriethen sich selbst, indem sie zu den Waffen griffen und sich nach Wales durchzuschlagen suchten. Die Katholiken aber, die sie zu Hilfe aufriefen, wandten sich von ihnen ab, die Mannschaft der Grafschaften war hinter ihnen her und zu Gefecht. Holbeachhouse stellten sie sich ihren Verfolgern, um im Kampfe und nicht durch Henkershand zu fallen. Catesby wurde im Kampfe getödtet, acht, die verwundet und gefangen wurden, litten die gräßliche Strafe des Verrathes. — Tresham starb im Gefängnis.[1])

Jesuiten Die Regierung suchte die Jesuiten als Anstifter in den Proceß zu verwickeln; sie waren unschuldig, desungeachtet wurde Garnet 3. Mai 1606 hingerichtet, obschon auch der in seiner Angst grausame König eingestehen mußte, man sei nicht ehrlich mit ihm umgegangen. — Die Verschworenen erklärten insgesammt vor Gericht, sie hätten nie mit den Jesuiten über die Verschwörung berathen, dagegen hätten sie der Religion wegen alle schwer gelitten und es sei ihnen kein anderes Rettungsmittel mehr geblieben; vor Gott seien sie unschuldig, der König habe sein Versprechen der Duldung gebrochen.

Katholikenverfolgung Was Einzelne verbrochen, dafür mußten jetzt die Katholiken insgesammt büßen. Aus der Pulververschwörung zog Jakob I. nicht die Lehre, daß man durch Bestrafung religiöser Meinungen die Menschen nicht zur Verzweiflung treiben dürfe; er hörte nicht auf den Rath Heinrichs IV., die Religion gleiche einer Flamme, die desto wüthender emporschlage, je heftiger man sie zu unterdrücken suche, und es sei des Königs Pflicht, Unschuldige zu schützen. Ein neues Strafgesetz verschärfte die Strenge gegen die Katholiken: der Katholik, der sich weigerte, den anglicanischen Gottesdienst zu besuchen, durfte nicht am Hofe erscheinen, nicht in London weilen, sich der Hauptstadt nicht innerhalb zehn Meilen nähern, nicht über fünf Meilen ohne besondere Erlaubnis sich von seinem Wohnorte entfernen, war unfähig, als Arzt, als Richter, als Lehrer, als Vormünder zu walten; ließ er sich nicht von einem anglicanischen Priester trauen, so verloren beide Gatten den Anspruch auf das Vermögen; ließen sie ihr Kind nicht von einem Protestanten taufen, so zahlte jedes 100 Pfund Strafe. Jederzeit konnte sein Haus durchsucht, ihm Waffen und Pferde weggenommen werden. Jeder, der katholische Gäste aufnahm oder katholische Dienstboten hielt, zahlte zehn Pfund Strafe monatlich für den Kopf.

Oath of allegiance. Ein neuer Treueid ward von den Katholiken verlangt; wer ihn nicht schwor, ward zu ewigem Gefängnis, zum Verlust seines beweglichen Vermögens und des Ertrags seiner Ländereien verurtheilt. Der Papst, besagte dieser Eid, hat keine Befugnis, den König abzusetzen, und es ist gottlos und verdammlich, eine solche zu behaupten.[2]) Eine Spaltung entstand unter den Katholiken, viele schworen den Eid, andere verließen lieber ihr Vaterland und opferten Freiheit und Leben. Paul V. verdammte den Eid, Bellarmin schrieb gegen, Jakob für den Eid.[3])

---

[1]) Lingard, l. c. IX, S. 54—73.
[2]) Ibid. IX, S. 73—85.
[3]) Das Buch führt den Titel: „Apologia pro juramento fidelitatis, praemissa

So war denn der Sohn der Maria Stuart, für welche die Katholiken soviel erduldet hatten, rein aus Schwäche ein harter Verfolger der Katholiken geworden. 4000 Katholiken schmachteten z. B. im Jahre 1616 in den Gefängnissen, sechzehn Priester bestiegen bloß wegen Ausübung ihres Amtes 1607—1618 das Schaffot, das Reineinkommen des Königs aus Strafen wegen Katholicismus betrug jährlich 36.000 Pfund und — was unterschlugen nicht erst die Häscher! Die Katholiken waren in der Lage eines gehetzten Wildes. Und doch wurde Jakob I. der Hinneigung zum Papismus verdächtig, weil er den Puritanern nicht genug versagte; sie duldeten gern, wenn nur die Katholiken noch mehr duldeten. Jakob, der Schüler des Knox, war ganz Anglicaner geworden und wollte auch Schottland zur neuen Kirchenordnung zwingen. Wie ein König, so sollte ein Parlament, eine Kirche England und Schottland verbinden. Schottland.

Aber dieser Plan kam zu früh, Engländer wie Schottländer äußerten gleichen Abscheu gegen die Union. 1604 ward nur erreicht, dass alle feindseligen Gesetze des einen Königreiches gegen das andere, dass die Grenzzölle und Grenzgerichte abgeschafft wurden, und dass 1609 erklärt wurde, alle unter der Herrschaft des Königs geborenen Individuen seien ipso facto an allen Orten naturalisiert, die zur Zeit ihrer Geburt unter dessen Botmäßigkeit gestanden. Am meisten lag jedoch Jakob daran, die demokratische Verfassung der schottischen Kirche zu brechen, er sah darin eine Gefahr für den Thron. Über der Parochial-Versammlung, welche der Prediger mit den Ältesten der Gemeinde bildete, stand das Presbyterium, über diesem die Provinzial-Synode und über dieser, als höchste Autorität auf Erden in Glaubens- und Disciplinarsachen und nur Christus, als ihrem König, zum Gehorsam verpflichtet, die Generalversammlung. Bei diesen unbeugsamen Leuten, die da lehrten, man müsse ungerechten Herrschern mit dem Schwert widerstehen, die an unbedingte Prädestination glaubten und vom Geiste der alten Propheten geleitet zu sein meinten, stand das Königthum auf schwachen Füßen. — Mit List, Bestechung und Gewalt erreichte der König, dass Bischöfe ernannt wurden zu Vorsitzern der Synode; sie erhielten von den englischen Bischöfen die Weihe und vom König einen Theil der früher eingezogenen Kirchengüter. Bald hieß es, nur der König habe das Recht, eine Generalversammlung einzuberufen, Bischöfe und Geistliche aus dem Amte zu entfernen. Einige Eiferer wurden Märtyrer, manche ließen sich bestechen, und um den düsteren Geist der Mehrzahl zu fesseln, gab man ihnen die Katholiken preis. Jeder katholische Edelmann musste einen orthodoxen Geistlichen ins Haus nehmen und verlor sein Vermögen, wenn er nach einer bestimmten Zeit sich nicht zur Staatsreligion bekehrte. Bei einem Besuche in seiner Heimat 1617 wollte Jakob I. die letzte Hand anlegen, um die religiöse Gleichförmigkeit zwischen Schottland und England vollständig zu machen, stieß aber trotz aller List und Gewalt auf solchen zähen Widerstand, dass er selber sagte, es sei besser, das Erlangte zu Kirchenverfassung. Bischöfe.

praefatione monitoria.“ Paul schrieb sehr hochsinnig an Jakob. Das Schreiben wieder abgedruckt in Bellesheim, Geschichte der katholischen Kirche in Schottland, II, S. 472 bis 474. Die Behauptungen Jakobs wurden von Bellarmin und Suarez ausführlich und gründlich widerlegt. In Suarez „Defensio fidei catholicae adversus Anglicanae errores sectae“ ist die darauf bündigste Widerlegung. Bellesheim, l. c. II, S. 234.

behalten, als das ganze Volk zum Aufstande zu reizen und alles aufs Spiel zu setzen.[1])

Irland. In Irland ward der Regierungsantritt Jakobs freudig begrüßt, er galt ja als Abkömmling von Fergus, von den alten Königen von Erin. Die Katholiken erwarteten Freiheit des Cultus vom Sohne der Maria Stuart. Als sie aber durch eine eigene Gesandtschaft darum baten, erklärte der König, es sei dies gegen sein Gewissen; solange es noch hundert Menschen mit ihm hielten, werde er die Duldung eines abgöttischen Cultus bis zum Tode bekämpfen, und ein Erlass befahl bei Todesstrafe allen katholischen Priestern, Irland zu verlassen. Zugleich ward Gavelkind und Tanistry für gesetzwidrig erklärt,[2]) der König wollte nämlich die Natur des Grundbesitzes in Irland dem von England ganz gleich machen, die Clanschaft zerstören, die Widerstandskraft der Häuptlinge brechen. Die großen Güter sollen königliche Lehen werden und der Gutsherr von den Insassen statt der bisherigen Dienste eine angemessene Rente beziehen.

Aufstand. Die Iren vermochten ihren Zorn nicht lange zu bändigen, 1608 brach unter O'Dogherty, Häuptling von Innishowen, ein Aufstand aus, er nahm Derry weg. Als der Häuptling im Kampfe fiel, theilte der König sein Gebiet, das auf zwei Millionen Acres geschätzt wurde, in Lose, die er an englische Capitalisten verkaufte oder verschenkte. So wuchs die englische Bevölkerung in Ulster. „Die Regierung Jakobs", so sagt einer der größten Söhne Irlands,[3]) „zeichnete sich aus durch Verbrechen, die man am irischen Volke im Namen des Protestantismus ausübte. Die ganze Landschaft Ulster ward ungerechter Weise in Beschlag genommen; die Eingebornen wurden auf dem Blutgerüste hingerichtet oder mit dem Schwerte erschlagen, ein elender Rest ward in die Verliese entlegener Gebirge oder in die Wildnisse fast unzugänglicher Moore gejagt. Ihre Stellen wurden mit schottischen Abenteurern ausgefüllt, mit Fremdlingen durch Blut und Religion. — Eine Verwüstung, gleich der vom König Jakob in Ulster vollführten, hatte man vorher in der Christenheit nie gesehen, außer in Irland. Niemals ist in der Christenheit ein Volk so grausam behandelt worden wie das irländische." Als 1613 Irländer sich vor Jakob I. beschwerten, dass die Katholiken von allen Ämtern und Ehren ausgeschlossen seien, dass ihre Söhne die Universitäten des Auslandes nicht besuchen dürften, bekamen sie einen scharfen Verweis und den Vorwurf der Untreue, so dass ihr Sprecher, Lord Delvin, den König bat, ihm zu erlauben ins Ausland zu ziehen, wenn er meine, dass man nicht zugleich ein guter Katholik und ein treuer Unterthan sein könne; im Auslaud könne er dann Gott dienen, ohne seinen König, noch sein Gewissen zu beleidigen. Jakob war verblüfft, gewährte in der Stille hin und wieder Nachlass, weil seine Anordnungen unausführbar waren und eine allgemeine Erhebung zu befürchten stand. So blieb alles unfertig und im Zustand bedenklicher Gährung.

Jakobs seige Thorheit.

Günstlinge. Die weitere Geschichte seiner Regierung ist nur Geschichte seiner Günstlinge, seiner Thorheiten, Halbheiten, seines Kampfes mit dem Parlament.

---

[1]) Lingard, l. c. IX, S. 147—159.
[2]) Vergl. Bd. III, S. 753 dieses Werkes. — Lingard, l. c. IX, S. 161.
[3]) Daniel O'Connell in seiner Vorstellung an die Königin.

Nicht über seine Kinder schüttete Jakob I. die Fülle seiner Gnaden aus, sondern über unwürdige Günstlinge.

Der Kronprinz Heinrich, eine ernste, reichbegabte Natur, war mit dem Vater zerfallen, er tadelte z. B., dass dieser Walter Raleigh noch immer in Haft halte und seine hohen Fähigkeiten nicht verwerte. Als Heinrich infolge übergroßer Anstrengung 1612 im achtzehnten Jahre starb, munkelte man, er sei von Rochester, des Königs Liebling, vergiftet. 1613 wurde Elisabeth, die Prinzessin, mit dem Pfalzgrafen Friedrich vermählt. Jakobs Schwäche für seine Lieblinge wurde für die Stuarts verhängnisvoll. Der erste war Robert Karr, ein Edelknabe, der bei einem Turnier zu Ehren Jakobs das Bein brach. Der König besuchte den Kranken und fasste solche Neigung zu ihm, dass er ihn selber unterrichtete und nicht bloß einen Gelehrten und Staatsmann, sondern auch einen Mann von hohem Rang aus ihm zu machen beschloss. Karr wurde Graf von Rochester, aber auch übermüthig und zuletzt nach einem schmählichen Processe vom König aufgegeben, weil ein anderer in seiner Gunst gestiegen war,[1] George Villiers, der wie ein Pilz aufschoss und zuletzt zum Herzog von Buckingham ernannt wurde. Villiers wurde vom König „süßes Kind" genannt, und erwiderte dies mit dem Namen „Papa, Gevatter und Ihre Schweinlichkeit".[2] Also ward der Stellvertreter Gottes auf Erden und das Oberhaupt der englischen Kirche vom leichtfertigen, verbuhlten und übermüthigen Günstling behandelt! Begreiflich wird der Unmuth edlerer Naturen über Jakobs Schalten. Shakespeare klagt in einem seiner letzten Sonette:

Prinz Heinrich. Karr. Buckingham.

„Müde von allem diesem wünsch' ich Tod:
Verdienst zum Bettler seh'n geboren werden,
Und hohle Dürftigkeit in Grün und Roth,
Und wie sich reinste Treu' entfärbt auf Erden,
Und gold'nen Ehrenschmuck auf Knechteshaupt,
Und jungfräuliche Tugend frech geschändet,
Und Hoheit ihres Herrscherthums beraubt,
Und Kraft an lahmes Regiment verschwendet,
Und Kunst im Zungenbande der Gewalt,
Und Schulenunsinn, der Vernunft entgeistert,
Und schlichte Wahrheit, die man Einfalt schalt,
Und wie vom Bösen Gutes wird gemeistert."[3]

Der Unmuth äußerte sich lebhaft im zweiten Parlamente, das der König aus Geldnoth 1614 einberufen musste, es knüpfte Bewilligung nur an Beseitigung der Beschwerden und wurde deshalb schnell aufgelöst, die kühnsten Sprecher kamen in Haft. Der Unfriede stieg. Das Unglück seines Schwiegersohnes und die öffentliche Stimmung in England zwangen Jakob I., 1621 von neuem die Vertreter des Volkes um sich zu versammeln. Die Stimmung des Parlamentes ängstigte die Minister, denn die Klagen über Missbräuche hatten einen drohenden Ton. Als der König, um zu schrecken, an die Vor-

Parlament.

[1] Lingard, l. c. IX, S. 117–119.
[2] Your sowship.
[3] Sonett 66. Vergl. Shakespeares Gedichte, deutsch von Wilhelm Jordan. Berlin 1871.

Trotz des Parlamentes.

rechte der Krone mahnte, gab das Parlament eine Verwahrung seiner Rechte zu Protokoll: die Freiheiten und Rechte des Parlamentes seien die angebornen und die unzweifelhaften Erbgüter des englischen Volkes, welches seine Abgeordneten bevollmächtigte, alle wichtigen Angelegenheiten zu berathen und Beschwerden abzustellen; bei Behandlung dieser Angelegenheiten müsse jedes Mitglied Redefreiheit haben; das Haus der Gemeinen könne diese Fragen in der Ordnung vornehmen, die es für gut finde; jedes Mitglied sei vollkommen frei von aller Anklage und Verhaftung wegen jeder Bill oder Rede. Jakob ließ das Tagebuch der Gemeinen holen und riss diese Verwahrung eigenhändig heraus, löste das Parlament auf und befahl, mehrere Mitglieder beider Häuser, darunter Selden und Pym, zu verhaften. —

Francis Bacon.

Franz Bacon.

Eines der Werkzeuge dieser schlechten Regierung, welche dem Unmuthe des Parlamentes zum Opfer fielen, einer der berühmtesten Männer und einflussreichsten Schriftsteller dieser Zeit, ein treuer Spiegel englischen Geistes und dessen, was den Engländern als Philosophie erscheint, ist Bacon von Verulam, bei dem wir aber, wie bei König Jakob, über den Abstand zwischen Erkennen und Wollen, zwischen Intelligenz und Charakter, staunen müssen.

Geschichte.

Francis Bacon, geboren 21. Januar 1561, der Sohn des Nikolaus Bacon, der zwanzig Jahre hindurch das große Siegel von England bewahrte, und einer hochgebildeten Mutter, die Griechisch und Latein verstand, früh durch Kenntnisse glänzend und als Knabe schon ob seiner witzigen Antworten der Liebling der Königin Elisabeth, machte von seinem dreizehnten bis zu seinem sechzehnten Jahre seine Studien in Cambridge, wo die herkömmliche aristotelisch-scholastische Methode noch in voller Geltung war, von wo er aber eine gründliche Verachtung des damaligen Unterrichtssystems mitnahm; dann lebte er, mit Studien in Statistik und Diplomatie bis 1580 beschäftigt, wo sein Vater starb, in Paris, welches damals der Herd der neuen Ideen war. Als jüngerer Sohn vom väterlichen Erbe ausgeschlossen und an sich selbst gewiesen, suchte Bacon durch seine Verwandten, die Cecils, im Staatsdienst emporzukommen: der alte Minister that aber nichts für ihn, weil er fürchtete, er stehe seinem Sohne im Wege.[1]) So ward denn Bacon 1588 unter dem Titel eines Rathes der

[1]) Wahrscheinlich sollte folgende, für Bacon charakteristische Stelle in seinem Bittschreiben an den Minister diese Furcht tilgen: „Mein Ehrgeiz ist schrankenlos im Gebiete der Wissenschaft, aber bescheiden im Gebiete der Politik, denn ich zähle alle Wissenschaften zu meiner Aufgabe. Gelingt es mir, sie von zwei Classen von Räubern zu befreien, von denen die einen durch leichtsinniges Disputieren und thörichtes Geschwätz, die anderen durch lügnerische Berichte und groben Betrug der Wissenschaft Schaden bringen, so hoffe ich, an deren Stelle sorgfältige Beobachtungen, begründete Wahrheiten, nützliche Erfindungen und Entdeckungen zu setzen. Diese Hoffnung, mag man sie Menschenliebe oder kindische Neigung oder eitle Ruhmsucht nennen, hat in meinem Geiste so tiefe Wurzeln geschlagen, dass sie nicht mehr herausgerissen werden kann. Ich bitte deshalb nicht um eine Stelle, die mehr von mir verlangt, als ich leisten kann."

Königin Sachwalter, 1593 Mitglied des Parlaments für Middlesex und zeichnete sich hier durch seine Beredsamkeit aus. „Niemand", sagt Ben Jonson, „sprach damals zierlicher, gedrängter, gewichtiger, oder duldete weniger Leere, weniger Müßiges in dem, was er aussprach; seine Zuhörer konnten ohne Einbuße nicht husten oder von ihm wegblicken; jeder, der ihn hörte, fürchtete nur, dass er aufhören würde." — Doch zeigte der glänzende Redner bald seine Charakterschwäche: als er einmal durch einen hinreißenden Vortrag gegen Monopole wider den Hof verstieß, bat er demüthig um Verzeihung. Beredsamkeit.

Da ihm die Cecils, seine Verwandten, nicht halfen, so schloss er sich an ihren Gegner Essex an, und der hochherzige, für alles Schöne und Große glühende Essex wurde, von Bacons Genie bezaubert, bald sein warmer Freund, überlud ihn mit Wohlthaten, schenkte dem noch immer Dürftigen ein Landgut in so freundlicher und edler Weise, dass das Wie noch mehr wert war, als das Was, suchte ihn nicht bloß in hohe Stellen zu bringen, sondern erklärte auch offen, dass er ihm mit Freuden seine Schwester oder Tochter zur Frau geben würde. Bacon hatte damals durch einen Band kleiner Aufsätze [1]) 1597 in England wie in Europa großen Beifall gefunden. Wie vergalt Bacon dem Essex diese Wohlthaten? Als der edle Graf in der Gunst der Königin sank, für einen verlorenen Mann galt, als man auf seine Anhänger scheel sah, trat Bacon auf einmal zu seinen Gegnern über. Er machte nicht bloß keinen Versuch, den Unglücklichen zu retten, sondern er verschärfte als Ankläger — er war Kronanwalt — das Gewicht seines Fehlers, er nannte ihn einen Pisistratus und Heinrich von Guise, lähmte die Vertheidigung und, als das Haupt des Unglücklichen gefallen war, verfasste er die Staatsschrift „Erklärung der Verräthereien des Robert, Grafen von Essex", in welcher er die Königin gegen die Stimmung des Publicums zu rechtfertigen und das Andenken seines Wohlthäters anzuschwärzen trachtete. Die öffentliche Meinung sprach sich gegen ihn sehr stark aus: als die Königin todt war, musste er sein Verfahren gegen Essex vor der Öffentlichkeit vertheidigen; [2]) doch übersah man nach und nach über dem Glanz seines Geistes sein undankbares, kaltes Herz und seine niedrige Gesinnung. Essex. Undank.

Dem König Jakob I., der mehr ein Gelehrter als ein Herrscher war, empfahl sich Bacon durch sein Wissen und sein gefälliges Wesen. Er stieg rasch in der Gunst des Königs, wurde zum Ritter geschlagen, er wurde Generalprocurator, Generalfiscal; in der Frage für die Union Englands und Schottlands zeichnete er sich im Parlamente aus. 1605 erschien sein Hauptwerk „De augmentis scientiarum", 1620 sein „Novum organum scien- Jakob I. Höhe der Stellung.

[1]) Es sind seine „Essays über Moral und Politik", deren Kern in den „Sermones fideles" lateinisch erschien. Hier kommt der berühmt gewordene Satz vor: „Philosophia obiter libata a Deo seducit, penitus exhausta ad eum reducit."

[2]) Bacon war als Kronanwalt zur Anklage verpflichtet. Essex hätte an seiner Stelle das Amt eines Kronanwaltes niedergelegt und selbst sein Leben gewagt. Aber dieser Opfermuth war dem Philosophen nicht gegeben, er fürchtete für seine Stelle, wie für sein Leben. Er entschuldigt sich allerdings damit: „Niemals musste ein Secretär in Gedanken und Worten mehr dem Willen des Dictierenden gehorchen, als ich hier der Königin gegenüber; ja noch mehr, als ich die Schrift vollendet hatte, wurde sie einer Commission von Lords unterbreitet, von Anfang bis zu Ende verlesen, corrigiert, verändert und zu einer ganz neuen Schrift umgearbeitet. Ich gab nur den Ausdruck, aber der Inhalt wurde mir vorgeschrieben. Nachher prüfte noch die Königin die Arbeit, corrigierte noch von neuem und nun erst kam sie in Druck."

tiarum sive indicia vera de interpretatione naturae". Beide sollten Theile eines großen Werkes sein, der „Instauratio magna", die er in sechs Bänden herauszugeben gedachte; beide Meisterstücke an Geist und Gelehrsamkeit.[1]) Europa bewunderte den Philosophen, der neue Bahnen der Wahrheit brach; man wusste noch nicht, dass dieser glänzend begabte Geist mehr die Gunst der Großen und die Schätze der Erde, als die Wahrheit suchte, dass der Mann, der im Studierzimmer über seiner Zeit, im Leben unter seiner Zeit stand. Bacon, der besser als jeder andere seine Pflicht als Oberrichter kannte, verdrehte das Gesetz, wenn es der Hof wollte, verfolgte die Unschuldigen, folterte die Gefangenen, um Schulderklärungen von Leuten zu erlangen, die dem König missliebig waren, plünderte durch seine Schakale die Rechtsuchenden und gewann durch Bestechungen mindestens 500.000 Gulden, vertheidigte Angriffe des Königs auf die Freiheiten Englands, um die Gunst Jakobs I. und seines Lieblings, des Herzogs von Buckingham, zu erlangen.

Dafür ward er freilich 1616 geheimer Rath, 1617 Großsiegelbewahrer, 1620 Kanzler und 1621, nachdem er durch das „Novum organum" die Bewunderung Europas errungen, Baron von Verulam und Viscount von St. Albans. Allerdings gab er sein Siegel zu allen gehässigen Patenten, dafür ward er aber auch vom leichtsinnigen Könige und seinen gewaltthätigen Günstlingen mit Zärtlichkeit behandelt. Macaulay sagt über ihn[2]) die schönen Worte: „Der Führer des menschlichen Geschlechtes auf der Bahn des Fortschrittes zu sein, auf den Trümmern der alten Dynastien des Geistes ein glücklicheres und dauernderes Reich zu gründen, von den späteren Generationen als der erleuchtetste unter den Wohlthätern der Menschheit verehrt zu werden, das war ihm erreichbar. Aber das alles galt ihm nichts, solange irgend ein spitzfindiger Specialanwalt vor ihm auf die Bank befördert wurde, solange irgend ein schwerfälliger Landgentleman in Kraft einer erkauften Adelskrone den Vortritt vor ihm nahm, solange irgend ein Kuppler, mit einem schönen Weibe beglückt, einen herzlicheren Gruß von Buckingham erhalten konnte, solange irgend ein in den neuesten Hofscandalen bewanderter Possenreißer dem König Jakob ein lauteres Lachen abgewinnen konnte."

Lord.

Doch die Strafe blieb nicht aus. Kaum war das dritte Parlament zusammengekommen, als der Sturm des Unwillens den Mann fällte, „den Natur und Kunst mit allen Gaben ausgestattet hatten". Bacon wurde der Bestechlichkeit angeklagt von den Gemeinen vor den Lords, 28 Fälle so erdrückender Art wurden ihm nachgewiesen, dass er seine Schande nicht zu überleben wünschte; er

Sturz.

[1]) Bacon schrieb über sich und sein Buch an Brodley: „Ich muss mit dem Psalmisten ausrufen: meine Seele ist nie auf ihrem wahren Platze für ihre Thätigkeit gewesen. Daher die mancherlei Irrthümer, die ich begangen habe und gerne eingestehen will. Aber mein größter Fehler ist, dass, obwohl ich weiß, ich passe mehr zum Schreiben als zum Handeln, ich doch fortwährend mich den Staatsgeschäften zuwende, für welche die Natur mich nicht gemacht hat und für welche die Richtung meines Geistes mich noch unfähiger macht." — An Salisbury schreibt er: „Ich bin zufrieden, wenn mein Buch die Geister weckt, welche mir überlegen sind; ich will nur der Glöckner sein, der zuerst aufsteht, um die anderen zur Kirche zu rufen."

[2]) Macaulay, Critical and historical essays. Vol. III. (Lord Bacon), p. 55—56.

bekannte sich der Bestechlichkeit schuldig, er verzichtete auf jede Vertheidigung, er bat nur um Barmherzigkeit gegen ein gebrochenes Rohr;[1]) er wurde verurtheilt, 40.000 Pfund zu zahlen und so lange im Tower zu bleiben, als es dem König gefalle. Zwar schenkte ihm die Krone die Geldstrafe und ließ ihn nur zwei Tage in Haft und setzte ihm eine Pension von 1200 Pfund aus. Doch Bacon war unauslöschlich beschimpft, er wagte nie mehr öffentlich im Parlament zu erscheinen, er war ein gebrochener Mann.

Aber sein Geist blieb jung trotz Krankheit, Alter, Sorgen, Schulden und Schande. Er arbeitete unablässig an einer Sammlung englischer Gesetze, wie an einer Sammlung von Witzen, an einer Geschichte Englands unter den Tudors, wie an Verbesserungen seiner berühmten Schriften.[2]) Bacon starb am 9. April 1626 als Märtyrer der Experimental-Philosophie infolge einer Verkältung bei einem Versuche, thierische Substanzen durch Schnee vor Fäulnis zu bewahren. „Mich soll", schrieb er, „das Schicksal des älteren Plinius treffen, der seinen Tod fand, weil er sich zur Beobachtung eines Ausbruchs des Vesuv dem Berge zu sehr genähert hatte." Er machte sein Testament: seinen Namen und sein Gedächtnis überlasse er den barmherzigen Reden der Menschen, den auswärtigen Nationen und den kommenden Zeiten. Tod.

Bacon wusste sich im Gegensatze zur bisherigen Wissenschaft: der Zweck der Wissenschaften sei bisher von keinem gut festgestellt worden, alle seien vom Zweck der Philosophie.

---

[1]) Bacon entschuldigt sich, er habe jede Summe von 100 bis 1000 Pfund erst angenommen, nachdem die Sache schon entschieden war, und habe sich nie durch ein Geschenk zu einem ungerechten Urtheil verleiten lassen! — Er gesteht ein, man könne Bestechlichkeit und Mangel an Redlichkeit in den ihm zur Last gelegten Thatsachen finden, er bereue sie aufrichtig und unterwerfe sich der Gnade des Gerichtshofes: er wolle nichts zu seiner Vertheidigung sagen, er bitte nur, ein mitleidiges Auge auf seine Person und seine Lage zu werfen. — „Bestechliche Personen sind in der Regel unverbesserlich, dagegen scheint Gott mich allmählich zu der Reue geführt zu haben, die ich jetzt empfinde. Meine Lage ist so elend und traurig, dass die Bezahlung meiner Schulden mir die größte Sorge macht." — Woher die Schulden — bei dem großen Einkommen! Bacon wusste nicht zu haushalten, er war über das Maß gastfreundlich — und schwach gegen seine Bedienten. Es heißt: während des Processes sei er einmal durch den Saal gegangen, in welchem seine Bedienten waren, und, als sie vor ihm aufstanden, habe er ihnen zugerufen: „Bleibt sitzen, ihr Herren, Eure Erhebung hat meinen Fall zuwege gebracht."

[2]) Damals fasste er (für sich — nicht zur Veröffentlichung) das schöne Gebet an Gott ab, welches Addison als Muster der Erhabenheit lobt und das uns sein gebeugtes Herz offenbart: „O Gott, mein geliebter Herr! Du bist seit meiner Kindheit mir der zärtlichste Vater gewesen. O mein Schöpfer, mein Erretter, mein Tröster! Du dringst in die Tiefen des Herzens! Du kennst die Redlichkeit des einen und die Heuchelei des anderen! Du wägst auf Deiner Wage die Gedanken und die Thaten der Menschen! Du misset an Deinem Maße ihre Absichten und Deinen Blicken entgehen ihre eitlen Beweggründe und krummen Wege nicht! O Herr! gedenke der Wege, die Dein Diener vor Dir gewandelt; gedenke des höchsten Zieles, was ich hier erstrebt habe, und des Gegenstandes meiner Anstrengungen. Ich habe regelmäßig Deine Kirche besucht; ich habe Dich gesucht im Hofe, im Garten, in den Feldern, und ich habe Dich in Deinem Tempel gefunden. — Ich habe tausendfach gesündigt und tausendfach Deine Gebote übertreten, aber Deine Gnade hat mich nicht verlassen. O Heer! Du bist mir immer gegenwärtig gewesen und unzählige Züge der Vorsehung haben mich nie daran zweifeln lassen. Deine Gnade ist groß für mich gewesen, aber Deine Züchtigung nicht minder. Deine Gnade hat mich gebeugt und in der väterlichen Zucht erhalten; sie hat mich wie ein rechtes Kind behandelt, das man züchtiget, weil man es liebt."

letzten Zwecke derselben abgeirrt, von keinem Sterblichen sei das Ziel bisher richtig festgestellt, die ganze bisherige Philosophie laufe auf Streiterei hinaus. Das wahre Ziel der Philosophie dagegen sei, den menschlichen Vortheilen zu dienen, wirksam zur Erleichterung der Beschwerden des menschlichen Lebens beizutragen, das menschliche Dasein mit neuen Erfindungen und Gütern zu begaben; er beabsichtige die Einführung einer derartigen Philosophie, welche nichts Leeres oder Abstractes enthalte, und welche die Zustände des menschlichen Lebens zum Bessern befördern solle. Alle Philosophen seit zwei Jahrtausenden hätten Fleiß und Scharfsinn umsonst verwendet, seien in einer Tretmühle gegangen und nicht vorangekommen, hätten Wind gesäet und Sturm geerntet, weil sie die Naturwissenschaften vernachlässigten; der Erfinder des Schießpulvers und der Druckerpresse haben mehr für die Menschheit gethan, als alle diese Phantasten. Wenn Plato die Mathematik als Mittel empfiehlt, den Geist zu schulen, um zur Kenntnis der ewigen Wahrheit zu gelangen, und die Geometrie für entwürdigt hält, wenn sie den schlechten Bedürfnissen des Körpers diene, so hält Bacon das für Nebensache und ist ihm die Mathematik als Magd der Naturforschung vorzugsweise wichtig. Wenn Plato die Astronomie empfiehlt zur Erhebung des Geistes, so nennt Bacon eine solche Wissenschaft nutzlos, sie müsse lebendig und brauchbar werden, die Bewegungen und Einflüsse der Himmelskörper darstellen. Nach Plato ist der Mensch für die Philosophie geschaffen, nach Bacon die Philosophie für den Menschen. Nach Plato ist der Zweck der Gesetzgebung, die Menschen tugendhaft zu machen, sie soll die sittliche Hebung des Volkes anstreben, die Einleitung zu den Gesetzen solle die Vernunft überzeugen und das Herz rühren; Bacon hingegen erklärt, alle Vorreden, alle Einleitungen sollen vermieden werden, das Gesetz solle einfach abschrecken. Das Ziel und der Zweck, den die Gesetze ins Auge fassen, und auf welchen sie ihre Verordnungen und Vorschriften richten müssen, sind nichts anderes, als dass die Bürger glücklich leben. Das wird eintreten, wenn dieselben in Frömmigkeit und Religion richtig unterwiesen, in Sitten ehrbar, durch Waffen gegen auswärtige Feinde gesichert, gegen Aufstand und Privatverletzungen durch den Beistand der Gesetze gerüstet, der Regierung und den Obrigkeiten gehorsam, in Gütern und Schätzen reich und blühend sein werden.[1])

Plato und Bacon

Derselbe Macaulay spricht[2]) über den Unterschied der alten Philosophen und Bacons: „Sie versprachen das Unausführbare, sie verachteten das Ausführbare; sie füllten die Welt mit langen Worten und langen Bärten und ließen sie so verderbt und unwissend, als sie dieselbe gefunden hatten." — „Ein Acker in Middlesex ist besser als ein Fürstenthum in Utopien. Das kleinste wirkliche Gut ist besser, als die prachtvollsten Versprechungen von Unmöglichkeiten. Der

Alte und neue Philosophie.

[1]) Macaulay, Essays, III, p. 91.
[2]) Ibid. III, p. 113.

weise Mann der Stoiker würde ohne Zweifel ein großartigerer Gegenstand sein, als eine Dampfmaschine. Aber es gibt Dampfmaschinen und der weise Mann der Stoiker soll erst noch geboren werden. Eine Philosophie, welche einen Menschen in den Stand setzen würde, sich in Todeskämpfen der Qual vollkommen glücklich zu fühlen, würde besser sein, als eine Philosophie, welche die Qual linderte. Aber wir wissen, dass es Hilfsmittel gibt, welche die Qual lindern, und wir wissen, dass den alten Weisen das Zahnweh gerade so wenig behagte, wie ihren Nachbarn. Eine Philosophie, welche die Habgier austilgte, würde besser sein, als eine Philosophie, welche Gesetze zur Sicherung des Eigenthums aussänne. Aber es ist möglich, Gesetze zu machen, die das Eigenthum bis zu einem sehr großen Maße sichern, und wir begreifen nicht, wie irgend welche Beweggründe, wie sie die alte Philosophie an die Hand gab, die Habsucht austilgen könnten. Wir wissen in der That, dass die Philosophen nicht besser waren, als die anderen Menschen. Aus dem Zeugnisse von Freunden sowohl, wie von Feinden, aus den Bekenntnissen des Epiktet und des Seneca sowohl, wie aus dem Spott Lucians und den heftigen Scheltworten des Juvenal ist es klar, dass diese Lehrer der Tugend alle Laster ihrer Nachbarn und dazu noch das Laster der Heuchelei besaßen. Manche mögen das Ziel der baconischen Philosophie für ein niedriges halten, aber sie können nicht leugnen, dass es, hoch oder niedrig, erreicht worden ist. Sie können nicht leugnen, dass jedes Jahr etwas zu dem, was Bacon „Frucht" nannte, hinzuträgt. Sie können nicht leugnen, dass die Menschheit auf der Bahn, welche ihr Bacon zeigte, viel und fortwährend vorgeschritten ist und es noch thut. Gab es irgend eine solche fortschreitende Bewegung bei den alten Philosophen? Nachdem sie achthundert Jahre lang declamiert hatten, hatten sie die Welt besser gemacht, als wie sie anfiengen? Wir glauben, dass unter den Philosophen selbst, statt einer fortschreitenden Verbesserung, eine fortschreitende Ausartung stattfand."

Mängel der alten Philosophen.

Über die Folgen, welche Bacons Lehre für sein Volk hatte, wie für den Entwicklungsgang der Menschheit überhaupt, sagt derselbe Engländer:[1] „Die neue Philosophie hat das Leben verlängert; sie hat Schmerzen gelindert; sie hat Krankheiten ausgerottet; sie hat die Fruchtbarkeit des Bodens vermehrt; sie hat den Seefahrenden neue Sicherungsmittel gegeben; sie hat dem Krieger neue Waffen geliefert; sie hat über große Flüsse und Buchten Brücken von unsern Vätern unbekannter Gestalt gespannt; sie hat den Wetterstrahl unschädlich vom Himmel zur Erde geleitet; sie hat die Nacht zum Glanze des Tages aufgehellt; sie hat die Tragweite der menschlichen Sehkraft ausgedehnt; sie hat die Kraft der menschlichen Muskeln vervielfacht; sie hat die Bewegung beschleunigt; sie hat die Entfernung aufgehoben; sie hat den Verkehr, den Briefwechsel, alle freundschaftlichen Dienste, alle Erledigung von Geschäften erleichtert; sie hat die Menschen in den Stand gesetzt, in die Tiefen des Meeres hinabzusteigen, sich in die Luft zu schwingen, sicher in die gefährlichen Schluchten der Erde zu dringen, über das Land in Wagen, die ohne Pferde dahinrollen, und über den Ocean in Schiffen zu fahren, welche

Früchte der neueren Philosophie.

[1] Macaulay, Essays, III, p. 116. Tauchnitz-edition.

die Stunde zehn Knoten gegen den Wind machen. Das ist nur ein Theil ihrer Früchte und ihrer ersten Früchte. Denn es ist eine Philosophie, welche niemals ruht, welche nie ans Ziel kommt, welche niemals vollkommen wird. Ihr Gesetz ist Fortschritt. Ein Punkt, der gestern noch unsichtbar war, ist heute ihr Rastort, und wird morgen ihr Ausgangsplatz sein."

Bacons Verdienste.

Bacon hat die Methode der Analogie klar dargestellt und zu ihrer richtigen Anwendung angetrieben. Er besaß ein seltenes Talent, einen Gedanken dicht zusammenzudrängen und Ähnlichkeiten zwischen verschiedenen Dingen zu entdecken, eine seltene Mischung von Kühnheit und Nüchternheit, viel Hoffnung und wenig Glauben, große Genauigkeit der Beobachtung und ausgedehnte Fassungskraft. Niemand kannte besser die gegenseitigen Beziehungen aller Zweige der Kenntnisse, alles Wissen schien sein Fach zu sein.

Bacon war von mittlerer Größe und wohl gebaut, sein Blick lebhaft, seine Miene ernst. Er vermählte sich 1605 mit der schönen Alix Barnham, Tochter eines Aldermanns von London, seine Ehe war aber kinderlos. Er arbeitete sehr leicht. „Niemand ahnt, wie leicht und schnell er seine Schriften dictiert hat", sagt sein Secretär Rawley; aber er arbeitete seine Bücher oft um, von seinem „Novum organon" gab es zwölf verschiedene Manuscripte und zwölf Jahre besserte er ununterbrochen daran. Sein Hauptwerk sollte sein die „Instauratio magna", davon ist die Schrift „De augmentis scientiarium" der erste Theil, das „Novum organon" aber der zweite, welcher jedoch vor dem ersten erschien; der dritte und vierte Theil ist nie erschienen. Die Schreibweise Bacons ist gedankenreich, prägnant, eckig. Seine Redeweise war umso heiterer. Sein Umgang war wegen seiner witzigen, belehrenden Redeweise sehr gesucht. Seine Schriften fanden insbesondere in Frankreich großen Beifall. Ein Jahr nach seiner Verurtheilung wurde Bacon vom französischen Gesandten Effiat besucht: „Sie sind für mich, was die Engel sind, von denen ich immer viel habe reden hören und auf deren Rechnung ich vielerlei gelesen, die ich aber nie zu Gesicht bekommen habe." Bacon erwiderte: „Mein Herr, wenn die Güte anderer mich den Engeln vergleicht, so läßt meine Kränklichkeit mich fühlen, daß ich ein Mensch bin." [1] —

---

[1] Die Werke Bacons gab in 16 Bänden Esq. Basil. Montagu 1825—1834 in London heraus, in französischer Übersetzung in 15 Bänden Lasalle, Paris 1800–1803. Pfingsten gab (Pest 1783) das Werk „von der Vermehrung der Wissenschaften", Bartholdy (Berlin 1793 das „Neue Organon", Brück ebendasselbe 1830 in Leipzig heraus; neuesten: J. H. v. Kirchmann in Berlin 1870 als 32. Band der philos. Bibliothek, mit erläuternden Anmerkungen. Unter den Monographien über Bacon ist Kuno Fischer, „Franz Baco, die Realphilosophie und ihr Zeitalter", (Leipzig 1857), sehr beachtenswert. — Justus Liebig tadelt Bacons Methode: „Franz Baco und die Methode der Naturforschung" (München 1863).

Heinrich IV. und Sully. — Der große Plan.

Nicht gering waren die Schwierigkeiten, welche die Regierung des ersten Bourbon zu überwinden hatte. Nach vierzigjährigem Bürgerkrieg waren die Geister schwer an Ruhe und Ordnung zu gewöhnen. Die alten Leidenschaften drohten immer wieder von neuem auszubrechen. Die Katholiken sahen im Edicte von Nantes mehr als ein Ärgernis — eine Schwächung Frankreichs, die trotzigen Hugenotten bildeten einen Staat im Staate und waren immer geneigt, sich mit dem Auslande zu verbinden.[1]) Die Folgen des langen, mit so viel Hass geführten Bürgerkrieges, zeigten sich namentlich im Staatshaushalt. Die Städte waren verarmt, das Land entvölkert und verwüstet, der Ackerbau lag danieder wie Gewerbe und Handel — das Volk war in der Stimmung der Verzweiflung. Das Einkommen des Staates schien kaum genügend, die Zinsen der Staatsschuld zu decken. Heinrich IV. musste alle Kraft und alle Ausdauer aufbieten, wollte er sichere Zustände schaffen.[2]) Zum Glück für sein Volk war der König, nebst ernstem Willen zu helfen, mit einem vorzugsweise praktischen Sinne ausgestattet und fasste sein heller Verstand rasch die Mittel, die allein helfen konnten.

Nothstände.

Heinrich IV.

Auch an einem geschickten und eifrigen Minister fehlte es Heinrich IV. nicht. Dies war Sully, eigentlich Maximilian de Bethune, vielleicht schottischer Abkunft aus dem Hause der Beaton, mit allen Eigenschaften eines Schotten ausgestattet, arbeitsam, mäßig, schlau, sparsam, ausdauernd. Als Hugenotte früher Kampfgenosse und Vertrauter des Königs, wurde Sully Oberintendant der Finanzen, Grandvoyer oder oberster Straßenaufseher, Baron von Rosny, Herzog von Sully und Pair und bald der einflussreichste Mann in Frankreich. Er war kein großer Finanzmann, kein tief denkender Nationalökonom, er war kein uneigennütziger Mann, denn Stolz und Geiz beherrschten ihn gleichmäßig, aber er war ein genauer Rechnungsführer, ein zäher Arbeiter, durch seine Barschheit und Rücksichtslosigkeit der Schrecken aller Betrüger, denen keiner so rasch und sicher den Raub am Staatsgute abzujagen wusste. Ein Italiener, der von Sully kam, rief auf dem Grèveplatze beim Anblicke des Galgens: „O ihr gehenkte Glückliche, die ihr mit jenem Sully nichts zu schaffen habt!"

Sully.

Sullys Plan war: statt des Geistes der Empörung den Geist des Gehorsams zu verbreiten, den Religionshass zu tilgen, die Hilfsquellen des Königreiches genau zu erforschen, die Schulden des Staates zu vermindern und nach und nach abzutragen, überzählige Diener und Officiere zu entlassen, nicht nothwendige Festungen zu schleifen, Seefahrt und Handel zu heben und schließlich einen großen Bund gegen das Übergewicht des Hauses Habsburg

Sullys Plan.

[1]) Die Beweisstellen bei Henri Martin, l. c. vol. X, p. 395—399.
[2]) Lettre de Henri IV., à M. de Rosny. Oeconomies royales, V, p. 206.

in Europa zu stiften. — Die alte Eifersucht erwacht wieder, sobald Frankreich zu Kräften gelangt; da Spanien geschwächt ist, so wirft sich die ganze Kraft des Hasses gegen die deutsche Linie des Hauses Habsburg.

Finanzen. Dieser Plan kam nach und nach zur Ausführung. Schon 1597 brachte Sully aus Strafen für Veruntreuungen 3,600.000 Livres zusammen.[1]) 1601 wurde eine eigene Kammer zur Untersuchung der Unterschleife von Finanzbeamten errichtet. Fremden Fürsten hatte man bisher für Kriegshilfe die Erhebung dieser oder jener Steuer überlassen und die Einnehmer hatten oft das Dreifache des Betrages erhoben: jetzt nahm die Regierung das ganze Steuerwesen in die Hand. Die sorgfältigste Umsicht wurde auf eine gerechtere Vertheilung der Steuern verwendet. Um dem Landmanne — in Ackerbau, Gewerbe und Handel sah Sully die Quellen des Nationalreichthums — aufzuhelfen, wurde verordnet, dass ihm

Landbau. Vieh und Ackergeräthe aus keiner Ursache, selbst wenn er seine Abgaben nicht zahlen könne, dürfe weggenommen, dass er zu Frohndiensten nur durch einen königlichen Befehl könne angehalten werden. Viele hatten sich in den Zeiten der Unruhen den Adel angemaßt, andere sich den Adel erkauft, um von der Steuer frei zu bleiben, deshalb wurden jetzt alle seit zwanzig Jahren bewilligten Adelsbriefe und Steuerfreiheiten in Frage gestellt. Die übergroßen Zinsen bei den Staatsrenten wurden herabgesetzt und alle Renten aufgehoben, bei welchen eine Zahlung des Capitals nicht nachgewiesen werden konnte. Infolge einer genauen Untersuchung konnten für 35 Millionen Livres Domänen wieder mit der Krone vereinigt werden.[2]) Ein vortreffliches Gesetz wurde für Benutzung und Verwaltung der königlichen Forste erlassen, desgleichen wurde die Verwaltung der Bergwerke auf zweckmäßige Weise geordnet, wurden erfahrene Holländer berufen, um sumpfige Landstrecken trocken zu legen. Straßen und Brücken wurden gebaut, um den Verkehr im Inneren zu erleichtern, zwischen Seine und Loire der Canal Briare begonnen, um den Handel zwischen dem atlantischen und dem Mittelmeere durch

Gewerbe Frankreich zu leiten. Das gesunkene Gewerbswesen zu heben, wurden geschickte Arbeiter aus dem Auslande berufen, schnell hob sich wieder Tuch-, Leder-, Stahl- und Glasfabrication. Das Tragen seidener Kleider wollte Sully verbieten, weil große Summen für Seide ins Ausland giengen, weil Frankreich aus Landbau und Viehzucht größeren Gewinn ziehe als aus Seidenbau, weil überhaupt die zur Beschaffung der Seide nöthige sitzende Lebensweise zum Kriegsdienste untauglich mache.[3]) Heinrich IV. war anderer Ansicht, er befahl die Anpflanzung von Maulbeerbäumen, ließ Seidenwürmer und durch Sachverständige Anweisungen über ihre Behandlung vertheilen, Seidenbau solle auch dem Adel keinen Eintrag thun. Der Seidenbau gedieh schnell. Auch die Tapetenwebereien, die Manufactur der Gobelins entstanden in dieser Zeit. Günstige Handelsverträge wurden ge-

Colonien. schlossen. Der Gedanke an Gründung von Colonien in Nordamerika regte sich. Der König sprach alles Land an der Ostküste Nordamerikas vom 40. bis zum 52. Grad nördlicher Breite für Frankreich an. Champlain gründete 1604 Port-Royal oder Annapolis, 1606 Quebek. Auch eine Ostindische

---

[1]) Nach Poirson, l. c. II, p. 232 betrug, das Pfund Silber von damals 3 Francs 60 Centimes von heute.

[2]) Recherches et considérations sur les finances de France, 1595—1721. Basle 1758.

[3]) La France n'est pas propre à de telles babioles, cette vie sedentiaire des manufactures ne peut faire de bons soldats.

Handelsgesellschaft war im Plane, aber der Sinn für derartige Unternehmungen war in der Nation noch zu schwach. Selbst Sully trat dem König mit seinen beschränkten Ansichten oft entgegen: „Landbau und Viehzucht sind die zwei Brüste, welche Frankreich nähren“,[1]) war sein Wahlspruch. Auf der anderen Seite durchkreuzte des Königs Leidenschaft für das Spiel, für Bauten und schöne Frauen oft die Pläne des Ministers. Leider ließen sich beide durch Geldnoth verleiten, die Paulette, oder die von Paulet angerathene Verkäuflichkeit der Ämter mit unbeschränkter Vererbung, einzuführen; Witwen und Erben eines Beamten erhielten 1604 das Recht, über das Amt wie über ihr Eigenthum zu verfügen, sobald sie im Januar oder Februar jeden Jahres ein Sechzigstel des Wertes zahlten, auf den das Amt abgeschätzt war. Die Regierung gab dadurch eines ihrer wichtigsten Vorrechte, die Vertheilung der Ämter auf, wenn sie auch dadurch auf der anderen Seite verhüten wollte, dass je wieder ein Parteihaupt — wie Guise — sich durch Verleihung der Ämter eine Macht verschaffe. Paulette.

Die Kampflust zeigte sich in erschreckendem Maße noch in den Duellen, 2000 Edelleute blieben 1601—1609 im Zweikampfe. Die Klagen der Kirche zwangen den König, einzuschreiten. Ein Gesetz vom Jahre 1602, welches den Zweikampf und Beistand dabei kurzweg für Hochverrath erklärte, also mit dem Tode bestrafte, blieb wegen seiner Strenge wirkungslos. Heinrich IV. hoffte durch Beschränkung zu helfen, 1609 erlaubte er jedem, der durch einen anderen seine Ehre verletzt glaube, sich bei ihm zu beklagen; er, der König, werde dann den Zweikampf gestatten, wenn er es für nothwendig erachte; wer aber ohne seine Erlaubnis sich schlage, solle, im Falle er den Gegner tödte, mit dem Tode, sonst mit Verlust der Hälfte des Vermögens und lebenslänglichem Gefängnis bestraft werden, die dem Zweikampfe in Waffen Beiwohnenden mit Verlust des Vermögens und Lebens.[2]) Duelle.

Die Rechte der Parlamente hat Heinrich IV. zwar anerkannt, um ihren Widerspruch sich aber nie gekümmert, er wollte nicht Rath von ihnen, sondern nur Unterstützung. Die allgemeinen Stände hat er nie einberufen, denn er fürchtete das Wiedererwachen der Parteileidenschaften, die matt zu machen sein stetes Bestreben war. Der Bürgerstand, der Adel wurden in gleicher Weise niedergehalten, das Landvolk dagegen athmete nach einem halben Jahrhundert des Druckes wieder auf. Begründung der Territorialeinheit, der Verwaltungseinheit ist die Losung dieser Regierung, sie hat die Grundlagen zur Macht, wie zum unumschränkten Walten Ludwigs XIV. gelegt.[3]) Parlamente.

Um auch unter den Geistlichen mächtige Stimmen für sich zu haben, bewilligte der König durch das Edict von Rouen, September 1603, den Jesuiten die Rückkehr nach Frankreich mit dem Beisatze, dass immer einer als Geisel für das Benehmen des Ordens am Hofe sein solle. Diese demüthigende Bedingung schlug zum Frommen des Ordens aus. Der Pater Cotton, den der Orden als Geisel seiner Treue stellte, gewann den König derart für sich, dass er ihn zu seinem Beichtvater ernannte, und von da bis zur Aufhebung des Ordens Jesuiten

[1]) Labourage et pâturage sont les deux mamelles, qui nourissent la France, les vraies mines et trésors du Pérou.
[2]) Henri Martin, l. c. vol. X, p. 469.
[3]) Poirson, l. c. III, p. 1—55.

bekleidete immer ein Jesuit dieses einflussreiche Amt. Um den Widerspruch des Parlamentes kümmerte sich der König hier so wenig als bei anderen Anlässen; auf die Einwendung, sie seien der rechte Arm des Königs, erwiderte er: der Arm führe nur aus, was der Kopf wolle.

Das Königthum war stark durch die Abneigung gegen die Wirren der jüngsten königlosen Zeit, durch die Persönlichkeit des Königs, durch die Thätigkeit seines Ministers. Statt der früheren Ungebundenheit war jetzt überall das geordnete Walten einer starken Regierung.

Der Adel. Solches kam vielen, die Heinrich IV. hatten siegen helfen, unerträglich vor, namentlich Biron, dem alten Waffengenossen des Königs und jetzt Statthalter von Burgund. Im Hochgefühle geleisteter und nicht genug belohnter Verdienste, im Unmuthe über den Vorwurf harten und störrigen Sinnes, gelockt durch den Herzog von Savoyen, der ihm für Beistand die Vermählung mit seiner Tochter verhieß, ließ sich Biron mit dem Grafen von Auvergne, einem unehelichen Sohne Karls IX., in eine hochverrätherische Verbindung mit Savoyen Biron und Spanien ein. Heinrich IV. bekam Wind von der Sache, schlug Biron die erbetene Besetzung der Citadelle von Bourg ab und berief 1601 ihn auf seine verletzende Äußerung, dass der König Ketzern seine Gunst gewähre und selbst noch tief in der Ketzerei stecke, an seinen Hof, sprach hier offen, wohlwollend über seine Verdienste, aber klagend über seine Verbindungen. Biron gestand, bereute und erhielt volle Verzeihung gegen das Versprechen künftiger Treue. Aber noch im gleichen Jahre erhielt Heinrich durch Verrath Lafins, welchen Biron in seinen Verhandlungen mit dem Herzog von Savoyen als Zwischenträger benutzte, Beweise von neuen Umtrieben mit Savoyen, mit Spanien, mit unzufriedenen Großen, wie dem Herzog von Bouillon. Wieder berief ihn der König an den Hof, wieder kam Biron, geschützt, wie er glaubte, durch seine früheren Verdienste, nicht ahnend, dass der König die Pläne, die er gegen ihn entworfen, von seiner eigenen Hand geschrieben, vorweisen könne. Heinrich IV. ergieng sich mit ihm allein unter den Tannen von Fontainebleau — und verlangte offenes Geständnis. Biron unterdrückte eine Anwandlung der Reue, forderte Beweise und die Namen der Ankläger, um sich Genugthuung zu verschaffen, und wies mit gleicher Verschlossenheit eine zweite Aufforderung des Königs am Abend zurück. Da ward er verhaftet und der Process dem Parlamente zugewiesen. Birons Ver- vertheidigt theidigung zeigt, dass er das Wort so gut wie das Schwert zu führen wusste: sich. „Mein Trost im Unglück ist, dass jeder von euch Richtern die Dienste kennt, die ich dem Staate und dem Könige erwiesen. Ich habe euch auf die Lilien zurückgeführt, von denen euch das tolle Treiben der Liga verjagte. Dieser Leib, der jetzt von euch abhängig ist, hat keine Ader, die nicht für euch geblutet hat; diese Hand, welche die mich belastenden Briefe schrieb, hat ganz anders gehandelt. Es ist wahr, ich habe anders geredet und gedacht als ich sollte; aber wo ist das Gesetz, welches leichtfertige Reden und böse Gedanken bestraft? Wäre ich schuldig, so wäre ich nicht aus meiner Provinz hergekommen! Ich dachte, der König kennt den Grund meines Herzens zu gut, um auf meine Treue Verdacht zu werfen. Wenn er mir in Lyon das Leben schenkte, nur um es mir jetzt zu nehmen, so ist dies seiner großen Seele unwürdig und ihm nur von meinen Feinden eingegeben. Ich hatte schlimme Absichten, aber sie giengen nie in That über und waren durch Verdruss erregt, und es wäre doch hart, wenn man bei mir an-

fienge, die Gedanken zu bestrafen. Soll ich allein in Frankreich nicht erfahren, dass der König milde ist? Doch sei dem, wie ihm wolle, ich rechne mehr auf euch als auf ihn. Sobald er mich euch übergibt, hält er es für nöthig, gegen mich grausam zu sein. Ist aber Gnade nicht der Vorzug der Könige? Jeder kann den Tod geben, aber nur der König hat das Vorrecht, das Leben zu schenken. Weiß er denn nicht, dass er mir verziehen hat? Die Königin von England erzählte mir, dass sie Essex begnadigt, wenn er darum gebeten hätte. Ich bitte heute um Gnade. Essex war schuldig, ich bin unschuldig. Mein Vater hat sein Leben geopfert, um dem König die Krone aufs Haupt zu setzen; ich habe vierzig Wunden empfangen, um sie ihm zu erhalten, und zum Lohne dafür schlägt er mir den Kopf von den Schultern. An euch, meine Herren, ist es jetzt, ein Unrecht zu verhindern, welches die Regierung des Königs entehren würde, und ihm einen guten Diener, dem Staate einen tapferen Krieger und dem König von Spanien einen großen Feind zu erhalten." — Wirkungslos verhallte jedoch dieses Mannes Wort. Die Richter erkannten, dass böse Absichten, zu deren Ausführung nur die Gelegenheit fehlte, ebenso strafbar seien, wie vollbrachte Thaten, und ihr einstimmig gefälltes Todesurtheil wurde vom König bestätigt. Biron endete, achtunddreißigjährig, 31. Juli 1602, im Hofe der Bastille unter dem Beile des Henkers. Die Überzeugung, dass die Flut der Anarchie wieder hereinzubrechen drohe, die Sorge um sein Kind machten Heinrich IV. unerbittlich. „Wüsste ich," äußerte er, „dass ich Biron überlebe, ich würde ihn begnadigen, aber ich darf meinen Kindern keinen so mächtigen und gefährlichen Feind hinterlassen." Der Streich, der Birons Haupt fällte, schlug den Stolz des französischen Adels nieder und zeigte Richelieu die Stelle, wo er ihn treffen müsse, um ihn unterwürfig zu machen.

wird verurtheilt.

Heinrich IV. hatte damals schon einen legitimen Thronfolger. Damit verhielt es sich also. An die Nachfolge der Kinder von der Gabriele d'Estrée[1]) war nicht zu denken, denn er war noch vermählt mit der Margaretha von Valois, wenn er auch längst von ihr getrennt lebte. Margaretha von Valois wünschte die Ungiltigkeitserklärung der Ehe, sie sei von ihrer Mutter und ihrem Bruder Karl IX. dazu gezwungen worden. Allein, wenn ihre Ehe auch für ungiltig erklärt und die Kinder der Gabriele legitimiert wurden, so stand in Frage, ob die Condé und Montpensier nach Heinrichs IV. Tod nicht für sich die Krone ansprachen. Der Tod hob eine Schwierigkeit: Gabriele starb plötzlich hinweg, 10. April 1599, man sagte an Gift, das ihr ein Florentiner beigebracht habe.[2]) Margaretha bat den Papst um Aufhebung ihrer Ehe und im December 1599 erklärten dessen Bevollmächtigte diese für nichtig. Des Königs unheilbare Leidenschaft für Frauen verwickelte ihn jedoch in neue Bande,[3]) während er um eine Ehe mit Maria von Medici unterhandelte; nur mit Bedauern kann man auf sein Privatleben, seine Leidenschaft für Frauen und für das Spiel blicken, sie schänden seine großen Eigenschaften und waren der Kummer seines Lebens.

Gabriele.

Margaretha von Valois.

Maria von Medici.

[1]) Sie hatte zwei Söhne von Heinrich IV., denen sie die stolzen Namen „Cäsar" und „Alexander" gab; der erste wurde zum Herzog von Vendôme ernannt, der zweite mit allem möglichen Glanz in Saint-Germain getauft, wie wenn er ein Enfant de France wäre.

[2]) Sismondi, Histoire des Français, XXII, p. 32.

[3]) Der Marquise von Verneuil gab er 1579 schriftlich das Eheversprechen, doch Sully zerriss das Schreiben. „Was wagst du", rief im Zorn der König; „ich glaube, du bist ein Narr." — „Ja, ein Narr bin ich und ein Dummkopf, und ich wollte, ich wäre der einzige in Frankreich" — antwortete Sully ganz ruhig.

Am 9. December 1600 fand in Lyon die Vermählung mit Maria von Medici, der Nichte des Großherzogs von Toscana und der Tochter seines Vorgängers, statt. Am 29. September 1601 gebar sie Ludwig XIII. Die Freude über die Geburt eines Thronfolgers war groß in Frankreich, die Zukunft der Dynastie schien gesichert, die Schrecken eines Bürgerkrieges vermieden. Aber das Verhältnis zur Königin war ein bitteres, der Aufenthalt im Louvre eine Hölle. Maria, von Natur eifersüchtig, stolz, mürrisch und geistig wenig regsam, hatte nur allzu vielen Grund, über Untreue ihres Gemahls zu klagen.

Ludwig XIII.

Im Kriege war Heinrich IV. emporgekommen, im Gewühle des Kampfes war ihm wohl; solche, die ihn gut kannten, meinten, er verfiele ganz in Ausschweifungen, wenn der Krieg nicht wäre, der ihn an sich selbst erinnere. Der unruhige Geist seiner ehemaligen Kampfgenossen wie Gegner verlangte eine Ableitung der Kräfte nach außen. Jener Bastard Karls IX., d'Auvergne, ließ Philipp III. sagen, wenn Spanien Krieg mit Heinrich IV. anfange, könne es auf ihn und viele vom Adel rechnen. Der Hugenotte Bouillon unterhandelte mit Spanien wie mit den protestantischen Fürsten Deutschlands. Mit Mühe erhielt der Papst den Frieden zwischen beiden katholischen Großmächten, er wünschte ihre Vereinigung zu einem Kriege gegen die Türken.

Der Adel gegen Heinrich IV.

Sully aber sammelte die Mittel und stachelte zu einem Kriege gegen Habsburg, zu welchem ihn auch Hass angetrieben haben soll, da man eine vermeintliche Verwandtschaft mit Engelram VII. von Coucy her nicht anerkennen und ihn in das reiche Erbe des Vicomte von Gent nicht einsetzen wollte. Sully rühmt sich, dass er der eigentliche Erfinder des sogenannten großen Planes sei, nach welchem die Karte Europas verändert, namentlich aber Habsburg erniedrigt und Frankreich erhöht werden sollte. Um nämlich Gleichberechtigung der Bekenntnisse zu ermöglichen und nach Sullys Ansicht den größten Feind religiöser Toleranz und nationaler Unabhängigkeit zu brechen, sollte Tirol und die Freigrafschaft Burgund zur Schweiz geschlagen, Belgien mit den vereinigten Niederlanden verschmolzen, Sicilien mit Venedig, Neapel mit dem Kirchenstaat, Mailand mit Savoyen zu einem Königreich Lombardien verbunden werden — so würden drei gleich mächtige Staaten in Italien geschaffen; als Haupt der italienischen Republik sollte der Papst von Toscana, Mantua, Modena, Genua, Lucca Huldigung und Tribut empfangen. Böhmen sollte ein freies Wahlreich werden, wie Polen, desgleichen Ungarn, mit dem man Bosnien, Siebenbürgen und Kärnten, Steiermark, Krain mit Österreich vereinigen könne, um es gegen die Türken zu verstärken. Nie sollten zwei Kaiser aus der gleichen Familie sich folgen, der nächste Kaiser aber der Kurfürst von Bayern sein. Demnach wären im gebildeten Europa als Erbmonarchien bestanden: Frankreich, Spanien, England, Dänemark, Schweden, Lombardien; als Wahlreiche: das Kaiserthum, das Papstthum, Polen, Ungarn, Böhmen; als Freistaaten: Venedig, Italien, Schweiz, die Niederlande. Frieden und Einigkeit und freier Handel sollte unter diesen Staaten bestehen und alle

Le grand projet.

ſtrittigen Fragen ein europäiſches Staatengericht, ein neuer Amphiktyonenbund ſchlichten; zu ſeinen 64 Abgeordneten ſollten der Papſt, der Kaiſer, Frankreich, Spanien, Großbritannien, Dänemark, Schweden, Polen und Venedig je vier, Ungarn aber, Böhmen, Neapel, Sardinien, Sicilien, die Schweiz, die Niederlande, Toscana, Mailand, Savoyen, Mantua, Parma, Modena, Genua je zwei Abgeordnete ſtellen und drei Collegien bilden in Krakau, Trient und Paris oder einen gemeinſamen Bundesrath. Gemeinſam ſollte ſein der Krieg gegen die Türken, die Eroberungen aber nach gemeinſamem Beſchluſſe nicht an die Erbreiche, ſondern an die Freiſtaaten und Wahlreiche vertheilt werden. Rußland ſolle zunächſt nicht in dieſe chriſtliche Republik aufgenommen werden, weil es viele wilde, auch heidniſche Völker umfaſſe und die herrſchende Religionsform wenig mit den drei Bekenntniſſen der Abendländer übereinſtimme. Als Entſchädigung für ihre Verluſte ſollten die Habsburger die neu zu erobernden Reiche in fremden Welttheilen erhalten!

Das waren Pläne, die Sully mit dem König fünfzehn Jahre hindurch beſprach; ſie ſind in ſeinen „Denkbüchern“ [1]) mit einer Sorgfalt ausgeführt, daſs der Ernſt wohl erſichtlich iſt, wie die feſte Abſicht, ſie ins Leben zu ſetzen; ſie ſind alſo mehr als ein Gegenſtück zum Plane des Thomas Campanella von der ſpaniſchen Monarchie. Heinrich IV. behandelte dieſen Plan als eine ernſte Sache in ſeinem Briefwechſel mit Moriz von Heſſen. Sully hat Bündniſſe geſchloſſen in Rückſicht auf dieſen Plan, deſſen Ausführung Frankreich die Hegemonie in Europa verſchafft hätte. Man ſprach zwar vom Plane als einem uneigennützigen Verſuch, das Gleichgewicht in Europa herzuſtellen und Kriegen vorzubeugen. Mit der bloßen Ehre der Gründung der chriſtlichen Republik hätte ſich jedoch Frankreich natürlich nicht begnügt, denn Heinrich IV. ſagte ganz offen, es ſei nicht ſeine Abſicht, 60 Millionen auszugeben, um Länder für andere zu erobern, ohne etwas für ſich zu behalten, als Sully ihn mahnte, jede Eiferſucht durch Uneigennützigkeit zu erſticken, denn die ſicherſte Herrſchaft wäre die freiwillig anerkannte.

Unterhandlungen.

Zu einem Eroberungszuge ward gerüſtet, ſeit die Regierung wieder einige Kraft fühlte. Seit 1602 ſtand der König in Verbindung mit den Moriscos Valencias, die ihn als ihren Fürſten und Beſchützer anerkennen wollten, wenn er ihnen kriegserfahrene Führer und Waffen ſende. 1601 gieng Sully ſelber an den Hof der Königin Eliſabeth, um mit ihr Bündnis und Krieg gegen Habsburg zu verabreden; nach dem Tode der Königin beſuchte er Jakob I. zu gleichem Zwecke. Den unzufriedenen deutſchen Fürſten wurde Unterſtützung verheißen. 1602 kam der Landgraf Moriz von Heſſen ſelber nach

[1]) Mèmoires des sages et royales oeconomies d'Estat de Henry-le-Grand. 1634 erſchienen Bd. I und II (in Schloſs Sully gedruckt, obſchon mit dem Druckort Amſterdam bezeichnet) in Folio, 1662 erſchienen Bd. III und IV in Paris. Das Ganze erſchien in 15 Bänden, in 12° zu Amſterdam 1723. Abbé l'Ecluſe überarbeitete ſie und nach ſeiner Ausgabe iſt eine ruſſiſche und eine deutſche Überſetzung (Zürich 1788) veranſtaltet.

Frankreich. Der Kurfürst von der Pfalz ward von Paris aus gestachelt, sich an die Spitze eines Bundes gegen die Übermacht des Hauses Habsburg zu stellen. Die Union ward von Frankreich her angeregt. Allmählich kam ganz Europa in Bewegung.

Auf fieberhafte Thätigkeit folgte dann wieder ein Zaudern, den letzten Schritt zu thun und das große Wagnis zu beginnen. Da trieb aber eine neue Liebesleidenschaft und persönlicher Groll den König wieder voran. Der Connetable Montmorency hatte eine Tochter, Charlotte, von solcher Schönheit, daſs Bassompierre schreibt, es habe hienieden nie mehr Zauber, Anmuth und Vollendung gegeben. Auch den ernstesten Männern wuſste diese Holde den Kopf zu verrücken. Das Herz Heinrichs IV. war ohnehin immer wie Zunder und leicht in Brand zu stecken, doch jetzt bemächtigte sich des Sechsundfünfzigjährigen eine rasende Leidenschaft. Um Charlotte in seine Nähe zu bringen, vermählte er sie mit dem Prinzen von Condé; sie sollte den Schmuck seines Hofes bilden. Aber der Prinz wollte mit dem König das Herz des Weibes nicht theilen, nicht am Haupte erhöht werden, um am Herzen erniedrigt zu sein, und zwang seine Gattin, welcher die Huldigungen des Königs schmeichelten, mit ihm nach Brüssel zu entfliehen. Umsonst verlangte Heinrich IV. unbedingte Rückkehr seines Vasallen, umsonst forderte er vom Erzherzog Albrecht die Auslieferung der beiden Flüchtigen. Der Erzherzog war zu ehrenhaft — Verlegenheiten bereitete ihm übrigens diese Angelegenheit in Menge. Der König wollte durch einen Entführungsversuch zum Ziele gelangen. Maria von Medici erfuhr denselben, theilte ihn nach Brüssel mit und verhinderte ihn also. In ihren Kreisen ward die Befürchtung rege, Heinrich IV. wolle sich Marias und Condés entledigen, um die Montmorency zur Königin zu machen. Condé floh von Brüssel nach Mailand, dort trat er in Verbindung mit Philipp III., um sich an seinem Oheim zu rächen. Er bestritt die Legitimität des Dauphin: er selber sei der wahre Erbe der Krone![1])

Montmorency.

Rüstungen.

All das steigerte des Königs Leidenschaft, Groll und Kampflust — in seinen alten Tagen wollte er noch einen Weltkrieg beginnen![2]) Mit allem Ernst ward jetzt zum Kriege gerüstet, der Europa umgestalten sollte. Mit der Union ward zu Hall in Schwaben ein Bund abgeschlossen, zu welchem die Frage wegen Jülich und Cleve den Vorwand gab, wie wir später bei der Geschichte des dreißigjährigen Krieges sehen werden. Die Holländer verhießen zum Kriege 18.000 Mann, Jakob I. von England 4000. Der kriegslustige Prinz von Wales, Heinrich, wollte unter dem Sieger von Ivry die Kriegskunst erlernen. Drei Kurfürsten waren schon gegen den Kaiser gewonnen.

Kriegsplan.

Ein Heer sollte im Vereine mit dem Herzog von Savoyen, welchem Mailand und der Titel eines Königs von Lombardien versprochen war, in Italien einrücken, ein anderes die Pyrenäen überschreiten, an der Spitze des dritten wollte Heinrich IV. selber in Deutschland und unter Umständen bis Böhmen vor-

---

[1]) Mémoires de Bassompierre — bei Michaud, l. c. II. Sér., vol. VI. p. 55. — Henri Martin, l. c. X, p. 554—556.

[2]) Richelieu tadelt ihn darob. Mémoires, collect. Michaud, Sér. II. vol. VII, p. 17. — Henri Martin, l. c. vol. X, p. 570.

bringen.[1]) Das Reich deutscher Nation schien den gewaltigsten Erschütterungen entgegenzugehen. Überall griff man nun zu den Waffen. Schon war ein Theil der Armee auf dem Marsche, schon war eine mächtige Artillerie abgesendet, schon war Maria von Medici zur Regentin und der Tag der Abreise für den König bestimmt — als die Königin, um während der Abwesenheit ihres Gemahls, und im Falle ihn ein Unglück treffe, mit der nöthigen Autorität auftreten zu können, von ihm verlangte, feierlich geweiht und gekrönt zu werden. Ungern gab Heinrich IV. nach, weil dadurch eine Zögerung entstand und weil ihn schlimme Ahnungen überkamen. „Diese verfluchte Krönung", sagte er zu Sully, „wird Ursache meines Todes sein. Man wird mich in dieser Stadt umbringen!"[2]) Am 13. Mai wurde Maria von Medici in St.-Denys feierlich gekrönt, am 16. Mai sollte sie feierlich in Paris einziehen, am 19. Mai wollte der König zur Armee abreisen. Da erreichte ihn am 14. Mai 1610 sein Verhängnis. Er wollte eben vom Louvre nach dem Arsenal fahren, um Sully zu besuchen. In der Straße la Feronnerie musste der Wagen wegen des Gedränges einen Augenblick halten. Das Gefolge entfernte sich, um Platz zu machen, nur zwei Edelleute saßen beim König. Da stieg ein Mann in den Wagen und stieß dem König ein Messer in die Brust. „Ich bin verwundet!" rief Heinrich, da machte ein zweiter Stoß durchs Herz seinem Leben ein Ende.[3])

Krönung der Königin.

Tod Heinrichs IV.

Der Mörder ließ sich ohne Widerstand ergreifen. Er nannte sich Franz Ravaillac aus Angoulême, war einunddreißig Jahre alt, Schullehrer, hatte in einen Orden eintreten wollen, war aber aus demselben wegen seiner Gesichte weggewiesen worden, Visionär von düsterer Natur, gegen den König die Gefühle der Mehrzahl der Pariser hegend, welche damals mehr einer puritanischen Richtung huldigten und mit Abscheu vom Privatleben Heinrichs IV., mit Ingrimm ob des bevorstehenden Krieges gegen katholische Mächte sprachen und nie zum König ein rechtes Zutrauen hatten fassen können. Ravaillac erklärte standhaft, dass ihm niemand zu seiner That gerathen, dass er zu niemanden von seiner Absicht gesprochen habe. Schon früher sei er nach Paris gekommen, um mit dem König zu sprechen und ihm Offenbarungen mitzutheilen, die ihm vom Himmel gekommen, nämlich er solle das Edict von Nantes widerrufen und die Reformierten zur katholischen Kirche zurückführen, man habe ihn aber nicht zum König gelassen. Jetzt sei er wieder gekommen, um den König zu ermorden, weil dieser gegen die katholische Kirche, d. h. gegen Gott, Krieg führen wolle. Der Mörder wurde am 27. Mai geviertheilt und starb mit dem Muthe eines Märtyrers.

Ravaillac.

Das Herz Heinrichs IV. wurde in der Kirche des Jesuiten-Collegiums La Flèche beigesetzt, so hatte es der König verordnet, dort sollten in der Zukunft

[1]) Sully, Oecon. roy., II, p. 285, 304, 316, 572. — Bassompierre, l. c. Sér. II, vol. VI, p. 38, 69. — Dumont, Corps dipl., V, 2 p. 121—138.

[2]) Ah maudit sacre, tu seras cause de ma mort! Je mourrais dans cette ville et n'en sortirai jamais. Ils me tueront, car je vois biens qu'ils n'ont d'autre remède en leur danger que ma mort.

[3]) Das Messer Ravaillacs ist in Paris noch aufbewahrt im Musée d'artillerie.

die Herzen der Mitglieder des Königshauses aufbewahrt werden. Indes suchten ihre Gegner den Jesuiten Ravaillacs Frevelthat auf den Hals zu laden — dieser hatte früher einmal verkehrt mit dem Pater Aubigny und mochte Marianas Buch „De rege et regis institutione“ gelesen haben. Ravaillac erklärte aber unter den Qualen der Folter beharrlich, dass er von seinem Mordplane keinem Menschen etwas vertraut habe, dass er von Marianas Buch nie etwas gehört habe — es war in Frankreich damals in der That wenig gekannt. Desungeachtet sah sich das Parlament bemüssigt, am 8. Juni 1610 Marianas Buch vor der Kirche Notre-Dame verbrennen zu lassen, was die Folge hatte, dass es erst recht bekannt wurde.

Mariana.

Heinrich IV. über die Jesuiten.

Heinrich IV. selber war der eifrigste Vertheidiger der Jesuiten geworden und hatte ihnen sogar Zutritt in das hugenottische Béarn verschafft und in die Länder des Großsultans. Wie er über sie dachte, zeigte er 1603 in der Antwort auf die Beschwerden des Pariser Parlamentes gegen die Wiedereinführung des Ordens:[1] „Wie mögt Ihr Männer des Ehrgeizes beschuldigen, welche die ihnen angetragenen Ehren und Pfründen verschmähen, ja Gott geloben, solche niemals anzunehmen und nichts anderes auf Erden verlangen, als ohne alles Entgelt denen zu dienen, welche ihre Dienste benutzen wollen. Wenn Euch der Name ‚Jesuit‘ so hochmüthig vorkommt, warum tadelt Ihr die nicht, welche sich ‚Brüder der heiligen Dreifaltigkeit‘ nennen? Was mich anlangt, so möchte ich mich lieber Jesuit nennen als Jakobiner oder Augustiner.“

Woher ihr Anhang?

„Die Sorbonne hat sie früher verdammt, weil sie, wie Ihr, dieselben nicht kannte; wenn das die alte Sorbonne aus Eifersucht that, so hat die neue sie genau kennen gelernt und lobt sie. Allerdings waren sie bisher in Frankreich bloß geduldet, doch hat Gott mir den Ruhm aufbewahrt, sie in diesem Lande einzubürgern, was ich für eine große Gnade halte. — Die Universität ist ihnen allerdings feind, das ist aber nur, weil sie es besser machen als die andern, was der Zudrang zu ihren Vorträgen beweist. Wenn man bei ihnen nicht mehr und besser lernte als anderswo, wie kommt es denn, dass infolge ihrer Geschicklichkeit Eure Universität nur leere Bänke aufzuweisen hat, und dass ihnen, all Euren Mahnungen zum Trotz, die Studenten überall hin, selbst über des Reiches Grenzen hinaus folgen? — Ihr klagt, dass sie die begabten Kinder an sich ziehen und die Besten auswählen. Gerade deshalb achte ich sie hoch; — suchen nicht auch wir die besten Soldaten aus, um sie in den Krieg zu führen? Würdet Ihr solche wählen, die Eurer und des Sitzes im Rathe unwürdig wären? Ihr würdet sie verachten, wenn sie Euch unwissende Lehrer oder Prediger lieferten, und jetzt tadelt Ihr sie, wo sie Euch hochbegabte Geister aufweisen. — Das Gelübde, das sie dem Papste ablegen, bindet sie nicht für alle Dinge, sondern nur wenn sie zur Bekehrung der Heiden ausgeschickt werden — und in der That hat Gott durch sie Indien bekehrt. Ich sage mir oft: ‚Kann der Spanier sie benützen, warum nicht auch der Franzose? sind wir denn schlechter als die andern? ist Spanien liebenswürdiger?‘ — Ihr sagt, sie schlüpfen herein, wie sie nur können; das machen aber die andern geradeso und ich selbst bin, so gut ich konnte, in mein Königreich hereingeschlüpft; man muss aber zugeben, dass ihre Geduld eine große ist, und die bewundere ich für mein Theil, denn mit Geduld

[1] Vielfach abgedruckt, auch bei Crétineau-Joly, Histoire de la Compagnie de Jésus, III, p. 50 ff. und Schoell, Cours d'histoire des états Européens, XVII, p. 205.

und Tugend bringen sie alles fertig. — Ich glaube nicht, daſs sie die Geistlichkeit meiner Oberhoheit abspenstig machen und den Königsmord lehren. Von den hunderttausend Schülern hat nicht einer solches kund gegeben. Den Chastel konnten keine Folterqualen bewegen, einen Jesuiten zu bezichtigen. Und wenn auch ein Jesuit die That vollbracht hätte, müssen denn alle Apostel für Judas leiden, oder bin ich verantwortlich für alle Missethaten meiner ehemaligen Soldaten? — Überlasst mir also getrost die Behandlung dieser Gesellschaft!"

„Ich liebe Euch, seit ich Euch kennen lernte," sagte Heinrich IV. zu den Jesuiten, und doch musste er vom Pater Cotton oft harte Dinge hören. Als die Verneuil mit anderen Frauen einst mit dem König in die Predigt kam, fragte Cotton: „Wie mögen Eure Majestät wieder ein Serail mitbringen?" Heinrich bat Cotton, ihm in Zukunft solches nicht mehr öffentlich vorzuhalten.

Mit Heinrich IV. stiegen seine Pläne ins Grab. Deutschland waren noch einige Jahre der Ruhe gestattet. Gustav Adolf hat später des Königs Pläne wieder aufgegriffen. Ehe wir aber den dreißigjährigen Krieg und das Elend schildern, welches über das Land kam, in welchem die ganze neue Bewegung entstand, wollen wir die Literatur und Kunst Europas im sechzehnten Jahrhundert ins Auge fassen, und dann die Geschichte des Nordens bis zu Gustav Adolf in großen Zügen mittheilen.

Literatur und Kunst im sechzehnten Jahrhundert.

In dieser Zeit, da England und Spanien auf Leben und Tod miteinander im Kampf lagen, entwickelte sich in beiden, unabhängig voneinander und in jedem eigenthümlich, die höchste Blüte der dramatischen Dichtung.

Entstehung des Dramas.

Dreimal hat sich das Drama in Zeiten und Ländern, die fern voneinander liegen, ganz eigenthümlich aus der Religion entwickelt: in Ostindien aus den Opfertänzen und Festdarstellungen bei der Verehrung des Krishna, in Griechenland aus dem Feste des Dionysos, im Mittelalter aus der Feier der Leidensgeschichte Jesu Christi. Das antike Drama hat keinen Einfluss ausgeübt auf die Entstehung des neuen, wohl aber auf seine Vollendung. In den ersten Zeiten des Christenthums sprach sich die Kirche auf das entschiedenste gegen alles Schauspielwesen aus. Man konnte nicht Mitglied der Kirche und Schauspieler zugleich sein und mit Recht. Man darf nur die Verkommenheit der alten Welt, wie sie sich in den Schauspielen der römischen Kaiserzeit zeigt, und den hohen Idealismus des Christenthums ins Auge fassen, um Theater und Christenthum für unversöhnbar zu erklären!

Theater und Kirche.

Kunst und Christenthum.

Aber Kunst und Religion sind zu innig verbunden, als dass nicht auch in der christlichen Kirche das Drama wieder hätte entstehen sollen. Zwar mit dem alten Testamente ist das Schauspiel unvereinbar; ist Abbildung lebendiger Geschöpfe mit dem Pinsel oder Meißel verwehrt, so noch vielmehr Darstellung derselben durch Geberden und Gesticulationen. Das Judenthum wusste sich überhaupt mit den Formen sinnlicher Schönheit wenig zu befreunden — umsomehr das Christenthum, in welchem die Lehre vom Gottmenschen eine Befriedigung gab, welche die freundlichste Vermittlung war zwischen geistiger Wahrheit und sinnlicher Schönheit. Das Geistige wird hier nicht geltend gemacht auf Kosten der Rechte der sinnlichen Natur, sondern das Sinnliche wird geläutert und verklärt ins Geistige aufgenommen. Nichts versetzt mehr in die Weihe der Andacht als die Kunst und nichts ist mehr Kunst als der Cultus, denn er ist Ausdruck der unendlichen Idee im endlichen Stoff. Nirgends fand die Kunst eine bessere Pflege als in der Kirche, der Altar ist ihre wahre Heimat und nirgends war die Kunst größer, als wo sie eine Strahlenbrechung der Religion ist.

Kunst und Religion giengen Hand in Hand miteinander. Die Predigt richtete bei den Neubekehrten weniger aus, als der Anblick eines Christusbildes, denn sie waren wie Kinder, die das Übersinnliche erst fassen, wenn es ihnen in sinnlicher Weise veranschaulicht wird, die Macht des Bildes aber bewegte sanft ihr Gemüth und bereitete es zur Andacht vor. Noch mehr, wenn die Geschichte der Erlösung gleichsam in theatralischer Weise vorgestellt wurde, wenn die Zuschauer selbst gewissermaßen mitspielten, wie am Palmsonntag, wo sie gleichsam am Einzuge Christi theilnahmen, wie am Charfreitag, wo sie halfen bei der Grablegung Christi. Es war da, wie von der Natur gegeben, dass in der Grabhöhle ein Engel in weißer Kleidung saß, dass zwei Priester in orientalischer Frauentracht sich ihm näherten und auf seine Frage: „Wen sucht ihr im Grabe?“ die Antwort ertheilten: „Jesum, den Gekreuzigten, du Himmelsbewohner.“ Der Engel sagte dann: „Er ist nicht hier, er ist auferstanden, wie er es vorausgesagt! Geht und verkündigt, dass er vom Grabe erstanden ist!“ — Und laut erscholl dann das Halleluja der freudig bewegten Menge. Und von hier war es nur ein kleiner Schritt bis zu den Passionsspielen, wie sie heute noch in Oberammergau gefeiert werden, und zu den Mysterien überhaupt oder zur Darstellung der Geschichte der Offenbarung.[1]) Das Volk hieng mit Innigkeit an seinem Glauben und darum fanden solche Darstellungen den größten Beifall. Die Kirchen waren nicht groß genug, um die Zuschauer zu fassen; man schlug die Bühnen auf Kirchhöfen oder auf öffentlichen Plätzen auf. Auch die Geistlichen reichten nicht aus, die Laien mussten herbeigezogen werden. Die Bevölkerung ganzer Städte betheiligte sich spielend oder zuschauend bei der Aufführung, bei der auch der scenische Apparat immer reicher und glänzender wurde. Aus den Mysterien entwickelten sich nach und nach die Moralitäten, eigene allegorisch-moralische Schauspiele, in welchen einzelne Tugenden oder Laster personificiert auftraten. In der Theilnahme der Laien an der Aufführung, ferner in den Moralitäten selbst war der Keim zur allmählichen Loslösung des Dramas von der Kirche. Diese Entwicklung finden wir nahezu gleichmäßig in Deutschland, Frankreich, England und Spanien. Die Mysterien sind schon in der Blüte im zwölften Jahrhundert; es sind geschichtliche, geistliche Schauspiele. Der Inhalt beschränkt sich auf Bibel und Legende, der Stoff ist bekannt, die Geschichte wird strenge festgehalten — und doch sind diese Dramen, wenn auch einförmig, nicht langweilig. Die religiöse Innigkeit, die reine, kräftige Kindlichkeit jener Zeit, der einfache, lautere und starke Geist unserer Vorfahren weht uns aus ihnen entgegen.[2])

Mysterien.

Moralitäten.

[1]) Die reiche Literatur über die Mysterien und Moralitäten verzeichnet bei Ulrici, Shakespeares dramatische Kunst, Leipzig 1847, S. 2—3, aber auch da ließe sich noch manches nachtragen, wozu hier jedoch nicht der Ort ist.

[2]) Zum Besten gehören noch immer A. W. Schlegels Vorlesungen über dramatische

Theilnahme. In Deutschland, in Frankreich, in England war das Behagen an diesen Darstellungen gleich groß. Keine erfreuliche Osterfeier ohne eine dramatische Aufführung: das ganze Volk kam in bestimmter Ordnung und blieb dabei, bald in Saracenen und Christen, bald in Römer und Juden eingetheilt. Bald entstanden stehende Bühnen und Schauspielergesellschaften.[1]) Im Jahre 1402 z. B. ernannte Karl VI. von Frankreich, der in einem Schauspiel Erheiterung in seinem Trübsinn gefunden hatte, eine königliche Schauspielergesellschaft.[2]) Aber nicht rasch, wie bei den Griechen, kam das Drama zu höherer Entwicklung, Jahrhunderte hindurch bewegte es sich in den gleichen Formen. Der schönste Stoff war gegeben in der Geschichte des Leidens Christi,[3]) aber kein großer Dichter wußte den Stoff auszubeuten und wirksam zu machen und statt der bisherigen Eintönigkeit das Herz mit der süßen Mischung von Freude und Schmerz, von Hoffnung und Furcht, von Liebe und Haß, von Bewunderung und Grauen zu erfüllen und dadurch zu läutern.

Langsame Entwicklung.

Der aus der griechischen Literaturgeschichte gezogene Satz: ein Volk komme zur Vollendung im Drama erst, nachdem es das höchste im Epos und in der Lyrik geleistet (denn das Drama als höchste Form der Dichtung vereine Epos und Lyrik in sich, es stelle das Subject in seiner Gährung dar und das daraus hervorgehende Object, die Handlung), bewährt sich nicht in der englischen Geschichte. Weder in der lyrischen noch in der epischen Dichtung trat vor Shakespeare eine Größe auf, welche auch nur annähernd mit ihm verglichen werden könnte. Die einzig originale englische Liederdichtung, welche Stoff und Form nicht von dem Festlande mitnahm, war die Minstreldichtung.

England.

Menestrelsy. Das Wort menestrier, menestrel, ursprünglich bloß den Musikanten bezeichnend,[4]) ward von den Normannen nach England gebracht und bald auf den sächsischen Harfner übertragen, es waren Dichter und Sänger, wandernde

---

Kunst und Literatur. — Hauptwerke über das englische Drama sind: Ulrici, Shakespeares dramatische Kunst. Geschichte und Charakteristik des Shakespeareschen Dramas. 3. Auflage. Leipzig 1869, und Gervinus, Shakespeare. 4 Bde. Leipzig 1862. — Die Abhandlungen über einzelne Stücke Shakespeares sind zahlreich, zum Besten gehören die Arbeiten von Vischer, Rötscher u. s. w. — Die beste Textausgabe des großen Dichters ist von Collier, The works of W. Shakespeare, 8. vol. 1842—1844. — Drake, Hazlitt. Jameson, Cornwall, Knight leisteten in neuerer Zeit Rühmliches zum Verständnis des Dichters. — Bedeutsame Werke sind ferner Dunlop, History of fiction Edinb. 1814, 3 voll. — Wharton, Hist. of English Poetry. 1781. — Percy, Reliques of English Poetry. London 1775. 3. éd. III. voll. — Godwin, The life of Chaucer. London 1803. — Über das Drama des Mittelalters: Mone, Schauspiele des Mittelalters. Karlsruhe 1846. — Monmerqué et Michel, Théâtre français au Moyen-Age. Paris 1839. — Wright, The Chester plays. London 1843. — Alt, Theater und Kirche in ihrem gegenseitigen Verhältnisse historisch dargestellt. Berlin 1843. — Bouterwek, Geschichte der engl. Literatur. — Gräße, Allgemeine Literaturgeschichte.

[1]) Confréries.

[2]) Confrères de la Passion hießen sie. 1285 gab es aber schon eine Confrérie bouffonne de la Basoche, dann Enfants sans souci, Confrérie de la mère folle de Dijon, Société des Fous de Clèves.

[3]) Passio und Resurrectio bildeten das eigentliche Mysterium.

[4]) Mimus, histrio, joculator werden auch dafür gebraucht.

Spielleute oder beständige Diener eines Großen. Percy sagt:[1] „Noch immer wurden sie gastfreundlich und achtungsvoll empfangen und manche Ehrenbezeugung, die dem Barden und Skalden gebürte, ward ihnen noch zutheil. Einige trugen nur die Dichtungen anderer vor, allein viele dichteten auch selbst Lieder und alle konnten gelegentlich ein paar Verse machen. Ich zweifle nicht, dass die meisten alten Heldenballaden von dieser Art Leute gemacht wurden, denn, obwohl die größeren metrischen Romane[2] von den Federn der Mönche und anderer herrühren mochten, die kleineren Erzählungen wurden wahrscheinlich von den Minstrels, die sie vortrugen, selbst verfasst. Aus den ungeheuren Abweichungen, die in verschiedenen Exemplaren der alten Stücke stattfinden, geht hervor, dass sie sich kein Gewissen daraus machten, anderer Erzeugnisse zu ändern; dem Vortragenden war es nicht verwehrt, ganze Verse nach Gutdünken und Bequemlichkeit hinzuzufügen oder wegzulassen!“ — Lieblingslieder waren die über Robin Hood,[3] über die Schlacht bei Otterburn,[4] Lord Thomas und schon Elinor.[5] Die englischen Balladen zeichnen sich hin und wieder durch herrliche epische Wendungen und gesundem Humor, die schottischen durch wilde Kraft der Schilderung und bewunderungswürdige Stärke der Empfindung aus, sei es inniger Liebe oder glühenden Hasses.[6] Die Minstrelsy blühte noch unter Elisabeth, erst der Puritanismus machte ihr ein Ende. Eine Ordonnanz Cromwells befiehlt, die Leute, gewöhnlich Fiedler oder Minstrels genannt, wenn sie in einer Herberge oder in einem Bierhaus auffordern, ihrem Gesang und Spiel zuzuhören, zu ergreifen und als verstockte Bettler zu bestrafen.

Lyrik. Balladen.

Als epischer Dichter und Vater der englischen Poesie wird Chaucer genannt (geboren 1328 zu London, zuerst Rechtsbeflissener, dann von König Eduard III. mit diplomatischen Sendungen betraut — auf einer solchen lernte er 1372 in Oberitalien Petrarca kennen —, ein Liebling Johannes von Gaunt, aber auch bei Richard II. in dessen Sturz verwickelt, lange im Tower gefangen und erst unter Heinrich Bolingbroke wieder in Gunst bei Hofe, starb er 25. November 1400), Hofmann, Gelehrter und einer der eifrigsten Schüler Wycliffes, dessen kühnste Gedanken er gerne ausspricht. Sein bedeutendstes Werk, die „Canterbury Tales“, ist in mancher Beziehung eine Nachahmung vom „Decamerone“ des Boccaccio.

Epos. Chaucer.

Neunundzwanzig Personen, lauter Typen der englischen Gesellschaft in jener Zeit, finden sich in einem Wirtshaus in London zusammen, um gemeinschaftlich eine Wallfahrt zum Grabe des heil. Thomas in Canterbury zu machen. Um sich die Zeit zu verkürzen, soll jedes Mitglied zwei Geschichten auf dem Hinweg, zwei auf dem Herweg erzählen, und demjenigen, welches die Ge-

[1] Percy, Reliques of english poetry. London 1775. I, p. 18. — Talvy, Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen. Leipzig 1840. S. 473—511.

[2] Metrical romances.

[3] Robin Hoods life — bei Ritson, Collection of Ballads relating to Robin Hood. Lond. 1795. Über ihn Thierry, Histoire de la conquête, IV, p. 280—289.

[4] Proben bei Talvy, l. c. S. 489 ff.

[5] Ministrelsy of the Border, I, p. 57. — Talvy, l. c. S. 537.

[6] Percy, l. c. vol. II, p. 153. — Talvy, l. c. S. 513.

sellschaft am meisten zu erheitern verstand, von den andern ein Festmahl gegeben werden, in den 24 Geschichten, welche Chaucer vollendete und von denen zwei in Prosa geschrieben sind, ist Boccaccio in Anschaulichkeit der Schilderung erreicht, in gutem Humor oft übertroffen, wie in der Anordnung des Ganzen.

Chaucer ist ein gutes Talent, kein Genie, ohne eigentliche Tiefe der Ideen, aber lebhaft in seiner Phantasie und ungezwungen in der Form. Auf die englische Sprache war er von großem Einfluss, indem er das Sächsische durch seine Einmischung des Französischen auch den normännischen Herren mundgerecht machte.[1])

Von Chaucer bis in die Tage der Elisabeth schien in England die Dichtung verstummt, gelesen wurde viel, aber meist Übersetzungen. Statt des Epos finden wir den Roman, aber überladen mit Wortspielen und Witzhaschereien. In diesem Geiste schrieb Lily seinen „Euphues, die Reisen eines jungen Atheners". Besonders Schäferromane wurden beliebt, die Phantasie bewegte sich gerne in einer arkadischen Welt. Auch Edmund Spenser 1552—1598, den heute noch Engländer einen großen Dichter nennen, bewegte sich zuerst in der Schäferpoesie,[2]) dann strebte er im Epos den Ariosto zu erreichen. So entstand seine „Feenkönigin",[3]) in neunzeiligen jambischen Strophen geschrieben.

Roman.

Spenser.

Die Feenkönigin.

Die Feenkönigin Gloriana hält alljährlich ein Fest,[4]) da werden Klagen vorgebracht über die Übel, welche die Menschheit bedrücken; sie sendet zwölf Paladine aus, um dieselben abzustellen, allegorische Träger von zwölf Tugenden, der Keuschheit, Mäßigkeit und dergleichen. Arthur, das Urbild des Ritterthums, soll sich zuletzt mit Gloriana vermählen. Spenser sagte: „Ich habe die Feenkönigin unternommen, um alle moralischen Tugenden darzustellen. Ich gebe jeder Tugend

---

[1]) Taine widmet — im I. Bd. seiner „Geschichte der englischen Literatur" — Chaucer, „dem ersten Schriftsteller in England, seit dort eine definitive Sprache sich herausgebildet hat", einen ganzen Abschnitt, S. 163—226. Er nennt ihn „einen originellen, erfinderischen Geist, den sein Genie, seine Erziehung und sein Leben befähigte, eine ganze Welt zu kennen und zu schildern" und insbesondere die ritterliche Welt und die glänzenden Höfe zufriedenzustellen, die auf ihrem Culminationspunkte standen und denen er angehörte, „obwohl er ein Gelehrter war und in allen Zweigen der Scholastik genau Bescheid wusste". Die Zeit des verfallenden Mittelalters zeige sich in ihm allenthalben; die Erhabenheit der Stimmung sei vorüber, die Sittenstrenge mangle, die Leute wollten abends beim Gewürzwein unterhalten sein — und zwar von der Liebe, um die Langeweile zu bekämpfen. Ein höheres Gesellschaftsleben habe sich entwickelt, eine schöne Erzählung gelte als etwas sehr Angenehmes, noch mehr eine Sammlung schöner Erzählungen. Chaucer sei aber mehr als ein guter Plauderer; der positive, englische gesunde Verstand und die Fähigkeit, in das Innere der Dinge zu dringen, zeige sich, ein neuer männlicher Geist. Die Personen nehmen, wie bei Van Eyk feste Gestalten an, deren Glieder aneinander haften, die keine wesenlosen Gespenster sind. Das Gedicht sei nicht mehr ein einfacher Aufzug, eine Procession, sondern ein Gemälde mit geschickt angebrachten Gegensätzen, ein Ensemble. — „Je nachdem man dem Ensemble Sorgfalt zuwendet oder nicht, betritt man das Stadium der Reife oder bleibt auf der Stufe der Kindheit stehen."

[2]) Sheperds Kalendar.

[3]) The faery queen.

[4]) Vergl. A letter of the authors expounding his whole intention in the course of his worke — in Spensers Sendschreiben an Raleigh 1589.

einen Schutzherrn in der Person eines Ritters, in dessen Handlungen und Heldenthaten die Wirkungen jener Tugenden sichtbar sein sollen, zugleich sollen die sich der letzteren widersetzenden Laster und ungezügelten Begierden besiegt und überwunden werden." Der Dichter hat Seelenschwung, feurige Phantasie, tiefe Gedanken, hohe Kraft der Schilderung. Der Anfang fesselt. Es wird erzählt, dass sein Gönner Philipp Sidney, der ihn auch in die diplomatische Laufbahn und in ein Amt in England brachte, als er die ersten Stanzen las, dem Hausmeister befahl, dem jungen Dichter 50 Pfund auszuzahlen, und 100 Pfund, nachdem er weitergelesen, dann 200 Pfund, aber schnell, sonst komme er in Versuchung, sein ganzes Vermögen für ein solches Gedicht hinzugeben. Sidney las eben nur den Anfang. Philipp Sidney. Edmund Spenser, geboren in London um 1552, aus einer altadeligen Familie stammend, in Cambridge gebildet, war der Freund Philipp Sidneys und Walter Raleighs. Von seinem Leben wissen wir wenig. Am Hofe kam er nie recht empor, obschon seine Dichtungen bewundert wurden; er erhielt eine untergeordnete Stelle in Irland, aus der ihn aber die Revolution vertrieb, wobei er Haus und Kind durch Feuer verlor. Drei Monate darauf starb er an gebrochenem Herzen, arm, nach vielen Enttäuschungen immer ein wahrer Dichter, der allem, was er berührt, den Stempel seines inneren Adels aufdrückt.[1]) Spensers Ende. „Seine Seele ist vor allem von der erhabenen reinen Schönheit befangen, vornehmlich platonisch bezaubernd, eine jener begeisterten zarten Seelen, die im Naturalismus beginnend, aus diesem ihr Lebensmark schöpfen, aber über ihn hinausgehend sich dem Mysticismus nähern und infolge einer unfreiwilligen Anstrengung in die Höhe steigen, um die Grenzen einer höheren Welt zu streifen."[2]) Der Schönheit widmet er eine Verehrung, die eines Denkers und Poeten würdig ist; sie ist ihm mehr als bloßer Formen- und Farbeneinklang, der Ausfluss der einzigen himmlischen, unvergänglichen Schönheit, die kein sterbliches Auge sehen kann und die das vornehmste Werk des großen Weltschöpfers ist; der Reiz und die Anmuth liege nicht in den Dingen, sondern in der ewigen Idee, die daraus hervorleuchtet. Die Liebe umfasst bei ihm alles Gute, Schöne und Edle, ist die Hauptquelle des Lebens und die ewige Seele aller Dinge; sie wohnt in Gott, ja sie ist Gott selbst. Das Dichten kommt bei Spenser nicht stoßweise, sondern ist beständig, darum hat er auch auf dem höchsten Gipfel der Begeisterung die Ruhe des Epikers und entwickelt, was er schaut, ausführlich und schwelgt in seinen Betrachtungen. „Um diese gedehnten Gedanken und deren Gefolge zu tragen, bedarf es der langen, stets erneuerten Stanze mit den gestreckten Wechselversen und den vielfachen Reimen der Stanze, deren Einförmigkeit und Umfang an das majestätische Geräusch erinnert, das man in Wald und Feld ewig hört." Idealismus.

Der Stempel der Schönheit ist Spensers Dichtungen[3]) aufgeprägt. Das Reich der Kunst ist angebrochen. Dies der große Zug des Jahrhunderts, der Zug, welcher die Dichtung von allen ähnlichen Erzählungen des Mittelalters unterscheidet. „Diese waren unzusammenhängende entstellte Trümmer, Entwürfe, aus welchen die schwachen Trouvères kein Denkmal aufzurichten

[1]) Taine, Englische Literaturgeschichte, S. 289, 294.

[2]) Sein Portrait in der Ausgabe seiner Werke von Lamy-Purves, London 1876, trägt das Gepräge eines ideal angelegten Menschen.

[3]) „The faerie queen" in 6 Gesängen. Dann „The two cantos of mutability", „The sheperds Calendar", „The ruins of time", „Prosopopoia", „Muiopotmos".

vermochten. Nunmehr aber erscheinen die Dichter und Künstler, mit ihnen der Sinn für das Schöne, das heißt das richtige Gefühl für das Ensemble. Sie begreifen den Wert der Verhältnisse, der Verbindungen, der Gegensätze; Kunstwerke. kurz, sie componieren. Unter ihren Händen werden die nebelhaften Verhältnisse deutlich abgegrenzt, die unbestimmten Skizzen zu klaren colorierten Bildern. Jeder solcherart durchdachte und aufgefaßte Gegenstand tritt ins bestimmte Dasein, sobald er die wahre Gestalt angenommen; nach Jahrhunderten wird man ihn erkennen, bewundern und von ihm gerührt werden. Noch mehr, man wird vom Verfasser gerührt sein, denn abgesehen von seinen Thematen schildert der Künstler stets auch sich selbst. Aus dem Zusammenwirken der einzelnen Erzählungen entwickelt sich bei Spenser eine Schönheit, die im Herzen des Dichters wohnt und zu deren Sichtbarmachung sein Werk durchwegs dient — eine edle und doch heitere Schönheit, bestehend aus moralischer Erhebung und sinnlich wahrnehmbaren Lockungen, englisch in ihrem Gefühl, italienisch in ihren Äußerlichkeiten, ritterlich in ihrem Stoff, modern in ihrer Vollendung; sie zeigt uns einen Moment ohnegleichen: das Erscheinen des Heidenthums bei einer christlichen Rasse und den Cultus der Form bei einer nordischen Phantasie.“ [1])

Allegorien. Macaulay,[2]) der Spenser bewundert, findet nur seine Allegorien für die Leser unserer Zeit ungeeignet: „Auch Spenser gelang es nicht, die Allegorien interessant zu machen. Umsonst verschwendet er die Schätze seines Geistes auf das Haus des Stolzes und auf das Haus der Mäßigkeit. Wir werden der Cardinaltugenden und Todsünden überdrüssig und verlangen nach der Gesellschaft schlichter Männer und Frauen.“

Drama. Blieb aber auch England im Epos und in der Lyrik hinter anderen Völkern zurück, so erreichte es im Drama das höchste. Die historische und praktische Richtung des Engländers machte ihn zur Ausbildung des Dramas besonders geeignet. In keinem Land nahm man reger Antheil an den Mysterien: Innungen und Zünfte führten sie auf öffentlichen Plätzen auf und zwar mehrere Tage hintereinander; die ganze Geschichte vom Fall Lucifers bis zum jüngsten Gerichte wurde in einer Reihenfolge dargestellt. Vollständigkeit, Lebhaftigkeit, Fülle von Handluugen zeichnen das englische Drama aus. Der Ton war mehr episch als dramatisch; was geschah, geschah mehr für als durch den Menschen.[3]) In den Moralitäten[4]) waren die Handelnden Personificationen der allgemeinen sittlichen Mächte, trat das Handeln in allegorischer Gestalt auf, war die Kunst noch zu schwach, um die allgemeine Idee in concreter Form darzustellen. Aber allmählich ward die Allegorie schwächer, wurden die

[1]) Taine, l. c. S. 321—322.
[2]) Macaulay, Essays, vol. II, p. 4. (John Bunyan.)
[3]) Ulrici, l. c. S. 28—40.
[4]) Moral plays.

Gestalten concreter und zuletzt war die Allegorie nur noch der Rahmen für den weltlichen Inhalt des Stückes und begleitete höchstens noch als Prologus oder Chorus die Handlung.

In dieser Richtung weiter gehend, gab Heywood 1520 alle Idealität auf, und suchte rein nach der Natur zu zeichnen.[1] — Zuerst wurde das Drama in der Komödie naturwahr, dann in der Tragödie, denn das Komische steht dem Leben näher, und gelangte zu fester und sicherer Zeichnung der Charaktere. Heywood.

Die Tragödie erhob sich langsamer. Das Studium der Alten war förderlich, die Studierenden führten an den Universitäten antike Dramen auf. Sackville führte den Blank verse, den jambischen Senar ein, der am besten die Sprache der Empfindung wie der That zu reden weiß.[2] Anfangs war viel Rede und wenig That. Lily wagte sogar in Prosa, in zierlicher Prosa zu schreiben, er war Hofdramatiker. Bald war im Drama wieder die Überfülle der That zu sehen. Whetstone klagt um 1580: „Der Engländer gründet sein Schauspiel auf Unmöglichkeiten, dann durchläuft er in drei Stunden die ganze Welt, heiratet, zeugt Kinder, macht sie zu Männern, läßt die Männer Königreiche erobern, Ungeheuer tödten, und holt die Götter vom Himmel und die Teufel aus der Hölle." Die Dichter fühlen, daß die Handlung das Wesen des Dramas ist, und ergehen sich in einer Überfülle von Handlungen; sie haben sich noch nicht zur Anschauung erschwungen, daß es keine Schönheit gibt ohne Maß und daß erst in der Beschränkung sich der Meister zeigt. Sackville. Lily.

Übrigens handelten diese Dichter im Geschmacke jener jugendkräftigen Zeit. Die Einbildungskraft ihrer Zuschauer war so rege, daß sie nicht der Nachhilfe der Decoration bedurfte — aus einem einfachen Teppich bestand die ganze Ausstattung (bewegliche Scenerie kam erst nach der Restauration auf); auf einem Brett war der Name des Ortes oder Landes aufgeschrieben, ein Tisch mit Feder und Tinte bedeutete ein Geschäftszimmer, zwei Stühle eine Schenke. Das Volk trank in den Zwischenacten, knackte Nüsse oder spielte Karten; die Herren saßen auf Stühlen im Proscenium oder lagen auf Binsenmatten. Schauspieler und Publicum standen einander näher. Die Liebe zum Schauspiel war so stark, daß zu Shakespeares Zeit 17 Theater in London bestanden. Der Wetteifer förderte die Schauspielkunst, hatte aber seine Nachtheile für die Geschichte des Dramas. Jedes Theater wachte eifersüchtig über sein Repertoire, die Stücke wurden nur für ein Theater, nicht aber für den Druck geschrieben und oft erst nach Jahrzehnten gedruckt, oft während der Vorstellung nachgeschrieben, oder durch Bestechung der Schauspieler nach ihren einzelnen Rollen zusammengestellt. In solchen gestohlenen Drucken sind viele der ältesten Dramen Shakespeares vorhanden.[3] Freude am Theater.

---

[1] Ulrici, l. c. S. 43—58.

[2] Ibid. S. 74. Wie widrig ist dagegen der französische Alexandriner. Vergl. Bd. XI dieses Werkes. — Mit Recht sagt Ulrici (l. c. S. 74): „Kein Vers ist geeigneter, den Schwung der Schönheitslinie, Maß und Rhythmus der Bewegung zu geben; keiner vermag so geschmeidig allen Wendungen der Action sich anzuschließen, keiner so leicht und ungezwungen, jetzt zu den erhabendsten Höhen der Poesie sich aufzuschwingen, jetzt in die niedrigsten Ebenen der Prosa hinabzusteigen; keiner ist so geschickt, den Dialog der gewöhnlichsten Conversation, wie die Monologe der stürmischsten Leidenschaft, der zarten scheuen Empfindung, der intriguierenden Reflexion, in stets wechselndem und doch immer wesentlich gleichem Rhythmus wiederzugeben."

[3] Collier, New facts regarding the life of Shakespeare. London 1835.

Man hat in neuerer Zeit die Dramen der unmittelbaren Vorgänger und Zeitgenossen Shakespeares herausgegeben und übersetzt[1]) und viel besprochen, um zu zeigen, wie der große Dichter vorbereitet war.

Vorgänger Shakespeares.

Man hat gefunden, bei Thomas Kyd werde wenig geredet, aber viel gehandelt, sei das Tragische gräßlich; Lodge besitze kaustischen Witz, Feinheit der Gedanken, Eleganz des Stils, aber keine Tiefe des Gemüths, keinen idealen Gehalt, doch ahne er schon das erhebende und versöhnende Element im Tragischen; Peele sei trocken und kurz, reich an Handlung, aber arm an Empfindung; Robert Green habe zu wenig Beweglichkeit und tieferen Gehalt in seinen Charakteren, es gelinge ihm nicht, das Große und Gewaltige darzustellen, seine Sprache sei aber rein, klar und anmuthig; Marlowe habe einen feurigen kühnen Geist, aber sein Herz sei roh, das Gewaltige werde gewaltsam, das Erhabene ungeheuer, er ergreife, aber er versöhne nicht.[2])

All diese Forschungen haben nur die ungeheure Kluft beleuchtet, welche diese Zeitgenossen von Shakespeare trennt, und seine Größe bewundern gelehrt. Er ist nicht bloß der Brennpunkt einer reichbewegten Zeit, sondern auf dem Herde seines Gemüthes flammt ein eigenes Feuer. Er hat nicht bloß die Bausteine, die in seiner Zeit lagen, zusammen getragen, er hat Eigenthümliches, Neues, Höheres gebracht. Insofern nennt Carlyle ihn eine Offenbarung.[3]) Ihm hat es Gott gegeben, im Drama das höchste zu leisten, in seinen Werken Mit- und Nachwelt zu entzücken, die erhabensten und die zartesten Gefühle zu erwecken. „Shakesspeare ist eine geistige Naturkraft, die den Schleier hinwegnimmt, durch welchen das Innere der Handlung und ihre Motive dem gewöhnlichen Auge verborgen werden. Seine Werke", sagt Ranke, „bieten eine Erweiterung des menschlichen Gesichtskreises über die geheimnisvolle Natur der Dinge und der menschlichen Seele dar, durch die sie selbst zu einer großen historischen Erscheinung werden."[4])

Herkunft.

William Shakespeare wurde geboren am 23. April 1564 zu Stratford am Flusse Avon in Warwikshire;[5]) sein Vater, ein wohlhabender Handschuhmacher, später Wollhändler und zuletzt Baillif der Stadt, erlebte noch die Glanzperiode des Sohnes. William besuchte die lateinische Freischule der Stadt nur bis in sein zwölftes Jahr, musste sie dann verlassen und seinem Vater im Handwerke helfen, weil es rückwärts gieng im Vermögen. Auch als Schulmeister, dann als Schreiber bei einem Advocaten soll der Jüngling sein Brot gesucht haben. Seine Jugendgeschichte ist bewegt und nicht ohne Dunkel. Wenn er als

Jugend.

Knabe die Festlichkeiten sah, die Leicester 1575 im nahen Kenilworth zu Ehren der Königin Elisabeth gab — wie behauptet wird —, so mag er früh eine Ahnung bekommen haben, wozu er berufen sei. Jedenfalls war Stratford nicht der Ort, wo dieser Fürst der Geister sein Genüge finden konnte. Im dunklen

---

[1]) Bodenstedt, Shakespeares Zeitgenossen und ihre Werke. Berlin 1858.
[2]) The works of Christopher Marlowe. London 1826.
[3]) On heroes, heroworship and the heroic in history, p. 122—180.
[4]) Ranke, Englische Geschichte, I, S. 605.
[5]) Collier, Life of William Shakespeare, im Bd. I der Ausgabe seiner Werke.

Drange seines Berufs hatte er keine Ruhe; ein Sonnenross, hielt es ihn nicht lange am Karren des Handwerks. Dazu kamen Verirrungen im Feuer jugendlicher Leidenschaft: neunzehn Jahre alt vermählte er sich anfangs December 1582 Heirat. mit Anna Hathaway, der Tochter eines Maiers in Stratford, am 26. Mai 1583 ward ihm eine Tochter Susanna getauft. Die Ehe scheint nicht glücklich gewesen zu sein. Wegen Wilderns im Jagdbezirke eines Edelmannes öfter bestraft, rächte sich Shakespeare am Kläger durch ein Spottgedicht. Als er dafür in die Tretmühle kommen sollte, entfloh er 1587 nach London. In ähnlicher Weise entrann später Schiller dem Drucke und den Schranken in der Karlsschule.

In London fand Shakespeare eine Bahn für seine einzige Kraft. Nach In London. der Sage musste er sich anfangs kümmerlich durchhelfen, er soll am Schauspielhause die Pferde der Edelleute gehalten haben. Gewiss ist, er lernte das Elend kennen und aß einige Zeit sein Brot in Kummer. In dem 29. Sonette schildert er, wie er vergebens zum Himmel geschrien und den Schiffbruch seines Lebens beweint habe. Er wurde Schauspieler, bald jedoch Sharer oder Theilnehmer an einem Theater, der von jeder Vorstellung 9—20 Pfund hatte. Mehr aber als Schauspieler that er sich bald als Dichter hervor; schon 1587 schrieb er für die Bühne, 1588 wurde sein „Titus Andronicus" aufgeführt; 1591 schreibt Spenser, die Natur habe den liebenswürdigen Willy geschaffen, um die Wahrheit nachzuahmen; 1592 war Shakespeare schon der Liebling des Publicums. Eine neue Sonne hatte das Gewölbe durchbrochen und strahlte wärmend und begeisternd in aller Herzen. Königin Elisabeth besuchte gerne seine Stücke; ihrem Wunsche zu genügen, Ritter Fallstaff verliebt zu sehen, soll er die lustigen Weiber von Windsor gedichtet haben. Jakob I. nahm seine Schauspielergesellschaft in seinen besonderen Schutz und dankte in einem eigenhändigen Schreiben dem Verfasser des „Macbeth" für die Verherrlichung seiner Ahnherren. Männer wie Southampton, Pembroke, Montgomery würdigten ihn ihrer vertrauten Freundschaft. Auch Gegner seiner Richtung anerkannten sein großes Dichtertalent. Es war die Zeit seines regsten Schaffens, in der er, Mangelhaftes abstreifend, seiner vollen Kraft sich bewusst, im Hochgefühle seines Wertes dem Freunde zuruft:

„Mein Freundesvers wird sein dein Monument,
Dass dich noch ungeborne Augen lesen
Und kommender Geschlechter Mund dich nennt;
Wenn alle Athmer dieser Welt verwesen,
So hält dich da, wo Athem nicht versiegt,
Auf Menschenlippen athmend mein Gedicht."

Zeitgenossen nennen ihn „den süßen Schwan vom Avon", „den milden, edlen, geliebten Shakespeare".[1]) Auch seine Vermögensverhältnisse gestalteten sich

[1]) Taine bemerkt (Geschichte der englischen Literatur, I, S. 477): „Sein ganzes Genie bestand darin, dass er eine jener zarten Seelen besaß, die wie vollkommene Musikinstrumente bei der geringsten Bewegung vibrieren. — Er war wohlwollend und freundlich, ‚von höflichem Benehmen, ehrenhaft, loyal, offenherzig, freimüthig, honigzüngig' — wie seine Zeitgenossen sagen. Er hatte nicht bloß die hinreißende Gewalt, sondern auch die Herzensergüsse eines echten Künstlers; man liebte ihn und befand sich in seiner Gesellschaft behaglich; seine Anmuth, seine halbweibliche Hingebung hatte etwas Gewinnendes. Im Gespräche war sein Geist schlagfertig, witzig, flink, seine Lustigkeit glänzend, seine Phantasie leichtflüssig und so üppig, dass er, wie seine Collegen berichten, nichts Geschriebenes ausstrich, sondern lieber umschrieb und in diesem Falle weniger die Worte, als die Idee änderte, und zwar war hiebei kein peinliches Feilen von Versen im Spiele, sondern der Andrang des poetischen Erfindungsgeistes."

günstig, er konnte seinen Vater unterstützen, ein hübsches Haus in Stratford kaufen, sogar seiner Vaterstadt ein Anleihen gewähren; er kaufte Grundstücke in der Heimat; er besaß ein Haus in London. 1613 verließ Shakespeare die Hauptstadt, angewidert durch den Verfall, welchem damals England entgegengieng; schreibt doch Beaumont, der französische Gesandte, im Jahre 1604: die Engländer seien jetzt moralisch verderbt, unter sich zerfallen, wenig fest in ihrer Religion, dem Könige weder in Liebe, noch in Gehorsam zugethan; aus vielem, was in der Stille brüte, könne man schließen, dass England auf ein Jahrhundert hin von seiner Kraft Missbrauch machen werde. Die große Revolution warf ihre Schatten schon voraus. Shakespeare lebte in ländlicher Zurückgezogenheit in seiner Vaterstadt bis zum 23. April 1616; er hinterließ zwei Töchter in schönen Verhältnissen, sein Sohn war im Knabenalter gestorben. Der Dichter wurde bestattet in der Hauptkirche seiner Heimat, 1741 setzte ihm England ein Denkmal in Westminster.[1])

Dramatiker.

Shakespeare ist der größte aller Dramatiker, tiefer in der Grundanschauung und reicher in Mannigfaltigkeit der Gestalten als die Griechen; größer als Corneille und Racine, die ihm gegenüber oft hohl rhetorisch erscheinen, als Lope und Calderon, als Schiller und Goethe, die mehr lyrisch und contemplativ sind. Das Drama hat nach ihm den Zweck, der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihren eigenen Zug, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen. Die höchste Aufgabe des Schauspiels ist also die Darstellung des Menschenlebens in seinen erhabensten Beziehungen, die Darstellung der Weltgeschichte. Kein Dramatiker wusste historische Gestalten kräftiger und zugleich naturgetreuer vorzuführen als Shakespeare z. B. im „Julius Cäsar". In diesem Sinne schreibt Goethe richtig im „Wilhelm Meister": „Shakespeares Stücke scheinen ein Werk eines himmlischen Genius zu sein, der sich den Menschen nähert, um sie mit sich selbst auf die gelindeste Weise bekannt zu machen. Es sind keine Gedichte. Man glaubt vor den aufgeschlagenen ungeheuren Büchern des Schicksals zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens faust und sie mit Gewalt rasch hin und wieder blättert. Ich bin über die Stärke und Zartheit, Gewalt und Ruhe außer aller Fassung gebracht."

Es ist schwer zu sagen, was an Shakespeare mehr zu bewundern ist: die Kraft der Auffassung oder die Tiefe des Gedankens, die durchsichtige Ruhe in der Tiefe oder die freudige Stärke. Seine Charaktere sind so naturgemäß,

---

[1]) Es trägt die Inschrift: „Guilielmo Shakespeare anno post mortem CXXIV amor publicus posuit." Auf dem Säulensturz, an den sein Standbild sich lehnt, stehen die Verse aus Scene 1, Act IV des „Sturm":

„Die wolkenhohen Thürme, der Paläste Pracht,
Die heiligen Tempel, der große Erdball selbst
Und alles, was drin haust, wird untergeh'n,
Und, wie dies leere Schaugepräng erblasst,
Spurlos verschwinden."

als hätte die Natur selbst sie geschaffen; alles wächst so gesund heraus, dass viele meinen konnten, es habe dem Dichter gar keine Überlegung gekostet, er sei ein blindes, wildlaufendes Genie. Schlegel[1]) nennt diese Ansicht mit Recht einen blinden, wilden Wahn: „Bei den übrigen Künsten widerlegt er sich von selbst, denn hier ist erworbene Wissenschaft eine unerlässliche Bedingung, um irgend etwas zu leisten. Aber auch bei solchen Dichtern, die man für sorglose Zöglinge der Natur ohne alle Kunst und Schule auszugeben pflegt, fand ich bei näherer Betrachtung, wenn sie wirklich vortreffliche Werke geliefert, ausgezeichnete Cultur der Geisteskräfte, geübte Kunst, reiflich überlegte und würdige Absichten. Dies gilt ebensowohl von Homer als von Dante. Die Thätigkeit des Genies ist zwar ihm eine natürliche und in gewissem Sinne bewusstlose, wovon also der, welcher sie ausübt, nicht immer augenblicklich wird Rechenschaft ablegen können; es ist aber keineswegs eine solche, woran die denkende Kraft nicht einen großen Antheil hätte. Eben die Schnelligkeit und Sicherheit der Geisteswirkung, die höchste Klarheit des Verstandes macht, dass das Denken beim Dichten nicht als etwas Abgesondertes wahrgenommen wird, nicht als Nachdenken erscheint. — Shakespeare ist einer der größten Meister im Charakterisieren und seine Gestalten sind doch nicht bloß allgemeine Charakterbilder, sondern haben individuelles Leben. Alle seine Gestalten sind klar, in sich wahr und leben: „Ausgezeichnet ist die Gewalt, die Geschöpfe seiner Einbildungskraft mit so selbständigem Nachdruck auszustatten, dass sie sich rascher nach allgemeinen Naturgesetzen in jedem Verhältnis entwickeln und dass der Dichter an seinen Träumen gleichsam Erfahrungen anstellt, die ebenso giltig sind, als die an wirklichen Gegenständen gemachten. Das Unbegreifliche und Unerlernbare dabei bleibt, dass die Personen scheinen müssen, nichts um des Zuschauers willen zu sagen oder zu thun, und dass der Dichter dennoch durch die Darstellung selbst, ohne hinzugefügte Erklärung, die Gabe mittheilt, sie ins Innerste zu durchschauen. Deswegen hat Goethe sinnreich Shakespeares Menschen mit Uhren verglichen, die ein krystallenes Zifferblatt und Gehäuse haben und, indem sie wie andere Uhren richtig die Stunden weisen, zugleich das innere Getriebe wahrnehmen lassen, wodurch dieses bewerkstelligt wird.“[2])

Kunst und Natur.

Charakterzeichner.

Wenn die Zeichnung seiner Charaktere, jeden einzeln betrachtet, schon unübertrefflich fest und richtig ist, so übertrifft er sich selbst noch in ihrer Zusammenstellung und gegenseitigen Einwirkung. „Dies ist eigentlich der Gipfel der dramatischen Charakteristik: denn man kann einen Menschen niemals ganz abgesondert für sich nach seinem wahren Wert beurtheilen, man muss ihn in seinem Verhältnis zu andern sehen; und hier sind eben die meisten dramatischen Dichter mangelhaft. Shakespeare macht jede seiner Hauptpersonen zu einem Spiegel für die übrigen, in welchem wir das entdecken, was uns nicht unmittelbar eröffnet

Das Ensemble.

[1]) Über dramatische Kunst und Literatur. Zwölfte Vorlesung.
[2]) Schlegel, l. c. S. 149.

werden konnte. Was bei andern schon das Tiefste, ist bei ihm erst Oberfläche. Man wäre übel berathen, wenn man die Äußerungen der Person über sich selbst und andere immer für bare Münze nähme. Die zweideutige Gesinnung fließt bei ihm, wie billig, von lobenswürdigen Grundsätzen über, und der Albernheit sind nicht selten weise Lehren in den Mund gelegt, um anzudeuten, wie wohlfeil dergleichen Gemeinplätze zu haben sind. Niemand hat, so wie er, den leisen Selbstbetrug geschildert, die halb selbstbewusste Heuchelei gegen sich, womit auch edle Gemüther die in der menschlichen Natur fast unvermeidliche Eindrängung selbstischer Triebfedern verkleistern. Diese geheime Ironie der Charakteristik ist bewunderungswürdig als ein Abgrund von Scharfsinn, aber dem Enthusiasmus thut sie wehe. Dahin kommt man also, wenn man das Unglück gehabt hat, die Menschheit zu durchschauen, und außer der traurigen Wahrheit, dass keine Tugend und Größe ganz rein und echt sei, und dem gefährlichen Irrthum, als stände das Höchste zu erreichen, bleibt uns keine Wahl übrig. Hier spüre ich, während er die innigste Rührung erregt, in dem Dichter selbst eine gewisse Kälte, aber die eines überlegenen Geistes, der den Kreis des menschlichen Daseins durchlaufen, und das Gefühl überlebt hat.“ [1])

Wann seine Dramen entstanden.

Es ist schwer die Zeit der Entstehung der einzelnen Shakespearischen Stücke genau zu bestimmen. Am wahrscheinlichsten folgen sie sich also:[2]) „Perikles“ 1587, „Titus Andronicus“ 1587—1588, „König Heinrich VI.“ 1589, „Die Irrungen“ 1591, „Verlorne Liebesmühe“, „Die beiden Edelleute aus Verona“, „Ende gut, alles gut“ 1591—1593, „Romeo und Julie“ 1592, „Richard III.“ 1593, „Richard II.“ 1594, „Heinrich IV.“ 1597, „Die gezähmte Widerspenstige“ 1596, „Der Kaufmann von Venedig“ 1597, „Der Sommernachtstraum“ 1597, „Hamlet“ und „Was ihr wollt“ 1598, „Viel Lärm um nichts“, „Heinrich V.“ 1599, „Wie es euch gefällt“ und „Die lustigen Weiber von Windsor“ 1600, „Maß für Maß“ 1604, „König Lear“ 1605, „Julius Cäsar“ 1606, „Antonius und Kleopatra“ 1607, „Coriolanus“ 1608, „Troilus und Kressida“ 1608, „Macbeth“, „Cymbeline“ 1609—1610, „Der Sturm“, „Das Wintermärchen“, „König Johann“ 1610—1611, „Othello“ 1612, „Heinrich VIII.“ und „Timon von Athen“ 1612—1614. Die „Sonette“ entstanden 1592—1609, sie sind wichtig, weil sie das reiche Gemüthsleben des Dichters schildern, und geben Haltpunkte für seine eigene Seelengeschichte. Übrigens sind die einzelnen Dramen alle Bilder vom Seelenleben des Dichters, gleichsam Fenster, durch die wir in sein Inneres sehen können. Welch ein Reichthum tritt uns hier entgegen, wenn wir uns die einzelnen großen und rührenden Gestalten seiner Stücke vergegenwärtigen! In welch großen Gedanken muss dieser Geist sich bewegt, mit welch edlen Empfindungen dieses Herz sich getragen haben! —

Sonette.

Shakespeare in Deutschland.

Über die Bedeutung und den Wert der einzelnen Stücke ist namentlich von deutschen Schriftstellern viel Sinniges und Tiefes gesagt worden. Ich darf nur an die großen Werke von Ulrici, von Gervinus, an die Abhandlungen von Rötscher und Vischer erinnern, an die vielen Arbeiten, die allein „Hamlet“ hervorgerufen hat. Überhaupt ist Shakespeare durch gute Übersetzungen und sinnige Erklärungen in Deutschland so eingebürgert, als ob er ein deutscher Dichter wäre. Deutsche haben ihn viel tiefer aufgefasst als die Engländer,[3]) am langsamsten

[1]) Schlegel, l. c. S. 159.

[2]) Ulrici, l. c. S. 760—761.

[3]) Reiches Material bieten die zwei Bände von Behse, Über Shakespeare. Hamburg 1851.

und schwersten ist sein Verständnis den Franzosen aufgegangen. Zum Besten, was über Shakespeare gesagt wurde, gehören noch immer die Äußerungen August Wilhelm Schlegels in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, wo die alte Eintheilung in Lustspiele, Trauerspiele und historische Schauspiele festgehalten wird. „Romeo und Julie" wird von Schlegel bezeichnet[1]) als „ein herrlicher Lobgesang auf jenes unaussprechliche Gefühl, welches die Seele zum höchsten Schwunge adelt und die Sinne selbst zur Seele verklärt, und zugleich eine schwermüthige Elegie auf dessen Hinfälligkeit vermöge seiner eigenen Natur und der äußeren Umstände, zugleich die Vergötterung und das Leichenbegängnis der Liebe. Sie erscheint hier wie ein himmlischer Funke, der, auf die Erde herunterfallend, sich in einen Blitzstrahl verwandelt, welcher sterbliche Geschöpfe fassend, in demselben Augenblicke entzündet und verzehrt. Was der Duft eines südlichen Frühlings Berauschendes, der Gesang der Nachtigall Sehnsüchtiges, das erste Aufblühen der Rose Wollüstiges hat, das athmet aus diesem Gedichte." — Vom „Sommernachtstraum" sagt Schlegel, es ströme darin eine ergiebige Ader der kühnsten und muthwilligsten Erfindung; die außerordentliche Zusammenstellung fremdartiger Bestandtheile scheine durch einen sinnreichen Zufall ohne Mühe entstanden zu sein und die Farben seien von einer so hellen Durchsichtigkeit, als ließe sich die ganze bunte Gaukelei mit einem Hauche wegblasen. — „Othello" erscheine ihm als tragischer Rembrandt, keine Beredsamkeit sei vermögend, die niederwerfende Gewalt der Katastrophe zu schildern, dies Gedränge von Gefühlen, die einen Augenblick die Abgründe der Ewigkeit ausmessen. — „Hamlet" sei einzig in seiner Art: „ein Gedanken-Trauerspiel durch anhaltendes und nie befriedigtes Nachsinnen über die menschlichen Schicksale, über die düstere Verworrenheit der Weltbegebenheiten, eingegeben und bestimmt, eben dieses Nachsinnen wieder in den Zuschauern hervorzurufen". Dieses räthselhafte Werk gleiche jenen irrationalen Gleichungen, in denen immer ein Bruch von unbekannter Größe überbleibt, der sich auf keine Weise auflösen läßt. Schon so viel sei darüber gesagt und geschrieben worden und kein denkender Kopf, der von neuem darüber spricht, werde in seiner Ansicht des Zusammenhanges und der Bedeutung aller Theile ganz mit seinen Vorgängern übereinstimmen. Am meisten müsse es in Erstaunen setzen, daß bei so versteckten Absichten und einer in unerforschte Tiefen hinabgebauten Grundlage das Ganze sich auf den ersten Anblick äußerst volksmäßig darstellt. — „‚Macbeth' ist ein Werk, wie seit den Furien des Aischylos etwas so Großes und Furchtbares nicht wieder gedichtet worden ist." — In „König Lear" ist die Wissenschaft des Mitleids erschöpft; die Hauptpersonen sind hier nicht die Handelnden, sondern die Leidenden. Cordelias himmlische Seelenschönheit darf nur mit Antigone zusammen genannt werden. In den drei letzten Stücken offenbart sich ein beinahe übermenschlicher Schwung des Genius. Der Geist verliert sich ebensosehr in der Betrachtung aller Höhen und Tiefen, die sich darin finden, als der erste Eindruck das Gefühl überwältigt. — In „Coriolan", „Julius Cäsar", „Antonius und Kleopatra" werde das öffentliche Leben des alten Rom vor unsern Augen durch die großartigste und freieste dramatische Form aus seinem Grabe auferweckt und Plutarchs Helden werden durch die beredteste Poesie verherrlicht. — Im „Julius Cäsar" sei keineswegs Cäsar der Held des Stückes, sondern Brutus. Die liebenswürdigste Schönheit dieses Charakters, sein gefühlvoller und patriotischer Heldenmuth sei mit besonderer Sorgfalt ausgeführt.

A. W. Schlegel

über Romeo und Julia,

über den Sommernachtstraum,

über Othello,

Hamlet,

Macbeth,

Lear.

[1]) Schlegel, l. c. S. 206.

Die Dramen aus der englischen Geschichte.

Die zehn Dramen aus der englischen Geschichte sind eines der gehaltreichsten Werke Shakespeares und aus der reifsten Zeit und sind alle offenbar vom Dichter zu einem Ganzen zusammengebracht, gleichsam ein historisches Heldengedicht in dramatischer Form, wovon die einzelnen Schauspiele die Rhapsodien ausmachen. „Die Hauptzüge der Begebenheiten sind so treu aufgefasst, ihre Ursachen und sogar ihre Triebfedern sind so lichtvoll durchschaut, dass man daraus die Geschichte nach der Wahrheit erlernen kann, während die lebendige Darstellung sie der Einbildungskraft unauslöschlich einprägt. Allein diese Reihe von Schauspielen ist dazu gemacht, einen viel höheren und allgemeineren Unterricht zu ertheilen: sie bietet für alle Zeiten giltige Beispiele vom politischen Weltlaufe dar. Dieser Spiegel der Könige sollte ein Handbuch junger Fürsten sein: sie können daraus die innere Würde ihres angestammten Berufes kennen lernen, aber auch die Schwierigkeiten ihrer Lage, die Gefahren der Usurpation, den unvermeidlichen Fall der Tyrannei, die sich selbst überlebt, indem sie sich fester gründen will; endlich die verderblichen Folgen von den Schwächen, Fehltritten und Verbrechen der Könige für ganze Nationen und auf mehrere Menschenalter hinaus."

Falstaff.

Bei allem Ernste fehlt es dem Dichter nicht an heiteren Figuren und Falstaff wird mit Recht als der Gipfel von Shakespeares komischer Erfindungskraft bezeichnet. „Falstaff ist der angenehmste und unterhaltendste Taugenichts, der je geschildert worden. Seine verächtlichen Eigenschaften werden nicht verkleidet: alt und dabei lüstern und liederlich, übermäßig wohlbeleibt und immer dabei darauf bedacht, sich durch Speise und Trank und Schlaf zu pflegen; beständig in Schulden und wenig gewissenhaft in der Wahl der Mittel, um sich Geld zu verschaffen, ein feiger Soldat und ein lügenhafter Prahler, ein Schmeichler und eine böse Zunge hinter dem Rücken seiner Feinde, erregt er dennoch niemals Unwillen. Man sieht, dass seine zärtliche Besorgnis für sich selbst ohne alle Beimischung von Tücke gegen andere ist. Nur in der behaglichen Ruhe seiner Sinnlichkeit will er nicht gestört werden und diese erkauft er durch die Geschäftigkeit seines Verstandes. Immer aufgeräumt und guter Laune, immer bereit, andere zum Besten zu haben und über sich selbst Spass zu verstehen, so dass er mit Recht von sich rühmt, er sei nicht bloß witzig, sondern veranlasse auch andere, es zu sein, ist er ein vortrefflicher Gesellschafter des jugendlichen Müßiggangs und Leichtsinnes." — Überhaupt ist in Shakespeares Stücken oft eine überflutende geniale Heiterkeit, unter der aber immer eine tiefe Weltanschauung verborgen ist.

Shakespeare Katholik.

Shakespeares Weltanschauung ist die christliche und zwar schwillt er noch ganz von katholischen Anschauungen und sind seine Werke ein Beweis, wie sehr der Katholicismus noch im Volke lebte.[1]) Shakespeares Vater selber war ja Recusant. Das Schicksal der Alten, welches als unabänderliche Nothwendigkeit der Freiheit der Handlung gegenüber auftritt, findet sich bei ihm nicht, sondern Schicksal und Gemüth sind bei ihm Eines, in der Brust des Menschen leuchten die Sterne seines Schicksals. Der Mensch ist Herr seines Schicksals, wenn er auf die göttlichen Lebensgedanken eingeht; er verfällt den ewigen Gesetzen, auch wenn er noch so groß ist, sofern er der sittlichen Nothwendigkeit zuwider handelt. Hinter der Objectivität und Subjectivität des

[1]) Ulrici, l. c. S. 313—316.

Geistes und Lebens steht die göttliche Leitung, die alle Einseitigkeiten aufhebt und mildert. Staat und Kirche sind Organe der Vorsehung und stehen in Wechselwirkung und die Weltgeschichte, der größte Stoff des Dramas, wird dadurch, obschon von Menschen vollbracht, doch zuletzt nur Gottes That! Ulrici sagt:[1]) „Shakespeare vereinigte die Grundelemente der mittelalterlichen Weltanschauung mit denen der neueren Zeit zu einem gediegenen Ganzen. Bei ihm ist weder, wie bei Calderon, die subjective Freiheit vom göttlichen Rathschlusse oder den objectiven Mächten der sittlichen Nothwendigkeit erdrückt, noch ist bei ihm, wie bei Goethe, das Recht der subjectiven Freiheit gleichsam zum Privilegium erhöht, sondern sittliche Nothwendigkeit und menschliche Freiheit stehen im organischen Gleichgewicht"; — und darum enthält auch Shakespeare eine Fülle der tiefsten Lebensweisheit in schönster Form und in all seinen tragischen Gestalten waltet doch eine heitere Ruhe und neben der Kraft der Auffassung müssen wir immer die Tiefe des Gedankens, die durchsichtige Ruhe, die freudige Stärke bewundern. Mit heiterem Antlitze sagt er, wie Mozart, das Schwerste und Tiefste. Wir sehen ihm so wenig an, dass ihm sein Schaffen Mühe gekostet, dass seine Werke nicht als Producte der Kunst, sondern der Natur erscheinen. So ist auch seine Sprache immer voll Kraft, Frische und Anmuth, sprudelnd von Leben wie die Natur, individuell wie seine Charaktere, und mit dem Dufte des Lebens umgeben. Und bei all dieser Urwüchsigkeit zeigt sich bei näherem Betrachten doch die größte Kunstberechnung. Shakespeare ist der größte dramatische Compositeur, der je gewesen. Jedes seiner Stücke ist ein harmonisches Ganzes, jede seiner Figuren hängt mit dem Grundgedanken desselben aufs innigste zusammen und jede einzelne Scene ist nothwendig zur Entwicklung des großen reichen Gewebes und man weiß nicht, ist er größer in der Schilderung der Männer oder Frauen, während bei anderen dramatischen Dichtern, wie bei Schiller nur die Männer, bei Goethe nur die Frauen gelungen sind.

Naturwahrheit.

Und trotz aller Größe konnte Shakespeare in seiner eigenen Heimat dennoch in Vergessenheit gerathen. Es war dies Folge der Zeitrichtung. Alle seine Stücke aus dem Jahre 1606—1614 haben einen schweren, bitteren Ernst. England sank unter Jakob, man fühlte die Wehen einer großen Revolution. Das Volk theilte sich allmählich in zwei Parteien: die eine wollte Ernst machen mit der Reformation, die Urzeit des Christenthums und ihre Einfachheit zurückführen — und da war kein Platz für das Theater. Kunst und Wissenschaft waren gleich bedeutungslos diesem sittlichen Rigorismus gegenüber. Die puritanische Richtung ergriff die besseren Theile der Nation und da hörte denn das Theater auf, national zu sein, die Bühne galt für ein Werkzeug des Satans. Weil das Theater nicht mehr national war, so wurde es nur noch Hofbühne: da wollte man Glanz, prachtvolle Costüme, Augen- und Ohrenweide, überzuckert von geistiger Cultur, aber keine Tiefe der Anschauung.

Shakespeare in England vergessen.

[1]) Behse sucht ihn mit Unrecht als Protestanten hinzustellen: „Shakespeare, als Protestant, Politiker, Psycholog und Dichter." Hamburg 1851.

Ben Jonson.

Für diese Leute war Ben (Benjamin) Jonson, mit völlig nüchterner Auffassung des Lebens, mit Mangel an allem Idealen, aber mit geschickten Streiflichtern des Hohnes und Tadels, der rechte Mann. Statt ursprünglicher poetischer Kraft haben wir mehr einseitige Verstandesrichtung, die das Urwüchsige bemäkelt und auf die drei Einheiten (Zeit, Ort und Handlung) pocht. Zwar sagte Jonson 1623 in der Vorrede zur ersten Folio-Ausgabe der Shakespeare'schen Werke: „Triumphiere nur, mein England, denn du hast einen aufzuweisen, dem alle Bühnen Europas huldigen müssen! Shakespeare ist nicht eines Zeitalters, sondern für alle Zeit! Die Natur war selbst stolz auf seine Schöpfungen und freute sich das Gewand seiner Dichtung zu tragen, das so reich gesponnen und so fein gewoben war, dass sie seitdem keinen anderen Geist mehr anerkennen will." — Allein Ben Jonson selber, und seine sogenannte Schule, Fletcher (1576 bis 1625), Massinger (1584—1639), Beaumont (1586—1615) haben keine Ahnung von Shakespeares künstlerischer Harmonie, gestaltender Kraft und sittlicher Schönheit, sondern moralisieren und haschen nach Effect.

Lebensgang.

Übrigens ist Ben Jonson nicht zu unterschätzen. Er hat unter schwerem Druck nach Höherem gerungen. Geboren 1573 zu London, studierte er zu Cambridge mit Eifer insbesondere die Classiker, in denen er sich wohl bewandert zeigt, als ihn sein Stiefvater, ein Maurer, abrief und in seinem Handwerke verwendete. Angeekelt davon, entfloh der Jüngling und trat als Freiwilliger in die niederländische Armee ein, wo er angesichts beider Heere einen Mann im Einzelkampfe tödtete und ausraubte. Mit neunzehn Jahren kehrte er nach London zurück, wurde Schauspieler und Bearbeiter von Dramen. Zu einem Zweikampfe herausgefordert, tödtete er seinen Gegner, wurde aber selbst dabei schwer verwundet. Ein katholischer Priester besuchte und bekehrte ihn. Im zwanzigsten Jahre nahm er ein Weib, im zweiundzwanzigsten brachte er sein erstes Stück auf die Bühne und fortan schrieb er, um sich und seiner Familie Nahrung zu verschaffen; aber dabei vergaß er nur zu oft die nöthige Rücksicht und reizte seine Gegner zum Hasse, indem er ihre Fehler verspottete. Er behandelte seine Zuhörer wie Schüler und griff die Laster seiner Zeit offen und derb an. Dafür endete er in ärmlichen Verhältnissen, nachdem er Gattin und Kinder verloren, aber bis zum letzten Augenblick war er noch geistesfrisch. Erscheint Shakespeare oft wie ein Träumer, so ist Jonson der Logiker im Drama, nicht ohne Herbheit und moralischen Adel, voll Verachtung gegen Kriecherei.[1])

Shakespeare wieder erkannt.

In ernster Seelenstimmung verließ Shakespeare 1613 die Hauptstadt, wo ihm sonst so viele Liebe und Freundschaft entgegenkam. Die Revolution brach aus, alles griff zum Schwert, die Theater wurden geschlossen. Shakespeare war vergessen. Als das Königthum zurückkehrte, lag das Drama in den Banden französischen Geschmackes. Shakespeare ward verkannt, oder wenn man ein Stück von ihm gab, so war es verstümmelt, verglättet, verzärtelt und verwässert. Erst die Kritiken von Addison und Steele weckten wieder Theilnahme am großen Dichter der Nation, Rowe gab 1709 die erste selbständige Ausgabe heraus. Aber das Verständnis war noch so unklar, dass Pope sagen konnte, Shakespeare verletze die Einheit, sei unregelmäßig und seine Stücke planlos. Erst Garricks Darstellungen wiesen auf die verkannte Größe hin und Samuel Johnsons Kritiken und Richardsons Werk über einige Hauptfiguren des großen Dramatikers bezeichnen eine Wendung. Letzterer wies auf die Lebensfülle, Einheit,

[1]) Taine, l. c. S. 430.

Tiefe, Folgerichtigkeit in den Charakteren des Dichters hin und man ahnte, daſs die höchsten Leistungen der Kunst in ihnen enthalten seien.

Shakespeare in Deutschland.

Übrigens äußerte Shakespeare auf keinen Dichter Englands im vorigen Jahrhundert Einfluſs, wohl aber in Deutschland, wo er bei der Gährung des Geschmackes bald für die besseren Köpfe Leitstern und Muster wurde und als Genius wieder Genien weckte.[1]) Seine Würdigung in Deutschland wirkte wieder auf England zurück und machte ihn dort von neuem theuer, und die Verehrung für den großen Dichter hat jetzt einen Grad erreicht, daſs der Schotte Carlyle[2]) sagen konnte: „England umfaſst nur einen kleinen Theil der Engländer; in Amerika, in Neuholland, in Osten und Westen bei den Antipoden, da bedeckt das Sachsenthum einen großen Theil der Welt. Und was hält sie alle zusammen als ein Volk? Parlamentsbeschlüsse und Ministerpräsidenten nicht. Amerika hat sich von uns losgerissen, Ostindien, Neuholland wird es einst auch thun. Dennoch waltet ein König über allen, den kein Parlament entthronen kann, in gekrönter Souveränität als das edelste, reinste, stärkste Zeichen der Vereinigung, unzerstörbar, und wird noch Jahrtausende als Stern der Einheit über allen englisch redenden Völkern leuchten, und in Paramatta und in Newyork werden englische Männer und Frauen sagen: Ja, dieser Shakespeare gehört uns an, wir denken und sprechen nach ihm, wir sind Fleisch und Blut mit ihm.“ —

Spanien.

Drama in Spanien.

Spanien hat in der dramatischen Kunst Großartiges und Eigenthümliches in Menge hervorgebracht, mehr Stücke als alle Völker Europas zusammen. Man rechnet nicht zu viel, wenn man 30.000 Dramen in Spanien allein annimmt. Franzosen, Engländer und Deutsche haben oft den Stoff zu ihren Stücken aus spanischen Dichtern entlehnt und Lord Holland behauptet nicht zu viel, wenn er sagt: „Hätte Lope de Vega nicht geschrieben, würden vielleicht die Meisterwerke von Corneille und Molière nie entstanden sein, und kennten wir die Werke dieser nicht, gälte Lope de Vega noch immer für einen der großen dramatischen Schriftsteller Europas.“

Ursprung.

Die Geschichte der allmählichen Entwicklung der dramatischen Kunst in Spanien wird deshalb wichtig. Wie in England, wie in Frankreich und Deutschland, bildete sich auch in Spanien das Drama aus den Mysterien und Moralitäten heraus, obschon man erwarten könnte, daſs es aus dem Drama der Alten hätte hervorgehen sollen, denn Spanien war ja eine Zeit hindurch ganz römisch und die Römer hatten dort Theater. Wir hören von Gesängen der alten Iberer, die, mit lebhaften Gesticulationen begleitet, vorgetragen wurden. Die fein gebildeten Westgothen nahmen von den Römern den Sinn für theatralische Belustigungen an, denn wir haben Concilienbeschlüsse, welche den Christen verbieten, als Komiker und Pantomimen aufzutreten. König Sisebut setzte den Bischof von Barcelona ab, weil er die Aufführung unanständiger Dinge

Gothen.

[1]) Adolf Stahr, Shakespeare in Deutschland — in Prutz, „Literar-historisches Taschenbuch“. Leipzig 1843. — Ulrici, l. c. S. 792—814.

[2]) On heroes, heroworship and the heroic in history, p. 138—179.

auf dem Theater nicht verhindert hatte. Allein all das starb ab unter den Arabern, diesen war das Drama ein Greuel und die tapferen Gothen im Norden waren zu arm, zu bedrängt, in stetem Kampfe um ihr Leben, als dass das Drama aus alter Zeit sich hätte forterhalten können. Ihre einzige geistige Auffrischung fanden sie im christlichen Gottesdienst und im Heldenlied. Kaum aber haben die Gothen nach langem, schwerem Kampfe ihre Herrschaft bis in den Süden ausgebreitet, so finden wir auch die Poesie bei ihnen gepflegt und die Aufführung geistlicher Schauspiele im Gebrauche.[1]) Aus Südfrankreich pflanzte sich die Tenzone, ein Wettgesang, die Pastoretta oder Pastorella bei ihnen ein, ein Gespräch zwischen einem Dichter, einem Schäfer und einer Schäferin, und die Albas, Morgenlieder, bei denen ein aufgestellter Wächter dem liebenden Paare den Anbruch des Tages verkündet. Während der Sänger eine Romanze hersang, stellten andere Spielleute die erzählte Begebenheit pantomimisch dar. Eine Beweisstelle für das Vorhandensein dramatischer Darstellungen findet sich in dem Gesetzbuche Alfons X. oder des Gelehrten:[2]) „Die Geistlichen sollen keine Possenspiele darstellen und, wenn andere Personen dergleichen thun, so sollen die Priester nicht dabei sein, weil da viel Hässliches und Unanständiges vorfällt. Auch sollen diese Dinge nicht in den Kirchen getrieben werden; denn die Kirche Gottes ist gemacht, um zu beten. Doch gibt es Vorstellungen, die den Geistlichen erlaubt sind, wie z. B. die von der Geburt unseres Herrn Jesu Christi, worin gezeigt wird, wie der Engel zu den Hirten kam und wie er ihnen sagte, Jesus sei geboren, und dann die von seiner Erscheinung, wie die drei Magier kamen, um ihn anzubeten, und die von seiner Auferstehung, die zeigt, wie er gekreuzigt ward und am dritten Tage auferstand. Solche Dinge, wie diese, welche den Menschen ermuntern, Gutes zu thun und Ehrfurcht vor dem Glauben zu haben, können sie darstellen, auch noch deshalb, damit die Menschen sich erinnern, dass so, wie hier, es sich in der Wirklichkeit zugetragen hat. Aber sie müssen das mit Ordnung und großer Frömmigkeit thun und in großen Städten, wo Erzbischöfe und Bischöfe sind, oder auf deren Geheiß, aber nicht in Dörfern und an schlechten Orten und um Geld zu gewinnen."[3])

Tenzone. Pastorella.

Die geistlichen Schauspiele[4]) kamen in den höchsten Flor, als Urban IV. das Frohnleichnamsfest[5]) anordnete. Die Frohnleichnamsspiele namentlich sind unter den „Autos sacramentales" verstanden. So hören wir, dass das Opfer des Isaak, der Traum des Jakob gerne aufgeführt wurden. Auch der Todtentanz muss zu den geistlichen Schauspielen gerechnet werden. Die Anschauung, dass der Tod mit jedem tanze, ward durch die große Pest im Jahre 1348 veranlasst und gieng aus tiefem Ernst der Einsicht von der Bedeutung und Aufgabe des Lebens hervor. Nur in der Überzeugung von der Ewigkeit des

Autos sacramentales.

Todtentanz.

---

[1]) Über die Stimmung der Urkirche gegen das Theater vergl. Hefele, Über den Rigorismus in dem Leben und den Ansichten der alten Christen — in der „Tübinger theologischen Quartalschrift", 1841, S. 396 ff., dann in seinen „Beiträgen zur Kirchengeschichte". I, S. 28 ff., und in seiner „Kirchengeschichte", I, S. 156 f., 180, 181, 184, 207, 337.

[2]) Siete partidas. I, 6, 34.

[3]) Ibid. I, 6, 36. — Schack, l. c. I, S. 115.

[4]) In der Nähe von Mexiko führen die Landleute heute noch solche religiöse Schauspiele auf. C. d. B. Life in Mexico. London 1843. — Ticknor, Geschichte der schönen Literatur in Spanien, I, S. 208.

[5]) Das Fest des heiligen Frohnen-Leibes, Frohn = Herr. Urban IV. bestieg 1261 den päpstlichen Stuhl; er war es, der die Feier dieses Festes anordnete und den Tag — den Donnerstag nach dem Dreifaltigkeitsfeste — für die ganze Kirche festsetzte.

Geistes vermochte man über den Tod zu lächeln, und dessen Vorstellung zum Stoff künstlerischer Verarbeitung zu nehmen. Die mimischen Darstellungen des Todtentanzes riefen erst die malerischen Darstellungen desselben hervor. Der Tod tritt als Gericht, das über alle Erdengröße waltet, an jeden heran, jeder hat Einwendung zu machen, alle werden abgewiesen, jeder beklagt sein Schicksal, in das er sich zuletzt fügt mit frommer Ergebung.

Aus den geistlichen Schauspielen heraus entwickelte sich nach und nach das weltliche. Die Berührung, in welche Spanien mit Italien kam, erweckte den Sinn für die Kunstform und so konnte das spanische Drama national sein und doch die Form vollendet werden. Der hohe Geist, mit dem die Regierung Ferdinands und Isabellas ganz Spanien erfüllte, zeigte sich schnell in den dramatischen Darstellungen.

Im Jahre 1492, heißt es, fiengen die Gesellschaften an, öffentlich Komödien von Juan del Encina darzustellen, einem Dichter von großer Anmuth, Scherzhaftigkeit und Unterhaltungsgabe, — und Agostin de Rojas sagt: „In jener glücklichen Zeit, als die katholischen Könige die Mauren aus Granada vertrieben, begann die Inquisition und unsere Komödie, damit alle angespannt würden, gute, heroische und ausgezeichnete Handlungen zu vollbringen, indem sie die Thaten ausgezeichneter Männer dargestellt sehen." Encina war geboren 1469 bei Salamanca, wo er auch seine Studien vollendete. Sein poetisches Talent entwickelte sich früh. Schon im vierundzwanzigsten Jahre gab er seine sämmtlichen Werke heraus, Umbildungen der Eklogen des Virgil und dramatische Versuche, die bei festlichen Gelegenheiten bei seinem Gönner, dem Herzog von Alba, vorgestellt wurden. Später kam der Dichter nach Rom und wurde von Leo X. zum Director der päpstlichen Kapelle ernannt. 1519 machte er eine Reise ins heilige Land, die er in einem Gedichte „Tribagia" besang. Er wurde Priester, erhielt das Priorat von Leon und starb 1534 in Salamanca. Schack[1]) vergleicht seine Dramen sehr sinnig mit den alten religiösen Bildern Giottos, Fiesoles, die uns durch ihre Naivität und süße Anmuth entzücken. Encina.

Ein Drama, aber nicht für das Theater gearbeitet, wenn auch von Einfluss auf die dramatische Literatur, ist „La Celestina, tragicomedia de Calisto y Melibea," 1500 zu Salamanca erschienen, von mehreren verfasst, 21 Acte groß, der Anfang soll von Juan de Mena sein, der Schluss ist von Fernando de Rojas. Sie will ein Gemälde von den Verirrungen der Leidenschaft zur Warnung von jedermann entwerfen und zeichnet sich durch hohes Talent der Darstellung, feine Charakterisierung und Lebendigkeit des Dialoges aus; sie muss aber mehr als dramatischer Roman denn als Schauspiel betrachtet werden, enthält dabei Stellen voll Tiefsinn und hoher Schönheit.[2]) Der Portugiese Gil Vicente[3]) war auf das Drama Spaniens von Einfluss, denn er schrieb einen Theil seiner Stücke spanisch und sie fanden natürlich ihren Weg in das Land und fesselten durch ihre Kraft und ihre naive Anmuth. Wie umfassend der Stoff Celestina. Gil Vicente.

[1]) Schack, Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien, 3 Bde. Berlin 1845.

[2]) Schlegels sämmtliche Werke von Böcking. Leipzig 1846. Bd. IV, S. 172. — Ticknor, l. c. I, S. 216—219. — Clarus, Das spanische Drama im Mittelalter. I. — Deutsche Übersetzung der Celestina von Bülow. Leipzig 1843.

[3]) Welcher Bd. VII, S. 390 d. Werkes bei der portugiesischen Literatur erwähnt wurde.

seiner Stücke hin und wieder war, zeigt das Summarium der Geschichte Gottes, welches die heilige Geschichte vom Falle Lucifers bis zur Himmelfahrt Christi behandelte. Am meisten dramatisches Talent zeigt er in seinen Farcen, keck hingeworfenen Schwänken voll burlesker Kraft und dramatischer Lebendigkeit und
Naharro sprudelnd von Witz.[1]) — Torres Naharro, ein Geistlicher und Gelehrter aus angesehener Familie, geboren in la Torre bei Badajoz, einmal Gefangener in Algier, gab 1517 in Rom vermischte Dichtungen unter dem Namen „Propaladia“ heraus mit Erlaubnis Leos X. Dies Buch enthält nicht bloß acht Komödien, sondern auch wichtige Bemerkungen zur Geschichte des spanischen Theaters. Die Komödie nennt er „eine sinnreiche Entwicklung interessanter und glücklich endender Begebenheiten“. Er unterscheidet zwei Gattungen von Komödien, „Comedias a noticia“, die eine wirklich vorgefallene Begebenheit behandeln, und „Comedias a fantasia“, deren Handlung rein erdichtet ist. Statt Acte gebraucht er den Ausdruck „Jornadas“, Tagreisen, weil sie die meiste Ähnlichkeit mit Stationen haben.[2])

1526 finden wir übrigens schon ein ständiges Theater in Sevilla, 1534 erließ Karl V. ein Gesetz gegen übertriebenen Luxus in Kleidern bei Komödien. Die Taufe Philipps II. wurde 1527 mit großartigen Autos gefeiert. Juan
Boscan. Boscan übersetzte eine Tragödie des Euripides, um das spanische Drama nach antiken Mustern zu gestalten. Ähnliches thaten Villalobas und Oliva.

Zur wahren Blüte des Dramas gelangten die Spanier jedoch erst, als mehr Ruhe in das Leben der Nation kam und die Regierung ihren festen
Lope de Rueda. Sitz in Madrid nahm. Über Lope de Rueda und das Drama jener Zeit überhaupt, namentlich über die steigende Kunst der Darstellung gibt Cervantes eine höchst interessante Nachricht:[3])

„Der große Lope de Rueda war zu Sevilla geboren und seines Gewerbes ein Goldschläger. Er war bewunderungswürdig in der Schäferpoesie und in dieser Gattung hat weder vor noch nach ihm irgendwer ihn übertroffen. Ob ich gleich nicht über die Güte seiner Verse urtheilen konnte, weil ich noch ein Kind war, so sind mir doch einige im Gedächtnis geblieben, die ich, indem ich sie jetzt in einem reifen Alter wieder durchgehe, ihres Rufes würdig finde. Zur Zeit dieses berühmten Spaniers war die ganze Geräthschaft eines Schauspieldichters und Theaterdirectors in einem Sacke enthalten und bestand in vier weißen Schäferpelzen, mit vergoldetem Leder besetzt, vier falschen Bärten und Perücken und vier Schäferstäben, mehr oder weniger. Die Schauspiele waren nur Unterredungen wie Eklogen, zwischen zwei oder drei Schäfern und einer Schäferin; man verschönerte oder verlängerte sie mit zwei oder drei Zwischenspielen von einer Negerin, Kupplerin, Tölpeln oder Biscayern. Derselbe Lope spielte diese vier Rollen mit aller Vortrefflichkeit und Wahrheit, die man erdenken kann. Zu jener Zeit gab es keine Coulissen, keine Gefechte zwischen Mauren und Christen zu Fuß und zu Pferde; da gab es keine Gestalt, welche durch eine Theaterversenkung aus dem Mittelpunkte der Erde emporstieg oder emporzusteigen schien; und die Bühne bestand aus vier in ein Viereck gestellten Bänken, mit vier oder sechs Brettern

[1]) Schack, l. c. I, 160. Seine acht Dramen in Böhls „Altspanische Schaubühne“. Gil Vicente obras. Hamburg 1834.
[2]) Schack, l. c. I, S. 180—194.
[3]) In der Vorrede zu seinen acht Komödien.

darüber, so dass sie sich vier Hand breit über den Boden erhob. Man sah keine Engel oder Geister auf Wolken vom Himmel herabsteigen; der ganze Zierrat des Theaters war ein alter, an Schnüren zu beiden Seiten aufgehängter Teppich; er trennte den Platz der Zuschauer von der Bühne. Dahinter stellte man die Musiker, welche ohne Guitarre irgend eine alte Romanze sangen. Lope de Rueda starb und wegen seiner Berühmtheit und Vortrefflichkeit bestattete man ihn zwischen den beiden Chören in der großen Kirche zu Cordova, wo er gestorben war, an derselben Stelle, wo jener berühmte Narr, Louis Lopez, auch begraben liegt. Naharro. Naharro, aus Toledo gebürtig, folgte dem Lope de Rueda; er machte sich berühmt besonders in der Rolle eines hasenherzigen Kupplers; Naharro vermehrte um etwas die Verzierungen der Schauspiele und verwandelte den Kleidersack in Koffer und Kasten. Er zog die Musik auf die Bühne, welche vorher hinter dem Vorhang ertönte; er nahm den Spassmachern ihre Bärte, denn bis auf ihn hatte niemand ohne einen falschen Bart gespielt. Er wollte, dass alle sich frank und frei zeigten, ausgenommen diejenigen, die alte Rollen spielen oder ihr Gesicht verändern mussten. Er erfand die Coulissen, die Wolken, den Donner und Blitz, die Zweikämpfe und Schlachten. Aber nichts von dem allem wurde zu der Vollkommenheit gebracht, in der wir es heutigentags sehen (und hier muss ich aus den Schranken meiner Bescheidenheit heraustreten), in dem Augenblicke, wo man auf dem Theater von Madrid ‚Die Gefangenen von Algier,' welche ich verfasst habe, ‚Die Numancia' und ‚Die Seeschlacht' aufführen sieht. Hier wagte ich die Schauspiele von fünf Acten oder Handlungen, welche sie vorher hatten, auf drei zu beschränken. Ich war der erste, der die Phantome der Einbildungskraft und die verborgenen Gedanken der Seele darstellte, indem ich moralische Gestalten auf der Bühne erscheinen ließ, mit allgemeinem Beifall der Zuschauer. Ich verfertigte in jener Zeit zwanzig bis dreißig Schauspiele, die alle aufgeführt wurden, ohne dass das Publicum die Schauspieler mit Gurken oder Orangen oder sonst etwas bewarf, dergleichen die Zuschauer schlechten Komödianten an den Kopf werfen; sie giengen ihren Weg fort ohne Pfeifen, ohne Verwirrung und Lärmen."

Autos. Neben diesen weltlichen Stücken dauerten die Autos fort. Das Concil zu Toledo 1565 verbot aber sie in den Kirchen, während des Gottesdienstes aufzuführen, und untersagte den Geistlichen, Rollen darin zu übernehmen. Sie wurden jetzt auf eigens dazu erbauten Gerüsten auf großen Plätzen aufgeführt oder auf den für weltliche Stücke bestimmten Bühnen. Im Gegensatze zu Rueda schrieb Juan de Malara um 1550 Lustspiele, in denen er die Manier der Alten nachahmte. Philipp II. verbot, dass Frauen auf der Bühne erscheinen, 1580 wurde aber dieses Verbot wieder aufgehoben. Augustin de Rojas Vilandrando, Soldat unter Philipp II. in Frankreich, später Schauspieler, gab 1602 eine unterhaltende Reise heraus, in welcher er das Treiben verschiedener Schauspielertruppen in ergötzlicher Weise schilderte, aus der wir entnehmen können, wie die Liebe zu dramatischen Darstellungen die ganze Nation, ja sogar jedes kleine Dorf ergriffen hatte. Valencia wie Sevilla hatten ihr ständiges Theater. 1565 traten Bürger von Madrid zu einer Brüderschaft zusammen für Kleidung und Speisung der Armen, Pflege der Kranken, und erhielten das Privilegium, den Schauspielertruppen Locale für ihre Vorstellungen zu liefern. Ein Theil des Erträgnisses kam der wohlthätigen Stiftung zu Gute. Bald wurde nicht mehr bloß an Sonn- und Festtagen, sondern auch an Werktagen gespielt, so sehr wuchs der Hang zum Schauspiel. Die zwei Theater de la Cruz und del Principe, welche 1580 in Madrid errichtet wurden, bestehen heute noch fort. —

Eifer für Schauspiele.

Cervantes.

Die besten Geister der Nation hielten also es nicht unter ihrer Würde, für die Bühne zu arbeiten, und unter ihnen war Cervantes einer der ersten, welche diese Laufbahn betraten. Ein großer Schriftsteller aus der großen Zeit Spaniens ist dieser Miguel de Cervantes Saavedra.[1])

Cervantes

Er stammte aus guter Familie, die mit den alten Gothenkönigen von Leon verwandt war — einer seiner Vorfahren that sich unter Ferdinand dem Heiligen bei der Eroberung Sevillas hervor — aber sein Vater war wenig bemittelt. Geboren zu Alcala de Henares 1549 wurde Cervantes für die gelehrte Laufbahn bestimmt. In Madrid lernte er die Classiker kennen, in Salamanca machten einige Gedichte von ihm schon Aufsehen, denn früh schon regte sich in ihm der poetische Genius — er schrieb Sonette, Romanzen, einen Schäferroman „Filena". Im Dienste des Cardinals Aquaviva kam der arme Jüngling nach Rom, wo die Größe der Erinnerungen wie die Schönheit der Kunstwerke sein Herz mit Begeisterung erfüllten. Der Geist der Kreuzzüge wehte damals noch einmal durch die Welt und Cervantes trat als gemeiner Soldat in die Armee und nahm auf dem Schiffe „Marquesa" an der Seeschlacht bei Lepanto Antheil, wir sahen oben, mit welchem Heldenmuth; mit dem Rufe: „Lieber den Tod als eine mit Feigheit erworbene Gesundheit!" hob er sich vom Krankenlager und stürzte sich tollkühn in den Kampf und bedeckte sich mit Wunden und Ruhm so, dass er von Don Juan belobt und beschenkt wurde. In Messina von seinen Wunden geheilt — nur die linke Hand blieb verstümmelt — machte dann Cervantes den Sturm auf Navarino, die Feldzüge in Afrika mit. Von Don Juan mit Empfehlungsbriefen an Philipp II. versehen, fiel Cervantes am 25. September 1575 mit seinem Schiffe nach verzweifeltem Widerstande in die Hände der Seeräuber und wurde in Algier Sclave eines griechischen Renegaten. Fortan ist sein Leben eine stete Schule der Leiden, die er aber mit heroischer Seelenstärke ertrug. In ergreifenden Zügen schildert er später[2]) die Leiden der Christensclaven in Algier, um Werke des Erbarmens zur Loskaufung der Gefangenen oder einen Kreuzzug zu ihrer Befreiung hervorzurufen. Wie erfinderisch sein Geist, wie kühn und stark sein Herz, wie edel sein Gefühl war, zeigen die steten Befreiungsversuche, die zwar insgesammt misslangen, aber seinem Herrn doch solche Angst und Achtung vor Cervantes abdrangen, dass man ihn zwar zu schrecklichen Strafen verurtheilte, aber sie niemals an ihm vollzog. Aber er stieg im Werte: als 1576 sein Vater alle Habe, seine Schwestern die Aussteuer opferten, kam doch nur so viel zusammen, dass Cervantes oder der Bruder damit losgekauft werden konnte. Cervantes ließ den Bruder ziehen, er selber blieb in Gefangenschaft. Wie sehnte er sich nach der Freiheit! Einmal ist er wieder entronnen, schon sicher im Hause eines Freundes. Da verkündet der Sultan Todesstrafe für den, der den Flüchtling berge, und um den Freund nicht in Gefahr zu bringen, stellt sich Cervantes freiwillig dem König. Weil er sich weigert, Mitschuldige zu nennen, wird er gefesselt und in den Kerker geworfen; der König sagt selber, er sei seiner Hauptstadt nicht sicher, so lange er diesen Spanier nicht

als Krieger,

als Sclave.

[1]) Thomas Roscoe, Life and writings of Miguel Cervantes. Lond. 1839.

[2]) Vergl. Reinhold Baumstark, Cervantes' Musternovellen, Bd. I, S. 1—20. Freiburg 1868. Vergl. oben S. 204.

in Banden habe. Ein allgemeiner Aufstand aller Christen in Algier ward in der That von Cervantes angeregt.

Endlich am 19. September 1580 schlug die Stunde der Befreiung; Trinitarier kauften und baten ihn los. Cervantes trat sogleich wieder in die Armee ein und machte den Feldzug nach Portugal unter Alba mit. Sein Herz war noch immer entzündbar und seine Phantasie feurig. 1583 dichtete er den Schäferroman „Galathea"; unter dem Namen der Heldin stellte er seine Geliebte dar, Donna Catalina de Palazios Salazar, mit der er sich 1584 vermählte und in ihrer Heimat, dem Städtchen Esquivias, sich niederließ; unter dem Schäfer Elcio stellte er sich selber dar, unter den andern Schäfern Schriftsteller seiner Zeit und Bekanntschaft. Der Reiz der Erfindung, die Süßigkeit der Sprache, die Reinheit des Tones setzen dieses Werk unter die classischen Schriften Spaniens. Galathea.

Mit dem Familienleben kamen die Nahrungssorgen. Um sein Brot zu verdienen, schrieb damals Cervantes „zwanzig bis dreißig Stücke," die alle mit Beifall aufgenommen wurden. Nur zwei von ihnen sind noch vorhanden und lassen uns durch ihren Wert den Verlust der anderen gar so sehr bedauern: „Das Leben in Algier" und „Numancia": in jenem will er das Mitleid und den Eifer zur Loskaufung der Gefangenen, in diesem die Vaterlandsliebe erregen. Diese Gefühle bilden die Einheit dieser großartigen, aber auch hin und wieder die Schranken des Schönen überschreitenden Dichtungen. Die Kraft der Gefühle, die Kühnheit der Sprache erinnern an den Geist, der in den „Persern" und im „Prometheus" des Aischylos weht.

Wie muss die „Numancia" die Spanier für Unabhängigkeit und Nationalruhm berauscht haben! Das Stück wurde in Madrid oft aufgeführt. Es war die Zeit, da Philipp II. zur großen Unternehmung gegen England rüstete. Der Dichter kam oft nach Madrid. 1588 erhielt er die Stelle eines Proviantofficiers der indischen Flotte in Sevilla, er musste Einkäufe machen für die Armada und zu diesem Zwecke Andalusien bereisen. Die Eindrücke, die er hier empfieng, zeigen sich in seinen „Novelas ejemplares" oder Mustererzählungen, die er damals begann, und von denen er zwölf im Jahre 1612 herausgab. Er nennt sie Mustererzählungen, um sie von den unanständigen Erzählungen zu unterscheiden, die man seit dem „Decamerone" aus dem Italienischen übersetzte, und weil es keine darunter gebe, aus der man nicht ein gutes Beispiel nehmen könne. „Die verliebten Reden," sagt der Verfasser, „die in einigen dieser Novellen vorkommen, sind der Vernunft, der Sittlichkeit und der Religion so wenig entgegen, dass sie weder dem einfältigsten, noch dem witzigsten Leser einen unreinen Gedanken einflößen werden. Wenn ich wüsste, dass das Lesen dieser Erzählungen bei irgend jemand einen unreinen Wunsch erregen könnte, so würde ich mir die Hand, womit ich sie schrieb, lieber abhauen, als sie ans Licht stellen!" Cervantes hat hohen, reinen Sinn. — „Ich glaube, dass ich der erste bin, der in unserer castilischen Sprache selber erzählt. Die vielen anderen Novellen, die bei uns gedruckt worden, sind durchgängig aus fremden Sprachen übersetzt; aber diese sind mein Eigenthum, ich habe sie weder geborgt noch gestohlen. Meine Phantasie hat sie erzeugt, meine Feder hat sie zur Welt geboren und die Presse gibt ihnen ihre Ausprägung." Numancia. Novellen. Hoher Sinn.

Ein eigener Zauber ruht auf diesen Novellen. Cervantes ist ein Meister im Erzählen und manche enthalten so feine Seelengemälde, so viele Wortspiele, dass sie nahezu in andere Sprachen nicht zu übertragen sind. Die Erfindung ist immer sinnreich, die Schilderung meisterhaft, der Vortrag anmuthig und

Zigeuner. spannend. Die erste dieser zwölf Novellen, „La Gitanella“, die Zigeunerin (es ist die Geschichte der Preciosa) ist auch darum merkwürdig, weil sie eine anziehende Schilderung des Lebens der Zigeuner gibt. Der Hauptmann derselben sagt: „Wir sind Herren der Felder, der Saaten, der Wälder, der Berge, der Quellen und der Flüsse. Unentgeltlich liefern uns die Berge Brennholz, die Bäume Früchte, die Reben Trauben, die Gärten Gemüse, die Quellen Wasser, die Flüsse Fische und die Forste Wildbret, Schatten die Felsen, Kühlung die Klüfte und Wohnung die Grotten. Für uns ist die Ungunst des Himmels ein Zephyr, Kühlung der Schnee, ein Bad der Regen, der Donner Musik und eine Leuchte der Blitz. Für uns ist der harte Erdboden ein weicher Federpfuhl, die abgehärtete Haut unseres Körpers dient uns zum undurchdringlichen Panzer, der uns beschirmt; unsere Behendigkeit hemmen keine Gitter, hindern keine Gräben, versperren keine Mauern; unsern Muth bindet kein Strick, mindert keine Schranke, erstickt keine Folter, bezwingt keine Marter. Zwischen Ja und Nein machen wir keinen Unterschied, wenn es uns zusagt; immer finden wir es rühmlicher, Märtyrer als Beichtiger zu sein. Für uns werden die Lastthiere auf den Feldern erzogen und die Beutel in den Städten abgeschnitten. Kein Adler oder anderer Raubvogel stürzt sich schneller auf die Beute, die sich ihm darbietet, als wir auf die Gelegenheit zufliegen, die uns einen Vortheil ankündigt. Kurz, wir haben gar viele Eigenschaften, die uns einen glücklichen Ausgang versprechen, denn im Gefängnis singen wir, auf der Folter schweigen wir; wir arbeiten am Tage und stehlen nachts, oder besser gesagt, wir erinnern daran, dass niemand versäume, nachzusehen, wohin er seine Habe legt. Uns peinigt nicht die Furcht, die Ehre zu verlieren, noch macht uns das Bestreben, sie zu vermehren, schlaflos. Zu Sternkundigen hat uns die Natur gemacht; denn, da wir immer unter freiem Himmel schlafen zu allen Stunden, so wissen wir auch, wie weit es am Tage oder bei Nacht ist. Mit einem Worte, wir sind Leute, die von ihrem Kunstfleiß leben und ohne den alten Spruch auf sich anzuwenden: Kirche, Meer oder Königshaus; wir haben, was wir begehren, weil wir uns mit dem begnügen, was wir haben.“

Romeitsches. Im fünfzehnten Jahrhundert erschien dieses fremdartige Volk zuerst in Europa. Von Hind Kales, mit Umwandlung der Spirans in Sibilans Zingaris[1]) oder schwarze Inder, wie sie sich nannten, entstand das Wort Zigeuner. Wie einst vor dem Einbruche der Arier die Chamiten, so flohen diese Parias aus dem Stamme der Nuts vor den Horden Tamerlans aus Ostindien, nach Persien, nach Ägypten, nach Europa. 1417 erschienen sie zuerst in der Moldau und Walachei, in Ungarn, 1422 in Italien, unstät umherirrend, wahrsagend, stehlend, und drangen bis Portugal, bis Schottland, bis Norwegen. In Frankreich erhielten sie den Namen Bohémiens, weil man sie mit den Hussiten in Gedanken verband, in England Gypsies, weil sie aus Ägypten kamen, in Dänemark und Norwegen Taters oder Tataren, in den Niederlanden Heiden.

Verfolgung. Überall war die Staatsgewalt hinter ihnen her: Ferdinand der Katholische verbannte sie 1492, Heinrich VIII. 1531; Franz I. sprach Galeerenstrafe gegen sie aus. Karl V. verwies sie von dem Boden des Reiches; Friedrich Wilhelm I. von Preußen gebot, jeden Zigeuner, der achtzehn Jahre alt wäre,

[1]) Woher das spanische „Gitanos“ entstand.

kurzweg aufzuhängen. Alles vergebens; die Romeitschel, wie sie sich auch nennen, waren nicht auszurotten. Zahlreich sind sie heute noch im südlichen Spanien, in der Moldau und Walachei, in Ungarn. Sie sind geschickte Korb- und Mattenflechter, Rosstäuscher und Viehhändler, Kuppler und Diebe, lieben leidenschaftlich den Tanz und haben viel Talent für Musik. In Europa sollen im ganzen noch 500.000 Zigeuner leben.[1]) Kaiser Joseph II. bemühte sich, sie an anständiges Gewerbe und an Gesittung zu gewöhnen. Thun und Treiben.

In der Vorrede zu seinen Novellen räth der Dichter, unter sein Bild die Worte zu setzen: „Der Mann hier mit dem Adlergesichte, mit den braunen Haaren, mit der glatten freien Stirn, mit dem fröhlichen Blick, mit der krummen, aber nicht häßlichen Nase, mit dem Silberbart, der vor kaum zwanzig Jahren noch golden war, mit dem starken Stutzbart und kleinen Mund, mittelmäßig von Wuchs, frisch von Gesichtsfarbe, ein wenig geduckt und nicht gar zu leicht zu Fuß, — dieser Mann, sage ich, ist der Verfasser der ‚Galathea' und des ‚Don Quixote von la Mancha', Miguel de Cervantes. Er war viele Jahre Soldat und sechsthalb Jahre in der Gefangenschaft, wo er lernte die Widerwärtigkeiten mit Geduld zu ertragen. In der Seeschlacht bei Lepanto verlor er die linke Hand durch einen Büchsenschuss, eine Verletzung, die ihn zwar entstellt, die er aber für eine Schönheit achtete, weil er sie bei der denkwürdigsten Gelegenheit erhielt, welche vergangene Jahrhunderte gesehen haben und künftige sehen können." Bild des Cervantes.

„Galathea" und „Don Quixote" sind demnach der Stolz des Dichters. Cervantes hatte für eine Familie zu sorgen, sowie für seine Schwester, die ihr Vermögen geopfert, um ihn zu befreien, und bewarb sich in seiner Noth 1588 bei der Regierung um eine Stelle. Die Bittschrift sammt den Beweisstücken ist in neuerer Zeit gefunden und von Navarrete herausgegeben worden. Der Dichter wurde Proviantcommissär für die indische Flotte in Sevilla, hielt sich zehn Jahre in dieser Stadt auf und machte von da Reisen durch Andalusien, was die reizenden Schilderungen des spanischen Volkslebens ermöglichte. In seiner Herzensgüte vertraute Cervantes einem Kaufmann Geld an, das er eingezogen hatte, und kam dafür ins Gefängnis, da er unvermögend war, aus eigenen Mitteln die Summe zu ersetzen. Einige Zeit hindurch fehlen jetzt alle Nachrichten über sein Leben. Nach der Überlieferung soll er wegen eines Streites im Städtchen Argamasilla im Gefängnisse gewesen sein und hier den Roman begonnen haben, der seinen Namen schnell durch die Welt trug. 1605 erschien der erste Theil des „Don Quixote", der bald in alle Sprachen übersetzt und der Liebling aller Stände wurde. Als Philipp III. von seinem Balkon einen Studenten sah, der, am Manzanares sitzend, während des Lesens in einemfort hell auflachte, sagte er zu seinen Hofleuten: „Der Mensch muss ein Narr sein oder er liest den ‚Don Quixote'." — Während Cervantes noch lebte, wurden 30.000 Exemplare des Buches verkauft. Von einer der vielen französischen Übersetzungen zählte eine allein bis jetzt mehr als fünfzig Auflagen, aber bei dem damaligen Zustande des Buchhandels hatte der Verfasser keinen Vortheil davon, er blieb arm. Alles erheiterte sich an den Früchten seines Geistes und lachte darüber, während er selber darbte und in Sorgen seine letzten Jahre zubrachte. 1614 gab sogar ein Don Quixote.

[1]) In Ungarn und Siebenbürgen zählt man 90.000, in Spanien 40.000, in England 18.000.

gewisser Avellaneda eine Fortsetzung von „Don Quixote“ heraus, welche die bösartigsten Schmähungen gegen Cervantes enthielt. Cervantes widerlegte sie, indem er selber den zweiten Band erscheinen ließ. In demselben hat der Dichter die höchste Meisterschaft zu charakterisieren erreicht und herrscht eine Klarheit und Durchsichtigkeit, dass dieses Werk zu den ersten Leistungen aller Länder und Völker zu zählen ist.

Aber, wird eingewendet, „Don Quixote“ ist das traurigste Buch, das je geschrieben wurde! Der Grundgedanke ist höchst traurig, die Nichtigkeit, Seelengröße und die Täuschungen des Heldenthums werden nachgewiesen, ein vortrefflicher Mann zum beständigen Gegenstande des Lachens hingestellt. Allerdings. Aber, wenn der Dichter es anders angefangen hätte, so hätte er schwerlich sein Ziel erreicht. Dasselbe ist nicht, den Gegensatz des Poetischen und Prosaischen, von Heldenthum und kalter Selbstsucht zu schildern, wie man hin und wieder gemeint hat, sondern einer Zeitkrankheit entgegenzutreten, die Verbreitung und Geltung der Ritterbücher zu brechen, an die Stelle der verlockenden, berauschenden, eine nüchterne und gesunde Weltanschauung zu setzen. Der Dichter hat sein Ziel erreicht, kein Ritterroman erschien mehr nach dem „Don Quixote“, aber die Cur war zu spät angewendet, Cervantes hätte ein Jahrhundert früher erscheinen sollen.

Ein fantastischer Zug liegt im ganzen spanischen Wesen und die Ereignisse haben ihn gesteigert. Schon im Gesetzbuche Alfonsos ist ein Ideal des Ritterthums gezeichnet, wie der Ritter glänzende Kleidung tragen müsse, um dem Volke mehr Ehrfurcht einzuflößen, wie er enthaltsam leben und allen erschlaffenden Vergnügen entsagen müsse. Während der Mahlzeit, heißt es dort, muss er sich die Heldenthaten vergangener Zeiten vortragen lassen, um seinen Geist zu befeuern, und in der Schlacht den Namen seiner Dame anrufen, damit ihm dies frischen Muth in die Seele gieße und ihn vor unritterlichem Thun bewahre. Seit die Spanier den Mauren gegenüber stets im Siege waren, verlangten sie in der Ruhe wenigstens Erzählung von Ritterthaten. Französische Ritterromane drangen in die Halbinsel und wurden gierig verschlungen. Noch wirksamer war die Arbeit eines Portugiesen, der „Amadis de Gaula“, geschrieben von Vasco de Lobeira, einem Edelmanne am Hofe Johanns I. von Portugal, der von demselben 1385 zum Ritter geschlagen wurde und 1405 gestorben ist. Gaula scheint so viel als Wales zu sein.

Ritterromane.

Amadis.

Übrigens verfährt der Verfasser ganz frei mit Geographie und Geschichte und sucht nur ein glänzendes Ritterideal hinzustellen. Abenteuer folgen auf Abenteuer, Amadis ist ein Muster aller ritterlichen Tugenden. Die Leser stießen sich nicht an der Länge des Buches, nicht an der Unzahl der Gefahren. Gerade dieses gefiel — der Verfasser hatte die Saiten angeschlagen, die in allen Herzen widerklangen. Selbst Cervantes gesteht im ersten Buche des „Don Quixote“, wo bei der Säuberung der Büchersammlung des fahrenden Ritters der Pfarrer den „Amadis“ verbrennen will, weil dieses erste in Spanien gedruckte Buch über

fahrende Ritterschaft Ursprung und Quelle für alle andern war: es sei das beste aller Bücher dieser Art, welches jemals geschrieben wurde, und es solle darum wegen seiner Besonderheit Vergebung erhalten. Unzählige Werke dieser Art entstanden in Spanien und wurden immer wieder und wieder gelesen und verrückten die Köpfe. Auch die gebildeteren Stände glaubten an die Wahrheit des Gelesenen. Wir hören, dass ein Ritter bei der Rückkunft auf seinem Schlosse seine Frau und Kinder in Thränen fand und auf die Frage, was für ein Unglück geschehen, die Nachricht erhielt, Amadis sei gestorben, — so weit hatten sie nämlich gerade gelesen. Geschichtschreiber jener Zeit klagen, dass die Leute mit dem Lesen von Ritterromanen ihre Zeit verschwenden. Wir hörten oben das gleiche Geständnis aus dem Munde der heil. Theresia und des heil. Ludwig von Granada. Die Wuth, Romane zu lesen, war ein öffentliches Unglück. Die Cortes verlangten von der Regierung, dass sie dieser Zeitkrankheit steure und die Ritterromane verbrennen lasse. 1555 wurde auch Druck und Verkauf derselben in Spanien und den amerikanischen Besitzungen untersagt, aber Erlasse halfen hier nichts. Romanleserei.

Cervantes erst hat den Ritterromanen ein Ende gemacht: seit sein „Don Quixote" erschien, wurde kein Ritterroman mehr gedruckt, noch mehr, es hörte das Lesen auf, sie wurden vernichtet. Jetzt ist solch ein Exemplar eine literarische Seltenheit.[1]) Alles wollte sich in einer erträumten Welt bewegen, niemand mehr die prosaischen Arbeiten des Lebens verrichten. Diese Neigung hat Spanien arm und vom Auslande abhängig gemacht und gegen sie trat Cervantes mit den Waffen des Geistes auf, Don Quixote und Sancho Pansa wurden Lieblinge aller Leser und mit lächelndem Antlitz hat der Dichter die größten Wahrheiten gesagt. Beide fesseln fortwährend die Theilnahme, es sind Gestalten, die dem Dichter nicht minder lieb geworden sind, als den Lesern, und in Reinheit, Schönheit, Feinheit der Darstellung namentlich im zweiten Theil, erhebt sich Cervantes über sich selber. Wir lieben den irrenden Ritter, wir bewundern ihn ob seines Heldenmuths und bemitleiden ihn wegen seiner Thorheit und staunen gerade dadurch über das Heilmittel, welches der Dichter in der Mischung dieser Gefühle seiner Zeit darbot.

Aber man kämpft nicht mit einer Zeitrichtung, ohne vom Gegner Wunden zu bekommen. In seiner letzten Arbeit, „Persiles und Sigismunda", verfällt der Dichter selber in den Ton der Ritterromane. Er hat große Stücke von dieser Dichtung gehalten, die er nicht mehr vollenden konnte. Sein Leben gieng zur Neige. Er schildert uns in der Vorrede, wie er von seinem letzten Besuch in Esquivias krank gegen die Hauptstadt ritt, wie ein Student, der sich dem Reisenden anschloss, als er ihn Cervantes nennen hörte, auf ihn zustürzte, ihm die Hand drückte mit den Worten: „Ja, ja, das ist der halbgesunde, das ist der ganz berühmte, das ist der ergötzlichste Schriftsteller, das ist der Liebling der Musen!" — „Ich bin nicht der Liebling der Musen", entgegnete Cervantes, „und mein Leben geht seinem nahen Ende entgegen. Nach der Langsamkeit meiner Pulsschläge wird spätestens nächsten Sonntag die Stunde kommen, wo sie stocken." Wenige Tage nachher, am 19. April 1616, schrieb er noch in einer Widmung Die letzten Jahre.

[1]) Ticknor, l. c. I, S. 522—523.

seines Werkes für den Grafen von Lemos einige heitere Worte, am 23. April 1616 war jedoch der Kampf mit Unglück, mit Verkennung, mit Armut schon zu Ende: Cervantes starb in den Armen seiner treuen Lebensgefährtin, achtundsechzig Jahre alt. 1835 hat Spanien ihm in Madrid eine Bildsäule zu Ehren aufgestellt.

Cervantes zeigt sich verletzt durch die Kälte, welche das Publicum in seinen späteren Jahren gegen seine Schauspiele bewies. „Es ist einige Jahre her," schreibt er, „dass ich zu meiner alten Beschäftigung zurückkehrte und im Glauben, die Zeiten meines guten Rufes seien noch nicht vorüber, von neuem einige Komödien verfasste. Aber ich fand keine Vögel mehr in den vorjährigen Nestern; das soll heißen, ich fand keinen Theaterdirector mehr, der sie von mir begehrt hätte, obgleich alle wussten, dass ich sie liegen hatte. Und so packte ich sie denn in einen Koffer und verurtheilte sie zu beständigem Stillschweigen. Um diese Zeit sagte mir ein Buchhändler, er würde sie mir abkaufen, wenn ihm nicht ein Schauspieldirector gesagt hätte, von meiner Prosa lasse sich etwas erwarten, aber von meinen Versen nichts. Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so machte es mir Kummer, dies zu hören, und ich sagte zu mir selbst: entweder habe ich mich verändert, dass ich nicht mehr derselbe bin, oder die Zeiten haben sich sehr gebessert, da es doch sonst immer umgekehrt geschieht, indem man beständig die vergangenen Zeiten lobt." —

Lope de Vega.

In der That, die Zeiten hatten sich gebessert. Im spanischen Drama
Name. ist Cervantes nur ein Übergangspunkt, im „Don Quixote" aber eine unantastbare Größe. Ein höherer Geist hatte das Publicum an feinere Genüsse im Drama gewöhnt. Lope de Vega beherrschte die Bühne.

Der Phönix der dramatischen Poesie Spaniens ist Lope Felix de Vega Carpio. Der Name Lope ist soviel als Lupus, denn am Tage des heiligen Lupus, am 25. November 1562, wurde der Dichter geboren; Vega hieß das Erbgut der Familie im Thale von Carriedo in Altcastilien.[1]) Lope muss als ein wahres Wunder dichterischer Begabung betrachtet werden. Das Athmen seiner Seele war gleichsam Dichtung und seine körperliche Organisation auch so beschaffen, dass er Poesien nur aus der Hand geschüttelt zu haben scheint. Er ist der fruchtbarste aller Dichter, von denen wir wissen; hat er doch in
Zahl der Verse. seinem Leben nicht weniger als 21,300.000 Verse geschrieben. Was von der Fruchtbarkeit Menanders, was von der Gewandtheit Ovids erzählt wird, der unter den Streichen aus väterlicher Hand noch in Hexametern um Verzeihung bat, ist nichts im Vergleiche zu Lope de Vega, der im fünften Jahre schon Gedichte verfasste, die er mit dem ersten Zwitschern der Vögel in ihren Nestern

[1]) Ein „Leben Lopes" gab 1806—1817 Lord Holland in zwei Bänden heraus — Lope's Life. Der Dichter selber schilderte seine Jugend in Versen an eine Dame in Peru, welche ihn um Nachrichten darüber in einem bewundernden Gedichte gebeten hatte. Sein Briefwechsel steht im ersten Bande seiner vermischten Schriften (Obras sveltas. 21 Bände, Madrid 1776—1777, 4.)

vergleicht, und im eilften Jahre schon Komödien in vier Acten schrieb und zwar in den schönsten Versen.[1])

Über die Jugend des außerordentlichen Mannes haben wir wenige Nach- Jugend.
richten; wir wissen nur, dass er schon Verse machte, ehe er schreiben konnte, und sein Frühstück mit älteren Knaben theilte, um sie zu bewegen, die Verse niederzuschreiben, die er ihnen vorsagte, dass er seinen ersten Unterricht in den Schulen von Madrid erhielt, dass er, getrieben von dem Verlangen, die Welt zu sehen, mit einem Schulkameraden aus der Hauptstadt entfloh, mit ihm in Segovia angehalten und zurückgebracht wurde. Lopes Vater pflegte die Dichtkunst wie die Armen und die Kranken und hielt seine Kinder zu Werken christlicher Liebe an und der edle Sinn der Eltern zieht sich wie ein goldener Faden durch das lange Leben des Sohnes, wenn er sie auch früh verlor, denn die ersten Eindrücke auf das empfängliche Herz waren unauslöschlich. Als Knabe, noch nicht zwölf Jahre alt, nahm Lope Kriegsdienst, war bei einem Zuge nach der Nordküste von Afrika 1573, bei welchem Tunis erobert wurde. Dann trat er in die Dienste des Inquisitors Miguel de Carpio, dann bei Manrique, Bischof von Avila, dem er, wie er selber gesteht, seine früheste Bildung und seine ersten Studien verdankte. Studien.
Vier Jahre studierte Lope sofort Philosophie und Mathematik an der Universität zu Alcala, dann zu Salamanca, und wurde Bacalaureus. Vom Plane, Geistlicher zu werden, stand er damals ab, „da Liebe ihn dergestalt blendete,“ dass er alles andere vergaß“. Wieder trat er ins Kriegsleben. Er zog nach Portugal, Kriegsdienste.
er führte das Schwert auf Terceira, dann trat er als Secretär in die Dienste des Herzogs von Alba, des Enkels des berühmten Feldherrn. 1584 hatte er als Dichter schon einen gefeierten Namen, 1588 war er wieder als Soldat auf der Armada. Ein Bruder von ihm starb auf seinem Schiffe in seinen Armen, von einer feindlichen Kugel getroffen. Unter dem Tauwerk der Galeere schrieb Lope seine Verse, denn das Dichten konnte er auch auf dem Ocean und in der Gefahr nicht lassen. — Nach Madrid zurückgekehrt, vermählte er sich hier mit Ehe.
Donna Isabella de Urbina, die er sein süßes, liebevolles Weib nennt und die sich wider den Willen ihrer Eltern mit ihm verband. Ein Zweikampf, in welchen ihn diese Verbindung verwickelte, führte seine Verbannung aus Castilien herbei. Seine Gattin[2]) folgte ihm in die Verbannung, die sieben Jahre dauerte, und begleitete ihn in Kummer und Widerwärtigkeit als treue, muthvolle Gefährtin. Lope hielt sich lange in Valencia auf, wo das Theater in hoher Blüte stand, einige Zeit hindurch auch in Italien. 1595 kehrte er nach Madrid zurück und trat als Secretär in die Dienste des Marques Malpica und später in die des Grafen von Lemos. In zweiter Ehe vermählte er sich hier mit Donna Juana de Guardia. Der Dichter schildert das Glück dieser Ehe mit den Worten: „Wenn ich am Morgen beim Erwachen das keusche Antlitz meiner süßen Gattin gesehen, dann brachte mir die Amme den kleinen Carlos, welcher, Rosen und Lilien im Antlitz, mir irgend einen kindischen Scherz erzählte. Bei dieser Sonne Glück.
und diesem Morgenroth kleidete ich mich an. Der Knabe hüpfte um mich her, so wie ein Lamm im Morgenschein die Weide durchhüpft, und jeder kindische Einfall, den seine kleine Zunge kaum auszusprechen wusste, schien uns ein weiser Spruch und ward mit Küssen von uns belohnt. Und zufrieden, solchen Morgen

[1]) Schack, l. c. II, S. 152—416. — Ticknor, l. c. I, S. 533—632.
[2]) Isabella von Urbina, Tochter des Waffenträgers Philipps II. Sie ist die Belisa (Anagramm aus Isabel), die er in seinen Versen feiert.

zu sehen, nach so vielen dunklen Nächten, beweinte ich meine früheren eitlen Hoffnungen. Von da gieng ich in mein Zimmer, um zu schreiben, bis man mich zum Essen rief; ich aber sagte dann oft ärgerlich, sie sollten mich nicht weiter stören — so groß war der Hang zur Arbeit. Doch wenn dann mein Carlos kam, um mich zu holen, und meinen Augen Licht und meiner Brust Umarmungen gab, so konnte ich nicht widerstehen und setzte mich zur Seite seiner Mutter an den Tisch. Ohne glänzende Dienerschar, die dahin und dorthin die Gerichte trägt, ohne die Tafel des Überflusses, mit krystallenen Schalen und goldenen Schüsseln besetzt, spendete uns die Armut, soviel wir bedurften, denn die Natur hat an Wenigem genug."

Tod des Sohnes.

Aber dieser Carlos starb im siebenten Jahre und der Dichter spricht seinen Schmerz in schönster Weise in einer Ode aus: „Diese süße Frucht meines Daseins biete ich dir, o ewiger Vater, unter deinem Segen demüthig vor deinem Altare an, denn wenn von allen Opfern ein reines und demüthiges Herz das beste ist, so darf ich dir wohl dies mein Herz, meinen Carlos, bieten. Ich liebte dich, o Herr, seit du mein Auge dem Lichte deiner Erkenntnis öffnetest. Da kam mein Carlos auf die Erde und war wie eine Wolke, die mich hinderte, nach deiner himmlischen Sonne zu schauen; und so trieb jetzt der Hauch deiner göttlichen Hilfe mein Lebensschiff durch das Meer meiner Thränen in den Hafen des ewigen Heiles; und es war gut, dass mir der entrissen ward, der mich hinderte, dich ganz zu lieben, und dass ich dir dies zarte Lamm zum Opfer bringen musste. — Und du, glückseliger Knabe, der du in den sieben Jahren deines Lebens keinen Ungehorsam gegen deinen Vater geübt hast, erheitere meine trüben Augen, da du nun im Reiche des Lichtes wohnst. Von der ersten Liebe bis zum letzten Bett hast du uns keine trübe Stunde gemacht. Dein Tod ist der erste Schmerz, den du uns gibst. Wenn ich dich so heilig und so weise sah, erkannte ich in den jungen Jahren schon das Alter, das dich an die Schwelle des Grabes führte und dachte: so endigt der Greis, wie kann das Kind so beginnen? — Wie oft, mein süßer Knabe, fieng ich dir schöne Vögel ein, verschieden an Gesang und Farben; wie oft pflanzte ich dir grüne Zweige in dein Gärtchen und Blumen, in denen ich dein Ebenbild sah; du aber, mein Carlos, warst kaum in der reinen Luft der Morgenröthe thaubenetzt emporgeblüht, als schon die weiße Lilie welk und erstarrt zu Boden sank, um in den Himmel verpflanzt zu werden." Unwillkürlich tritt die ähnliche Erinnerung an eine Wehklage ob dem Verlust des Sohnes von einem andern hochgestimmten Dichter vor die Seele. Der größte epische Dichter des Orients, Firdusi, beweint den Verlust seines Sohnes gleichfalls in schönen Versen. Doch der Schmerz des christlichen Dichters ist verklärter als der des Mohammedaners. Firdusi singt:

Lope und Firdusi.

„Viel Zeit ist über mich dahin gegangen,
Mein Herz darf nicht am Erdentand mehr hangen;
Mir ziemet Rath und Weisheit zu gewinnen
Und über meines Sohnes Tod zu sinnen.
Für mich, den Alten, war es Gehens Zeit,
Statt meiner gieng der Jüngling, mir zum Leid.
Vermöcht' ich, auf dem Weg ihm nachzueilen,
Ich holt' ihn ein und zwäng' ihn, noch zu weilen.
Mein war die Reihe, doch mit schnellem Schritt
Floh er und nahm des Vaters Ruhe mit.

Du, der mir Troſt gab, wenn ich war verdroſſen,
Was läſſeſt du den alten Weggenoſſen?
Wohl junge Freunde haſt du angetroffen —
Nicht mehr dich zu erreichen darf ich hoffen! —
Weil er nicht mehr nach Wunſch die Erde fand,
Hat ſich der Jüngling von ihr abgewandt;
Dies einemal nur hat er mich betrübt,
Mit blut'gem Herzen und bethräntem Blick
Ließ er mich hier zurück im Miſsgeſchick.
Nun mir ſo lang die Lebensjahre währten,
Blieb keiner mir der früheren Gefährten.
Mein Sohn gieng ein in jene Himmelswelt,
Wo er dem Vater einen Platz beſtellt;
Er blickt mich an von jener lichten Stätte
Und zürnt mir, daſs ich mich ſo ſehr verſpäte!"

Ein nicht minder harter Schlag war der Tod der Gattin. Der Dichter ward dadurch ſo ſehr gebeugt, daſs er der Welt zu entſagen beſchloſs. Er empfieng die Weihen zu Toledo und las 1609 ſeine erſte heilige Meſſe. Aber auch als Geiſtlicher hörte Lope nicht auf zu dichten, vielmehr beginnt jetzt erſt die glänzendſte Zeit ſeiner Dichterthätigkeit. Sein Ruhm ſtieg, die Nation betete ihn an, ſeine Stücke beherrſchten das Theater. Über jedes Ereignis ſollte ſeine Feder die Weihe der Dichtung ausgießen, jeden Sieg feiern, in jedem Unglück Troſt ſpenden. Selbſt Cervantes geſteht, Lope de Vega ſei ein Wunder der Natur [1]) und Alleinherrſcher der Bühne; er mache ſich alle Schauſpieler dienſtpflichtig und unterwerfe ſie ſeiner Gerichtsbarkeit, er erfülle die Welt mit wohlerfundenen Schauſpielen und habe ſie alle aufführen geſehen und alles, was andere hervorgebracht, reiche nicht an die Hälfte deſſen, was er allein geſchrieben. Auf der Höhe des Dichterruhmes verlor Lope ſeine beſcheidene Haltung nicht, er blieb ein frommer, demüthiger, wohlthätiger Prieſter. Sein Haus war der Zufluchtsort aller Bedrängten. Rieſige Honorare nahm er ein, aber er war dabei doch immer ſo mittellos, daſs er einmal einem Geiſtlichen, der ihn um ein Almoſen anſprach, nur mit ſeinem eigenen Prieſtergewand aushelfen konnte. An Gegnern und Neidern hat es bei ſolchem Ruhme natürlich nicht gefehlt. Wenn Lope antworten muſste, ſo geſchah es mit Witz, aber nicht in boshafter Weiſe. „Ich liebe, die mich lieben, aber ich haſſe nicht die, welche mich haſſen" — und je demüthiger er ward, umſomehr ſtieg die Liebe der Nation zu ihm. Sein Name wurde der Inbegriff alles Vollkommenen: „Ein Lopediamant, ein Lopegemälde." Fremde kamen nach Madrid, nur um Lope zu ſehen. Das Volk drängte ſich auf der Straße, wenn er ausgieng. Der König blieb ehrfurchtsvoll und bewundernd ſtehen, wenn er ihm begegnete; der Papſt ernannte ihn zum apoſtoliſchen Protonotar, zum Doctor der Theologie, zum Richter des Johanniter-Ordens. 1617 veranſtaltete Lope eine echte Ausgabe ſeiner Dichtungen in zwölf Bänden, die 144 Komödien enthalten, alſo diejenigen, welche er für die vollendetſten hielt, um Sammlungen ſeiner Werke, welche auch unechte enthielten, entgegenzutreten. Wie groß die Zahl ſeiner Schriften war, ſieht man aus einem Warnungsſchreiben an ſeinen Sohn, als dieſer ſich der Dichtung einzig widmen wollte. „Ich habe", heißt es hier, „900 Komödien geſchrieben, 12 Bücher über verſchiedene Gegen-

Lope geiſtlich.

Ruhm.

Demuth.

Schriften.

[1]) Maestro de naturalezza.

stände in Prosa und Versen, und so viele einzelne Gedichte über vermischte Gegenstände, dass das Gedruckte niemals die Summen dessen, was noch zu drucken ist, erreichen kann." — „Lope war rasch wie der Blitz in seinen Compositionen," erzählt ein Freund, „aber beharrlich wie der Gott in ihrer Durchsicht. Die Gesammtsumme der Honorare, die er bezog, wird auf 97.000 Ducaten berechnet. Seine Freigebigkeit gegen die Armen war aber so groß, dass er nicht einmal seiner Tochter eine Mitgift geben konnte (der König übernahm ihre Aussteuer), dass er seinem Sohne schrieb: „Ich habe nichts, als ein armes Haus, ein armes Bett, einen armen Tisch und ein Gärtchen, dessen Blumen meine Sorgen zerstreuen"; — ein Beweis, wie wohlthätig der Dichter gewesen sein muss. Über seine Werke dachte Lope nicht so hoch wie seine Landsleute. „Der wahre Ruhm", sagt er, „besteht in der Tugend, und ich würde gerne allen Beifall, der mir zutheil geworden ist, hingeben, um ein gutes Werk mehr gethan zu haben." [1])

Honorar.

Tod. Lope starb, dreiundsiebzig Jahre alt, am 21. August 1635, nach kurzem Krankenlager. Die Art, wie Spanien seinen Dichter betrauerte, gereicht der Nation zur Ehre. Neun Tage war Trauer im ganzen Königreiche. Ein Leichenbegängnis wie Lope hat noch kein Dichter gefunden; sein Freund und Gönner, der Herzog von Sessa, deckte die Kosten desselben. Drei Bischöfe verrichteten dabei den Dienst der Kirche. Alle Minister, alle Großen, alle Prälaten, alle Gelehrten und Künstler, alle Genossenschaften nahmen an demselben Antheil. Alle Fenster und Dächer der Häuser waren mit Zuschauern bedeckt. Der Zug machte einen großen Umweg, damit seine Tochter Marcella, die im Kloster der Barfüßerinnen Nonne war, das Antlitz des geliebten Vaters noch einmal sehen könne — der Sarg wurde nämlich offen getragen. Als die Leiche in die Gruft gesenkt wurde, erhob sich allgemeines Wehklagen, als ob jeder ein hohes Gut verloren hätte. Mehrere Tage hindurch dauerten die Trauerfeierlichkeiten, sie endeten mit einem Stücke, in welchem seine Aufnahme in den Himmel stattfand. 160 Dichter priesen seine Leistungen. Die spanischen Gedichte über seinen Tod füllen einen Band, einen zweiten die italienischen. In allen Kirchen ward über seine Verdienste gepredigt! Wohl kein Dichter ward je von einem ganzen Volke in solchem Grade anerkannt, geliebt und bewundert! Von Lopes Äußerem hören wir, dass er groß und hager, schön von Gestalt und anmuthig war, liebenswürdig im

Leichenbegängnis.

Wie Spanien trauert.

Gestalt.

[1]) Er wünschte nichts gedichtet zu haben als geistliche Stücke. Der Philosophie, welcher er einst so eifrig und lange zugethan huldigte, wurde er jetzt ganz abgeneigt. In dem Sonette „Die höchste Schule" sprach er dies kurz vor seinem Tode also aus:

„Des Wissens Gier, von allen Seelentrieben
Der unersättlichste, hat mich im Dienste
Der Wissenschaften und der hohen Künste
So viele Jahre rastlos umgetrieben.

Was ist mir nun als Frucht und Lohn geblieben?
Statt laut'rer Wahrheit fand ich Hirngespinste,
Statt neuen Lichtes trübe Nebeldünste,
Mein Herz blieb leer, blieb arm an Glauben, Lieben.

O Eitelkeit des wissbegierigen Strebens! —
Herr! lass nun auf dein Kreuz den Blick mich kehren,
Dort seh' ich höchste Kunst und Weisheit sprossen.

Doch angenagelt kannst so viel du lehren?
Ja — denn du hast am Kreuz dich ganz erschlossen,
O Christus, ewige Weisheit, Buch des Lebens!"

Die Übersetzung dieses Sonettes ist von Melchior Diepenbrock, Geistlicher Blumenstrauß aus spanischen und deutschen Dichtergärten. Sulzbach 1829. S. 208.

Umgang, hinreißend im Gespräch, bescheiden, ohne Stolz auf seine Verdienste und ohne jegliche schriftstellerische Eitelkeit.

1500 Komödien von einem Dichter — gewiss eine erstaunliche Zahl! — nur ein geringer Theil ist im Druck erschienen, 320. Jedoch ist bei dieser dichterischen Kraft nicht so sehr die Zahl der Hervorbringungen, als die Menge des wahrhaft Ausgezeichneten, was in Erstaunen setzt. Ein Zeitgenosse von ihm meinte: „Lope ist der Anfang und das Ende der Komödie; man kann von ihm sagen, dass er vor sich keinen gefunden, den er, nach sich keinen, der ihn hätte nachahmen können. Die Stücke Lopes sind von der Natur, die der übrigen von der Industrie erzeugt, bei ihm aber ist alles so natürlich, wie die Blumen den Pflanzen, die Früchte den Bäumen." Möglich war dieses nur durch die Tiefe der Anschauung des Dichters, durch seinen feinen Sinn für alle Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens, durch die Glut und den Schwung seiner Phantasie. Lope ist Meister im Charakterisieren sowohl als im Entwickeln einer Handlung; sein Versbau ist harmonisch und fließend, seine Sprache einfach und gewaltig. Für jede Empfindung findet er den passenden Ausdruck und sagt in seiner „Arte nueva de hacer comedias" selber: „Man passe die Verse geschickt dem Stoffe an. Die Decimen sind gut für Klagen; das Sonett passt für die, welche in Erwartung sind; die Erzählungen fordern Romanzen, obgleich sie sich am glänzendsten in Octaven ausnehmen; Terzinen sind für ernste, Redondillen für Liebesscenen geeignet." Namentlich sind ihm Frauencharaktere gelungen. Der Geschichtschreiber des spanischen Dramas sagt: „Der Dichter liebt, die Frauen in einem idealen Lichte darzustellen. Niemand vielleicht hat mit mehr Innigkeit, Seele und Wahrheit die Glut der Neigung, die Standhaftigkeit und die Energie geschildert, deren ein liebendes Weib fähig ist; niemand mit gleicher Feinheit die Labyrinthe des Frauenherzens entwirrt und alle Pfade verfolgt, welche die Liebe in ihm wandert, von der ersten schüchternen Regung des Gefühls bis zur aufopferndsten Hingebung und zum höchsten Feuer der Leidenschaft." Viele seiner Stücke zeigen bei aller Einfachheit, Natürlichkeit und Frische dennoch bei näherem Betrachten die kälteste Kunstberechnung, alle aber den höchsten Grad der Erfindung, die reichste Fülle dramatischer Motive und unerwarteter Wendungen. Wie seine Zeitgenossen staunten über das Talent, immer etwas Neues zu bringen, so staunt heute noch der Leser über diesen ewig quellenden Born der Dichtung, über diese Mannigfaltigkeit, diesen Reichthum. Kein Dichter hat mehr die Großthaten seines Volkes verherrlicht und in keinem kann sich der Spanier mehr begeistern für den Ruhm seiner Nation. Und bei aller Würde der Handlung ist der Gang des Dialogs leicht und rasch. Wie im Trauerspiel Ernst und Würde, so im Lustspiel Laune und Scherz in edelster und reinster Weise — überall vollendete Meisterschaft, üppigster Reichthum und feinste Zeichnung.

Geist seiner Werke.

Frohnleichnamsspiele.

Über die Frohnleichnamsspiele unseres Dichters sagt A. W. Schlegel:[1] „Wer zuerst in den Zauberkreis dieser Dichtungen eintritt, der fühlt sich von einem fremden Geiste angeweht und erblickt einen anderen Himmel, der sich über eine andere Welt ausspannt. Es ist als ob dämonische Mächte uns im finsteren Sturm davon trügen; schwindelerregende Tiefen des Denkens thun sich auf, wunderbar-räthselhafte Gestalten entsteigen der Finsternis und die dunkelrothe Flamme der Mystik leuchtet in den geheimnisvollen Born hinein, aus dem alle Dinge entspringen. Aber die Nebel zertheilen sich und man sieht sich über die Schranken des Irdischen hinaus, jenseits von Raum und Zeit, in das Reich des Unermesslichen und Ewigen gerissen. Hier verstummen alle Misstöne; bis hieher steigen die Stimmen der Menschenwelt nur wie feierliche Hymnen, von Orgelklängen getragen, empor. Ein riesiger Dom von geistiger Architektur nimmt uns auf, in dessen ehrfurchtgebietenden Hallen kein profaner Ton laut zu werden wagt; auf dem Altar thront, von magischem Licht umflossen, das Mysterium der Dreieinigkeit; ein Strahlenglanz, wie ihn irdische Sinne kaum zu ertragen vermögen, dringt hervor und umleuchtet die gewaltigen Säulenhallen mit einer wunderbaren Glorie. Hier sind alle Wesen in die Anschauung des Ewigen versenkt und blicken staunend in die unergründlichen Tiefen der ewigen Liebe. Die ganze Schöpfung stimmt in einen Jubelchor zur Verherrlichung der Urquelle alles Lebens zusammen; selbst das Wesenlose redet und empfindet; das Todte gewinnt Sprache und den lebendigen Ausdruck des Gedankens; die Gestirne und Elemente, die Steine und Pflanzen zeigen Seele und Selbstbewusstsein; die verborgensten Gedanken und Gefühle der Menschen springen ans Licht; Himmel und Erde strahlen in symbolischer Verklärung. Auch abgesehen von dem tiefen inneren Gehalt dieser Dichtungen, muss der Glanz in der Ausführung des Einzelnen entzücken.“ Vielleicht in keinem ihrer anderen Werke haben die spanischen Dichter den poetischen Reichthum, über den sie, wie sonst niemand, zu gebieten hatten, so concentriert wie hier. Es ist ein Farbenschmelz, ein Blumenduft und ein Zauber des entzückendsten Wohllauts, der alle Sinne berauscht.“ Der geistige Mittelpunkt, um den sich die „Autos sacramentales“ bewegen, ist, wie kaum wiederholt zu werden braucht, die Verherrlichung der Transsubstantiation.

Lope hatte Zeitgenossen, die gleichfalls im Drama Ruhm errangen, wenn sie auch seine Größe nicht erreichten.

Andere Dichter.

Cervantes zählt sie mit den Worten auf: „Aber deshalb, da Gott nicht allen alles gibt, werde der Wert der Arbeiten des Doctor Ramon, welche nach denen des großen Lope die zahlreichsten waren, nicht verkannt. Die überaus großen Erfindungen des Licenciaten Miguel Sanchez, die Gravität des Doctors Mira de Mescua, der vorzüglichen Zierde unserer Nation, bleiben hochgeschätzt und ebenso die Sinnigkeit und die unzähligen geistvollen Einfälle des Canonicus Tarrega, die Anmuth und Süßigkeit des Don Guillen de Castro, die Feinheit des Aguilar, die Pracht, das Gepränge, der Pomp und die Grandezza der Schauspiele des Luis Velez de Guevara, sowie die Komödien jenes sinnreichen Kopfes, des Don Antonio de Galarza, mit denen es jetzt ein Ende hat, und die, welche wir nach den „Betrügereien Amors“ von Gaspar de Avila noch erwarten dürfen. Alle diese und noch einige andere haben dem großen Lope bei der Aufrichtung des großen Gebäudes der spanischen Komödie geholfen.“

[1] Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst, II, 14. Vorlesung.

Valencianer.

Valencia besaß seit lange eine stehende Bühne. Die Akademie de los Nocturnos, die am 4. October 1591 ihre erste Sitzung hielt, war ein Vereinigungspunkt der Schöngeister. Unter ihnen nahm der Doctor der Theologie, Tarrega, eine hervorragende Stellung ein, seine Dramen beweisen Originalität der Erfindung und technische Gewandtheit. Gaspar Aguilar, sein Freund, ist nicht minder selbständig im Erfinden, gewandt im Charakterisieren, und voll Wärme der Darstellung; er soll aus Gram darüber gestorben sein, daß eines seiner Gedichte zu Ehren eines Großen eine kalte Aufnahme fand.[1]) — Guillen de Castro (1559—1631) war ein Freund Lopes, einmal Befehlshaber einer Festung im Neapolitanischen, seine „Mocedades del Cid“ (die Jugendjahre des Cid) plünderte Corneille zu seinem Cid; was in letzterem Schönes ist und Großes, ist alles dem Spanier entlehnt, nur ist vieles erstarrt und statt des Duftes der Poesie oft hohle Rhetorik.[2]) Der fruchtbare Doctor Ramon war barmherziger Bruder im Kloster zu Cuença. Miguel Sanchez, der Göttliche genannt, war Secretär des Bischofs von Cuença. Mira de Mescua war Archidiacon in Valencia und lebte später als Geistlicher am Hofe Philipps III. und IV. Luis Velez de Guevara, der 400 Dramen schrieb, starb 1644 am Hofe König Philipps IV.[3])

Die drei Einheiten.

Neben dieser nationalen Schule gab es eine kritische, welche an den drei Einheiten des Aristoteles hieng und für sie dieselben Gründe vorbrachte, welche später Boileau in seinen Alexandrinern breit auseinandersetzte. Lopes Erfolge retteten dem spanischen Drama seinen nationalen Charakter und schützten es vor der Gefahr frostiger und langweiliger Nachbildung antiker Muster.

Zu dieser kritischen Opposition gehören Andres de Artieda, Christoval de Mesa, ein Freund Torquato Tassos, Estevan Manuel de Villegas, sonst ein trefflicher lyrischer Dichter, Bartolome de Argensola, namentlich aber Christoval Suarez de Figueroa.

Schule Lopes.

Dagegen folgte eine Reihe begabter Dichter der von Lope gebrochenen Bahn, so der treffliche Charaktermaler Diego Ximenez de Enciso, der im „El principe Don Carlos“ Philipp II. als edlen König und Don Carlos als launenhaften Wüstling und Mitverschworenen des Montigny behandelt; sein Drama über die Abdankung Karls V. sucht an Großartigkeit und Pracht der Färbung seinesgleichen. Juan Perez de Montalvan, ein Freund Lopes aus Madrid, brachte über hundert Dramen auf die Bühne, die aber den Stempel des Genius nicht auf der Stirne tragen, wie die Dramen Lopes; er starb 1638 im Wahnsinn infolge allzugroßer geistiger Anstrengung. Der vielgenannte Tirso de Molina hieß eigentlich Gabriel Tellez, war geboren in Madrid um 1570 und trat 1620 ins Kloster der Barmherzigen, was aber seiner Fruchtbarkeit als dramatischer Dichter — er schrieb über 300 Stücke, alle Zeugen unerschöpflicher Laune und Erfindungskraft — keinen Eintrag that. Sein Witz ist unerschöpflich, „wie Bienen durch Rosenbüsche, schwärmt er durch die Blumengärten der üppigsten Dichtung.“ — Seine witzigen Ausfälle auf den Hof, die Beamten, die Inquisition lassen uns über die Freiheit der Bühne in jener Zeit staunen; kein Dichter hat die Sprache kühner und genialer bewältigt und liebt mehr in immer neuen Wendungen der Darstellung zu überraschen, niederzureißen, was er eben gebaut,

Molina.

[1]) Ticknor, l. c. I, S. 649. — Schack, l. c. II, S. 420—423.
[2]) Ticknor, l. c. I, S. 653—660. — Schack, l. c. II, S. 428—430.
[3]) Ticknor, l. c. I, S. 660—662. — Schack, l. c. II, S. 469—491.

um etwas Schöneres an dessen Stelle zu setzen. „Tirso ist ein Wunderthäter, der uns zwingen kann, selbst Unglaubliches zu glauben; ehe wir noch überlegen können, sehen wir uns in seinem magischen Netze gefangen und ins Feenland seiner Dichtung fortgeführt.“ Der kritischen Schule gegenüber verweist er mit Stolz auf Lope: „Wenn in Griechenland die Trefflichkeit des Aischylos und Menander, wenn bei den Römern die des Terenz und Seneca hinreichte, um jene Gesetze festzustellen, auf welche so stark gepocht wird, so übertrifft die Vorzüglichkeit unseres spanischen Lope de Vega (der Zierde des Manzanares, des Tullius von Castilien, des Phönix unserer Nation) jene sowohl in der Quantität, als in der Qualität seiner nie genug gekannten, gleichwohl beneideten und bissig beurtheilten Schriften so weit, dass diese Autorität wohl ausreicht, um die Satzungen jener umzustoßen. Und da er die Komödie zu der Vollkommenheit und feinen Ausbildung gebracht hat, in welcher wir sie jetzt sehen, so brauchen wir bei keinem anderen in die Schule zu gehen.“ — Tirso de Molinas Stücke werden heute noch gerne in Spanien aufgeführt; sein Drama: „Es gibt keine Frist, die nicht einträte, und keine Schuld, die nicht bezahlt werden müsste, oder der steinerne Gast“ (El convidado de piedra), enthält die Abenteuer des Sevillaners Don Juan Tenorios und lieferte Molière, Mozart und Byron den Stoff zu ihren Dichtungen.[1]) — Zu den begabtesten dramatischen Dichtern gehört Juan Ruiz de Alarcon, Mitglied des indischen Rathes, welcher 1628 den ersten Band seiner Komödien herausgab mit einer Widmung an den Pöbel voll übermüthiger Laune; er ist eine kühne, stolze, für alles Große und Schöne begeisterte, von Fülle der Gedanken und poetischer Gestaltungskraft strotzende Natur.

Don Juan.

Alarcon.

Felipe Godinez, Luis de Belmonte und viele andere bekunden, wie verbreitet der Eifer für dramatische Dichtung war. Die ganze Nation zeigte eine seltene Empfänglichkeit für Dichtung; dies und das Vorbild von Geistern wie Lope beflügelte auch schwächere Talente zu guten Leistungen. Frankreich und Italien zehrten vom Reichthume Spaniens. Corneille wie Molière, Lesage und andere entnahmen spanischen Werken den Stoff zu ihren Dichtungen. In Lissabon spielte man das Repertoire von Madrid und in Italien bediente man sich bis auf Metastasio und Goldoni der Übersetzungen aus dem Spanischen, und, wollte ein Theaterdirector ein volles Haus haben, so gab er Lope als den Verfasser des Stückes an, das gerade aufgeführt werden sollte. —

Calderon.

Calderon.

Lope ist groß, doch sollte ihm ein noch größerer dramatischer Dichter folgen, Calderon. Jener heißt der Phönix, dieser der König der spanischen Bühne. Lope ist fruchtbar, aber auch Calderon; dieser aber ist überlegter als jener. Goethe nennt Calderon dasjenige Genie, das zugleich den meisten Verstand habe, und A. W. Schlegel erklärt:[2]) „Ich weiß keinen Dramatiker, der den Effect so zu poetisieren gewusst hätte und der zugleich so sinnlich kräftig und so ätherisch wäre“ — und sagt über ihn ferner die ewig schönen Worte: „Sein Gemüth aber spricht sich am meisten in der Behandlung der religiösen

[1]) Ticknor, l. c. I, S. 671—676. — Schack, l. c. II, S. 552—608.
[2]) A. W. Schlegel, Über dramatische Kunst und Literatur, 14. Vorlesung.

Gegenstände aus. Die Liebe schildert er nur mit allgemeinen Zügen, er redet ihre dichterische Kunstsprache. Die Religion ist seine eigentliche Liebe, das Herz seines Herzens. Nur für sie erregt er die erschütterndsten, bis in die innerste Seele dringenden Rührungen. Bei bloß weltlichen Begebenheiten scheint er dies vielmehr nicht gewollt zu haben. So sind ihm, wie trübe sie auch an sich sein mögen, schon durch die religiöse Ansicht bis zur Klarheit aufgehellt. Dieser Glückselige hat sich aus der labyrinthischen Wildnis der Zweifel in die Burgfreiheit des Glaubens gerettet, von wo aus er die Stürme des Weltlaufs mit ungestörter Seelenruhe ansieht und schildert; ihm ist das menschliche Dasein kein düsteres Räthsel mehr. Selbst seine Thränen, wie die im Sonnenglanz blitzenden Thautropfen an einer Blume, spiegeln den Himmel in sich ab. Seine Poesie, was auch scheinbar ihr Gegenstand sein möge, ist ein unermüdlicher Jubelhymnus auf die Herrlichkeit der Schöpfung; darum feiert er mit immer neuem freudigem Erstaunen die Erzeugnisse der Natur und der menschlichen Kunst, als erblickte er sie eben zum erstenmale in noch unabgenützter Festpracht. Es ist Adams erstes Erwachen, gepaart mit einer Beredsamkeit und Gewandtheit des Ausdrucks, mit einer Durchdringung der geheimsten Naturbeziehungen, wie nur hohe Geistesbildung und reife Beschaulichkeit sie verschaffen kann. Wenn er das Entfernteste, das Größte und Kleinste, Sterne und Blumen zusammenstellt, so ist der Sinn aller seiner Metaphern der gegenseitige Zug der erschaffenen Dinge zu einander wegen ihres gemeinschaftlichen Ursprunges, und diese entzückende Harmonie und Eintracht des Weltalls ist ihm wieder nur ein Widerschein der ewigen alles umfassenden Liebe."

Leben.

Pedro Calderon de la Barca wurde geboren in Madrid am 17. Januar 1600 aus edler Familie, welche wie Lope de Vega ihren Stammsitz in dem Thale Carriedo hatte. Sein Vater war Schriftführer beim Schatzamte unter Philipp II. und III. Seine erste Bildung erhielt Calderon bei den Jesuiten, dann widmete er sich an der Universität Salamanca dem Studium der Philosophie, der Theologie und des Rechtes. Früh erwachte sein dichterischer Genius. Schon im neunzehnten Jahre hatte er als dramatischer Dichter einen Namen, Lope de Vega lobte öffentlich seine Leistungen bei einem dichterischen Wettkampf zum Feste der Heiligsprechung Isidors und erkannte ihm den Preis zu. Wie Lope war auch Calderon ein Sänger und ein Held zugleich: er diente in den Heeren seines Vaterlandes, in Mailand wie in den Niederlanden. 1632 finden wir ihn wieder in Madrid, schon auf der Höhe seines Ruhmes und seit Lopes Tod, 1635, beherrscht er die spanische Bühne bis in sein siebzigstes Jahr. König Philipp IV. liebte die dramatische Dichtung, ja man schreibt ihm sogar selber mehrere dramatische Werke zu, welche unter dem Namen eines geistreichen Mannes vom Hofe[1]) dargestellt wurden. Bald wurde Calderon an den Hof gezogen und ein Liebling des Königs. Von der Vertraulichkeit Philipps IV. mit dem Dichter wird erzählt, daß beide hin und wieder Theaterstücke improvisierten und, als sie eines Tages

Philipp IV.

[1]) Por un ingenio de esta corte.

die Schöpfung der Welt darstellten, Adam von Calderon und Gott von Philipp IV. gespielt wurde. Als aber Calderon, vom Feuer der Begeisterung fortgerissen, eine zu lange Beschreibung des Paradieses aus dem Stegreif hersagte, habe der König plötzlich dieselbe mit den Worten unterbrochen: „Bei mir (statt: „Bei Gott!"), mir thut leid, dass ich den Adam so geschwätzig geschaffen habe." — Der Dichter wurde vom König zum Ritter vom Orden des heil. Jago ernannt. Als wegen des Aufruhrs in Catalonien 1640 alle Ritter der vier großen Kriegsorden ins Feld ziehen mussten, hatte der König Sorge um seinen Liebling und befahl ihm, um ihn am Hofe zurückzuhalten, die Vollendung eines Dramas. Allein Calderon wollte nicht bloß mit der Feder, sondern auch mit dem Schwerte thätig sein
Dichter und Held.
und vollendete in großer Eile das Stück „Kampf der Liebe und der Eifersucht", stieß dann zum Heere und stand tapfer im Felde, bis der Krieg vorüber war. Philipp beehrte den Rückkehrenden mit einem Monatsgehalte von dreißig Goldkronen. — Calderon ordnete die Hoffeierlichkeiten an, als die junge Königin Anna Maria von Österreich ihren Einzug in Madrid hielt. 1651 trat
Ordensmann.
der Dichter in einen religiösen Orden, 1663 ernannte ihn der König zu seinem Ehrenkaplan, um ihn stets in seiner Nähe in Madrid zu haben, und überschüttete ihn mit Zeichen seiner Gnade. Calderon war ein frommer Priester, dies that jedoch seiner poetischen Thätigkeit so wenig als bei Lope einen Eintrag. — Weltliche wie geistliche Stücke entströmten seiner Feder. Madrid, Toledo, Granada, Sevilla wollten nur von ihm Frohnleichnamsspiele. Wie der Schwan, der singend von hinnen geht, so dichtete Calderon bis zu seinem letzten Athemzuge. Er starb
Tod.
am Pfingsttag, den 25. Mai 1681. Nach seiner Anordnung wurde er ohne alles Gepränge begraben, aber er konnte seine Landsleute nicht hindern, ihrer Liebe und Bewunderung in allen größeren Orten durch die glänzendste Todesfeier Ausdruck zu geben, und nicht bloß in Spanien, auch in Mexiko, in Portugal, in
Trauer.
Mailand, in Rom und Neapel trauerte man über seinen Hingang, als ein großes Unglück. Wie Lope war auch Calderon eine harmonische Natur: mit dem Genius war ein reines und freundliches Gemüth verbunden und mit der Schönheit der Seele eine edle und anmuthsvolle Gestalt. Sein Antlitz hat Ähnlichkeit mit dem Bilde Shakespeares, namentlich was die Form der hohen und schöngewölbten Stirne betrifft. Ein für ihn begeisterter Spanier jener Zeit nennt ihn „das Orakel des Hofes, den Neid der Fremden, den Vater der Musen, das Licht der Bühnen, die Bewunderung der Menschen", und preist seine tiefe Demuth, seine edle Bescheidenheit, seine aufmerksame Höflichkeit und seine Mildherzigkeit gegen Bedürftige, sein Haus sei der Zufluchtsort aller Bedrängten gewesen. Gedruckt
Werke.
wurden einzelne seiner Dramen schon 1633, aber wider seinen Willen; er selber hat nie eines seiner Stücke drucken lassen, wie auch Lope de Vega meinte, er habe seine Stücke nicht geschrieben, um von der Bühne in das Cabinet des Lesers verpflanzt zu werden. In ihrer Habsucht versandten die Buchhändler Stücke als von Calderon verfasst, in denen auch nicht ein Vers aus der Feder des großen Dichters stammte. Deshalb bat sein Freund, der Statthalter von Valencia, der Herzog von Veragua, Calderon in einem Briefe um ein Verzeichnis, damit er eine Sammlung anlegen könnte. In seiner Antwort klagt der Dichter über die Buchhändler und gibt ein Verzeichnis von 111 vollständigen Schauspielen und 70 Frohnleichnamsspielen. In den Ausgaben Calderons sind jetzt 108 Schauspiele und 73 Frohnleichnamsspiele aufgenommen.[1])

[1]) Ticknor, l. c. II, S. 28—40. — Schack, l. c. III, S. 11—15, 48.

Calderon war der Liebling des kunstsinnigen Königs Philipp IV., lebte an dem feinen Hofe in Madrid. Seine Stücke wurden im schönsten Schauspielsaale der Welt vor dem König, vor den ersten Männern des Reiches, vor der Blüte des Adels und der Schönheit und mit einem Pompe und einer Kunst der Maschinen, einem Glanze der Decorationen aufgeführt, die vielleicht seitdem bis in unsere Zeit nicht erreicht worden sind. Denn der König scheute keine Kosten: ließ er doch sogar aus Italien einen berühmten Maschinenbauer kommen. Was wir von der Darstellung feuerspeiender Berge, sturmbewegter Meere, der Schrecken des Tartarus im königlichen Theater Buen Retiro hören, übersteigt in der That alles, was die Decorations- und Maschinenkunst unserer Zeit an den Hofbühnen leistet. Der König war ein feiner Kenner der Dichtkunst und zog alle tüchtigen Kräfte der Nation an seinen Hof, an welchem wir einen Wetteifer in künstlerischen Leistungen finden, wie etwa im Anfange unseres Jahrhunderts zu Weimar. Und nicht nur am Hofe, sondern in der ganzen Nation herrschte Liebe und Verständnis für dramatische Darstellungen. Ein Jahrhundert lang finden wir in Spanien die ganze Nation für das Drama schwärmend, wie es nicht stärker in Athen gewesen sein mag, und so wird erklärlich, wie ein Genius, gleich Calderon, vom allgemeinen Enthusiasmus beflügelt, so Vollendetes zu leisten vermochte. Calderon verhält sich zu Lope, wie allenfalls die Formvollendung des Sophokles zur urwüchsigen Kraft des Aischylos. Lope hatte die Bahn gebrochen, Calderon durfte nur seine Ausschreitungen vermeiden und das Eckige abschleifen, um mit seinem feinen Talent in ihrer Art unübertroffene Muster dramatischer Kunst aufzustellen.

Kunsthöhe.

Glanz der Darstellung.

Schack vergleicht unsern Dichter sinnig mit einem Architekten, welcher mit geschickter Hand auf schon gelegtem Fundament und freilich mit größtentheils eigenen Stoffen baue, aber auch das von andern bereitete Material nicht verschmähe und es nur in all seinen Einzelheiten auszubilden und Unverbundenes künstlerisch zu verknüpfen suche. Bei Calderon finden wir neben ursprünglicher Schöpferkraft die stärkste Kunstberechnung und die höchste Vollendung dramatischer Composition. Unaufhaltsam geht die Handlung voran, tausend Fäden werden angeknüpft und in den mannigfachsten künstlerischen Geweben zusammengeschlagen. Und diese künstlerische Berechnung erstreckt sich sogar auf das Kleinste, auf jede Scene, auf alle Formen der Verse, und bei aller psychologischen Berechnung fühlen wir doch überall die Urkraft eines schöpferischen Geistes und dabei eine Feinheit der Diction, eine ungebundene Zierlichkeit, wie sie nur das stete Leben in so feinen Kreisen möglich machte. Die Phantasie ist bei all ihrer Kraft gezügelt, der Witz bei aller sprudelnden Fülle immer fein. Das Größte aber erreicht Calderon in seinen religiösen Schauspielen.[1]) Alles, was groß ist im Katholicismus, ist hier in der glänzendsten Gestalt. Von einem Stücke, dem „standhaften Prinzen", gesteht Immermann: „Welch eine Dichtung! man wird nicht müde, sie zu betrachten und zu bewundern! In diesem einzigen Werk hat sich der große katholische Dichter in eine Sphäre geschwungen, wohin der Brite mit

Art der Composition.

Der standhafte Prinz.

[1]) Schack, l. c. III, S. 110—140.

seinen unermesslichen Kräften doch nicht reicht. Denn, nicht um das Geschick einer großen Natur durch Schuld und Leidenschaft handelt es sich darin, sondern um das Höchste, was es überhaupt gibt, um die Läuterung eines reinen Menschen in das Reinste, in die Seligkeit. Diese Aufgabe ist nur einmal gelungen, und weder vor, noch nach Calderon hat sich auch nur von ferne eine Production dieser Tragödie annähern können.“[1]) — Ein Spanier aber sagt: „Wo dieser eminente Mann zum allgemeinen Erstaunen sich selbst übertroffen, das war in den „Autos Sacramentales“. Die Andacht seines Geistes entzündete ihm sein Gemüth, und die Rede, entflammt im hingerissenen Fluge, schwang sich wie der Adler des Ezechiel über seine Genossen und ihn selbst empor. Seine Erfindungen sind so göttlich, die Gedanken so schön, die Ausschmückung so prächtig, die Moralitäten so verschmolzen, die Lehrsätze so geschmackvoll, Vernunft und Glaube so sanft verwoben, und das Nutzbare ist dem Schönen so freundlich gesellt, dass zugleich der Verstand in Bewunderung und das Herz in Flammen gesetzt wird. Die Seelen kehren voll Liebe und Andacht zurück, erfreut und zerknirscht, ergötzt und befeuert, und indem er dem Ohre liebkost, flößt er heilige Ehrfurcht vor dem Sacramente ein.“

Zeitgenossen. Rojas.

Um Calderon finden wir am Hofe eine Reihe begabter dramatischer Dichter. Francisco de Rojas aus Toledo, 1641 zum Ritter von San Jago ernannt, so berühmt, dass man unechte Stücke unter seinem Namen gab, nur um sie zu empfehlen; von der Natur mit reicher Gabe der Empfindung, mit Feuer und Schwung ausgestattet, aber nicht immer künstlerisch sich selbst beherrschend, oft in falschem Prunke sich ergehend, eine Art spanischer Schubart. — Moreto. Augustin Moreto y Cabanna, wahrscheinlich aus Valencia, später in Madrid und Toledo, wo er in reiferen Jahren in den geistlichen Stand trat, er starb in Toledo am 28. October 1669. Aus dem Wunsche in seinem Testamente, dass man ihn ohne ehrliches Begräbnis auf dem Acker der Erhängten verscharren solle, schloss man, dass die Schuld eines Mordes (vielleicht im Zweikampfe) seine Seele drückte; er zeichnet sich weniger durch Kraft der Erfindung als durch künstlerischen Verstand und feine Darstellung aus; am besten sind seine Lustspiele, in denen der Dialog geistreich mit attischem Salz gewürzt und die Handlung einfach, aber spannend ist. Sein Stück „El desden con el desden“ wird unter dem Titel „Donna Diana“ heute noch gerne auf deutschen Bühnen gesehen. — Wie Moreto so benützte auch Matos Fragoso Arbeiten früherer Dichter, die er aber mit großer Gewandtheit zu einem wohl berechneten und wirksamen Bau zusammenzustellen wusste. — Christoval de Monroy aus Andalusien, ein Zeitgenosse des Lope de Vega, und trotz der Größe dieses Dichters dennoch vom Publicum besonderer Aufmerksamkeit gewürdigt, hat bei schönem Talente eine Neigung zum Außerordentlichen und Maßlosen. — Juan Baptista Diamante, Ritter des Ordens vom heil. Johann von Jerusalem, um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts blühend, ist besonders glücklich in Darstellungen aus der spanischen Geschichte. — Mendoza. Antonio de Mendoza bekam ob seines schönen poetischen Talentes beim kunstsinnigen Philipp IV. die Stelle eines Privatsecretärs, wurde Mitglied des obersten Rathes der Inquisition und Comthur des Ordens von Calatrava. Acht Stücke, die von ihm vorhanden sind, zeigen ein gewandtes Talent, Witz, aber wenig Tiefe. Dramatische Dichter zweiten Ranges sind ferner der fruchtbare Alvaro Cubillo de Aragon aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, der namentlich in Durchführung sittlicher Motive stark

[1]) v. Schulze, Über den standhaften Prinzen — bei Schack, l. c. III, S. 108, 116.

ist und die edle Seite des Menschenherzens mit großer Wärme auffaßt, und Juan de la Hoz, 1620 geboren in Madrid, 1653 Ritter von San Jago und Präsident des Rathes von Castilien. Seine Komödien zeichnen bestimmte Schwächen und Laster vortrefflich. — Der letzte dramatische Dichter von Bedeutung in dieser Periode ist Antonio de Solis, geboren zu Placencia 1610, Secretär und Liebling Philipps IV., nach dessen Tod er das Amt eines Chronisten von Indien erhielt, in welcher Eigenschaft er seine berühmte Geschichte der Eroberung von Mexiko schrieb. Auf der Höhe seines Ruhmes und Einflusses, siebenundfünfzig Jahre alt, trat Solis in den Priesterstand und entsagte für immer der Dichtkunst. Solis ist geschickt, einen Plan zu entwerfen und durchzuführen, sein Witz ist fein, seine Sprache ist elegant, allein es fehlt ihm die echte Kraft und die Ursprünglichkeit eines Lope und Calderon. — Solis.

Heldengedichte und Geschichtschreibung Spaniens.

Mit dem Tode Philipps IV. endete die Blüte des spanischen Dramas. Ob der Trauer über den Hingang dieses Königs und während der Minderjährigkeit Karls II. durften einige Zeit hindurch gar keine Vorstellungen gegeben werden. Mit Philipp V. kam französischer Geschmack nach Spanien.

Das Lied ist uralt in Spanien. Kaum hatte die Sprache sich gebildet, so ertönte das Heldenlied. Das älteste Denkmal in spanischer Sprache ist eine 1155 von Alfons VII. ausgestellte Urkunde und aus derselben Zeit stammt das 3000 Verse starke Heldengedicht vom Cid,[1]) volksthümlich, homerisch einfach, voll von Kraft und Naturgefühl, originell, malerisch, ein treues Bild des Heldengeistes jener Zeit, in deren Anschauung der unbekannte Dichter noch ganz versunken ist.[2]) — Das ganze Werk macht dem Geiste des spanischen Volkes Ehre — es ist das älteste poetische Schriftdenkmal, die Sprache entwindet sich noch mit Mühe dem Latein, ist noch unvollkommen, aber kühn in ihren neuen Formen. Lieder. Poema del Cid.

Ungefähr ein Jahrhundert später wurden von Gonzalo von Berceo die Thaten einiger Helden Gottes geschildert. Der Dichter war aus Berceo, Weltpriester im Gebiete von Calahorra, blühte 1220—1246 und besang in seinen Dichtungen, die ungefähr 1300 gereimte Verse umfassen, das Leben einiger Heiligen, namentlich der heiligen Jungfrau. Hat er auch nicht die Kraft und Lebendigkeit, die im Gedichte vom Cid uns blenden, so fesseln uns doch viele Stellen durch ihre Anmuth, Frische und Lebendigkeit, durch Schwung und Feuer. Mit dem Dichten war es ihm Ernst, er wollte durch glänzende Vorbilder die Herzen für das Große entzünden und gab darum das Latein auf und „hub seine Rede an im heimischen Romanzo, worin Nachbar zum Nachbar zu sprechen pflegt". Die Sprache zeigt in ihm einen merklichen Fortschritt und Gonzalo war ein wahrer Dichter.[3]) Das Romanzo ist die Volkssprache, deren Gebrauch statt Gonzalo von Berceo. Romanzo.

[1]) Vergl. Bd. V, S. 255—261 dieses Werkes, über die wahre Geschichte des Cid nach arabischen Quellen.

[2]) Ticknor, l. c. I, S. 19—31; II, S. 429—469.

[3]) Ibid. I, S. 25—31. — Sismondi, l. c. II, S. 39—82.

[illegible] in öffentlichen und Privatverhandlungen Ferdinand der Heilige [illegible].

[illegible] Spanien

Wieder war es ein Geistlicher, Juan Lorenzo Segura aus Astorga,[1] ein Mann von nicht gewöhnlicher Bildung, welcher Spanien die erste Ritterepopöe gab. Das Gedicht behandelt „die Blume der Ritterschaft," den Liebling der Sage und Dichtung bei allen Völkern des Mittelalters, Alexander den Großen, dessen Geschichte nach Chaucers Worten so bekannt war, „daß jeder Wicht in des Helden Schicksalen bewandert sei". Der griechische Held ist aber in unserem „Poema de Alexandro Magno" ganz in einen christlichen Ritter Spaniens umgewandelt; — in ähnlicher Weise, wie in alten Gemälden die römischen Soldaten mit Musketen auftreten. Alexander ist ein fahrender Ritter von spanischem Gepräge und alles im Gedichte ist nach spanischem Zuschnitt. Achilles wird darin z. B. von der besorgten Mutter Thetis in einem Nonnenkloster verborgen, um ihn der Fahrt nach Troja zu entziehen. Alexander heißt in seiner Jugend immer Infant und sein Lehrer Don Aristoteles. Als sein Ziel bezeichnet der Dichter: „Ich will ein Buch vorlesen von einem edlen heidnischen König, der von großer Tapferkeit und unerschrockenem Herzen war. Er eroberte die ganze Welt und stellte sie unter seine Hand.". Ergötzlich sind die Schilderungen von Alexanders Jugend, bis er am Tage des heil. Anserus zum Ritter geschlagen wird, und mit einem Schwerte umkleidet, welches Don Vulkan schön gehärtet hat. „Wenn er bisher von Darius hörte, so war es ihm zu Muthe, wie dem jungen Leuen, welcher von der Lagerstätte aus die Jagd sieht, an der er noch nicht theilnehmen kann, und es schlägt ihm das Herz." — Kaum ist er König, so vereinigt er Griechenland, um es gegen Persien zu führen, nur der Graf Don Demosthenes wiegelt die Athener auf. Bei der Landung in Asien denkt Alexander sogleich an die Vertheilung der Lehen unter seine Barone; um das Grab des Achill veranstaltet er eine große Procession und läßt demselben Exequien halten. Auf den Trümmern Trojas erzählt der Held den Seinen die Geschichte dieser Stadt. Dann geht es durch Asien. Als er sich Jerusalem nähert, läßt der Bischof, um denselben aufzuhalten, die heilige Messe lesen. Die Schlachtschilderungen sind kräftig, oft erhaben, desgleichen die Schilderung Babylons mit Meisterhand ausgeführt. Darius, „ein sehr guter Mann von sanfter Gerechtigkeit und sehr großer Frömmigkeit", spricht nach seiner Anrede an seine Völker ein Benedicite und ein Dominus. Vom Tode seines Gegners an wird Alexander Kaiser genannt. Auch der Zug des „ehrenfesten Bartes", so wird Alexander oft genannt, nach Indien wird eingehend beschrieben. Zuletzt verklagt die Natur den Helden beim Schöpfer, weil er freventlich in ihre Geheimnisse eindringt. Sie steigt in die Hölle hinab, um deren Mächte gegen den Eroberer aufzubieten. Alexander muss sterben, nachdem er in Babylon noch einmal seine volle Macht den Völkern kundgethan und nach Empfang von Huldigungen und Tributgegenständen und der Absingung des Te Deum laudamus in seinen Palast zurückgekehrt ist. Als er die Nähe seines Todes merkt, macht er sein Testament und setzt für Priester und Klöster bedeutende Vermächtnisse aus. Mit Trauer über die Hinfälligkeit solcher Größe schließt der Dichter sein Epos mit der Bitte an seine Leser, im Gebete seiner zu gedenken. Ein angehängtes Trostschreiben Alexanders an seine Mutter gibt in meisterhafter Prosa und treffenden Bildern kräftige und edle Gedanken.

Alexanderdichtung.

Spanische Haltung.

Tod des Helden.

Testament.

[1] Ticknor, l. c. I, S. 49—52.

Nachdem die altspanische Epik in diesen drei Dichtungen die drei Grundlagen des Mittelalters, das Volksleben, die Kirche und das Ritterthum, zu ihrem Stoffe genommen, so beginnt jetzt eine didactisch-lyrische Richtung in der Literatur. König Alfons X.[1]) gibt dem Geiste Spaniens seine Richtung. Hatte sein Vater den Gebrauch der spanischen Sprache empfohlen, so machte ihn Alfonso durch einen eigenen Befehl zur Pflicht. Das Gesetz der Gothen erschien unter ihm in spanischer Sprache[2]) und die spanische Prosa gewann eine feste Gestalt. Die unter seinen Augen ausgearbeitete Chronik ist ein kostbares Denkmal mittelalterlicher Geschichtschreibung.[3]) Lehrgedicht.

Sein Bemühen, alle griechischen und arabischen Wörter durch castilianische zu ersetzen, wurde von den Großen nachgeahmt und für die Ausbildung der Sprache von hoher Bedeutung. Unter der bewegten Regierung seiner Nachfolger machte die Sprache wenig Fortschritte und zeigt sich kein neuer Stern in der Dichtung und Wissenschaft. Bedeutsam ist nur der „Graf Lucanor", von einem Neffen Alfons des Gelehrten, vom Infanten Don Juan Manuel. Es ist eine Moral in Beispielen, eine Sammlung von fünfzig Novellen, die anmuthig und frisch erzählt, immer mit einem Verse schließen, welcher die Lehre der Geschichte enthält. „Ich, Don Juan, Sohn des Infanten Don Manuel, Statthalter der Grenze und des Königreiches Murcia," heißt es in der Vorrede, „habe dieses Buch in den schönsten Worten verfasst, die mir möglich waren, und dem Vortrage hab' ich Musterbilder mit Lehren eingefügt und bin dabei dem Vorgange der Ärzte gefolgt. Wenn diese eine Medicin bereiten wollen, welche der Leber zuträglich sein soll, so mischen sie eine Süßigkeit unter die Arznei; auf eine ähnliche Weise soll mit der Gnade Gottes dieses Buch verfasst werden."[4]) El conde Lucanor.

Nicht minder reich an naiver Anmuth, aber ohne die Würde, welche ein hoher Sinn und große Schicksale dem Infanten Manuel gaben, ist der Erzpriester Juan Ruiz in seinen didactischen Poesien, — ein Geistlicher, in dem ein derbes Stück weltlicher Genusssucht vorhanden ist, ein Priester, der es mit seinem Gewissen vereinigen kann, Schönheiten nachzujagen und Liebesgedichte zu machen. An sinnreicher Erfindungskraft, an der Gabe Charaktere und Sitten zutreffend zu schildern, an Formtalent (sein Buch ist für die Geschichte der spanischen Metrik von höchster Bedeutung) hat es dem Erzpriester von Hita nicht gefehlt, auch nicht an Belesenheit in den Alten, wohl aber an priesterlichem Sinn. Zwischen 1337 und 1350 war er in Haft, die sein Erzbischof, der berühmte Cardinal Albornoz, über ihn verhängte. In der Haft um 1343 wurde die Dichtung („El arcipreste de Hita") vollendet. Fabeln, Geschichten, einige Erlebnisse, Liebesgedichte in künstlicher Formverschlingung, Gebete, derbe Weltlust und sich aufraffender frommer Sinn, freudiges Verweilen bei der Erinnerung an einstigen Genuss und Anwandlungen von glühender Andacht — alles aber in einem naturwüchsigen, kräftigen Tone, sind zu einem locker zusammenhängenden Ganzen verwoben, welches „ein Spiegel der Künste und Fallstricke der weltlichen Liebe sein soll, durch welche so manche der Sünde verfallen, welches Einsichtsvolle den Der Erzpriester von Hita.

[1]) Vergl. Bd. V, S. 256—258, 721—726 dieses Werkes.
[2]) Siete partidas. I, 53–64.
[3]) Ticknor, l. c. I. S. 32—48.
[4]) Ibid. I, S. 58—64.

Weg der Wahrheit lehren und zugleich Muster der Schreibkunst und der Versart aufstellen soll." Kunstpoesie und Volksdichtung, alles geht hier Hand in Hand.[1])

Romances historicos.

Die Romanzen sind die älteste Form, in welcher das Volk seine Geschichte in der Erinnerung bewahrte. Über ihren Ursprung hat man allerlei Erklärungen aufgestellt und sie oft als Nachahmung der erzählenden und lyrischen Gedichte der Araber bezeichnet, während doch ihre Freiheit, ihre Kraftfülle, ihr christlicher Ton, ihre ritterliche Treue, die Ursprünglichkeit und Unabhängigkeit und zugleich Einfachheit ihres Charakters kundgeben, dass sie Urdichtung, echte Kinder des spanischen Geistes und Eingeborene seines Bodens sind. Ihr Versbau ist der einfachste, achtsilbige Zeilen, die, wenn sie in

Redondilla.

Strophen von vier Zeilen mit Rundreimen sich brechen, Redondillas heißen, sonst aber mehr die Assonanz als Consonanz beobachten. Lope meint, dieses Versmaß, nämlich die achtsilbige Assonanz, sei für alle Arten der Dichtung, selbst für die feierlichsten, geeignet. Diese Romanzen sind sehr alt, in ihnen wurden die ersten Siege, in ihnen die Thaten des Cid besungen. Ihre Verfasser sind wie die unserer Volkslieder unbekannt geblieben, aber ein Geschlecht hat dem andern diese Verse überliefert, die durch ihren Inhalt sich in die Erinnerung und durch ihre Form sich ins Ohr einschmeichelten. Im sechzehnten Jahrhundert fieng man an, sie zu sammeln und zu drucken und so

Romances pastoriles.

entstanden die „Romanceros generales" und „Cancioneros generales". Sie bilden in ihrer Gesammtheit ein Ehrendenkmal des spanischen Geistes, ein großes Schatzhaus wahrer Volkslieder. Unter den Helden, welche sie preisen, ist der Cid und Don Bernardo del Carpio zu nennen, der um das Jahr 800 gelebt haben soll, dann Fernan Gonzalez, ein volksthümlicher Hauptmann. Aber nicht bloß historischen Inhaltes sind diese Romanzen, sie schildern auch Sitten und häusliches Leben des alten Spaniens (Romances pastoriles und jocosos). Der Amerikaner Ticknor bemerkt,[2]) sie seien insgesammt in Feinheit des Tones und Zartheit der Empfindung, in Schwung der Phantasie den englischen und schottischen Balladen vorzuziehen. Die lange Dauer und zugleich der religiöse Charakter des Kampfes hielt den poetischen und heldenmüthigen Sinn des Volkes viele Jahrhunderte lang aufrecht.

Cronicas.

Der Einfluss der Romanzen ist unverkennbar in den alten spanischen Chroniken: sie bildeten oft die Grundlage derselben, als die Männer der That aus höheren Kreisen schon das Bedürfnis einer geordneten Geschichtschreibung fühlten. Die Romanzen blieben in den niederen Schichten der Gesellschaft, während in den höheren Reichschroniken, Königsbücher, Lebensbeschreibungen einzelner großer Männer entstanden.

So befiehlt das Gesetz der Siete Partidas den guten Rittern, dass sie bei ihren Mahlzeiten dem Vorlesen der großen Thaten zuhören sollten, welche

[1]) Ticknor, l. c. I, S. 67—82.
[2]) Ibid I, S. 89—108; II, S. 470—478, 188—196.

die Vorfahren vollbrachten. So erklärt König Alfons der Gelehrte in der allgemeinen Chronik von Spanien: „Wir haben befohlen, so viele Gedichte zu sammeln, als wir von Geschichten haben konnten, die irgend etwas von den Thaten erzählen, welche vormals in Spanien geschehen sind, und haben dieses Buch zusammengestellt.“ Diese „Estoria de Espanna“ geht von Erschaffung der Welt bis zum Tode des heil. Ferdinand 1252, des Vaters vom König Alfons X., und während sie in dem früheren Abschnitte gedrängt ist, ist sie echt spanisch und völlig frei vom Einfall der Araber an bis auf Alfons den Keuschen; mit andern Worten sind die alten Romanzen in spanische Prosa aufgelöst.[1] Das hohe Nationalgefühl spricht sich in der berühmten Stelle vom „Untergange Spaniens“ (La perdida de Espanna) aus: „Denn dieses Spanien, von dem wir geredet haben, ist wie das wahre Paradies Gottes, weil es von fünf edlen Strömen getränkt wird, dem Duero, dem Ebro, dem Tajo, dem Guadalquivir, der Guadiana. Jeder dieser Ströme hat zwischen sich und dem andern hohe Berge und zackige Gebirgszüge und die zwischenliegenden Thäler und Ebenen sind groß und breit und tragen durch den Reichthum ihres Bodens und die Bewässerung ihrer Flüsse viele und reichliche Früchte. Und Spanien ist vor allen andern Dingen geschickt im Kriege, gefürchtet und sehr kühn in der Schlacht, leichten Herzens, seinem Herrn getreu, und fleißig im Lernen, höflich in der Rede, vollendet in allen guten Dingen. Auch gibt es kein Land in der Welt, das ihm gleichkäme an Fruchtbarkeit, noch an Stärke, und nur wenige in der Welt sind so groß. Und vor allem ist Spanien groß an Pracht, am meisten aber unter allen berühmt wegen seiner Treue. O Spanien! kein Mensch ist imstande, alle deine Trefflichkeiten aufzuzählen!“ — Und die ganze Fülle des Unglücks infolge des Sieges der Mauren über die Gothen im Jahre 711 ist in der herrlichen Schilderung ausgesprochen, welche „Die Klage Spaniens“ (El Llanto de Espanna) heißt: „Das ganze Land war leer von Volk, in Thränen gebadet, zum Sprichwort geworden, Fremde nährend, von seinem eigenen Volke betrogen, verwitwet und verlassen von seinen Söhnen, unter Barbaren gemengt, erschöpft vom Weinen und Wunden, verfallen an Kraft, geschwächt, ungetröstet, aufgegeben von allen den Seinigen. Vergessen sind seine Gesänge und seine Sprache selbst ist eine andere geworden und seine Worte fremdartig.“ — Bei Bernardo del Carpio schildert sie herrlich den Streit zwischen seiner Lehenstreue gegen seinen König und seiner Liebe zu seinem vom König eingesperrten Vater.[1]

Estoria de Espanna.

Lob Spaniens.

Die Klage Spaniens.

Das Beispiel Alfons X. wirkte wohlthätig für die Geschichtschreibung. Alfons XI. befahl die allgemeine Chronik bis zu seiner Regierung herab fortzusetzen und ernannte einen eigenen königlichen Chronikschreiber.[2]

Man meint, das sei Fernan Sanchez de Tovar, der die Geschichte bis 1312 fortführte. Heinrich II. trug seinem Kanzler Juan Nunnez de Villaizan auf, eine Geschichte der Regierung seines Vaters zu verfassen, und so entstand die „Chronik Alfons XI.“. Der Verfasser nimmt es mit der Zeitbestimmung wie mit den Thatsachen genau und betrachtet die ganze Geschichte von einem erhabenen Standpunkt. „Gott ist“, sagt er, „der Anfang und das Mittel und das Ende aller Dinge, und ohne ihn können sie nicht bestehen, denn sie sind durch seine Kraft geschaffen, und durch seine Weisheit geordnet und durch

[1] Ticknor, l. c. I, S. 130—143.
[2] Ibid. I, S. 144—158.

seine Güte erhalten. Und er ist der Herr und in allen Dingen allmächtig und Sieger in allen Kämpfen. Deshalb soll jeder, der irgend ein gutes Werk beginnt, zuerst den Namen Gottes nennen, und ihn vor alle Dinge stellen, seine Gnade heischend und anflehend, dass er ihm Kenntnis und Willen und Kraft verleihe, wodurch er die Sache zu einem guten Ende führe."[1])

Lopez de Ayala.

Die Zahl der Chroniken mehrte sich jetzt schnell. Pedro Lopez de Ayala, geboren 1332, gestorben 1407, als Staatsmann wie als Krieger auf den Gang der Ereignisse von großem Einfluss, behandelte die Geschichte von Peter dem Grausamen[2]) an bis auf Heinrich III. mit Freimuth und Natürlichkeit, mit Geist und Geschick, war er doch auch mit Livius vertraut. Die „Königschronik" vom Tode Heinrichs III. bis zum Tode Johanns II. ist das Werk mehrerer Verfasser und zuletzt von Fernan Perez de Guzman überarbeitet. Über die Geschichte Heinrichs IV. finden wir Nachrichten in der Chronik des Diego Enriquez de Castillo, der bei ihm Kaplan und Geschichtschreiber war, und in der Chronik des Alonso de Palencia. Jene ist einfach und trocken, diese schwülstig geschrieben. Für die Geschichte Ferdinands und Isabellas ist „Der Pfarrer von Los Palacios"[3]) unschätzbar. Der Verfasser ist Andres Bernaldez, Kaplan beim Erzbischof Deza in Sevilla, dem großmüthigen Beschützer des Columbus; er lebte dem Kriegsschauplatz nahe und schilderte die Ereignisse einfach und treu mit den Gefühlen eines Spaniers jener Zeit bis 1513, wo er als Pfarrer in Los Palacios, nicht weit von Sevilla, starb. Fernando del Pulgar war Geheimschreiber bei Ferdinand und Isabella und officieller Cronista. Sein Buch über „Die berühmten Männer Castiliens",[4]) eine Art spanischer Plutarch, gibt in fünfunddreißig Capiteln eine Reihe scharfgezeichneter Charakterbilder in edlem Stil; es sind ausgezeichnete Personen am Hofe Heinrichs IV. geschildert. Seine Chronik ist von 1482 an, in welchem Jahre ihn Isabella zum Reichsgeschichtschreiber ernannte, eine unparteiisch genaue, aus den besten Quellen geschöpfte Darstellung.

Bernaldez.

Pulgar.

Neben diesen Chroniken über die allgemeine Reichsgeschichte gibt es noch Chroniken über besondere Ereignisse oder Personen, die aber den Geist einer ganzen Zeit aufs trefflichste wiederspiegeln.

Specialchroniken.

Dahin ist zu rechnen „Der Weg der Ehre",[5]) die Schilderung des Kampfes für den Durchgang über eine Brücke in der Nähe von Leon, den dreißig Tage hindurch ein angesehener Edelmann zu Ehren seiner Dame 1434 gegen jeden anhob, der des Weges kam. 68 Ritter stritten, 627 Rennen fanden statt und 66 Lanzen wurden gebrochen. „Der Burgfriede von Tordesillas",[6]) eine treue, einfache Schilderung der Verhandlungen zwischen König Johann II. und den Großen unter Anführung seines Sohnes, um den Einfluss des Alvaro de Luna zu brechen. Der Vermittler und Geschichtschreiber war Pedro Fernandez de Velasco, gewöhnlich der gute oder treue

---

[1]) Ticknor, l. c. I, S. 144—158.
[2]) Chronica del rey Don Pedro de Castilla.
[3]) El cura de los Palacios. Ticknor, l. c. I, S. 157—158.
[4]) Los claros varones de Castilla. Ticknor, l. c. I, S. 333; II, S. 721.
[5]) El Paso honroso. Ticknor, l. c. I, S. 150; II, S. 684.
[6]) El Seguro de Tordesillas.

Graf Haro genannt. Alvaro de Luna fand selber einen treuen, redlichen und beredten Biographen in der „Cronica de Don Alvaro de Luna", dessen Namen wir aber nicht kennen. Gutierre Diez de Gomez beschrieb treuherzig und hingebend die Geschichte des Pero Ninno, Grafen von Buelna, der 1379 bis 1453 unter Heinrich III. und Johann II. eine große Rolle als Befehlshaber zu Wasser und zu Land spielte. Auf den Wunsch Kaiser Karls V. schrieb Hernan Perez del Pulgar die Geschichte des großen Feldherrn Gonsalvo de Cordova mit Sachkenntnis und dem Gepräge der Wahrheit und mit der Hingebung eines treuen Verehrers.[1] Pulgar de las hazannas.

Zu den merkwürdigsten Büchern der älteren spanischen Literatur gehört „Das Leben des großen Tamerlan"[2] von Clavijo.[3]

Ruy Gonzalez de Clavijo, der Verfasser, stammt aus Madrid, war Kammerherr Heinrichs III., wurde von diesem 1403 mit Geschenken an Tamerlan entsendet und führte über seine Reise ein Tagebuch, welches köstliche Dinge enthält und den Geist des Verfassers, wie den der Zeit, in gleich spannender Weise abspiegelt. Clavijo wollte dem Timur eine große Vorstellung von der Macht seines Königs beibringen und wagte doch nicht zu lügen, weil er des Glaubens war, der Groß-Khan habe einen Ring am Finger, welcher die Farbe verändere, sobald man ihn anlüge. So sagte er denn dem Timur, sein König habe drei Vasallen, welche 6000 Ritter ins Feld führen, und meinte damit die drei Großmeister der Orden von San Jago, Alcantara und Calatrava. So sagte er, sein König habe eine viele Meilen lange Brücke, auf der 12.000 Stück Vieh weideten, und meinte damit den Landstrich, unter dem die Guadiana hindurchläuft. So sagte er dem Timur, sein König habe einen Löwen und einen Stier, die täglich zwölf Stück Rindvieh verspeisten, und meinte damit die Städte Leon und Toro. So sagte er, sein König besitze drei Hunde, die ihm 200 Lanzen in die Feldschlacht führen, und meinte damit die drei Städte: Can de Roa, Can de Munno und Cannes de Zurita. Unser Verfasser schildert Constantinopel, Trapezunt, Teheran, Samarkand und das Treiben am Hofe des Welteroberers mit Sorgfalt, mit aufmerksamem und durchdringendem Geiste. Clavijo. Tamerlan.

Das sind die spanischen Chroniken der alten Zeit. Sie kennzeichnen den Geist Spaniens so ehrenhaft wie die Romanzen, wie die großen Thaten, welche dieses merkwürdige Volk vollbrachte. Der Amerikaner Ticknor sagt von ihnen das wahre Urtheil: „Jene altspanischen Chroniken senken ihre Wurzelfasern tiefer in den reichen Boden volksthümlicher Gefühle und Grundzüge, als die irgend eines anderen Volkes. Unaufhörlich bricht in ihnen die alte spanische Lehenstreue, der alte spanische religiöse Glaube hervor, wie sich beide gebildet und genährt hatten in den langen Zeiträumen allgemeiner Prüfungen und Leiden."

Im Geiste Spaniens, wenn auch in provençalischer Sprache, ist die Chronik geschrieben, welche die Thaten Jakobs des Eroberers von Aragon

[1] Ticknor, l. c. I, S. 159—178.
[2] Vida del Gran Tamurlan.
[3] Ticknor, l. c. I, S. 168—170.

En Ramon Muntaner.

erzählt, einfach, männlich, anschaulich, desgleichen die Chronik des En Ramon Muntaner, aus welchem früher einige Stellen mitgetheilt worden sind.[1]) Der Verfasser wurde neun Jahre vor dem Tode Jakobs des Eroberers geboren in Peralada; er sah noch als Kind den großen König, als dieser einen Besuch im Hause seines Vaters abstattete, und fasste die tiefste Verehrung für diesen gottesfürchtigen, tapfern, weisen und beliebten Fürsten und hat durch ein langes, bewegtes Leben hindurch seine Treue in nicht weniger als 32 Schlachten bewährt und am Ende seiner Tage ihre und der Aragonesen Heldenthaten noch in einem Werke beschrieben, welches zu den originellsten Geschichtswerken des Mittelalters zu zählen ist, ob seiner Gesinnung, ob seines reichen Inhaltes und der lebendigen und frischen Darstellung. Wie Gregor von Tours wird merkwürdigerweise auch En (Don) Ramon Muntaner erst durch eine Erscheinung zur Abfassung seines Geschichtswerkes gespornt. Er erzählt: „Ich lag eines Tages in meinem Bette auf meinem Landhause, genannt Xilvella, in der Gartenebene von Valencia, als mir ein weißgekleideter, ehrwürdiger Greis erschien, der zu mir sprach: ‚Steh auf, Muntaner, steh auf deinen Füßen und denke daran, die von dir gesehenen großen Wunderthaten zu verkünden, welche durch Gottes Lenkung in den von dir mitgemachten Kriegen geschehen sind, denn es hat Ihm gefallen, dass durch dich alle diese Dinge bekannt gemacht werden sollen.‘“ — Muntaner traute sich selbst nicht und zögerte. „Aber andern Tages sah ich an der nämlichen Stelle wiederum jenen Greis, der zu mir sprach: ‚Mein Sohn, was thust du? Warum verachtest du mein Gebot? Steh auf und thu, was ich dir befohlen habe! Wisse aber auch, dass, wenn du so thust, du und deine Kinder, deine Angehörigen und deine Freunde gewisslich Gnade vor Gott finden werden.‘“

Geschichte.

Will man den Geist dieser Zeit erfassen, so muss man die Geschichtschreiber lesen, insbesondere die der Conquista.[2]) Die Zusammenstellung der

Cortez.

amtlichen Berichte über die Eroberung von Mexiko reiht Cortez nicht bloß unter die großen Feldherren, sondern auch unter die bedeutenden Schriftsteller. Sie sind geschrieben mit derselben Genialität, mit der er siegte; sie sind eine reiche Fundgrube gesunder und genialer Anschauungen von Gegenständen der Politik und praktischen Lebensweisheit, vielfach belehrend und unterhaltend für den Kriegsmann vom Fach, höchst anziehend endlich durch nachlässige Einfachheit, pikante Naivetät und schlaue Zweckmäßigkeit der Darstellung, wie ihr Herausgeber richtig bemerkt. Ein wahrhaft einziges Buch bilden jedoch die „Denkwürdigkeiten des Hauptmannes Bernal Diaz del Castillo“ oder „Wahrhafte Geschichte der Entdeckung und Eroberung von Neuspanien“.

Bernal Diaz.

Anschaulicher und klarer hat nicht Julius Cäsar geschrieben und doch war Bernal Diaz schon ein betagter Mann, angesehener Regidor in Guatemala, als er die Feder ergriff, um der Wahrheit über die Eroberung Mexikos die Ehre zu geben. Wie farbenreich würde seine Darstellung erst sein, hätte er sie unmittelbar nach der Eroberung Mexikos entworfen! Nicht bloß jeder Spanier, der den Heldenzug nach Mexiko mit Cortez mitmachte, sondern sogar jedes Pferd ist in

[1]) Vergl. Bd. V, S. 718—720, 729—730, 753—754; VI, S. 49; VII, S. 77—79 dieses Werkes.

[2]) Auf die schon Bd. VII, S. 274—302 dieses Werkes aufmerksam gemacht wurde.

unserem Buche genau beschrieben. Ein seltenes Talent plastischer Darstellung zeigt sich in jedem Abschnitt. Wir sehen die kühnen Abenteurer und das herrliche, mächtige, an Naturwundern gewaltige Reich, in das sie so kühn sich eindrängen. Wir hören ihr Herz pochen, fühlen aber auch das Staunen der Eingebornen beim Anblick der Kinder der Sonne! Unter den Einzelnheiten geht aber nicht der Geist verloren und aus jeder Zeile athmet der Stolz, an diesem einzigen Unternehmen theilgenommen zu haben: „Von Cortez' Heldenthaten gebürt mir auch ein Theil, da ich in all den Schlachten unter den Ersten mitgefochten habe und einer Menge anderer Gefechte beiwohnte. Fürwahr, auch ich kann meinen Theil an der Inschrift ansprechen, welche Cortez auf die Feldschlange setzen ließ, die in Mexiko von Silber, Gold und Kupfer gegossen worden ist und die wir unter dem Namen des Vogels Phönix seiner Majestät verehrt haben. Die Inschrift lautete: Selbstgefühl.

‚Ein Vogel, wie dieser, ward nie geboren;
Ein Diener, wie ich, wird nimmer gefunden;
Ein Monarch, wie du, ist nicht mehr in der Welt.'

Und als Cortez bei seiner ersten Reise nach Spanien seiner Majestät von seinen muthigen und tapferen Officieren erzählte und dem Kaiser sagte, er glaube nicht, dass die römische Geschichte größere Helden aufzuweisen hätte, da war auch ich so gut damit gemeint, als irgend einer. — Allerdings gibt es in dieser Welt Tugenden und Verdienste, die ein Nachbar besser von seinem Nachbar rühmen mag, als er selbst; wer aber nicht im Kriege gewesen ist, der kann auch nicht davon erzählen. Sollen die Sperlinge davon reden, die in den blutigen Schlachten über unsere Häupter weggeflogen sind, oder die Wolken, die über unsere Schlachtfelder hinzogen? Wer kann davon sprechen, als wir Officiere und Soldaten, denen es in jenen heißen Stunden so sauer geworden ist? — Die Geschichtschreiber rühmen von Julius Cäsar, wie herzhaft und wie bereit er zu jeder Stunde zum Gefecht gewesen, und wie er die Nächte dazu verwendet, um seine Heldenthaten aufzuzeichnen, denn ob es ihm gleich nicht an Geschichtschreibern gefehlt, so habe er ihnen doch nicht seinen Ruhm anvertrauen wollen. Man mag sich daher nicht gar zu sehr verwundern, wenn ich in den Schlachten, an denen ich theilgenommen, auch einige Worte von mir selbst spreche, auf dass die Nachwelt von mir rede und sage: das hat Bernal Diaz del Castillo gethan, und dass meinen Kindern und Nachkommen ein Theil von meinen Heldenthaten verbleibe, gleichwie der Ruhm jener alten Helden in den Wappenschildern ihrer Familien bis auf die späteste Nachwelt gekommen ist." — Bernal Diaz lässt oft ein Wort fallen, das uns ihn und seine Kampfgenossen näher zeichnet. „Drei Castillos waren bei der Armee. Der Dritte hieß der Schöne und der war ich, und damals hielt ich auch wirklich viel auf mich selbst." Aber er war auch findig. Keiner wusste besser Wegweiser beizutreiben, Lebensmittel aufzustöbern, Hilfsquellen aufzuspüren, und keiner hat unverdrossener seinen Feldherrn in jeder Noth unterstützt, als unser Kriegsmann. Als er zur Feder griff, war er schon betagt, aber er gesteht selber, dass er in keinem Bett mehr schlafen könne, dass er jede Nacht von Zeit zu Zeit aufstehen müsse, nach dem Himmel und den Sternen zu sehen und ein wenig in der freien Luft umher zu wandeln! Daran hatte er sich gewöhnt in den langen Kriegen mit den Indianern, die gerne ihre Gegner in der Nacht überfielen. Bernal erzählt aber, dass er dennoch auf den Reisen immer Betten mit sich nehme, nicht um darauf zu schlafen, sondern dass man nicht glaube, dass er keine habe. Zeigt sich hier das Selbstgefühl, so bricht an hundert andern

Stellen der menschliche Sinn des Verfassers durch. Dabei ist er sehr fromm, er betet bei der Belagerung Mexikos jeden Morgen zur Madonna, dass sie ihn entweder glücklich heimkehren oder als tapfern Soldaten sterben lasse; — er will nur nicht gefangen und den Götzen geopfert werden! Aber er erzählt keine Wunder und staunt, dass man den Sieg bei Otumba dem heiligen Jakob zuschreibe: „Ich war auch in der Schlacht, aber den heiligen Jakob habe ich nicht gesehen!“ — In späteren Jahren machte Bernal Diaz eine Reise nach Spanien und war hier Mitglied der Commission, welche auf Anregung des Las Casas über das Verfahren gegen die Indianer entscheiden sollte. Sein Werk vollendete er 1568, gedruckt wurde es 1632. Von Torquemada hören wir, dass Bernal Diaz wegen seines Charakters im verdientesten Ansehen stand und dass seine Wahrhaftigkeit keinem Zweifel unterliege.

Fesselt an Bernal Diaz die Naivetät, so am Geschichtswerk Mendozas die Kunst der Darstellung. Er ist ein vielseitiger merkwürdiger Mann.

Mendoza.

Diego Hurtado de Mendoza, geboren 1503 zu Granada, war ursprünglich für die Kirche bestimmt und lernte in Salamanca Latein, Griechisch, Philosophie, geistliches und weltliches Recht, während er das Verständnis des Arabischen von Haus aus mitbrachte. Als Student in Salamanca soll er den Roman „Lazarillo de Tormes“ geschrieben haben, der in fast alle Sprachen Europas übersetzt ist und mit unerschöpflicher Heiterkeit und feinstem Talent der Charakteristik in geistreichster Weise spanisches Leben und spanische Sitten der unteren Classen schildert, und der Vater der Schelmenromane, des sogenannten Gaunergeschmackes,[1]) geworden ist. Karl V. wurde auf den reichbegabten Edelmann aufmerksam und sandte ihn 1538 als seinen Vertreter nach Venedig, wo Mendoza nicht bloß das Talent eines Staatsmannes entfaltete, sondern auch unter Gelehrten ein Gelehrter war und mit Eifer seine Studien im Griechischen und Lateinischen fortsetzte. Er sandte Leute nach Thessalien, nach dem Berg Athos, um griechische Handschriften zu bekommen; ihm verdanken wir die erste Ausgabe des Flavius Josephus und einiger Kirchenväter.[2]) Sultan Soliman sandte ihm griechische Handschriften, um für geleistete Dienste zu danken. Bei der Kirchenversammlung in Trient hielt Mendoza eine lateinische Rede, die sein Kaiser bewunderte. Als die Verhältnisse zum Papste schwierig wurden, sandte Karl V. ihn als Vertrauensmann nach Rom, erst 1554 kehrte Mendoza nach Spanien zurück. Philipp II. war ihm nicht hold. Mendoza hatte, vierundsechzig Jahre alt, noch das Feuer der Jugend und warf einen Gegner, der ihn im Palast mit dem Dolche angriff, über den Balkon hinunter. Der König sah dies als Verhöhnung seiner Würde an und Mendoza wurde zuerst ins Gefängnis gesetzt, dann nach Granada verbannt. Hier schrieb er nicht bloß Gedichte, sondern auch das Werk über den Aufruhr der Moriskos, den er zum Theil selber sah. Sallust und Tacitus sind ihm hier Vorbild und in der Kunst malerischer und gedrängter Darstellung, wie in dem Sinn für Wahrheit und Recht, steht er keinem nach. Sein Werk, im schönsten castilianischen Stil, durfte erst 1610 gedruckt werden. Die vollständige Ausgabe[3]) ist die von

[1]) Gusto picaresco.
[2]) Ticknor, l. c. I, S. 402—410.
[3]) Guerra de Granada, que hizo el rey Don Felipe II. contra los Moriscos de aquel reino sus rebeldes.

Valencia 1776. Mendoza starb, zweiundsiebzig Jahre alt, im Jahre 1575. Seine reiche Büchersammlung vermachte er dem König, „damit dem Escorial, dem prachtvollsten Gebäude älterer und neuerer Zeit, nichts fehle und es auch die schönste Büchersammlung der Welt in sich schließe". — So läßt ihn die Liebe zum Vaterland die Ungunst vergessen, die ihm vom König zutheil wurde, — Mendoza ist ein echter Edelmann aus der Zeit der Größe Spaniens.

Mendozas Arbeit ist das kunstvollste Geschichtswerk Spaniens. Wie gerne hätte Karl V. sein eigenes Leben von einer solchen Feder beschrieben gesehen, denn er war nicht gleichgiltig um die Stelle, die ihm in der Geschichte angewiesen werde. Er, der Kaiser, wollte nicht über das Verdienst gelobt und nicht ohne Grund getadelt werden. Er nannte den Paul Jovius, der ihm schmeichelte, seinen Lügner rechts, und den Sleidan, der ihn verlästerte, seinen Lügner links. Er selber schrieb an seinen „Denkwürdigkeiten" und der Niederländer van Male mußte sie ins Lateinische übersetzen. Karl V. stellte Geschichtschreiber an und von ihm an hat bald jede bedeutende Stadt Spaniens ihre Geschichte und Urkundensammlung. Allein dem Antonio de Guevara mußte er seinen Gehalt für ein Jahr sperren lassen, weil er an seiner Aufgabe noch gar nichts vollbracht hatte.[1]) Florian de Ocampo war allzu eifrig: er fieng mit der Sündflut an und war, als er 1555 starb, erst bis zu den Scipionen gekommen.[2]) Der Kaiser gab Befehl, seine Papiere zu retten. Petro Mexia kam in seiner Geschichte Karls V. nur bis zu dessen erster Reise nach Italien.[3]) Keiner von diesen verstand, wie Mendoza, Geschichte mit Beredsamkeit zu vereinen. Juan Ginez de Sepulveda ward vom Kaiser beauftragt, seine Geschichte zu schreiben.[4]) Die eigentlichen Väter der spanischen Geschichte, Zurita und Morales, wurden übrigens noch zur Zeit Karls V. geboren und bekamen unter ihm die erste Anregung. Karl V.

Zurita ist geboren zu Saragossa 1512, und erlangte eine glänzende Bildung zu Alcala. Er erweckte früh die Aufmerksamkeit des Kaisers, ward von ihm in wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen und mit unbegrenztem Vertrauen beehrt. 1547 erhielt er den Auftrag, eine treue Geschichte des Königreichs Aragonien aus zuverlässigen Quellen zusammenzustellen, 1548 genehmigten die Stände diesen Beschluss. Alle Urkundensammlungen standen ihm fortan zu Gebote und er bereiste zu seinem Werke nicht bloß Spanien, sondern auch Sicilien und Italien; 1562 erschienen die beiden ersten Bände, 1580 wenige Monate vor seinem Tode sah er sein Werk vollständig gedruckt. Die „Anales de la Corona de Aragon" gehen vom Einbruch der Araber bis zum Jahre 1516. Sie sind ein hochwichtiges Werk mit kritischem Geist, mit freiem Sinne, mit Liebe für die Rechte Aragoniens, mit Ruhe und Gelassenheit, ohne Redeprunk geschrieben.[5]) Philipp II. ehrte ihn hoch und verwendete ihn oft als Schriftführer. Zurita.

[1]) Ticknor, l. c. I, S. 421—424.
[2]) Ibid. I, S. 431; II, S. 278.
[3]) Ibid. I, S. 431 f.; II, S. 776.
[4]) Ibid. I, S. 431 ff.
[5]) Ibid. II, S. 271. — Prescott, Ferdinand und Isabella, I, Cap. 1. Die

Morales. Ambrosio de Morales (1513—1591), ein Freund und Bewunderer des Zurita, Professor in Alcala, später zum Geschichtschreiber des Königreichs Castilien ernannt, setzte im Geiste Zuritas das Werk Ocampos bis zur Vereinigung der Kronen von Castilien und Leon im Jahre 1037 fort und Sandoval führte dann diese Geschichte weiter bis 1097. Formvollendet, in männlicher und edler Beredsamkeit schrieb Pedro de Ribadeneyra (gestorben vierundachtzig Jahre alt 1611, Jesuit) die Geschichte der Kirchentrennung von England [1]) und Jose de Siguenza, ein Hieronymit, die Geschichte seines Ordens — er starb 1606 als Prior des Escurial.

Mariana. Der Livius Spaniens aber ist Juan de Mariana, geboren in Talavera 1536, Findling, dann in Jesuitenschulen gebildet, im vierundzwanzigsten Jahre schon Lehrer im Collegium zu Rom, hierauf in Sicilien und in Paris, 1574 Leiter des öffentlichen Unterrichtes in Spanien, wo er im Ordenshaus zu Toledo noch 49 Jahre lebte, ein umfassender, freisinniger, kühner Geist. 1599 erschien seine berühmte Abhandlung über das Königthum („De rege et regia institutione"),[2]) die, Philipp III. gewidmet, vom Grundsatze der Volkssouveränität ausgeht und deshalb der Gegenstand heftiger Angriffe geworden und auf Befehl des Pariser Parlamentes durch Henkershand verbrannt worden ist.[3]) 1609 erschienen in Köln sieben lateinische Abhandlungen von ihm, Zeugen seines scharfen Blickes und seines Freimuths. Die Veränderung des Münzfußes unter Lerma war darin als unklug und schimpflich hingestellt, die Inquisition verhängte eine Buße über den dreiundsiebzigjährigen Mann. Lope de Vega sagte: „Sein Vaterland verzieh dem so gelehrten Mariana nicht, als er irrte." 1574 begann er den Stoff zu seiner „Historia" oder allgemeinen Geschichte Spaniens zu sammeln. 1592 erschienen in lateinischer Sprache die zwanzig ersten, 1609 die zehn letzten Bücher, 1623 starb Mariana siebenundachtzig Jahre alt. Auf das Drängen seiner Landsleute übersetzte der Verfasser sein eigenes Werk ins Castilianische und besserte in einemfort daran; vier Auflagen erschienen vor seinem Tode. Mit Recht wird sein Werk als das stolzeste Denkmal der Geschichte Spaniens bezeichnet. Er ist ein Muster historischer Eleganz: klar, anmuthig, fließend, mit wenigen Zügen meisterhaft zeichnend, voll Freimuth, Adel und Würde in Haltung und Färbung. Aber wir vermissen nur zu oft die Kritik. Mariana ist für Spanien, was Livius für die Römer, was Johannes von Müller in seiner Schweizergeschichte für sein Vaterland. Allerdings entschuldigt sich der arbeitsame Mann, der in späten Jahren erst an ein riesiges Unternehmen Hand anlegte, mit den Worten: „Ich habe es niemals übernommen, eine Geschichte Spaniens zu schreiben, bei welcher ich zuvörderst die Wahrheit jeder Thatsache prüfe. Hätte ich dies gethan oder thun wollen, so würde ich diese Geschichte niemals zu Ende gebracht haben. Wohl aber habe ich es unternommen, in lateinischer Sprache und in schicklicher Schreibart dasjenige wiederzugeben, was andere an Bestandtheilen zusammengebracht hatten, aus denen ich das erlangte Gebäude zu errichten vermochte. Hätte ich für alles erst sichere Gewährsmänner aufsuchen wollen, dann würde Spanien noch eine Reihe von Jahrhunderten hindurch ohne eine lateinische Geschichte des Landes geblieben sein, welche sich vor der Welt hätte sehen lassen

Stände von Aragon veranlaßten, um ihn zu ehren, seine Lebensbeschreibung durch Diego Josef Dormer, Progresos de la Historia en Aragon. Saragossa 1680.

[1]) La Cisma de Inglaterra. Valencia 1588.

[2]) Historia de la Orden de San Geronimo. Madrid 1600.

[3]) Weil es unter gewissen Umständen den Königsmord erlaube. Vergl. oben S. 570.

können." — Mariana behandelte noch die Hauptereignisse der Regierung Ferdinands und Isabellas. Der Benedictiner Prudencio de Sandoval setzte sein Werk fort und lieferte die ausführlichste Geschichte Karls V. Sein urkundliches Werk erschien 1604, er selber starb 1620. Sandoval.

Der Geschichtschreiber der Entdeckung ist oben [1]) ausführlich gedacht worden. Nicht so formvollendet wie Mariana, aber genau in den Thatsachen ist Juan de Ferreras, Pfarrer in Madrid, in seiner „Übersicht der Geschichte Spaniens". [2]) Antonio Herrera dagegen (ein Liebling Philipps IV., gestorben 1625, der Geschichtschreiber Indiens) veröffentlichte eine Weltgeschichte während der Regierungszeit Philipps II., eine Geschichte Englands und Schottlands zur Zeit der unglücklichen Maria Stuart, eine Geschichte des Antonio Perez. [3]) Ferreras. Herrera.

Noch sei einiger durch Geist und Feuer der Darstellung vollendeter Monographien gedacht. Zunächst der „Geschichte der Eroberung der Molukken" [4]) von Bartolome Leonardo de Argensola, 1609 erschienen und Philipp III. gewidmet. Glänzende Schilderungen der Natur, der Sagen, und genaue Darstellung der Ereignisse erhalten den Leser in fortwährender Spannung. Francesco de Moncada, Graf von Osona, Statthalter der Niederlande und Oberbefehlshaber der dortigen Heere, gab 1623 die „Feldzüge der Catalanen gegen die Griechen und Türken" heraus, [5]) eine Schilderung des Zuges der Catalonier gegen die Türken und Griechen unter Roger de Flor, [6]) die nach Ramon Muntaner geschildert wurde. Das Gemälde ist in eleganten und kräftigen Zügen gezeichnet, die Erzählung [7]) ist noch fließender als bei Mendoza, welchem der Verfasser nachstrebt. Aus keinem Buche ist der großartige stolze Sinn des Spaniers, seine Wahrheitsliebe besser zu erkennen; er ist unparteiischer als Muntaner und berichtigt ihn oft. Nicht minder trefflich ist das Werk Colomas, Markgrafen von Espinar, über den niederländischen Krieg, [8]) welches 1625 erschien und die Geschichte von eilf Feldzügen in den Niederlanden enthält. Der Verfasser war als Feldherr wie als Unterhändler bei den Angelegenheiten, die er schildert, betheiligt und spricht mit der Zuverlässigkeit und Lebendigkeit eines Augenzeugen und der Würde eines Mannes, der die beste Übersetzung des Tacitus herausgegeben hat. [9]) Monographien. Argensola. Moncada. Coloma.

Don Francisco Manuel de Melo, ein Portugiese in spanischen Diensten bis 1641, im Krieg in den Niederlanden und in Catalonien beschäftigt, gab 1645 die „Geschichte des catalonischen Aufstandes" heraus, [10]) in welchem er selbst eine Brigade der königlichen Armee befehligt hatte. Melo schrieb sein Buch als Gefangener im Thurm zu Belem, wohin ihn ein falscher Verdacht gebracht hatte, und veröffentlichte es unter dem Namen „Clemente Libertino", indem er Melo.

---

[1]) Vergl. Bd. VII, S. 274—302 dieses Werkes.
[2]) Synopsis de la historia de Espanna.
[3]) Ticknor, l. c. II, S. 288.
[4]) Conquista de las Islas Molucas.
[5]) Expedicion de los Catalanes contra Griegos y Turcos.
[6]) Vergl. Bd. VII, S. 77—79 ff.
[7]) Graf Champfeu übersetzte dieses Werk ins Französische: „Expedition des Catalans et Aragonais contre les Turcs et les Grecs, par Moncada." Spazier übertrug es ins Deutsche, Braunschweig 1828: „Moncadas Zug der 6500 Catalonier und Aragonier."
[8]) Las Guerras de los Estados Baxos, desde Maio 1588 hasta al anno 1599.
[9]) Ticknor, l. c. II, S. 285—289.
[10]) Historia de los Movimientos, Separacion y Guerra de Catalunna.

meinte, sein Buch verliere nichts dabei, dass sein Name ihm fehle, und sein Name nichts, dass er dem Buche fehle. Es ist eine der besten Arbeiten in der historischen Literatur aller Völker, sachlich genau, voll Wärme und Leben. Den Leser redet er im Vorwort an: „Suchst du die Wahrheit, so lade ich dich zu dieser Lectüre ein; liegt dir aber Unterhaltung oder Schmuck mehr am Herzen, so mache mein Buch zu und danke mir, dass ich dich noch zur rechten Zeit enttäuscht habe. Weder die Kunst, noch die Schmeichelei haben Theil an meinem Werke genommen; du findest darin weder Aphorismen von Politikern, noch Sentenzen von Philosophen citiert. Alles ist von dem selbst, der es schrieb. Aber von vielen Begebenheiten ist die Rede, aus denen du dir jene selbst bilden kannst, wenn du reiflich über ihre Beschaffenheit nachdenkst. Dann wird der Nutzen dir gehören, wie mir die Arbeit, und wir können uns beide Verfasser nennen, ich durch das, was ich dir erzähle, du durch die Ansicht, die du dir davon gewinnst ... Ich spreche von Thaten großer Fürsten und anderer angesehener Personen. Das erstere muss man soviel als möglich vermeiden, und muss man je von Königen sprechen, so geschehe es mit Erfurcht vor dem Purpur. Wunden haben aber nun einmal das Eigenthümliche, dass sie nicht ohne Schmerz und Blutvergießen geschlagen werden können ..."

Solis. Die letzte wichtige historische Arbeit aus der Glanzperiode der spanischen Literatur ist die „Eroberung von Mexiko" von Antonio de Solis y Ribadeneyra,[1]) sie umfasst die drei Jahre von der Landung bis zur Gefangennahme des Guatimozin, und mag als die Ilias jenes kühnsten Heldenzuges bezeichnet werden. Das Ganze liest sich wie ein Drama; wir finden einen Fluss, eine Wärme der Darstellung, eine Begeisterung für die Größe, für den Ruhm Spaniens, die an die feurigsten Stellen in dem Geschichtswerke von Thierserinnern. Obschon der Verfasser das Amt eines Geschichtschreibers Indiens bekleidete, so finden wir doch keine neuen Angaben darin — er hat offenbar seinen Stoff aus Bernal Diaz del Castillo entnommen, aber wir finden eine dichterische Glut, das Farbenspiel einer reichen Phantasie über das Gemälde ausgegossen. Solis schrieb dieses Buch, nachdem er schon 1667 sich in ein Kloster zurückgezogen hatte; es erschien 1684 auf Kosten eines Freundes, denn der Verfasser war so arm, dass er einmal schreibt: „Ich habe so viele Gläubiger, die mich auf der Straße anhalten würden, wenn sie sähen, dass ich ein Paar neue Schuhe anhabe." — Bald wurde das Werk in alle Sprachen Europas übersetzt.[2])

Also hat sich die Romanze, das alte Epos, also die Geschichtschreibung in Spanien nach und nach gestaltet! — Die sogenannte Kunstpoesie hatte einige Zeit eine Stätte am Hofe König Johanns II. Italien lag Spanien

Einfluss Italiens. so nahe, die spanische Sprache stammt wie die italienische von der gleichen Mutter, der römischen; Spanien gewann die Herrschaft über Sicilien und Neapel; in Bologna und Padua pflegten die Jünglinge Spaniens ihre gelehre Bildung zu suchen, bis die spanischen Universitäten Bedeutung erlangten: Gründe genug, um der italienischen Denkweise und Dichtung Einfluss auf Spanien zu verschaffen.

---

[1]) Historia de la conquista, poblacion y progressos de la America septentrional, conocida con el nombre de Nueva Espanna.

[2]) Ticknor, l. c. II, S. 289—291.

Alvaro de Luna leitete die Regierung, König Johann II. „war ein Freund der Tonkunst, spielte, sang, dichtete, sowie er auch schön tanzte, und war dem Lesen von Dichtern und Philosophen sehr ergeben". Ein Gedicht des Königs in provençalischer Sprache ist noch vorhanden. Sein naher Verwandter, Heinrich, Markgraf von Villena 1384—1434, war jeder Kunst und Wissenschaft ergeben. Er war Großmeister zu Calatrava und pflegte dabei Dichtkunst, Geschichte, Philosophie, Mathematik, Sterndeuterei und Goldmacherkunst. Dadurch kam er in das Gerede, er sei ein Zauberer, und dies war schuld, dass nach seinem Tode seine Schriften verbrannt wurden. Er hatte die „Redekunst" des Cicero, Virgils „Äneide" und Dantes „Göttliche Komödie" ins Castilianische übersetzt und eine eigene Abhandlung über die Dichtkunst geschrieben. Sein Freund Juan de Mena widmete ihm die Grabschrift: „Es ist Don Enrique, Herr von Villena, die Ehre Spaniens und des jetzigen Jahrhunderts. Es hat deine Bücher verloren, ohne sie gekannt zu haben, und gleichsam wie zum Leichenopfer wurden sie sogleich ins Feuer geworfen." Die noch vorhandenen Arbeiten: „Arte cisoria" (Die Vorschneidekunst) und „Trabejos de Hercules" (Die Arbeiten des Herkules), ein allegorisches Gedicht, rechtfertigen dieses hohe Lob keineswegs. Villena.

Höher an Verdienst und eigentlicher Träger der Verbindung zwischen fremdländischer gelehrter und spanischer nationaler Dichtung ist Innigo Lopez de Mendoza, Markgraf von Santillana[1]) (1398—1458) aus dem großen und reichen Geschlecht der Mendoza. Seinen Vater, den Großadmiral von Castilien, verlor er früh. Als er mündig wurde, wusste er mit dem Schwerte, wie auf dem Wege des Gesetzes die ihm entrissenen Güter wieder zu erwerben und galt fortan für einen ganzen Mann und spielte bald eine große und würdige Rolle am Hofe, wie im Heerlager; er war tief in alle Angelegenheiten des Staates verwickelt und zeichnete sich aus im Kampfe gegen die Mauren. Desungeachtet hatte er Zeit, den schönen Wissenschaften obzuliegen, und war der Ansicht, „dass Kenntnisse weder die Spitzen der Lanzen abstumpfen, noch den Arm schwächen, der ein Ritterschwert führt", und bei seinem Reichthum standen ihm Mittel genug zu Gebote, Dichter und Gelehrte zu sich zu berufen, Reisen zu machen und Bücher zu kaufen. Pulgar sagt von ihm: „Er hatte eine große Büchersammlung und ergab sich dem Studieren, insbesondere der Sittenlehre, sowie alter und ausländischer Dinge. Auch hatte er stets in seinem Schlosse Doctoren und Meister, mit denen er sich über die Wissenschaften und die Bücher, die er las, unterhielt. Auch schrieb er selbst andere Bücher in gebundener und ungebundener Rede, die da nützlich waren, zur Tugend zu fördern und vom Laster abzuhalten, und auf diese Weise verbrachte er den größten Theil seiner Mußestunden. Auch hatte er großen Ruf und Ruhm in vielen Königreichen außerhalb Spaniens; aber er hielt es für wichtiger, von den Weisen geachtet zu werden, als Namen und Ruhm bei der Menge zu erlangen." Ein wahrer Edelmann! Der Markgraf kannte und übte die provençalische Dichtung, wie einige anmuthige und süße Lieder von ihm beweisen. Noch mehr aber zeigen seine Dichtungen Vertrautheit mit den Werken Dantes, Petrarcas und Boccaccios und dass er diesen als Vorbildern nacheiferte. Es sind dies Dichtungen, die den Stempel der Gelehrsamkeit an sich tragen: „Die Weltalter", eine Art Weltgeschichte in 332 Stanzen, „Ein Gespräch zwischen Neigung und Geschick" über Santillana.

[1]) Ticknor, l. c. I, S. 293—303.

die Wertlosigkeit aller äußeren Güter in 180 Stanzen. Als die wichtigste seiner Dichtungen gilt „Das kleine Schauspiel von Ponza", ein Trostgedicht infolge der Seeschlacht bei der Insel Ponza.[1]) Wichtig ist ferner „Centiloquio", eine Sprichwörtersammlung, die er auf Verlangen Johanns II. für den Thronfolger Heinrich IV. anlegte. Der Ruf des Markgrafen stieg, dass Leute aus fremden Landen kamen, ihn zu sehen. Neidlos förderte Santillana Verdienst.[2])

Juan de Mena.

Er war es, der den jungen Juan de Mena (geboren 1411 in Cordova) dem König empfahl, welcher ihn zu seinem lateinischen Schriftführer und Geschichtschreiber von Castilien ernannte. Juan de Mena wird der spanische Ennius genannt. Sein allegorisches Gedicht in Dantes Art, „Das Labyrinth",[3]) aber mehr unter dem Namen „Die dreihundert Strophen"[4]) bekannt, lässt uns jedoch kalt, während es dem König Johann II. so sehr gefiel, dass er vom Dichter weitere 65 Strophen verlangt, damit das Gedicht so viel Strophen habe, als das Jahr Tage. Viele Erklärungen sind über dies Gedicht geschrieben worden. Juan de Mena hat den Vers von zwölf Silben (de arte mayor) in Mode gebracht. Er starb 1456. „Der König wünschte sehr, von Euch gelobt zu werden", schreibt der Leibarzt an Juan, oder „der König erwartet Ruhm von Euch", wenn er Juan meldete, wie ein Ereignis dargestellt werden solle.

Der große italienische Krieg, die Siege Karls V. brachten die Spanier in innigste Verbindung mit Italien und befeuerten den Geist der Nation. Die Gesittung und Verfeinerung Italiens wirkten dann wieder auf Spanien zurück. Bald wurden die italienischen Formen der Dichtung in Spanien nicht bloß eingeführt, mit Beifall aufgenommen, sondern auch überwiegend. Der

Boscan.

Vermittler war ein Barcelonese, Juan Boscan; er war ein Patricier, von Haus aus reich, hatte in seiner Jugend in der Armee gedient und große Reisen gemacht. In Granada kam er 1526 in nahe Verbindung mit Andrea Navagiero, der 1521 von Venedig als Gesandter zu Karl V. geschickt worden und Gelehrter, Dichter, Redner und Staatsmann war. Navagiero ermunterte Boscan, die Versarten guter italienischer Schriftsteller im Spanischen zu versuchen. Dieser folgte dem Rathe, fand anfangs zwar einige Schwierigkeiten, bald aber Gefallen und mit seinen Versuchen Beifall. Statt des alten castilianischen Versmaßes in Trochäen kamen jetzt Jamben, und bald wetteiferten die Spanier mit den Italienern in Formvollendung der künstlichsten Versarten. Das Ansehen Boscans — einige Zeit hindurch leitete er auch die Erziehung des berühmten Alba — die Anmuth und sanfte Melodie seiner Verse, seine liebliche und edle Art zu erzählen, die Reinheit seiner Sprache wirkten mächtig für die Neuerung. Boscan war ein Gelehrter, er übersetzte ein Trauerspiel des Euripides. Auf Grundlage des Gedichtes von Musäus schrieb er ein Gedicht „Hero und Leander" in 3000 reizenden Versen, voll der sanftesten und lieblichsten Stellen. Er übersetzte den „Höfling" des Grafen

[1]) Comedieta de Ponza.
[2]) Ticknor, l. c. I, S. 303—308; II, S. 711—715.
[3]) El laberinto.
[4]) Las trecientes coplas.

Castiglione (Il Cortegiano) so schön ins Spanische, als ob dies Buch ursprünglich in castilischer Sprache geschrieben wäre. Nach seinem Tode 1543 gab seine Witwe mit Erlaubnis Karls V. seine Arbeiten in Druck. Es sind 93 Sonette, 9 Canzonen, „Hero und Leander", eine Elegie, Lehrbriefe und die sogenannte „Allegorie".[1]) Das vierte Buch enthält die Dichtungen eines jungen Freundes, der innig sich mit Boscan in der Absicht verbunden hatte, eine Verbesserung der spanischen Poesie zu bewirken, der einen frühen Tod gefunden und trotz seines bewegten Jugendlebens doch so schöne Dichtungen geschaffen hat, dass viele Spanier ihn heute noch den Fürsten der spanischen Dichtkunst nennen.[2])

Garcilasso de la Vega.

Es ist dies Garcilasso de la Vega, der Abkömmling eines alten Geschlechtes Nordspaniens von berühmtem Namen, geboren 1503 in Toledo, früh an den Hof gesandt und an den Kriegen des Kaisers theilnehmend, welcher großes Vertrauen in ihn setzte. 1529 eilte er nach Wien, um gegen die Türken unter Soliman zu kämpfen. Dort begünstigte er die Heirat eines Verwandten mit einer Dame des kaiserlichen Hofes und kam deshalb in Haft auf eine der Donauinseln, wo er sein Missgeschick und die Schönheit der Umgebung besang. Doch bald schenkte ihm Karl V. wieder seine Gunst. 1535 war er bei dem Zuge nach Tunis und in der Schlacht erhielt er zwei schwere Wunden. Am Fuße des Ätna schrieb er auf der Rückkehr eine seiner schönsten Elegien. 1536 nahm er theil an dem Zug in die Provence. Auf dem Rückweg belästigte die Besatzung eines Thurmes das Heer. Der Kaiser befahl, dies Hindernis aus dem Weg zu räumen. Garcilasso, welcher eilf Compagnien befehligte, griff rasch an. Vergebens mahnten ihn die Freunde, wenigstens einen Harnisch anzuziehen. Die Befestigung wurde genommen, aber Garcilasso tödtlich verwundet. Er starb wenige Tage darauf in Nizza, dreiunddreißig Jahre alt.[3]) Alle Geschichtschreiber Spaniens besprechen seinen Tod ausführlich als ein großes Unglück und Karl V. beweinte ihn, wie den Schmuck seines Reiches. Nur wenige Dichtungen sind noch von ihm übrig — drei Eklogen, zwei Elegien, eine Epistel, fünf Oden, vierzig Sonette — aber sie sind meisterhaft, formvollendet, der süßeste Schmelz der Bilder, der herrlichste Wohllaut der Sprache, Frische, Tiefe und eine liebliche Schwermuth zeichnen sie aus. Man staunt über die Vielseitigkeit der Bildung bei so bewegtem Leben.

Hirtengedicht.

Garcilasso war einer der ersten Gelehrten und einer der geschicktesten Musiker auf Harfe und Flöte; man staunt über so zarte Verse aus der Hand, die so gerne das Schwert führte, und über die Neigung zum Hirtengedicht, während Garcilasso doch ganz Staatsmann und Krieger war. Diese Neigung zum Hirtengedicht ist vielen Spaniern jener Zeit eigenthümlich; während beide Hemisphären kaum ihrem Thatendrang genügen und die Erde zittert unter dem Donner ihrer Schlachten und den Thaten ihres Ehrgeizes, ergehen sie sich in ihren Phantasien in süßen Träumen vom Hirtenleben und

[1]) Ticknor, l. c. I, 373–388; II, S. 743.
[2]) Ibid. I, S. 83–88; II, S. 745.
[3]) Vergl. oben S. 58.

voll idyllischem Glück und dem Behagen in einem kleinen und stillen glücklichen Lebenskreis. Welcher Reichthum an Geist und Charakter des Volkes! — Garcilasso ist ein Liebling der Spanier geblieben bis auf den heutigen Tag; seine süßen Verse, seine schönen Bilder, der Adel und die Tiefe seiner Gefühle, die Musik seiner Reime fesseln noch immer. Alle Parteien wetteifern, ihn anzuerkennen, ihn zu erklären, ihn zu verbreiten. Die Auflagen seiner Schriften sind unzählig, er heißt noch immer Spaniens Petrarca und der Fürst der Dichter.

Herrera. Zu den vollendetsten Lyrikern werden Fernando de Herrera und Luis de Leon gerechnet. Herrera ist aus Sevilla; von seinem Leben wissen wir wenig, nur dass er, nachdem er die ganze Gewalt der Liebe erfahren, in den geistlichen Stand getreten und 1597, dreiundneunzig Jahre alt, gestorben ist. Die Spanier nennen ihn den Göttlichen, es ist etwas von Pindar in ihm: eine ursprüngliche Kraft, ein hoher Schwung, ein edles Feuer. Am vollendetsten sind seine Canzonen, namentlich jene auf die Seeschlacht bei Lepanto und seinen Lieblingshelden Don Juan, dann die auf den unglücklichen Don Sebastian. Herrera ist oft dunkel, die Sprache scheint ihm nicht zu genügen, die gewöhnlichen Worte scheinen ihm zu gemein, er schafft neue, er gibt alten neue Bedeutung. Er ist kühn in Bildung neuer Worte und Satzwendungen, aber immerhin ist er eine Größe.

Neben ihm und Luis de Leon gibt eine Sammlung, die 1605 erschien, noch Dichtungen von sechzig gleichzeitigen Dichtern. Herreras Stil gefiel namentlich der Partei der Gebildeten (Cultos), die es auf eine zierliche Schreib-
Gongora. art absahen. Von Luis de Gongora y Argote bekam diese Richtung in ihrer Entartung den Namen Gongorismus. Gongora war ein Edelmann, geboren 1561 in Cordova.[1]) In Salamanca sollte er Rechte studieren, verlegte sich aber statt dessen auf Dichtung. Früh schon brachte er es zu einem Namen, aber nie zu hervorragender Stellung. Später trat er in den geistlichen Stand und erhielt den Titel eines Kaplans des Königs. Seine früheren Gedichte sind Muster der Einfachheit, lieblich, schwungvoll. In späteren Jahren häufte er Bilder, liebte Räthsel und geschraubte Ausdrücke. So konnte er von einem Mädchen sagen, es sei so schön, dass sie mit ihren zwei Sonnen Norwegen dörre und Äthiopien mit ihren beiden Händen bleichen könnte. Dies ist Gongorismus.[2])

Castillejo. Die neue Richtung hatte ihren größten Feind in Christoval de Castillejo aus Ciudad Rodrigo im Königreich Leon, der früh als Page an den Hof des Infanten und nachherigen Kaisers Ferdinand I. kam und damit an den Hof Ferdinands des Katholischen, den er auf mehreren Zügen begleitete. 1518 verließ Castillejo mit dem Infanten Ferdinand seine Heimat als dessen Secretär und lebte fortan meist in Wien, wo er erfahren sollte, dass auch österreichische Augen tödtlich verwunden können. Seine Angebetete war eine Anna von Schauenburg, die sich 1530 mit Erasmus von Stahremberg vermählte und die Stammmutter der Stahremberge wurde. Gegen die übliche Behauptung der Literarhistoriker, dass Castillejo, des Hoflebens und der Weltfreuden satt, nach Spanien

[1]) In Deutschland stehen Hofmannswaldau und Lohenstein auf demselben Standpunkte.

[2]) Ticknor, l. c. II, S. 148—158. Er starb 1626.

zurückgekehrt und in einem Cistercienserkloster 1596 im hohen Alter in Toledo gestorben sei, hat F. Wolf nachgewiesen, dass der Dichter 1590 in Wien starb und in Wiener-Neustadt, wie sein noch vorhandener Grabstein bezeugt, seine Ruhestätte fand. Wie Garcilasso hat auch Castillejo Wien gepriesen; während aber den großen Lyriker Spaniens namentlich die Donau fesselt: Lob Wiens.

„Danubio rio divino,
Que per fieras naciones
Vas con tus claras ondas discurriendo:
Pues no ay otro camino“ —

lobt Castillejo die freundliche und zierliche Stadt, die Raum hat für so viele Menschen und so manche herrliche Kirchen, den Ort des Überflusses und behaglichen Lebens, die von volkreicher Ebene und fruchtbarem Saatfeld umgeben sei. Auch er klagt, Liebe habe ihn verlockt, sein Spanien zu verlassen, aber nur Liebe für seinen Herrn und König Ferdinand, die auch andere gefesselt habe, mit ihm nach Deutschland zu kommen. Castillejos Gedichte zeigen, dass er einer der größten Meister der Sprache ist. Sie sind leicht und heiter, zart und anmuthig. Er versäumt keine Gelegenheit, gegen die Petrarkisten, welche castilianische Versmaße aufgeben und italienische befolgen, loszuziehen. Allein in kurzer Zeit war der Streit zu Gunsten der Neuerer entschieden.[1])

Luis Ponce de Leon ist einer der erhabensten Lyriker Spaniens.[2]) Luis de Leon
Er ist geboren 1528 in Belmonte, kam früh mit seinem Vater, der königlicher Anwalt war, nach Madrid und Valladolid und genoss eine glänzende Erziehung. Früh reif, bezog er schon im vierzehnten Jahre die Universität Salamanca, wo er, dem Drange seines Herzens folgend, Augustiner wurde, Doctor der Theologie, und im vierunddreißigsten Jahre den Lehrstuhl des heil. Thomas von Aquin erhielt und zehn Jahre später den der biblischen Literatur. Luis de Leon lebte nur seinen Studien, kam nie aus Salamanca heraus. Der Adel seines Geistes und Herzens gewann ihm, so eingezogen er auch lebte, der Verehrer viele, aber auch Feinde in Menge. Diese verklagten ihn 1571 bei der Inquisition, weil er in einer Übersetzung des Hohen Liedes, dieses wie ein bloßes Hirtenlied behandelt habe, zu lutherischen Ansichten sich hinneige, namentlich aber von der Vulgata geringschätzig rede. 1572 wurde Luis Ponce de Leon verhaftet und fünf Jahre war er im Kerker der Inquisition und stand während dieser Zeit mehr als fünfzigmal vor dem Gerichtshofe. 1576 erfolgte der Spruch: vier Richter waren für Folterung des zartgebauten Gelehrten, um Geständnisse zu erlangen; zwei Richter waren für einen Verweis, weil Luis anstößige und unzeitmäßige Fragen vor seinen Zuhörern behandelt habe. Der höchste Rath in Madrid[3]) jedoch verwarf dieses Urtheil und sprach Luis Ponce de Leon vollkommen frei, nur mahnte er ihn zur Mäßigung und Klugheit und befahl Unterdrückung seiner Übersetzung des Hohen Liedes. Als der demüthige Gelehrte am 30. December 1576 seine Vorlesungen wieder eröffnete und seine zahlreichen Zuhörer einige bittere Bemerkungen über die Inquisition erwarteten, fieng er mit den einfachen Worten an: „Wie wir in unserer letzten Vorlesung gesehen vor der Inquisition.

[1]) Ticknor, l. c. I, S. 392—395.

[2]) Obras poeticas de Fray Luis de Leon, recog. y tracucidas en Aleman por Schluter y W. Stork. Münster 1858. — Reusch, Luis de Leon und die spanische Inquisition. Bonn 1878. — Ticknor, l. c. II, S. 75—89.

[3]) Suprema.

haben", als ob die fünf bitteren Jahre der Verfolgung aus seinem Gedächtnis getilgt seien. Im Gefängnis schrieb Luis de Leon ein schönes tiefsinniges Buch, „Die Namen Christi",[1]) später eine Erklärung des Hiob; geistliche Lieder voll des erhabensten Seelenschwunges, voll des tiefsten Gefühles, entströmten seiner Feder. Seine Oden haben eine classische Reinheit, sein Hymnus auf die Himmelfahrt gehört zum Schönsten, was die spanische Poesie besitzt. Nicht minder gelungen sind seine Übersetzungen von zwanzig Oden des Horaz und vierzig Psalmen. So zurückgezogen unser Dichter auch lebte, so war er doch der Gegenstand allgemeiner und tiefer Verehrung, und gerade im Jahre 1591, wo er starb, wählten ihn seine Ordensbrüder zu ihrem Haupte, auf dass er eine neue Regel zur Verbesserung entwerfe. Auf den Einwurf, Dichten sei keine Beschäftigung für den geistlichen Stand, entgegnete er: „Möge niemand Verse und deren Anwendung auf Gegenstände der Schrift für neu und unwürdig halten, denn diese gehören ihnen vielmehr an und ihre Anwendung hiezu ist so alt, dass seit den frühesten Zeiten der Kirche bis zum heutigen Tage Männer von großem Wissen und Heiligkeit sich ihrer zu diesem Behufe bedient haben. Wollte Gott, dass niemals andere Gedichte von uns vernommen würden, dass nur diese heiligen Töne uns lieblich klängen, dass man niemals bei Nacht auf den Straßen und Plätzen andere hörte und dass das Kind sie stets lispelte, die einsame Jungfrau darin ihren besten Trost fände, und dass der fleißige Arbeiter sich durch sie von seinen Mühen erholte!"

An epischen Gedichten fehlte es Spanien nicht in dieser Zeit, wohl aber an einem Werk, das man einem Homer, Virgil, Tasso und Camoëns gegenüber stellen kann. Das alte Gedicht vom Cid muss als Spaniens größtes Epos. Epos bezeichnet werden.[2]) Die Epopöen Spaniens in der Zeit Karls V. und Philipps II. sind in der Regel als misslungen zu betrachten. Nur eine unter ungefähr sechzig, hat durch viele Schönheiten, die sie enthält, wie durch die Schicksale ihres Verfassers, bis in die Gegenwart herauf einen gewissen Ruhm sich bewahrt. Es ist „Die Araucana" (La Araucana) des Alonso Ercilla. de Ercilla y Zunniga.

Der Verfasser stammt aus altem Biscayischem Geschlechte, war Sohn eines Rathes Karls V., in seiner Jugend Page beim Infanten Philipp, den er 1547—1551 auf seinen Reisen durch Europa, 1554 durch England begleitete. Dort traf die Nachricht ein von einem Aufstand der Eingebornen in Chili, in Arauco, einer kleinen Landschaft, ungefähr 20 Meilen lang und 12 breit, bewohnt von einem höchst kriegerischen Völklein, welches anfangs sich vor den Spaniern gebeugt hatte, jetzt aber für seine Freiheit mit einem Muth, einer Ausdauer und einer Umsicht die Waffen ergriff, welche in Europa Aufsehen erregten; heute noch ist dieses Völklein stolz auf seinen alten Namen. Viele edle Spanier eilten sogleich auf den Kampfplatz, um für Vaterland und Religion zu streiten; unter ihnen auch der einundzwanzigjährige Ercilla, der in diesem schweren Kriege sieben blutige Schlachten mitmachte und auf den Märschen, in der Wildnis, unter den steten Angriffen der Indianer unsägliche Beschwerden

[1]) Los nombres de Christo.
[2]) Vergl. Bd. V, S. 255—261 dieses Werkes.

ertrug. „Kein Schritt ist in diesem Lande geschehen, den meine Füße nicht gemessen, keine Wunde geschlagen worden, wo ich die Hand nicht nennen könnte, die sie schlug." [1]) — Die Araucaner wählten einen hochbegabten, tapferen, für die Freiheit seines Vaterlandes alles duldenden und wagenden Anführer, Caupolikan, der mit Glück lange die Vertheidigung führte und, als die Gegner Verstärkung bekamen und mit überlegenen Kriegsmitteln ausgerüstet, die Indianer schlugen, doch nach jeder Niederlage furchtbarer wieder sich erhob, bis er durch Verrath in die Hände seiner Feinde fiel und unter ihren Händen muthig einen schweren Tod bestand. Ercilla war nicht bloß Held, sondern auch Dichter, und schrieb in jeder Nacht in schönen Stanzen bald auf Papierschnitzel, bald auf Leder, das er in den Hütten der Indianer fand, die Erlebnisse des Tages nieder und kam 1562, dreißig Jahre alt, mit 15 Gesängen nach Spanien zurück. 1569 ließ er sie drucken und widmete sie Philipp II. Er erwartete glänzenden Lohn, erhielt aber keinen. Der Grund ist wahrscheinlich eine poetische Ungerechtigkeit, die er an Garcia de Mendoza ausübte, welcher die Spanier im araucanischen Kriege anführte. Bei einem Turnier nämlich zur Feier der Thronbesteigung Philipps II. forderte der Dichter einen anderen Ritter zum Zweikampf heraus, beide Streiter wurden auf Befehl Mendozas verhaftet und, um zu schrecken, zur Enthauptung verurtheilt. Ercilla war schon auf dem Blutgerüste, als das Todesurtheil in Gefängnis und Verbannung verwandelt wurde. So kam der Dichter nach Spanien zurück, bereiste wieder Europa, wurde von Kaiser Maximilian II. 1576 zum Kammerherrn ernannt, vermählte sich 1570 mit Donna Maria de Bazan, veröffentlichte 1578 einen zweiten Theil seines Epos, in welchem er die Fehler des ersten zu vermeiden suchte. Man hatte ihn nämlich wahrscheinlich darauf aufmerksam gemacht, dass sein Gedicht mehr ein Kriegsbericht in Versen, als ein Epos sei — er ist auch in der That mehr ein Lucan und Silius Italicus, als ein Homer oder Virgil. Darum suchte er im zweiten Theile mehr episch abzurunden und ahmte mehr die Maschinerie der großen Epiker nach, während er im ersten Theil mehr auf Wahrhaftigkeit und Genauigkeit, als auf dichterische Einheit und Schönheit sah. 1590 erschien die dritte Abtheilung, die mit Klagen über sein finsteres Gestirn, über Verkennung, getäuschte Hoffnung und mit dem Vorsatz schließt, sein übriges Leben der Buße und Andacht zu weihen. Der Dichter starb 1595 arm und verlassen. Diego de Sanistebau Osorio gab 1597 eine Fortsetzung in weiteren 33 Gesängen heraus, so dass die ganze Epopöe 87 Gesänge umfasst. Aber Osorio steht weit unter Ercilla, dieser aber ist reich an einzelnen Schönheiten, wenn auch der Plan des Ganzen verfehlt ist. Voltaire hat in der Vorrede zur „Henriade" einzelne Stellen in Ercilla weit über Homer und Virgil gesetzt. Der Dichter war zu sehr in die Ereignisse verwickelt, als dass er zur poetischen Übersicht hätte gelangen und nicht einzelne Personen, sondern den großen Gang der Dinge hätte darstellen können. Er ist mehr Geschichtschreiber als Dichter, und obschon er für Spanien kämpft und schreibt, so weckt er doch unwillkürlich mehr Theilnahme für die Indianer, die für ihre Freiheit streiten, als für die Spanier, und kommt so mit sich selbst in Widerspruch.

Araucaner.

Osorio.

Unter den Satirikern sei hier namentlich des Francisco Gomez de Quevedo y Villegas gedacht; obschon er sich in fast allen Rich-

Quevedo.

[1]) Ticknor, l. c. III, S. 102—106.

tungen der Literatur hervorgethan hat, ist er doch in Fruchtbarkeit nur mit Lope de Vega zu vergleichen, der ihn auch nennt: „Das Wunder der Natur, die Zierde des Jahrhunderts, den ersten aller Dichter, den Gelehrtesten aller Gelehrten, den geistreichen, tiefen, erhabenen Quevedo, den Fürsten der Lyriker.“ [1])

Seine Werke enthalten 48.000 Seiten; sein Herausgeber behauptet aber, sie enthielten nur den zwanzigsten Theil von dem, was er geschrieben habe. Die Satire ist jene Dichtungsart, in welcher er sich am meisten hervorthat. Quevedo stammt aus den Bergen Nordwestspaniens, sein Vater lebte am Hofe Philipps II. Seine Studien machte er in Alcala: Theologie, Rechte, Heilkunst, Mathematik, Staatswissenschaft; er verstand vollkommen Latein, Griechisch, Hebräisch, Arabisch, Italienisch, Französisch; er war ein gründlicher Kenner der classischen Literatur und bei all dem ein ritterlicher Charakter, mild und versöhnlich, aber auch stahlhart, wo es die Ehre galt, und Meister in den Waffen. Eine Ehrensache zwang ihn, lange seine Heimat zu meiden; er sah nämlich in der Pfarrkirche von Madrid, wie ein Herr eine anständige Dame, die er nicht kannte, gröblich beleidigte. Quevedo nahm sich der Gekränkten an, es erfolgte ein Zweikampf und der Dichter tödtete den Beleidiger, der ein vornehmer Edelmann war. Er floh nach Sicilien, wo der Vicekönig, der Herzog von Ossuna, sich seiner annahm, der später auch Vicekönig von Neapel wurde. Quevedo wurde Generalinspector der Finanzen beider Länder und stellte durch seine Einsicht und Rechtschaffenheit bald die Ordnung darin her. Wichtige Gesandtschaften an den Papst, nach Spanien u. s. w., wurden ihm anvertraut. 1615 brachte er viele Steuern nach Madrid, man drückte ein Auge zu über seinen früheren Zweikampf und überhäufte ihn mit Beweisen der Achtung; er erhielt einen Jahresgehalt von 400 Ducaten, er wurde 1617 Ritter von San Jago, es wurden ihm Unterhandlungen mit Venedig anvertraut; siebenmal fuhr Quevedo übers Meer. 1620 aber verlor der Herzog von Ossuna seine Stellung und mit ihm kamen seine Minister in Ungnade.[2]) Quevedo wurde auf sein Erbgut Torre verwiesen, man erlaubte ihm nicht einmal einen Arzt dahinkommen zu lassen. Der Dichter tröstete sich durch Dichtung und Studien. Nach dreieinhalb Jahren wurde er frei, ohne vor Gericht gestellt zu werden: als er aber Entschädigung verlangte, wurde er von neuem verbannt. 1633 erfolgte wieder ein Umschlag: man ernannte ihn zum Geheimschreiber des Königs, man bot ihm die Stelle eines Secretärs oder die eines Botschafters in Genua an. Quevedo lehnte aber alle Ämter ab — das zurückgezogene Leben in Studien war ihm lieb geworden. 1634 vermählte er sich mit einer Dame aus vornehmem Hause, aber auch hier verfolgte ihn das Unglück: seine Gattin wurde ihm nach wenigen Monaten durch den Tod entrissen. Indessen stieg sein Ruhm als Schriftsteller. Aber auch die Achtung seiner Landsleute ward ihm gefährlich, denn als 1639 einige geistreiche satirische Verse unter der Serviette des Königs gefunden wurden, schrieb man sie ohne weitere Untersuchung dem Quevedo zu, und er wurde heimlich in der Nacht verhaftet, in ein hartes Gefängnis geworfen und wie ein Missethäter behandelt. Man versagte ihm sogar einen Arzt, um seine aufbrechenden Wunden zu verbinden. Sein kleines Erb-

Lebensgang.

[1]) Eine ebenso anziehende, als lehrreiche Monographie hat Reinhold Baumstark verfasst: Don Francisco de Quevedo. Ein spanisches Lebensbild aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Freiburg 1871.

[2]) Näheres in dem folgenden Bande gelegentlich der Verschwörung des Bedmar gegen Venedig.

gut wurde mit Beschlag belegt, der verdienstvolle Mann mußte im Gefängnis von Almosen leben. — Der allmächtige Olivarez haßte ihn, weil er ihm zwei bittere Aufsätze gegen ihn zuschrieb. Erst mit dem Sturze des Ministeriums wurde Quevedo frei, aber jetzt war er krank und gebrochen, des Lebens überdrüssig und starb 1645. Bitter klagt der Dichter über sein Schicksal: „Will vom Dach ein Ziegel fallen, muß ich erst vorüber gehen; ich verlier' in jedem Spiel und geh' irre auf jedem Weg; jeder Freund wird mich betrügen, und jeder Feind verbleibt mir ewig. Mir fehlt in dem Meer das Wasser, dafür sind' ich's in der Schenke; meine Freuden, meine Weine werden immer mir verwässert. Mein Schicksal könnte als Tinte dienen, so schwarz ist es gewesen."

Quevedo ist der vielseitigste Schriftsteller Spaniens. Seine Werke umfassen acht Bände in Prosa und drei in Versen. Die Franzosen vergleichen ihn wegen seiner Vielseitigkeit gerne mit Voltaire. Quevedo hat auch den Witz, die leichte Auffassung wie der Franzose und die Lust zu blenden, aber er ist viel tiefer und ohne die Irreligiösität und den Geist des Hohnes, welche Voltaire schänden. Deutsche haben ihn mit Jean Paul verglichen, aber er hat mehr Formtalent und Beweglichkeit, als der gemüth- und bilderreiche deutsche Humorist. Quevedo ist schwer darzustellen. Die Spanier nennen ihn ihren Juvenal, aber in seinem Gemüth herrscht zugleich ein Zug der Versöhnung. Manche seiner Gedichte sind dunkel, manche geziert, denn er wollte sie erst drucken lassen, wenn er sie vorher verbessert, und hatte in seinem bewegten Leben nicht mehr die Zeit dazu. Zum Besten gehören seine kleinen Gedichte, dann seine „Gedichte des Baccalaureus Francisco de la Torre", die er unter diesem angenommenen Namen veröffentlichte. Unter seinen Schriften in Prosa sind gerühmt seine „Abhandlung über die göttliche Vorsehung" — mit einem Versuch über die Unsterblichkeit der Seele, und seine an Philipp gerichtete „Abhandlung über Gottes Staatskunst und die Regierung Christi". Zu seinen besten satirischen Arbeiten gehören die „Geschichte und das Leben des großen Erzschelmes Paul von Segovia und seine Träume"; in seinen Romanzen zeigt er namentlich Laune, Schärfe, Leichtigkeit und Anmuth.[1])

Vergleich mit Voltaire.

Jean Paul.

Auch einen Anakreon sprechen die Spanier an, Estevan Manuel de Villegas, geboren 1595 zu Nagera in Altcastilien, der in der That schon im fünfzehnten Jahre den Anakreon und mehrere Oden des Horaz übersetzte und in seinen eigenen Dichtungen — Lettrillas — diesen beiden nachstrebte und sie in Anmuth und Weichheit oft erreichte. Auch die beiden Brüder Argensola, Lubecio und Bartolomeo Leonardo, werden mit classischen Namen bezeichnet, nämlich die spanischen Horaze. Sie sind elegant, geschmackvoll, rein und correct, aber in ihren Satiren zu kalt und zu ernst.

Villegas.

Streng philosophische Arbeiten hat die spanische Literaturgeschichte wenige zu verzeichnen. Zu den glänzendsten Leistungen geistlicher Beredsamkeit gehören die Schriften Luis de Leon und Luis von Granada und des heiligen Johann vom Kreuze. Die beiden Ludwige (los dos Luises) waren Freunde und Landsleute. —

---

[1]) Reinh. Baumstark sagt (l. c. S. 256): „Quevedos Satire ist immer beißend, aber auch manchmal lieblos. Wenn wir ihn mit seinem großen Landsmann Cervantes vergleichen, so muß jener fast in allen Beziehungen zurückstehen. Der milde Dulderſinn, die gottergebene Tugend, die hohe Sittenreinheit und der stets liebenswürdige und maßvolle Humor sind Eigenschaften, welche den Cervantes nicht nur in der Geschichte der spanischen Literatur, sondern auch in der Geschichte des menschlichen Geistes überhaupt zu einer in ihrer Art fast einzig dastehenden Erscheinung machen."

Spanische Maler. Velasquez. Murillo.

Bau-kunst. Aber auch in der Kunst ist die Zeit Spaniens von Karl V. bis zu Philipp IV. höchst merkwürdig. Abgesehen von den prachtvollen Tempeln, die an Großartigkeit und Schönheit ein glänzendes Zeugnis ablegen für den frommen Geist und hohen Kunstsinn ihrer Erbauer, war Spanien lange Zeit Musik. die Heimat der schönsten Kirchenmusik. Schon 1244 gründete Alfons der Gelehrte an der Universität Salamanca einen Lehrstuhl für Kunst und Musik. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert gab es in Spanien mehrere Tonsetzer ersten Ranges. Jede Kathedrale hatte ihre Meister; wie das Volk die Dichtung, so liebte es auch den Gesang.

Für Malerei hatten alle Herrscher aus dem Hause Habsburg viel Sinn. Als Italien ihnen dienstbar wurde, kamen auch die Meisterwerke italienischer Malerei nach Spanien. Alle Reisenden staunen über die Menge vollendeter Malerei. Gemälde im Museum zu Madrid. Da sind herrliche Raphael, Guido Reni, Paul Veronese u. dgl., namentlich aber Titiane. Keine Stadt der Welt besitzt so viele Werke des Meisters von Cadore, wie Madrid. Und wie Italiener, so sind auch Niederländer in Menge gesammelt: Teniers, Rubens, van Dyk, Rembrandt; Italien aber gab Spanien am meisten Anregung.

Juan de Juanes. Der erste große Maler Spaniens, Juan de Juanes[1]) (eigentlich Vicente Juan Macip), geboren 1524 in Huente la Higuera bei Valencia, war einer der besten Schüler Raphaels und so in den Geist seines Meisters eingegangen, dass manche seiner Gemälde mit denen des Meisters verwechselt werden. Er ist das Oberhaupt der Schule von Valencia. Toledo war ein Schüler des Michel Angelo. Der unter dem Namen Spagnoletto bekannte und für einen Italiener geltende Maler Ribeira stammt aus Valencia. Die Zahl berühmter spanischer Maler ist groß: Zurbaran, Ribalta, Coello, Carducci, Leonardo, Castello, Escalante, Mayno, Espinosa, Cerezo, Arias, Cayes, Orrente, Carrenno, Melendez, Blas del Pardo, Pereda, die beiden Coellos. Die berühmtesten sind: Don Diego de Silva Velasquez und Bartholomäus Stephan Murillo.[2])

Velas-quez. Velasquez ist 1599 zu Sevilla geboren, stammt aus edlem Geschlechte und hat eine sehr sorgfältige Erziehung genossen. Sein Vater war Rechtsanwalt in Sevilla. Sein erster Lehrer war Herrera als Viejo oder der Ältere, sein zweiter Francisco Pacheco, der die beispiellose Begabung seines Schülers sofort erkannte und dem Neunzehnjährigen seine Tochter zur Frau gab, und ihn immer mit Stolz mi yerno (mein Schwiegersohn) nannte. Herreras rauhe Gewohnheiten hatten Velasquez aus seiner Werkstatt vertrieben, Pachecos feine Bildung und poetische Ader zog ihn an. Dreiundzwanzig Jahre alt, machte Velasquez eine Reise nach Madrid. Juan Fonseca nahm sich des strebsamen Künstlers an Philipp IV. und empfahl ihn dem Minister Olivarez. Ein Porträt Philipps IV. begründete seinen Ruf und erwarb ihm die Gunst des Königs. Rubens, der

[1]) Kugler, Kunstgeschichte, S. 859.
[2]) Ibid. S. 860.

1628 nach Spanien kam, rieth zu einer Reise nach Italien. Velasquez gieng 1629 nach Rom und Venedig und kehrte nach gründlichen Studien mit den beiden herrlichen Gemälden: „Die Schmiede Vulcans“ und „Der Mantel Josefs“, in die Heimat zurück. Jetzt war sein Glück gemacht. Er wurde der Vertraute des Königs, in dessen Auftrag er 1648 eine zweite Reise nach Italien unternahm, um Gemälde, Bildsäulen und Münzen zu kaufen. Ein Porträt Innocenz X., welches er in Rom fertigte, genoss die Ehre der Procession und der Krönung. Nach der Rückkehr stieg Velasquez täglich höher in der Gunst des Königs, der nach und nach alle seine Gemälde ankaufte, der täglich seine Werkstätte besuchte, der ihn zum General-Quartiermeister des Hofes ernannte, mit welchem Amte hohes Ansehen und großes Einkommen verbunden war. Der junge König und der junge Maler schienen unzertrennlich, und sechsunddreißig Jahre lang, bis zu des Künstlers Tod, dauerte diese Freundschaft. Als er eines Tages ein Gemälde, auf dem nicht bloß das Porträt der Infantin, sondern die ganze Gallerie des Palastes und die eigene Staffelei und er, der Maler selber, und eine wunderbare Lichtwirkung dargestellt ist, so dass man meint, Velasquez habe die Erfindung Daguerres anticipiert, vollendet hatte und er den König fragte, ob er glaube, dass nichts mehr daran fehle, so antwortete Philipp IV.: „Doch, es fehlt noch etwas“, nahm die Palette und malte auf die Brust des Künstlers auf dem großen Gemälde das Kreuz des Ordens von San Jago, und dieses Kreuz, wie es der König malte, ist noch auf dem Bilde. Diese Gunst des Königs, die Schmeichelei des Hofes, Glück und Ruhm haben den Charakter des Künstlers nie verändert: er blieb sittenstreng, arbeitsam und neidlos. Bei der berühmten Zusammenkunft auf der Insel der Bidassoa mit Ludwig XIV. war der Künstler anwesend. Der vielbesprochene Pavillon war nach seinem Plane erbaut. Die Reise griff ihn aber so an, dass er bei seiner Rückkehr 7. August 1660 starb. — „Will man Velasquez' Talent mit einem Worte bezeichnen, so möchte ich ihn, gleich Jean Jacques, den Mann der Natur und der Wahrheit nennen. Bestände die Kunst zu malen in weiter nichts, als in der Kunst, die Natur nachzuahmen, so würde Velasquez jedenfalls der erste Maler der Welt sein“ — sagt von diesem Künstler der Franzose Viardot[1]) in seinen „Studien über Spanien“. Man muss über diesen großen Künstler Fremden nachreden oder Spanien gesehen haben, denn die europäischen Sammlungen besitzen selten ein Gemälde von ihm. Wie anregend Velasquez war, davon gibt sein Diener, der Mulattensclave Juan Pareja, ein Beispiel. Als dieser seinen Herrn malen sah, ward er auch von der Lust, zu malen, ergriffen: er versuchte sich, aber insgeheim und lange, und konnte zuletzt seinen Meister mit einem Bilde überraschen, dass dieser ausrief: „Ich glaubte, ich schaffe nur Bilder, und ahnte nicht, dass ich einen Meister geschaffen habe!“ Velasquez schenkte dem Diener die Freiheit und Philipp IV. gab ihm Heimatsrecht.

In der „Geschichte der Malerei“ von Woltmann (III, S. 255) heißt es: „In Velasquez lernen wir zunächst den spanischen Realismus kennen. Fast einseitig auf sich selbst gestellt, aber auch durch eine bis dahin unerhörte Beobachtungsgabe verfeinert und durch eine erstaunliche malerische Technik mit neuen, früher ungeahnten Reizen ausgestattet, ist Velasquez der einzige spanische Künstler, welcher dem Drange seiner Zeit und seines Volkes nach dem Ausdrucke leidenschaftlich erregter Frömmigkeit nicht nachgab, der einzige, dessen Werken — mit kaum einer Ausnahme — man es nicht ansieht, dass sie unter der Sonne

[1]) Viardot, Studien über Spanien, II, S. 156—222. Leipzig 1847.

spanischer Glaubensglut und spanischen Ketzerhasses gereift sind; da er aber trotzdem der ausgesprochene Lieblingsmeister Königs Philipp IV., des allmächtigen Ministers Olivarez und des ganzen, in diesem Falle auffallend vorurtheilslosen Madrider Hofes war, so konnte er, unbekümmert um Aufträge der Kirche, deren treuer Sohn er blieb, die einmal eingeschlagene, ihm allein mögliche Richtung bis zu ihrem letzten Ziele verfolgen. Er ist der unbefangenste Künstler Spaniens und einer der größten Techniker Europas. In seinem malerischen Vortrage, vielleicht nur in dem seinen, findet sich keine Spur von Convention, nicht der geringste Anflug von Manieriertheit. So wie er malt, meint man, müsse die Natur selbst malen, wenn sie es einmal vorzöge, ihre Gebilde auf eine Fläche zu werfen, anstatt sie in den Raum zu stellen. Raphael Mengs, der größte deutsche Meister des doch so ganz anders empfindenden vorigen Jahrhunderts, sagte, Velasquez scheine seine Werke weniger mit der Hand, als mit dem bloßen Willen gemalt zu haben: so unbedingt folgte seine Hand seinem Willen, mit so sicherem Auge beherrschte er das geheimste Weben der Natur, so ruhig und wie aus einem Gusse stehen seine fertigen Bilder da."

Murillo. Der größte seiner Schüler ist aber Murillo, eigentlich Bartolome Esteban, geboren 1617 in Sevilla, Murillo wahrscheinlich von seiner Großmutter genannt. Der Sohn armer Eltern, aber von einem unwiderstehlichen Kunsttriebe beseelt, soll der Knabe seine Schulbücher, die Wände, und was ihm unter die Hände kam, früh mit seinen Zeichnungen bevölkert haben. Bei einem gewissen Juan de Castillo erhielt er den ersten Unterricht. 1628 starben seine Eltern und der junge Maler gewann seinen Unterhalt dadurch, dass er sogenannte Frauen von Guadelupe, d. h. die Madonna, wie sie der Schlange auf den Kopf tritt, für den Trödelmarkt dutzendweise, ein bis zwei Piaster das Stück, verfertigte — sie kamen in der Regel nach Amerika. Im vierundzwanzigsten Jahre soll ein Gemälde von Velasquez seinen Genius entzündet haben, wie dem Correggio sagte ihm sein Inneres: „Auch ich bin ein Maler." Das Gefühl, dass er zu etwas Größerem berufen sei, ließ ihm keine Ruhe; er arbeitete unablässig, bis er so viel Geld zusammengebracht hatte, um eine Reise nach Madrid unternehmen zu können. Er erreichte zu Fuß die Hauptstadt. Velasquez nahm sich hochherzig des jungen Talentes an, ermuthigte ihn, gab ihm Rath und Lehre, verschaffte ihm Arbeit und Zutritt zu allen Kunstschätzen in Madrid. Drei Jahre lang war Murillo unablässig thätig, die Meisterwerke von Tizian, van Dyk, Rubens und Velasquez zu copieren. 1645 kehrte er nach Sevilla zurück, das er bis zu seinem Tode, 3. April 1682, nicht mehr verließ. Es ist die Zeit eines geistigen Schaffens, das an den Reichthum Lopes und Calderons erinnert. Rasch stieg Murillo zur höchsten Meisterschaft und zu unsterblichem Ruhme empor. Die Zahl seiner Gemälde ist außerordentlich groß, und nicht bloß Spanien, sondern alle großen Sammlungen Europas sind stolz auf den Besitz derselben. Die Spanier unterscheiden drei Stile in seinen Bildern: den kalten, den warmen und den duftigen.[1]) Zur kalten Art rechnen sie die Possenreißer und Bettler, zur warmen die Entzückungen der Heiligen, zur duftigen die Verkündigungen und Himmelsfahrten. Aber, was soll der Ausdruck kalter Stil bei seinen Bettelknaben sagen! Die kummerlose Seligkeit der Armut hat kein Maler so wiederzugeben gewusst! Niemand hat Madonnen mit mehr Weichheit und Wärme der Empfindung, mit mehr bezaubernder Holdseligkeit darzustellen verstanden. In seinen Ekstasen und Mysterien

[1]) Frio, calido y vaperoso.

waltet ein wahrhaft übernatürlicher Charakter, eine göttliche Majestät, ein wunderbares Licht von oben. Jede Zunge verstummt, wenn der Eindruck der glühendsten Frömmigkeit, der erhabensten Entrückung einer gottbegnadigten Seele in Worten wiedergegeben werden soll. Ein unabhängiger und geistreicher Schilderer Spaniens, Reinhold Baumstark, sagt nach längerem Verweilen vor den Bildern Murillos: „Murillo hat die spanische Malerei gerettet von der doppelten Gefahr, in die italienisch-heidnische Coquetterie mit der Sinnlichkeit oder in die holländische Prosa und Plattheit zu verfallen. Er hat ihr das Bewusstsein zurückgegeben, dass sie einen eigenthümlichen Wert in der Kunstgeschichte nur behaupten könne durch Festhaltung der zwei Eigenschaften, welche auf allen Lebensgebieten, in denen Spanien groß war, seine Größe bestimmten: die Kunst musste national bleiben und christlich. So gieng Murillo, in einer Unterlassungshandlung seine ganze kunstgeschichtliche Stellung bezeichnend, weder nach Rom, noch nach Flandern, er gieng von Madrid nach Sevilla zurück und fuhr fort, seine Heiligen und Madonnen zu malen. Er konnte auch andere Dinge malen; wer bloß in München war, kann ihn ja für einen Bettelbubenmaler halten; aber er malte Bettelbuben zu seiner Erholung und das große Thema seines Lebens war: die Versöhnung der Welt mit Gott durch die geoffenbarte Religion, dargestellt in national-spanischen Gestalten. Denn alle seine Gestalten sind spanisch, seine Madonnen wie seine Heiligen, und wahrlich! sie sind darum nicht minder schön. Jede hervorragende christliche Tugend, jedes tiefste Gefühl des gottsuchenden Herzens sieht sich in Murillos Bildern wie in einem klaren Spiegel.“ [1])

Professor Graus sagt gelegentlich seines Besuches in Sevilla in seinem wertvollen „Kirchenschmuck“ (XVIII, Nr. 12) die schönen Worte: „Sevilla ist die Heimat und durchs volle Leben die Stätte des Wirkens für diesen Stern ersten Ranges im Kunstgebiete gewesen; wer wird, wenn er eintritt in diese Stadt und ihr Museum insbesondere, nicht seine ganze Aufmerksamkeit auf Murillo concentrieren? So gieng es auch mir an diesem Orte; das Wenige, was ich deshalb bemerken will, ist, ich muss Anderer Werke übergehen und nur ihn zum Gegenstande haben. Neben der äußersten bei seinem Bildungsgange gewissermaßen rasch erstürmten Vollendung der Maltweise zeichnen zwei Eigenschaften diesen Meister aus: eine aufmerksame, oft erstaunlich unbefangene Liebe zum Studium des Lebens und eine wahre und warme Hingebung zum Ausdrucke religiöser, heiliger Gefühle, die nur aus seiner festgegründeten christlichen Überzeugung entspringen konnte. Dabei ist es bemerkenswert, dass die Religiösität in anderen spanischen Kunstwerken durch eine innerliche Schärfe so oft abstößt und verletzt, bei ihm aber anzieht, gewinnt und auch Andersgläubigen liebenswürdig erscheint. Das „liebenswürdig erscheinen“ als höchsten Charakterzug hat er nun wohl mit zwei anderen Spitzen der obersten Lichtregion im Kunstschaffen gemein, mit Fiesole und Raphael. Fiesole gewinnt Aller Liebe durch seine ungetrübte paradiesische kindliche Herzensunschuld, Raphael mehr durch den unerreichten Adel und die Reinheit einer Formvollendung, wie Blütenduft und Frühlingswehen so zart, dass sie der Nachfolge sich stets noch entzogen hat. Murillo geht von beiden ganz verschiedene Wege, um, könnte man sagen, am gleichen Ziele anzulangen. Er wirkt nicht durch eine eigentliche Raphaelische Schönheit; die Gestalten seiner Umgebung, welche die Urbilder für sein Schaffen wurden, entsprechen keineswegs dem Ideale des großen Italieners. Was Murillos Richtung zum Siege verhalf, ist die selige

[1]) Reinhold Baumstark, Mein Ausflug nach Spanien. Regensburg 1868.

Inbrunst, die belebende Wärme, die Glut einer Gottesliebe, in deren künstlerischem Ausdruck er keinen Rivalen mehr gefunden hat. Eine südliche Leidenschaft flammt in seinen heiligen Gestalten auf; aber dieses Feuer verzehrt und zerstört nicht; es reiniget und beseliget das in Andacht erhobene Herz und beglücket in Gottesfreude, wie Nächstenliebe und mitleidsvolle Erbarmung der in den Bildern dargestellten Heiligen die Mitwelt einst beglückten.

So hat Spanien Grund, stolz zu sein auf seine Leistungen in der Malerei, wie auf die in der Musik, wie auf die in der Lyrik, in der Geschichtschreibung, im Epos; besonders aber auf seine Dramen und auf die große Zahl seiner Helden und Staatsmänner. Nicht umsonst sagte einst voll Stolz der Castilianer: „Wenn Spanien sich bewegt, so zittert die Erde" und pries Lope die Thätigkeit Spaniens zur See mit den Worten: „Mit so viel Schiffen drückst du auf das Meer, dass seine Schultern kaum die Kiele tragen können, noch der Wind die Segel füllen." Die Spanier von heute gleichen Zwergen, die auf den Trümmern einer Riesenwelt wandeln! —

Mehr als Philipp II. hat wohl kein Herrscher die Künstler beschäftigt.[1]) Gegen die Granden zurückhaltend, stolz, war dieser König vertraulich mit den Künstlern, Verkehr mit ihnen war seine liebste Erholung. Philipp II. hat selber modelliert und gemalt.

Tizian. Der erste, der ihn fesselte, war 1552 der fünfundsiebzigjährige Tizian beim Reichstag in Augsburg. Philipp kam gerade aus Mailand, das ihn mit einer meilenlangen Kette von Triumphbögen empfangen hatte und ihm zu Ehren die glänzendsten Feste feierte. Dem Kaiser brachte Tizian das große Gemälde, das er später nach San Yuste mitnahm: „Die Gloria"; Philipp porträtierte er und erhielt von ihm die Bestellung von einer ganzen Reihe mythologischer Gemälde, dann von einer Reihe religiöser Bilder: „Die Grablegung", „Das Gebet im Garten", „Der Zinsgroschen": „Das Abendmahl" unternahm Tizian auf eigene Hand, als er vom Bau des Escurial hörte, und soll sechs Jahre daran gearbeitet haben. Vierundzwanzig Jahre hindurch beschäftigte ihn Philipp; der letzte Brief Tizians an ihn ist aus dessen neunundneunzigstem Jahre. Als Philipp auch des Malers Porträt haben wollte, malte sich Tizian mit des Königs Bildnis in der Hand. Das Verhältnis zwischen dem König und dem Künstler blieb ein freudschaftliches.

Im Alcazar zu Madrid hatte Philipp seine eigenen Räume, in die er sich von der Welt zu seiner Beschäftigung mit der Kunst zurückzog und seine Bauten. Baupläne berieth — er ließ sehr viel bauen und liebte besonders die römische Baukunst, wie er auch bei seiner Reise nach Portugal fünfzehn Tage in Merida blieb, bloß um die altrömischen Bauten dort mit Herrera genau kennen zu lernen.

Mor. Nach Tizian wurde der Holländer Mor aus Utrecht sein Liebling, „der erste niederländische Bildnismaler seiner Zeit und der zuverlässigste und objectivste aller Zeiten".[2]) Von ihm sind die Porträte der drei Gemahlinen Philipps, der

[1]) Vergl. Karl Justi, Philipp II. als Kunstfreund — in der „Zeitschrift für bildende Kunst" von C. v. Lützow, 1881.

[2]) Justi, l. c. S. 310.

Maria von Portugal, Maria von England und Isabella von Valois. Keinen Künstler hat Philipp mehr in sein Herz geschlossen; dreimal musste Mor zu ihm nach Spanien kommen, täglich besuchte ihn hier der König; ein eigener Gang führte vom Arbeitszimmer des Königs in das Atelier des Künstlers. Als Philipp unerwartet ihm einmal auf die Achsel klopfte, schlug der Maler mit dem Stock wegen der Störung den König zum Scherz. Philipp verstand den Scherz. Dieses familiäre Verhältnis erregte jedoch Neid gegen Mor bei den Spaniern; ein Edelmann warnte ihn vor der Inquisition, wo man ihn schon angeschuldigt habe, dass er den König behexe. Mor erbat sich Urlaub in seine Heimat Utrecht, kehrte aber nicht wieder nach Spanien zurück, so oft ihm auch Philipp schrieb, er solle wieder kommen. Allzuviel Vertraulichkeit.

Don Alfonso Sanchez Coello, ein begabter Schüler Mors, trat an seine Stelle und kam zu hohem Ansehen: in der Gallerie der Familienporträte waren neun von ihm, fünfzehn von Mor, elf von Tizian. Coello.

Alle Künstler seines weiten Reiches beschäftigte Philipp II. beim Bau des Escurial, der zugleich Kirche, Palast, Kloster, Mausoleum, Bibliothek, Gemäldesammlung und Reliquienschrein in sich schloss. Escurial.

Am 10. August 1557 bei der Belagerung von St.-Quentin wurde dieser Bau gelobt; ein Kloster des heil. Laurentius musste zerstört werden, der König gelobte diesem spanischen Nationalheiligen ein schöneres und hat mit einem Aufwand von 10 Millionen Goldstücken sein Wort gehalten. Der Bau ist riesig.

Vier Jahre von 1559 an arbeitete daran Don Pedro de Toledo; sein Nachfolger war Juan de Herrera, der auch das Schloss von Aranjuez, die Börse von Sevilla und die Kathedrale von Valladolid erbaute. Drei Jahre wurde nach einem passenden Platze gesucht worden, zuletzt wurde, wegen der nahen Steinbrüche, der gesunden Luft und des Wasserreichthums, der Platz acht Meilen von Madrid, am Fuß des Gebirges als die geeignetste Stätte befunden, die von den Schlackenlagern den Namen Escorial hatte. 23. April 1563 wurde der Grundstein des Klosters gelegt, 1581 war der Hauptbau vollendet. Philipp besuchte die Baustätte so oft ihm die Geschäfte es erlaubten und war bis ans Ende freigebig. Tausende arbeiteten. „Es war ein Ameisenhaufen ohne Verwirrung," sagt ein Augenzeuge, „wo alle arbeiteten, als verrichte Einer alles. Es war erstaunlich, das Tosen und Summen, diese bunten Menschen und Stimmen, diese Künste und Gewerbe, hineingezwungen in merkwürdiger Eile und Emsigkeit, scheinbar ein Chaos, in der That eine wunderbar einige Harmonie." Die Künstler aller Länder waren hier beschäftigt, ordneten an, zeichneten, malten, vergoldeten, schrieben Choralbücher. Die Glocken kamen aus den Niederlanden, die Candelaber und Zellenbilder, die Eisenarbeit, Gitter und Kirchengeräth aus den spanischen Städten, die Stickereien und Spitzen aus den Nonnenklöstern. Alles war solid und auf die Dauer berechnet. „Philipp", sagt Justi mit Recht, „war ein ehrlicher Freund der Kunst"; der Venetianer Sorranzo schrieb an den Dogen: „Philipp hasste die Eitelkeit in allen Dingen." Im Escurial wollte Philipp sterben und ließ sich in einer Sänfte dahin tragen. Wegen der großen Schmerzen, die ihm jede Bewegung machte, währte die Reise sechs Tage. — Baumeister. Woher alles?

Italien.

Wir sahen im sechsten Bande, wie Dante eine nationale Literatur begründete, wie Petrarca und Boccaccio, wenn auch nicht in gleich hohem und edlem Geiste, sein Werk fortsetzten. Der Eifer aber, den die beiden letzteren zugleich für die Werke des classischen Alterthumes erregten, trat bald dem, was sie für die italienische Sprache gethan, hindernd entgegen. Ein einziger Eifer für die Werke des classischen Alterthums erwachte. Nur die Gedanken des classischen Alterthums schienen wahr, nur die Formen desselben schön zu sein. Nur in der Sprache des alten Rom glaubte man wichtige Botschaften an Staaten mittheilen zu dürfen. Die italienische Sprache galt nur als Sache des gemeinen Volkes. Die Philologen waren die Herren des Tages, die Tonangeber. Ihre Übertreibungen, ihre Thorheiten brachen endlich ihre Herrschaft und man kehrte nach langer Abirrung wieder zur Sprache der eigenen Nation zurück. Zwei Fürstenhäuser, die Medici in Florenz und die Este in Ferrara, förderten diese Richtung, beide um Zuneigung beim Volke zu gewinnen und durch den Schutz, den sie hochbegabten Männern gewährten, ihrem Hause neuen Ruhm zu erwerben.

Humanisten.

Lorenzo Medici.

Lorenzo Medici schmeichelte dem Volke von Florenz, das schwer zu lenken war.[1]) Schauspiele, Festlichkeiten, Turniere, Maskenzüge sollten den Verlust der Freiheit vergessen lassen; sie waren, wie ein Italiener geistreich gesagt hat, für die Florentiner das Linsengericht, für welches sie ihr einstiges Erstgeburtsrecht, die Freiheit, hingaben.[2]) Das Volk sah die Stücke von Plautus und Terenz aufführen, zuerst in lateinischer Sprache, später in Übersetzungen. Wie aber, wenn man ihm erst seiner Anschauung naheliegende Stoffe in der Sprache Dantes und Petrarcas bot! Lorenzo fieng jetzt an, in der Volkssprache zu dichten, und sein Liebling Politiano besang ein Turnier, das 1468 in Florenz abgehalten wurde, in den herrlichsten Stanzen.[3])

Politiano.

Dieser Politiano ist ein außerordentlich begabter Mann, er heißt eigentlich Angelo Ambrogini und hat seinen Namen von der toscanischen Stadt Monte Pulciano, wo er 1454 geboren wurde. Durch den frühen Tod seines Vaters, eines Advocaten, kam der Knabe in drückende Verhältnisse, aber auch früh nach Florenz und in das Haus des Lorenzo Medici, der seit 1469 großes Ansehen, große Macht in Florenz ausübte und in dem Knaben ein außerordentliches Talent schnell erkannte. Angelo wurde unterrichtet von Marsilius Ficinus, von Argyropulus, von Andronicus; er machte rasch Fortschritte in der Kenntnis der hellenischen Literatur und erwarb schon im dreizehnten Jahre durch einige lateinische und griechische Gedichte die Bewunderung seiner Lehrer und Mitschüler. Bald bestieg er den Lehrstuhl der griechischen und latei-

[1]) Vergl. Bd. VII, S. 491—496 dieses Werkes.

[2]) Mariotti, Italien, I, S. 257 ff.

[3]) Tiraboschi, Storia della letteratura italiana. Milano 1833. Vol. III, p. 160—261.

nischen Beredsamkeit und machte durch Vorträge und eigene Werke demselben Ehre. Vom siebzehnten Jahre an schrieb er keine italienischen Verse mehr, insofern verfiel er ganz in den bisherigen Irrthum, nur die griechische und lateinische Sprache seien die würdige Form für edle Gedanken. Seine gelehrten Werke sind jetzt vergessen, seine Stanzen[1]) auf das Turnier sind aber noch der Gegenstand der Bewunderung der Italiener. Er war ein wahrer Dichter! Er hätte eine neue Epoche begründet, wenn er in dieser Bahn fortgefahren wäre. Frische, Selbständigkeit, Reichthum der Phantasie, Talent der Erzählung, alles, was ein Dichter bedarf, findet sich in seinen Stanzen. Nur hielt er es für ehrenhafter, Meister in lateinischer Sprache und Literatur zu sein und mit den Griechen über die schwersten Fragen der Philosophie in ihrer eigenen Sprache disputieren zu können, als der Sänger und Liebling seines Volkes zu werden. Er erhielt das Bürgerrecht in Florenz, er wurde der Freund Lorenzos und der Erzieher seiner Kinder. Päpste und Könige ehrten ihn als den größten Gelehrten seiner Zeit.[2]) Ehre der Alten.

Die Brüder Pulci (Bernardo, Luca und Luigi), bei denen man Studien des Homer und Virgil, aber auch Kenntnis der damaligen Ritterpoesie herausmerkt, blieben auf der Bahn, die Politiano nie hätte verlassen sollen. Von Luigi Pulci liest man heute noch gerne seinen „Morgante Maggiore", die Geschichte des Riesen Morgante, welchen Roland gezähmt und zum Christenthum bekehrt hat, einen Stoff aus dem Sagenkreise Karls des Großen.[3]) Pulci.

Ein Ungethüm von Kraft, aber auch ein Original in Spaßhaftigkeit und Treuherzigkeit, ist uns hier in einer Reihe von Abenteuern in vollendeter Charakteristik vorgeführt, in reiner toscanischer Sprache. Für die Beurtheilung des Wertes dieser Anfänge epischer Poesie macht Burckhardt[4]) die feine Bemerkung: „Ihr Hauptziel scheint die möglichst schöne und muntere Wirkung des einzelnen Gesanges beim Recitieren gewesen zu sein, wie denn auch diese Gedichte außerordentlich gewinnen, wenn man sie stückweise und vortrefflich mit einem leisen Anflug von Komik in Stimme und Geberden hersagen hört. Eine tiefer durchgeführte Charakterzeichnung hätte zur Erhöhung dieses Effectes nicht sonderlich beigetragen; der Leser mag sie verlangen, der Hörer denkt nicht daran, da er immer nur ein Stück hört und zugleich den Rhapsoden vor sich sieht. In Betreff der vorgeschriebenen Figuren ist die Stimmung des Dichters eine doppelte: seine humanistische Bildung protestiert gegen das mittelalterliche Wesen derselben, während doch ihre Kämpfe als Seitenbild des damaligen Turnier- und Kriegswesens alle mögliche Kennerschaft und poetische Hingebung erfordern und zugleich eine Glanzaufgabe des Recitanten sind. — Pulci recitierte sein Gedicht, sobald wieder ein Gesang fertig war, vor der Gesellschaft des Lorenzo Magnifico, und gleichermaßen Bojardo das seinige vor dem Hofe des Ercole von Ferrara; nun erräth man leicht, auf was für Vorzüge hier geachtet wurde und wie wenig Dank die durchgeführten Charaktere geerntet haben würden. Natürlich bilden auch die Gedichte selbst bei so bewandten Umständen kein geschlossenes Ganzes und

[1]) Stanze composte per la giostra di Giuliano Medici.
[2]) Ruth, Geschichte der italienischen Poesie, II, S. 129.
[3]) Tiraboschi, l. c. III, p. 178, 178. — Ruth, l. c. S. 120—125, 194—208.
[4]) Burckhardt, Die Cultur der Renaissance in Italien. Leipzig 1869. S. 255—256.

könnten halb oder auch doppelt so lang sein, als sie sind; ihre Composition ist nicht die eines großen Historienbildes, sondern die eines Frieses oder einer von bunten Gestalten umgaukelten prachtvollen Fruchtschnur. So wenig man in den Figuren und dem Rankenwerk eines Frieses durchgeführte individuelle Formen, tiefe Perspectiven und verschiedene Pläne fordert oder auch nur gestattet, so wenig erwartet man es in diesen Gedichten."

Die Este. Die Este begünstigten wie die Medici den Troubadour. Früher[1]) wurde gezeigt, wie rasch diese Familie emporstieg. Um 1200 vermählte sich Azzo V., Markgraf von Este, mit der Tochter eines Guelfen in Ferrara, und so gewannen sie Stellung in dieser Stadt, welche Azzo VI. die oberste Gewalt übertrug. Azzo VII. stand an der Spitze des Kreuzzuges gegen Ezzelin. Daher erhielt die Familie die Gebiete von Reggio und Modena. Nikolaus III. aus dieser Familie (1393—1441) gründete die Universitäten Ferrara und Parma. Seine Söhne Lionello und Borso galten für die großmüthigsten Beschützer der Kunst und Wissenschaft. Kaiser Friedrich III. verlieh ihnen den Herzogtitel. Herkules I. schätzte alle Männer von Talent. Der Glanz des Hofes von Ferrara erreichte den höchsten Grad unter Alfonso I. Die schönste Zierde desselben war seine zweite Gemahlin, Lucretia Borgia. Die Regierung des Herkules und die des Alfonso heißen die goldene Zeit der Ritterpoesie ob der glänzenden Turniere, die gehalten wurden, wie ob der herrlichen Gesänge, die von begabten Dichtern am freigebigen Hofe verfasst und vorgelesen wurden.[2])

Bojardo. Zu diesen Dichtern gehört Matteo Maria Bojardo, Graf von Scandiano,[3]) aus vornehmer Familie, geboren bei Reggio 1430, ein reicher Gutsbesitzer, der in seiner Jugend sich eine tüchtige Bildung, namentlich in lateinischer und griechischer Sprache, erworben, den ganzen Herodot und Apulejus und Werke von Lucian ins Italienische übersetzt und lateinische Gedichte verfasst hat, die mehrere Auflagen erlebten. Er stand zum Herzog Borso in freundschaftlichen Verhältnissen, machte mit ihm eine Reise nach Rom, empfieng als Gesandter Kaiser Friedrich III., zur Zeit da dieser auf seiner Krönungsreise das Gebiet von Ferrara betrat. Als Dichter in italienischer Sprache verfasste er nicht bloß Canzonen und Sonette, sondern zeigte auch eine wunderbare Erfindungskraft als epischer Dichter in seinem „Verliebten Roland", bei welchem er die Chronik des Turpin zwar zugrunde legte, aber in Erfindung von neuen Abenteuern und Episoden unerschöpflich schien, um ein lebendiges Gesammtgemälde, ein Ideal des Ritterthums und der romantischen Liebe darzustellen. Um Namen für neue Helden, die seine Phantasie ausheckte, oft verlegen, wählte er hin und wieder Namen seiner Unterthanen, wenn diese einen guten Klang hatten, und es wird erzählt, dass er, als er eines Tages für einen unbändigen Saracenen während der Jagd auf das Wort Rodomonte verfiel, vor Freude im Galopp auf

Orlando innamorato.

---

[1]) Vergl. Bd. V. S. 516 dieses Werkes.

[2]) Gfrörer, Gregor VII., Bd. II, S. 501; III, S. 9; V, S. 355—360. — Tiraboschi, l. c. vol. II, p. 493; III, p. 306; IV, p. 371.

[3]) Tiraboschi, l. c. III, p. 174, 181, 193. — Ruth, l. c. II, S. 213—230.

ſein Schloſs zurückkehrte und alle Glocken ſeines Dorfes läuten ließ zur großen Verwunderung ſeiner Bauern, die von dem neuen Heiligen nichts wuſsten. Die Verſe Bojardos ſind hart, ſein umfangreiches Werk, 69 Geſänge, iſt darum heutzutage ſelten — Berni hat es umgearbeitet —, aber einige Abſchnitte ſind reich an dichteriſchen Schönheiten. Das Werk iſt nicht vollendet, der Tod überraſchte den Dichter.

Arioſto.

Lodovico Arioſto übernahm die Fortſetzung im nämlichen Versmaß, aber in unendlich ſchönern Verſen und mit allem Zauber der Dichtkunſt. Ein Franzoſe[1]) ſagt über das Verhältnis Arioſtos zu ſeinem Vorgänger treffend: „Das Genie verhält ſich zum Talent, wie die Eiche zum niedrigen Geſträuch, das ſie umgibt; ſie entſteigt demſelben Boden, ihr Wachsthum folgt denſelben Regeln, aber ſie erhebt ſich in andere Räume der Luft und man vergiſst, wenn man ſie einzeln emporragen ſieht, daſs zu ihren Füßen Weſen kriechen, welche wie ſie organiſiert ſind.“

Lebensgang.

In Arioſtos Leben[2]) ſelber finden wir wenig Romantiſches. Er ſtammt aus alter angeſehener Familie in Ferrara; ſein Vater war Oberſthofmeiſter beim Herzog Borſo; er ſelber iſt geboren zu Reggio 1474 und das älteſte von zehn Kindern. Früh erregte er ſchon Aufſehen durch ſeine Kenntniſſe in lateiniſcher Literatur und betheiligte ſich an der Aufführung der Luſtſpiele von Terenz und Plautus am Hofe zu Ferrara; ſtatt die Rechte zu ſtudieren, wozu ihn der ſtrenge Vater beſtimmte, arbeitete er ſelber an Luſtſpielen. Als ihn ſein Bruder einſt verwundert fragte, wie er, ohne ein Wort der Entſchuldigung zu reden, eine Strafpredigt des Vaters anhören konnte, ſagte er, er habe Worte und Miene des Vaters genau beobachten müſſen, da er gerade für ein Luſtſpiel eine ähnliche Strafpredigt brauche. Der Vater ließ ihm zuletzt freie Wahl ſeiner Studien und Arioſto widmete ſich ganz der lateiniſchen Dichtung bis 1500, wo der Vater ſtarb, und er als Älteſter für die Familie zu ſorgen hatte. Von da an iſt ſein ſtetes Beſtreben, ſich durch ſein dichteriſches Talent Gönner und ein angenehmes Leben zu verſchaffen. Ein lateiniſches Gedicht auf die Vermählung Alfonſos mit Lucretia Borgia erwarb ihm die Gunſt der herzoglichen Familie. Er trat in die Dienſte des Cardinals Ippolito von Eſte, eines Bruders des Alfonſo, der die Wiſſenſchaft und Kunſt ſchätzte und beförderte und Gelehrte und Dichter an ſeinem Hofe hielt. Fünfzehn Jahre war Arioſto beim Cardinal, hin und wieder in Geſchäften verwendet und für jene Zeitverhältniſſe reichlich belohnt. In Erwägung, wie groß die Menge der lateiniſchen Dichter ſei, und wie ſchwer ſie zu übertreffen, entſchloſs er ſich künftig nur italieniſch zu dichten und beantwortete die Ermahnung des Cardinals Bembo, ein großes lateiniſches Gedicht zu verfaſſen, mit den Worten: er wolle lieber unter den italieniſchen Dichtern der erſte, als unter den lateiniſchen kaum der zweite ſein. Nach langem Schwanken hinſichtlich des Stoffes beſchloſs er, den „Verliebten Roland“ des Bojardo fortzuſetzen. Zehn Jahre arbeitete Arioſto daran; ſowie ein Geſang fertig war, las er ihn ſeinen Freunden am Hofe vor und benutzte ihre Bemerkungen zu Ausbeſſerungen. 1515 war der „Raſende Roland“ in vierzig Geſängen vollendet und

Ippolito von Eſte.

[1]) Sismondi, l. c. I, S. 366.

[2]) Tiraboschi, l. c. III, p. 320 ff.; IV, p. 161. 177—201. — Fernow, Leben des Ludovico Arioſto. — Ruth, l. c. II, S. 280—304.

Orlando furioso.

1516 gedruckt, 1532 erschien eine vermehrte Ausgabe; er schwillt von Schmeicheleien auf das Haus Este, insbesondere auf den Cardinal. Seine Absicht dabei, eine außerordentliche Belohnung zu erhalten, erreichte jedoch der Dichter nicht. „Herr Ludwig, wo habt ihr all diese Possen hergeholt?“ fragte der Cardinal, nachdem er einige Stellen gelesen hatte. Und von da an war der Dichter seinem Dienstherrn abgeneigt. Ippolito war ein Freund ernster wissenschaftlicher Bestrebungen und hatte für solche Dichtungen keinen Geschmack. Als der Dichter 1517 den Cardinal nach Ungarn begleiten sollte, wo dieser sein neues Erzbisthum Ofen zu besuchen gedachte, kam es zum Bruche zwischen beiden. Ariosto war zu bequem und in Ungarn waren die Frauen von Ferrara nicht, die er liebte. Der Dichter trat darauf in den Dienst des Herzogs Alfonso, denn er konnte dabei in Ferrara bleiben. Durch die Gunst des Papstes wurde sein Einkommen erhöht. Bald ward er Statthalter in der Garfagnana, welchen schwierigen Posten er unparteiisch und mild verwaltete. Seine Dichtungen waren selbst unter die Räuber des Gebirges gedrungen, die ihn nicht nur unbeschädigt ziehen ließen, als er eines Tages in ihre Gewalt gelangt war, sondern ihm auch herzlich ihre Verehrung bezeigten. Bald rief ihn der Herzog zurück, um den Bau des Schauspielhauses in Ferrara zu leiten und Stücke für dasselbe zu schreiben. Karl V. soll ihn in Mantua zum Dichter gekrönt haben. 1533 starb Ariosto in Ferrara.

In seinem Epos, welches mit allgemeiner Bewunderung in Italien aufgenommen wurde, setzte Ariosto das Gedicht Bojardos fort und schloss den Kampf zwischen Kreuz und Halbmond mit Zerstreuung der Anhänger des Propheten. Wie bei Bojardo — eine Unzahl von Helden, Abenteuern und Wundern, aber der Geist des Dichters schwebt in heiterer Ruhe über der Unermesslichkeit der Gestalten. Immer zeigt sich der Geist des Dichters voll Laune, Frische und heiterem Muthwillen, während er Stoffe und ganze Situationen aus seinem Vorgänger entlehnt. Sein Talent ist glänzend, aber seine Phantasie nicht immer rein, die Haltung elegant, aber oft ohne Adel der Seele. — „Das Kunstspiel des Ariosto [1]) ist das glanzvolle lebendige Geschehen, welches sich gleichmäßig durch das ganze große Gedicht verbreitet. Er bedarf dazu einer Dispensation nicht nur von der tieferen Charakterzeichnung, sondern auch von allem strengeren Zusammenhang der Geschichten; seine Figuren müssen kommen und verschwinden, nicht weil ihr tieferes persönliches Wesen, sondern weil das Gedicht es verlangt.“

Torquato Tasso.

Nach der Ansicht vieler Italiener hat Tasso [2]) seinem Volke das schönste, vollendetste und edelste Heldengedicht geschenkt und ist er der größte epische Erzähler, glänzt er nicht bloß durch die Fruchtbarkeit seiner Einbildungskraft, durch die spannende Lebendigkeit seiner Erzählung, sondern auch durch die Eleganz seiner Darstellung. Aber nicht bloß diese herrliche Leistung, sondern noch vielmehr sein Unglück hat den Italienern diesen Namen theuer gemacht.

---

[1]) Sismondi, l. c. I, S. 366—387.

[2]) Tiraboschi, l. c. vol. IV, p. 184 ff. — Ginguené. — Die neueste Biographie ist von Pier-Leopoldo Cecchi: „Torquato Tasso und italienisches Leben im sechzehnten Jahrhundert.“ Deutsch von F. von Lebzeltern. Leipzig 1880.

Dichter sind oft unglücklich, aber keiner fühlte sich mehr vom Schicksal verfolgt, keiner empfand die Schläge desselben schmerzlicher, als der schwermüthige Sänger des „Befreiten Jerusalem“. Auch Dante war unglücklich, aber sein Stolz und seine Überzeugung hielten ihn aufrecht in den Stürmen des Lebens; dagegen erlag die weiche zartgestimmte Natur Tassos der Last, die er zu tragen hatte, und diese Schmerzen, die er so aufrichtig, so zart in Liedern und Briefen ausspricht, gewannen ihm, seit er auf St. Onofrio bei Rom seine stürmisch bewegte Laufbahn schloss, die Herzen seiner Landsleute: er ist den Italienern der liebste aller Dichter.

In der That ist sein Lebensgang in einemfort schmerzlich durchkreuzt und, wenn die äußeren Umstände sich günstig anlassen, ist sein Inneres zerrissen. Torquato Tasso ist der Sohn eines Verbannten, geboren zu Sorrento bei Neapel am 11. März 1544. Sein Vater, Bernardo Tasso, hat als epischer Dichter einen Namen, er stammt aus Bergamo und gieng in früher Jugend auf Abenteuer aus, er lebte lange in Rom als Verehrer der Julia d'Aragona in großer Armut. Er trat dann in die Dienste des Fürsten von Salerno, ward aber mit diesem, der sich in eine Verschwörung gegen die Regierung einließ, verbannt. Von drei Kindern, die ihm Porzia de Rossi gebar und die er in Sorrent zurücklassen musste, war Torquato das begabteste, früh reif und war schon im zehnten Jahre, nachdem er unter den Jesuiten in Neapel drei Jahre hindurch eine gute Schule durchgemacht hatte, vertraut mit den Schönheiten Homers und Virgils und imstande, zierliche Reden und Gedichte zu verfassen. Der Vater berief seine Familie nach Rom, Porzia wurde von ihren Verwandten in Neapel festgehalten und der kleine Torquato den Armen der Mutter entrissen, die er durch seine Sonette zu trösten versuchte. Die Mutter starb 1556 an Gram über die Trennung und über die rohe Behandlung von Seite ihrer Verwandten. Fortan ist das Leben Torquato Tassos ein heimatloses Wandern. Von Rom kam er nach Bergamo zu Verwandten, dann nach Pesaro zum Vater, der hier beim Herzog von Urbino Schutz gefunden hatte. Hier half Torquato dem Vater dessen „Amadigi“ zum Druck vorbereiten und machte gründliche Studien über Dante, Petrarca, Boccaccio. Aber der Vater wollte nichts davon wissen, dass Torquato sich ganz der Dichtkunst weihe, und der Jüngling ward nach Padua gesendet, um durch das Studium der Rechte zu einem einträglichen Amt zu kommen. Torquato erwarb auch schöne Kenntnisse im kirchlichen und bürgerlichen Rechte, in der Theologie und Philosophie, aber die Dichtkunst war seine Liebe. — Nach zwei Jahren hatte er ein Epos in zwölf Gesängen vollendet: „Rinaldo“. Freunde betrieben den Druck desselben in Venedig. Ganz Italien war entzückt über diese Leistung eines achtzehnjährigen Jünglings und der Vater gab endlich seine Zustimmung, dass Torquato sich ganz seiner Neigung überlasse, und dieser betrat mit rosigen Hoffnungen eine Bahn, auf der er so viele Dornen treffen sollte.[1])

Bernardo Tasso.

Jugend.

Rinaldo.

Tasso wollte Ariosto übertreffen, ein Heldengedicht schaffen, in welchem in den Regeln der alten Kunst der neue Geist sich bewegen sollte. Damals schon beschäftigte ihn der schöne Stoff, den er später in den herrlichsten

[1]) Ruth, l. c. II, S. 336—399.

Gerusalemme liberata.

Versen unter dem Titel „Das befreite Jerusalem" behandelte. Und gewiss ist der Gegenstand eines großen Dichtergeistes würdig — der riesige Kampf zwischen den Völkern des Ostens und des Westens, für die erhabensten Ziele geführt und aus den edelsten Beweggründen —, die Religion gibt allen Einzelheiten eine höhere Weihe und Vereinigung.

„Das Epos", sagt Sismondi,[1] „ist die umfassendste von allen harmonischen Schöpfungen, es umfasst die Geschichte der Welt, die Geschichte der himmlischen und irdischen Mächte. Das Vergnügen, welches die Kunst gewährt, ist umso größer, je ungeheurere Massen sie zusammenstellt, und so wird die Schönheit der Peterskirche in Rom, die Schönheit des Colisseums, erhaben durch ihren Umfang: man glaubt Berge zu sehen, die sich zusammengefügt haben und die, einer höheren Macht weichend, die Vollkommenheit der Kunst in ihrem Ganzen und in all ihren Theilen enthalten. Diese Einheit im Ungeheuren ist das Wesen des epischen Gedichtes. Sie allein erregt Bewunderung, ohne sie hat man nur einen Roman in Versen." — Tasso machte, was den Stoff anlangt, gründliche Studien, Chateaubriand hat darauf aufmerksam gemacht, wie genau der Dichter die Örtlichkeiten zeichnet, wie wahr seine Beschreibungen sind, wie gewissenhaft genau, wie innig er Geschichte mit der Dichtung verbindet, so dass man den ersten Kreuzzug nicht mehr trennen kann von dem Sänger, der ihn verherrlichte. Aber auch über die Gesetze der Kunst machte Tasso damals und sein ganzes Leben hindurch gründliche Studien. Er schrieb über die Poesie und das heroische Gedicht insbesondere und stellte drei Forderungen auf: 1. der Dichter müsse einen Stoff wählen, der die vortrefflichste Kunstform annehmen könne; er müsse ihm 2. diese Form geben; er müsse ihn 3. mit den schönsten Ausschmückungen bekleiden, deren er fähig ist; er müsse diesen Stoff aus der Geschichte entnehmen und zwar aus der christlichen, denn in der heidnischen stoße die Einmischung der Religion die Wahrscheinlichkeit um; auch seien uns die Sitten der Alten zu fremd und zu entfernt. Die Handlung müsse erhaben und berühmt sein, der Gegenstand nicht zu lang und zu reich, um die Einheit zu erhalten bei der nöthigen Mannigfaltigkeit. Seine Abhandlung über die „Gesetze der Dichtkunst" widmete Tasso dem Scipione Gonzaga, der ihm sein ganzes Leben hindurch warme Freundschaft bewies. Seinen „Rinaldo" hatte er dem Cardinal Luigi d'Este, dem Bruder des Herzogs Alfonso von Ferrara, gewidmet, der einen Stolz darein setzte, alle Fürsten Italiens durch den Glanz seiner Feste und der Talente zu übertreffen, die er an seinen Hof zog. 1565 ward Tasso nach Ferrara eingeladen. Er wurde bald vertraut mit allen Mitgliedern der Familie, namentlich mit den beiden Schwestern des Herzogs: Lucretia, die damals einunddreißig, und Leonora, die damals dreißig Jahre alt war. Sie waren beide schön, beide fühlten sich von Tasso, der so jung und so schnell zu so hohem Ruhm emporgestiegen war und der es so leicht in seiner Macht hatte, in seinem Versen Unsterblichkeit zu verleihen, angezogen. Der Dichter preist auch ihre Schönheit, aber niemals hat ein ungeziemendes Liebesverhältnis stattgefunden. Lucretia war kalt, Leonora hatte idealen Sinn: sie lebte zurückgezogen, sie nahm an Hoffestlichkeiten keinen Theil, sie brachte ihre Zeit mit Studien und Übungen der Frömmigkeit zu, sie kam in den Ruf der Heiligkeit. Beide nahmen sich des Dichters an, beide waren entzückt über seine Schöpfungen, die er ihnen

Chateaubriand.

In Ferrara.

Leonora.

[1] Sismondi, l. c. I, S. 397—459.

vorlesen mußte, Lucretia war seine Rathgeberin in verhängnisvollen Lagen, Leonora war in ihrer ganzen Geistesrichtung ihm sympathischer, als die weltverständige Schwester, seine Freundin, aber nie mehr. Es ist eine Sage, daß Tasso im Übermaß der Liebe vor dem Hofe sich der Prinzessin Eleonora genähert und sie geküßt habe und daß der Herzog mit den Worten: „Wie schade, daß ein so großer Mann verrückt geworden ist!“ ihn deshalb im Narrenhause zu Ferrara sieben Jahre habe einsperren lassen.

Verfolgungswahn.

Nicht die Liebe der tugendhaften Leonora, nicht der verletzte Stolz des Herzogs war schuld an Tassos Unglück, sondern das Überwiegen der Phantasie über den Verstand und der sich mit jedem Jahre steigernde Hang zur Schwermuth, der ihn Feinde sehen ließ, wo keine waren, und bei seiner Reizbarkeit und Heftigkeit ihm schließlich Feinde erweckte. Am Hofe in Ferrara kam ihm anfangs alles wohlwollend entgegen. Tasso schreibt selber an einen Freund: „Der Herzog zog mich aus der Finsternis meines geringen Glückes an das Licht und in den Ruf des Hofes; er befreite mich aus dem unbehaglichen Zustand und verschaffte mir ein sehr bequemes Leben; er gab meinen Gedichten den Wert dadurch, daß er sie oft und gerne hörte und mich, der sie ihm vorlas, mit aller Gunst beehrte; er machte mich würdig der Ehre seiner Tafel und der Vertraulichkeit seiner Unterhaltung und nie wurde mir irgend eine Gunst, um die ich ihn bat, verweigert.“ So oft Tasso einen Theil seines Gedichtes vollendet hatte, las er ihn vor, wurde vom Fürsten und den Prinzessinnen höchlich bewundert und zu neuen Leistungen aufgemuntert. Man war stolz auf den Besitz des Mannes und auf die Ehre, die aus seinen Werken auf das Haus Este zurückstrahlen mußte.

Diese Begünstigung erweckte Neider und die Erregtheit des Dichters, sein stetes Leben in seinen Träumen, sein Mangel an Weltkenntnis machten es seinen Feinden nur zu leicht, ihm Schlingen zu legen. Für einen Mann, dessen Stärke Phantasie und Gemüth ist, kann ein Hof kaum der geeignete Platz sein, wo ein stetes verständiges Beachten und Benutzen der Schwächen anderer zum Aufsteigen benutzt wird. 1570 machte Tasso im Gefolge des Cardinals Este eine Reise nach Paris. Der Cardinal galt als Kenner und Förderer der Wissenschaft und Kunst und Tasso hatte schon einen großen Namen als Dichter, beide wurden daher mit Ehren empfangen. Ronsard, damals der erste Dichter Frankreichs, bewarb sich um Tassos Freundschaft. Tasso aber äußerte unvorsichtig seine Mißbilligung über die heuchlerische Art, mit der damals, kurz vor der Bartholomäusnacht, der französische Hof die Hugenotten hätschelte. Dies wurde von seinen Feinden hinterbracht und der reizbare Dichter zerfiel mit dem Cardinal und reiste nach Rom. Von dort kam er durch Vermittlung Leonoras und Lucretias in die Dienste des Herzogs von Ferrara. Die Ruhe benutzte Tasso zur Verfertigung seines Schäferspieles „Aminta“, von dem der nüchterne Muratori sagt, es habe den Nachkommen alle Hoffnung entrissen, je Tasso zu übertreffen, und von dem ein anderer Italiener, Parini, meinte, es sei das edelste Muster von Reinheit der Sprache und Feinheit des Stiles, welches die italienische Sprache überhaupt aufweisen könne. Das Spiel wurde mit großer Pracht am Hofe aufgeführt und riß alles zur Bewunderung hin. Lucretia nahm dann Tasso 1573 den ganzen Sommer zu sich auf ihre reizende Villa. 1574 mußte er den Herzog nach Venedig begleiten, um den aus Polen zurückkehrenden Heinrich III. von Frankreich zu treffen. Von so vielen Huldigungen verwöhnt, soll Tasso in Venedig fieberkrank geworden sein, weil man ihm im Tumult der Festlich-

In Paris.

Aminta.

In Venedig.

keiten zu wenig Ehre anthat. Bewunderung, Huldigung waren für ihn Bedürfnis. Je mehr sich sein Selbstgefühl steigerte, umso schmerzlicher ward für ihn jede vermeintliche Verkennung. Tasso war weich, launig und schwach, leidenschaftlich und reizbar, ihm fehlte die Stahlkraft Dantes.

Tasso und die Gelehrten.

Damals fasste Tasso den unglücklichen Gedanken, sein Heldengedicht vor dem Druck verschiedenen Gelehrten und Dichtern zur Beurtheilung zu übergeben, statt es in einem Wurfe der Welt vorzulegen und auf die Kraft seines Genius und das gesunde Urtheil der Menge zu vertrauen. Die vermeintlichen Freunde waren beschränkt oder neidisch; aus diesen oder jenen gelehrten Gründen schnitten sie ihm seine schönsten Stücke zusammen, so dass zuletzt vom Gedichte nichts ungerügt übrig blieb, als das Verzeichnis der christlichen Heerscharen. Indem Tasso ihre Bemerkungen bekämpfte, verlor er doch das Vertrauen auf sein eigenes Urtheil und gerieth in einen reizbaren krankhaften Zustand, den das Gefühl erlittener Kränkungen noch erhöhte. Es war ihm nicht mehr wohl in Ferrara, er wünschte eine andere freie und sichere Stellung. Er unterhandelte mit Rom und Florenz; er fürchtete jedoch Verrath seines Geheimnisses, Eröffnung seiner Briefe, und gerieth darüber in ein heftiges Fieber. Der Herzog nahm sich seiner aufs freundlichste an, ließ sich von ihm nach der Genesung sein ganzes Epos vorlesen und wollte ihn auf seine Villa Belriguardo mitnehmen, damit er sich dort völlig erhole. Allein die Prinzessin Lucretia wollte den Dichter in ihrer Gesellschaft haben und auch hier musste er sein Heldengedicht noch einmal vorlesen. Ihr vertraute er seine Reisepläne an, sie rieth ihm aber davon ab, vor Herausgabe seines Gedichtes sich von Ferarra zu entfernen, denn der Herzog wünsche mit größter Ungeduld die Vollendung des Gedichtes, welches dem Namen Este neuen Glanz geben sollte.

In Rom.

Desungeachtet gieng Tasso nach Rom, ungern gab der Herzog die Erlaubnis. In Rom nahmen ihn seine Freunde mit Begeisterung auf. Der Cardinal Medici machte ihm die glänzendsten Anerbietungen für Florenz, als ihm Tasso vertraute, dass ihm die Lage in Ferrara unerträglich sei. Nun aber entstand im Dichter der Streit zwischen seinen Wünschen und dem Gefühl der Dankbarkeit gegen die Este. Er kehrte über Florenz, wo er sein Gedicht ebenfalls vorlas, 1576 nach Ferrara zurück, wo ihn der Herzog und die Prinzessinnen wieder wohlwollend aufnahmen. Aber seine Stellung wurde durch den Neid seiner Nebenbuhler verbittert, des Dichters Guarini und des Historiographen Montecatini. Dazu kamen Vorwürfe der Kritiker und religiöse Bedenken. Man hatte ihn aufgefordert, alle Liebesscenen zu streichen, damit auch Mönche und Nonnen das Buch lesen könnten. Tasso zeigte sein Gedicht zwei Inquisitoren, die aber erklärten, es sei gar nichts Verfängliches darin. Tasso wurde der ärgste Selbstquäler. Er hatte den Medici versprochen zu kommen und wagte doch nicht von Ferrara wegzugehen. Er bat um die erledigte Stelle eines Historiographen, weil er glaubte, er werde sie nicht bekommen, und weil er eine abschlägige Antwort als Grund des Bruches zu erhalten wünschte. Wie erschrak er, als er die Stelle doch erhielt und jetzt von neuem durch Bande der Dienstpflicht an das Haus Este geknüpft war, und dass er sich jetzt dem Herzog gegenüber nicht mehr rein wusste! — Alles nur Zeichen eines schwachen Charakters.

Gemüthskrank.

Sein Unglück vermehrte, dass sein Gedicht, welches er so vielen handschriftlich mitgetheilt hatte, jetzt in verschiedenen Städten Italiens gedruckt wurde ohne seine nachträgliche Verbesserung, ohne dass dem armen Mann für seine Arbeit irgend ein Lohn zutheil wurde. — Tasso wurde ernstlich gemüthskrank.

Er eilte nach Modena, fand aber auch dort den Frieden nicht; er sah sich überall von Gefahren umstellt. Er glaubte, er sei wegen Ketzerei verdächtig, und ließ sich 1557 vom Inquisitor in Bologna prüfen. Dieser entließ ihn mit der Mahnung, er habe den wahren Glauben und solle immer dabei bleiben. Überall sah Tasso Feinde, sein eigener Diener schien ihm am meisten verdächtig, im Zimmer der Prinzessin Lucretia zog er den Dolch gegen ihn. Der Wahnsinn wurde nun gefährlich für andere. Der Herzog gab Tasso Arrest im Schlosse und die besten Ärzte mussten sich bemühen ihn zu heilen; er nahm ihn mit auf seine Villa Belriguardo, damit er sich erhole; er veranlasste, dass der Inquisitor zu Ferrara Tasso über seinen Glauben prüfte und ihn für vollkommen rechtgläubig erklärte, nur um ihn von religiösen Scrupeln zu befreien. Tasso traute nicht und schrieb an das oberste Inquisitions-Tribunal in Rom, aber der Herzog hielt diesen Brief zurück. Tasso glaubte jetzt sogar, man wolle ihn durch Arzneien vergiften. Des Herzogs Geduld war erschöpft, als ihm der Dichter vorwarf, er selber sei verrückt; jetzt wurde ihm verboten, an den Herzog oder an die Herzoginnen zu schreiben. Religiöse Scrupel.

Der Unglückliche hielt sich für verrathen und verurtheilt und entfloh 1577 zu seiner Schwester nach Sorrent. Als Bettler verkleidet, wollte er sie auf die Probe stellen, ob sie ihn noch liebe. Als er aus ihren Antworten das treue Schwesterherz erkannte, gab er sich zu erkennen. Er wurde heiter, klar und bereute seine Flucht aus Ferrara und bat um Erlaubnis der Rückkehr. Leonoras Antwort benahm ihm jede Hoffnung. In Rom, wo er alles mit seinen Klagen in Bewegung setzte, zeigte ihm der Gesandte die Antwort des Herzogs: „Wenn Tasso zu uns zurückkehren will, werden wir ihn gerne aufnehmen; aber er muss vorher erkennen, dass er voll melancholischen Humors ist und dass seine Furcht vor Hass und Verfolgung, die ihm hier widerfahren sein soll, von keiner anderen Ursache, als von diesem Humor kommt, den er aus allen anderen Anzeichen am besten daraus erkennen kann, dass er in die Einbildung verfiel, wir wollten ihn tödten lassen, ungeachtet wir ihn immer gerne gesehen und geliebkost haben und, wenn wir einen solchen Willen gehabt hätten, die Ausführung leicht gewesen wäre. Führt er aber Reden fort, wie in früherer Zeit, so werden wir uns ferner keine unnütze Mühe mit ihm machen, sondern ihn aus unseren Staaten verbannen, wenn er sich nicht ärztlich behandeln lassen will." Flucht.

Dennoch kehrte Tasso 1578 wieder nach Ferrara zurück! Der Herzog nahm ihn wohlwollend auf; man suchte ihn zu zerstreuen. Jetzt glaubte der Arme aber auf einmal, man wolle seinen Genius durch Vergnügungen ertödten. Man gab ihm seine Manuscripte nicht heraus, wohl weil man fürchtete, dass er sie in einem Anfall vernichte, oder die Stellen zu Gunsten der Este streiche und die Medici dagegen verherrliche. Tasso floh nach Mantua, wo man aber auf seine Klagen gegen die Este nicht eingehen wollte. Immer unstät, fürchtete er Verfolgung und traute seinen besten Freunden nicht mehr, so in Padua, in Venedig, in Turin. Es trieb ihn immer wieder nach Ferrara zurück. Ein Cardinal vermittelte und erwirkte die Erlaubnis zur Rückkehr unter der Bedingung, dass Tasso sich ärztlicher Behandlung unterziehe und seine beleidigenden Äußerungen gegen Hofleute aufgebe. Rückkehr.

Am 21. Februar 1579 traf der Dichter wieder in Ferrara ein. Der Hof war gerade beschäftigt mit den Vorbereitungen zur Vermählung des Herzogs. Tasso konnte im Augenblick Audienz weder bei den Prinzessinnen noch beim Herzog erlangen. Und jetzt quälten ihn Ehrgeiz, Eifersucht, Misstrauen auf einmal derart,

Im Irrenhause.

dass er öffentlich den Herzog und seinen Hof eine Bande von Dieben und Ungeheuern nannte. Sofort wurde er als Wahnsinniger behandelt. Zum Unglück war der Vorstand des Annenspitals ein strenger Mann und Gegner der Dichtungsweise Tassos, der in eine einsame schmutzige Zelle kam und einige Zeit ohne Arznei des Körpers wie der Seele blieb. Das Gewicht des Unglücks drückte den Dichter nieder. Er wünschte eine arme Hütte, aber nur Freiheit, damit er, wie die Thiere, an Flüssen und Quellen seinen Durst löschen könne. Er fürchtete ewiges Gefängnis, Verlust seines Ruhmes, Verhinderung an Arbeit; er trug sich mit großen Plänen. Eigenthümlich, der Dichter war nur wahnsinnig in Betreff seiner selbst, seine poetische Kraft war aber nicht erlahmt; herrliche Gedichte entströmten seiner Feder und wichtige Briefe und literarische Urtheile. Sein Geist, sein Schicksal waren aber so einzig, dass alle Welt sich für seine Freilassung

Kaiser Rudolf.

verwendete, selbst der Kaiser Rudolf. Dadurch sah der Herzog seine Ehre in Frage gestellt und erklärte, Tasso sei nur zu seiner Heilung eingeschlossen und dürfe frei gehen, sobald er hergestellt sei. 1580 erhielt Tasso ein besseres Zimmer zum Arbeiten und er war unablässig thätig. Von neuem drückte ihn, dass sein Heldengedicht verstümmelt in Venedig erschien, dass andere, um das nationale Werk vollständig zu geben, die Abschriften verglichen und es ganz drucken ließen. In einem Jahre erschienen sieben verschiedene Ausgaben. Alles sonnte sich im Glanze dieses Genius, die Fischer sangen in mondhellen Nächten die schönsten Episoden sich zu! — nur der Dichter saß krank und unglücklich im Gefängnis, oder wenn er auch ausgehen durfte, geschah es nur in Begleitung. 1584 griff die Akademie der Crusca den ganzen Wert der „Gerusalemme liberata“ an und eine Schar von Neidern nannte das Gedicht kalt, trocken und die Sprache lombardisch. Jetzt kamen Anfälle von Raserei über den Unglücklichen: er sah Diebe, Gespenster, Flammen in der Luft, er verfiel in ein hitziges Fieber, aus dem ihn nach seiner Meinung nur die heilige Jungfrau rettete.

Wieder frei.

1586 schlug die Stunde der Befreiung. Der Herzog von Mantua hatte sie erwirkt, indem er sich für den Dichter verbürgte. Tasso gieng ohne Abschied vom Hofe. Leonora war längst todt. Man suchte ihn zu erheitern in Mantua, zu erfreuen durch Feste in Bergamo. Genua bot einen glänzenden Gehalt, wenn er Politik und Ethik lehren wolle. Umsonst! Tasso war ein gebrochener Mann. „Ich bin gefallen und zugrunde gegangen,“ schreibt er, „ich bin so wenig gesund und so sehr melancholisch, dass ich von anderen und von mir selbst für verrückt gehalten werde.“ Und wieder ist sein Leben ein unstetes Wandern. Er wallfahrtet nach Loretto, er verlässt Rom, obschon er die glänzendste Aufnahme dort gefunden, er muss Freunde um einige Geldstücke bitten als Almosen, während die Nachdrucker an den Werken seines Geistes sich bereichern. In Neapel wollten ihm die Großen Wohnung geben in ihren Palästen, er zog den Aufenthalt im Kloster des Monte Oliveto vor. Manso, Marquese von Villa, verleitete ihn zu Ausflügen und Jagden im Gebirge. Das wirkte wohlthätig. Aber der Mann stand nicht mehr auf der früheren Höhe, das zeigt die Art, wie er jetzt das „Befreite Jerusalem“ in ein „Erobertes Jerusalem“, „Gerusalemme conquistata“, umarbeitete. Sein Geist war abgemattet, auch die Kraft seines Körpers gebrochen. Äußerlich gestaltet sich jetzt alles besser. Er hat Aussicht, die Mitgift seiner Mutter und sein väterliches Vermögen wieder zu erhalten. Nach Rom wird er eingeladen, um im Namen Italiens zum Dichter feierlich gekrönt zu werden. Der Papst wünscht den Dichterlorbeer dadurch zu ehren, dass er Tassos Stirn damit bekränze, und setzt ihm zugleich einen bedeutenden Gehalt aus. Schon

ſchmückt ſich Rom mit Kränzen, denn der Tag der höchſten Anerkennung iſt nahe. Allein Taſſo ſollte ihn nicht mehr erleben. Unter den Vorbereitungen zu den Feſten, umgeben von der Verehrung und den Hilfeleiſtungen der frommen Hieronymiten, ſtarb Taſſo, zweiundfünfzig Jahre alt, um 25. April 1595. In der Kirche dieſes Kloſters, in San Onofrio, fand der unſtete Wanderer Ruhe. Dort ſteht jetzt auch ein herrliches Denkmal. — So lebte, ſo ſtarb der größte epiſche Erzähler der neueren Zeit. Ende in Rom.

Arioſt und Torquato Taſſo ſtehen hoch über der großen Zahl von Dichtern, welche ſich nach Pulci auf die Bahn der epiſchen Poeſie drängten und den Sagenkreis Karls des Großen und König Arthurs behandelten, und unter welchem Luigi Alamanni [1]) (geboren 1495, geſtorben 1551) durch ſeine „Avarchide“ und Bernardo Taſſo (geboren 1493, geſtorben 1569) durch ſeinen „Amadigi di Gaula“ hervorragten. Aber wer iſt größer unter dieſen beiden, Arioſt oder Taſſo? — Die Italiener haben viel darüber geſtritten, Metaſtaſio zuletzt erklärt: in ſeiner Jugend habe er zwar Arioſt mehr bewundert, nachdem aber ſein Urtheil reifer geworden, habe er eine unverſöhnliche Abneigung gegen jene, welche es nur wagen, Arioſt mit Taſſo zu vergleichen. Tiraboſchi ſagt: „Die Erzählungen des Taſſo gefallen mir, ergötzen mich, verführen mich, ſo anmuthsvoll ſind ſie, ſo nach jeder Seite abgerundet und vollendet. Aber die des Arioſt reißen mich fort und entzünden in meinem Herzen den Enthuſiasmus, von dem ſie voll ſind, ſo daſs es mir nicht ſcheint, als leſe ich die erzählten Dinge, ſondern als ſehe ich ſie vor mir vorgehen. Taſſo iſt ein zierlicher Miniaturmaler mit aller wünſchenswerten Feinheit und Vollendung. Arioſto kommt mir vor wie ein Julio Romano, Buonarotti, ein Rubens, die mit ihrem kühnen und kräftigen Pinſel die gewaltigſten und ſchrecklichſten Dinge mir ſo vor die Augen ſtellen, daſs ich glaube, ich könne ſie mit den Händen greifen. Würde Apollo, um ſeine Macht an mir zu zeigen, aus mir einen Dichter machen wollen und mir ſagen, ich ſolle ein epiſches Gedicht ſchreiben, ſo würde ich ihn bitten, mich Taſſo ähnlich zu machen; verlangte er aber ein romantiſches Gedicht, ſo bäte ich ihn um das Talent eines Arioſto.“ — Tiraboſchi [2]) entſchuldigt hier mit dem Gegenſatz von romantiſchem und epiſchem Gedicht die Unmöglichkeit, zwei ſo verſchiedene Geiſter nach einem und demſelben Maßſtab zu meſſen. Beſſer ſagt ein anderer italieniſcher Literarhiſtoriker, Mariotti: [3]) „Taſſos hoher Geiſt ſcheint alles, was er berührt, zu veredeln. Sein Genie ermattet niemals; immer ſeiner ſelbſt würdig, immer conſequent, immer Herr ſeines Gegenſtandes, betrachtet er das Fortſchreiten ſeines Werkes mit ſtrenger, heiterer Ruhe. Sein zärtlicher, melancholiſcher, ritterlicher Charakter athmet aus jeder Zeile ſeines Gedichtes. Sein Stil iſt immer gleich ernſt und wohl- Arioſt und Taſſo.

[1]) Ruth, l. c. II, S. 304—323.
[2]) Confronto dell' Ariosto col Tasso. Storia della lett., IV, p. 190—191.
[3]) Mariotti, Italien, I, S. 333.

tönend, seine Verse wogen und rollen wie die Wellen des ruhigen Meeres. Ariosto ist der Dichter der Jugend, während Tasso der Dichter des reiferen Alters ist. Solange die Poesie nur eine leichte und mit Ausnahme einiger weniger Gesänge unschuldige Unterhaltung gewähren soll, solange als sie keinen andern Zweck haben kann, als eine schnelle Reihenfolge unendlich abwechselnder und stets angenehmer Empfindungen hervorzurufen, ohne auf einen bestimmten Gegenstand hinzuzielen oder eine wichtige Wahrheit zu beweisen oder zu verdeutlichen, erfüllt Ariosto die Mission eines Dichters. Als ein solcher hat er in der That seinesgleichen in keiner Zeit und in keinem Land."

Ariosto wie Tasso sind Zeichen ihrer Zeit, Ariosto ein Kind des heitern, Tasso ein Kind des ernst gewordenen Italiens. Jener will nur den hohen Kreisen mit dem Reichthum seiner Phantasie einige Stunden Zerstreuung verschaffen, darum das Sprunghafte, das Wiederauffassen von Fäden, die er längst fallen gelassen, der heitere, scherzende, ironische Ton auch bei ernsten Anläufen, und die Ungleichheit der Darstellung. Bei Tasso aber ist alles ernst, überlegt, ein hohes Ziel schwebt ihm vor, eine religiöse Begeisterung durchdringt ihn, er schrieb sein Gedicht über die Eroberung Jerusalems in der Zeit, wo der Kampf zwischen Kreuz und Halbmond, wo der Geist der Kreuzzüge neu erwachte und der Ruf: „Gott will es!" wieder durch die Lande tönte und Don Juan d'Austria bei Lepanto der Sache des Kreuzes den glänzendsten Sieg errang.

Drama. Auch die dramatischen Arbeiten Tassos zeigen ihn als zarteren und ernsteren Dichter und geben in ihm ein Bild der Wandlung der Geistesrichtung in Italien. Damit kommen wir an die dramatische Poesie, für welche übrigens das italienische Volk weniger als das englische, als das spanische und als das deutsche begabt zu sein scheint. Seine Stärke ist Lyrik, Musik und Malerei.

In Italien finden wir merkwürdigerweise früh schon Mysterien und Moralitäten (auch „Fausti" genannt) wie in England, Deutschland, Spanien, Frankreich, und daneben bestanden die Reste des alten Theaters fort, die Darstellungen der „Mimi" und „Histriones", die Harlequinaden, welche die Italiener „Commedie dell' Arte" nannten, die Fortsetzung der oscischen Spiele. Nur waren diese das Ergötzen des gemeinen Volkes, während gelehrte Nachahmungen der alten Dramen, namentlich des Seneca, die höheren Classen der Gesellschaft erfreuten. Pomponius Lätus führte unter Innocenz VIII. in Rom die „Asinaria" des Plautus auf, die Aufführung der Mysterien und Moralitäten aber war ein Genuss für die Gesammtheit. Nach und nach wurde das Drama ganz weltlich. 1472 wurde der „Orfeo" des Politian in Mantua aufgeführt.[1]) Der beste Tragöde dieser Zeit ist Trissino in seiner „Sofonisba", dann Rucellai in seinem „Orest", einer Nachahmung des Euripides, und in

[1]) Ruth, l. c. II, S. 458—474.

seiner „Rosmunda", die aus der Geschichte des Alboin hinlänglich bekannt ist, und womit er das Signal zu vielen Greuelstücken gab. Alamanni, Giustiniano und Aquilara übersetzten griechische Tragödien. Im allgemeinen zeigt sich in dieser Richtung ein Gefallen an Greuelscenen. In dieser Bahn wandelten Antonio Decio da Orti, Manfredi, Sperone Speroni.[1]) Erst Tasso zeigt in seinem „Torrismondo" sich von der Weihe der tragischen Idee ergriffen und als Meister in der Steigerung der Verwicklung, in der edlen Haltung der Charaktere, in der schönen Sprache und in dem herrlichen Versbau.[2])

Komödien.

Reicher als an Tragödien sind die Italiener an Komödien — einmal wegen ihres eigenthümlichen Talentes zur Satire, zur Erfassung und Darstellung der Gebrechen menschlicher Natur und dann, weil die eigentliche Komödie der alten Zeit nie gänzlich ausstarb. Wir finden die Mimen in Rom unter dem Ostgothen Theodorich; wir erkennen aus der Untersuchung des Thomas von Aquin, ob man ohne Scrupel, ohne in Sünde zu verfallen, die Kunst der Histrionen ausüben können, dass sie damals noch bestanden haben müsse. Sie waren der Ausdruck der italienischen Lustigkeit und blieben in Bestand trotz aller Wandlungen des Geschmackes.

Das Wesentliche der „Commedia dell' Arte" war der Phantasie der Schauspieler überlassen, denn die Verfasser bezeichneten ihnen nur in wenigen Worten den Gang der Handlung und den Inhalt der Scenen. Das Städtewesen, die gegenseitige Eifersucht der Bürgerschaften, der Localpatriotismus, welcher die Nachbarstadt gerne neckte und verspottete, gab diesen Darstellungen neuen Reiz. Jede Stadt hatte bald ihren Spottnamen und ihren komischen Typus. Der Pantalone war der knauserige Venetianer, der Beltramo war der Pinsel aus Mailand, der Balanzoni war der pedantische Gelehrte aus Bologna, der Pulcinello war der Spassvogel aus Apulien, der Arlechino war der drollige boshafte Bediente aus Bergamo, der Gelsomino war der römische Stutzer, der Capitän Spavento war der spanische Renommist aus Mailand, der Giangurgulo war der Grobian aus Calabrien. Jeder dieser Charaktere hatte seine besondere Maske und Tracht, z. B. der Arlechino ein Kleid aus vielen bunten Lappen, und sie durften nur von geschickten Schauspielern gegeben und miteinander in Berührung gebracht werden, um die Zuschauer zum Lachen zu bringen. Die Wirkung hieng also namentlich vom Schauspieler ab und die Namen von vielen Meistern dieser Art sind uns noch erhalten. Zu den berühmtesten gehört z. B. Tommaso Inghirami von Volterra (geboren 1470), der auch einmal in einem Mysterium in der Rolle des Schächers am Kreuze großen Eindruck hervorbrachte, selbst aber von der Handlung so ergriffen wurde, dass er die Schauspielerei aufgab, Bußprediger wurde und im Rufe eines Heiligen starb. Einzelne hervorragende Schauspieler bildeten Schulen dieser Kunst.

Commedia erudita.

Neben dieser Kunstkomödie erhob sich bald die gelehrte Komödie, „Commedia erudita", deren Wesen in der Nachahmung römischer Muster und in der Befolgung aristotelischer Regeln bestand. Terenz und Plautus wurden in

[1]) Ruth, l. c. II, S. 476–479. — Tiraboschi, l. c. IV, p. 381—406.
[2]) Ruth, l. c. II, S. 479—481.

der Ursprache oder in der Übersetzung aufgeführt. Gesellschaften, sogenannte Akademien, bildeten sich für derartige Darstellungen und bald hatte jede Stadt und jedes Städtchen eine Akademie, welche die Aufführung alter Dramen und nach deren Muster die Erfindung neuer Lustspiele betrieb.

Akademien. In großen Städten gab es bald mehrere Akademien, von denen jede ihr eigenes Theater hatte. So hatte Siena allein eine Akademie der Rohen (Rozzi), der Albernen (Insipidi), der Betrübten (Intronati), Florenz eine Akademie der Befeuerten (Infocati), der Unbeweglichen (Immobili) und der sich Erhebenden (Sorgenti) und dazu kamen bald mehrere andere. Dieser Wetteifer führte zur Entstehung einer Unzahl von Theaterstücken, über 4000, die aber durchgängig nach derselben Schablone gemacht sind. Alle Regeln der Alten sind beobachtet, aber es fehlt das eigentliche frische Leben, das Geniale, und man muss mit Recht darüber staunen, wie sehr die Italiener den Spaniern in dramatischer Erfindung nachstehen.

Bibbiena. Zu den besten Komödiendichtern des sechzehnten Jahrhunderts gehören der Cardinal Bibbiena,[1] eigentlich Bernardo Dovizi, geboren 1470 zu Bibbiena, dann Macchiavelli und Pietro Aretino. In allen diesen zeigt sich eine außerordentliche Freiheit des Tones, die ihre Stücke heutzutage von der Bühne verbannen würde. Die sittlichen Zustände müssen sehr schlimm gewesen sein, wenn Stücke, wie die „Calandra" des Bibbiena, die „Mandragola oder der Zaubertrank" des Macchiavelli bei hoch und nieder Beifall finden konnten.

Auch Ariost hatte einige Komödien gedichtet, „Die Cassaria", eine Nachahmung des Plautus, „Die Unterschobenen" (Suppositi), wozu er den Stoff aus Terenz und Plautus entlehnte, „Die Lena", ein Stück, in welchem Lügen und Schelmerei und Zweideutigkeit die Würze bilden, und den „Negromante oder Schwarzkünstler", wozu er den Stoff aus dem Volksleben entlehnte. Es fehlte Ariosto an Tiefe in seinem Lustspiel.

Macchiavelli. Macchiavelli ist ein ganz anderer. Kraft und Lebendigkeit des Dialoges, innere Wahrheit der Charaktere, Neuheit des Stoffes lässt sich ihm nicht absprechen, aber des Dichters Herz ist verbittert, eine tiefe Verachtung der Menschheit gibt sich in jeder Scene kund — überall sieht er nur Falschheit und Heuchelei. Die Fülle seines Hohnes ergießt sich namentlich über die Mönche (Il frate).[2] Das gräßlichste Bild der Verkommenheit der sittlichen Pietro Aretino. Zustände Italiens gibt aber Peter der Aretiner.[3] Noch nie hat ein Mann mit roher und niedriger Denkart, mit gemeiner Schmeichelei, mit unmäßiger Sinnlichkeit und etwas Talent eine solche Rolle gespielt, wie dieser Pietro. Er ist, wie Voltaire, ein Spiegelbild seiner Zeit.

---

[1] Ruth, l. c. II, S. 517—523.
[2] Ibid. II, S. 531—549.
[3] Ibid. II, S. 549—566.

Geboren wurde Pietro am 20. April 1492 zu Arezzo aus unehelicher Verbindung. Eine regelmäßige Erziehung und Bildung ward ihm nicht zutheil; er lernte weder Lateinisch noch Griechisch, sein Kopf blieb leer. Auch arbeitete Pietro immer nur, wenn ihn die Noth dazu trieb. Dagegen hat ihm die Natur die Gabe des beißendsten Spottes gegeben. Wegen einiger Spottverse über den Ablass musste er aus seiner Vaterstadt fliehen. In Perugia lernte er dann Buchbinderei und wurde mit italienischer Literatur bekannt. 1517 gieng er nach Rom und drängte sich an den Hof Leos X., wo geistreiche Leute willkommen waren; aber er musste 1524 fliehen, als er auf sechzehn obscöne Bilder des Giulio Romano sechzehn schamlose Sonette dichtete. Giovanni de' Medici nahm sich dann des Lästermaules an und stellte ihn Franz I. von Frankreich vor, der damals mit seinem Heere im Mailändischen stand und ihn mit einer goldenen Halskette beschenkte. Darauf sich stützend, gieng Pietro wieder nach Rom, ließ sich aber in einen schmutzigen Liebeshandel ein, infolgedessen er fünf Dolchstiche in die Brust bekam und an den Händen verstümmelt wurde. Man hielt ihn für todt, aber das Unkraut verdarb doch nicht, er gieng wieder zu Franz I. und Giovanni de' Medici, bis dieser, 1526 in einem Treffen verwundet, in seinen Armen starb.[1]) Fortan nahm der Aretiner seinen Aufenthalt in Venedig, wo sich die leichtfertigen Großen an seinen frechen Gedichten erfreuten und ihm Schutz gewährten.

Geld-erpressung.

Von Venedig aus zwang Pietro durch seine Briefe fast alle Fürsten Europas, ihm Geld zu steuern, wenn sie nicht bitter verhöhnt werden wollten. Wer ihm Geschenke gab, dem schmeichelte er; wer sie ihm verweigerte, über den schüttete er die Schale seines Witzes und seiner Bissigkeit aus und die Angst vor seinem Spotte war so groß, dass er mit Stolz erzählt, wie ihn alle berühmten Männer Italiens von Neapel bis Turin besuchten, wie Franzosen, Deutsche, Spanier, sogar Türken und Juden nach Venedig kämen, ihm aufzuwarten, und dass er vor diesem Andrange oft sich in ein Versteck flüchten müsse.[2]) In einem Briefe prahlt er, dass, obschon er von Haus aus nichts besitze, er doch in zehn Jahren 10.000 Scudi ausgegeben habe. Der Marchese del Vasto gab ihm eine Pension von 200 Scudi, eine gleiche Summe der Fürst von Salerno, Kaiser Karl V. 1600 Scudi Renten. Aber nicht bloß Geldsummen, sondern auch kostbare Kleider, Schmuck und ausgesuchte Leckerbissen nahm der Aretiner an und ertheilte, je nach Befund, Lob oder Tadel. Alles bewarb sich um seine Gunst, nicht bloß Fürsten, sondern Maler, Bildhauer, Musiker. Die Anforderungen an seine Feder wurden so groß, dass er einen gleich schamlosen und bissigen Geist, den Nicola Franco, als Gehilfen in seine Dienste nahm, zumal dieser auch Kenntnis in der griechischen und lateinischen Literatur besaß, wovon Pietro nichts verstand. Lange konnten zwei Naturen der Art nicht Freunde bleiben und bald verfolgten sie sich mit der unversöhnlichsten Feindschaft. Pietro behielt die Oberhand. 1527 hatte er die Keckheit, all seine Bettelbriefe im Tone der Schmeichelei oder Drohung im Drucke herauszugeben, und einzelne Fürsten ließen sich die einzelnen Bände widmen und bezahlten große Summen, denn sie wussten, dass der Mann ihnen Ruhm oder einen bösen Namen verschaffen könne. Viele Akademien nahmen ihn zum Mitgliede auf, seine Schmeichler nannten ihn il divino, „den Göttlichen"! Er selber theilte Medaillen

Ehren.

[1]) Tiraboschi, l. c. IV, p. 102—104.

[2]) Darum nennt ihn Ariost:

„Ecco il flagello
De' principi, il divin Pietro Aretino."

mit seinem Bilde, wie Orden, an Könige und Fürsten aus und gab sich selber den Ehrennamen „Geißel der Fürsten“ (flagellum principum). Ja der schmutzige Mensch bewarb sich sogar um die Cardinalswürde, die er aber natürlich nicht erhielt.

Feinde. Übrigens fehlte es auch nicht an Feinden und an Dolchstichen bei dem mit Schmach aller Art besudelten Mann. Gegner, die er mit seinen Satiren verletzte, rächten sich mit Stockschlägen. Strozzi, Marschall von Frankreich, ließ ihm drohen, er werde ihn nöthigenfalls im Bette umbringen, und der Aretiner hielt sich in unaussprechlicher Angst versteckt, bis Strozzi wieder Italien verlassen hatte. Auch der Maler Tintoretto rächte sich an ihm für seine Bosheiten dadurch, daſs er ihm Angst einjagte. Er traf ihn eines Tages in der Nähe seines Hauses, that, als wünsche er ihn zu malen, brachte ihn so in sein Arbeitszimmer und trat, als sich der Boshafte gesetzt hatte, plötzlich mit einer Pistole vor ihn. „Ach, Meister Jakob!“ rief Pietro in Angst, „was wollt ihr thun?“ — „Euer Maß nehmen“, antwortete ernsthaft der Maler, und maß ihn und sagte: „Ihr meſst nach meiner Pistole vier und eine halbe“ — und ließ den Schelm dann laufen und war fortan frei von seinen unverschämten Bemerkungen. Doch starb Aretino

Todesart. nicht unter dem Stocke und nicht durch den Dolch, sondern am Lachkrampf. Er hatte einige Schwestern, die so ausschweifend lebten, wie er; als man ihm eines Tages die ausgelassenen Streiche derselben erzählte, so kam er in so unmäßiges Lachen, daſs er mit dem Stuhle rückwärts zu Boden schlug und am Falle starb. Pietro schrieb fünf Komödien, deren Vorzüge mit dem Umstande verbunden sind, daſs er nicht griechisch und lateinisch kannte, darum also auch nicht sclavisch, wie die übrigen Italiener, nachahmte, sondern allein der Natur folgte, ohne Schonung Gebrechen und Laster eines verdorbenen Zeitalters mit Klarheit und Lebendigkeit zeichnete und die Zuschauer zum Lachen zwang.[1])

Heutzutage sind fast all diese Stücke, die im sechzehnten Jahrhundert auf der Bühne erschienen, vom Volke ganz und gar vergessen. Ein Italiener sagt über die Komödiendichter jener Zeit: sie copierten die Römer und waren auf diese Weise Nachahmer von Nachahmungen. Sie schöpften ihre Begeisterung aus den Werken Todter und die Kälte des Grabes steckte sie an. Übrigens gab es schon in jener Zeit Kritiker, welche riethen, die Regeln der Griechen und Lateiner zu verlassen, da die heutigen Sitten, Gesetze und Gebräuche von denen der alten Zeit verschieden seien.

Seit den Tagen Philipps II. wurde die spanische Sprache in den höheren Kreisen Italiens gesprochen und spanische Dramen, welche von den drei Einheiten des Aristoteles nichts wuſsten, in den großen Städten Italiens aufgeführt. Allein jetzt war die poetische Triebkraft in der Nation erloschen. Die Stücke, welche noch geschrieben wurden, sind langweilig dem Inhalte nach und haben nur Wechsel in den Versmaßen und setzen ihre Stärke in die Reinheit der Sprache.

Hirtenpoesie. In einer Richtung stimmten Spanier und Italiener überein, in der Vorliebe für das Hirtendrama. Ländliche Ruhe, stilles Glück war die Sehnsucht des Spaniers, während er die Welt eroberte, und des Italieners, während die Fremden sein Vaterland verheerten.

---

[1]) Ginguené, Histoire littéraire d'Italie, VI, p. 128 ff. — Mazzuchelli. Vita di Pietro Aretino. Milano 1830.

In Spanien brach Encina der Schäferdichtung die Bahn und in Italien Jacopo Sanazzaro.[1]) Letzterer, von einer spanischen Familie abstammend und geboren zu Neapel 1458, reich gebildet, treuer Anhänger der aragonischen Dynastie auch in ihrem Unglücke, wanderte 1501 mit Friedrich nach Frankreich aus und kehrte erst nach dessen Tod nach Neapel zurück, wo er 1530 starb. Friede war die Sehnsucht seiner Seele, Religion und Liebe begeisterten ihn zu Dichtungen. In herrlichen lateinischen Versen in drei Gesängen besingt das Gedicht „De partu virginis" die Mysterien der Incarnation; in Andachtsübungen und Werken der Wohlthätigkeit verflossen seine letzten Jahre; zu Ehren der Jungfrau ließ er auf seinem Landgute eine Kapelle bauen, in der er auch begraben wurde, unweit dem Grabe Virgils, seines Vorbildes in der idyllischen Poesie. Seine erste Liebe, seine Wanderungen, den Tod seiner Geliebten, die Trauer um sie, schildern in zarten italienischen Versen seine zwölf Eklogen, die durch Prosastücke zu einem Hirtenroman, „Arcadia", verbunden sind und jetzt, nach bald vier Jahrhunderten, noch von den Italienern bewundert werden. Sechzig Auflagen erlebte die „Arcadia" allein im sechzehnten Jahrhundert. Sanazzaro.

An Nachahmern dieser Dichtungsweise fehlte es nicht. Alamanni schrieb vierzehn, Girolamo Muzio aus Padua fünfunddreißig Eklogen. Bald gab es Schiffer-Eklogen, Fischer-Eklogen, Jäger-Eklogen, Schäfer-Eklogen (Egloghe marittime, pescatorie, boschereccie, pastorali). — Daraus entwickelte sich naturgemäß das Hirtendrama (favola pastorale). 1554 wurde „Il Sacrificio" von Agostino Beccari im Theater zu Ferrara aufgeführt. Die italienische Literaturgeschichte verzeichnet 200 solcher Hirtendramen im sechzehnten Jahrhundert; die Dichter hatten darin die beste Gelegenheit, die Fürsten, unter deren Schutz sie standen, und auf deren Kosten diese Stücke aufgeführt wurden, in sinnreichen Allegorien zu verherrlichen. Torquato Tasso leistete auch in dieser Gattung das Beste in seinem „Aminta", welcher 1572 mit der Musik von Erasmo Marotta auf der Bühne von Ferrara aufgeführt wurde. In den wohllautendsten Versen, in den schönsten Bildern finden wir die zartesten Gefühle, die edelsten Gedanken, die ergreifendsten Seelengemälde in der Liebesgeschichte des Hirten Aminta und der Hirtin Sylvia wiedergegeben.[2]) Aminta.

Unter den vielen, welche Tasso in dieser Richtung nacheiferten, kam ihm am nächsten Battista Guarini in seinem „Pastor fido". Guarini ist aus edlem Geschlechte, geboren zu Ferrara 1537, seine Studien machte er in Pisa, Padua, Ferrara. Hier war er einige Jahre hindurch Professor der schönen Literatur. Im dreißigsten Jahre trat er in die Dienste des Herzogs von Ferrara und wurde von ihm zu verschiedenen diplomatischen Sendungen verwendet, so nach Venedig, so nach Turin, nach Wien an Kaiser Maximilian II., an Heinrich III., als dieser zum König von Polen gewählt war, und nach dessen fluchtartigem Abzuge an die Republik Polen selber; denn Alfonso wünschte jetzt König von Polen zu werden. Der Misserfolg soll schuld sein, dass Guarini mit dem Herzog zerfiel. Wir finden ihn später in Florenz in hohen Ehren, dann in Urbino, aber an keinem Orte beständig — er war eine stolze, schwer zu behandelnde Natur. Er starb, fünfundsiebzig Jahre alt, 1612 in Venedig. In Ferrara traf er bei seinem ersten Auftreten mit Tasso zusammen, den er bewunderte und dessen Freund er lange Zeit war. Bald aber beneidete er ihn um die Gunst, in welcher Guarini.

[1]) Tiraboschi, l. c. III, p. 178; IV, p. 164.
[2]) Ibid. IV, p. 208—210.

Tasso bei der schönen Gräfin Sanvitale von Scandiano stand. Um zu zeigen, dass auch er ein Dichter sei und mit dem Dichter des „Aminta" wetteifern könne,
Pastor fido. schrieb er den „Pastor fido". Der Plan ist nicht so einfach wie der des „Aminta", sondern verwickelt; „Aminta" ist mehr ein Idyll, der „Pastor fido" mehr ein Drama. Durch Bilderfülle, durch Reichthum der Episoden, durch Lebhaftigkeit der Handlung suchte Guarini den Tasso zu übertreffen. Sein Gedicht enthält einen größeren Reichthum an Charakteren und größere Stärke der Leidenschaft. 1585 wurde es zum erstenmale mit großer Pracht in Turin aufgeführt, 1590 wurde es gedruckt. Die große Zahl der Ausgaben, der Übersetzungen, der Aufführungen ist ein klarer Beweis für den Beifall, mit dem der „Pastor fido" aufgenommen wurde. Aber auch an Gegnern fehlte es nicht und bis auf den heutigen Tag geben die einen dem „Aminta," die andern dem „Pastor fido" den Vorzug. Sicher ist eines: Tasso ist reineren Herzens als Guarini, und nicht mit Unrecht sagte der berühmte Bellarmin: „Die Jugend solle diesen nicht lesen, in reifen Jahren aber seien seine Schönheiten unschädlich."

Oper Von der Aufführung solcher Hirtenstücke mit Musik war nur ein kleiner Schritt bis zur Oper. Wie das italienische Epos in dieser Zeit mit dem Liede endete, so mündete das Drama in die Oper aus. Im Grunde war diese schon rfunden, als man am Hofe Lorenzos von Medici alte Dramen mit Musik aufführte, im sechzehnten Jahrhundert aber wurde die Oper mit Tanz, Decorationen und Mimik an den Höfen Mode. Damit gieng auch die Musik rasch ihrer Ausbildung entgegen. Musik und Poesie vereinigten sich und das Recitativ entstand.

1570 wird als Compositeur von Hirtendramen und Oratorien Emilio del Cavaliere in Florenz genannt, dann Giovanni Bardi di Vernio, Caccini und Galilei, der Vater des Astronomen. Man stellte Forschungen an über die alte Musik und suchte dieselbe in den Chören der Trauerspiele wieder herzustellen. Als die erste vollständige Oper wird die „Dafne" des
zuerst in Florenz. Rinuccini bezeichnet,[1]) die 1594 in Florenz zum erstenmale aufgeführt wurde. Die Verse sind rein musikalisch, das Orchester bestand aus einem Clavicembalo, einer großen Zither, einer Viola da Gamba und ein paar Flöten. Nun gefiel fast nur die Oper, weniger mehr das Schauspiel. Ihr Sieg über das Drama war vollständig. 1597 erschien die erste komische Oper von Orazio Vecchio. Von Italien aus hielt dann die Oper ihren Triumphzug durch Europa.

So endete denn das Ringen nach dem Drama in der Oper, wie das Ringen nach dem Epos in der Lyrik; die Neigung des Italieners für Musik und Lied sind aber nicht allein schuld, dass er es nicht zu einem Drama brachte, wie das englische und das spanische Volk. Das Schicksal der Nation trug dazu bei und die Verehrung und Nachahmung der Alten. Letztere wurde
Akademien. namentlich von den Akademien gepflegt. Diese Akademien selber sind ein Zeichen der Zeit und gehören nothwendig in die Culturgeschichte. Das öffentliche Leben

[1]) Vergl. Tiraboschi, l. c. IV, p. 211. Drami per musica. Or è certo che il Rinuccini fu il primo a ideare questo nuovo genere di dramatica poesia 1597.

war geschwunden, es gab keine Clubs-, keine Raths-, keine Volksversammlungen mehr, die entschieden. Der Geist des öffentlichen Lebens flüchtete sich in die literarischen Vereine, seit Italien, nach so viel schmerzlichen Erfahrungen, nach so viel Opfern für die Unabhängigkeit und Freiheit, unter die strenge Herrschaft fremder oder auch einheimischer Fürsten gekommen war. Alles, was sich auf Religion und Politik bezog, durfte in diesen Vereinen nicht besprochen werden. Wir finden darum nur ein Ringen nach einer italienischen Idealsprache, ein Pflegen der alten Literatur, ein ängstliches Nachahmen derselben in diesen Akademien. Ihre Zahl ist groß, fast keine Stadt Italiens, die nicht einige aufzählen kann. Der Adel hatte keine Laufbahn mehr wie früher; ehrgeizige Köpfe konnten sich nur dadurch hervorthun, dass sie gelehrte Gesellschaften stifteten.

Die Namen wechseln. Als die älteste Akademie könnte der Kreis bezeichnet werden, der sich um Pomponius Lätus, einen Gelehrten von vornehmer Herkunft und Lehrer der schönen Literatur an der Universität zu Rom, 1468 bildete. Man feierte jährlich den Gründungstag der ewigen Stadt mit einem Feste.[1]) Reden und Gedichte wurden vorgetragen, reiche Mitglieder gaben ein Gastmahl zum Besten, Stücke von Plautus wurden aufgeführt. Nach und nach entstanden nun in allen Städten Italiens ähnliche Gesellschaften.[2]) Es gibt ganze Werke, die sich mit der Geschichte dieser Akademien befassen. Geistliche und Weltliche, Adelige und Bürgerliche nahmen daran theil. Der große Carlo Borromeo war ein fleißiger Besucher der Akademie in Rom; Bologna zählte mehrere solcher Gesellschaften, desgleichen Ravenna, Viterbo, Neapel, Palermo, Siena, Ferrara. Von letzterer Stadt heißt es, dass das Leben dort heiter, friedlich und ruhig sei, dass es viele sehr gelehrte und beredte Männer gebe, eine Menge guter griechischer, lateinischer und toscanischer Bücher, und dass ein reger geistiger Verkehr bestehe. In Modena, das einen Sadolet, einen Sigonius hervorbrachte, war das Haus der edlen Brüder Grillenzoni eine Akademie, in der Vorträge über griechische und lateinische Literatur, über Philosophie und Dichtung gehalten wurden. In Reggio entstand 1540 die erste Akademie, in Venedig gab es Gelehrte ersten Ranges wie Manutius und machte man sich in der Academia della Fama ernste wissenschaftliche Leistungen zur Aufgabe. Padua blieb nicht zurück, ebensowenig Vicenza, Verona, Brescia. Von Vicenza sagt ein Zeitgenosse, dass es dort vierzig Edelleute gebe, alle tapfer, tugendhaft, beliebt, geachtet und einig im Eifer, die Wissenschaften zu pflegen. Mailand hatte schon 1546 eine Akademie, Pavia 1562, Cremona 1560, selbst das kleine Como blieb nicht zurück. Mantua sah eine ähnliche Gesellschaft 1562 in seinen Mauern entstehen, Parma schon 1543, Genua 1577, obschon Literatur nie die Stärke dieser Handelsstadt war. In Turin gründete Karl Emanuel eine solche Gesellschaft für Pflege der schönen Wissenschaft. Kurz, jede Stadt Italiens hatte ihre Vereine, in denen Gelehrte und Dichter wetteiferten. Man erklärte Classiker, man suchte zugleich die Reinheit der italienischen Sprache zu erhalten.

Pomponius.

Carlo Borromeo.

[1]) Vergl. Bd. VII, S. 475—477 dieses Werkes.

[2]) Nicht weniger denn 172 Akademien sind aufgeführt in Tiraboschi, l. c. III, p. 637—688.

Crusca. Für die Festsetzung der reinen Schriftsprache that am meisten die Academia della Crusca in Florenz, die berühmteste aller italienischen Akademien. Sie gieng aus der Academia fiorentina hervor: Deti, Grazzioni, Canigiani, Zanchini und Rossi sind ihre Stifter. Salviati, der leidenschaftliche Gegner des Tasso, entwarf den Plan zu dem großen Wörterbuch, um die Schriftsprache festzustellen, und die Ansprüche der Dialecte in ihre Grenzen zurückzuweisen. Die Medici gewährten der Gesellschaft ihren Schutz und große Namen Italiens und anderer Länder sind im Verzeichnisse der Mitglieder zu finden.[1])

Das große Wörterbuch. 1591 bis 1597 wurde der Plan zum großen Wörterbuche entworfen, 1612 trat das „Vocabulario degli Academici della Crusca" in einem Foliobande ans Licht. Es bekam für Italien die Bedeutung, die später der „Dictionnaire de l'Académie" für die französische Sprache erhielt. Als sprachliche Autoritäten galten zunächst Dante, Petrarca und Boccaccio, dann Politiano, Lorenzo de' Medici, Bembo und endlich Machiavelli. Das nächste Verdienst dieser Gesellschaft war eine gute Ausgabe des Dante 1595. 1729 bis 1738 erschien die vierte Ausgabe des Wörterbuches in sechs Foliobänden, welche die Grundlage aller lexicalischen Arbeiten in Italien und ein Ruhmesdenkmal des Hauses Medici geblieben ist. Unter den deutschen Mitgliedern ist die Aufnahme des Prinzen Ludwig von Anhalt für die deutsche Literatur nicht ohne Bedeutung. Er gefiel sich sehr in der schönen Stadt und wurde am 23. August 1600 unter dem Namen Acceso in die Crusca aufgenommen. Kaum war er in sein Vaterland zurückgekehrt, so gründete er im Geiste der Crusca die fruchtbringende Gesellschaft, „um die hochdeutsche Sprache in ihrem rechten Wesen und Stande ohne Einmischung fremder Wörter aufs möglichste und Thunlichste zu erhalten". Die einzelnen akademischen Namen sind Gegenstücke zu denen der Crusca.

Ludwig von Anhalt.

Verdienst und Schuld. Diese Akademien haben unleugbar um die gesammte Bildung Italiens große Verdienste, wenn auch ein Italiener spöttisch bemerkt:[2]) „Das Genie weilt nicht in Akademien; es steht allein wie der Adler, es scheut Berührung und Assimilation; es fühlt sich in den Schranken einer Akademie beengt und gefesselt; es verachtet die engherzige Pedanterie, welche darin gewöhnlich die Hauptrolle spielt: es scheut die Lächerlichkeit, welche gewöhnlich mit den kleinlichen Bestrebungen derartiger Anstalten unzertrennlich verbunden ist. Akademien sind hauptsächlich ein Zufluchtsort der Mittelmäßigkeit." — In ihrem Eifer für die Reinerhaltung der Sprache, in der Verehrung, welche sie namentlich dem Petrarca zollten, übten jedoch diese Akademien einen verhängnisvollen Einfluss aus auf die Entwicklung der lyrischen Dichtung. Die Verehrung Petrarcas wurde wahrhaft abgöttisch und an Petrarca ist doch mehr die Form bedeutsam. Indem diese Akademien nur seine Verse studierten und erklärten, machten sie Petrarcas Manier zum Gesetz. Alle ahmten Petrarca nach.

[1]) Tiraboschi, l. c. III, p. 366; IV, p. 390, 576 ff.
[2]) Mariotti, Italien, I, S. 345.

Im sechzehnten Jahrhundert allein gab es 661 Petrarkisten. Es gab Gesellschaften, deren Mitglieder mindestens zwei Bände Commentare über die Reime Petrarcas geschrieben haben mussten. So wurde denn das Sonett die nothwendige Form für den Erguss dichterischer Gefühle. Ruth bemerkt jedoch sehr richtig: „Der Dichter, welcher, noch eh er in seinem Innern einen Ausdruck, sozusagen eine geistige Melodie für den Drang seiner Gefühle, gefunden hat, schon die kerkerartige Form der vierzehn Reime vor sich sieht, und nicht Kraft genug hat, sie zu zerbrechen, hat keinen andern Ausweg, als seine ganze Begeisterung, statt sie an dem Gegenstande zu nähren und zu erhalten, im Gegentheil auf ein Achtel zurückzuführen und das übrige durch den Verstand besorgen zu lassen. Daher ist das Sonett zum größten Theile Kopfarbeit, bei der das Herz kaum irgend einen Antheil hat, und dann besonders Stilübung.“ — Es fehlt meist der göttliche Funke, die wahre lyrische Kraft. Sonetti.

Als Erneuerer Petrarkischer Dichtungsart wird Pietro Bembo gepriesen.[1] Er ist ein vielseitiger Mann, Geschichtschreiber, Dichter — und seine lateinischen Dichtungen haben viel mehr Wert als seine italienischen — Staatsmann, Alterthümler, Naturforscher. Bembo ist geboren 1470 zu Venedig; sein Vater war Patrizier, bekleidete hohe Ämter in der Republik, gewährte Gelehrten großmüthig Unterstützung, auch ließ er in Ravenna Dantes Grabmal wiederherstellen. Der Sohn bekam eine glänzende Ausbildung, gieng 1492 nach Messina, um dort unter Constantin Lascaris in die griechische Literatur eingeführt zu werden; darauf besuchte er die Universitäten Padua und Ferrara, wo er innige Freundschaft mit Sadolet schloss. Bembo sollte dann in Staatsämter eintreten, hatte aber keine Neigung dazu. Dagegen wurde er Mitglied der von Aldus Manutius gegründeten Akademie und war thätig für die schöne Ausgabe der Classiker der Aldinischen Druckerei. Die Gelehrten in Ferrara zogen ihn in diese Stadt, der Fürst ehrte in hoch, Lucretia Borgia schenkte ihm ihr Vertrauen. Am Hofe von Urbino ward dann der gelehrte Mann willkommen geheißen. 1512 begab er sich nach Rom. Papst Julius II. bewies ihm Gunst, Leo X. ernannte ihn zu seinem Secretär und vielleicht ist nur die Neigung zur Morosina, mit der er in wilder Ehe lebte, schuld, dass er nicht Aussicht auf den päpstlichen Stuhl hatte. 1520 erholte er sich von einer Krankheit in Padua. Indes starb Leo X. und Bembo wollte in Ruhe seinen Studien leben. Darum blieb er in Padua und sein Haus war bald der Sammelplatz der Gelehrten, seltener Alterthümer und Münzen; in seinem Garten wurden seltene Pflanzen gepflegt; er lebte mit einem fürstlichen Glanz. Hier schrieb er 1529 seine „Geschichte von Venedig“. Bisher hatte die Republik über ihre Geschichte nur das Werk von Marc Antonio Sabellico. Navagero hatte in zehn Büchern eine Geschichte von Venedig geschrieben, aber als er während seiner Gesandtschaft in Frankreich zum Tod erkrankte, die Handschrift in Feuer geworfen, weil er sie für mangelhaft erachtete. Nun machte sich Bembo an diese Aufgabe, aber ohne dass er von der argwöhnischen Regierung Zutritt zu den Archiven erhielt. Dagegen ist diese Geschichte im schönsten ciceronianischen Latein geschrieben. Sie umfasst einen Zeitraum von 44 Jahren, von der Zeit an, wo Sabellico abgebrochen hatte, und geht bis auf den Tod Julius II. Sein Urtheil ist oft oberflächlich, an Scharfsinn, an wahrhaft patriotischem Flug steht er weit hinter dem großen Doria zurück. Bembo gebrauchte keinen Ausdruck, den er nicht im Bembo. Geschichte von Venedi

[1] Tiraboschi, l. c. IV, p. 58—60.

Cicero fand, und in gleicher Weise schwärmt er für Petrarca, wenn er italienisch schreibt. Die Italiener nennen ihn auch den zweiten Wiederhersteller ihrer Lyrik, aber es fehlt seinen geleckten Reimen an wahrer lyrischer Kraft; es ist studierte Schwärmerei, knechtische Nachahmung des Petrarca. Seinen lateinischen Dichtungen läßt sich Schwung, reine Sprache und Eleganz nicht absprechen, aber sie sind auch voll heidnischer Anschauungen. Paul III. wollte so viel Wissen und Geist in seiner Nähe haben und ernannte Bembo 1539 zum Cardinal und berief ihn nach Rom. Jetzt trat ein Wendepunkt in seinem Leben ein. Der Dichter wurde Priester und sein Leben wurde streng; er gab sich nun ganz dem Studium der Kirchenväter und den Pflichten seiner Stellung hin. Allgemein geachtet und beliebt, in hohem Ansehen beim Papst, starb Bembo in Rom 1547; dort ruht seine Leiche in der Kirche Santa Maria sopra Minerva zwischen Leo X. und Clemens VIII.

Castiglione.

Bald fieng man an im Sonette zu künsteln. Baldassare Castiglione schrieb Sonette, die nur einen einzigen Satz ausmachen.[1]) Besser als seine Sonette ist sein Werk über die Pflichten der Hofleute („Il Cortigiano"). Castiglione war ein tapferer Krieger und ein ausgezeichneter Gelehrter und durch edlen Charakter und bewegtes Leben in hohen Kreisen am besten imstande darüber zu schreiben, wie man bei Hof sich zu benehmen habe. Geboren 1468 in der Nähe von Mantua, erwarb er sich eine reiche Bildung, begleitete dann den Marchese Gonzaga 1499 nach Mailand und war Augenzeuge vom Einzug Ludwigs XII. 1504 trat er in die Dienste des Herzogs Guidobaldo von Urbino, in dessen Auftrag er als Gesandter zu Heinrich VII. nach England reiste, der ihn mit Zeichen der Achtung und Zuneigung behandelte; dann war er als Gesandter bei Ludwig XII. beschäftigt. Nach Guidobaldos Tod, 1508, bewies der neue Fürst Francesco Maria della Rovere ihm das gleiche Vertrauen, 1513 ernannte er ihn zum Grafen von Novellara und verwendete ihn als Gesandten bei Leo X. Castiglione war in Rom der Gegenstand der Bewunderung und Liebe der Gelehrten. Sadolet schreibt von ihm: „Er ist ein großer Mann, nicht bloß durch Adel und Geschlecht hervorragend, sondern auch durch jede ausgezeichnete Tugend; obschon Soldat, umfaßt er doch alle Zweige des Wissens und ist zugleich der heiterste Gesellschafter." Im Auftrag Clemens VII. begab sich Castiglione 1524 nach Spanien und wurde bald ein Liebling Karls V. Als die Verhältnisse zwischen Papst und Kaiser sich trübten und 1527 des Kaisers Soldaten Rom verheerten und den Papst gefangen hielten, warf Clemens VII. ungerechtfertigtes Mißtrauen auf seinen Gesandten und Castiglione starb aus Kummer darüber 1529 in Toledo.

Balbi.

Bernardino Baldi von Urbino (1533—1617) erfand die „Sonetti intrecciati", deren Verse aus vierzehn Silben bestanden, wovon aber die drei ersten Silben wieder einen Vers für sich ausmachten, und mit den übrigen

Caro.

Versen reimten. Annibale Caro aus Istrien (1507—1566), der gediegene Übersetzer des Virgil und Theokrit, wurde gepriesen nicht so sehr ob dieser Arbeit, sondern ob der mühsam zusammengestellten Wörter und ungewöhnlichen Reime seiner Sonette, in denen er Schwierigkeiten der Sprache suchte und überwand.

Casa.

Auch Giovanni della Casa von Florenz (1503—1556) setzte seinen Ruhm in Häufung härterer Worte und ungewöhnlicher Reime. Es fehlt bei all diesen Dichtern aber an eigentlicher Seele. Schön und gehaltvoll sind einige

[1]) Tiraboschi, l. c. III, p. 403, 541—543.

Sonette von Lodovico Ariosto, von Luigi Alamanni, namentlich aber die Sonette der edlen Vittoria Colonna.[1]) Hier ist überraschende Kraft, tiefes Gefühl, edler Seelenschwung. — Zu den besten Dichtungen dieser Art gehören wieder die Leistungen des Torquato Tasso. Auch Machiavelli hat sich, nicht ohne Glück, in dieser Form versucht. Vittoria Colonna.

Zur satirischen Poesie hat der Italiener von Haus aus Neigung. — Satire. Scharfe Augen und böse Zunge — heißt es bei ihm und besonders bei dem Florentiner. Wir haben aber in dieser Richtung dieselbe Erscheinung, wie in der Komödie. Die Gelehrten ahmen kraftlos die Alten nach, Horaz und Juvenal, und vergessen über der strengen Beobachtung der Form den Inhalt. Die Volksdichter hingegen haben, wenn auch in Formlosigkeit, am meisten Kraft.

Ein witziger Satiriker ist Cesare Caporali aus Perugia. Die sogenannten Satiren Ariosts sind heitere poetische Sendschreiben an Freunde. In den Satiren des Ercole Bentivoglio und Luigi Alamanni ist die Reinheit der Sprache von besonderem Werte. Der witzigste Satiriker ist Pietro Nelli aus Bergamo (Satire alla Carlona), lebhaft, treffend, derb, oft niedrig, sehr oft feindselig gegen die Kirche. Frivolität und Spottsucht sind Hauptmerkmale der burlesken Dichtung (burla = Spaß, Schwank). Der größte Meister in dieser Richtung ist Francesco Berni[2]) aus Campovecchio in Toscana. Ihm gab alles, auch das Ernsteste, nur Anlaß zu seinen Späßen (Bernesco). Was ist grauenhafter als das Leben in einer Stadt, in welcher die Pest wüthet! Die größten Geschichtschreiber und Dichter haben wetteifernd ihre Schrecken geschildert. Berni aber wußte sich mit dem Gedanken zu trösten: „Auch die Pest hat ihre guten Seiten, schon gleich die, daß alle Schufte vertilgt werden. Dann kannst du auch Schulden machen, soviel du willst. Es gibt bei dem allgemeinen Tod keinen Gläubiger, welcher dich belästigte; kommt ja noch einer, so sage ihm, du habest Kopfweh oder Schmerzen am Arm und er wird weglaufen und nie wieder kommen. Wenn du ausgehst, bist du nie im Gedräng, denn jeder läuft dem andern aus dem Weg. Du gehst wie ein großer Herr und lachst über alle. Man lebt unter neuen Gesetzen. Dem Menschen ist's erlaubt, närrisch zu sein. Man ißt nur guten Braten und besonders wird alle Arbeit geflohen. Die Zeit wird zwischen dem Mittag- und Abendessen verschlafen. Alle Schulen werden geschlossen. Jeder macht, was er will; es ist die wahre Zeit der hehren Freiheit, das goldene Zeitalter des unschuldigen Zustandes." Poesia burlesca. Berni. Spaß über die Pest.

Berni stammte aus einer adeligen, aber armen Familie; mit neunzehn Jahren kam er nach Rom in die Dienste des Cardinals Bibbienna, später wurde er Secretär in der apostolischen Kanzlei. Er zog jedoch keinen Vortheil aus seiner Stellung, seine Abneigung gegen jede beharrliche Thätigkeit, sein Talent, über jeden Witze zu machen, waren schuld daran. In der Akademie der Vignaiuoli war er imstande, Lachen zu erregen, alles wurde unter seinen Händen zur Thorheit. Für classisch gilt bei den Italienern seine Überarbeitung des „Orlando innamorato", den er mit einer Menge witziger Einfälle bereichert hat. Der Dichter lacht in einemfort selber über die romantischen Dinge, die er erzählt. Als Mann von feinem Geschmack zeigt er sich auch in seinen lateinischen Elegien,

[1]) Über sie Bd. VII, S. 726.
[2]) Tiraboschi, l. c. IV, p. 162.

keiner von allen Italienern ist dem Catull so nahe gekommen. Berni zog sich in späteren Jahren auf ein Canonicat nach Florenz zurück; hier fand der heitere Mann einen tragischen Tod. Herzog Alessandro gieng ihn an, seinen Vetter, den Cardinal Hippolyt, zu vergiften, und da Berni sich weigerte, sich mit einem Verbrechen zu beflecken, so starb er selber am 21. Juli 1536 an Gift und kurz nach ihm der Cardinal. — Antonio Francesco Grazzini, genannt Lasca, aus Florenz ist der talentvollste Nachahmer Bernis.

Poesia pedantesca. Maccaronica.

Noch sei hier der „Poesia pedantesca“ und „Maccaronica“ gedacht. Beide bestehen in einer lächerlichen Mischung der lateinischen und italienischen Sprache; die erstere ahmt die Affectation des Gelehrten nach, der viele lateinische Worte in sein Italienisch mischt; bei der zweiten denken wir unwillkürlich an einen unwissenden Schüler, der gelehrt thut, Latein reden will, aber in der Noth italienische Wörter braucht und ihnen lateinische Endungen gibt.

Folengo.

Der Meister in der ersten Art ist ein Graf Camillo Scrofa aus Vicenza, um das Ende des sechzehnten Jahrhunderts, bekannt unter dem Namen Fidenzio Glottocrisio Ludimagistro, daher auch der Name fidenzianische Poesie. Der Meister der zweiten Art ist Teofilo Folengo,[1]) oder nach angenommenem Namen Merlino Coccaio. Folengo stammt aus einer alten Familie in Cipada bei Mantua; geboren 1491, trat er 1509 in den Benedictiner-Orden. Sittliche Verirrungen trieben ihn zur Flucht aus dem Kloster, 1515—1526 zog er nach abgeworfenem Ordenskleid unstet in der Welt herum. Die Anmuth seiner Bilder, die Mannigfaltigkeit und das Spannende seiner Erzählung, die Lebendigkeit seiner Schilderung zeigen, dass er ein wahres Dichtertalent besaß. Man erzählt, er habe anfangs in einem lateinischen Heldengedicht den Virgil übertreffen wollen, dann, als er fand, dass er ihm kaum gleichkomme, seine Arbeit ins Feuer geworfen und sei dann auf diese komische Ausdrucksweise verfallen, um wenigstens in einer Art den ersten Rang zu haben. So entstand sein reich mit unlautern Späßen und mit Hohn über die conventionelle Phantasiewelt versetztes komisches Epos „Orlandino“, das er unter dem Namen Limerno Pitocco von Mantua 1526 herausgab. Als er seine Verirrungen zu bereuen anfieng, schrieb er das „Chaos del Triperuno“, ein oft dunkles und seltsames Werk, in welchem er bald in Prosa, bald in Versen, in Latein und Italienisch, sein Leben und seine Bekehrung schilderte. Folengo kehrte in seinen Orden zurück und schrieb, um seine Fehler wieder gut zu machen, das Gedicht „Dell' Umanità del Figliuolo“, aber seine ernste Poesie fand nicht so viele Leser, als seine Späße und Zoten. Er starb 1544. Unter den größeren Gedichten, welche sein „Maccaronicon“ enthält, ist die „Moschea oder der Krieg der Fliegen und Ameisen“, eine Nachahmung von Homers „Batrachomyomachia“.

Lehrgedichte entstanden, namentlich im Schoße der Akademien, um diese Zeit in großer Anzahl, sie sind aber in der Regel ohne wahren Wert. „Le Api“ — über die Bienenzucht — von Giovanni Rucellai und „Dell'Agricoltura“ von Luigi Alamanni haben jedoch einzelne Stellen von wahrer Schönheit.

---

[1]) Tiraboschi, l. c. IV, p. 181, 265.

In der Geschichtschreibung treten uns die Florentiner mit bedeutenden Leistungen entgegen, nicht bloß was die Erfassung politischen Lebens, sondern auch was Eleganz und Reinheit des Stiles anlangt. Vor allen merkwürdig ist wegen seines gedankenreichen Stiles Macchiavelli, ein Name,, der heute noch von den einen mit Bewunderung, von den andern mit Abscheu genannt wird: merkwürdig als Geschichtschreiber, als Staatsmann, als Dichter und als Mensch so tugendhaft, als man es sein kann ohne Glauben und ohne Liebe, seine Hoffnung auf ein freies einiges Italien brach mit seinem Leben zusammen. Seine Schriften sind auch wichtig als ein Bild des damaligen Zeitgeistes. Geschichte.

Macchiavelli — eigentlich Niccolo di Bernardo dei Macchiavelli [1]) — ist geboren am 3. Mai 1469 in Florenz aus alter Familie.[2]) Die Macchiavelli waren als Guelfen nach der Schlacht bei Montaperto verbannt und lieferten nach ihrer Rückkehr der Republik 53 Prioren und 13 Bannerherren. Sein Vater war Rechtsgelehrter, aber wenig bemittelt, seine Mutter war eine Freundin der Wissenschaft und Dichtung. Aus seiner Jugend wissen wir wenig, nur dass er im sechzehnten Jahre den Vater verlor, dass er unter Vormundschaft der Mutter und unter Leitung des Marcellus Virgilius den Studien des classischen Alterthums sich widmete, dass seine Jugend in die glückliche Zeit Italiens fiel, welche Guicciardini mit den Worten schildert: „Eingewiegt gänzlich in tiefsten Frieden und Ruhe, angebaut nicht minder an den gebirgigsten und unfruchtbarsten Stellen, wie in den Ebenen und fruchtbarsten Gegenden, keiner anderen Herrschaft unterthan als seinen eigenen Regenten, strömte Italien nicht bloß von Reichthum über und Einwohnern, sondern war es auch aufs höchste verherrlicht durch die Pracht vieler Fürsten, durch den Glanz vieler edelster und schönster Städte, durch den Sitz und die Majestät der Religion, war es reich an den ausgezeichnetsten Männern in der Verwaltung des Gemeinwesens und an den edelsten Geistern in jeder Wissenschaft und in jeder sinnreichen Kunst!“ Namentlich war es eine glückliche Zeit für die Vaterstadt Florenz. Macaulay spricht wahr: „Mit besonderem Vergnügen muss jeder gebildete Geist bei dem schönen, dem glänzenden, dem ruhmvollen Florenz verweilen, den Sälen, die von den Scherzen des Pulci ertönten, der Celle, wo die mitternächtliche Lampe des Politian blinkte, den Statuen, auf welche das junge Auge Michael Angelos mit der Glut einer verwandten Begeisterung blickte, den Gärten, in denen Lorenzo irgend ein geistfunkelndes Lied für den Maitanz der italienischen Jungfrauen ersann. Ach der schönen Stadt, ach dem Geist und Wissen, dem Genius und der Liebe!“ Macchiavelli. Glück Italiens. Florenz.

Diese heitere Zeit nahm ein Ende, seit 1494 die Franzosen in die Halbinsel kamen und ihre Besitznahme von Neapel die Spanier reizte, sich gleichfalls in die italienischen Angelegenheiten zu mischen. Mit der Unabhängigkeit war es aus, in Paris oder Toledo wurden die Würfel über Italien geworfen. Macchiavelli gehörte zur republikanischen Partei, er trat unter Leitung des Virgilius 1494 in den Staatsdienst, sein Lehrer wurde 1498 Kanzler und Macchiavelli 1499 Staatssecretär und in dieser Stellung blieben beide bis 1512, wo die

[1]) Tiraboscschi, l. c. III, p. 532 ff.

[2]) Cenni biografici su Niccolò Machiavelli, p. IX—XL in der Gesammtausgabe seiner Werke. Milano 1858.

Staatssecretär. Medici zurückkehrten. Der Staatssecretär musste die Berathungen protokollieren, die Correspondenz mit anderen Staaten führen und die Verträge abfassen. Aber Machiavelli hatte noch viel schwierigere Aufgaben: er vertrat Florenz dreiundzwanzigmal als Gesandter und in Fällen von höchster Wichtigkeit. Die Wohlfahrt des Staates hieng damals oft von der Geschicklichkeit des Gesandten ab. Er musste, wie der genannte englische Geschichtschreiber bemerkt, jede Schwäche des Fürsten entdecken und des Günstlings, der ihn beherrschte, er musste in jede Laune sich schicken, jeden Verdacht einschläfern, jeden Wink sammeln, alles beobachten, alles tragen. 1500, 1510 und 1511 war Machiavelli bei Ludwig XII. in Paris, Blois, Nantes, Tours, 1502 bei Cesare Borgia, 1503 und 1506 bei Julius II. in Rom, 1507 und 1509 bei Kaiser Maximilian I. Nach der Pflicht der Gesandten, über alles Merkwürdige zu berichten, machte auch Machiavelli Meldung über die Absichten und Anlagen der Herrscher, über die bürgerlichen und sittlichen Zustände der Völker. Seine Berichte [1]) bilden eine der belehrendsten Sammlungen für die Geschichte jener Zeit. Wir bewundern den scharfen Blick, mit dem er Fürsten und Völker erfasst, und die lebendige Art, wie er sie darstellt. In großen und scharfen Umrissen zeichnet er Völker und Fürsten. Von den Franzosen z. B. sagt er: „Den augenblicklichen Gewinn oder Nachtheil schlagen sie so an, dass sie die früheren Wohlthaten schnell vergessen und sich um zukünftiges Glück oder Unglück wenig bekümmern. Sie sind freigebig, aber nur mit Worten. Unglück macht sie sehr niedergeschlagen und Glück übermüthig. Sie sind eitel und leichtsinnig. Wort halten sie, wie man von den Siegern erwarten kann. In vielen Dingen schätzen sie die Ehrensachen gering. Den Ruhm und die Sprache der Italiener hassen sie." — Von Deutschland sagt er: „Es ist reich an Schätzen, blühend durch die Menge seiner Bewohner und sehr kriegerisch und doch ist der Kaiser machtlos. Denn einmal wollen weder die Fürsten, noch die freien Städte seine Macht vergrößert wissen, denn sie sehen ganz gut ein, er werde, wenn er eine größere Hausmacht erwerbe, keine dringendere Sorge kennen, als die Macht der Fürsten zu brechen, und sie ganz seiner Willkür zu unterwerfen, wie der König von Frankreich, Ludwig XI., vor nicht gar langer Zeit gethan hat, indem er durch die Besiegung der einen und die Ermordung der anderen die übrigen so unter seine Gewalt und Botmäßigkeit brachte, dass sie jetzt friedlich nach seinem Wunsche leben; das nämliche Los werde aber auch die freien Städte treffen. Sie würden ihn nicht mehr auf sein Ansuchen und seine Bitte, wie es bisher üblich war, sondern auf seine Befehle mit Geld unterstützen müssen. Dann leben Fürsten und Städte, wie allbekannt ist, nicht auf dem freundschaftlichsten Fuße miteinander. Denn die Städte sind stolz und genießen die Gunst des Kaisers, damit sie ihm helfen, die Macht der Fürsten niederzuhalten, denn er allein vermag dies nicht. Auch die freien Städte und die Schweizer, deren Hilfe sich der Kaiser ebenfalls bedient, sind von gegenseitigem Hasse entflammt. Dies könnte allerdings sonderbar erscheinen, weil sie den nämlichen Gesichtspunkt vor Augen haben, Schutz der Freiheit und Furcht vor den Fürsten, sondern auch die Adeligen hassen, indem in ihren Kantonen keine andere Ungleichheit herrscht, als dass Einige Ämter verwalten." — Wichtig sind namentlich Machiavellis Berichte über seinen Aufenthalt bei Cesare Borgia. Die merkwürdigen Eigenschaften dieses Mannes, „in welchem die politische Moral Italiens mit den strengeren Zügen des spanischen Charakters vermengt oder personificiert

Gesandter. Berichte. Franzosen. Deutschland. Cesare Borgia.

[1]) Legazioni, Ritratti, Sopra le cose d'Alemagna, Delle cose di Francia.

war", machte einen tiefen Eindruck auf den Florentiner; wir sehen in den Berichten den meisterhaften Beobachter eines ebenso verschlossenen als kühnen und thatkräftigen Staatsmannes. Jeder sucht den andern zu ergründen, zu gewinnen und zugleich mit schlau abgemessener Offenherzigkeit über sein Ziel im Unklaren zu halten. Macchiavelli bewundert in Borgia die Fülle von Klugheit und Kraft; wenn damit der Idealismus Savonarolas verbunden wäre, dann wäre auch der Mann gefunden, der Italien einigen und retten könnte. Denn für die Einheit Italiens, für seine Befreiung aus der eisernen Umarmung durch die Fremden schwärmen Macchiavelli und so viele hochsinnige Italiener jener Zeit.

Aber es kam anders. Die Fremden blieben und in ihrem Gefolge kehrten 1512 die Medici nach Florenz zurück. Macchiavelli ward seines Amtes und des Rechtes beraubt, das Stadthaus zu betreten, er wurde auf das Gebiet von Florenz verbannt. Als die Verschwörung des Capponi und Boscoli entdeckt wurde, kam Macchiavelli in den Verdacht der Theilnahme und wurde gefangen gesetzt und gefoltert, und erst wieder frei, als Johann von Medici unter dem Namen Leo X. den päpstlichen Stuhl bestieg. Zu arm, um in Florenz mit Frau und Kindern leben zu können, zog sich Macchiavelli auf sein Gütchen Strada bei San Casciano zurück. Von hier schreibt er, der an die glänzendsten Ehrenstellen und an Beschäftigung mit großen Fragen gewöhnt war, im Schmerz über seine unrühmliche Muße: „Mit Sonnenaufgang erhebe ich mich vom Lager und gehe ins Gehölz und beschaue die Arbeit meiner Holzhauer. Dann in ein Wäldchen, indem ich ein Buch bei mir trage, entweder den Dante oder den Petrarca, oder einen von den kleinen Dichtern, Tibull und Ovid, und lese ihre süßen Leiden und Liebeshändel. Dann gehe ich auf der Straße fort, rede mit den Vorübergehenden und merke mir die ungleiche Denkart der Menschen. Unterdessen wird es Zeit zum Mittagessen, wo ich dann mit meiner Familie die Speisen esse, die mir mein armes Landgütchen und mein kleines Vermögen liefern. Nachher Trictrac-Spiel im Wirtshaus und Streit mit Bauern. Wenn ich so mit diesem gemeinen Zeitvertreib beschäftigt bin, so erheitere ich meinen Sinn und vergesse mein trauriges Schicksal, indem ich zufrieden bin, auf diesem Wege fortzuwandeln, um zu sehen, ob sich dasselbe nicht darob schäme. Abends gehe ich nach Hause zurück und begebe mich in mein Schreibzimmer; beim Eintritt in dasselbe lege ich mein ländliches Kleid, voll Schmutz und Koth ab, und ziehe königliche und amtliche Gewänder an und erscheine dann, anständig gekleidet, an den Höfen der alten Menschen, wo ich liebevoll aufgenommen mich mit jener Speise sättige, die allein mein ist und für die ich geboren bin; daselbst scheue ich mich nicht, mit ihnen zu reden und sie nach dem Grunde ihrer Handlungen zu fragen, worauf sie mir nach ihrer Artigkeit antworten; und während einer Zeit von vier Stunden fühlte ich weder Langweile noch Kummer, fürchte nicht die Armut und erschrecke nicht vor dem Tode — ich lebe ganz in ihnen. Und weil Dante sagt: ‚Da es keine Wissenschaft gibt, ohne das Verstandene aufzubewahren', so habe ich das alles aufgezeichnet, was ich in ihrem Umgang gewonnen habe, und ein Buch von den Fürstenthümern verfaßt, wo ich mich nach Kräften in die Gedanken über diesen Gegenstand hineinarbeite, untersuchend, was eine fürstliche Regierung sei, wie viel Arten derselben es gebe, wie sie erworben werden und zugrunde gehen. Einem neuen Fürsten dürften sie angenehm sein, deshalb richte ich sie an Julian." [1])

Absetzung.

Leben im Bann.

Studien.

[1]) So empfiehlt er sein „Buch vom Fürsten".

Il principe.

Das Werk seiner Studien, das Werk, wozu ihn die Alten begeisterten, war der „Principe“ und die „Discorsi sulla prima Deca di Tito Livio“. Beide sind im gleichen Geiste geschrieben, haben das gleiche Ziel, den gleichen Ausgangspunkt, und doch hat das Buch über den Fürsten den Namen Macchiavelli dem allgemeinen Abscheu überantwortet, während die Betrachtungen über die zehn ersten Bücher des Livius als ein Werk des höchsten Scharfsinns gepriesen werden. Desungeachtet ist der Unterschied nur der, dass im „Fürsten“ die Anwendung derselben Grundsätze von Seite eines einzelnen Mannes geschildert wird, in den Betrachtungen über Titus Livius dagegen von Seite eines ganzen Volkes dargestellt wird.

Discorsi.

Macchiavelli hörte, dass Julian ein neues Fürstenthum erwerben solle; für ihn schrieb er sein „Buch vom Fürsten“, um zu zeigen, wie er sich darin behaupten und dasselbe stark machen könne. Als Julian, für den er es schrieb, starb, widmete er es Lorenzo Medici. Die Unthätigkeit war ihm unerträglich, sein politisches Talent mochte er nicht vergraben, darum schreibt er an Vettori: „Die Noth zwingt mich, dieses Buch zu veröffentlichen, ich kann nicht länger in dieser Lage bleiben, ohne dass mich die Armut verächtlich macht. Möchten die Medici mich verwenden: wenn sie nur mein Buch lesen, so werden sie sehen, dass ich meine fünfzehn Jahre im Staatsdienst nicht verschlafen und nicht verspielt habe. Einen Mann von solcher Erfahrung sollte jeder zu benützen suchen. Meine bisherige Ehrenhaftigkeit — ich bin jetzt dreiundvierzig Jahre alt — und meine Noth sind die beste Bürgschaft für meine Treue.“ — Lorenzo Medici jedoch kümmerte sich ebensowenig um das Buch als um den ehemaligen Staatssecretär.

Dichtungen.

Macchiavelli suchte Trost in der Dichtung. Das „Decennale primo o compendio delle cose fatte in dieci anni in Italia“ behandelt im Versmaß des Dante das Unglück Italiens von 1494 bis 1504, das „Decennale secondo“, das Unglück von 1504—1514. Dann entstand die Komödie „Mandragola“, die unter großem Beifall, auch Leos X., in Florenz aufgeführt wurde, und von der Voltaire meint, sie wiege allein alle Stücke des Aristophanes auf, von der aber Macaulay viel richtiger sagt: dass sie unter den besten Werken Molières stehe. Ihr folgten die „Clizia“, die „Commedia sine nomine“ und dieser die „Commedia in versi“. Die „Capitoli“ sind merkwürdig durch die Kraft des Wortes wie der Gedanken, bitteren Scherz enthalten die „Canti Carnascialeschi“. Von dem „Asino d'oro“ in acht capitoli sagt Voltaire: „Er ist eine Verhöhnung der Zeitgenossen; ein Florentiner ist in eine Katze, der andere in einen Drachen verwandelt, der dritte in einen Hund, welcher den Mond anbellt, der vierte ist ein Fuchs, welcher sich nicht fangen lässt. Jeder Charakter ist unter dem Bilde eines Thieres dargestellt; wer den Schlüssel zu dieser komischen Verwandlung hätte, besäße ein Bild des damaligen Standes der Parteien in Florenz.“ Die „Novella di Belfegor“ — gefällig angelegt und erzählt — ist eine Satire auf die Frauen: der Verfasser soll unglücklich verheiratet gewesen sein.

Discorsi.

Wichtiger sind die Untersuchungen über die ersten zehn Bücher des Titus Livius; sie sind einem Kreise von Freunden gewidmet, Buondelmonti, Strozzi, Rucellai, Luigi Alamanni, welche ihn in seiner Noth oft mit ihrer

Börse unterstützten. In den Gärten Rucellais suchten diese durch Geist und Stellung ausgezeichneten Männer oft Belehrung und Trost bei Macchiavelli; ihnen widmete er jetzt diese Betrachtungen, um zu zeigen, wie man die Geschichte behandeln müsse, die nicht bloß eine Zeitrechnung, sondern eine Lehrerin der Menschheit sei, um sie durch die Schilderung der Tugenden des alten Rom und der Laster der Gegenwart zur Nachahmung der ersteren und zur Wegräumung der letzteren anzuspornen; denn es sei Pflicht eines rechtschaffenen Mannes, andere auf das Gute, das er selbst wegen des widrigen Geschickes nicht ausführen kann, aufmerksam zu machen, damit von den vielen, die es können, vielleicht einer, dem der Himmel günstig ist, dasselbe vollbringe. In so vielen Dingen beachte man zudem das Alterthum, doch nur darin nicht, wo es am größten ist: in der Verwaltung der Republik, in der Beherrschung einer Monarchie, in der Anordnung des Kriegswesens, in der Führung des Krieges, in der Rechtspflege, in der Erweiterung des Gebietes, habe noch kein Regent, kein Heerführer oder ein Freistaat sich nach dem Beispiele der Alten gerichtet.

Arte della guerra.

Das gleiche Ziel hat das Gespräch „Von der Kriegskunst“,[1]) welches 1521 erschien. Nachdem im Eingange dem edlen Jünglinge Cosmus Rucellai ein herrliches Todtenopfer gebracht ist, schildert er eine der letzten Unterredungen in dessen Gärten und spricht, unter dem Namen des Fabrizio Colonna, mit männlichem Freimuthe seine eigenen Ansichten über das Militärwesen aus: „Unsere Fürsten meinten, ehe sie von den Waffen der Fremden niedergeschlagen wurden, es sei für sie schon genug, wenn sie nur wüssten, auf Briefe eine schlaue Antwort zu geben, in Worten und Reden Witz und Geist zu verrathen, irgend eine Intrigue zu spielen, sich mit Gold und Edelsteinen zu schmücken, glänzender zu schlafen und zu leben als die übrigen Menschen, ihre Unterthanen stolz und habsüchtig zu behandeln, in Trägheit zu schlemmen, jeden zu verachten, der es wagte, sie eines Besseren zu belehren, und zu verlangen, dass man ihre Stimme für ein Orakel halte. Daher wurden sie auch die Beute der Fremden.“ — Womit will Macchiavelli helfen? Mit der Nachahmung der Römer, bei denen die Pflichten eines guten Bürgers die Kenntnisse des Krieges und Friedens umfasten. Der Fürst muss im Kriege anführen und jeder für das Vaterland den Feind bekämpfen können; die Nationalbewaffnung muss an Stelle der Mietstruppen treten. Die Schweizer bestehen aus Lanzenträgern, wie die griechische Phalanx, die Spanier sind wie die römischen Soldaten mit Schwert und Schild bewaffnet. Die Phalanx erlag der Überlegenheit der Legion, die Schweizer wurden geschlagen von den Spaniern. Macchiavelli räth, beide Systeme derart zu verbinden, dass man die vordersten Reihen, um die Reiterei abzuhalten, mit Lanzen ausstatte, die Rückhut mit dem Schwerte; er räth ferner, dass man das Fußvolk der Reiterei vorziehe und befestigte Lager den befestigten Städten und rasche Bewegungen den künstlichen und langsamen Stellungen der Condottieri. Die Vaterlandsliebe gibt dem ganzen Gespräch einen warmen und edlen Ton. Das Bild eines vaterländischen Helden versucht er in seiner Schrift „Castruccio Castracani“

Wie das Heer sein soll.

[1]) Dell' arte della guerra.

Castruccio. zu zeichnen. Dieser ist nach ihm ein Mann, der, durch Talent und Glück begünstigt, von dunkler Herkunft sich zur Oberherrschaft emporschwang und dieselbe, wie durch Tapferkeit und Kriegskenntnis, so durch Wohlwollen, Strenge und Klugheit bewahrte, — nach Macchiavelli eine Art Herrscher-Ideal.

Florenz. Leo X. übersah einen Mann wie Macchiavelli nicht: er verlangte 1514 seinen Rath über die Stellung des heiligen Stuhles gegenüber Frankreich, 1519 über die Einrichtung, die er Florenz geben sollte. Der ehemalige Staats-Secretär meinte, das Wohl der Florentiner lasse sich mit dem Vortheil des mediceischen Hauses am besten in Einklang bringen, wenn Leo und Julius jetzt schon den Bürgern größere Freiheiten gestatteten, jedoch heimlich den höchsten Einfluss auf den Staat sich wahrten, der erst nach ihrem Tode selbständig werden sollte; die Alleinherrschaft sei in Florenz unerträglich; jene Ungleichheit müsse erhalten werden, welche dieser Stadt zu jeder Zeit eigen war, und solche Gesetze müssen gegeben werden, die dem Adel, dem Bürger und dem großen Haufen bis ins Einzelne ihre Rechte gewähren; von der richtigen Bestimmung dieser Rechte hänge die Liebe zur neuen Ordnung der Dinge ab. Der Staat solle so geordnet werden, dass er sich selbst zu regieren fähig sei, während Leo X. ein Auge zudrücke.

Julius Medici suchte durch Gefälligkeit und Versöhnlichkeit die Parteien zu beschwichtigen. Macchiavelli aber erhielt den Auftrag, eine Geschichte von Florenz zu schreiben, und so entstand ein in seiner Art classisches Werk, reich an scharfsinnigen Urtheilen und allgemeinen Ideen, unparteiisch, soweit ein Geist seiner Art es vermochte.

Macchiavellis Seele ist ganz mit antiken Anschauungen erfüllt, den Geist des Mittelalters vermag er nicht zu fassen. Daher seine schiefen Urtheile über das Papstthum, dessen Bedeutung er nicht begreift. „Alle Kriege, welche, seit der Papst die Hilfe des Frankenkönigs anrief, von den Fremden in Italien
Die Päpste geführt worden sind, wurden größtentheils von den Päpsten veranlasst, indem alle Fremden, welche unser Vaterland überschwemmten, meist von ihnen herbeigerufen worden sind. Diese Politik dauerte auch in unseren Tagen noch fort, und sie war es, welche Italien in Uneinigkeit und Schwäche erhalten hat und noch erhält.“ — So sagt er an einer andern Stelle: „Da die Päpste immer denjenigen fürchteten, dessen Macht in Italien groß geworden war, wenn sie auch durch die Begünstigung der Kirche heranwuchs,
und Italien. und sie dieselbe zu unterdrücken suchten, so entstanden die häufigen Unruhen und Veränderungen, welche in unserem Vaterlande erfolgten; denn die Furcht vor einem Mächtigen erhob einen Schwachen und veranlasste, dass man ihn nach seiner Erhebung fürchtete und gerade aus dieser Furcht zu stürzen suchte.“ — Demnach wären die Päpste an allem Unglücke Italiens schuld. Er beachtet nicht, dass die alte Welt in sich zusammenfiel, weil sie keine Lebenskraft mehr hatte, dass nur die Kirche die Menschheit aus einer ent-

setzlichen Sittenverwilderung herausgezogen, dass sie die Barbarei gemildert, dass sie die schönsten Theile der alten Cultur für die Menschheit gerettet hat, dass in der Kirche eine Einigung nöthig war, wenn sie nicht selber in den Stürmen untergehen sollte, dass nur Italien der Sitz dieser Regierung sein konnte, als Hauptland der alten Bildung und des alten Weltreiches, und dass Italien, auch wenn es zersplittert blieb, eine unendlich größere, edlere Rolle spielte, indem es den Völkern das Evangelium verkündete, als in der alten Zeit, wo es den Völkern das Herz brach. Bei all seinem Scharfsinn, bei all seiner Regsamkeit ist Macchiavelli doch sehr einseitig, er beobachtet aufs genaueste alle Gesetze, in denen sich das Leben bewegt, aber die wahre Seele des Lebens ist ihm doch nicht aufgegangen. Schon Gervinus meinte, an dem echten Sohne der italienischen Erde seien auch die Mängel charakteristisch, und nie habe der Süden von Europa jene feinere Seite der Natur des Menschen gekannt, die Gemüthlichkeit der Germanen, die sich übrigens auch in den alten Zeiten Griechenlands, namentlich in Homer, finde. „Hätte Macchiavelli in seiner Jugend Homer und die Blüte der griechischen Dichtkunst kennen gelernt, sie hätten seinen regen Kopf und seine offene Seele unfehlbar mit ihren Ideen und Gefühlen bereichert." — Macchiavelli ist eine altrömische einseitige Natur, für die höchsten und zartesten Regungen im Seelenleben der Völker ist ihm Auge und Ohr verschlossen. Aber in der Darstellung gewisser Richtungen des Staatslebens ist er ein großer Meister. Niemand weiß besser die Tiefen des Menschenherzens zu sondieren, ganze Reihen von Ereignissen auf ein Gesetz zurückzuführen und schlagender zu charakterisieren und in einen einzigen sinnschweren Satz ihren Wert zuzuspitzen. Er ist unter den florentinischen Geschichtschreibern der Thukydides, während der farbenreiche Villani ihr Herodot ist.

Italien heidnisch, christlich. Einseitigkeit.

Die ersten geschichtlichen Aufzeichnungen in Florenz sind Familienchroniken, Genealogien mit beigelegten Actenstücken über Rechte eines Hauses, mit beigefügter Erzählung der Zeitbegebenheiten; sie enthalten unverhüllte naive Wahrheit, waren nicht für die Öffentlichkeit berechnet, hin und wieder wurde sogar ihre Geheimhaltung den Nachkommen zur Pflicht gemacht.

Solche Ricordanzen hat Malaspina seiner „Historia fiorentina",[1]) der ersten Geschichte in der italienischen Volkssprache, zugrunde gelegt, sie reicht vom Anfange der Stadt bis 1281 und enthält viele Volkserzählungen und Stadtsagen ohne Kritik. Dann hat Dino Compagni die „Geschichte seiner Zeit"[2]) 1280 bis 1312, deren Parteileben er als wackerer Patriot und in bedeutender Stellung — 1293 war er Bannerherr — durchmachte, frei von Parteigeist und mit staatsmännischem Sinne in gewiegtem Stile geschrieben, sparsam in Lob und würdevoll im Tadel. Dino gehört zu der Partei der Weißen und wurde wahr-

Malaspina. Ricordanzen. Dino Compagni.

[1]) Tiraboschi, l. c. II, p. 140.
[2]) Cronaca delle cose ne' tempi suoi.

scheinlich 1302 aus Florenz verbannt,[1]) in seiner Geschichte ist er aber weniger Parteimann als Patriot und sieht, wie Dante, in Heinrich VII. die Hoffnung
Villani. Italiens. Giovanni Villanis „Chronik“[2]) reicht bis 1345 und beschränkt sich nicht bloß auf Florenz, sondern gibt sehr oft über gleichzeitige Ereignisse im übrigen Italien und in Frankreich Nachricht; er ist farbenreich, wohl ausgestattet mit dem Talent, zu erzählen, nimmt aber auch auf Handelsinteressen, auf das Geldwesen, auf religiöse Fragen Rücksicht, wie auf Politik, und wurde wegen seiner Anmuth und Vielseitigkeit einer der gelesensten Schriftsteller. Er ist ein wackerer Charakter und will im Parteileben Milderung und Versöhnung; in seiner Vaterstadt war er oft in hohen Stellen und auswärts als Gesandter beschäftigt. In seinem Sinne setzte sein Bruder Matteo Villani sein Werk bis 1363 fort und dann sein Neffe Filippo, wenn auch nicht mit dem gleichen Talent.[3]) Bei all seiner Lebenserfahrung, bei seiner Neigung, die wahren Ursachen aller Ereignisse aufzufinden, bei seiner kaufmännischen Art, alles auf den
Das Jubiläum. Geldwert zurückzuführen, ist Villani zugleich sehr fromm. Er erzählt vom großen Jubiläum unter Papst Bonifaz VIII.: „Auch ich wallfahrtete nach Rom, und als ich die großen und alten Dinge sah, welche diese Stadt birgt, und als ich die Geschichte der großen Thaten der Römer las, wie Virgil, Sallust, Lucan, Titus Livius, Valerius, Paul Orosius und andere Meister der Geschichte sie beschreiben, welche die kleinern Dinge, wie die großen schildern, um die Nachwelt zu belehren, so entlieh ich Form und Schreibart von ihnen, obschon ich kein würdiger Schüler zu einem so großen Werke bin. Aber, wenn ich erwog, daß unsere Stadt Florenz, die Tochter Roms, im Zuge emporzusteigen und sich zu großen Dingen zu erheben und dagegen Rom in Verfall begriffen ist, so schien es mir angezeigt, in diesem Buche alle Thaten und die Anfänge der Stadt zu verzeichnen und den Faden der vergangenen und gegenwärtigen und zukünftigen Dinge zu suchen und zu zeigen. Und so fieng ich denn nach meiner Rückkehr von Rom, mit der Gnade Christi, im Jahre 1300 an, dieses Buch zusammenzustellen zum Ruhme Gottes und des heil. Johannes und zur Ehre unserer Stadt Florenz.“ — An plastischer Darstellung erreicht Villani den Froissart nicht, mit welchem er oft verglichen wird, dagegen hat er mit Comines viele Ähnlichkeit, besonders im praktischen Urtheil. Wichtig sind insbesondere seine Bemerkungen über Handel und Industrie, nirgends können wir uns besser über die Geldverhältnisse jener Zeit unterrichten. Bei allem Sinne für Statistik jedoch den höheren Sinn für geschichtliches Leben nicht zu verlieren, ist ihm, wie so vielen Florentinern, eigenthümlich.

Velluti. Die „Chronica di Donato Velluti“ (1300—1370) reicht weit nicht an die Bedeutung des Geschichtswerkes von Villani, sie ist eine naive Arbeit eines Beamten, der oft zu Gesandtschaften verwendet wurde.[4]) Überhaupt ist in dem vierzehnten Jahrhundert ein Rückschritt in der Geschichtschreibung bemerkbar. Buoninsegni[5]) schließt sich enge an Villani an, ohne aber dessen schöne Er-
Dati. zählungsgabe zu besitzen. Goro Dati schildert in seiner „Istoria di Firenze“ (1380—1405) die Geschichte treu und echt, formlos, weitschweifig, ohne höheren

---

[1]) Vergl. Bd. VI, S. 44 und 56 dieses Werkes.
[2]) Vergl. Bd. V, S. 69, 567, 574, 739; Bd. VI, S. 48, 72, 414 dieses Werkes.
[3]) Chroniche di Giovanni, Matteo e Filippo Villani, 2 voll. 4° Trieste 1857—1858. — Tiraboschi, l. c. II, p. 386 ff.
[4]) Tiraboschi, l. c. II, p. 388.
[5]) Historia fiorentina.

Geist. Ähnlich ist die „Chronica di Giov. Morelli“ von 1348—1411 gewissenhaft und breit, dabei reich an praktischer Lebensweisheit und guten Sprüchen. Das Erwachen des Studiums des classischen Alterthums verdrängte dann auf einige Zeit durch einen großen Theil Italiens die lebenswarmen Schilderungen in der Sprache des Volkes. Livius wird nicht bloß in seinen Reden nachgeahmt, sondern auch in andern Eigenthümlichkeiten seiner Darstellung, und wir fühlen überall, dass der Boden des Thatsächlichen unter unseren Füßen schwankt. Morelli. Scala (1430—1497), der Feind Politians, gehoben durch die Medici, wollte zwanzig Bücher florentinischer Geschichte schreiben, beendigte aber bloß fünf, und kam nur bis auf den Krieg des Konradin. Scala. Lionardo Aretino, der für den größten Gelehrten seiner Zeit galt, setzte den Scala fort, nicht ohne Geist und Eigenthümlichkeit.[1]) Macchiavelli benützte ihn, aber man vermisst an ihm, dass er die inneren Angelegenheiten nicht berührt. Lionardo Aretino. Poggio schildert die florentinischen Kriege zwischen 1350—1455, berührt aber gleichfalls die inneren Angelegenheiten nicht. Er war ein Mann von umfassendem Wissen, viel auf Reisen, weiterfahren, geboren 1380 in Como, gebildet in Padua, zuerst Arzt, 1402 päpstlicher Secretär und dann nahezu fünfzig Jahre im Dienste der Curie, deren Veteran er sich auch nennt, 1452 bis 1459 Kanzler in Florenz und dort hoch geehrt. In dieser Eigenschaft schrieb er die „Florentinische Geschichte“, das umfassendste unter seinen vielen Werken. Seine Parteilichkeit hat aber schon Sanazzaro in dem Verse getadelt: Poggio.

„Dum patriam laudat, damnat dum Poggius hostem,
Nec malus est civis, nec bonus historicus.“

Bald kehrten die Florentiner wieder zur Darstellung in ihrer schönen Sprache zurück. Gino Capponi beschrieb den „Tumulto dei Ciompi 1378“, ein Werkchen, merkwürdig durch scharfe und richtige Beurtheilung und einfache anschauliche Erzählung. Sein Sohn, Neri Capponi, schilderte die Eroberung Pisas und die Ereignisse von 1419—1456 in den viel gelobten „Commentarii di Neri di Gino Capponi“. Eines der besten historischen Werke schrieb der reichbegabte Freund Machiavellis Bernardo Rucellai[2]) über den Feldzug Karls VIII. nach Italien.[3]) Die ganze Haltung desselben zeigt, dass Machiavelli mit seiner Richtung nicht allein stand. Bernardo Rucellai.

Machiavellis „Florentinische Geschichten“ beginnen mit der Völkerwanderung und enden mit dem Jahre 1492. Er wollte ursprünglich mit dem Jahre 1434 beginnen, fand aber, dass die zwei Hauptgeschichtschreiber Lionardo di Arezzo und Poggio zwar in der Beschreibung der Kriege der Florentiner sehr sorgfältig waren, aber die Parteikämpfe im Innern entweder gänzlich verschwiegen oder allzu kurz darstellten, entweder, weil ihnen die Vorfälle unbedeutend vorkamen, oder weil sie die Nachkommen derjenigen nicht beleidigen wollten, die durch ihre Erzählung hätten angeklagt werden müssen.[4]) Geschichte von Florenz.

„Wenn in der Geschichte etwas ist, was vergnügen oder belehren kann, so kann es dasjenige, was man mit Genauigkeit darstellt; wenn eine Lehre den

[1]) Tiraboschi, l. c. III, p. 108.
[2]) Ibid. III, p. 107.
[3]) Bernardi Oricellarii de bello Italico comment.
[4]) Proemio dell' autore.

Bürgern, welche die Republiken lenken, nützlich ist, so ist es diejenige, welche ihnen die Ursachen der Feindschaft und Zwietracht in den Staaten zeigt, auf dass sie, durch fremde Gefahr weise, sich einig verhalten mögen. Wenn aller Republiken Beispiel das Gemüth anregt, so regen es die, welche man von der eigenen liest, bei weitem am meisten an und bei weitem größer ist ihr Nutzen. Und wenn irgend einer Republik Spaltungen jemals denkwürdig waren, so sind die Florentinischen höchst denkwürdig; denn die größte der übrigen Republiken, Rom. von denen man einige Kenntnis hat, ließ es bei einer Spaltung bewenden, durch welche sie, nach Maßgabe der Umstände, ihren Staat bald zur Größe, Athen. bald zum Untergange geführt hat. Dasselbe that Athen, dasselbe thaten alle die übrigen Republiken, die in jener Zeit geblüht haben. In Florenz aber Die Parteikämpfe. trennten sich zuerst die Adeligen von einander, hierauf der Adel von dem Volke und zuletzt das Volk von dem Pöbel: ja es begab sich vielmals, dass die eine von diesen Parteien, nachdem sie die Oberhand behalten, sich in zwei theilte, und aus dieser Trennung entstanden so viele Ermordungen, so viele Verweisungen, so vieler Familien Verderben, wie niemals in irgend einem Staate, dessen Andenken uns übrig ist, erfolgt sind. Und wirklich scheint es, nach meinem Urtheile, Florenz. keinen kräftigeren Beweis zu geben für die Macht unserer Stadt, als denjenigen, der aus diesen Spaltungen hervorgeht, welche stark genug gewesen sein würden, auch die größte und mächtigste Stadt zugrunde zu richten. Nichts destoweniger schien die unsere fortwährend größer zu werden; so groß war die Tugend ihrer Bürger und die Macht der Klugheit und des Muths, die sie anwandten, sich und ihr Vaterland emporzuheben, dass die wenigen, die befreit blieben von so großen Übeln, sie durch ihre Tugend mehr zu erheben imstande waren, als die Feindseligkeit der Ereignisse, durch die sie vermindert worden waren, sie hätte niederdrücken können. Und ohne Zweifel, wenn Florenz das Glück gehabt hätte, nachdem es sich von der Herrschaft des Kaisers befreit, eine Regierungsform anzunehmen, die es in Einigkeit erhalten hätte, so weiß ich nicht, welche Republik, sei es alter oder neuer Zeit, ihm hätte überlegen sein mögen, so große Waffenstärke und Betriebsamkeit würde es erfüllt haben. Ich kann also nicht einsehen, warum diese Spaltungen einer genauen Darstellung nicht würdig seien. Wenn aber jene vortrefflichen Schriftsteller sich davon abhalten ließen, um nicht das Andenken derer zu beleidigen, von welchen sie zu reden hatten, so haben sie hierin geirrt und bewiesen, dass sie nur wenig mit dem Ehrgeize der Menschen bekannt sind und mit dem Verlangen, das sie tragen, ihren eigenen und ihrer Vorfahren Namen zu verewigen. Auch haben sie vergessen, dass viele, denen es an Gelegenheit fehlte, durch irgend eine lobenswerte That sich Ruhm zu erwerben, sich bemüht haben, ihn durch tadelnswerte Handlungen zu erlangen. Sie haben auch nicht bedacht, dass Handlungen, die ein hohes Ansehen mit sich führen, wie das Herrschen und die Staatsverwaltung, wie man sie auch ausüben mag, und welches Ende sie auch immer nehmen mögen, stets auf gleiche Weise dem Menschen mehr Ehre als Tadel bringen. In Erwägung dieser Umstände änderte ich meinen Vorsatz und beschloss ich, meine Geschichte mit dem Ursprunge unserer Stadt anUnparteilichkeit. zuheben." — Obschon im Auftrage der Medici geschrieben, sind doch die Charaktere des Cosimo, Pietro und Lorenzo unparteiisch gezeichnet, ein Beweis für den unabhängigen Geist des Schriftstellers und des Papstes Clemens VII., mit dessen Zustimmung das Buch gedruckt wurde. Napoleon I. sagte: „Tacitus hat Romane geschrieben, Gibbon ist ein Declamator, Machiavelli ist der einzige lesenswerte Geschichtschreiber."

Diplomatische Sendungen und der Tod hinderten Machiavelli sein Werk so weit zu führen, als er sich vorgenommen hatte. Es ist lebendig geschrieben und gibt einen treuen Eindruck vom Charakter der Florentiner, obschon es in allen Einzelnheiten nicht genau ist. Macaulay meint: „Die besten Porträts sind vielleicht die, in welchen man eine leichte Beimischung von Caricatur findet, und wir sind nicht gewiss, ob nicht die besten Geschichtswerke diejenigen sind, in welchen ein wenig von der Übertreibung der Dichtung einsichtsvoll angewendet ist. Die schwächeren Linien sind vernachlässigt, aber die größeren charakteristischen Züge werden dem Geist für immer eingeprägt." Richtiger hätte der berühmte Brite gesagt: der ist der größte Geschichtschreiber, welcher auch in den kleinsten Zügen zuverlässig zu sein vermag und doch eine solche Kraft der Phantasie besitzt, dass er die Gestalten lebensvoll darzustellen versteht.

Fehler. Macaulay.

Als 1526 die Spannung zwischen Papst und Kaiser hoch gestiegen war, erhielt Machiavelli den Auftrag, seinem Freunde Guicciardini, der in Modena befehligte, den traurigen Zustand der Stadt zu schildern und ihre Furcht vor dem heranziehenden kaiserlichen Heere. Im Auftrage der Regierung hatte Machiavelli Florenz befestiget. 1527 war er wieder im Norden Italiens, um über die Bewegung des kaiserlichen Heeres Bericht zu erstatten. Am 6. Mai 1527 kam der Sturm über Rom. In Civita-Vecchia erfuhr Machiavelli, dass der Schlag auf Florenz zurückgewirkt habe, und dort am 16. Mai der Zustand wieder hergestellt wurde, wie er vor 1512, vor der Rückkehr der Medici war. Auf einmal lebten seine republikanischen Hoffnungen wieder auf. Er eilte in die Vaterstadt zurück, er erwartete, wieder Staatssecretär oder Kanzler zu werden.

Allein die republikanische Partei wollte nichts mehr von ihm wissen, seit er den Medici seine Dienste geweiht. Der Gram darüber beschleunigte sein Ende. Der frühere Spötter starb am 22. Juni 1527, nachdem er reumüthig einem Geistlichen gebeichtet hatte. Der Florentiner Varchi,[1]) ein Zeitgenosse, schreibt: „Der heftige Hass aller Bürger gegen Machiavelli ist sowohl seiner Ungebundenheit, deren er sich in Reden und Gesprächen bediente, als auch seinem lockeren und unsittlichen Lebenswandel zuzuschreiben, besonders aber seinem Buche „Von dem Fürsten", welches er dem Lorenzo von Medici widmete, damit sich derselbe zum unumschränkten Herrn von Florenz machen könne. Denn in diesem abscheulichen Buche, das nicht bloß getadelt, sondern vernichtet zu werden verdient (wie es der Verfasser selbst nach der Umgestaltung der Dinge im Jahre 1527 thun wollte, da es der Presse noch nicht übergeben war), schien er die Menschen über die Art und Weise, den Reichen das Geld, den Armen die Ehrenstellen und beiden die Freiheit zu nehmen, belehren zu wollen. Über seinen Tod freuten sich, was vielleicht nie wieder geschehen wird, die Guten wie die Schlechten, weil jene ihn für einen ruchlosen Menschen hielten, und diese in ihm einen Mann erblickten, der nicht bloß schlechter, sondern auch klüger und gescheidter war als sie selbst: doch war er im Umgange allen angenehm, gegen die Freunde dienstfertig, ein Liebhaber der besten Menschen, und verdient mit einem Worte, dass ihn die Natur mit weniger Anlagen oder mit einer besseren Gesinnung ausgestattet hätte."

Machiavelli stirbt. Urtheil Varchis.

Die Zeitgenossen stießen sich anfangs weniger an diesem Buche, dessen weitreichende Bedeutung Machiavelli wohl schwerlich geahnt hat. Der Papst

Urtheile über Machiavelli

[1]) Tiraboschi, l. c. IV, p. 53, 215, 307.

gab die Erlaubnis zum Drucke, wohl in der Anschauung, dass die Schilderung des „Fürsten" von Machiavelli nur wirklichen Verhältnissen entnommen, dass aber nicht ein Fürsten-Ideal an und für sich darin gezeichnet sei. Nicht so konnten es aber andere fassen, welche die Geschichte seiner Entstehung nicht kannten, wohl aber die schnelle Verbreitung und die Anwendung von Grundsätzen, welche den christlichen schnurstracks zuwider liefen, mit Schrecken bemerkten.

Pole. Ein Engländer, Cardinal Pole, griff zuerst in seinem Buche „Über die Einheit der Kirche" den „Fürsten" von Machiavelli als ein Werk des Satans und dessen Verfasser als einen Feind des Menschengeschlechtes an. Paul IV. setzte 1599 die Werke unseres Florentiners auf den Index, der Kirchenrath von Trient bestätigte dieses Verbot. Die Protestanten stimmten in dieses Urtheil ein, der Hugenotte Gentillet schrieb ein eigenes Buch gegen Machiavelli 1576 und griff fünfundfünfzig Sätze aus dem „Principe" mit großer Heftigkeit an. Friedrich II. von Preußen schrieb gleichfalls einen „Antimachiavell", obschon er während seiner Regierung die Lehren des Florentiners eifrig anwendete.[1]

Leo. In neuerer Zeit sprach Leo in seiner schneidigen Weise das Urtheil über den „Fürsten": „Da die Fürstenthümer, welche Machiavelli vor Augen hatte, und zu deren Handhabung er die Methode an die Hand gab, nicht solche waren, die mit dem Volke selbst aus unabsehbarer Vorzeit geschichtlich erwachsen, oder durch irgend eine Gattung sittlicher Nothwendigkeit naturgemäß aus der Entwicklung derselben hervorgegangen waren: sondern vielmehr solche, die durch den Egoismus einzelner gegründet, von dem bürgerlichen Bedürfnisse der äußeren mechanischen Ordnung und Ruhe allenfalls gut geheißen und lediglich durch das Bedürfnis der Sicherheit gegen Nichtitaliener auf eine Erweiterung und auf eine Beziehung zu dem ganzen räumlichen Umfange der Nationalität hingewiesen waren, so konnte auch die ganze Methode der Gründung und der Erhaltung solcher Fürstenthümer weder einen nationalen, noch überhaupt einen sittlichen Inhalt haben. Die Mittel dieser Methode beschränkten sich fast ganz auf die Berechnung der Kräfte, welche politisch-mechanisch wirken, wie Geld, Kriegsmacht, Furcht vor sinnlichem Unglücke, Sehnsucht nach sinnlichem Glück. Man würde die Methode sogar geistlos nennen können, wäre sie nicht mit einer Unerschrockenheit vor Vertrautheit mit dem Sittlich-widrigen durchgeführt worden, deren Virtuosität Machiavelli eine ebenso große politische Bedeutung gewährt, wie der Umstand, dass er den Krieg für sich (abgesehen von aller sittlichen Beziehung) zu seiner absoluten Macht klar entwickelt hat, der Napoleon eine welthistorische Fortwirkung sicherte."

Schlegel. Friedrich Schlegel sagt über Machiavelli: „Im Stil und in der Kunst der Geschichtschreibung ist er einzig, nicht bloß unter den Italienern, sondern überhaupt unter den Neueren, und den ersten unter den Alten gleich. Kraftvoll, schmucklos und gerade zum Ziel treffend wie Cäsar, ist er dabei tief und gedankenreich wie Tacitus, aber klarer und deutlicher als dieser. Nicht irgend Einer ist sein Vorbild gewesen, sondern von dem Geiste des Alterthums überhaupt durchdrungen, ist ihm ohne alle Absicht und Nachkünstelung zur Natur ge-

---

[1] Anti-Machiavel ou Essai de critique sur le Prince de Machiavel, publié par Voltaire. Amsterdam 1741.

worden, stark lebendig und angemessen zu schreiben. Die Kunst der Darstellung findet sich bei ihm nur wie von selbst, sein stetes Ziel ist der Gedanke. — Auffallend aber ist an ihm nicht allein der oft bestrittene Grundsatz, dass der Zweck die Mittel heiliget, sondern darin, dass er mitten in dem neueren christlichen Europa eine Politik aufstellte von solchem Inhalt und solchem Geist, als ob so etwas, wie das Christenthum, oder überhaupt eine Gottheit und Gerechtigkeit Gottes gar nicht vorhanden wäre. Und doch war das Christenthum bisher als das Band der Nationen, der Grund der Staaten, Europa durch diesen geistigen Verein als eine Familie betrachtet worden. In dem Maße, wie sie selbst Gott dienten, glaubte man, seien die Könige würdig und berechtigt, über die Menschen und Völker zu herrschen; in diesem Sinne seien sie und ihre Gewalt von Gott eingesetzt. Auf dem unsichtbaren Boden der Kirche ruhten noch immer alle Staaten, Gesetze und Rechte. Von allem diesen, von der ganzen geistlichen Staats- und Lebenseinrichtung nimmt nun Macchiavelli gar keine Notiz; er schreibt nicht bloß wie ein Alter der heidnischen Vorzeit, sondern er denkt auch so und zwar im allerentschiedensten und strengsten Sinne. — Und wie die Macht des alten Roms eigentlich nur auf Gewalt und List gegründet war, wobei die Gerechtigkeit als eine ziemlich überflüssige Zugabe, äußerer Zierat oder bloße Nebensache erscheint, so sind auch Kraft und Verstand die eigentlichen Hebel in Macchiavellis Politik. Von Gerechtigkeit ist dabei gar keine Rede, was nicht zu verwundern ist, da er Staaten und Völker ganz nur nach jenen Begriffen der Kraft und des Verstandes und ohne alle Beziehung auf Gott betrachtet."

Vertheidiger.

Übrigens hat es auch von je dem berühmten Florentiner nicht an Vertheidigern gefehlt. Schon sein erster Ankläger, der Cardinal Pole, schrieb: Viele Vertraute Macchiavellis hätten ihm in Florenz gesagt, dieser habe ihnen erklärt, er sei nicht der eigenen Meinung gefolgt, sondern er habe sich nach dem Charakter des Lorenzo Medici gerichtet, welchem er das Buch gewidmet. Hätte dieser seinen Vorschriften gefolgt, so würde er in kurzer Zeit von selbst gestürzt worden sein. Dieser Ansicht ist auch Rousseau: der „Fürst" sei das Buch der Republikaner und eine Schlinge, die er den Tyrannen gestellt habe. — Eine Entschuldigung, welche auf den Charakter des Schriftstellers den Vorwurf der Falschheit und des Verrathes wirft und die überdies nicht beachtet, dass die „Discorsi" dieselben Gedanken aussprechen. Die geistreiche Frau von Staël[1]) schreibt: „Wahrscheinlich aus Abneigung gegen die italienische Übertreibung hat Macchiavelli eine so schreckliche Einfachheit in seiner Art, die Tyrannei zu analysieren, gezeigt. Er wollte, dass das Entsetzen über das Verbrechen gerade aus der Darstellung seiner Grundsätze hervorgienge, und indem er die Verachtung selbst gegen den Schein der Declamation zu weit trieb, hat er alles dem Gefühl des Lesers überlassen. Übrigens schreibt er, als ob es für ihn allein wäre. Er scheint gar nicht an die Wirkung zu denken, die er hervorbringen will; er scheint gar nicht an seine Leser zu denken und nur sich selber seine Gedanken auseinandersetzen zu wollen. Doch kann ich nicht glauben, dass ein Mann von solchem Genie die Theorie des Verbrechens sich dermaßen zu eigen gemacht habe, denn diese Theorie ist zu kurzsichtig."

Rousseau.

Staël.

Das Buch vom Fürsten.

Das „Buch vom Fürsten" ist eine Naturgeschichte der rein manarchischen Gewalt. Es theilt die Regierungsformen in republikanische und mon-

[1]) La littérature considerée dans ses rapports avec les constitutions sociales. Vol. I, p. 10.

archische und die Fürstenthümer wieder in neue und in angestammte. Wie sind neue dauerhaft zu machen? Durch gute Gesetze und durch Waffen. Die Kriegsmacht besteht aus Mietsoldaten, Hilfstruppen oder eigenen Unterthanen. Die Mietstruppen sind durchwegs unbrauchbar und gefährlich. Aber auch den Gebrauch der Hilfstruppen wird ein kluger Fürst verschmähen und lieber mit seinem Heere zugrunde gehen, als mit einem fremden siegen, denn der Fremde ist höchst gefährlich. Nur diejenige Kriegsmacht ist zuverlässig, die aus den Unterthanen der Fürstrn besteht. Für den Fürsten ist die Kriegswissenschaft hochwichtig, denn sie hat schon Private zu Herrschern erhoben. Der Fürst härte seinen Körper und bilde seinen Geist für den Krieg and spreche immerdar fest seinen Willen aus. Es ist gut, wenn er von seinen Unterthanen geliebt wird, es ist aber noch besser, gefürchtet zu werden. Der Fürst regiere so, dass die Unterthanen seiner bedürfen, und verlasse sich nicht auf ihre Zuneigung. Er sorge, dass er sich weder Hass noch Verachtung zuziehe. Er wird verachtet, wenn er für veränderlich, leichtsinnig, verweichlicht, furchtsam und unentschlossen gilt. Er wird gehasst wegen Beraubung der Güter und Entführung der Frauen. Er meide Freigebigkeit: Löbliches ist meist nur von den Fürsten vollbracht worden, die für geizig galten. Auch kümmere er sich nicht um den Ruf der Sanftmuth. Grausamkeit, wenn sie nöthig ist, wende er an, aber so, dass sie in einem einzigen Zug sich ganz zeigt und nicht wiederholt werden muss. Wo er beleidigen muss, beleidige er auf einmal ganz. Die Wohlthaten hingegen theile er tropfenweise aus, damit die Menschen sie besser fühlen. Treue ohne Trug ist allerdings schön, allein die Menschen sind treulos und der Fürst braucht sich auch nicht an sein Wort zu halten. Findet er, dass die gemachten Versprechungen seinem Interesse entgegen, oder die Gründe erloschen sind, die zum Abschluss eines Vertrages zwangen, so wird er sie ohne alle Bedenklichkeiten nicht erfüllen, nur muss er, um seine Rolle gut zu spielen, stets durch Heuchelei und Verstellung seine wahren Absichten verbergen. Aufrichtigkeit ist nicht nöthig, denn die Menschen sind einfältig und von der gegenwärtigen Nothwendigkeit so abhängig, dass es immer Leute gibt, die man betrügen kann. Ein Fürst kann nicht all das beobachten, weshalb die Menschen gut genannt werden. Es ist nicht nöthig, dass er sanftmüthig, getreu, menschenfreundlich, gewissenhaft und redlich sei, wohl aber muss er es scheinen; wird es nothwendig, so muss er auch das Schlechte thun. Er darf überzeugt sein, dass jeder sieht, wie der Fürst scheint, aber wenige durchschauen, wie er ist, und diese Wenigen haben selten den Muth, die Wahrheit zu sagen. Die Handlungen aller Menschen und namentlich der Fürsten werden nach dem Erfolg beurtheilt. Der Erfolg gibt Ehre, der Pöbel — und auf der Welt gibt es ja fast nichts als Pöbel — wird durch den Schein des Rechtes irregeführt. Beachtet der neue Fürst diese Grundsätze recht, so wird er bald einem Erbfürsten ähnlich. Das sind die leitenden

Schlechte Grundsätze.

Gedanken dieses welthistorischen Büchleins: handelt es sich um das Wohl der Gesammtheit, so braucht man nicht Rücksicht zu nehmen auf Recht, auf Milde, auf Lob, auf Grausamkeit, auf Schande. Der Erfolg rechtfertigt alles, der Zweck heiliget die Mittel. Furchtbare Sätze, die umsomehr befremden, da sie von einem Zuhörer Savonarolas kommen! Wie rein, wie erhaben, wie schön, wie göttlich ist dagegen das Gebot des Christenthums! — Übrigens finden sich Widersprüche genug im Leben Macchiavellis. Er ist ein Republikaner und schreibt für einen Medici das „Buch vom Fürsten“. Und kaum fällt der Medici, so erwartet er Beförderung in der Republik. Übrigens gründen die Mittel, die er vorschlägt, niemals eine dauernde Macht. Macaulay spricht über den „Fürsten“ nebenbei das richtige Urtheil aus: „In seinem politischen Plan sind die Mittel tiefer erwogen, als die Zwecke. Der große Grundsatz, dass Gesellschaften und Gesetze lediglich zu dem Zwecke bestehen, die Summe des Privatglückes zu vermehren, ist nicht mit hinlänglicher Klarheit erkannt. Das Wohl des Ganzen, geschieden von dem Wohl der Glieder und zuweilen mit dem Wohl der Glieder kaum vereinbar, scheint das Ziel gewesen zu sein, das Macchiavelli sich vorsteckt. Von allen politischen Trugschlüssen hat dieser vielleicht die weiteste und die unheilvollste Wirksamkeit.“ Missgriffe.

Leo[1]) verhöhnt die Behauptung, Macchiavelli habe durch sein „Buch vom Fürsten“ Italien von den Barbaren befreien wollen, wenn auch mit Verlust der bürgerlichen Freiheit, die er sonst für das Schönste gehalten habe. Das Buch habe eine ganz andere Bedeutung. „Politische Gestaltungen können sich so gut wie einzelne Persönlichkeiten bis auf einen solchen Punkt durchbilden, dass ihnen ihr ganzer Inhalt ein Gegenstand klaren Bewusstseins wird; nothwendig ist es dann ein Einzelner, der dies Bewusstsein über eine politische Gestaltung ausspricht, weil es in ihm am klarsten geworden und zum Worte gekommen ist, während nicht minder die ganze Zeit in diesem Bewusstsein mithandelt, nur nicht gerade mitspricht oder schreibt. Die Erscheinung eines solchen Aussprechens der Zeit über sich selber, ist immer ein Zeichen, dass eine neue Zeit, d. h. neue Gestalten hereinbrechen und die alten ihrem Untergange nahe sind — denn eben dass eine Richtung in ihrem ganzen Umfang zum Worte kommt, ist ihre geistigste Befriedigung — und eine befriedigte Richtung ist keine mehr. Was nun in dem Ausspruch der früheren Zeit diejenigen Verhältnisse in ihr betrifft, aus welchen sich die spätere Zeit unmittelbar entwickelt — das wird das A-B-C für die nächstkommenden Geschlechter.“ Abschluss einer Richtung.

„So als die Zeit des eigenthümlich italienischen Staatensystems zu Ende gieng und rohere Mächte jenes feine Spiel des Verstandes der älteren Mediceer, das Gleichgewicht in Italien, über den Haufen warfen, ward viel über politische Gegenstände gesprochen und geschrieben; das aber, was über die in Italien zuerst wieder, wenn auch nur im kleinen, für Europa erschienenen Monarchien (Lehensverfassungen können nicht dafür gelten, wenn auch nur einer Regent ist) Vorzüglichstes geschrieben ward — das Buch des Macchiavelli „vom Fürsten“, das ward die Schule für die Politiker der nächstfolgenden Zeit, deren Aufgabe es

[1]) In seiner Übersetzung der Briefe Macchiavellis an seine Freunde. Berlin 1826. V.

Der Fürst und der neue Staat.

war, die Unform der durch das Lehenswesen constituierten Gewalten zu brechen und feste gediegene Regierungen an ihre Stelle zu setzen. Das Streben nach Absolvierung der Monarchie ward eine Zeit lang das Vorherrschende der Regenten und Minister in allen gebildeten Ländern Europas.[1]) Wem es am besten gelang mit diesem Streben, dem ward die Bewunderung der Zeitgenossen zutheil — denn, wenn es auch nur wenige wussten, alle fühlten es doch, es war dies der nothwendige Schritt, der einmal gethan sein musste, wenn man weiter wollte. Bei dieser Geburt der Zeit hat Macchiavelli Hebammendienste verrichtet, das ist sein welthistorisches Verdienst und wird ihm bleiben, schreibe man auch Gift und Übergift."

Romanen und Germanen.

Unser Grübeln über den höheren Plan der Befreiung Italiens, der hinter Macchiavellis Schrift liege, und unser Verwundern, dass er so ungescheut solche Grundsätze aussprechen konnte, liegt in dem Übersehen des Unterschiedes germanischer und italienischer Anschauung. Leo bemerkt darüber: „Das Verhältnis des Einzelnen zur Welt gestaltet sich vorzüglich auf zweierlei Weise. Nämlich entweder sind die Beziehungen des Einzelnen zur Welt zugleich Beziehungen seiner Seele in ihr selbst, oder aber dieser innerste Grund der Persönlichkeit bildet ein n harten Punkt, einen Krystall, dessen Außenseite wohl in mancherlei Verhältnissen zur Welt stehen kann, dessen eigentlicher Kern aber ungebrochen und von der Welt unberührt ist, an ihr keinen Theil nimmt. Man wird die erstere Gestaltung bei den germanischen, die letztere bei den welschen Völkern, namentlich bei den Italienern, vorherrschend finden. Deutsche beurtheilen deshalb Italiener oft ganz falsch, weil sie entweder jenen harten Punkt welscher Persönlichkeit gar nicht kennen oder ihn mit dem rohen Egoismus auf gleichen Boden setzen; sogar da, wo ihnen jene Härte in so wunderbar großartigen Formen, wie sie der Held unserer Zeit bot, entgegentrat, haben sie bis auf diesen Tag nur selten zu würdigen vermocht. — Der Unterschied dieses welschen und germanischen Charakters wird im Handeln so hervortreten, dass jenem jede That und alles, was ihn betrifft, zugleich Bedeutung für sein geistiges Dasein hat, dass in allem, was er thut, sein Gemüth selbst mit im Spiele ist — bei diesem bleibt dagegen das Gemüth stets außer dem Spiele und die ganze Welt erscheint als ein Spiel mannigfacher Kräfte, mit dem sich der Mensch einlässt, welches er aber nie in sich hereinlässt. — Sowie eine Schachpartie, die er durchzuführen hat, sieht Macchiavelli jede neue Aufgabe im Leben an — verständig fasst er die Aufgabe und auf das abstracteste führt er sie durch. Er soll heute die Mittel angeben, welche eine monarchische Regierung gründen und erhalten — und er gibt sie an,

---

[1]) „Die Zeit von 1550 bis 1656 ist die Zeit, wo das monarchische Princip am härtesten mit den Institutionen des Mittelalters, den großen Vasallen, dem Einfluss der Prinzen vom Hause, den Parlamenten, den Reichsständen kämpft. Überall fand sich das Streben nach Aufhebung der bloß äußeren Einheit der Staatsgewalt wie sie in der Lehensverfassung lag, nach deren Umwandlung in eine innere, durchgreifende, und dabei war Machiavellis Buch in aller Händen. Karl V. studierte kein Buch fleißiger, Heinrich III. und Heinrich IV. hatten es immer in ihren Händen. Es kam zuletzt dahin, dass man meinte, Machiavelli habe niedergeschrieben, nicht was die Fürsten thun sollten, sondern was sie thaten; sie thaten es aber damals nicht bloß, weil sie ihre Lage dazu aufforderte, sondern vorzüglich weil Macchiavelli sie gelehrt hatte, wie sie ihre Lage zu beurtheilen hätten. Es kommt nicht so sehr darauf an, inwieweit Machiavelli selbst den Gegenstand erschöpft hat, als vielmehr, wie weit seine Methode, diese Materie zu behandeln, zu weiterer Ausführung in der Politik des einzelnen Fürsten veranlasste. Kein einziger Mann hat so viel zur Besiegung des Mittelalters beigetragen, als Machiavelli."

so sehr nur dieses Ziel im Auge habend, dass er Religion, Treue und Glauben, Wahrheit und Gerechtigkeit, kurz alles vergisst, was einem Deutschen als zu berücksichtigen dabei einfallen würde. Morgen soll er dasselbe angeben für Freistaaten und mit gleich verständiger Consequenz wird er dies thun. Die Religion — sie ist ihm eine Kraft nur und die Gerechtigkeit auch und die Liebe auch — Kräfte sind sie nur, aber nicht in dem Sinne, dass sie zugleich das Wesen des Menschen selbst seien, ohne welches dieser nicht bestehen könne, sondern Kräfte, die mit ihren Gegensätzen ziemlich gleichen Wert haben und zwischen denen und ihren Gegensätzen sich der Mensch mit Willkür bewegt.“ [1])

Guicciardini.

Seine Geschichte von Florenz wurde fortgesetzt von Francesco Guicciardini,[2]) doch nicht mit der gleichen Ruhe und Klarheit, denn seine Hand zittert noch von dem reichbewegten Leben, in das er in einemfort verflochten war. — Guicciardini stammt aus alter edler Familie in Florenz, dort und in Ferrara und Padua machte er seine Studien. Dreiundzwanzig Jahre alt, bestieg er 1505 den Lehrstuhl des römischen Rechtes in seiner Vaterstadt. Aber schon 1512 gieng er als Gesandter der Republik an den Hof Ferdinands des Katholischen, 1518 ernannte ihn Leo X. zu seinem Statthalter in Parma, 1523 bestimmte ihn Clemens VII. zum Statthalter der Romagna, dann zum Befehlshaber des päpstlichen Heeres, mit dem er aber Rom vor dem Heranzug Bourbons nicht zu schützen vermochte. 1531 bis 1534 war er Statthalter in Bologna. In Neapel sprach er für Alexander Medici vor Karl V. Nach dessen Tode arbeitete er eifrig für Cosmo I. Verdrossen über Undank zog er sich dann auf sein Landgut zurück und beschäftigte sich hier mit der Geschichte von Florenz von 1494 bis 1534. Am 15. Mai 1540 überraschte ihn der Tod. Die ersten sechzehn Bücher seines Werkes wurden, um nicht zu verletzen, erst 1561 gedruckt und die vier letzten erst vier Jahre später, aber verstümmelt. Vollständig erschien das Werk erst in Basel. Der Stil ist etwas breit. Guicciardini ist Anhänger der Mediceer, sonst aber unparteiisch, noch immer ein Träger der politischen Bildung der Florentiner jener Zeit. Seine Betrachtungen sind die eines Staatsmannes, das Werk gehört zu den wertvolleren der italienischen Geschichtschreibung. Er hat einen richtigen Blick und war bei den Ereignissen betheiligt, die er schildert. Seine Schilderungen sind oft glänzend, seine Entwicklungen großartig, nur kommt der Leser oft kaum zu Athem.

Wichtig, wenn auch nur Geschichtschreiber zweiten und dritten Ranges, sind die Florentiner Nardi, Nerli, Segni, Varchi, Scipione Ammirato.

Nardi.

Jacopo Nardi[3]) (1476—1555) war aus vornehmer Familie, in hohen Ämtern, eifriger Republikaner, sehr thätig für den Sturz der Medici 1527, nach ihrer Rückkehr verbannt, in Venedig mit der Geschichte seiner Vaterstadt von 1494 bis 1531 beschäftigt. Sie ist ein Parteiwerk, seine Leidenschaft für die Republik reißt ihn oft über die Schranken der Wahrheit und Besonnenheit

[1]) Rehberg sagt in seiner Übersetzung des „Fürsten“, S. 41: „Machiavelli hat nicht etwa in einer großen Katastrophe seine Grundsätze verändert und ist zu einer Gegenpartei einmal übergetreten, sondern er hat sich bald der einen, bald der andern ergeben und nur darauf gedacht, für den Augenblick den Entschluss zu fassen, der ihm der klügste dünkte, weil er in den Verhältnissen des Tages der ausführbarste schien.“

[2]) Tiraboschi, l. c. IV, p. 47—48.

[3]) Ibid. IV, p. 52.

hinaus. Nardi hatte sich an Livius gebildet, von dem er auch eine vortreffliche Übersetzung herausgab.

Nerli. Philipp Nerli[1]) dagegen (1485—1556) schloss sich ebenso eifrig den Medici an, deren gutes wie schlimmes Geschick er theilte und durch die er auch zu hohen Ämtern gelangte. Wer jedoch die Geschichte seiner Zeit schreibt, entgeht selten dem Ruf der Parteilichkeit. Dieser Vorwurf trifft auch seine „Geschichte von Florenz",[2]) obschon sie wichtige Dinge enthält, welche Guicciardini, Macchiavelli und Nardi übersehen haben; die Angaben sind genau und bestimmt.

Segni. Segni ist ein Anhänger seines Verwandten Capponi, durch den er von 1527 an in hohe Stellungen gelangte. Aber seine Liebe zur Freiheit gieng nicht so weit, dass er ihr seine Ruhe opferte: 1537 begrüßte er die Rückkehr der Medici, der Großherzog Cosmo I. vertraute ihm auch wichtige Gesandtschaften an. Dass aber seine Bekehrung zur Monarchie nur eine äußerliche war, zeigt sein Geschichtswerk,[3]) das er während seines Lebens sorgfältig verbarg und das erst 1723 gedruckt wurde. Da erscheint er als Anhänger Capponis, freimüthig, wahrhaft, ein Freund der Sache des Volkes. Sein Werk ist mehr Chronik, über der Fülle des Stoffes geht oft die Übersicht verloren. Übrigens mahnt er die Nachkommen, nicht allzugroße Hoffnungen auf den Ruhm und die Süßigkeit des Lebens in der Freiheit zu setzen.

Varchi. Benedetto Varchi,[4]) geboren 1502, anfangs für den Handel bestimmt, weil sein Erzieher ihn für unfähig zu einer höheren Laufbahn erklärte, dann aber solchen Eifer für seine Ausbildung bewährend, dass der Vater ihn auf die Universität zu Padua und Pisa sandte, war zuerst Notar in Florenz und Anhänger der Strozzi und für die Vertreibung der Medici 1527 thätig. Nach ihrer Rückkehr 1537 verbannt, lebte er in Venedig, Bologna, Padua, in Verbindung mit allen literarisch strebsamen Geistern und erwarb bald einen Namen durch seine Dichtungen. Dies bewog Cosimo I., ihn nach Florenz zurückzurufen, zum Mitglied der Akademie, zum Geschichtschreiber von Florenz zu ernennen, ihm wichtige Actenstücke mit der Weisung zukommen zu lassen, er möge nur freimüthig schreiben. Entweder sagte Varchi einflussreichen Männern zuviel oder zu wenig — eines Abends, als er vom Hofe zurückkehrte, wo er seinem Gönner nach gewohnter Weise ein Capitel seiner Geschichte vorgelesen hatte, wurde er von einem Meuchelmörder angefallen und schwer verwundet. Er kannte den Thäter, wollte aber aus Edelmuth dessen Namen nicht nennen. Papst Paul III. bot ihm nun sichere und ehrenvolle Stellung in Rom an, doch Varchi blieb der Heimat getreu. Fortan lebte er auf Topia, einem Schlosse des Großherzogs, mit geistreichen Männern in Verbindung und bis zu seinem Tode 1565 mit literarischen Arbeiten beschäftigt. Er schrieb Sonette, Reden, Komödien, Übersetzungen aus griechischen und lateinischen Classikern. Seine „Storia fiorentina", welche erst 1721 in Druck erschien, umfasst die Zeit von 1502—1565 und ist in ehrenhaftem, unabhängigem Geist, mit Vaterlandsliebe, wenn auch oft breit, geschrieben.[5])

Auch der Neapolitaner Scipione Ammirato (geboren in Lecce 1531)

---

[1]) Tiraboschi, l. c. IV, p. 52.
[2]) Commentarii, 1215—1537.
[3]) Storie fiorentine 1527—1556 con la vita di Capponi.
[4]) Tiraboschi, l. c. IV, p. 33. Opere di Benedetto Varchi. 4° Trieste 1858.
[5]) Della filologia del seccolo XVI e in particolare della vita e degli scritti di Benedetto Varchi — in den „Opere di Varchi", I—XIX.

erhielt nach einem bewegten Leben von Cosimo I. 1570 die Einladung nach Florenz und die Aufforderung, dessen Geschichte zu schreiben. Der Cardinal Ferdinand de' Medici verlieh ihm ein Canonicat und gab ihm Wohnung in seinem Palast und in seinen Villen. In dieser glücklichen, wenn auch nicht unabhängigen Stellung verfaßte Ammirato die „Storie fiorentine", ein treffliches Werk, welches in 55 Büchern die Geschichte von Florenz bis 1574 umfaßt, und das Werk „Delle familie nobili fiorentine".[1] — Giammichele Bruto ist zwar ein Venetianer, geboren 1515, aber früh — man weiß nicht mehr, warum, aus seiner Heimat verbannt, kam er auf seinen vielen Reisen durch Europa — von Spanien bis Polen — namentlich in Padua und Lyon oft mit verbannten Florentinern zusammen, die ihm Mittheilungen über die Geschichte ihrer Heimat machten und ihn mit ihrem Hasse gegen die Medici erfüllten. So entstanden „Florentinae Historiae libri VIII priores", die sehr wertvoll sind und bis 1492 gehen und eine herbe Sprache gegen die Medici führen. Darum suchten diese auch alle Exemplare des Werkes aufzukaufen. Bruto stand allgemein in hohem Ansehen, Stephan Bathory ernannte ihn zum Geschichtschreiber Siebenbürgens und nahm ihn mit nach Krakau, als er König von Polen wurde. Nach Bathorys Tod ernannte ihn Kaiser Rudolf II. zu seinem Geschichtschreiber. Bruto starb 1594 in Siebenbürgen.[2]

Ammirato.

Bruto.

Auch Venedig hatte in diesem Jahrhundert Geschichtschreiber von Bedeutung. Zu diesen gehört Paolo Paruta, geboren zu Venedig 1540, gestorben 1598. Als Gelehrter von Namen ward er 1562 einer Gesandtschaft nach Wien beigegeben; 1579 bekam er als Lohn für seinen „Krieg auf Cypern" die Stelle eines Geschichtschreibers der Republik, und fortan häuften sich die Ehren und Ämter auf seinem Haupte, besonders nahm die Regierung ihn oft für wichtige Gesandtschaften in Anspruch, so mußte er 1599 nach Rom, wo ihn Clemens VIII. in den Ritterstand erhob. Seine „Storia Venetiana" behandelt von 1513—1552 die Geschichte des Freistaates selbständig, klar und anmuthig. Seine „Discorsi politici" beweisen Vertrautheit mit der alten Literatur und staatsmännischen Geist.[3] — Den Namen Sanuto führen mehrere merkwürdige Schriftsteller. Ein Marino Sanuto, genannt der ältere oder Torsello, hat von Jugend auf, vom Geiste der Kreuzzüge geleitet, fünfmal den Orient bereist und nach seiner Rückkehr 1306 in dem „Liber secretorum fidelium super terrae sanctae recuperatione" Cypern, Rhodus, Ägypten, Palästina, Armenien beschrieben, namentlich auch den Handel und die Schiffahrt dieser Länder berücksichtigt. Seine Reisen an die europäischen Höfe, um zu einem Kreuzzug anzuspornen, hatten keinen Erfolg.[4] — Ein jüngerer Marino Sanuto, geboren 1466, gestorben 1535 in Venedig, ein Mann von großem Wissen, lebendigem Geiste und seltener Bescheidenheit, schrieb in italienischer Sprache eine umfassende Chronik der Republik von 421—1493, „zu Ehren seines Vaterlandes und nicht für Lohn, wie manche andere thun, die doch nichts oder wenig schreiben". Er legte seinem Werke Urkunden zugrunde und die sonst so mißtrauische Regierung gestattete ihm die Benutzung der Archive und der einlaufenden Berichte der Gesandten, sobald diese vor dem großen Rathe gelesen waren und besondere Geheimhaltung nicht geboten schien.

Paruta.

Sanuto.

[1] Tiraboschi, l. c. IV, p. 56.
[2] Ibid. IV, p. 54.
[3] Ibid. IV, p. 60.
[4] Vergl. Bd. V, S. 695 dieses Werkes.

Relationi. Diese Berichte der Gesandten gehören unter die zuverlässigsten Quellen der neueren Geschichte. Der Gesandte oder Orator hatte nach einem Gesetz vom 9. December 1268 das aufzuzeichnen, was dem Staate nützlich sein könnte, das heißt, einen Bericht über seine ganze Gesandtschaft zu erstatten; dass über jedes wichtige Ereignis überdies ein besonderer Bericht augenblicklich verlangt wurde, besagen die Instructionen der Gesandten. Damit der Gesandte der heimatlichen Regierung nie entwachse, erfolgte ein Gesetz, welches die Dauer einer Gesandtschaft auf drei Jahre beschränkte. Daher gab es immer eine ziemliche Anzahl von Männern in Venedig, welche solche Posten bekleidet hatten, und war eine genaue Kenntnis auswärtiger Verhältnisse damals viel häufiger in Italien, als heutzutage. Bei besonders wichtigen Anlässen fanden überdies besondere Gesandtschaften statt, meist aus Mehreren bestehend. 1296 entstand das Gesetz, dass der Bericht über die Sendung an diejenige Behörde erstattet werden solle, von welcher der Auftrag ausgegangen war. Seit 1500 wurden diese Berichte in einem besonderen Archive aufbewahrt; sie heißen Relationen, wenn sie am Schlusse einer Gesandtschaft systematisch Land und Leute, Regierung und Volk und ihre Hilfsquellen schildern. Tommaseo betont die Wichtigkeit dieser Berichte mit Recht darum, dass diese Diplomoten weder die Absicht hatten, menschliche Handlungen zu sehr zu verschönern, noch anzuschwärzen, dass ihre Kritik streng ist, aber nicht feindselig. Eine Fülle von politischer Weisheit, von staatsmännischen scharfen Urtheilen, von meisterhaften Charakterschilderungen, von Kenntnissen findet sich in diesen Berichten, „man glaubt in eine Gallerie von Bildnissen zu treten", sagt Reumont treffend, „wo alles lebt und uns anredet". Solche Berichte konnte Sanuto gebrauchen und dies erhöht den Wert seiner Arbeit.

Wert der Berichte.

Sarpi. Der begabteste venetianische Geschichtschreiber ist jedoch Sarpi, eine vielseitige reichausgestattete Natur von ernstem Streben. Geboren am 14. August 1552, der Sohn wenig bemittelter Eltern, besuchte Pietro eine Schule, an deren Spitze der Bruder seiner Mutter stand und die namentlich von Adeligen gern besucht wurde. Seine Talente, seine Fortschritte, der Ernst seines Wesens (nie aß er Fleisch, nie trank er Wein, die Schulkameraden nannten ihn nur die Jungfrau) erregten Aufmerksamkeit; die Kameraden, deren Bewunderung er erregte, waren später die Lenker des Staates. 1565 trat er in den Orden der Serviten und bekam den Namen Fra Paolo. Sieben adelige Kaufleute in Florenz fühlten sich 1233 begeistert, auf die Welt zu verzichten, ihre Güter zu verkaufen und den Erlös unter die Armen zu vertheilen und für die Verehrung Marias zu wirken; das Volk nannte sie Diener Gottes (Servi Dei). Der Bischof von Florenz gab ihnen die Regel des heil. Augustin, das Ordenskleid, den schwarzen Mantel; 1255 genehmigte Alexander IV. den Orden, der sich weit verbreitete, aus dem manche zur bischöflichen Würde aufstiegen und der heute noch in Ehren besteht, und dessen erste wissenschaftliche Größe Fra Paolo werden sollte. Dieser machte seine Studien in Mantua und disputierte 1570 zur Erlangung des Doctorgrades mit so glänzendem Erfolge, dass der Herzog ihn zu seinem Theologen er-

Serviten.

nannte und der Bischof der Stadt ihm eine theologische Lehrkanzel anbot. Sarpi widmete sich mit großem Erfolge namentlich der Mathematik, Astronomie, der Physik: er soll schon die Circulation des Blutes, ein Vorgänger Harveys, er soll die Erweiterung und Verengung der Pupille durch die Lichtwirkung, er soll die Abweichungen der Magnetnadel entdeckt, er soll lange vor Locke die Erfahrung als Quelle des Erkenntnisvermögens aufgestellt haben. 1572 legte er Profess ab, 1575 lehrte er Philosophie, 1578 Theologie bei den Serviten in Venedig, 1579 wurde er, obschon erst sechsundzwanzig Jahre alt, doch zum Provincial gewählt und reiste wegen einer neuen Fassung der Statuten seines Ordens nach Rom. Sixtus V. nahm ihn mit Huld auf, die ersten Gelehrten Roms behandelten ihn als eine Größe. In Neapel wurde er ob seines Geistes und seines Wissens bewundert, der berühmte Porta gestand, dass er ihm viel verdanke, Galilei nannte ihn seinen Vater und Lehrer. 1589 ward Sarpi nach Venedig zurückberufen und bald darauf zum Consultor der Republik ernannt und als solcher deren wichtigste Stütze in ihrem Streite mit Rom.[1])

Venedig und Rom.

Der Streit drehte sich um die Frage, welche Rechte die Kirche gegenüber dem Staate habe. Die Venetianer zogen den Zehnten von den Kirchengütern ein, nahmen Geistliche, welche gegen die Gesetze der Republik gefehlt, gefangen und bestraften sie und erneuerten ein Gesetz, welches der Kirche die Erwerbung von Grundstücken untersagte und ihr den Verkauf solchen Grundeigenthums zur Pflicht machte, welches ihr durch letztwillige Verordnungen zufiel. Paul V. hielt dies für ungerecht und verlangte die Zurücknahme dieses Gesetzes und die Auslieferung zweier verhafteter Geistlichen. Als die Republik

Interdict 1606.

diese Mahnung nicht befolgte, sprach der Papst, 17. April 1606, das Interdict gegen sie aus, er verwarf, dass die Republik den Recurs nach Rom verbiete. Paolo Sarpi ermunterte zum Widerstand und vertheidigte die Regierung in einer eigenen Schrift:[2]) die fürstliche Gewalt stamme unmittelbar von Gott und sei niemanden unterworfen, der Papst habe gar kein Recht zu untersuchen, ob die Handlungen des Staates sündhaft seien; von dem Gehorsam gegen die Obrigkeit sei niemand ausgenommen; dem Papste stehe lediglich eine geistliche Jurisdiction zu. Vom Fürsten, als dem Schutzherrn der Kirche, hänge die Ernennung der Geistlichen, hänge die Publication der Bullen ab; in weltlichen Dingen erkenne die fürstliche Autorität keinen Obern als Gott. — Wenn der Clerus die Mahnung des Papstes befolgte, das Breve der Verdammung vor versammelter Gemeinde zu verkünden und es an den Kirchenthüren anschlagen zu lassen, so erlag die venetianische Regierung. Allein der Clerus hielt großentheils zur Republik, nur die Jesuiten, die Theatiner und die Kapuziner folgten der Aufforderung des Papstes, entweder das Interdict zu verkünden oder den Staub von den Füßen zu schütteln, und wurden deshalb für ewige Zeiten von dem Gebiete der Republik verbannt.

[1]) Reumont, Beiträge zur italienischen Geschichte, II, S. 155—184.

[2]) Trattato del Interdetto.

Einige Weltgeistliche, die dem Oberhaupte der Kirche gehorchten, sollen insgeheim hingerichtet worden sein. Die Spannung erreichte einen Grad, dass es zum Krieg zu kommen schien. Der Papst rüstete, Venedig drohte, protestantische Mächte zu Hilfe nach Italien zu rufen. Spanien und Frankreich vermittelten. Die Venetianer lieferten die zwei gefangenen Geistlichen aus. Cardinal Joyeuse, der Gesandte Heinrichs IV., erhielt vom Papste die Vollmacht, das Interdict zurückzunehmen; die Regierung dagegen versprach, „sich mit gewohnter Frömmigkeit zu betragen". Zur Zurückberufung der Jesuiten konnte sie aber nicht vermocht werden. Der Papst trat von seinen Forderungen zurück.

Concil von Trient.

Einen nicht minder feindseligen Geist bewies Paolo Sarpi in seiner „Geschichte des Concils von Trient".[1]) „Seine Arbeit", meint Ranke von diesem Werk, „ist missbilligend, verwerfend, feindselig; das erste Beispiel einer Geschichte, welche die ganze Entwicklung ihres Gegenstandes mit unaufhörlichem Tadel begleitet." — Sarpi selber bestimmt das Ziel seiner Arbeit entstellt. dahin: „Ich werde die Ursachen und Wechselfälle einer kirchlichen Versammlung erzählen, die im Laufe von zweiundzwanzig Jahren von den einen aus verschiedenen Gründen ersehnt und erstrebt, von den andern verhindert und verzögert, im weiteren Verlaufe von achtzehn Jahren bald verschoben, bald aufgelöst, stets zu den verschiedensten Zwecken gefeiert worden ist und welche eine Gestalt angenommen und ein Ergebnis herbeigeführt hat, die gänzlich im Widerspruche stehen, sowohl mit den Plänen derer, die selbe hervorgerufen, wie mit den Befürchtungen derer, die alles versucht haben, sie zu stören — zum offenbaren Zeugnis der Nothwendigkeit, wegen seiner Sünden sich Gott anheimzustellen und nicht zu vertrauen auf menschliche Klugheit. Und wirklich hat dieses Concil, ersehnt und herbeigeführt von frommen Männern, um die Kirche, welche sich zu spalten begann, zu vereinigen, in dem Grade das Schisma befestigt und die Hartnäckigkeit der Parteien gesteigert, dass es die Zwistigkeiten unversöhnlich gemacht. Von den Fürsten hingeleitet auf die Reform des geistlichen Standes, hat es die größte Entartung zuwege gebracht, welche je gewesen, seitdem der christliche Name besteht. Von den Bischöfen erhofft zur Wiedererlangung der größtentheils in die Hände des Papstes allein übergegangenen bischöflichen Gewalt, hat es veranlasst, dass sie dieselbe fast gänzlich verloren, und hat sie in eine noch größere Dienstbarkeit gebracht. Dagegen gefürchtet und vermieden vom römischen Hofe, als ein wirksames Mittel zur Beschränkung seiner ausschweifenden, von kleinen Anfängen stufenweise zu einem schrankenlosen Übermaß gediehenen Macht, hat es dieselbe hinsichtlich des Rom unterworfen gebliebenen Theiles dermaßen begründet und befestigt, dass sie niemals so groß und so tief gewurzelt gewesen. Es wird darum nicht unpassend erscheinen, diese Versammlung die Ilias unseres Jahrhunderts zu nennen." — Eine Fülle von Urkunden ist benützt, namentlich Berichte von Venetianern; die eigenen Bemerkungen Sarpis dazu sind voll Geist und Bosheit. In der Kunst, seinen Stoff für seinen Zweck zu ordnen, ist Sarpi Meister; die Sprache jedoch hat Provincialismen, die Crusca nahm darum das Buch nicht unter die classischen auf. Das Werk wurde zuerst in London gedruckt. Sein Freund De Dominis aus Arbe in Dalmatien, früher Professor der

[1]) Istoria del Concilio Tridentino.

Mathematik in Padua, dann Bischof zu Segni und zuletzt Erzbischof in Spalatro und Primas von Dalmatien, eine unruhige, ehrgeizige Natur, eitel und leichtsinnig, wurde von seinem eigenen Clerus als Anhänger antikatholischer Grundsätze in Rom verklagt und floh, das Einschreiten der Inquisition fürchtend, 1615 nach England, trat zu St. Paul feierlich zur anglikanischen Kirche über und gab hier 1619 Sarpis „Geschichte des Concils von Trient" unter dem Namen Pietro Soave Polano, dem Anagramm von Paolo Sarpi Veneto, mit der Widmung an König Jakob I. und dem Titelzusatze heraus: „Hier werden alle Kunstgriffe des römischen Hofes, zur Verhinderung der Verbreitung der Wahrheit der Dogmen, sowie der Reform der Kirche und des Papstthums, an den Tag gebracht." — Sarpi erklärte, das Buch sei wider seinen Willen gedruckt, er habe es seinem Freunde nur zum Durchlesen überlassen, dieser aber insgeheim eine Abschrift genommen. De Dominis fühlte sich aber bald in der anglikanischen Kirche nicht behaglich und bat den spanischen Botschafter um seine Vermittlung und kehrte 1622 reuig nach Italien zurück. Gregor XV. nahm den Widerrufleistenden wohlwollend auf und wies ihm einen Jahresgehalt an. De Dominis verwickelte sich aber in neue Widersprüche, ward unter Urban VIII. verhaftet und starb in der Engelsburg 1624.

De Dominis.

Gregor XV.

Sarpis Buch erregte hohes Aufsehen, eine Auflage folgte der andern, es ward in die deutsche, in die französische Sprache übersetzt. In Rom ward die Widerlegung desselben dem Jesuiten Sforza Pallavicini übertragen, welcher 1656 mit drei starken Quartbänden auftrat, in welchen er Sarpi nicht weniger als 361 Irrthümer nachwies. Die römischen Archive, der Briefwechsel der Legaten und eine Menge anderer wichtiger Quellen standen ihm zu Gebote. Er ist ein Mann von Geist, aber er schreibt schwerfälliger und breiter als Sarpi. Die Streitfragen zwischen beiden, die hier zu erörtern nicht am Platze ist, finden sich gelehrt und scharfsinnig bei Brischar entwickelt.[1])

Pallavicini.

Aber woher Sarpis Hass? Es wird erzählt, zweimal habe ihn die Republik für ein Bisthum in Vorschlag gebracht und jedesmal ihn Rom verworfen. Gewiss hegte Sarpi, obschon er täglich die Messe las, im Herzen Ansichten, die nicht katholisch waren.[2]) Er stand im innigsten Verkehre mit den Häuptern der calvinischen Partei, so mit Duplessis-Mornay, welcher der Papst der Hugenotten hieß, so mit Burnet. Diodati erzählt, wie er aus Sarpis Mund häufig protestantische Meinungen vernommen, wie er ihn dann zum offenen Übertritt aufgefordert, dieser aber geantwortet habe, er glaube dem Protestantismus nützlichere Dienste in der Mönchskutte zu leisten, als wenn er diese ablege. Domenico Passionei, welcher die ganze Correspondenz Diodatis in seine Hand bekam, schrieb über Sarpi: „Dieser schurkische, aber über allen Begriff gelehrte Mönch hatte die Absicht, den Calvinismus in Venedig einzuführen, das war das Ziel seines ganzen Handelns" — und Briefe, in neuerer Zeit herausgegeben, haben diese Absicht sicher ins Licht gestellt. Es wird erzählt, damals seien unter dem Volke in Venedig mehr als 12.000 Personen gewesen, entschlossen, bei erster Gelegenheit mit der Kirche zu brechen, zum Theil Nachkommen alter Waldenser, zum Theile von Sarpi und seinem Genossen Fulgentio im Gespräche oder im Beichtstuhle bearbeitet. Die Sache war so stark, dass Heinrich IV.

Sarpis Gesinnung.

[1]) Brischar, Beurtheilung der Controversen Sarpis und Pallavicinis in der Geschichte des Tridentinischen Concils. Tübingen 1843. 2 Theile.

[2]) Pietro Balan, Fra Paolo Sarpi. Venetia 1887.

auf die Umtriebe Sarpis aufmerksam machte und daſs Briefe Sarpis an die Hugenotten in die Hände des Senates zu Venedig zurückkamen. Der Rath der Zehn lud ihn vor, gab ihm einen Verweis und vernichtete die Briefe. Fortan schrieb Sarpi nicht mehr eigenhändig, sondern durch andere an seine Gesinnungsgenossen.

Dieser Mangel an Offenheit, dieses heimliche Wühlen, während er doch täglich Messe las und Beicht hörte, gereichte Sarpi nicht zur Ehre, ebensowenig sein Benehmen gegen Antonio Foscarini, auf welches neuerlich Reumont aufmerksam gemacht hat. Foscarini Antonio war aus alter Familie, Mitglied des großen Rathes, Botschafter in Frankreich, 1608—1610 in England. Sein Scharfsinn im Ergründen von Staatsgeheimnissen war von den Höfen, bei denen er war, gefürchtet. Sarpi, sein Freund, meldete ihm einmal, daſs er zwar der berühmteste Botschafter sei, den die Republik seit lange besessen, daſs er aber seine allzugroße Wiſsbegierde einigermaßen verstecken möge, um nicht die Zahl seiner Feinde zu vermehren. — 1622 wurde Foscarini in Venedig auf einmal als Staatsverräther verhaftet, als er aus dem Hause des spanischen Gesandten trat, am 21. April im Gefängnisse erdrosselt und seine Leiche auf der Piazetta öffentlich ausgestellt. Seinem Freunde Sarpi hatte er in seinem Testamente am Tage vor der Hinrichtung 100 Ducaten vermacht, damit er zu Gott für seine Seele bete. Sarpi aber wies in einem Schreiben an den Senat dieses Vermächtnis zurück, denn er wollte mit einem Verräther weder im Leben noch im Tode etwas zu thun haben. Es war Verrath an dem Andenken eines unglücklichen Freundes und Angst vor der Staatsinquisition. 1623 wurde der Proceſs Foscarinis umgestoßen und der Todte für schuldlos erklärt. Die Republik meldete sogar an fremde Höfe, daſs am Namen der Foscarini kein Makel hafte. Der wahre Grund dieses schrecklichen Justizmordes ist nie ans Tageslicht gekommen. Die Volksmeinung in Venedig ist, Foscarini habe seine frühere Verlobte, die aber ihr Vater während seiner Abwesenheit an einen anderen vermählt hatte, besucht und habe, als ihr Gatte nahte, keinen anderen Weg zur Flucht gefunden, als durch den Hofraum des spanischen Botschafter-Palastes. Nun hatten kurz vorher der spanische Botschafter Bedmar, der Statthalter von Mailand, Don Pedro de Toledo, und der Vicekönig von Neapel, Ossuna, einen Versuch gemacht, die Regierung der Republik zu stürzen, der aber entdeckt und durch die Hinrichtung vieler Mitverschworenen in Venedig bestraft wurde. Seitdem verhängte das Gesetz Todesstrafe über jeden Venetianer, der sich im spanischen Palast blicken ließ. Spione sahen Foscarini aus dem Palaste heraustreten und er galt deshalb für einen Verräther. Um die Ehre seiner Geliebten nicht bloßzustellen, erduldete Foscarini lieber den Tod, als daſs er den wahren Grund, warum er den Hofraum des spanischen Palastes betreten, angegeben hätte. — Sarpi starb 1623. Fünfmal wurde er von Meuchlern angegriffen, einmal verwundet. Weil er Rom haſste, so glaubte er, die Mörder seien von dort entsendet, und rief: „Ich erkenne den Stil der römischen Curie!“

Foscarini. Bedmar.

Genua.

Genuas Geschichte schrieb Agostino Giustiniani kunstlos und aufrichtig; Alberto Foglietta (1518—1581) in schönem Latein („Historiarum Genuensium libri X“, bis 1529); er war aus vornehmer Familie in Genua, ward aber verbannt und fand Schutz in Rom, wo er die „Elogia clarorum Ligurum“ schrieb.[1]) — Die Geschichte des Freistaates von 1528—1550 in

[1]) Tiraboschi, l. c. IV, p. 81.

elegantem Latein schrieb der für den Lehrstuhl der Philosophie nach Genua berufene Bonfadio. Er wurde 1559 im Gefängnisse erdrosselt, sein Leichnam verbrannt, nach den einen auf falsche Anklagen hin, weil er in seiner Geschichte gewisse Familien bloßgestellt habe, nach den andern wegen eines abscheulichen Vergehens gegen die Sittlichkeit. Bonfadio.

Neapels Geschichte schrieb Costanzo[1]) (1507—1591), „Le Istorie del regno di Napoli 1250—1489", in zwanzig Büchern, nahezu die Arbeit eines ganzen langen Lebens. Vielgenannt in jener Zeit war Paolo Giovio,[2]) geboren in Como 1483, anfangs ein tüchtiger Arzt, der sich aber später der Darstellung der zeitgenössischen Geschichte widmete. Damit machte er sein Glück. Leo X. las einige Bruchstücke seines Werkes und erklärte, seit Titus Livius habe kein Geschichtschreiber so elegant geschrieben. Hadrian verlieh ihm ein Canonicat in Como. Clemens VII. gab ihm Wohnung im Vatican und ernannte ihn zum Bischofe von Nocera. Weil Giovio von Paul III. das Bisthum Como nicht erhalten konnte, so zog er sich verdrossen nach Florenz zurück, wo er 1552 starb. Seine Grabschrift preist ihn als den Ruhm der römischen Sprache, nicht Sallust, nicht Livius reiche an ihn hinan. Wahrscheinlich hat der eitle Mann sie selber verfasst. Er stellt lebhaft dar, aber ohne sich um den wahren Verhalt viel Mühe zu geben. Seine Feder gehörte jedem, der sie kaufen wollte; sagte er doch selber, er habe zwei Federn, eine von Gold, die andere von Eisen, je nachdem ihn die Fürsten bezahlten. Er verschwieg oder erdichtete Großthaten, je nachdem er gestimmt war, und man verglich darum seine zahlreichen Geschichtswerke mit dem „Amadis von Gallien". Übrigens ist er ein gewandter Darsteller und unter der Spreu seiner Lügen finden sich doch auch viele Goldkörner der Wahrheit. Neapel. Giovio.

Die Italiener jener Zeit kannten und beschrieben aber auch das Ausland. Lust an Abenteuern trieb viele in die Fremde und sie machten mit ihrer Gewandtheit Glück.

Paolo Emilio, ein Veronese, erhielt von Karl VIII. 1489 die Anstellung als Redner und Geschichtschreiber des Königs und von Ludwig XII. den Auftrag, im Geiste des Alterthums die Geschichte Frankreichs darzustellen. So entstand das Werk „De rebus gestis Francorum libri VI" in reinem Latein, aber mangelhaft, was die Kritik anlangt. — Ein Venetianer Davila, dessen Vorfahren immer hohe Stellungen auf Cypern bekleidet hatten, floh vor den Türken von der Insel und fand wohlwollende Aufnahme in Frankreich. Katharina von Medici hob ihm 1576 ein Kind aus der Taufe, es bekam den Namen Henry Katharin, und sorgte für dessen Erziehung. Der Knabe wurde Page und machte die Feldzüge unter Heinrich IV. mit, als Mann hat er diese Kriege in fünfzehn Büchern beschrieben[3]) — „Historia delle guerre civili di Francia" — und 1630 herausgegeben. Er ist unparteiisch, ein beredter Erzähler, in Gesinnung ein Schüler Machiavellis, wenn auch sein Stil nicht so klar ist und seine Gedanken so tief; die Schrecken der Bartholomäusnacht schildert er mit der größten Kaltblütigkeit, sie entlocken ihm nur die Bemerkung, dass solcher Verrath und solcher Mord nie etwas nütze. Davila trat 1606 in vene- Emilio. Davila.

[1]) Tiraboschi, l. c. IV, p. 88.
[2]) Ibid. IV, p. 43—47.
[3]) Ibid. IV, p. 533.

tianische Dienste, wurde Commandant von Cremona und 1631, als er eine Lieferung einforderte, von einem tollen Bauern getödtet. — Bentivoglio und
Strada. Strada schrieben über den Aufstand der Niederlande. Famiano Strada (1572—1649), ein Römer und Lehrer der Rhetorik al Gesù in Rom, schildert den Aufstand in den Niederlanden von 1555—1590[1]) in schönem, an Digressionen reichem Latein und unparteiisch; man darf ihm auf sein Wort glauben, wenn er sagt, er folge nur seinem Gewissen und habe seine Feder an keinen
Bentivoglio. Fürsten verdungen.[2]) Bentivoglio, aus einer berühmten Familie, geboren in Ferrara 1579, war 1607—1616 Nuntius in Flandern, 1616—1621 in Paris, 1641 Bischof von Terracina, und wäre 1664 wahrscheinlich Papst geworden, hätte ihn nicht der Tod hinweggerafft. Seine „Storia delle guerre di Fiandria" erschien zu gleicher Zeit mit dem ersten Bande Stradas. Er war an Ort und Stelle und sein Werk liest sich darum leichter, weil er aus der eigenen Anschauung schreibt. Seine „Relazioni" und „Memorie" sind für die Zeitgeschichte
Conestaggio. von Bedeutung. — Der Genueje Conestaggio gab 1585 die „Storia dell' unione del regno di Portogallo alla corona di Castiglia" heraus. Der Sicilianer Lucio Marineo, Lehrer in Palermo, ward 1486 eingeladen, in Spanien über alte Literatur Vorträge zu halten, erlangte die Beachtung der Königin Isabella und schrieb hier: „De laudibus Hispaniae", „De Aragoniae
Martyre. regibus", „De rebus Hispaniae memorabilibus". Pietro Martyre[3]) aus Anghiera am Lago Maggiore, kam 1487 an den spanischen Hof, ward hier Lehrer der Pagen, geehrt und beschenkt von Isabella, als Gesandter von Ferdinand nach Ägypten geschickt, kam mit Columbus in regen Verkehr und lebte in Granada in hohen Ehren. Seine Briefe, seine Schriften: „De legatione Babylonica", „De rebus Oceanicis et orbe novo" sind für die merkwürdige Zeit von 1488 bis 1525 eine der wichtigsten Quellen.

Die Fahrten nach Ostindien, die Verbreitung der christlichen Lehre daselbst,
Maffei. schilderte Maffei — ein weitgereister Mann von seltenem Wissen. Maffei, geboren in Bergamo 1536, Lehrer der Beredsamkeit in Genua 1563, Staatssecretär 1564, trat 1565 in den Jesuitenorden, lehrte in Rom sechs Jahre Rhetorik und widmete sich dann ganz der Geschichte. Um den Stoff zu seiner Geschichte Ostindiens zu sammeln, machte er eine Reise nach Portugal. Philipp II. ermunterte, unterstützte ihn und ernannte ihn zum Geheimschreiber des Rathes von Mailand. Seine Werke sind alle in schönem Latein geschrieben, stundenlang konnte Maffei an einem Satze sich abarbeiten, um ihn abzurunden. Er arbeitete sehr langsam und gründlich und doch brachte er fünfzehn Bücher „Indischer Geschichten", drei Bücher eines „Lebens des Ignatius von Loyola" zustande, einen Band „Geschichte der Jesuiten in Ostindien", zwei Bände „Geschichte des Papstes Gregor XIII." Eine „Geschichte Clemens VIII." hatte er begonnen und eine „Geschichte der lateinischen Sprache" hatte er im Plane, als ihn zu Tivoli 1603 der Tod überraschte. —

---

[1]) „De bello Belgico, decades II."
[2]) Tiraboschi, l. c. IV, p. 534.
[3]) Vergl. Bd. VII, S. 156, 199, 208—209, 220 dieses Werkes

Der Protestantismus in Italien.

Weil die Italiener jener Zeit viel in andere Länder reisten, so brachten sie auch die neuen Ideen bald in ihre Heimat. An Gährungsstoff fehlte es ohnehin in der Halbinsel nicht. Wir hörten oben bei Sarpi, dass in Venedig Waldenser lebten und 12.000—15.000 Personen einem Bruch mit Rom entgegen sahen. Waldenser waren in Calabrien, waren in Sicilien, Waldenser in Piemont. Als ein Spanier, Valdes, in Neapel lutherische Ansichten aussprach, hatte er 3000 Anhänger, wie berichtet wurde. Die Versuche Karls V. und Philipps II., die spanische Inquisition einzuführen, riefen Aufstände in Neapel und Mailand hervor.[1]) Renée, die Tochter Ludwigs XII. von Frankreich und der Anna von Bretagne, wurde 1528 mit Ercole da Este, dem Sohne Alfons I. und der Lucretia Borgia, vermählt und brachte die neuen Anschauungen nach Ferrara: an ihrem Hofe hielt sich Calvin unter dem Namen Charles Heppeville einige Zeit auf und war Clemens Marot Geheimschreiber; durch sie wurden viele Männer und Frauen in Ferrara für die Lehren Calvins gewonnen. In das herzogliche Haus, in die Stadt, in das Land kam Zwiespalt. 1560 musste Renée das Gebiet von Ferrara verlassen, sie lebte fortan bis 1575 in Montargis in Frankreich und schützte ihre Glaubensgenossen mit männlicher Entschlossenheit. — Vom Valtellin aus wirkte die Schweiz auf Italien. Vom Herzog Karl von Savoyen hegten die Lutheraner einige Zeit die Hoffnung, dass er zu ihrer Lehre offen übertreten werde. Von Pavia aus wurden Luthers Schriften in der Lombardei verbreitet, in Venedig wurden sie nebst den Werken Melanchthons und Calvins gedruckt. Durch einen großen Theil von Italien war in den gebildeten Kreisen religiöse Gleichgiltigkeit oder Liebe zu den Ansichten der Reformierten ebenso verbreitet, als heutzutage liberale Ansichten. Die Zweifel an der Unsterblichkeit der Seele, welche Pomponazzi (1462—1526), Lehrer der Philosophie in Bologna, angeregt hatte, waren sehr verbreitet. Wie groß die Gährung der Geister war, zeigen einige Beispiele.

Waldenser. Renée. Calvin in Ferrara. Calvin in Oberitalien.

Bernardino Ochino, geboren 1487 in Siena, ward in glühendem Eifer für geistige Dinge zuerst Franciscaner von der strengen Observanz, dann trat er zurück und widmete sich dem Studium der Medicin.[2]) Aber unzufrieden mit sich selbst, kehrte er in den Orden zurück, wurde Kapuciner und Haupt dieses Ordens und entfaltete als Reiseprediger eine hinreißende Macht des Wortes: die Bevölkerung ganzer Städte kam ihm bewundernd entgegen. Karl V., der ihn in Neapel hörte, sagte, er vermöge Steine in Thränen aufzulösen. Der Spanier Valdes gewann ihn jedoch in Neapel für die lutherische Lehre von der Recht-

Ochino.

[1]) Jules Bonnet, Vie d'Olympia Morata, épisode de la renaissance et de la réforme en Italie. Paris 1850.

[2]) Über ihn Bayle, Dictionnaire. und Ranke, Geschichte der Päpste, I, S. 141 bis 143.

fertigung, die Ochino 1542 sofort während seiner Fastenpredigten in Venedig mit allem Feuer verkündete.

Der Nuntius verbot ihm jetzt die Kanzel, der Mönch aber suchte nun in Verona seine Ordensbrüder zu seinem Bekenntnis fortzureißen. Doch er war überwacht und wurde aufgefordert, in Rom sich zu verantworten. Ochino entfloh nach Genf, wo er viele abgefallene Italiener traf, er war drei Jahre ihr Prediger und nahm ein Weib. Von Calvin empfohlen, begab sich Ochino nach Basel, wo er aber keine geeignete Stellung fand, und von da nach Augsburg, wo er italienischer Prediger an der St.-Anna-Kirche wurde. Doch Augsburg mußte sich 1547 dem Kaiser fügen und Ochino sich flüchten. Von Straßburg gieng er auf Einladung Cranmers nach London, wo er als Prediger für die Italiener thätig war. Als Maria die Katholische 1553 den Thron bestieg, floh Ochino wieder nach Genf, wo er am Tage nach der Hinrichtung Servets eintraf, die er sehr mißbilligte. Dadurch wurde er Calvin verdächtig und nahm deshalb gerne die Stellung eines Predigers für etwa sechzig italienische Familien in Zürich an, die aus Locarno dahin geflohen waren. Aber auch in Zürich war seines Bleibens nicht. In einer Schrift hatte er über Polygamie gesprochen und sich nicht entschieden dagegen erklärt und wurde deshalb, als auch Beza sich in die Reihen seiner Feinde stellte, verbannt. Es war im December, man gestattete ihm nicht, die wärmere Jahreszeit zur Reise abzuwarten. Mit seinen vier Kindern wanderte Ochina zuerst nach Basel, dann nach Nürnberg, Frankfurt, überall empfieng man ihn kalt. Die einen hielten ihn für einen Wiedertäufer, die andern, mit mehr Recht, für einen Antitrinitarier, und so mußte der unglückliche Greis sich entschließen, nach Polen auszuwandern. Dort sah er seine vier Kinder an der Pest sterben, der er selber in Schlakau in Schlesien später erlag. Die Zahl seiner Schriften ist sehr groß.

Wanderungen.

Vermigli

Nicht minder bewegt war das Leben seines Freundes Pietro Martyre Vermigli. Er stammt aus einer angesehenen Familie in Florenz. Seine geistreiche Mutter flößte ihm eine tiefe Frömmigkeit ein und war seine Lehrerin im Latein. Gegen den Willen seines Vaters trat Pietro im sechzehnten Jahre in den Orden der Augustiner und wurde dafür enterbt. Mit glühendem Eifer verlegte er sich jetzt auf das Studium des Aristoteles, der Heiligen Schrift, des Griechischen und des Hebräischen. Er wurde Abt eines Klosters in Spoleto, dann Prior in Neapel. Hier kam er mit Juan Valdes zusammen und wurde für die Lehren der Reformation gewonnen. Er leugnete das Fegefeuer. Bembo und Pole retteten ihn einmal in Rom, aber in seinem eigenen Orden hatte er die meisten Feinde. Er ward vor die Oberen nach Genua geladen, traute aber nicht und floh 1542 nach Zürich, nachdem er in Lucca im Kreise der Reformierten das Abendmahl nach ihrer Weise genossen hatte. Mit ihm bekamen drei andere Freunde, die mit ihm geflohen, eine Anstellung in Straßburg: Lacisio als Lehrer für die griechische, Tremellio als Lehrer für die hebräische Sprache, und Massario als Lehrer der Heilkunst an der Universität. 1547 nahm Vermiglio mit Ochino ein Ruf nach England an, wurde Professor in Oxford und war 1552 namentlich bei der Änderung des Kirchengesetzes beschäftigt. 1553 kehrte er nach Straßburg zurück, aus welchem ihn aber die Streitigkeiten der Lutheraner 1556 vertrieben. Er nahm die Lehrkanzel der hebräischen Sprache und Theologie in Zürich an, bekam das Bürgerrecht, wurde von der Stadt zum Religionsgespräch nach Poissy entsendet, starb aber in Zürich 1562.

in Straßburg.

Oxford.

Im allgemeinen haben die Italiener, welche in dieser Zeit sich von der Kirche abwandten, mehr Neigung zu Calvins oder Zwinglis, als zu Luthers Lehre, sind lieber Theisten als Offenbarungsgläubige; einige der befähigsten, wie Giordano Bruno, sprechen gar den Pantheismus mit aller Glut der Seele aus. In manchem sind sie Bahnbrecher neuerer Richtungen: so ist der Socianianismus die gemeinsame Wiege, in welcher der Supra-Naturalismus und der Rationalismus der neueren protestantischen Theologie beisammen liegen, so ist Giordano Bruno der Vorläufer des Spinoza. Rationalismus.

Lelio Sozzini, geboren 1525 in Siena, der Sohn eines Rechtsgelehrten, widmete sich anfangs selber dem Studium des Rechtes, wandte sich aber bald den religiösen Fragen zu, besonders der Erklärung der Schrift nach dem Urtext. Von 1544 durchreiste er Frankreich, die Niederlande, England, Deutschland, zuletzt ließ er sich in Zürich nieder. Sein Wissen, seine Beredsamkeit, sein Charakter gewannen ihm überall Achtung, seine Ansichten aber machten ihm Feinde, unter Protestanten noch mehr als unter Katholiken. Darum hielt Socin fortan zurück mit seinen Lehren unter Leuten, die ihn verbrannt hätten, wären ihnen dieselben klar geworden. Nur vertrauten Landsleuten, nur Mitgliedern seiner Familie theilte Lelio fortan seine Anschauungen mit. Er starb 1562 in Zürich in der Blüte seines Lebens. Seine Papiere kamen in die Hände seines Neffen, des Fausto Sozzini, der, geboren in Siena 1539, gleichfalls im Anfange sich mit dem Rechte befaßte, sich aber bald gänzlich den theologischen Fragen hingab, welche jene Zeit bewegten. 1559 floh er vor der Inquisition nach Lyon, begab sich 1562 nach Zürich, um sich in den Besitz der Papiere seines verstorbenen Oheims zu setzen, kehrte von da nach Florenz zurück, wo ihm der Großherzog, Franz Medici, Ehrenämter gewährte, verließ aber Toscana 1574 wieder und lebte drei Jahre in Basel. Ein Streit daselbst machte ihm einen längeren Aufenthalt unmöglich und er folgte einer Einladung Blandratas nach Siebenbürgen, welcher ihn denen entgegenstellen wollte, die da meinten, sei Christus kein Gott, so brauche man auch nicht mehr zu ihm zu beten. Von 1579 war Sozzini in Polen und gab den Leugnern der Trinität ein Gemeinwesen und einen ausgebildeten Lehrbegriff. Socinianer. Lelio. Fausto Sozzini.

Den Socinianern sind die Reformatoren nicht weit genug gegangen; sie verwerfen die Dreieinigkeit, als wider die Schrift und die Vernunft verstoßend; wolle man die Einheit des göttlichen Wesens festhalten, so müsse man sich auch mit nur einer Person in der Gottheit begnügen, das göttliche Wesen sei untheilbar. Mit den Stellen der Schrift, welche die Gottheit Christi betonen, werden sie durch kecke Deuteleien fertig. Christus ist ihnen nur ein durch Gottes Rathschluss zu göttlicher Würde erhobener Mensch, der heilige Geist ist ihnen nur die heiligende Kraft und Wirksamkeit Gottes.[1]) Sie leugnen die zwei Naturen in Christo, die Göttlichkeit gehört zu seinem Amt, nicht zu seiner Natur: er ist ein mit höherer Erkenntnis und Wunderkraft ausgestatteter Mensch, war leidensfähig und sterblich, wurde aber ob Antitrinitarier. Christologie.

[1]) Eigentlich fehlt dieser Lehre alles speculative Element und ist sie nur ein aufgewärmter Ebionitismus.

seines Gehorsams erhöht, fuhr beim Antritt seines Amtes zum Himmel empor und vernahm, was er der Menschheit verkünden sollte, und fuhr nach Vollendung seines Amtes wieder zum Himmel empor und erhielt unumschränkte Vollmacht, seine Anhänger zu beseligen. Der Socinianismus ist demnach ein Rückfall in den Islam, Christus hat hier eine ähnliche Stellung wie dort Mohammed.[1])

Adam war nach Sozzini zwar sterblich geschaffen, aber er musste nicht sterben, wenn er im Gehorsame ausharrte. Dass Gott für seinen Fall das ganze Geschlecht mit unüberwindlicher Neigung zum Sündigen geschlagen habe, sei unglaublich. Eine stellvertretende Genugthuung bestreitet Sozzini, denn vor Gott gelte kein Ansehen der Person, auch hätte Christus Gott nicht all dasjenige leisten können, was wir hätten leisten sollen. Gott habe sich uns vielmehr in Christo aus ganz freien Stücken versöhnt gezeigt. Durch Jesu Tod sei unsere Seligkeit nur insoferne vermittelt, als er dadurch in den Stand der Erhöhung eintrat und die Vollmacht erhielt, alle, die ihm gehorsam sind, von den Strafen der Sünde zu befreien. Die Sacramente. Von inneren Gnadenwirkungen bei den Sacramenten kann in diesem Systeme keine Rede sein: die Taufe ist eine Ceremonie, welche die Socinianer dulden; es sei Ansatz zur Abgötterei, zu glauben, dass durch die Taufe die Wiedergeburt bewirkt werde. Im Abendmahle empfangen wir nichts, sondern feiern nur dankbar ein von Gott bereits empfangenes Geschenk: der geistige Genuss Christi müsse vorher schon stattgefunden haben, wenn das Abendmahl würdig genossen werden solle. Vernunft und Offenbarung. Die Dogmen dürfen aus der Vernunft nicht geschöpft werden, ihr aber auch nicht widersprechen. Widerstreite das Wort der Schrift der (socinianischen) Vernunft, so müsse es auf ungewöhnliche Weise gedeutet werden. Das gewaltsame Deuteln der Schrift kommt denn auch so häufig vor, dass die Socinianer mit dem größten Theil der christlichen Dogmen fertig werden. Bei aller Gewaltsamkeit der Schriftdeutung fehlt dennoch dem System die Consequenz wie die religiöse Tiefe. Der bitterste Hass ward unter den Protestanten rege gegen die Socinianer. Hase sagt treffend: „Der Socinianismus war nie der Herzschlag, aber die Unruhe in der protestantischen Kirche zur Zeit der erstarrenden Orthodoxie, dieser galten die Socinianer als Unchristen!“ — Verfolgung. Als die Gegner den Fausto nicht auf einem Gespräch zu Posna 1595 widerlegen konnten, verklagten sie ihn wegen Aufwieglerei bei der Regierung. Sozzini musste sich verbergen und lebte lange in großer Noth. Als auf einer Synode zu Brzesc in Litthauen die Unitarier eine Kirche zu bilden begannen, wurde der Hass von neuem lebendig, Sozzini 1598 in einem nächtlichen Auflauf vom Pöbel aus dem Bette gerissen und durch die Straßen geschleift. Ein Professor rettete ihn. Sozzini floh aufs Land und starb 1604 auf dem Gute eines Freundes. — Das Bekenntnis der Socinianer ist am vollständigsten im Katechismus von Rakau enthalten, 1638 wurden sie aber aus Rakau, 1658 wegen Landesverrathes aus ganz Polen vertrieben.

Die Italiener brachen in der Regel viel radicaler mit der Kirche als die Lutheraner, Calviner und Zwinglianer. Einer der kühnsten Gegner der Kirche in dieser Zeit war Giordano Bruno.[2])

---

[1]) Möhler, Symbolik, 3. Aufl., S. 614—637.

[2]) Seine italienischen Werke gab Wagner (Leipzig 1830), seine lateinischen Gegner

Bruno. Geboren in Nola, daher der Name Nolanus, im Königreiche Neapel, das so viele geniale Männer hervorgebracht hat, in seiner Jugend Dominicaner, aber ein unruhiges, gährendes Gemüth, brach er bald mit der Autorität und der guten Zucht und floh 1582 nach Genf, um den Folgen seiner rohen Spöttereien über die Mönche zu entgehen. Er schwor der Kirche ab und gieng zur Lehre Calvins über. Aber seine Streitlust und die Ansichten, die er aussprach, entzweiten ihn bald mit seinen neuen Freunden und fortan hatte er keinen festen Sitz auf Erden. Reisen. Er gieng nach Lyon 1583, von da nach Paris, wo er die Aristoteliker bekämpfte und zugleich für die große Kunst des Raimund Lull auftrat. Seine Unruhe trieb ihn nach London, von da wieder nach Paris, nach Wittenberg, wo er 1586—1588 Philosophie lehrte. „Zu euch kam ich," sagte er hier in einer öffentlichen Rede, „ein Fremdling, ein Verbannter, ein Spielball des Schicksals, unansehnlich von Gestalt, ohne Gönner, ohne Habe und vom Hasse der Menge verfolgt. Und ihr habt mich wohlwollend aufgenommen und mir zwei Jahre hindurch Gunst und Obdach gewährt." Aber auch die Lutheraner schlossen ihn aus der Kirchengemeinschaft aus. Wie ein Irrlicht flog er durch die Welt. 1588 soll er in Prag gewesen sein, 1589 finden wir ihn in Helmstädt, wo er bis 1591 Philosophie lehrte, dann in Frankfurt, später bei Padua. In Venedig fiel er in die Hände der Inquisition und wurde nach Rom ausgeliefert. Hier soll er Widerruf versprochen, aber nur Zeit zu gewinnen gesucht haben. Sechs Jahre vergiengen, bis man zur Überzeugung kam, dass er seine Richter nur täuschen wolle. Am 9. Februar 1600 wurde er verurtheilt wegen Flucht aus seinem Orden, wegen Abfall von seiner Kirche, wegen Atheismus und rohem Materialismus und wegen boshafter Feindseligkeit gegen das Christenthum. Acht Tage ließ man ihm Zeit, in sich zu gehen, am 17. Februar wurde das Todesurtheil an ihm vollzogen. Seiner Schriften sind viele; sie sind ohne rechte Klarheit, ohne ernste Geistesarbeit, predigen atheistische Aftermystik, leugnen Gott und Unsterblichkeit.

Schriften. Die Schriften Brunos sind zahlreich, aber selten zu finden, weil sein Leben unstet war und die Druckorte so häufig wechseln. Sie sind dunkel und erfordern ein mühsames Studium. Verse wechseln mit Prosa, Latein mit Italienisch. Der Mann schrieb meist in solcher Begeisterung, dass er Verse machen musste, dann folgen wieder trockene und prosaische Stellen. Man kann sagen, Bruno sei ein gott-trunkener Mensch, bei dem aber die Spiele der Phantasie oft für speculative Wahrheiten gelten. Er preist wie Parmenides das Unveränderliche, Allgegenwärtige, Eine, die einzige Substanz, außer der nichts ist. Sie ist ihm das Unendliche, Unwandelbare. Gott ist die Weltseele, Gott und Welt weiß er nicht voneinander zu unterscheiden. Gott ist die Ursache, das Princip und das Eine, welches alles ist. Alle Dialectik wendet Bruno nur an, um alle Bestimmungen aufzuheben und in dem Einen zu verschmelzen. Die Weltidee ist die Idee der Gottheit. Bruno ist der Vorgänger des Spinoza, nur ist sein Pantheismus mehr dichterisch, der des

heraus. Monographien über ihn schrieben Bartholmeß, Paris 1846, Clemens (Giordano Bruno und Nikolaus von Cusa), Berlin 1847, Barbi, Florenz 1868, 1876, 1880, Sigwart, Tübingen 1880, Brunhofer, Leipzig 1882.

Spinoza mehr verständig und consequent. Der Grundgedanke bei beiden ist aber derselbe.

Ein Landsmann Giordano Brunos und Gesinnungsgenosse war Giulio Cesare Vanini, er endete auch in gleicher Weise.

Vanini. Vanini ist geboren 1584 zu Taurisano[1]) im Gebiete von Otranto, sein Vater war ein Arzt. Seine Studien machte er in Rom und Neapel, vielseitig, in Theologie und Philosophie, Physik und Jurisprudenz. In Padua wurde er Dominicaner, in Neapel aber verband er sich mit dreizehn Gesinnungsgenossen, den Atheismus durch Europa zu verbreiten — und erhielt Frankreich zum Schauplatze seiner Thätigkeit. Vanini begann 1614 in Lyon Philosophie vorzutragen, musste sich aber bald aus dem Staube machen. In London, wohin er sich jetzt wandte, war er einige Zeit verhaftet, aber nicht weil er, wie er später behauptete, katholische Grundsätze aussprach, um Märtyrer zu werden. Nach längerem Aufenthalte in Genua gab er in Lyon sein „Amphitheatrum aeternae providentiae divino-magicum, christiano-physicum" heraus, in welchem er christliche Ansichten aussprach, um den Clerus zu gewinnen. „Gott," heißt es hier, „ist alles, über allem, außer allem, in allem, bei allem, vor allem, nach allem und ganz alles." Für den Nuntius in Paris schrieb Vanini eine Vertheidigung des Concils von Trient. Dabei aber setzte er seine vielbedeutende Thätigkeit für seine Grundsätze fort, in Paris allein soll er 50.000 für den Atheismus gewonnen haben. Hier gab er 1616 seine vier Bücher „De admirandis naturae reginae deaeque mortalium arcanis" heraus, in welchen er offen seinen Hass gegen das Christenthum aussprach: der einzige Gott ist ihm hier die Natur, das einzige Gesetz: folge deinen Neigungen. Merkwürdigerweise wusste er die Billigung der Behörde für den Druck dieses Buches zu erschleichen. Doch die Sorbonne verurtheilte die Schrift zum Feuer und der Staatsanwalt in Toulouse klagte ihn, als er die Erziehung der Kinder des Präsidenten des dortigen Parlamentes übernehmen wollte, wegen Verbreitung des Atheismus an. Es war Vaninis Unglück, dass seine Richter keine Geistlichen waren, der Process wurde mit aller Strenge geführt. Der Präsident Gramond schreibt darüber: „Vanini geberdete sich als Katholik, und war daran, freigesprochen zu werden, als ein angesehener Mann gegen ihn eidlich aussagte, er habe in seiner Gegenwart die christlichen Mysterien verhöhnt und sich über einen persönlichen Gott lustig gemacht. Vanini betheuerte seinen Glauben an einen Gott in drei Personen, hob einen Strohhalm vom Boden und sprach in längerer Rede darüber, dass man aus diesem Strohhalm das Dasein Gottes, seine Weisheit entnehmen könne. Aber er sagte all das aus Todesangst, nicht aus innerer Überzeugung. Ich sah ihn nachher auf dem Henkerkarren, wie er den Franciscaner verhöhnte, der ihn zur Bekehrung mahnte, und wie er über Christus spottete, der vor Angst Blut geschwitzt habe, während er selber unerschrocken in den Tod gehe." Vanini wurde am 19. Februar 1611 in Toulouse verbrannt. Er war ein Mann von Talent, aber ohne Charakter, seine Bücher funkeln stellenweise von dichterischer Schönheit und platonischem Geist. In Guienne war er aus einem Kloster wegen eines schmachvollen Angriffes auf die Unschuld ausgestoßen worden. —

Schriften.

[1]) Olearius veröffentlichte 1708 in Jena, Schramm 1709 in Cüstrin ein Buch „De vita Vanini", Fehrmann 1800 in Leipzig ein „Leben des Vanini".

Die Päpste. Das Concil von Trient.

So waren die religiösen Zustände Italiens, während halb Europa von Rom abfiel. Man begreift, dass die Vertheidiger der alten Kirche sich ansahen, wie die Vertheidiger einer Stadt, die von außen von Feinden umschlossen und im Innern von Verrath bedroht ist. Man kam auf Maßregeln der Strenge zurück und wählte zu Oberhäuptern der Kirche nur Männer, in denen Thatkraft mit feurigem Glauben sich paarte.

Inquisition.

Cardinal Caraffa, feurig, streng, unbeugsam, rieth dem Papste, da die dominicanische Inquisition verfallen war, ein neues oberstes Inquisitionstribunal nach Art Spaniens zu errichten — und es geschah 1542. Ohne die Erlaubnis der Inquisitoren durfte von 1543 an kein Buch gedruckt werden, der Index entstand. Leider wurden im Eifer, gemäß dem Geiste der Zeit, nicht bloß schlechte Bücher, sondern auch ihre Verfasser verbrannt. — Paul III. ist der eigentliche Urheber der Bulle „In coena Domini“ durch die Bulle „Consecraverunt“, in welcher er die Berufung von den Decretalen der Päpste an ein allgemeines Concil verwarf. Nach seinem Tode 1550 wollten die Cardinäle zum Papste den berühmten Engländer Pole wählen; als er sich weigerte, ernannten sie Maria del Monte zum Papst, der sich Julius III. (1550—1555) nannte und sogleich die Wiederaufnahme des Concils zu Trient auf das Frühjahr 1551 festsetzte. Bei der einstimmigen Wahl seines Nachfolgers Marcellus II. entschied sein tadelloses Leben und seine streng kirchliche Gesinnung. Längst hatte Marcello Cervini die Reformation an sich selbst vollzogen, als Papst brannte er vor Eifer, Missbräuche abzustellen und die Einheit des Glaubens und allgemeinen Frieden herbeizuführen. Alle, die ihn kannten, wiegten sich in den frohesten Hoffnungen für die Kirche. „Allein die Welt war seiner nicht wert“; er starb am einundzwanzigsten Tage seiner Regierung, 30. April 1555.[1]) Über die Kühnheit und das jugendliche Feuer Pauls IV. (1555—1559) wurde oben gesprochen. Denselben Eifer, mit dem er den Krieg gegen Spanien begonnen hatte, bewies er nach dem Frieden für die Reform der Kirche, in Abstellung der Missbräuche, des Ämterverkaufes: unerbittlich verjagte er Unwürdige aus erschlichenen Stellen und verwies er auch Große, ob Laien, ob Weltliche, vor die Inquisition. Auch der Protestant Ranke gibt ihm das Zeugnis:[2]) „Er führte in den Kirchen eine strenge Disciplin ein, er verbot alles Betteln, selbst das Almosensammeln der Geistlichen für die Messe; er entfernte die anstößigen Bilder: man hat eine Medaille auf ihn geschlagen mit dem geißelnden Christus, der den Tempel säubert. Die ausgetretenen Mönche verjagte er aus Stadt und Staat. Den Hof nöthigte er, die Fasten ordentlich zu halten und Ostern mit dem Abendmahle zu feiern. Mussten doch die Cardinäle zuweilen predigen. Er selbst predigte. Von Ehe-Dispensen und ihrem Ertrage wollte er nichts mehr wissen. Wie sah er auf Würdigkeit und kirchliche Gesinnung bei Verleihung der Ämter! Auch hegte er die Absicht, den Bischöfen viele von den ihnen entzogenen Rechten zurückzugeben. Keinen Tag ließ er vorübergehen, ohne einen auf die Wiederherstellung der Kirche zu ihrer ursprünglichen Reinheit bezüglichen Erlass bekannt zu machen.“

Index.

Paul III.

Julius III.

Marcellus II.

Paul IV.

---

[1]) Ranke, Römische Päpste, S. 243—273.

[2]) Ibid. S. 273—283. — Eingehender Brosch, Geschichte des Kirchenstaates, I, S. 164—189.

Pius IV. Sein Nachfolger Pius IV. (1559—1566) war ein Gianangelo de Medici, aber nicht aus der florentinischen, sondern aus einer rasch emporgekommenen mailändischen Familie. Die reformierende Richtung wirkte fort, zumal des Papstes Karl Borromeo Neffe, der fleckenreine Carlo Borromeo,[1]) vielen Einfluss hatte. Er ist ein schlagendes Beispiel, wie damals die Kirche mit jugendlicher Kraft sich erhob, zugleich einer der größten Kirchenverbesserer, eine der schönsten Zierden der katholischen Kirche. Er ist vornehmer Herkunft, stammt aus einer Familie, die mit den Aniciern im alten Rom verwandt sein will, und wurde 1538 in Arona am Lago Maggiore geboren. Eine durch und durch reine, ernste und fromme Natur, vermochte er als Knabe eine Lüge nicht zu ertragen und als Studierender in Pavia sich nicht wie seine Genossen einem lockeren Leben hinzugeben. Die kostbarste Perle war nach seiner Ansicht ein reiner Geist in einem reinen Körper. Sein Oheim bestieg als Pius IV. den päpstlichen Stuhl und ernannte ihn, da Cardinal, er kaum dreiundzwanzig Jahre alt war, zum Cardinal und zum Erzbischof von Mailand und verwandte ihn in Angelegenheiten von Bedeutung. Karl bestand diese Prüfung glücklich; er wurde nicht stolz, sondern blieb einfach und demüthig mitten im Glanz und Reichthum. Der Jesuit Ribeira wurde sein Gewissensrath und führte ihn in das in Gott verborgene Leben des Geistes ein. Er suchte nie den eigenen Vortheil, sondern nur die Wohlfahrt des Ganzen. Und bei aller Milde und Nachgiebigkeit war er entschieden, wo es den Grundsatz galt. In Trient trieb er zur Thätigkeit, zum Abschlusse — und er hieß die lebendige Kirchenversammlung, nicht bloß weil er die Beschlüsse des Concils auswendig wusste, sondern weil er am meisten beitrug, alle Schwierigkeiten, welche der Durchführung derselben entgegenstanden, zu überwinden. Er half den römischen Katechismus auf Grundlage der Beschlüsse von Trient abfassen, er führte die Beschlüsse der Versammlung in seiner Diöcese durch, wohin er 1565 abgieng, und die er bis zu seinem Tode, 4. November 1584, nicht mehr verließ. Achtzig Jahre war es, seit der letzte Bischof in Mailand residierte, — aber Karl war ein anderer als seine Vorgänger. Der Geist des heil. Ambrosius wehte ihn an. Erz- Sein Sprengel umfasste 600.000 Seelen, 800 Pfarren, 150 Klöster. Welch ein bischof von Mai- Feld der Thätigkeit, in einer so großen, verwahrlosten Diöcese den Geist des land. Christenthums zu verbreiten! Es sind ganze Bücher über seine bischöfliche Thätigkeit geschrieben worden, wie er barmherzig war und sein Vermögen an die Armen vertheilte und selber nur von Brot und Wasser und Gemüse lebte; wie er zur Zeit der Pest, als alle Behörden flohen, und der Schrecken alle Herzen verhärtet hatte, der rettende Engel Mailands wurde und Wunder der Liebe wirkte; wie sein Beispiel die Geistlichen zur Nacheiferung antrieb, und wie durch seine Liebe und Sorgfalt 70.000 Kranke Pflege des Leibes und der Seele erhielten; wie er Geld borgte, seine Teppiche, ja seine Cardinalskleider versetzte, um halbnackten Armen Kleidung zu geben, und selber im leeren Hause auf einem Brette und einfachen Strohsack schlief; wie er zur Zeit einer Hungersnoth allein täglich 3000 Menschen auf eigene Kosten speiste. Wie wunderbar war seine Thätigkeit! In seiner großen Diöcese war keine Kapelle, die er nicht besucht, kein einsames Dorf im abgelegensten Winkel der Alpen, wohin er nicht mit seinem Bergstock und einem Bündel auf den Schultern den Weg gefunden hätte, um die Lehren

[1]) Sailer, Der heilige Karl Borromeo. Augsburg 1824. — Dieringer, Der heilige Karl Borromeo und die Kirchenverbesserung seiner Zeit. Köln 1840. — Die italienische Lebensbeschreibung von Giussano hat Klitsche (Augsburg 1836) verdeutscht.

des Evangeliums den armen Bauern zu verkünden, mit denen er Kastanien und Milch aß, in deren Häusern er auf einer Bank übernachtete. Wie viel Synoden hat er nicht abgehalten! wie wusste er nicht seinen Clerus anzuregen, zu befeuern, tüchtige Jünglinge auszuwählen, für ihre Ausbildung zu sorgen und die Kirche in der That zu reformieren! Ein begabter, feiner Kopf, liebte er die Wissenschaft. Im Vatican in Rom hatte er eine eigene Akademie gegründet. In seinen Schriften sind noch die Reden, welche er dort hielt,[1]) aufbewahrt. Epiktets Handbuch war seine Lieblingslectüre. Ein unbestechlicher Charakter wahrte Karl Borrome übermüthigen Statthaltern gegenüber die Rechte der Kirche und des Volkes. So leicht gieng das allerdings nicht ab. Die Statthalter verklagten ihn. Aus dem verkommenen Orden der Humiliaten versuchte sogar ein Meuchelmörder den Bischof, weil er den Orden reformieren wollte, während er vor dem Altar auf den Knien lag, durch eine Kugel zu tödten. Karl wurde in den Rücken getroffen, aber nicht tödtlich. Er befahl, im Gebete fortzufahren, damit der Mörder entfliehen könne, und verwendete sich um Gnade, aber vergebens, auch hob der Papst den Orden auf. Seine Liebe schien unerschöpflich, aber die Kräfte seines Körpers waren es nicht, sechsundvierzig Jahre alt, erlag Karl den Anstrengungen. Das Volk verehrte diesen Engel in Menschengestalt als Heiligen lange, bevor Rom ihn unter die Zahl der Zierden der Kirche versetzte. Auch sein Neffe Friedrich wurde Erzbischof in Mailand, wurde der Freund der Unglücklichen, ein rettender Engel, als die Pest ein anderesmal in Mailand wüthete.[2]) Wer erinnert sich nicht der herrlichen Schilderung derselben in Manzonis „Verlobten", die mit derjenigen des Thukydides wetteifert! Er ist der Gründer der ambrosianischen Bibliothek (gest. 1631).

Humiliaten.

Friedrich Borromeo.

Aus dem Einflusse des Neffen kann man auf den Geist des Papstes schließen. Er bewies großen Eifer für das Concil zu Trient, welches, zweimal unterbrochen, am 18. Januar 1562 zum drittenmale begann. „Wir wollen das Concil," sagte Pius IV., „und wollen es allgemein. Wollten wir es nicht, so könnten wir die Welt jahrelang mit den Schwierigkeiten hinhalten, aber vielmehr suchen wir solche wegzuräumen. Es soll reformieren, was zu reformieren ist: auch an unserer Person, in unseren eigenen Sachen. Haben wir etwas anderes im Sinne, als Gott zu dienen, so mag uns Gott züchtigen." Der Legat Delfini sagte zu den in Augsburg versammelten deutschen Fürsten: „Der Papst ist tief bekümmert um die Wohlfahrt des edlen deutschen Volkes, darum ladet er alle ein zur brüderlichen Berathung und Entscheidung dessen, was allen noth thut. Die Protestanten sollen nicht nur gehört, sondern auch in allen billigen Dingen berücksichtigt werden. Was gut und löblich ist, soll genehmigt, was verwerflich ist, verworfen, was allen so nothwendig ist, die Spaltung soll aufgehoben, die Eintracht der Kirche soll hergestellt werden." Die Schwierigkeiten, welche dem erwünschten Schlusse des Concils entgegen-

Concil zu Trient, vom Papst gewollt.

[1]) Noctes Vaticanae, sive sermones habiti in Academia Romae in palatio Vaticano instituta.

[2]) Cesare Cantu, La Lombardia nel secolo XVII. — Roberti, Apologia del Card. F. Borromeo. Milano 1870. — Reumont — in Wetzer und Welte, Kirchenlexikon, 2. Aufl. von Kaulen, vol. II, S. 1125—1127.

Morone. standen, wurden besonders durch die Gewandtheit Morones in seinen persönlichen Verhandlungen mit Kaiser Ferdinand I. und Philipp II. behoben. Am 4. December 1563 war der feierliche Schluss. Die anwesenden Väter, 255 an der Zahl, waren in sehr bewegter Stimmung, in vielen Augen glänzten Thränen. Derselbe Morone schloss die Versammlung im Namen des Papstes mit den Worten: sie habe durch Bestimmung der Glaubenslehren und Verbesserung der Kirchenzucht herrliche Früchte gebracht. Vielleicht hätte noch Größeres gewünscht werden können; sie bestehe aber aus Menschen und nicht aus Engeln und nach Maßgabe der Umstände habe das Gute und nicht das Beste gewählt werden müssen.[1])

Wert des Concils. Eine der merkwürdigsten Kirchenversammlungen wegen der Größe der Fragen, wegen der Spannung, mit der ganz Europa ihr Thun betrachtete, wegen der wichtigen Bestimmungen über Lehre und Zucht, wegen der Parteien, die sich in ihr entgegentraten, wegen der großen Anzahl gelehrter, hochbegabter, tugendhafter, für das Wohl der Menschheit begeisterter Männer, welche dieselbe bildeten und auch heute noch jeder Versammlung zur Zierde gereichen würden!

Beschlüsse von Trient. Luther und die Seinen hätten sich auf ein allgemeines Concil berufen in der Hoffnung, dass dort ihre Anschauungen als die echt christlichen anerkannt werden würden — aber das Gegentheil geschah, der Kirchenrath verwarf Luthers Lehre, der Riss wurde unheilbar. Der Kaiser hatte auf das Concil gedrungen und verlangt, dass mit der Reform der Verfassung begonnen werde, nicht mit der Bestimmung des Dogmas. Es schien, als ob die kaiserliche Macht die päpstliche sehr einschränken würde, — das Gegentheil geschah, mit dem Dogma wurde begonnen, das kirchliche Gemeingefühl wurde dadurch erhöht und die päpstliche Macht trat verstärkt aus dem Streite hervor. Gegenüber dem Grundsatze Luthers, dass die Bibel die alleinige Erkenntnisquelle des christlichen Glaubens sei, wurde die Tradition oder Überlieferung von den Aposteln her betont. Gegenüber der willkürlichen Art, mit welcher die Protestanten ganze Bestandtheile der Schrift verwarfen oder einzelne Stellen erklärten, wurde der Canon der Bibel, wie er auf den Synoden von Hippo (393) und Karthago (397) festgestellt war, von neuem angenommen und unter den vielen Übersetzungen die Vulgata als authentisch erklärt (pro authentica habeatur), d. h. als diejenige, welche in der Glaubens- und Sittenlehre mit dem Urtext völlig übereinstimme. Zu den schönsten Bestimmungen gehören diejenigen, welche dem Grunddogma der neuen Lehre vom alleinseligmachenden Glauben gegenübergestellt werden, die Lehre von der Rechtfertigung — der Glaube muss thätig sein durch die Liebe, dann erst vermag er unter dem Beistande der Gnade das Heil zu erwirken; —

Bibel und Tradition.

Glauben und Werke.

[1]) Canones et decreta Conc. Tridentini, ed. Jod. le Plat, Lovan. 1779, lat. et germ. ed. Smets. Bielefeld 1847.

die Lehre von der Erbsünde, von der Erlösung, von den Sacramenten hängt damit zusammen, wie die Lehre vom göttlichen Ebenbild. Es sind hohe edle Sätze, entwickelt aus den Lehren der Kirche durch alle Jahrhunderte und der Würde der Menschennatur wie der göttlichen Heilanstalt gleich entsprechend. Nicht minder bedeutsam sind den Verirrungen der Zeit gegenüber die Bestimmungen über die Unauflösbarkeit der Ehe. Bedeutsam für das Leben der Kirche sind die Beschlüsse wegen Errichtung von Clerical-Seminarien, wegen Provincial-Concilen, die alle drei Jahre, und wegen Diöcesan-Synoden, die in jedem Jahre gehalten werden sollen, die Beschlüsse wegen Residenzpflicht, Kirchen-Visitationen, wegen Bischofswahlen, die Mahnung an den Papst, die Cardinäle in Zukunft aus allen Nationen zu wählen. Wären diese Bestimmungen immer pünktlich vollzogen worden, um wie viel glänzender stände jetzt die Kirche da! Das Concil sprach der Kirche die Unfehlbarkeit zu im Glauben und in der Zucht (in rebus fidei et morum), aber nicht in der Wissenschaft überhaupt.[1])

Seminarien.

Mit vollem Grund äußerte der Papst am 30. December seine Freude über diese Beschlüsse mit den Worten: „Dieser Tag bringt neues Leben, fordert neue Sitten; ist ja durch das Ansehen des Concils von Trient die Zucht wiederhergestellt, welche über die Maßen verfallen war; vor allem aber ist den Geistlichen eine neue Lebensordnung vorgeschrieben, aus der sie erkennen mögen, dass ihnen, da sie einmal diesen Stand angetreten, die Nothwendigkeit obliegt, so zu leben, wie sie es in den heilsamen Decreten in göttlicher Klarheit vorgezeichnet finden.“ Pius IV. bestätigte diese Beschlüsse am 26. Januar 1564, so sehr sie

Pius IV.

[1]) Für die Geschichte des Concils von Trident, das nach Maurenbrechers Worten „eine gewaltige Arbeit für alle Zeiten vollzogen hat und dessen Thätigkeit für die Restauration des Katholicismus nach ihren Resultaten eine großartige genannt werden muss“ — sind in neuester Zeit viele Schriften erschienen. Eine gründliche Kritik derselben von Josef Schmid in Ringingen bei Blaubeuren findet sich in der „Literarischen Rundschau für das katholische Deutschland“, herausgegeben von Dr. C. Krieg, Professor an der Universität Freiburg im Breisgau, auf die wegen des uns hier fehlenden Raumes verwiesen wird. Eine Übersicht der gesammten bis 1876 erschienenen Literatur hat Döllinger in der Einleitung zum Werke „Ungedruckte Berichte und Tagebücher zur Geschichte des Concils von Trient“, Nördlingen 1876, zusammengestellt. — Philippson behandelte in seiner „Contrerévolution religieuse au XVI siècle“, Brüssel 1884, das Concil im Geiste Sarpis. Jungmann vertheidigte das Concil in seinen „Dissertationes selectae“, Regensburg 1887, t. VII. Druffel behandelte nach neuen Publicationen die erste Periode des Concils: „Kaiser Karl V. und die römische Curie 1544—1546.“ Pastor erhob gegen ihn den Vorwurf der Parteilichkeit in seinem Artikel „Kaiser Karl V. und die deutschen Protestanten“ im „Kirchenlexikon“ von Wetzer und Welte, 2. Aufl. von Kaulen, Bd. VII. Wertvolle Arbeiten lieferte Maurenbrecher im „Historischen Taschenbuch“, 1886, 1888/1889. Beutel schrieb „Über das Augsburger Interim“, Dresden 1888, und wies nach, dass es vom Bischof Julius Pflug stamme. Wilhelm Voß schildert „Die Verhandlungen Pius' IV. mit den katholischen Mächten über die Neuberufung des tridentinischen Concils im Jahre 1560“. Ehrle gab im „Katholiken“, 1884, Bericht über die Thätigkeit des berühmten Domingo de Soto, des Theologen Karls V. auf dem Concil. Hartmann Grysar veröffentlichte wertvolle Documente in „Jacobi Lainez Disputationes Tridentinae“, Innsbruck 1886, und ebenda in seiner Abhandlung: „Die Frage des päpstlichen Primates und des Ursprungs der bischöflichen Jurisdiction auf dem Tridentinum.“ Scharfsinnig behandelte Hugo Löwe: „Die Stellung des Kaisers Ferdinand I. zum Trienter Concil 1561—1562“, Bonn 1887.

auch sein Einkommen schmälerten, und war unablässig thätig, die Annahme derselben von den katholischen Fürsten zu erwirken. Venedig gieng den übrigen italienischen Staaten hierin voran, dann nahmen Portugal und Polen die Beschlüsse unbedingt an, Philipp II. aber „unbeschadet seiner königlichen Rechte", Deutschland auf dem Reichstage zu Augsburg 1566; Frankreich nahm wohl die Lehrbestimmungen unbedingt an, nicht aber die Disciplinarverordnungen. „Alle Franzosen", sagt ein berühmter Mauriner, „glauben von Herzen und bekennen mit ihrem Munde alle Wahrheiten, welche dieses heilige Concil lehrt, und verdammen desgleichen alle Irrthümer, welche es verdammt, ohne durch irgend ein Gesetz, das vom König oder vom Parlamente in des Königs Namen ergieng, dazu gezwungen zu sein."

Pius V. Noch viel eifriger zeigte sich Pius V.[1]) (1566—1572), für dessen Wahl Karl Borromeo insbesondere thätig gewesen war: „Da mir die Frömmigkeit, Unbescholtenheit und heilige Gesinnung des Mannes bekannt waren, so glaubte ich, dass die christliche Republik von ihm am besten verwaltet werden könne, und widmete ihm meine ganze Bemühung." — Michele Ghislieri, geboren 1504 in Bosco in der Lombardei, stammte aus einer alten bolognesischen Familie, die aber im Bürgerkriege vertrieben und arm geworden war. Michele trat in den Dominicaner-Orden und lebte nach der ganzen Strenge der Regel, arm, fromm, unermüdlich thätig, unbekümmert um Gunst oder Hass und Verfolgung. Paul IV. wurde auf seinen Eifer, seine rücksichtslose Strenge aufmerksam und verwendete ihn auf gefährlichen Posten, z. B. in Como, von wo die schweizerische Reformation sich über Italien auszubreiten drohte, und machte ihn rasch nacheinander zum Bischof, zum Großinquisitor, zum Cardinal. Zu seinem Schrecken wurde Ghislieri am 7. Januar 1566 zum Papst gewählt. „In der Stille meines Klosters, wo ich nur Gott und meinem Seelenheile lebte, hatte ich die festeste Hoffnung, selig zu werden; als ich Bischof und Cardinal wurde, begann ich mich zu fürchten; jetzt, da ich zum Papst gewählt bin, verzweifle ich an meinem Heile." Pius V. lebte so einfach als Michele Ghislieri, er fastete, er arbeitete, wie früher. Ranke schreibt: „Das Glück einer inbrünstigen Andacht, das einzige, dessen er fähig war, einer Andacht, die ihn oft bis zu Thränen rührte, und von der er mit der Überzeugung aufstand, er sei erhört, blieb ihm bis an sein Ende gewährt. Das Volk war hingerissen, wenn es ihn in den Processionen sah, barfuß und ohne Kopfbedeckung, mit dem reinen Ausdruck einer ungeheuchelten Frömmigkeit im Gesichte, mit langem, schneeweißem Bart; sie meinten, einen so frommen Papst habe es niemals gegeben; sie erzählten sich, sein bloßer Anblick habe Protestanten bekehrt. Auch war Pius gütig und leutselig: mildthätig war er von jeher, er hatte eine Liste von den Dürftigen in Rom, die er regelmäßig nach ihrem Stande unterstützen ließ. — Pius V. war sich bewusst, dass er immer die gerade Straße gewandelt; dass ihn diese bis zum Papstthum geführt habe, erfüllte ihn mit einem Selbstvertrauen, welches ihn vollends über jede Rücksicht erhob."[2])

Wie im Papste sich das Leben der Kirche concentriert, so strömte neues Feuer vom Mittelpunkt nach allen Gliedern. Pius IV. zog sich von der großen Politik zurück, Pius V. griff anregend in die wichtigsten Fragen ein: er sandte

[1]) Maffei, Vita di S. Pio. Roma 1712.
[2]) Ranke, l. c. S. 358.

an La Valette in Malta sogleich Unterstützung und Aufmunterung zu muthigem Ausharren; er sprach den Bann über Elisabeth und that, was er konnte, um Maria Stuart zu retten; wo Gefahr war, dahin sandte er sogleich seine Legaten mit Unterstützung; er war es, welcher den Bund Venedigs mit Spanien gegen die Osmanen zustande brachte, und seinem Eifer ist der Sieg von Lepanto zu verdanken. Sultan Selim fürchtete diesen Papst auch so sehr, dass er die Freude über seinen Tod kaum mäßigen konnte und ein dreitägiges Fest in Constantinopel veranstaltete.

In coena Domini.

1568 verordnete der Papst, dass am grünen Donnerstag (daher der Name In coena Domini, der Anfang lautet: Pastoralis) nicht nur in Rom, sondern in allen Ländern eine Bulle verlesen werde, welche den Kirchenbann über alle Fürsten verhängt, so ihre Völker mit neuen Auflagen beschweren, welche in die Gerichtsbarkeit der Kirche Eingriffe machen, welche den Ungläubigen zum Kampfe gegen die Christen Waffen liefern und andern Beistand leisten, den Bann über Straßenräuber, über Seeräuber, über diejenigen, welche Pilgern Gewalt anthun oder sich der dem Papst gehörigen Länder bemächtigen, den Bann über alle, welche von den Decretalen der Päpste an ein allgemeines Concil appellieren. Diese Bulle ist nicht von Bonifaz VIII., sondern das Werk mehrerer Päpste seit Urban V. 1363, wurde aber von Zeit zu Zeit mit Zusätzen vermehrt und erhielt jetzt von Pius V. neue Bekräftigung. Die meisten Fürsten — auch Philipp II. —, selbst Bischöfe — auch der von Mainz — widersetzten sich der Verkündigung der Bulle in ihren Ländern; seit 1770 wird sie unterlassen. Der Wille des Papstes war gut, aber sein Eifer ließ ihn oft alle Rücksichten vergessen. Übrigens wurde vieles besser in Rom, in Italien, in der ganzen katholischen Welt: ein neues Feuer durchdrang die Kirche. 1712 wurde Pius V. heilig gesprochen.[1]) Bacon wunderte sich, dass die Kirche ihn nicht sogleich nach seinem Tode heilig gesprochen habe.

Gregor XIII.

Die strengkirchliche Richtung war so mächtig, dass auch eine ursprünglich lebensheitere Natur ihr nicht zu widerstehen vermochte. Gregor XIII.[2]) aus der berühmten Familie der Buoncompagni war ursprünglich Professor der Rechte in seiner Vaterstadt Bologna und hatte dort einen Sohn. Im sechsunddreißigsten Jahre wurde er von Paul III. wegen seiner glänzenden Rechtskenntnisse nach Rom berufen und stieg nun von Stufe zu Stufe, Pius IV. setzte ihm mit den Worten: „Sieh da ein Mann, in dessen Herzen keine Arglist ist", den Cardinalshut auf; er ward nach Spanien in der Angelegenheit Carranzas gesendet und auf seinen Ausspruch hin wurde der ganze Process für nichtig erklärt. Am 14. Mai 1572 wurde Buoncompagni zum Papste gewählt: er wagte aber nicht seinen Sohn höher zu erheben, als zum Befehlshaber der Engelsburg, er gestattete ihm keinerlei Einfluss auf die Regierung. Als der alte Bruder des Papstes nach Rom aufbrach, um auch seinen Antheil am Glück der Familie zu empfangen, bekam er strengen Befehl, umzukehren. Mit dem Nepotismus sollte es ein für allemal ein Ende haben. — Der Papst lebte streng und erbaulich.

Gregor XIII. lag die Wissenschaft am Herzen. Er veranstaltete eine Ausgabe des canonischen Rechtes. Er war imstande, die seit lange als noth-

[1]) Bolland., Acta SS., m. Maji, I, p. 423—441.
[2]) Ranke, l. c. S. 358.

Kalenderverbesserung. wendig anerkannte Kalenderverbesserung [1]) einzuführen. Am 24. Februar 1582 (annus correctionis) fordert der Papst in einer Bulle die Fürsten der Christenheit auf, sich des verbesserten Kalenders zu bedienen. In den meisten katholischen Ländern wurde 1582 nach dem 4. October sogleich der 15. gezählt. Aber die Protestanten hätten eher vom Sultan als vom Papste sich den Kalender verbessern lassen.

Protest der Tübinger. Die Tübinger Theologen erklärten am 25. November 1583: „Soll man sich mit dem Antichrist vergleichen? Ohne Zweifel will der Papst mit dem neuen Kalender die Deutschen nur vom Augsburgischen Bekenntnisse abbringen. Der Kalender ist nur der erste Buchstabe im A-B-C; lernen wir den ersten, so muss man nach und nach mit den andern auch fort. Der Papst wird uns dann das Band an die Hörner bringen, dass wir uns seiner Tyrannei in der Kirche Gottes nicht lange erwehren möchten. Wir mögen auch nicht sehen, wozu der neue Kalender nothwendig sei — es wird um deswillen weder früher, noch später Sommer werden. Wir bitten daher, dass man uns bei dem alten Kalender lasse, welcher der Christenheit so viele Jahre gut genug gewesen." — Die Protestanten blieben beim alten Kalender und auch die gemeinsame Haltung kirchlicher Feste — eines der wenigen Zeichen der Einheit — hörte jetzt auf. Als der Rath der freien Stadt Augsburg aus Rücksicht auf den Verkehr mit den Nachbarn und Italien den neuen Kalender einführte, lasen alle Geistlichen an einem Sonntag von den Kanzeln die Erklärung ab, aus Zwang des Gewissens den Kalender nicht gestatten zu können, durch welchen der Papst einen Fuß in ihre Kirche setze! [2])

Wissenschaft. Gregor XIII. blieb der Wissenschaft treu auch als Oberhaupt der Christenheit, trotz seiner siebzig Jahre studierte er noch wie ein Jüngling; unter den Sorgen dieses hohen Amtes pflegte er zu sagen: Niemand gezieme die Wissenschaft mehr, als dem Papste.

Zur Unterstützung armer Studenten gab er während seiner kurzen Regierung 2 Millionen Scudi aus, er gründete oder unterstützte dreiundzwanzig Schulen in Rom oder in andern Städten. Das Concil von Trient hatte den Bischöfen die Errichtung von Schulen zur tüchtigen Ausbildung des Clerus zur Pflicht gemacht. Unter Julius III. 1552 entstand durch Beiträge einiger Cardinäle das Schulen Collegium Germanicum [3]) mit einem Jahreseinkommen von 3065 Scudi. Es stand noch auf schwachen Füßen, aber Gregor XIII. kaufte ihm einen Palast und wies ihm 10.000 Scudi auf die apostolische Kammer an. Es sollte Vertheidiger der Kirche in Deutschland bilden; ein englisches Collegium ward in ähnlicher Absicht für England, ein griechisches für die Griechen, ein anderes für die Maroniten gegründet. Al Gesù ward großartig unterstützt, mit 20 Hörsälen und 360 Zellen für die Studierenden eingerichtet; bei dem Gründungsfeste wurden Reden in 25 verschiedenen Sprachen gehalten. Es war eine Universität für die Welt. 1582 kam eine japanesische Gesandtschaft in Rom an, die von Nangasaki aus drei Jahre zur Reise gebraucht hatte.

---

[1]) Vergl. Bd. I, S. XXIII dieses Werkes.
[2]) Karl Adolf Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen, III, S. 54—55, 2. Aufl.
[3]) Cordara, Hist. collegii Germanici et Hungarici. Rom. 1770.

Außerhalb Roms wurden auf Kosten des Papstes gegründet oder unterstützt die Collegien zu Graz, Wien, Olmütz, Prag, Colosvar, zu Augsburg, zu Pont à Mousson für die Schotten, zu Douay für die Engländer, zu Braunsberg in Preußen, zu Mailand für die Bekehrung der Schweiz, zu Loretto ein illyrisches Collegium, drei Schulen entstanden in Japan. Ausgezeichnete Männer fesselte Gregor XIII. mit goldenen Banden an Rom. Damals hielt der berühmte französische Philologe Muret (1526—1585) in Rom Vorträge über die „Ethik" des Aristoteles und über römisches Recht. Der Papst war so entzückt darüber, dass er ihn die Leuchte und Säule der römischen Schule nannte, ihm das römische Bürgerrecht ertheilte und seinen Gehalt verdoppelte. Muret.

Politik. Gregor XIII. hatte eine hohe Anschauung von der Bedeutung, von den Pflichten des Papstthums. Wo die katholische Sache im Gedränge war, dahin sandte er Hilfe, nach Malta, an den Kaiser, nach den Niederlanden, nach England, einmal 400.000 Ducaten an Karl IX. Er unterstützte einen Zug an die Nordküste von Afrika, er drang auf den Krieg gegen die Türken. Woher nahm er all diese Summen, da doch das Einkommen des Papstes so geschmälert worden war? Eine Menge Güter waren im Laufe der Zeit dem Staate abhanden gekommen, der Papst forderte sie von ihren gegenwärtigen Besitzern zurück; er nahm all die Lehen wieder in Anspruch, für die man den Zins zu zahlen versäumt hatte. Dadurch brachte er den Adel gegen sich auf, der seine Güter mit den Waffen zu vertheidigen beschloss. Bald war das ganze Land erfüllt von Unruhen, die alten Parteien regten sich allenthalben; die Venetianer, durch Zurücknahme von Zollfreiheiten gereizt, gaben den von der Regierung Verfolgten (Banditi) Unterstützung. Auch Rom war voll von Banditen, eine Theuerung vermehrte die Noth. „Herr, erwache und hab' Mitleid mit Sion!" [1]) waren die letzten Worte des von so viel Unglück niedergedrückten Papstes. Rettung kam durch Sixtus V. (1585—1590). — Der neue Papst, ein gewaltiger Herrschergeist, war aus niederer Hütte hervorgegangen. Mittel. Sixtus V.

Sein Vater, Peretti, hatte einen Garten bei Fermo gepachtet. Hier wurde ihm am 18. December 1521 ein Sohn Felix geboren. Der Knabe musste die Schweine hüten, das Obst bewachen, und wäre doch so gerne statt dessen mit den andern Knaben in die Schule von Fermo gegangen; allein der Vater brachte das Schulgeld nicht auf. Doch der Eifer des Kleinen half aus. Aus den Fibeln, welche die Kameraden bei ihm zurückließen, lernte er auf der Weide lesen. Endlich half ein Franciscaner, ein Verwandter, dem Kleinen auf die Beine; er zahlte das Schulgeld und Felix that sich schnell unter seinen Altersgenossen hervor, so dass ihn das Franciscanerkloster zu Ascoli in seinem zwölften Jahre aufnahm. Man ließ ihn weiter studieren; in Fermo musste er oft hungrig zu Bette gehen, aber er lernte seine Aufgabe bei der Lampe im Kreuzgang oder bei dem ewigen

[1]) Ranke, Die römischen Päpste, S. 423—441. — Brosch, Geschichte des Kirchenstaates. Gotha 1880. I, S. 247 ff.

Licht in der Kirche. Er erwarb sich dann hohes Lob auf den Universitäten zu Ferrara und Bologna, er zeigte sich sehr gewandt bei Disputationen, lebhaft und beredt in Predigten. 1552 hielt er Fastenpredigten in Rom mit großem Beifall, nachdem er in Rimini das canonische Recht gelehrt hatte und in Siena einige Zeit Professor der Theologie gewesen war. Während dieser Predigten bekam er eines Tages einen Brief, worin nur die Worte standen: „Du lügst." Der Großinquisitor, dem er das Schreiben mittheilte, prüfte ihn lange über seine Grundsätze und ward dabei so sehr von der Kraft seines Wesens ergriffen, dass er ihn zuletzt unter Thränen umarmte und fortan für seine Beförderung wirkte. Peretti wurde der Vertraute des Ignatio und des Philippo Neri, er wurde Inquisitor in Venedig, er musste einen Legaten nach Spanien begleiten, lernte hier Philipp II. und seinen Hof kennen und wurde Beichtvater des Papstes Pius V., Bischof von Fermo und Cardinal (Montalto); er gab 1580 die Werke des Ambrosius heraus.[1])

Am 24. April 1585 wurde Peretti zum Papst gewählt. Sein Sinnspruch war: „Vom Mutterleibe an warst du, o Gott, mein Beschützer"; unter allen Tagen liebte er den Mittwoch am meisten, denn an einem Mittwoch, sagte er, wurde er geboren, an einem Mittwoch Cardinal, an einem Mittwoch Papst, an einem Mittwoch ließ er sich krönen. Ein jugendliches Feuer belebte ihn, ein eiserner Wille durchdrang seine Regierung. Sein Versprechen, die Banditen und Missethäter auszurotten, löste er bald mit schrecklicher Strenge und machte unerträglich gewordenen Zuständen in kurzer Zeit ein Ende. Die Schuldigen wurden unerbittlich gestraft. War sonst mit der Krönung eine Amnestie verbunden, so wurden jetzt sogleich vier junge Männer, die trotz dem Verbote, Waffen zu tragen, dennoch mit Waffen ergriffen wurden, an einem Galgen bei der Engelsbrücke aufgehängt. So lange er lebe, sagte der Papst, müsse jeder Verbrecher sterben. Barone und Gemeinden wurden aufgefordert, ihre Besitzungen von Banditen rein zu halten, sonst müssten sie den Schaden tragen, den diese anstifteten. Auf den Kopf jedes Banditen wurde ein Preis gesetzt, den seine Verwandten oder die Gemeinde, aus der er stammte, bezahlen mussten. Der Bandite, der einen Genossen einlieferte, wurde begnadigt und erhielt noch ein Geldgeschenk. Diese Maßregeln wirkten schnell. Ein Banditenführer, der sich den König der Campagna nannte, ward bald eingeliefert, hingerichtet und sein Kopf mit einer goldenen Krone an der Engelsburg aufgestellt. Ein anderer Häuptling, Fara, der im Übermuth sogar gewagt hatte, die Wache in Rom anzugreifen, wurde von seinen eigenen Verwandten getödtet. Kein Ansehen der Person galt. Ein Graf Pepoli wurde im Gefängnis erdrosselt. Die Räuber, um Verzeihung zu bekommen, lieferten einander selber aus. Kein Jahr vergieng und der Kirchenstaat war gesäubert von den Wegelagerern. Ruhig konnte jeder seine Straße ziehen. Ackerbau, Handel und Gewerbe hoben sich schnell.[2])

Strenge gegen Banditen.

Ruhe.

Aber Sixtus V. verstand nicht bloß Schrecken, er wusste auch Liebe zu erwecken — und ist heute noch in der Erinnerung der Römer einer der populärsten Päpste. Er nahm die Verordnungen zurück, wegen deren Gregor XIII. mit Venedig und anderen Staaten Italiens zerfallen war, und diese schützten nicht länger die Banditen. Den Adel des Landes befriedigte er,

Politik.

[1]) Ranke, l. c. S. 437—441.
[2]) Ibid. S. 444—454.

die Colonnas und Orsinis versöhnte er und zog sie in das Interesse seiner Regierung, den Städten ertheilte er Priviligien, den Flecken Montalto erhob er zur Stadt und zum Bisthum, an der Universität Bologna gründete er ein Collegium Montalto für fünfzig Schüler aus der Mark, von denen Montalto acht stellen durfte. Den Wohlstand der Provinzen zu heben, förderte er den Ackerbau, suchte er die pontinischen Sümpfe auszutrocknen, trieb er, wo kein Getreide wuchs, zur Anpflanzung von Maulbeerbäumen, suchte er Seidenfabriken, Wollwebereien in Gang zu bringen. Er war sparsam, seine Haushaltung einfach; es wurden nicht mehr, wie bisher, von den Beamten Summen unterschlagen; die Hilfsmittel des Landes hoben sich. So war es ihm bald möglich, einen Schatz für außerordentliche Fälle anzulegen. Wenn er eine Million beisammen hatte, legte er sie in der Engelsburg nieder und weihte sie der heiligen Jungfrau und den Aposteln nach Art der Väter des Alten Testamentes, die ihre Schätze im Tempel bargen. Sixtus V. trug sich mit riesigen Plänen: Auflösung des türkischen Reiches, Bathory sollte mit dem Kampfe den Anfang machen; mit den Persern, mit den Drusen, mit den Arabern trat der Papst in Unterhandlung; er ließ Galeeren bauen, mit denen die Flotten Frankreichs und Spaniens sich verbinden sollten; er dachte an Gewinnung Ägyptens, an Durchstechung der Landenge von Suez, um den Welthandel in seine alte Bahn zu leiten; er dachte an Erwerbung des heiligen Landes, wie an Wiedergewinnung der Protestanten. Riesige Pläne.

Das Anhäufen eines Schatzes machte in jener Zeit großes Aufsehen; die richtigere Anschauung, dass das Geld nur in dem Maße Wert hat, als es im Umlauf ist, war in jener Zeit noch nicht verbreitet. Übrigens soll ein Theil dieses Schatzes noch 1793 vorhanden gewesen sein.[1] Schatz.

Bei diesem Schwunge im ganzen Wesen der Regierung wurden natürlich Wissenschaft und Kunst nicht vergessen. Die unter dem Papste Alexander VI. gegründete Universität zu Rom, die unter Leo X. schnell sich hob, unter Clemens VII. verfiel, unter Paul III. wieder sich hob, bedachte Sixtus V. ganz königlich, indem er ihr mit einmal 20.000 Scudi Einkommen anwies und ihren Bau verschönerte. Der vaticanischen Druckerei wies er 40.000 Scudi auf seine Casse an; tüchtige Kenner orientalischer Sprachen wurden gewonnen, Handschriften im Oriente aufgekauft, Grammatiken, Wörterbücher, weltberühmte Schriften wurden gedruckt, die Bibel in die Sprachen des Morgenlandes übersetzt, um als Hilfsmittel bei der Bekehrung zu dienen. Auch prachtvolle Ausgaben der Septuaginta (1587) und der Kirchenväter erschienen nach und nach. — Die vaticanische Bibliothek wurde erweitert und für öffentlich erklärt. In Fermo wurde eine Universität gegründet. Namentlich aber hatte Sixtus V. die Neigung, zu bauen. Er wetteiferte mit den alten Kaisern in der Großartigkeit der Wasserleitung, Aqua felice, die er 22 Miglien weit von dem Agro Colonna her bis an den Quirinal führte. Er baute den Borgo felice und die Via felice. Rom verschönerte sich unter ihm: er baute den schönen Weg, Wissenschaft. Bauten.

[1] Ranke, l. c. S. 454—473.

der auf den Monte Pincio führt; er ließ durch Fontana den großen Obelisken vor St. Peter aufstellen — das größte und schwierigste Werk, welches der menschliche Geist ersinnen könne, nach der Meinung des Papstes wie der Zeitgenossen. Er ließ ein Kreuz darauf errichten, es freute ihn, die Monumente des Unglaubens an dem Orte dem Kreuz unterworfen zu sehen, wo einst die Christen den Kreuzestod hatten erleiden müssen. Die Kuppel der Peterskirche vollendeten 600 Arbeiter in zwei Monaten.[1] Er verschönerte die Kirche St. Maria Maggiore. Ganze Stadttheile wurden schöner, bevölkerter. Rom, das auf 45.000 Bewohner unter Paul IV. herabgesunken war, stieg unter Sixtus V. auf 100.000.

Leben in Rom.

Aber auch edler wurde das Leben in Rom. Schon Ranke hat auf eine Stelle im Bericht des venetianischen Gesandten Tiepolo vom Jahre 1576 aufmerksam gemacht, wo es von der sittlichen Neubelebung heißt: „Zum Besten der Kirche trägt es unendlich viel bei, dass mehrere Päpste hintereinander von tadellosem Leben gewesen sind; auch alle anderen sind dadurch besser geworden, oder sie haben wenigstens den Anschein davon genommen. Cardinäle und Prälaten besuchen die Messe fleißig; ihr Hausstand sucht alles zu vermeiden, was anstößig sein könnte; die ganze Stadt ist in Sitten und Lebensweise um vieles christlicher als früher. Man kann behaupten, dass Rom in Sachen der Religion von der Vollkommenheit, welche die menschliche Natur überhaupt erreichen kann, nicht gar entfernt ist.“[2] — Wie in der ewigen Stadt, so an andern Orten. Durch die ganze Kirche drang neues Leben und diese unerschütterliche Lebenskraft allein ist schuld, dass sie in dem Sturm, der am Anfang des Jahrhunderts gegen sie heranbrauste, nicht erlag, vielmehr am Ende desselben sich wie neu belebt darstellt. Die Kirche hat den größten Nutzen aus der Reformation gezogen. —

Malerei und Bildhauerei in Italien.

Diese ganze Zeit ist verklärt durch die höchste Blüte der Kunst; es ist, als ob der Genius der Schönheit auf die Erde herabgestiegen wäre, um sich den Menschen in seinem ganzen Zauber zu zeigen. Es ist eine Zeit des künstlerischen Schaffens, ähnlich dem Zeitalter des Perikles, und wie auf diesem ruht auch hier auf allen Schöpfungen der Schimmer einer unvergänglichen Jugend; sie begeisterten jene Zeit, sie begeistern die Gegenwart. Merkwürdig ist der Reichthum an genialen Naturen, merkwürdig ihr Wetteifer, merkwürdig, dass nicht einer allein das Höchste leistet und allein als Gipfelpunkt der ganzen Entwicklung bezeichnet werden kann, und merkwürdig, dass diese Genien auch geringere Kräfte zu meisterhaften Leistungen befeuerten. Diese Blütezeit verschmolz alle früheren Gegensätze.

[1] Ranke, l. c. S. 474—486.
[2] Ibid. S. 454—486.

Der Weg dahin war lange und bewegte sich in großen Gegensätzen. Die ältesten Spuren christlicher Malerei finden sich in den Katakomben. Neben antiker Technik sehen wir darin schon das Princip der christlichen Kunst, überall in der dargestellten Form einen tieferen Inhalt ahnen zu lassen, überall das Gemüth des Beschauers zu eigener, mitschaffender Thätigkeit zu reizen. Durch den Sturz des Reiches, durch die Ankunft roher Völker erlosch die alte Kunst völlig; wie trotz der größten Ereignisse sich kein Geschichtschreiber mehr fand, so schien auch aller Sinn für Formenschönheit verloren. Die Umrisse werden dick und plump, die Farben grell. Nur im byzantinischen Reiche werden gewisse Reste der alten Handfertigkeit und des alten Formgefühls bewahrt. Aber es sind nur Formen, versteinert, mumienhaft, die Seele fehlt. Diese byzantinische Kunstweise ist jedoch, wie Vischer treffend bemerkt,[1]) die große Thesis, der Vordersatz für alle weitere Entwicklung geworden. Und zwar fängt diese neue Entwicklung ganz anders an, als die griechische. Die äginetischen Bildwerke zeigen, wie die Hellenen schon lebensvoll und wahr den Körper zu gestalten verstanden, während sie noch immer die herkömmliche, leblose Form der Köpfe beibehielten; die neue Kunst dagegen belebt zuerst die Gesichtszüge, während Körper und Gewandung noch lange steif und roh bleiben. Die byzantinische Kunstweise hatte sich über das ganze Abendland verbreitet, bei den Russen dauert sie noch heute fort, byzantinische Muster wurden befolgt, byzantinische Künstler verwendet. Die Italiener haben in der plastischen, die Germanen in der malerischen Richtung zuerst diesen Bann gebrochen. Der stete Anblick einer schönen Natur, schöner Gestalten, der noch vorhandenen Kunstwerke des Alterthums, war den Italienern förderlich. Schon an Nicola Pisano, dem Baumeister und Bildhauer Kaiser Friedrichs II., ist das Studium der Antike bemerkbar. Auch in der Malerei ist es wieder Florenz, welches den Vortritt hat vor den übrigen Städten Italiens.

Christliche Kunst.

Byzantinische Kunst.

Cimabue (1240—1330) zeigt in den von ihm noch vorhandenen Bildern in Florenz und Assisi das Ringen, der überlieferten Form eine Idee aufzuprägen, sie mit einer neuen Seele zu beleben. Die Zeichnung ist naturgemäßer, die Färbung weicher, der Ausdruck lebendiger, aus dem ganzen Bild weht uns ein hoher edler Sinn entgegen, obschon die Nase, die Augen seiner Gestalten noch ganz byzantinisch sind, und jede Figur abgeschlossen für sich ohne jede Beziehung zur andern dasteht.[2])

Cimabue.

Schon der alte Vasari erzählt:[3]) „Die damaligen Leiter von Florenz beriefen einige griechische Maler, welche die verlorene Kunst wiederherstellen sollten.

[1]) Vischer, Ästhetik.

[2]) Kugler, Geschichte der Malerei. Dritte Aufl., I, S. 318.

[3]) Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister von Cimabue bis 1567, beschrieben von Giorgio Vasari, Maler und Baumeister. Aus dem Italienischen von Ludwig Schorn. Stuttgart 1832. Bd. I, S. 47—59.

Cimabue aus vornehmer Familie, statt sich den Wissenschaften zu widmen, entlief oft der Schule und sah den ganzen Tag diesen Malern zu und brachte es durch sein Talent und unabläßige Übung dahin, daſs er in Zeichnung und Farbe seine Lehrmeister übertraf: er malte Gewänder und Beiwerke lebendiger, natürlicher und weicher, und machte sich frei von jener harten und rohen Manier und erlangte dadurch großen Ruhm. Sein Bild der Mutter Gottes für die Kirche Maria Novella erweckte solche Bewunderung, daſs es mit vieler Pracht und Trompeten in feierlicher Procession von seinem Hause in die Kirche getragen wurde und er dafür höchlich belohnt und geehrt wurde. Die Leistungen seines Schülers Giotto fiengen an, seinen Ruhm zu verdunkeln, wie Dante sagt:

„Als erster Stern im Kunstgebiet zu funkeln
Wähnt Cimabue; nun strahlt Giottos Sonne,
Den Glanz des großen Meisters zu verdunkeln.“ [1])

Ein alter Erklärer Dantes bemerkt zu dieser Stelle: „Cimabue war so stolz und leicht so unwillig, daſs, wenn ihm jemand einen Fehler an seiner Arbeit zeigte oder er selbst einen gewahrte, er ein solches Werk sogleich zerstörte,
Duccio. ob es auch noch so kostbar war.“ Duccio di Buoninsegna,[2]) Sohn eines Bürgers in Siena, gestorben 1340, malte für den Dom seiner Vaterstadt, 1308 bis 1311, ein Altarbild um 3000 Goldgulden, das der Stolz Sienas und in Procession nach dem Dome getragen wurde. Cimabues Richtung ist darin weitergeführt, die byzantischen Formen sind mit Empfindung durchdrungen. Klarheit, Tiefe, Innigkeit, sittliche Würde ist in seinen Gestalten sichtbar.

Noch größer und staunenswürdig rascher zeigt sich der Fortschritt in
Giotto. Giotto, der nach dem Ausdruck seines Schülers Cennino die Kunst aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzt hat: Natürlichkeit, innere Naturwahrheit, lebende Menschen, dabei Gedankentiefe, sittlicher Schwung, Zartheit des Gefühls, das sind die Vorzüge dieses von seiner Zeit hochgefeierten Künstlers.[3])

Giotto (1276—1336) war, wie uns Vasari erzählt,[4]) der Sohn eines schlichten Landmannes in dem florentinischen Dorfe Vespignano. Er hütete im zehnten Jahre die Schafe und, weil ihn die Neigung seines Herzens zur Zeichenkunst trieb, vergnügte er sich dabei, auf Steine, Erde oder Sand, immer etwas nach der Natur — oder was ihm sonst in den Sinn kam — zu zeichnen. Da gieng eines Tages Cimabue eines Geschäftes halber nach Vespignano und fand Giotto, der, während seine Schafe weideten, auf einer ebenen Steinplatte mit einem zugespitzten Stein ein Schaf nach dem Leben zeichnete. Cimabue blieb stehen, verwunderte sich sehr und fragte ihn, ob er mit ihm kommen und bei ihm bleiben wolle, worauf der Knabe antwortete: „Gerne, wenn der Vater damit zufrieden ist.“ Bondone, der Vater, willigte ein. Giotto kam nach Florenz und lernte nicht nur die Manier seines Meisters, sondern ahmte auch die Natur so getreu nach, daſs er die plumpe griechische Art verbannte.

---

[1]) Purgatorio VI.
[2]) Vasari, l. c. I, S. 325.
[3]) Kugler, l. c. I, S. 333.
[4]) Vasari, l. c. I, S. 132—178.

Giotto erlangte schnell großen Ruf, Städte, Fürsten, Könige, Päpste beriefen ihn. Er malte in Assisi, er malte in Rom, in Padua, Rimini, Florenz und Avignon; König Robert berief ihn nach Neapel und ernannte ihn 1330 zu seinem Vertrauten; dann malte er in Ravenna, Verona, Ferrara, Urbino. Florenz gab ihm das Bürgerrecht, einen Gehalt von 100 Goldgulden, ernannte ihn zum Obermeister aller Bauten, übertrug ihm die Leitung des Dombaues und Glockenthurmes. Giotto war der Freund Dantes und hat das Bild des großen Dichters auf die Nachwelt gebracht. Die Alten erzählen eine Menge Charakterzüge von Giotto, welche die Unabhängigkeit seines Charakters und seinen ethischen Scharfblick beweisen, und wie er fröhlich war und gerne witzige und scharfe Reden führte. Einmal sagte König Robert: „Wäre ich du, ich würde jetzt nicht arbeiten, da es so heiß ist." — „Ich auch gewiss nicht, wenn ich Ihr wäre." — Auf die unzuverlässige Gesinnung der Neapolitaner machte er den König Robert durch das Bild eines Esels aufmerksam, der einen Sattel aufliegen hatte, und einen Sattel beschnupperte, welcher zu seinen Füßen lag. „Deute mir dies!" sagte der König. — „So ist dein Volk, sie wünschen alle Tage einen anderen Herrscher", entgegnete Giotto. — Der Papst wollte, ehe er Giotto die Ausmalung der Peterskirche übertrug, eine Arbeit seiner Hände sehen. Der Künstler nahm ein Blatt und einen Pinsel mit rother Farbe und zog damit einen Kreis so scharf und genau, dass alles erstaunte. Der Papst war damit zufrieden. Daher das italienische Sprichwort: „Du bist runder als das O des Giotto!" — Er war aber nicht bloß ein guter Maler, sondern auch ein guter Christ.[1]) Seine besten Schüler und Nachahmer sind Taddeo Gaddi, Tommaso Giottino, Giovanni da Milano. — Für den Fortschritt, den in ihm die Malerei überhaupt machte, legen die Bilder im Campo Santo in Pisa heute noch ein glänzendes Zeugnis ab. Die besten sind von Andrea di Cione, meist Orcagna genannt (gestorben 1389).

König Robert.

Dante.

Tiefe des Gefühls, ideale Stimmung zeigen die Bilder des Simone di Martino (gestorben 1344 in Avignon), wie überhaupt der Sienesen, des Pietro di Lorenzo, seines Bruders Ambrogio di Lorenzo, des Taddeo di Bartolo, des Matteo da Siena.

Sienesen.

Der größte Meister gemüthvoller Auffassung ist aber Beato Fra Giovanni Angelico da Fiesole (1387—1455). Er heißt eigentlich Guido, den Namen Angelico gaben ihm seine Zeitgenossen, weil keiner verklärter die Engel malte; den Namen Beato gab ihm der Papst, ob seines engelreinen Lebens; den Namen Giovanni bekam er 1407 beim Eintritt ins Dominikanerkloster zu Fiesole. Seine Mitbrüder wanderten 1409 nach Foligno, 1414 nach Cortona aus, 1418 kehrten sie nach Fiesole zurück, 1436 bezogen sie das Kloster San Marco in Florenz.[2]) An diesen Orten sind seine ersten Arbeiten; San

Fiesole.

---

[1]) „Giotto malte mehr mit der Seele, als mit der Hand. Seine Gedanken stehen frisch, groß, überzeugend und so einfach da, an die Worte der heil Schrift: ‚voll des höheren Geistes und abgründlicher Tiefe' erinnernd." Frantz, Fra Bartolommeo della Giotto. Regensburg 1870

[2]) Die Klöster waren die großen Pflegestätten der Kunst. Ein gelehrtes und fesselnd geschriebenes Buch, worin eine Menge verklungener Namen wieder nach Verdienst gewürdigt sind, ist von Sebastian Brunner: „Die Kunstgenossen der Klosterzelle. Das Wirken des Clerus in den Gebieten der Malerei, Sculptur und Baukunst." Wien 1863. Brunner sagt mit Recht (S. V—VII): „Die Bewohner der Klöster haben nicht allein durch das Wort, das aus dem Munde geht, gepredigt und gelehrt, sie haben auch durch Steine in erhabenen Tempeln, durch Marmor, Erz und Farbe, in Sculptur und Malerei,

Marcos Wände, wo er 1436—1445 verweilte, sie sind noch geschmückt mit seinen Bildern. Eugen IV. berief ihn 1445 nach Rom, damit er die Kapelle im Vatican mit Fresken schmücke. Nach dessen Tod übernahm Fiesole die Ausmalung des Domes in Orvieto. Nikolaus V. berief ihn wieder nach Rom, wo er 1455 starb und wo in der Kirche S. Maria sopra Minerva heute noch sein Grabmal steht. Dem Gebet und der Kunst war sein Leben geweiht. Überirdische Reinheit und Innigkeit, der heilige Friede der Seele, welcher über allen Leidenschaften steht, weht uns aus seinen Schöpfungen an, die mit dem süßesten Liebreiz geschmückt sind. Burckhardt sagt mit Recht von ihm:[1] „Eine ganze große ideale Seite des Mittelalters blüht in seinen Werken voll und herrlich aus; wie das Reich des Himmels, der Engel, Heiligen und Seligen im frommen Gemüth der damaligen Menschheit sich spiegelte, wissen wir am genauesten und vollständigsten durch ihn, so dass seinen Gemälden jedenfalls der Wert religiös-geschichtlicher Urkunden ersten Ranges gesichert ist.“ Einige merkwürdige Angaben über ihn finden sich im alten Vasari:[2] „Fra Giovanni hätte mit Gemächlichkeit im Laienstande leben und durch seine Kunst, in der er schon jung erfahren war, sich zu dem, was er besaß, noch soviel verdienen können, als er nur wollte; als ein Mann von gutem und tiefem Gemüthe, jedoch beschloss er zu seiner Befriedigung und Ruhe, und um seine Seele zu retten, in den Orden der Predigermönche zu treten. — Sich selber übertraf er in der Darstellung der Seligen und Engel, denn sie haben nicht nur Leben und einen zarten und lieblichen Ausdruck, sondern auch das Colorit des ganzen Werkes ist, als ob es von der Hand eines Engels oder Heiligen vollführt wäre, wie sie selbst sind. Ja es scheint, als ob jene himmlischen Geister, wenn sie von körperlicher Gestalt umkleidet wären, nicht anders anzuschauen seien. Der Papst wollte ihm das Erzbisthum von Florenz übertragen, als er sah, wie Fra Giovanni ein Mann sei von sehr heiligem Lebenswandel und friedlich und bescheiden. Allein Giovanni bat seine Heiligkeit dringend, es einem andern, einem tüchtigeren Ordensbruder zu verleihen, denn er selber verstehe nicht, die Völker zu regieren. Der Papst that so, der Vorgeschlagene wurde ein so würdiger Bischof, dass Hadrian IV. ihn heilig sprach.[3]

Fra Antonin.

zum Volke von der Herrlichkeit Gottes, von der Liebe des Heilandes zur Menschheit, von der Seligkeit der Heiligen gesprochen — und so erbauen noch heutigen Tages viele dieser Meister durch ihre Schöpfungen den sinnigen Betrachter derselben, nachdem die Leiber derjenigen, welche diese Werke geschaffen, schon Jahrhunderte lang im Grabe liegen. So sind auch die Künste als Boten des göttlichen Wortes in die Welt hinausgezogen; in heiligen Melodien spricht die Musik vom Ewigen zum Zeitlichen, von der Glorie des Schöpfers zum Geschöpfe, und die bildende Kunst hat ihr Buch mit mächtigen Buchstaben in farbenreichen Bildern, in Statuen aus Erz und Marmor im Tempel Gottes aufgeschlagen, um von Gottes Macht und Herrlichkeit und von seiner unendlichen Liebe ein wunderbares Zeugnis abzulegen.“ — Über frühere Leistungen der Mönche für bildende Kunst schrieb Springer: De artificibus monachis et laicis medii aevi. Bonn 1861.

[1]) Burckhardt, Die Cultur der Renaissance in Italien. Leipzig 1869.

[2]) Vasari, l. c. II, 1, S. 311—334.

[3]) Es war Fra Antonino: Von diesem wird erzählt, dass er, 13 Jahr alt, vom Prior Giovanni Dominici die Aufnahme begehrte. Dieser erwiderte, den zarten Körperbau des Knaben betrachtend, mit Lächeln: Er werde ihn aufnehmen, wenn er das canonische Recht gründlich erlernt haben werde. Die kindliche Seele nahm diesen Vorschlag als Ernst, verlegte sich auf dieses Studium mit Eifer, und kehrte dann mit seiner Bitte wieder. Nun wurden ihm die Pforten des Klosters geöffnet. Bald leuchtete er durch Gelehrsamkeit und Demuth. Der Papst wollte ihn zu hohen Würden berufen, er aber sträubte sich mit Beharrlichkeit dagegen, welche von andern oft gerade dafür angewendet wird. Als der Papst den Giovanni Angelico für den erzbischöflichen Stuhl von Florenz bestimmen wollte,

Fra Giovanni war ein Mann von so schlichtem Wesen und frommen Sitten, daſs er eines Tages, als Papst Nikolaus V. ihm zu essen geben wollte, er sich ein Gewissen daraus machte, Fleisch ohne Erlaubnis seines Priors zu genießen, der Autorität des Papstes gar nicht gedenkend. Er verachtete alle weltlichen Dinge, lebte rein und fromm und war den Armen ein treuer Freund, weshalb ich gewiſs bin, daſs nun seine Seele ganz dem Himmel angehört. Unausgesetzt übte er sich in der Malerei und wollte nie andere als heilige Gegenstände darstellen. Er hätte reich sein können, kümmerte sich aber nicht darum, sondern behauptete vielmehr, wahrhaft reich sei nur, wer sich mit wenigem begnüge. Er hätte Viele beherrschen können, wollte es aber nicht, indem er sagte: andern gehorchen sei mit weniger Mühe und Gefahr verbunden. Es stand in seiner Willkür, unter seinen Ordensbrüdern und außerhalb Würden zu erlangen, er achtete ihrer jedoch nicht und sagte, er strebe nach nichts — als der Hölle zu entfliehen und dem Paradiese sich zu nähern. Welche Würde in Wahrheit aber läſst sich auch mit dieser vergleichen, nach der alle Geistlichen, ja alle Menschen streben sollten, die einzig in Gott und in einem tugendhaften Leben gefunden wird! Er war menschenfreundlich und mäßig, lebte keusch, fern von den Lockungen der Welt, indem er oft sagte, es solle, wer unsere Kunst übe, ruhig und ohne grübelnde Gedanken bleiben; wer die Werke Christi darstellen wolle, müsse immer bei Christo sein. Niemals wurde er unter seinen Ordensbrüdern zornig gesehen, eine große Sache, die mir fast unglaublich scheint; seine Freunde pflegte er einfach und mit großer Freundlichkeit zu vermahnen. Mit größtem Wohlwollen sagte er jedem, der ein Werk von ihm wünschte, er solle den Prior darüber zufrieden stellen, dann werde er es sicher nicht fehlen lassen. Kurz, dieser niemals genug zu rühmende Ordensbruder war demüthig und bescheiden in allem seinem Thun und Reden, in seinen Malereien gewandt und andächtig, und die Heiligen, die er malte, haben mehr das Ansehen und die Ähnlichkeit der Heiligen, als die irgend eines anderen Meisters. Seine Gewohnheit war, das, was er gemalt hatte, niemals zu verbessern oder zu überarbeiten, sondern es stets zu lassen, wie es aufs erstemal geworden war, weil er meinte, so habe es Gott gewollt. Einige sagen, Fra Giovanni habe nie den Pinsel in die Hand genommen, ohne vorher gebetet zu haben, und nie ein Crucifix gemalt, ohne daſs ihm die Thränen über die Wangen strömten; in den Angesichtern und Stellungen seiner Gestalten aber erkennt man seinen redlichen und starken Christenglauben." — Diese wenigen Sätze Vasaris schildern vollständig die Eigenart eines Gott und der Kunst geweihten, tiefen, reinen, demüthigen Geistes. Michelangelo urtheilte von seiner Darstellung der Verkündigung: in bloß menschlicher Kraft liege es nicht, ein so holdes und jungfräulich süßes Bild zu gestalten, es sei denn, der Meister habe das Urbild gesehen.[1])

Fromm

und begeistert.

Die neue Richtung verbreitete sich schnell durch Italien. Im gleichen Geiste

wies dieser das Anerbieten ab, und gab seinen Rath für Antonin. Nach ernstlichem Widerstreben fügte sich dieser Gottes Willen, änderte aber nun nichts an seiner Lebensweise: er behielt das Ordenskleid, lebte nach der Regel, weihte seine Tage der Arbeit und Abtödtung und wurde geliebt als ein Apostel des Friedens und als ein Vater der Armen. Als er im 66. Jahre aus diesem Leben schied, rief er freudig die schönen Worte der Kirche aus: „Gott dienen, das heißt herrschen." Servire Deo regnare est. Der Einfluſs der Freundschaft dieses heiligen Mannes auf Angelico mag kein geringer gewesen sein. — Brunner, l. c.

[1]) Über Fra Angelicos Bilder vergl. Brunner, Die Kunstgenossen der Klosterzelle, S. 88—158.

malten Vitale in Bologna, von der Schönheit seiner Marienbilder dalle Madonne genannt, Jacopo d'Avanzo und Lippo di Dalmasio, beide gleichfalls aus Bologna; Gentile da Fabriano, von dem Michelangelo sagte, Gentiles Bilder seien wie sein Name, d. h. edel, anmuthig, heiter; endlich Giovanni und Antonio da Merano.[1])

Formvollendung in Florenz.

Das Gemüth des Künstlers trat in seinem Bilde frei an den Tag, es galt jetzt auch in der Form vollständig frei zu werden. Auch dies gelang in demselben Florenz, das im Mittelalter mehr große Männer hervorgebracht hat, als ganz Italien zusammen. War es für Staatsmänner die hohe Schule der Diplomatie, für Gelehrte der Born gediegenen Wissens, so wurde es für die Maler die große Zeichnungsschule. Man studierte hier die Antike und die Natur, man kam auf die Gesetze der Perspective, der Lichtwirkung. Masaccio, obschon er, vielleicht vergiftet, schon im sechsundzwanzigsten Jahre hinstarb, ist der geniale Künstler, der eine neue Richtung begründete und von der typischen Auffassung zur naturgemäßen führte und von der hier nahe liegenden Abirrung ins Gemeine durch hohen sittlichen Ernst gewahrt blieb.

Masaccio.

„Masaccio", sagt Vasari,[2]) „gewann die klare Einsicht, von der Malerei sei nichts anderes zu fordern, als dass sie durch einfache Zeichnung und Farben die lebendigen Gegenstände der Natur nachahme, wie sie von dieser hervorgebracht werden, und wer dies am vollständigsten vermöge, sei am höchsten zu preisen. Er gab den Gestalten schöne Stellungen, Beweglichkeit, Kraft und Leben, und den Gegenständen eine eigenthümliche und natürliche Rundung. Zudem ließ ihn sein richtiges Urtheil erkennen, alle Figuren, deren Füße auf den Spitzen zu stehen scheinen und sich nicht verkürzen, dass sie auf dem Boden ausruhen, seien im wesentlichen schlecht; — er zeichnete Verkürzungen in den verschiedensten Ansichten und brachte die Hautfarben der Köpfe und Gestalten mit den Farben der Gewänder in Übereinstimmung, die er mit wenigen Falten malte und leicht wie im Leben und in der Wirklichkeit." — Masaccio heißt der derbe Thomas; ganz dem Streben der Kunst zugewendet und in sich versunkenen Gemüthes, kümmerte er sich wenig um die Welt. Er war der Sohn des Notars Giovanni di Mone, geboren in der Nähe von Florenz 1402.

Filippo Lippi.

Sein bester Nachahmer, aber ohne seinen sittlichen Ernst, war Fra Filippo Lippi (1412—1469), Karmelitermönch, aber in seinem Leben ganz das Gegentheil von Fiesole; er entfloh aus dem Kloster und lebte ganz nach seiner Laune, und die Welt verzieh ihm seine Thorheiten, weil sie seine Kunstwerke bewunderte. Sein Leben ist ein Roman. Auf einer Lustfahrt bei Ancona wurde er von einem Seeräuber gefangen und als Sclave in die Berberei verkauft. Achtzehn Monate arbeitete er hier schon in Ketten, als ihm der Gedanke kam, seinen Herrn mit einer Kohle auf die weiße Wand zu zeichnen. Er musste noch einige Bilder malen und erhielt dafür die Freiheit und Geld zur Heimfahrt. Fortan war er ein gesuchter Maler, seine Bilder sind so naturwahr, dass Viele sagten, der Geist Masaccios habe in Fra Filippo seinen Wohnsitz genommen. In Spoleto wurde er vom Tode überrascht. Als Lorenzo Medici die Auslieferung der Leiche be-

[1]) Kugler, l. c. II, S. 12 ff.
[2]) Vasari, l. c. II, S. 450—464.

gehrte, verweigerten diese die Spoletiner, denn sie entbehrten mancher Zierden, namentlich ausgezeichneter Männer, Florenz dagegen habe Überfluss an Berühmtheiten.[1]) Lippis bester Schüler ist Sandro Boticelli (1437—1515) und dessen Schüler wieder ist Lippis Sohn Filippino Lippi (1460—1505). Zur Schule Masaccios gehört auch Cosimo Rosselli.

In Benozzo Gozzoli dagegen,[2]) einem geliebten Schüler des Fiesole, erscheint außer dem reinem Gemüthe des Meisters eine wahre Freude an der Natur: Wiesen und Hügel, Gründe und Dörfer, Felsen und Blumen, die Fülle und Heiterkeit der Landschaft zeigen sich neben seinen anmuthigen Gestalten; er ist ein Geistesverwandter Hans Hemlings in der epischen Ausbildung des Gegenstandes. Wie Gozzoli an der Natur, so hat Domenico di Tommaso del Ghirlandajo[3]) seine Freude an Gestalten, die wie der Chor der griechischen Tragödie die Hauptpersonen bewundernd, oder richtend, oder helfend umgeben. Seine Bilder sind großartig und reizend, seine Gestalten frisch und lebendig, seine Köpfe so voll Ausdruck und Leben, dass man aus jedem zu errathen glaubt, was dieser Mensch in diesem Augenblick denkt oder empfindet.

Gozzoli. Ghirlandajo 1449 bis 1495.

Ghirlandajo war so eifrig im Arbeiten, dass er wünschte, man möge ihm auftragen, den ganzen Umkreis der Stadtmauern von Florenz mit Historien zu bemalen. Namentlich liebte er Bildnisse von Mitlebenden auf seinen Gemälden anzubringen, das Porträt tritt schon hervor. — Studium des Nackten, strenge Modellierung ist Sache des Andrea del Castagno, seine Zeichnungen sind schön, aber seinem Colorit fehlt die Anmuth. Antonello von Messina brachte damals das Geheimnis der Ölmalerei Johann van Eycks aus den Niederlanden, — die Italiener hatten bisher mit Temperafarben gemalt, mit einer Mischung der Farben mit Eigelb und einigen Harzen, sie trockneten schneller und ein schnellerer Auftrag war nöthig. Antonello theilte das Geheimnis seinem Freunde Domenico mit und dessen Bilder machten Aufsehen. Der Neid ließ Andrea keine Ruhe: er schlich sich in das Vertrauen des Domenico, entlockte ihm sein Geheimnis und ermordete ihn dann meuchlings in der Nacht, um des Nebenbuhlers los zu sein. Erst auf dem Todbette gestand er sein Verbrechen.

Porträt. Castagno. Ölmalerei.

Für den Fortschritt in der Formvollendung war es bedeutsam, dass zwei Florentiner Maler, Antonio Pollajuolo (1431—1498) und Andrea Verocchio (gestorben 1488), zugleich Bildhauer waren, letzterer nahm Gipsabgüsse von menschlichen Gliedern. Das war damals neu. Vasari erzählt:[4]) „Man pflegt diesen Gips aus einem sehr weichen Stein zu bereiten und kann ganze Figuren darin ausgießen. Mit solchem Stoffe pflegte Andrea natürliche Gegenstände abzuformen, um sie mit größerer Bequemlichkeit vor Augen zu haben und nachzuahmen: Hände, Füße, Knie, Beine, Arme und Rümpfe. Nachher fieng man in seiner Zeit auch an, mit wenig Kostenaufwand in dieser Art die Angesichter von Ver-

Gipsformen. Todtenmasken.

---

[1]) Vasari, l. c. II, 2, S. 1—21. — Kugler, l. c. II, S. 16.
[2]) Vasari, l. c. II, 2, S. 65—176. — Kugler, l. c. II, S. 26.
[3]) Sein Vater war Goldschmied in Florenz und erfand den Kopfputz der florentinischen Mädchen, den man Girlanden nennt, daher Ghirlandajo.
[4]) Vasari, l. c. II, 2, S. 277. Verocchio = Scharfblick.

storbenen abzuformen, und es sind deshalb in allen Häusern zu Florenz über Kaminen, Thüren, Fenstergesimsen und anderen Vorsprüngen eine unendliche Menge solcher Bildnisse zu sehen, so gut ausgeführt, dass sie der Natur gleich erscheinen. Von dem an wurden besser gearbeitete Bilder nicht nur in Florenz, sondern auch an allen Andachtsorten verfertigt — und da Andrea in naher Freundschaft mit dem Wachsarbeiter Orsino stand, der in seiner Kunst ein geschickter Meister war, fieng er an, ihn zu unterrichten, wie er darin ganz vollkommen werden möge" — der Anfang der Wachsfiguren-Cabinette. Andreas Schüler sind Pietro Perugino, der Lehrer Raphaels, der Bildhauer Nanni Grosso — der, als man ihm in der Sterbestunde ein grob gearbeitetes Crucifix vorhielt, flehentlich bat, es hinwegzunehmen und ein schönes zu bringen, sonst müsse er in Verzweiflung sterben — und Leonardo da Vinci, für den Andrea in der Vielseitigkeit ein Vorbild war, denn er war Goldarbeiter, Perspectiv-Zeichner, Bildhauer, Holzschneider, Maler und Musiker. Andrea hatte hohes Selbstgefühl. Die Venetianer bestellten bei ihm die Reiterstatue des Bartolommeo aus Bergamo, der viele Siege errungen. Schon hatte Andrea das Modell des Pferdes in Venedig vollendet, als durch Einfluss einiger, die ihm übel wollten, der Beschluss zustande kam, Andrea solle nur das Pferd, Vellano aus Padua aber die Figur machen. Empört darüber, zerschlug Andrea Kopf und Füße seines Modells und kehrte, ohne ein Wort zu sagen, nach Florenz zurück. Die Venetianer ließen ihm nun sagen, er solle nie mehr wagen, nach ihrer Stadt zu kommen, wenn er nicht seines Kopfes verlustig gehen wolle. Andrea antwortete, er werde sich wohl davor hüten, denn es stehe nicht in ihrer Macht, den Menschen für abgeschnittene Köpfe neue aufzusetzen, noch auch jemals seinem Pferde einen zu verschaffen, der so schön wäre, wie der, welchen er anstatt des zerbrochenen ihm wieder hätte geben können. — Das brachte die Venetianer zur Besinnung, sie boten das Doppelte und überließen ihm die ganze Arbeit und er lieferte ein Meisterwerk: das Pferd schreitet dem Kampf entgegen, wie wenn es die Trompete blasen hörte, und die Gestalt des Reiters drückt Kampfbereitschaft aus.

Wachsfiguren.

Auch in Padua war eine Malerschule, welche das Studium der Form vorzugsweise pflegte und darum insbesondere auf die Antike zurückgieng.[1] Francesco Squarcione (1394—1474) sammelte auf Reisen durch Griechenland und Italien Denkmäler alter Kunst und legte zu Padua eine Studiensammlung an, zu der aus ganz Italien Schüler (137 nach Rudolfi) strömten und durch die er um die Malerei viel mehr Verdienst sich erwarb, als durch seine eigenen Bilder. Sein bedeutendster Schüler ist Andreas Mantegna (1431—1506), zugleich einer der ersten Kupferstecher Italiens. Er hütete als Knabe die Herden um Mantua; Squarcione, der sein Talent erkannte, nahm ihn in seine Lehre und in sein Haus auf, ja nahm ihn sogar an Sohnesstatt an. Mantegna übte sich unablässig nach der Antike, da ihm sein Lehrer beständig sagte, es sei thöricht, das Schöne mit eigenen Augen in der Natur zu suchen, da die Griechen sich desselben schon längst bemächtigt hätten. Als aber Mantegna sich in die Tochter Bellinis, eines Gegners von Squarcione verliebte, so brach dieser mit seinem Adoptivsohne und tadelte öffentlich dessen Bilder: er habe die antiken Marmorarbeiten nachgeahmt, an denen man die Kunst der Malerei nicht vollkommen erlernen könne; der Stein habe immer Härte und nicht die zarte Weichheit des Fleisches und der Gegenstände der Natur, die sich biegen und verschieden bewegen; weit

Schule von Padua.

Studium der Antike.

Mantegna.

[1]) Vasari, l. c. I, S. 273; II, 2, S. 275.

beſſer würde er gethan haben, wenn er ſeinen Geſtalten die Farbe des Marmors und nicht die der Natur gegeben hätte. Das wurmte dem Künſtler, er fieng an, lebende Perſonen darzuſtellen, und bald ſah man, er verſtehe das Gute nicht minder aus der Natur, als aus den Werken der Kunſt zu ſchöpfen. Mantegna blieb aber beſtändig der Anſicht, die alten Meiſter hätten in ihre Statuen aus vielen lebenden Geſtalten alle Vollkommenheiten der Natur, welche ſelten einer einzigen die ganze Schönheit verleihe.[1]) Da es nun aber auch für das größte Talent ſchwierig iſt, ſich nach zwei entgegengeſetzten Seiten zu entwickeln, ſo bemerkt Goethe richtig, daſs ein Gefühl nicht aufgelösten Widerſpruchs uns bei dem Hauptwerke Mantegnas, dem „Triumph Cäſars", erfaſſe: „Indeſſen möchte es der höchſte Conflict ſein, in welchem ſich jemals ein Künſtler befunden, da er ein ſolches Abenteuer zu beſtehen zu einer Zeit berufen war, wo eine ſich entwickelnde höchſte Kunſt über ihr Wollen und Vermögen ſich noch nicht deutlich Rechenſchaft ablegen konnte. Jene beiden Elemente nun fühlt man in ſeinen Werken, nicht etwa getrennt, ſondern verflochten; das Ideale, Höhere zeigt ſich in der Anlage, in Wert und Würde des Ganzen, hier offenbart ſich der große Sinn, Abſicht und Halt. Dagegen bringt aber auch die Natur mit urſprünglicher Gewaltſamkeit herein, und wie der Bergſtrom durch alle Zacken des Felſens Wege zu finden weiß und mit gleicher Macht, wie er angekommen, ganz vom Ganzen herunterſtürzt, ſo iſt es auch hier. Das Studium der Antike gibt die Geſtalt, ſodann aber die Natur Gewandtheit und letztes Leben."

Venetianer.

Die Strenge der Zeichnung der paduaniſchen Schule, die oft in Härte ausartete, vermieden die Venetianer, obſchon ſie im allgemeinen deren Weiſe beibehielten; dagegen erreichten ſie einen hohen Grad von Vollkommenheit in der Farbenbehandlung, im Glanze, in der Verſchmelzung derſelben. Die Kenntnis der Ölmalerei brachte Antonello von Meſſina zu ihnen, das eigentliche Haupt der venetianiſchen Schule aber iſt Giovanni Bellini (1426 bis 1516), ſein bedeutendſter Schüler iſt Cima da Conegliano. Hiſtorienmaler iſt Vittore Carpaccio. Die männlichen Geſtalten der Schule haben Kraft, Ernſt und Würde, die weiblichen Liebreiz; die heitere Farbenpracht des Lebens tritt uns faſt immer entgegen.

Schule von Umbrien.

Die Schule von Umbrien bildet eine Art Gegenſatz zu Verocchio und Mantegna wie zu den Venetianern: ſie will die Tiefen des Gemüthes eröffnen, die Glut des in Gott ſeligen Herzens darſtellen, die fleckenloſe Reinheit der Gottgeweihten. Zu dieſer Richtung gehören Nicola von Fuligno, Fiorenzo di Lorenzo, Pietro Venucci della Pieve (von ſeiner Heimat) oder Pietro Perugino (von dem Orte, wo er ſich niederließ, ſo genannt).[2])

Pietro Perugino.

Pietro (1446—1500) wuchs als armer Knabe auf, umgeben von Noth und Elend, wurde Ladenjunge bei einem Maler in Perugia und hörte da, wie viel Ehre und Gewinn die Malerei denen bringe, die zur Vollendung gelangten. Der Geiſt des Knaben entflammte ſich, er wollte auch ein Meiſter werden; wen er aber auch fragte, wo die Meiſterſchaft zu Hauſe ſei, der nannte ihm Florenz.

[1]) Vaſari, l. c. III, 2, S. 281—362. — Kugler, l. c. II, S. 45. — Goethes Werke, Bd. 39, S. 141—176.

[2]) Kugler, l. c. II, S. 77—102.

Florenz regt an.

„Denn in dieser Stadt", sagt Vasari, „werden sie von drei Dingen gespornt und getrieben: zuerst vom Tadel, der in vielfacher Weise von einer großen Zahl Menschen vorgebracht wird, weil die Luft hier freie Geister erzeugt, die sich nicht an mittelmäßigen Werken genügen und sie mehr zu Ehren des Guten und Schönen, als mit Rücksicht auf den betrachten, der sie schafft. Das Zweite ist, dass, um in Florenz zu leben, es noth thut, betriebsam zu sein; dies aber heißt nichts anderes, als seinen Geist und Verstand immerdar anstrengen, in seinem Thun achtsam und schnell sein, und wissen, wie man Geld gewinne; denn diese Stadt hat kein weites und reiches Gebiet, daher kann sie denen, welche dort leben, nicht für geringen Preis ihren Unterhalt bieten, wie überall der Fall ist, wo viel Reichthum sich vorfindet. Das Dritte, was vielleicht nicht geringere Macht ausübt, als die beiden andern, ist das Verlangen nach Ruhm und Ehre, welches jene Luft in hohem Maße bei denen erzeugt, die irgend Vollkommenes leisten, ein Verlangen, welches keinem Menschen von Geist erlaubt, mit denen, welche gleich ihm Menschen sind, ob sie auch als Meister erkannt sein mögen, auf gleicher Linie, oder vollends hinter ihnen zurückzubleiben; ja oftmals pflegt dies eine solche Begier nach eigener Größe im Gemüthe zu erwecken, dass, wer nicht von Natur gut und verständig ist, dadurch verleumderisch, undankbar und unempfänglich für Wohlthaten wird. Wahr ist es aber, dass, wer in Florenz genugsam gelernt hat, und nicht Tag für Tag wie eine Bestie leben will, sondern reich zu werden verlangt, der muss von dort fortgehen und für seine trefflichen Werke und den Ruhm, den jene Stadt verleiht, an anderen Orten Käufer finden, wie die Gelehrten von dem Ruhm ihrer Wissenschaft Nutzen ziehen." Merkwürdige Worte! Übrigens gieng Pietro bei Verocchio in die Schule und gewann in kurzem großen Ruf, seine Gemälde wurden nicht bloß in Italien, sondern auch nach Spanien und Frankreich verkauft. Er malte in Rom, in Florenz; in Perugia gründete er eine eigene Schule. Tiefe, Innigkeit, religiöse Glut, anmuthige Weichheit ist bei ihm vereint mit florentinischer Zeichnung und Composition, seine jugendlichen Köpfe sind von hinreißender Schönheit. Aus seiner Schule giengen hervor Bernardino Pinturichio, Andrea Alovigi, genannt l'Ingegno.

Francia.

Viel Verwandtes mit Perugino hat Francia, Münzmeister in Bologna, kunstreicher Goldschmied. Vasari erzählt, auf der Höhe seines Ruhmes 1547 sei er gestorben aus Gram darüber, dass er in der Malerei nichts geleistet, und sei zu dieser Ansicht gekommen, als das Bild Raphaels — die heil. Cäcilia — nach Bologna kam. Früher schon habe er den herrlichen Jüngling, dessen Gemälde er nur aus Schilderungen von Bolognesen kannte, welche von Rom zurückkehrten, in einem Sonette begrüßt, in welchem er dessen volle Größe mit den Worten anerkennt:[1])

„Du einzig mit des Himmels Gnadenzeichen
Begabt, die andern alle zu bezwingen,
Lehr' uns, durch welche Kunst dir mag gelingen,
Dich jeglichem der Alten anzugleichen?
Glückselig'ger Jüngling, der in frühen Jahren
So vielen vorgeht, was wird erst geschehen,
Wenn du gereift noch Höheres wirst bereiten?
Natur, besiegt, wird deinen Reiz erfahren,
Beredt, voll Lobes wird sie dir gestehen:
Du seist allein der Maler aller Zeiten."

[1]) Vasari, l. c. II, 2, 350—351, 359.

So rasch war der Fortschritt, den Italien damals in der Kunst machte! Francesco Francia galt für einen großen Meister, ein Bild Raphaels aber zeigte ihm, dass, was er sonst gedacht oder wofür er gegolten hatte, zu einem Nichts in der Kunst herabgesunken sei! Mit der Schnelligkeit eines nordischen Frühlings brach die volle Blüte des Schönen empor. Was die alte Welt in der Plastik, das leisteten die Italiener in der Malerei und stellten ewig giltige Muster auf. Vischer bemerkt sinnig: „Die neuere Zeit hat nun zwei große Muster, die Antike und die großen Italiener. Tiefer genommen enthalten diese bereits jene in sich, stellen bereits eine angeeignete Antike dar. Der Rückgang auf die Antike selbst ist uns darum nicht erspart, wir sollen sie uns selbstthätig aneignen, aber zugleich ist es unendliche Förderung, dass wir bereits eine vollendete Form warmer und freier Anregung vor uns haben, dass es nicht ein einfacher, sondern ein getheilter Takt ist, durch den wir auf das Alterthum zurück und von da wieder zur Gegenwart herblicken.“ [1]) —

Leonardo da Vinci.

Leonardo da Vinci.

Unter den drei Großmeistern der Kunst ist zunächst Leonardo da Vinci ins Auge zu fassen: er gehört zu jenen vielseitigen oder allseitigen Naturen, die, wahre Wunder der Schöpfung, hin und wieder in der italienischen Geschichte vorkommen und besonders in der florentinischen. Schon der alte Vasari sagt in seiner Lebensbeschreibung des Leonardo,[2]) einer der schönsten unter den vielen, die er geschrieben, wie er überschwänglich von Gott beschenkt gewesen, von solcher Liebenswürdigkeit und solchem Kunstgeschick, dass er in jeder Handlung die andern Sterblichen weit hinter sich zurückließ: „Sein Körper war mit nie genugsam gepriesener Schönheit geschmückt, er zeigte in all seinen Handlungen die größte Anmuth und besaß ein so vollkommenes Kunstvermögen, dass er das Schwierigste mit Leichtigkeit löste, wohin auch sein Geist sich wandte. Seltene Kraft verband sich in ihm mit Gewandtheit, sein Muth und seine Kühnheit waren erhaben und großartig und der Ruf seines Namens verbreitete sich weit durch die Mitwelt und Nachwelt.“ Leonardo ist Maler, Bildhauer, Dichter, Ingenieur, Architekt, Naturforscher, Philosoph; Lehre und That gehen bei ihm Hand in Hand, Größe als Künstler und Adel als Mensch sind bei ihm innig verbunden, Originalität der Seele und Schönheit der Gestalt und eine Kraft des Leibes, dass er imstande gewesen sein soll, mit bloßer Hand ein Eisen zur Schraube zu drehen.

Leonardo ist der Sohn eines Florentiners, des Ser Piero, Notars der Signoria, geboren auf dem Schlosse Vinci 1452. Der Knabe zeichnete viel und

[1]) Vischer, Aesthetik.
[2]) Neu ist Müller-Walde, Leonardo da Vinci. München 1889. 8 Lieferungen.

Bildungsgang. gut und der Maler Verocchio, dem der Vater einige Zeichnungen zeigte, staunte über die außerordentlichen Fähigkeiten und nahm ihn in seine Schule. Die Fortschritte waren wunderbar, schon 1472 galt Leonardo als Meister, aber nicht bloß im Malen, sondern auch in anderen Künsten. Vasari erzählt:[1] „Er war ein trefflicher Geometer und Bildhauer, er entwarf die schönsten Grundrisse zu Gebäuden, er machte den Vorschlag, den Arnofluss in einen Canal von Florenz nach Pisa zu fassen. Täglich verfertigte er Modelle und Zeichnungen, wie man mit Leichtigkeit Berge abtragen und durchbrechen könne, um von einer Ebene zur anderen zu gelangen, wie mit Winden, Haspen und Schrauben große Lasten zu heben wären, in welcher Weise man Seehäfen reinigen und durch Pumpen Wasser aus tiefen Gegenden heraufholen könne. Solchen schwierigen Dingen sann er ohne Unterlass nach. Unter diesen Modellen war eines, durch welches er mehreren geistreichen Bürgern, die damals die Regierung der Stadt Florenz verwalteten, darzuthun suchte, wie er die Kirche San Giovanni in Florenz (deren Äußeres wirklich das Gefühl der Gedrücktheit erweckt) erhöhen und ihr Treppen unterschieben wolle, ohne sie zu zerstören; er überredete sie dabei mit so starken Gründen, dass ihnen die Sache glaublich erschien, obgleich jeder, wenn er fort war, für sich allein die Unmöglichkeit eines solchen Unternehmens einsah. In der Unterhaltung war Leonardo so angenehm, dass die Menschen sich zu ihm hingezogen fühlten. Er konnte jeden noch so kräftigen Geist durch seine Reden besiegen und durch seine Gründe verwirren; eine außerordentliche Darstellungsgabe verband sich mit einem klaren Verstand.“ — So der alte Vasari, der noch einen reizenden Zug beifügt, aus dem wir Schlüsse auf das innere Leben des Mannes ziehen können: „Obgleich er fast nichts besaß und wenig arbeitete, hielt er sich doch immer Diener und Pferde. Die Thiere hatte er sehr gern. Oft wenn er an Plätzen vorbeigieng, wo Vögel verkauft wurden, nahm er sie aus dem Käfige, zahlte den geforderten Preis und ließ sie dann fliegen, um ihnen die verlorene Freiheit zu geben. — Es war ihm schwer, ein Gemälde zu vollenden: es schien ihm, die Hand könne der Vollkommenheit, die er mit dem Gedanken fasste, nichts mehr hinzufügen.“ — Mit anderen Worten: er war in solchem Fortschreiten begriffen, dass ihm nichts genügte. Er selber sagte, dass er bei jedem Bilde, das er ausführe, nicht das vorliegende, sondern schon das nächste male.[2] — Vasari erzählt weiter: „Seine Einfälle waren so vielfach, dass er auch über Naturgegenstände philosophierte, die Beschaffenheit der Kräuter zu lernen suchte und die Bewegungen der Sonne, des Mondes und der Gestirne nachzuahmen unternahm.“ — Die Museen zu Paris, Florenz und Parma besitzen noch Arbeiten aus dieser ersten Zeit seiner Entwicklung. Von seinem Lehrer aber wird erzählt: Andrea, als er sah, dass ein Kind mehr verstehe als er, mochte von dieser Zeit an nicht mehr mit Farben umgehen.

In Mailand. 1480 muss Leonardo nach Mailand gezogen sein, wo der Herzog talentvolle Männer willkommen hieß. Vasari erzählt: „Lodovico Sforza fand großes Vergnügen am Lautenspiel, deshalb wurde Leonardo ehrenvoll zu ihm berufen. Er nahm sein Instrument mit, das er selbst fast ganz aus Silber in Form eines Pferdekopfes verfertigt hatte, eine seltsame und neue Gestalt, berechnet, dem Klang mehr Stärke und Wohllaut zu geben. Dadurch übertraf

---

[1] Vasari, l. c. III, S. 1, 6, 9, 10. — Beste Ausgabe: Milanesi, Leonardo da Vinci. Firenze, Sanzoni, 1878—1885. 9 Bände mit erschöpfendem Commentar.

[2] Grothe, Leonardo als Ingenieur und Philosoph. Berlin 1874.

er alle Musiker, welche nach Mailand gekommen waren. Außerdem war er zu seiner Zeit der Beste derer, die in Reimen improvisierten. Der Herzog, durch die bewundernswerten Reden Leonardos erfreut, verliebte sich in seine Talente so sehr, dass es fast unglaublich war; er bewog ihn durch Bitten, eine Altartafel zu machen, eine Geburt Christi, die als Geschenk vom Herzoge an den Kaiser geschickt wurde." — Das Bild ist verschollen. Ein ungünstiger Stern waltete über mehreren seiner größten Leistungen, namentlich über dem „Cenacolo" oder dem „Abendmahl", das er für den Speisesaal der Dominicaner in Santa Maria delle Grazie malte. Das 28 Fuß lange Bild, dessen Figuren anderthalb Lebensgröße haben, beschäftigte ihn sechzehn Jahre. Der Prior klagte beim Herzoge, dass die Arbeit so langsam fortschreite. Leonardo erklärte in der Vertheidigung, dass erhabene Geister bisweilen am meisten schaffen, wenn sie am wenigsten arbeiten, nämlich in der Zeit, wo sie erfinden und vollkommene Ideen ausbilden, welche der Verstand erfasst und die Hände darstellen. Zwei Köpfe wären es, die ihm fehlten, der des Erlösers, nach welchem er nicht auf Erden suchen wolle, von dem er nicht glaube, dass er seiner Phantasie in jener Schönheit und himmlischen Anmuth vorschweben könne, welche die menschgewordene Gottheit umkleiden müsse, der andere sei der des Judas. Ihm scheine es unmöglich, passende Gesichtszüge für jenen Jünger zu erfinden, dessen trotziger Geist nach so vielfachen empfangenen Wohlthaten des Entschlusses fähig gewesen sei, den Erlöser zu verrathen. Nach diesem letzteren wolle er suchen, und finde er ihn nicht, so bleibe ihm der des lästigen und unbescheidenen Priors gewiss.[1]) Cenacolo.

1499 war das „Abendmahl" vollendet, ein Meisterwerk der Charakteristik, — welch eine Stufenleiter von Charakterköpfen vom Judas bis zum süßen Bilde des Erlösers, vom greisen Simon bis zum jugendlichen Johannes! Kein Maler vor ihm verstand eine solche auf- und absteigende Tonleiter der Schönheit der Gestalt zu geben, die wieder nur der Spiegel des Inneren, des Geistes und Herzens und des Schwunges der Seele ist. Das Bild Christi ist das Ideal männlicher Schönheit, der höchsten Milde und Hoheit und zugleich der festesten Zuversicht, er ist der Lehrer, der Erlöser der Menschheit. Die ganze Composition ist dramatisch belebt, der unter die Jünger geworfene Vorwurf: „Einer unter euch wird mich verrathen" ruft Schrecken, Entsetzen, Argwohn, Zweifel auf der einen Seite hervor, auf der andern herrscht stilles Flüstern und leise Beobachtung. Und bei allem Gegensatz der Gestalten, Gruppen, welche Harmonie im ganzen! wie ist alles neu und gewaltig! — Franz I. wünschte die ganze Wand mit dem Bilde nach Frankreich zu bringen. Hätte er es nur gethan, es wäre wahrscheinlich erhalten! Jetzt ist nur ein Schatten von der alten Herrlichkeit noch vorhanden, Überschwemmung, Unverstand, Roheit haben dem Bilde geschadet, nur die Original-Cartons des Meisters und die Copien seiner Schüler geben uns einen Begriff vom Werte dieser wunderbaren Arbeit. Ein gleich ungünstiger Stern waltete über anderen Arbeiten Leonardos, nur sechs oder sieben kleinere Gemälde sind als sicher von seiner Hand noch vorhanden. Sein Modell zu einer Reiterstatue des Herzogs Francesco I. Sforza wurde von den Franzosen zugrunde gerichtet! Zeitgenossen versichern, nie etwas Köstlicheres gesehen zu haben, namentlich machen sie auf das eifrige Studium der Anatomie aufmerksam, welche Leonardo mit dem Mediciner de la Torre trieb. Als Ludwig XII. in Mailand einzog,

[1]) Leonardo da Vinci, Buch von der Malerei, herausgegeben von Ludwig in den „Quellenschriften für Kunstgeschichte". 3 Bde. Wien 1882.

gieng ihm ein von Leonardo gefertigter Löwe mehrere Schritte entgegen, öffnete dann seine Brust, in welcher man lauter Lilien erblickte! — Leonardo war zugleich ein großer Meister im Porträtmalen. Von 1499 an hielt er sich einige Jahre in Florenz auf. In diese Zeit fällt der Wettstreit mit Michelangelo. Der Rathhaussaal sollte Darstellungen aus der Geschichte von Florenz enthalten. Leonardo und Michelangelo entwarfen Cartons dazu, jener stellte eine Scene aus dem Siege bei Anghiari, dieser aus dem Siege gegen die Pisaner dar. Die Künstler aus ganz Italien wallfahrteten zu diesen Cartons, um an ihnen ihre Studien zu machen, sie hatten großen Einfluss auf die Entwicklung der Kunst. Die Dichter besangen sie in Sonetten, man datiert von ihnen die höchste Vollendung der Kunst, die Richter wagten keinem den Vorzug zu geben. Beide Cartons sind verloren gegangen, wir haben nur Bruchstücke und Nachzeichnungen von ihnen, die den Verlust des Ganzen als höchst schmerzlich empfinden lassen.[1] — 1514 bis 1516 weilte Leonardo in Rom. In diese Zeit fallen das Madonnenbild in San Onofrio, die Bilder der „Bescheidenheit" und „Eitelkeit" und das herrliche Gemälde, welches Christus in der Mitte von vier Schriftgelehrten darstellt. 1516 folgte der Künstler einer Einladung Franz I. nach Frankreich, wo er das reizende Porträt malte, das unter dem Namen „La belle ferronnière" berühmt ist, und die herrliche „Heilige Familie", bekannt unter dem Namen „La vierge aux rochers". Franz I. bewunderte und liebte längst Leonardo, er nannte ihn seinen Vater. Aber der Künstler konnte die Gemälde, die der geistreiche König von ihm wünschte, nicht mehr vollenden. Seine Lebenskraft gieng zur Neige, er bereitete sich wie ein frommer Christ auf sein Ende vor. Als der König ihn auf dem Schlosse St.-Cloud besuchte, klagte ihm der Kranke, wie er gegen Gott und Menschen gefehlt, dass er in der Kunst nicht gethan habe, was seine Pflicht gewesen wäre. Dieser Kummer rief einen Paroxismus hervor und in den Armen des Königs verschied Leonardo am 2. Mai 1519.[2] Frankreich blieb im Besitze seiner vielen Manuscripte, aus denen hervorgehen soll, dass er die meisten Entdeckungen der neueren Zeit im Gebiete der Physik und Mechanik schon angedeutet habe.[3] Nur seine Abhandlung über die Malerei ist gedruckt.

In Florenz. Wettstreit mit Michelangelo. In Rom. Bei Franz I. Tod.

Leonardo da Vinci war ein Mann von erfinderischem, genialem Geiste und zugleich von edlem Charakter; Realität und Idealität, Anmuth, Tiefe und Erhabenheit wusste er in seinen Schöpfungen zu verbinden. Aus seinem Grabe stieg die französische Kunst hervor. In Italien waren seine Schüler Sogliani und Bernardino Luini, Uggione, Salai, Melzi. Reinheit, Anmuth, Milde, Innigkeit, edle Heiterkeit ist der Ton ihrer Bilder. — In gewisser Beziehung sind aber auch Michelangelo und Raphael Schüler Leonardos, der als der eigentliche Lehrmeister der Blütezeit, als Schöpfer des vollendeten Stils bezeichnet werden muss. —

---

[1] Vasari, l. c. III, S. 18—22, 34.

[2] So berichtet Vasari, während der König nach seinem Tagebuch damals in St.-Germain war. Sein Testament ist aus St.-Cloud datiert. S. 80 in Guhl, Künstlerbriefe.

[3] Henri Martin, Hist. de France, VII, p. 237 ff., 466, 476.

Michelangelo.

Wir kommen nun an zwei Künstler, deren Größe menschliches Maß zu überragen scheint, die wie ihre Namen an himmlische Mächte erinnern, an Michelangelo und Raphael, an die Repräsentanten der höchsten künstlerischen Kraft und Schönheit.[1])

Michelangelo. Michelangelo (auch Michelagnolo) Buonarotti wurde am 6. März 1475 auf dem Schlosse Capreſe in Toscana geboren. Sein Vater stammte aus der edlen Familie der Grafen von Canossa; er war zu dieser Zeit Podestà der Schlösser Capreſe und Chiusi und besaß das Gut Sertignana, drei Meilen von Florenz, als Eigenthum; die Familie hat heute noch nicht unbedeutende Besitzungen in Toscana. Die Amme des Knaben war die Frau eines Steinmetzen, weshalb Michelangelo später scherzend sagte, er habe mit der Milch seiner Amme Meißel und Hammer eingesogen. Die Familie war zahlreich, die Kinder sollten sich deshalb dem Handel und Gewerbe widmen und Michelangelo ward für die Seidenweberei bestimmt, aber seine Neigung und sein Geschick zum Zeichnen bewogen den Vater, ihn bei Domenico Ghirlandajo in die Lehre zu geben. Michelangelo war damals vierzehn Jahre alt, übertraf aber bald nicht bloß seine Mitschüler, Bildung. sondern fertigte auch eine Zeichnung, bei deren Anblick sein Meister sagte: „Der kann mehr als ich.“ Jeder Tag, sagt sein Freund Vasari,[2]) lockte göttliche Früchte aus seinem Geiste ans Licht. Aufsehen machte das Geschick, mit welchem er einen Kupferstich Martin Schongauers mit der Feder nachzeichnete und dann in Kupfer stach, das Geschick, mit dem er die Bilder alter Meister nachbildete, so daſs sie dem Originale gleichkamen. — Lorenzo der Prächtige hatte in seinen Gärten damals eine Menge Alterthümer gesammelt und gründete eine Schule für Bildhauer und Maler unter Leitung Bertoldos. Michelangelo, von seinem Lehrer ob seines Talentes empfohlen, erhielt Zutritt zur Sammlung und Lorenzo erkannte schnell den herrlichen Geist des Jünglings und behielt ihn von Gunst des Lorenzo de' Medici. da an immer im Auge. Schon nach wenig Tagen bildete der fünfzehnjährige Jüngling, obschon er nie Marmor oder Meißel in der Hand gehabt hatte, aus einem Stück Marmor einen alten grinsenden Faun nach, dem er aber aus eigener Phantasie den Mund offen machte. „Du hättest doch wissen sollen,“ sagte ihm Lorenzo, daſs alte Leute nie ihre Zähne insgesammt haben, sondern daſs ihnen stets einer fehlt.“ Kaum war der Herzog fort, so brach Michelangelo einen Zahn heraus und feilte den Gaumen in einer Weise, daſs man meinte, der Zahn sei herausgefallen. Diese Gelehrigkeit gewann ihm die Zuneigung Lorenzos derart, daſs er den jungen Künstler in sein Haus nahm, an seine Tafel zog, ihn zum Gesellschafter seiner drei Söhne Pietro, Giovanni (der später Papst Leo X. wurde) und Juliano, machte und für ihn wie ein Vater zu sorgen versprach. Michelangelo erhielt einen Gehalt von monatlich fünf Ducaten, die er aber meist seinem Vater abtrat, welchem der Herzog, um ihm aufzuhelfen, überdies eine Stelle bei der Maut übertrug.

Michelangelos Arbeitsamkeit war ebenso einzig als sein Fortschritt. „In allem Thun“, sagt Vasari,[3]) „war er rascher als die übrigen und in allen

[1]) Springer, Raffael und Michelangelo — in Dohmes „Kunst und Künstler Italiens“. Leipzig 1878.
[2]) Vasari, l. c. V, S. 266 ff.
[3]) Ibid. V, S 267.

Dingen lebensfrisch und rüstig." Viele Monate zeichnete er in Carmine nach den Malereien Masaccios mit so viel Verstand und Geschick, dass sein Mitschüler Torrigiano aus Neid ihm mit der Faust ins Gesicht schlug. Michelangelos Nase blieb für sein Leben gezeichnet, Torriggiano aber wurde aus Florenz verbannt. In diese Zeit fällt ein Herkules, ein Madonnenbild aus Marmor und ein Crucifix aus Holz.

Pietro Medici.

Mit Lorenzo dem Prachtliebenden, starb 1492 dem jungen Künstler in der That ein Vater. Pietro war nicht so hochsinnig, er behandelte Michelangelo zwar als Hausfreund, zog ihn an seine Tafel, fragte ihn um Rath, wenn er antike Cameen kaufen wollte, aber er äußerte doch, er habe zwei Merkwürdigkeiten in seinem Hause, einen spanischen Läufer, der jedes Pferd einhole, und Michelangelo! Auch hatten die Zustände keine Dauer. Weiterblickende sahen wohl den aufsteigenden Sturm. Condivi erzählt: dem Freunde Michelangelos sei Lorenzo zweimal im Traume erschienen, er solle Pietro sagen, dass er aus Florenz verjagt werde. Pietro machte sich lustig über den Traum, aber Michelangelo glaubte daran und entfloh nach Venedig. Die Missstimmung über Pietro kam 1494 zum Ausbruche, die Mediceer wurden verjagt. Michelangelo fand in Venedig

In Bologna.

keine Arbeit und wollte nach Florenz zurück, sollte aber in Bologna eine bedeutende Strafe bezahlen, weil er ein Passzeichen vergessen hatte. Er besaß kein Geld, ein Aldovrandi nahm sich seiner an, behielt ihn ein Jahr in seinem Haus, liebte es, sich von ihm in seiner schönen Mundart Dante und Petrarca vorlesen zu lassen, und gab ihm Arbeit — aus dieser Zeit stammt der knieende Engel mit dem Candelaber an der Arca di San Domenico in Bologna. In Florenz meißelte er einen „Schlafenden Amor", den der Käufer nach Rom brachte, vergrub und dann als antik an den Cardinal San Giorgio verkaufte. Der Amor galt in der That einige Zeit als Meisterwerk der alten Kunst. Als der Cardinal den wahren Sachverhalt erfuhr, konnte er den jungen Künstler

In Rom. Pietà.

nicht hoch genug bewundern und berief ihn 1496 nach Rom.[1] In die Zeit dieses Aufenthaltes fällt die „Pietà" in St. Peter zu Rom, die „Madonna delle Febbre" aus Marmor, „Maria, den Leichnam des Sohnes in ihrem Arme haltend". Vasari sagt mit Recht: „Man erkennt darin alle Kraft und alles Vermögen der Kunst. Zu den Schönheiten des Werkes gehört, außer den göttlichen Gewändern, der Leichnam Christi, dessen Glieder so herrlich, dessen Leib so kunstvoll ist, dass niemand wähne, eine nackte Gestalt finden zu können, bei der Muskeln, Adern und Nerven mit so richtiger Beachtung über die Knochen gelegt sind, noch einen Todten mit einer solchen Todtenähnlichkeit. In den Zügen des Angesichts spricht sich die höchste Sanftmuth aus. Sicherlich ist es ein Wunder, dass einem erst formlosen Stein in so kurzer Zeit eine solche Vollendung der Form gegeben wurde, wie sie kaum die Natur im Fleische erreicht." — Das anmuthvolle Antlitz der Mutter neigt sich in erhabenem Schmerze zum Sohne. Man gestand wohl zu, dass Michelangelo die Meister des Alterthums in diesem Werke übertroffen habe, wandte aber ein, die Mutter Christi sei zu jugendlich schön. Der Künstler entgegnete: „Keusche Frauen bewahren ihre Schönheit, um wie viel mehr die Jungfrau, die nie ein irdisches Verlangen trug!"[2] Fortan galt Michelangelo für den ersten Bildhauer Italiens. In diese Zeit fällt auch die Gruppe des „Bacchus" in Marmor, eines trunkenen Jüng-

[1] Vasari, l. c. V, S. 272.
[2] Ibid. V, S. 275.

lings mit lallendem Munde und eine Traube in der Hand, die ein kleiner Satyr zu naschen sucht.

Im Dombauhofe von Santa Maria del Fiore lag ein großer Marmorblock, ein früherer Künstler hatte ihn verhauen. Der Block wurde Michelangelo überlassen, der daraus einen jungen David mit der Schleuder meißelte, eine ungemein schöne Statue, an der nicht bloß der Kopf höchst bewunderungswürdig ist. Der Künstler erhielt 400 Scudi dafür. Das Bild wurde vor dem Palazzo vecchio 1504 aufgestellt, um anzudeuten, dass, wie jener Held sein Volk vertheidigt und gerecht beherrscht hat, auch die Regierung Muth und Gerechtigkeit zeigen möge. Der Gonfalonier Soderini beauftragte ihn jetzt mit einem Bilde Davids aus Bronze. Wie sehr der Künstler vom Werte seiner Arbeiten überzeugt war, geht aus folgendem Zuge hervor: Angelo Doni hatte ein Gemälde, eine heilige Familie, bestellt, wollte aber, als er es bekam, statt der geforderten siebzig Goldstücke nur vierzig geben. Der Künstler wies das Geld und forderte sein Bild zurück und Doni erhielt letzteres erst wieder, als er hundertvierzig Goldstücke erlegte. David.

In das Jahr 1504 fällt der Wettstreit mit Leonardo da Vinci in einem Carton; Michelangelo soll nach dem Urtheil der Zeitgenossen nicht wieder etwas gleich Vollkommenes geschaffen haben.[1]) Namentlich zeigte er alle Figuren in lebendigster Bewegung und bewies eine einzige Kenntnis des Nackten — hat er doch zwölf Jahre Anatomie studiert. Der Ruhm des Künstlers war schon so groß, dass Papst Julius II. von ihm sein Grabmal gebaut haben wollte. So kam Michelangelo nach Rom, das der Schauplatz seiner größten Leistungen werden sollte. Sein Plan zum Grabmal ist großartig, der Papst genehmigte ihn und Michelangelo verweilte acht Monate in den Steinbrüchen von Carrara, um die nöthigen Marmorblöcke zu beschaffen, und kam hier auf den Gedanken, einen ganzen Berg in eine Statue umzuwandeln, um ein ewiges Gedächtnis seiner zu hinterlassen — das Unmögliche zog ihn immer an; er ist der Künstler großer Massen. Das Grabmal ward nicht vollendet, meist durch Schuld des Papstes selbst, welcher den Künstler zu einer anderen Arbeit berief; es ward nicht in St. Peter, sondern in Pietro in Vinculis in verkleinertem Maßstabe aufgestellt. Michelangelo vollendete vier Statuen dazu und skizzierte acht. Das Meisterwerk, von keinem Neueren und keinem Alten übertroffen, ja vielleicht nur erreicht, ist die Marmorstatue des „Moses". Vasari sagt mit Recht darüber:[2]) „Das Angesicht ist von hoher Schönheit und hat den Ausdruck eines fürwahr heiligen und gewaltigen Fürsten; betrachtet man ihn, so glaubt man, er werde den Schleier fordern, damit er sein Angesicht verhülle, so strahlend und leuchtend erscheint es, so treu ist die Herrlichkeit darin dargestellt, welche Gott den Zügen jenes Propheten aufgedrückt hatte. Überdies sind die Gewänder in schönem Faltenwurf durchbrochen und gemeißelt, sind die Muskeln der Arme, die Knochen und Nerven der Hände von solcher Schönheit und Vollkommenheit, die Beine, die Knie, die Füße mit ihrer passenden Kleidung, kurz alle Theile so köstlich vollendet, dass man jetzt mehr wie je Moses einen Liebling Gottes nennen kann, da er ihm vor allen anderen den Leib durch die Hand des herrlichen Michelangelo zur Auferstehung hatte bereiten wollen, und die Juden mögen nur fort und fort jeden Sonnabend zu ihm wallfahren und beten, sie beten nicht zu einem Grabmal Julius II. Moses.

[1]) Vergl. oben S. 724.
[2]) Vasari, l. c. V, S. 292—293.

menschlichen, sie beten zu einem göttlichen Werke." — Der jüngste Biograph des großen Meisters — so einig sind die Stimmen — sagt über „Moses": „Eine Hoheit erfüllt diese Gestalt, ein Selbstbewusstsein, ein Gefühl, als ständen diesem Manne die Donner des Himmels zu Gebote, doch er bezwänge sie, ehe er sie entfesselte, erwartend, ob die Feinde, die er vernichten will, ihn anzugreifen wagten. Der „Moses" ist die Krone der modernen Sculptur! Nicht allein dem Gedanken nach, sondern auch in Anbetracht der Arbeit, die von unvergleichlicher Durchführung sich zu einer Feinheit steigert, die kaum weiter getrieben werden könnte. Welch ein Paar Schultern mit den Armen daran! Welch ein Antlitz! Die drohend sich zusammenballenden Stirnmuskeln, der Blick, als überflöge er eine Ebene voll Volkes und beherrschte es; die Muskeln der Arme, deren unbändige Kraft man empfindet! Was meißelte Michelangelo in diese Gestalt hinein! Sich selbst und Julius II.: beide scheinen drinzustecken. All die Kraft, die Michelangelo besaß, unverstanden von der Welt, zeigte er in diesen Gliedern und die dämonisch aufbrausende Gewaltsamkeit des Papstes in seinem Antlitz." [1])

Künstlerstolz.

Während Michelangelo am Grabmal arbeitete, verlangte er eines Tages Audienz beim Papst, wurde aber nicht vorgelassen. Stolz und leicht aufbrausend sagte er zum Thürsteher: „Wenn Seine Heiligkeit nach mir fragt, so sage nur, ich sei anderswohin gegangen"; — und fuhr in derselben Nacht aus Rom ab nach Florenz; vergebens sandte ihm der Papst Bitten und Briefe nach: er werde nicht mehr zurückkehren, da man ihn, wie einen Elenden, zurückgewiesen, seine treue Anhänglichkeit habe solches nicht verdient. Damals gieng Michelangelo mit dem Gedanken um, einer Einladung des Großsultans zu folgen, der von ihm eine Brücke von Pera nach Constantinopel gebaut haben wollte, St. Petri Dom und die Gemälde der Sixtina wären dann schwerlich entstanden. Der Papst forderte von der Republik die Auslieferung des Flüchtlings und diese konnte es auf keinen Krieg ankommen lassen. Deshalb beredete Soderini den Michelangelo, als Gesandter zum Papst nach Bologna zu gehen. Michelangelo fürchtete sich umsonst vor dessen Ungestüm. „Anstatt zu uns zu kommen, warteſt du, dass

Julius II.

wir zu dir kommen", redete ihn der hochsinnige Julius II. an. Michelangelo ließ sich aufs Knie nieder und entschuldigte sich, er habe im Zorne gehandelt, und erhielt den Segen des Papstes und Geschenke und die Bestellung einer fünf Ellen hohen Bildsäule des Papstes aus Bronze für Bologna. In sechzehn Monaten war sie — ein Meisterwerk — vollendet. Die rechte Hand war so stolz erhoben, dass der Papst fragte, ob sie Segen gebe oder Fluch. „Sie warnt das Volk von Bologna, weise zu sein" — entgegnete der Künstler. „Soll sie aber in der Linken nicht ein Buch halten?" — „Gib ihr ein Schwert, ich bin kein Gelehrter", entgegnete Julius II. — 1508 aufgestellt, wurde diese Statue 1511 von den Anhängern Bentivoglios umgeworfen und eine Kanone „Giulia" daraus gegossen.

Die Neider wollten Michelangelo das Grabmal nicht vollenden lassen und beredeten den Papst, es sei ein böses Anzeichen und beschleunige den Tod, wenn man bei Lebzeiten sein Grab baue; Michelangelo solle besser die Sixtina ausmalen; sie rechneten, im Fresco sei der Künstler wenig erfahren, und könne daher nichts Vollendetes leisten. Julius II. gab Michelangelo den Auftrag. Dieser weigerte sich vergebens und schlug Raphael dafür vor.

[1]) „Michelangelo" von Grimm.

Je mehr er sich aber weigerte, umso ungestümer sprach der Papst sein Verlangen aus; um ihn nicht von neuem zu reizen, entschloss er sich zur Arbeit. 15.000 Goldstücke waren als Lohn ausgestellt.

Gerade die Schwierigkeit und der Zweifel an seiner Befähigung spornten Michelangelo jetzt zur That und reizten seinen Genius, seine höchste Kraft zu zeigen. Er ließ Maler aus Florenz kommen, um ihm im Fresco zu helfen. Als ihm aber ihre Arbeiten nicht gefielen, schlug er ihre Gemälde wieder herunter und machte alles allein, selbst das Weißen der Wand, das Reiben der Farben. In zweiundzwanzig Monaten war die Decke der Sixtina mit den herrlichsten Gemälden geschmückt, des Künstlers Auge aber auch vom steten auf dem Rückenliegen und nach Obenblicken so angegriffen, dass er einen Brief oder ein Buch lange hoch über das Auge halten musste, um sie lesen zu können. Sixtina.

Als am 1. November 1512 unter ungeheurem Zudrang die Sixtina eröffnet wurde, war nur eine Stimme der Bewunderung über die Großartigkeit der Leistung. Wie war die Erwartung seiner Gegner getäuscht, sie hatten ihm nur Gelegenheit gegeben, seinen Genius in vollem Glanze unsterblichen Ruhmes strahlen zu lassen! Begeistert ruft Vasari aus: „Ja, in der That war und ist dies Werk die Leuchte unserer Kunst und hat der Malerei so viel Licht und Hilfe gebracht als Aufklärung der Welt, welche so viele Jahrhunderte im Finstern geblieben war. Wahrhaftig, kein Maler sorge mehr, um etwas Neues zu sehen an Erfindungen, Stellungen, Bekleidungen der Gestalten, Neuheit und Stärke des Ausdrucks und Mannigfaltigkeit der Darstellung, denn alle Vollkommenheit, die man mit Hilfe der Kunst einem solchen Werk geben kann, hat Michelangelo diesem gegeben.“ [1])

Doch Vasari fasst meist nur das Formelle ins Auge, aber ebenso merkwürdig ist der ideelle Gehalt dieser Bilder. Welch schwere Aufgabe ist es, Gott darzustellen, den Unaussprechlichen und Undenkbaren. Gibbon sagt einmal: „Der kühnste Pinsel muss zittern bei dem verwegenen Versuche, mit Form und Farben den unendlichen Geist, den ewigen Vater, der das Weltall durchdringt und erhält, zu bezeichnen.“ Aber es war die Freude dieser titanischen Kraft, immer an den Grenzen der Kunst zu streifen und mit dem Ungeheuren zu ringen. So schuf er das Bild von Gott dem Vater und sein Bild ist bis auf diesen Tag der stehende Typus geblieben, auch Raphael hat ihn angenommen. Es ist höher als das Zeusideal des Phidias: dort ist der Beherrscher der Götter und Menschen, mit der hohen Ruhe und dem heiteren Blick, über dem jedoch als höhere Macht das Schicksal steht. Bei Michelangelo ist es der Allvater, der mit der einen Hand die Sonne, mit der anderen den Mond berührt, der Allmächtige, Liebreiche und Milde, der lichte Gott, der das Chaos entwirrt, der majestätisch und schaffend die Welträume durchfährt, aus dessen Fingerspitze auf den werdenden Menschen das Leben

[1]) Vasari, l. c. V, S. 367.

überströmt. Übrigens herrscht bei Michelangelo die Majestät und der Ernst vor, bei Raphael die Güte und Liebe.

Füßli sagt: „Unendlich erhaben, aber furchtbar zugleich, schwebt die Gottheit über uns in der Sixtinischen Kapelle. Väterlich wohlwollend, gnädig barmherzig, alles, was Athem hat, mit seiner Liebe umfassend, senkt sie sich hingegen zu uns herab in Raphaels Logenbildern." — A. W. v. Schlegel sagt darum schön von unserem Künstler:

„Nach Michael, der einst, von Muth beflügelt,
Sieghaft den Drachen in die Tiefe warf,
Wird jener heißen, den die Furcht nie zügelt,
Und dessen Geist, wie Blitze, rasch und scharf;
Durch seines Pinsels Züge wird entsiegelt,
Was bange Sterblichkeit kaum ahnen darf:
Des Heilands Kunst, die weckenden Posaunen,
Des Todes Tod, und der Natur Erstaunen."

Dagegen sagt er von Raphael:

„Der Engel leiht den Namen einem holden Strahle
Der Lieb' und Kunst, den still ein Jüngling hegt;
Als ob mit Geist er, nicht mit Farben, male,
Wird tiefe Seel' in jeden Zug gelegt.
Oft ladet er die Andacht zu dem Mahle,
Wo hohes Antlitz, reiner Blick sich pflegt;
Wo jenes Weib erscheint, der Gottheit Freude,
Ihr Kind, die ihr, und aller Wesen beide."

Wie schön passen im Deckengemälde zum Bilde der Gottheit nicht die Geschichten der Genesis, um das Wesen des schaffenden Geistes auseinanderzusetzen! Welche Tiefe der Gedanken, welche Kühnheit, sie auszudrücken! Dazu die Propheten und Sibyllen in den Pendentifs des gewölbten Randes! Bei den Einen Trauer, Sorge, Nachdenken, bei den andern fester Blick, voll Hoffnung in die Zukunft. Bei allen aber eine Hoheit, dass man fühlt, Gott spricht durch ihren Mund. Die Schauer göttlicher Geheimnisse wehen uns an. Nicht minder sinnig und schön sind die vier Eckbilder auf den Tragbalken der Decke. „O wahrhaft glückliches Zeitalter", ruft ein Schriftsteller jener Zeit aus, „glückselige Künstler, dass euch vergönnt ist, aus so klarem Quell Licht zu schöpfen für die umnebelten Augen, dass ihr durch einen so bewunderungswürdigen einzigen Meister alle Hindernisse eurer Bahn beseitiget seht!"

San Lorenzo.

Julius II. starb 1513. Leo X., der Jugendgenosse, bestieg den heiligen Stuhl; er trug Michelangelo auf, die Façade von San Lorenzo auszuführen, so gerne dieser auch das Grabmal Julius II. vollendet hätte. Sein Entwurf war der beste, obschon er sich so wenig für die Architektur als für die Malerei geeignet erachtete, ihm war nur wohl, wenn er den Meißel in der Hand hatte. Jahrelang beschäftigten ihn die Vorarbeiten und der Aufenthalt in den Bergen, wo der Marmor gebrochen werden sollte. Erst der Tod Leos X. gab ihm die volle künstlerische Freiheit wieder. Clemens VII., gleichfalls ein Mediceer, beauftragte ihn mit dem Baue der Familiengruft in Florenz und den Grabmälern für Lorenzo und Giuliano de' Medici. Die beiden Statuen sind Meisterstücke, nicht minder aber die Statuen, die er über ihren Sarkophagen anbrachte,

Tag und Nacht, Morgen- und Abenddämmerung. Die Nacht wurde namentlich bewundert,[1]) man erkennt in ihr die Ruhe eines Schlafenden und den Schmerz und die Trauer dessen, der ein hohes und heiliges Gut verliert. Strozzi machte darauf die Verse: Die Nacht.

„Die Nacht, die du in süßem Schlummer hier
Erblickst, ihr hat ein Engel Form gegeben
Aus Stein, doch schläft sie, darum hat sie Leben.
Wenn du nicht glaubst, ruf' ihr, sie spricht zu dir."

Michelangelo antwortete mit den Versen:

„Lieb' ist der Schlaf mir, lieber Steines Weise,
So lange Schmach und bitterer Jammer währen;
Nichts sehen, nichts hören ist mein ganz Begehren,
So wecke mich nicht auf, o rede leise!"

Man hat daraus nicht mit Unrecht geschlossen, dass Michelangelo, indem er am Grabmale der Medici arbeitete, in Gedanken eigentlich das Grabmal der florentinischen Freiheit schuf, denn er liebte sein Vaterland und die Freiheit und war als Jüngling ein eifriger Zuhörer Savonarolas und der Predigten dieses Propheten; Dantes göttliche Komödie und die Bibel waren in den Zeiten der schrecklichen Anstrengung, da er die Decke der Sixtina und das Weltgericht malte, seine einzige geistige Erholung. Als echter Sohn von Florenz entzog er seine Kraft dem Vaterlande nicht, als dieses bedrängt war; er leitete die Vertheidigung der Stadt 1529 gegen das Heer des mit den Mediceern verbundenen Kaisers. Aber welcher Kampf mag da in seinem Innern stattgefunden haben! Er war den Medici verpflichtet und das Vaterland gebot ihm, gegen sie zu kämpfen! In diesem inneren Widerstreite, da er zugleich über die Regierung der Zehn zu klagen hatte und Argwohn hegte, entfloh er am 28. Juli 1529 insgeheim nach Venedig. Die Florentiner sandten flehende Botschaft, dass er zurückkehre und die Leitung der Vertheidigung wieder übernehme. Er that es, und seinen umsichtigen Maßregeln ist namentlich die Erhaltung des Thurmes San Miniato zu verdanken, der ein Hauptziel für die Kanonen der Feinde war. Jeder Widerstand erwies sich jedoch fruchtlos. Florenz musste sich ergeben und Michelangelo, welcher der Republik Geld vorgeschossen, welcher am Widerstande einen Hauptantheil genommen hatte, musste die Rache der Sieger fürchten! Man suchte nach ihm, er hatte sich aber im Hause eines Freundes verborgen, bis die erste Erbitterung vorüber war. Doch Clemens VII. sah in ihm nur den Künstler und ließ ihm sagen, er möge zurückkehren und an seinen Arbeiten fortfahren, sein Gehalt solle ihm regelmäßig ausbezahlt werden. So entstanden die Arbeiten für die Bibliothek und für das Grabmal. Vertheidigung von Florenz.

Noch einen anderen Wunsch hegte der Papst. Michelangelo sollte auf der Hauptwand der Sixtina das Weltgericht (Universale giudizio) darstellen. Sein Nachfolger, Paul III., beschwichtigte die Verwandten Julius' II., die gegen den Künstler klagten, dass er das Grabmal noch nicht vollendet habe, nur damit er das „Weltgericht" zustande bringe.[2]) Acht Jahre arbeitete Das Weltgericht.

[1]) Vasari, l. c. V, S. 327—328.
[2]) Ibid. V, S. 340.

Buonarotti an diesem Riesenwerke, welches über 300 Figuren enthält. Als es um Weihnachten 1541 enthüllt wurde, priesen alle Lippen die Größe des Künstlers. „Dieses Werk," sagt ein Zeitgenosse,[1]) „ist für unsere Kunst das Zeugnis, welches Gott den Menschen gegeben hat, damit sie sehen, wie das Schicksal wirkt, wenn Geister erster Größe auf die Erde kommen und Anmuth und göttliches Wissen als ihnen einwohnend mitbringen. Es legt alle in Fesseln, welche die Kunst zu verstehen meinen, und wer jene Wunderzeichen in Umrissen veranschaulicht sieht, der bebt und besorgt, irgend ein mächtiger Dämon habe sich der Zeichenkunst bemeistert; und beachtet man allein die Mühen eines solchen Werkes, so erstarren die Gedanken, und man fragt sich, was andere schon ausgeführte oder noch auszuführende Malereien im Vergleiche zu dieser sein könnten! Glücklich ist zu nennen und ein beseligendes Andenken bewahrt in sich, wer dieses herrliche Wunderwerk unserer Zeit betrachtet! Glückselig und gesegnet bist du, o dritter Paul, da Gott zugelassen hat, dass unter deinem Schutze der Ruhm sich verbreite, welchen die Federn der Schriftsteller dir und ihm bewahren werden!" — Das riesige Gemälde zerfällt in eilf verschiedene Gruppen, der vollendetste Theil ist die untere Hälfte. Es ist der Tag des Zornes, den der Maler schildert. Christus erscheint nicht als Erlöser, sondern als strenger Richter in erschreckender Majestät. Selbst Maria bebt beim Anblicke des Sohnes und wendet ihr Auge den Seligen zu, um sich an ihnen aufzurichten. Um beide thronen heilige Väter, Apostel, Propheten; Märtyrer zeigen die Marterwerkzeuge. Unter Christus stoßen Engel in die Posaunen und verkünden den Gerichtstag. Die Todten erstehen, aber zum Theile noch wie gefesselt von der Schwere irdischer Natur. Die Seligen steigen empor, je höher sie sind, umso freier scheinen sie zu athmen. Unter ihnen ist Dante, der Sänger des Paradieses und der Hölle, Dante, ein geistiger Bruder in Tiefe, in Kraft und in Kühnheit. Michelangelo ist ein Dante in Farben, Dante ein Michelangelo in Versen. Eltern umarmen ihre Kinder, Freunde ihre Freunde. Schrecklich ist der Anblick der Verdammten! Michelangelo hat mehr Talent zum Schrecklichen als zur Darstellung himmlischer Herrlichkeit, und dieses Talent zeigt sich in seiner riesigen Größe und Energie in den Gruppen der Verdammten oder Verworfenen, ob diese nun mit den Teufeln ringen oder sich wilder Verzweiflung überlassen. Die ganze Stufenleiter schrecklicher Gefühle: Befangenheit, Angst, Entsetzen, Grimm, Verzweiflung — aber alle in einer gewissen Großartigkeit —, treten uns in diesem Bilde entgegen; Michelangelo scheint es erst wohl zu sein im Schrecklichen. Unvergesslich ist jedem der Anblick dieses Gemäldes! Ein inneres Entsetzen, ein Schrecken über die Furchtbarkeit des Gerichtes weht jeden an. Der Maler ist bis an die äußersten Grenzen der Kunst vorgedrungen.

---

[1]) Vasari, l. c. V, S. 352—353.

Der Tod des Baumeisters Gallo 1546 warf Michelangelo in das Gebiet der Architektur. Der Papst trug ihm nämlich die Leitung des Baues der Peterskirche auf, so sehr sich auch Michelangelo dagegen sträubte.[1] Die alte Peterskirche drohte schon 1450 beim ersten Erdbeben zusammenzustürzen. Papst Julius II., magnarum semper molium avidus, beschloss, sie niederzureißen und eine großartigere an ihre Stelle zu setzen. Bramante, der damals für den größten Baumeister galt, legte ihm einen Plan vor zu einem Neubau, welcher der Größe des päpstlichen Namens und der Majestät der Apostel würdig wäre. Leicht entflammt und immer von einer Leidenschaft des Bauens geleitet, ließ der Papst, trotz des Widerspruchs der Cardinäle, die alte Basilika, an welche sich so viele große Erinnerungen knüpften, niederreißen und am 15. April 1507 die Fundamente zu einem neuen Baue legen. Nach dem Plane Bramantes sollte sich eine Kuppel über einem griechischen Kreuze wölben. Julius II. ließ zu rasch bauen und bald zeigten sich drohende Risse. Bramante starb und der Plan kam in Hände anderer, bis der Papst 1547 dem zweiundsiebzigjährigen Michelangelo die Leitung des Baues übertrug. Er verbesserte am Plane und zwar war sein Modell in vierzehn Tagen fertig und kostete nur fünfundzwanzig Thaler, während das Modell San Gallos mehrere Jahre und 4000 Thaler gekostet hatte. Aber Freiheit wollte Michelangelo haben und der Papst musste ihm in einem Motuproprio Vollmacht geben, nach Gefallen zu schaffen und einzureißen, hinzuzufügen, fortzunehmen und zu verändern; auch sollte die ganze Baubehörde von seinem Willen abhängig sein. Dagegen versprach Michelangelo den Bau um Gottes und des Heiles seiner Seele willen, ohne jegliche Entlohnung zu leiten, und hat siebzehn Jahre diesem Bau gewidmet und auch jedes Geschenk, das ihm die Päpste schickten, zurückgewiesen. Er fand, die Hauptpfeiler Bramantes seien zu schwach, und verstärkte sie; er fand, Gallos Plan lasse das Innere zu dunkel, und gab ihm mehr Licht. Der Bau ist sein ewiges Ruhmesdenkmal. Burckhardt bemerkt: „Auch hier liegt seine wahre Größe in den Verhältnissen, die er nirgends, auch nicht von den antiken Bauten, copiert, sondern aus eigentlicher Machtfülle erschafft, wie sie der Gegenstand gestattet. Sein erster Gedanke ist nie die Einzelbildung, auch nicht der constructive Organismus, sondern das große Gegeneinanderwirken von Licht- und Schattenmassen, von einwärts und auswärts tretenden Partien, von oberen und unteren, mittleren und flankierenden Flächen. Er ist vorzugsweise der im Großen rechnende Componist. Vom Detail verlangt er nichts als eine scharfe, wirksame Bildung.“ — Die Arbeiten schritten rasch voran. Paul III. sah vor seinem Tode noch die Form der Basilika feststehen. Als Julius III. den heiligen Stuhl bestieg, hielten die vielen Neider den Augenblick für gekommen,

St. Peter.

Bramante.

[1] Vasari, l. c. V, S. 356—360.

Michelangelo zu stürzen, — allein es gelang nicht. Julius III. hatte wie Paul III. ein unbegrenztes Zutrauen zum großen Künstler, und Michelangelos Vollmacht wurde von jedem neuen Papst bestätigt. „Könnte ich vor Ärger sterben, so wäre ich schon lange todt", schreibt Michelangelo über die Umtriebe seiner Gegner. Seine Ausdauer ist umso rühmlicher, als ihm gerade damals vom Großherzog von Florenz, der ihn anbetete, in einemfort die glänzendsten Anerbietungen gemacht wurden, als ihn Venedig und Ferrara um jeden Preis haben wollten, Frankreich ihm 3000 Thaler Jahresgehalt bot. Aber Wirken ins Große war die Leidenschaft seines Lebens. Er hielt aus und hätte auch die Kuppel dieses welthistorischen Baues vollendet gesehen, wäre es besser um die päpstliche Casse gestanden.

Daneben fallen noch viele andere Arbeiten, die jede eine ganze Menschenkraft in Anspruch zu nehmen schienen, so die schöne und zweckmäßige Einrichtung des Capitols, wie sie jetzt ist, so der Ausbau des Palastes Farnese, so die Herstellung des „Toro Farnese". Merkwürdig, dem bekannten „Herkules des Glykon" fehlten die Beine und Michelangelo entwarf einen Plan zur Ergänzung; 1560 wurden die echten Beine gefunden, die ergänzten erwiesen sich aber schöner. Ferner war Michelangelo bei der Befestigung von Rom beschäftigt. Wir begreifen, dass in dieser riesenhaften Thätigkeit Augenblicke der Erschöpfung und Entmuthigung kamen. Er suchte dann Kräftigung in der Einsamkeit. „Aber," meint Vasari, „er war nie weniger einsam als wenn er allein war." So floh er 1556 in die Berge von Spoleto zu den Einsiedlern, und schrieb nach der Rückkehr: „Fürwahr nur in den Wäldern wohnt der Friede." Die Freude seiner einsamen Stunden war die Bibel oder Dante, welchen er mit vielen Handzeichnungen verzierte. Den letzten Jahren seines Lebens gehört noch der Bau der schönen Kirche und des Klosterhofes Santa Maria degli Angeli an, den er aus den Trümmern der Thermen Diokletians mit nachahmungswürdiger Schonung der Alterthümer errichtete. Zeichnungen von Michelangelo sind unzählige noch vorhanden, in Florenz allein mehr als 200.

Capitol. Toro Farnese.

Gedichte

Aber auch als Dichter[1]) ist er von Bedeutung. Seine Sonette, Madrigale, Capitoli und Stanzen, sind nicht nur merkwürdig wegen der Reinheit der Sprache, und darum auch von der Crusca unter die Sprachmuster aufgenommen, sondern sie sind auch merkwürdig durch ihren Inhalt, originell wie der Mann selber, der sie nicht schrieb, um als Dichter zu glänzen, sondern um seinem vollen Herzen Luft zu machen; ohne Ziererei geben sie die Stimmungen seiner Seele wieder, bald wie sie erhoben, bald wie sie entmuthigt ist, einfach, oft rauh, in männlichem Ernst, meist edel und von kühnster Originalität. Auch über das Verhältnis der Malerei zur Bildhauerkunst hat er geschrieben, endlich mit einer Abhandlung sich befasst, in welcher er alle menschlichen Bewegungen, wie sie äußerlich sich darstellen, auseinandersetzen wollte; — die kühne Stellung der Gestalten in seinen Bildern zeigt, wie gründlich er Anatomie studierte.

Michelangelo kam nicht mehr dazu. Ein Fieber begann seine Lebenskraft aufzuzehren. Er bereitete sich wie ein frommer Christ auf den Tod vor, welcher uns nicht missfällig sein dürfe, da er von der Hand desselben Meisters komme,

[1]) Die beste Ausgabe seiner Gedichte von Sophie Hasenclever deutsch, mit italienischem Text von Guasti. Leipzig 1875. Jubiläumsausgabe.

der uns das Leben gegeben hat. Sein Testament lautet einfach: „Ich übergebe meine Seele Gott, meinen Leib der Erde und mein Vermögen meinen nächsten Verwandten.“ Michelangelo starb, beinahe 89 Jahre alt, am 17. Februar 1564. Tod.

Papst Julius III. hatte oft den Wunsch ausgesprochen, er könnte von seinem Leben einige Jahre für Michelangelo opfern. Papst Pius IV. befahl, an dem Plan Buonarottis für die Peterskirche strengstens festzuhalten; er wollte den großen Künstler in Sanct Peter bestatten lassen. Die Florentiner aber meinten, sie seien schon um die Leiche Dantes gekommen, sie dürften darum nicht auf die Leiche Michelangelos verzichten, und der Herzog forderte im Namen der Verwandten die Auslieferung der sterblichen Reste. Florenz feierte in großartiger Weise seine Exequien. Varchi hielt die Leichenrede. Die Künstler wetteiferten um den Ruhm, die Gebeine des größten Meisters getragen zu haben. Der Zudrang des Volkes, denn auch unter dem Volk hatte er einen Namen, war so gewaltig, dass die Kirche Santa Croce geschlossen werden musste.[1] Bestattung.

Vasari, der ihn so genau kannte, sagt: „Michelangelo besaß eine so gewaltige Einbildungskraft, dass seine Hände die großen und schrecklichen Gedanken nicht darstellen konnten, die sein Geist in der Idee erfasste, und dass er oft seine Arbeiten im Entstehen ließ, oder richtiger viele verdarb, wie ich denn weiß, dass er kurz vor seinem Tode eine Menge Cartons und Zeichnungen verbrannte, damit niemand sehe, welche Mühe er aufgewandt und wie er seinen Geist geprüft hat, um nur Vollkommenes ans Licht zu bringen.“ — Dabei sagte er aber immer, man müsse den Zirkel in den Augen, und nicht in den Händen haben, hin und wieder konnte er einen Marmor in Stücke schlagen, während er daran meißelte, weil ihm ein höherer Gedanke gekommen war. Er war dienstfertig gegen Kunstgenossen, im Leben hin und wieder zornmüthig, nie aber rachsüchtig, bescheiden in seinen Sitten, verständig im Sprechen, seine Antworten waren meist sinnreich und scharf. Als Mann geistiger Bestrebungen war er sehr mäßig, nahm in der Jugend mit ein wenig Brot und Wein vorlieb und lebte gleich einem Armen, obschon er reich war; wegen seiner Mäßigkeit bedurfte er wenig Schlaf. In der Stille liebte er Armen zu Hilfe zu kommen. Als sein Diener krank wurde, pflegte er ihn in den Nächten selber, als wenn er sein Bruder wäre. Vermählt war er nie. Ein Priester, der sein Freund war, sagte ihm: „Es ist schade, dass Ihr nicht eine Frau genommen habt, Ihr hättet Euren Kindern Ehre und Vermögen hinterlassen können.“ — Michelangelo erwiderte: „Ich habe nur zuviel mit einer Frau zu schaffen gehabt, das ist die Kunst, die mich stets gequält hat, und meine Kinder sind die Werke, die von mir zurückbleiben, die, wenn sie auch nichts eintrugen, doch eine Zeitlang leben werden.“ — Charakter.

Raphael Sanzio.

Nicht minder stockt die Sprache, wenn es gilt, Raphael zu schildern. Tanto nomini nullum par elogium! Vasari, der Bewunderer Michelangelos, muss doch von seinem Nebenbuhler Raphael, als einem zweiten Begabung.

[1] Ascanio Condivi, Leben des Michel Angelo, herausgegeben von Eitelberger, Wien 1874, berichtigte die erste Auflage von Vasari. — Den edlen Sinn des Michel Angelo für Religion, Vaterland und Familie zeigen am schönsten die erst 1875 von Milanesi herausgegebenen „Lettere di Mich. Angelo“. Firenze.

Wunder der Natur, sagen: „Wie freigebig und liebreich der Himmel bisweilen einem einzigen Menschen den unendlichen Reichthum seiner Schätze, alle Anmuth und seltenen Gaben spendet, welche er sonst in langem Zeitraum unter Viele zu vertheilen pflegt, sieht man deutlich an dem ebenso herrlichen als anmuthigen Raphael Sanzio von Urbino. Die Natur war durch die Hand Michelangelos von der Kunst besiegt und schenkte Raphael der Welt, um nicht nur von ihr, sondern auch von der Sitte übertroffen zu werden, denn in ihm ließ sie die seltensten Vorzüge des Herzens wiederstrahlen, von so viel Anmuth, Fleiß, Schönheit, Bescheidenheit und trefflichen Sitten begleitet, dass sie genügt hätten, jedes noch so schlimme Laster, jeden noch so großen Fehler zu verdecken." So Vasari. — In Raphael tritt die vollendete Harmonie vor uns, die innige heilige Liebe, wie in Buonarotti der große tiefe Gedanke.[1]) — „Michelangelo war der grandiose Denker und himmelstürmende Gigant", sagt Schaden, „Raphael war der Sanfte, Gottgeliebte. Er dachte harmonisch und fühlte rhythmisch. Gleichsam ohne sein Wissen flossen seine Werke aus ihm hervor. Er wollte nicht dieses oder jenes machen; er machte so, wie es kam; seine „Geburt" war ein leiser Schauer, weiter nichts — und sie stand da." — Raphael sah mit dem Auge des Griechen und fühlte mit dem Herzen des Christen. Kein Maler hat in so kurzer Lebenszeit so viel und so viel Vollendetes geschaffen; bei keinem Maler ist die Kunst in jeder Stufe seines Lebens mehr der Ausdruck seiner innersten Stimmung und die Offenbarung seines ganzen Menschen; kein Maler ist, wie er, dabei mehr in stetem Fortschritt begriffen. Burckhard sagt ganz richtig: „Die höchste persönliche Eigenschaft Raphaels war nicht ästhetischer, sondern sittlicher Art: nämlich die große Ehrlichkeit und der starke Wille, womit er in jedem Augenblick nach demjenigen Schönen rang, welches er eben jetzt als das höchste Schöne vor sich sah. Er hat nie auf dem einmal Gewonnenen ausgeruht und es als bequemen Besitz weiter verbraucht. Diese sittliche Eigenschaft wäre ihm bei längerem Leben auch bis ins Greisenalter geblieben. Wenn man die kolossale Schöpfungskraft gerade seiner letzten Jahre sich ins Bewusstsein ruft, so wird man inne, was durch seinen frühen Tod auf ewig verloren gegangen ist."

Größe.

Jugend. Raphael (Raffaelo Santi oder Sanzio) wurde geboren zu Urbino am 6. April 1488, sein Vater war Giovanni Santi, ein Maler nicht ohne Geschick, er starb 1494, die Mutter Magia Ciarla starb schon 1491. Ihr Bruder nahm sich des Knaben an, der 1495 bei Pietro Perugino in die Lehre gegeben wurde. Die Fortschritte waren rasch. Zwischen dem Lehrer und Schüler muss ein inniges Verhältnis obgewaltet haben, denn der Lehrer bringt auf seinen Gemälden gern das Bild des Schülers an und umgekehrt zeichnet Raphael gern den Kopf Peruginos. In den Bildern Peruginos haben wir die ersten Arbeiten Raphaels zu suchen, denn er eignete sich die Art seines Meisters so schnell und

Pietro Perugino.

[1]) Passavant, Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi. 2 Theile. Leipzig 1839.

so vollständig an, dass man ihre Bilder nicht voneinander unterscheiden kann. Die zarte schwärmerische Wehmuth, die süße Schönheit und Frische, der ganze Idealismus der umbrischen Schule ist auch auf seinen Bildern aus dieser Zeit. Die ersten selbständigen Arbeiten lieferte Raphael in seinem siebzehnten Jahre für Città di Castello. 1494 entwarf er einige Fresken für die Bibliothek zu Siena. Im gleichen Jahre entstanden „Christus im Ölgarten", „Der heilige Georg", „Die Vermählung Marias" (Sposalizio), in der sein Emporsteigen über die Befangenheit der umbrischen Schule schon deutlich sich zeigt. Adel, Schönheit, Bescheidenheit Marias sind entzückend, auch die Nebenfiguren sind schön. In Siena hörte er von dem Wettstreit Leonardo da Vincis und Michelangelos in den Cartons zu Florenz und, von Liebe zur Kunst und vom Verlangen nach Vollkommenheit ergriffen, ließ er die Arbeit zu Perugia liegen, vergaß jedes Nutzens und jeder Bequemlichkeit und begab sich nach Florenz.

In Florenz.

Der Aufenthalt in dieser ruhmeswerten Stadt war von großer Bedeutung für ihn. Er fand schmeichelhaften Empfang und ihm hingegen gefiel die Stadt und ihre Kunstwerke: er lernte insbesondere aus den Arbeiten Masaccios und Leonardos da Vinci — ihr Naturalismus war der Gegensatz zum Idealismus der umbrischen Schule. Vasari behauptet:[1] „Als er die Werke Leonardos sah, der im Ausdruck der männlichen wie der weiblichen Köpfe nicht seinesgleichen hatte, der in Bewegung und Anmuth der Gestalten alle andern Maler übertraf, gerieth er in Erstaunen und Bewunderung und fieng an, die Manier dieses Meisters zu studieren, da sie ihm besser gefiel — als irgend sonst eine, die er je gesehen hatte. Mit großer Mühe nur machte er sich allmählich von der Methode Pietros frei und suchte so sehr als möglich den Leonardo nachzuahmen. Wie viel Fleiß und Studium er indes auch aufwandte, konnte er doch in einigen Schwierigkeiten diesen Meister niemals übertreffen. Vielen scheint zwar, er sei in Zartheit und einer gewissen natürlichen Leichtigkeit vorzüglicher gewesen, keineswegs überlegen aber war er ihm in einer gewissen kraftvollen Grundlage der Entwürfe und Größe der Ausführung, worin wenige dem Leonardo gleichgekommen sind; mehr als irgend ein anderer Maler jedoch hat Raphael sich ihm genähert, besonders in der Lieblichkeit der Farben. Ein großes Hindernis, das ihm viele Mühe bereitete, war diesem Künstler die Manier Pietros, welche er in frühester Jugend annahm, und sehr leicht annahm, weil sie klein, trocken und in der Zeichnung mangelhaft war; er konnte sie nicht vergessen und lernte daher mit vieler Anstrengung die Schönheit nackender Körper und richtiger Verkürzungen nach dem Carton Michelangelos im Rathssaale zu Florenz. Ein anderer, dem der Muth gesunken wäre, in der Meinung, er habe seine Zeit bis dahin verloren, würde, wenn auch mit herrlichem Geiste begabt, doch nimmer vollbracht haben, was Raphael leistete, der die Manier Pietros von sich warf, um die in allen Theilen so schwierige des Michelangelo sich anzueignen, und fast vom Meister noch einmal zum Schüler wurde. Ein Mann schon, zwang er sich, durch unglaubliches Studium in wenigen Monaten zu lernen, was ein zarteres, für Aneignung aller Dinge empfänglicheres Alter und einen Zeitraum von vielen Jahren bedurft hätte." — Doch brach er nicht plötzlich mit der bisherigen Richtung, dies zeigt die „Madonna del Granduca" — so genannt, weil der Großherzog Ferdinand III. sie auf all seine Reisen mitnahm. Ein Bild in Perugia jedoch, das er vor seiner Reise nach Florenz begonnen hatte und jetzt

Studien.

Bildungsgang.

[1] Vasari, l. c. II, 2, S. 185—187.

nach seiner Rückkehr vollendete, zeigt den Übergang: „Die heilige Jungfrau", „Petrus und Paulus" sind noch in der alten Weise gemalt, „Die heil. Katharina" und „Die heil. Dorothea" jedoch zeigen schon den Einfluss der Florentinischen Schule. „Seine Methode veränderte und vervollkommnete sich also," sagt Vasari, „dass sie der früheren in keiner Weise mehr ähnlich war, ja es schien, als rührten seine ersten Werke von einer andern, in der Malerei minder geschickten Hand." — Hochgepriesen ist die „Grablegung" für die Kirche San Francesco in Perugia. Auch entstand damals „Die heilige Familie", welche jetzt in München sich befindet, und in welcher jeder Farbenstrich in den Köpfen, Händen und Füßen wie mit Fleisch gemalt ist.

Fra Bartolommeo.

1505 gieng Raphael wieder nach Florenz und blieb hier bis 1508. Er verband sich namentlich mit Fra Bartolommeo di San Marco (genannt Baccio), in dessen Werkstätte er die ersten Maler von Florenz kennen lernte und wahrscheinlich auch zum erstenmale mit Michelangelo zusammentraf. Fra Bartolommeo wohnte früher in eifriger Verehrung den Predigten des Savonarola bei und, als dieser gegen die obscöne Kunst eiferte, trug er all seine Studien und nackten Gestalten zum Verbrennen herbei. Er war einer der Fünfhundert, welche das Kloster San Marco gegen den rasenden Pöbel zu vertheidigen unternahmen. In der Todesgefahr that er das Gelübde, in den Dominicaner-Orden einzutreten, wenn er aus dieser Bedrängnis erlöst werde. Als er von der Hinrichtung Savonarolas heimkam, zog er um sein Bildnis einen goldenen Streif, um ihn als Märtyrer und Heiligen zu bezeichnen. Er ward 1500 Dominicaner, wollte aber nicht mehr malen, so sehr hatte ihn der Tod des Propheten erschüttert. Mit Mühe war er zu bewegen, zur Kunst zurückzukehren. — Raphael — beide zogen einander an — soll es über ihn vermocht haben; er lehrte den guten Pater die Regeln der Perspective und lernte von ihm im Colorit. Desgleichen verkehrte Raphael viel mit Ridolfo Ghirlandajo, dem Sohne des Domenico, und machte sich in kurzer Zeit die Vorzüge der Florentiner zu eigen. Aus dieser Zeit stammen die herrlichen Madonnabilder „Die Jungfrau im Grünen" (in Wien), dann „Die schöne Gärtnerin" (la giardiniera, jetzt im Louvre), ein Bild von unbeschreiblicher Anmuth und Holdseligkeit, dann die „Madonna del Cardellino".[1])

Im Jahre 1506 machte Raphael eine Reise nach Urbino. Der dortige Hof war der Sammelplatz der ausgezeichnetsten Geister Italiens. Der Künstler lernte hier das feine Leben der höheren Classen kennen. Fern vom Stolz und Trotz Michelangelos gewann er, wie kein anderer, die Gunst der Großen, doch blieb sein Benehmen immer gerade und rein. Hier schloss er auch enge Freundschaft mit Bembo und Castiglione. Für den Herzog Guidobaldo malte er damals das Bild des heil. Georg mit dem Hosenband, welches dem König von England geschenkt wurde und jetzt in St. Petersburg ist. 25. September

Julius II.

1506 war Julius II. in Urbino und sah ohne Zweifel Raphael. Wahrscheinlich war es damals, dass der Papst, überwältigt von so viel Genie, Schönheit und Jugend, dem Künstler, der vor ihm niederkniete, die Hand auf die Locken legte mit den Worten: „So empfange denn du, den Gott so reich gesegnet hat, auch den Segen eines alten Mannes. Mögest du stets deine Gaben zum Preise des Gebers und zur Verherrlichung seiner heiligen Kirche gebrauchen."[2]) Für San

[1]) Vom Stieglitz so genannt, den darauf der kleine Johannes dem Jesuskinde überreicht.
[2]) Springer, Raffael und Michelangelo, S. 67 ff.

Francesco in Perugia arbeitete Raphael damals die „Grablegung" (jetzt in der Borgheſiſchen Gallerie in Rom), in welcher er zum erſtenmale eine hiſtoriſche Gruppe in vollſtändig dramatiſcher Entwicklung zeichnete. Das Bild Chriſti, eine würdevolle Menſchenhülle des Gottes, iſt mit einer Friſche und Liebe ausgeführt, daſs es erſt jetzt gemalt zu ſein ſcheint. In den herrlichen Köpfen des Johannes, des Petrus, zeigt ſich ein erhabener Schmerz, in dem der Magdalena ein unausſprechliches Herzeleid, in dem ganzen Bilde eine gewaltige Empfindung. Aus dieſer Zeit ſtammt auch das eigene Bild des Künſtlers, der Spiegel reinen, jugendfriſchen Seelenlebens, lieblich und beſcheiden, der ſchöne Kopf mit dem Schwanenhals und den langen Locken.

In Rom.

Papſt Julius II. berief, durch Bramante veranlaſst, im Sommer 1508 unſern Künſtler nach Rom, damit er die Säle des Vatican mit ſeinen Kunſtleiſtungen ſchmücke. Jetzt folgen zwölf Jahre der angeſtrengteſten Thätigkeit, der höchſten Vollendung und unvergänglichen Ruhmes.[1])

Die Stanzen.

Zunächſt beſorgte er die Ausmalung von drei Zimmern und einem großen Saale, den ſogenannten „Stanzen Raphaels". Das erſte Zimmer iſt die Camera della Segnatura, weil hier die Breven unterzeichnet wurden. Außer den Deckenbildern enthält dieſes Zimmer vier großartige Wandbilder: „Die Theologie" (oder La disputa del Sacramento), „Die Poeſie", „Die Philoſophie" (oder die Schule von Athen) und in der Fenſterwand „Die Jurisprudenz". Die Gedanken ſind ebenſo erhaben, als die Ausführung ſchön. Schaden ſagt darüber: „Es iſt ein einfaches Zimmer, ungefähr 40—50 Fuß lang und 30 Fuß breit. Nach oben wölbt es ſich in ein Kreuzgewölbe, ſo daſs vier Halbkreiſe entſtehen, die nun die vier Hauptbilder faſſen. In ihnen iſt dargeſtellt, wie die Hauptrichtungen der menſchlichen Geiſteskraft im Dienſte der Religion und Cultur das Geſchlecht der Menſchen durchdringen und zur höheren Vollendung und Vergöttlichung emporführen. Dieſer Hauptrichtungen ſind nun vier: Religion und Theologie, Kunſt im weiteſten Sinne des Wortes, Philoſophie mit Einſchluſs der Naturwiſſenſchaften und Gerechtigkeit ſammt ihrer Wiſſenſchaft. Du ſiehſt, wie hier das Höchſte geiſtiger Tiefe zur ſinnlichen Verbildlichung gebracht wird . . . Das, worin das Faſsliche der Religion am meiſten zur Sinnlichkeit herabſteigt, iſt vor allem bei der katholiſchen Lehre von der Transſubſtantiation des Abendmahles. Denn in ihm erſcheint das Höchſte und Tiefſte wie in körperlicher Verhüllung.

Inhalt.

„An dieſen verhüllten Gott knüpft nun Raphael an und ſtellt das heilige Gefäß mit der Hoſtie auf einen architektoniſch ſchön, aber einfach, in der Mitte des Bildes aufgerichteten Altar. Über dieſer Hoſtie ſchwebt der Geiſt und über ihm ein zarter Wolkenflor. Auf dieſem thront in voller himmliſcher Glorie, von weißem Gewand umfloſſen, Chriſtus der Herr, das wunderbarſte Chriſtus-Ideal. Zu ſeiner Rechten ſitzt in anbetender Stellung Maria, ſeine jungfräuliche Mutter, zur Linken der ernſte und ſtrenge Täufer. Dieſem zu beiden Seiten ſitzen je ſechs heilig erhabene Männer, als da ſind: der Evangeliſt Johannes, Elias, Paulus, Petrus, David u. ſ. w. Über dieſem ganzen heiligen Kreis ſchwebt in erhabener, aber milder Würde der ewige Vater, den ſechs wunderbar liebliche Engel in kleinerem Kreiſe umſchweben. Unten aber umgibt im größten Halbkreis den heiligen

[1]) Springer, l. c. S. 141—187.

Altar die bewegteste und heiligste Versammlung: alle großen Väter, Heiligen, Theologen, Päpste und Ordensstifter, von Jünglingen und Schülern umgeben. Sie sind theils in heiliges Staunen, theils in tiefes Nachdenken, theils in lebhafteres Besprechen des Wunders versunken. Die Versammlung der Heiligen und Väter ist das menschlichste am Bild. Hier sind die lebhaftesten Gruppen, die bewegtesten Formen, die das Ringen des Geistes in ihnen ausdrücken. Alles ist in und trotz der höchsten Schönheit Charakter und Individualität. Es geht der Inhalt des Bildes noch über seinen speciellen Gegenstand hinaus: man sieht das tausendjährige Ringen der Menschheit hier in ehrwürdigen Vätern verkörpert, die sich die Tiefe der religiösen Gedanken zur höchsten Klarheit aufhellen wollen. Trotz alledem aber die erhabenste, himmlische Ruhe, der Frieden einer heiligen Kirche; es ist das Harfenspiel, nicht der Kanonendonner des Streits und der wechselseitigen Meinungen. Es mag dies der Grund sein, warum man dies Bild im ganzen unrichtig „Disputa“ genannt hat. In der Gruppe darüber nichts von dieser Bewegung. Hier geht alles im Vollzug des Wunders und im bewussten Bewundern desselben auf, sowohl der heilige Ernst des Petrus und das scharfsichtige Durchschauen des Paulus, wie die süße Schwärmerei des Lieblings des Herrn. Hier ist eine höhere Ruhe, ein tieferer Frieden ausgebreitet, deren Kern aber die Kraft und das Vermögen ist. Etwas noch Höheres ist in der obersten Gruppe, vor allem in dem ewigen Vater zu finden. Er ist, dass ich so spreche, selbst über die heilige Wandlung erhaben. Er weiß es, dass er alles in allem ist, dass er alle Dinge mit seinem kräftigen Wort geschaffen hat und dass alles wie an Fäden an seinem Willen hängt. Und das wissen auch die Engel, die ihn umgeben. In erhabener göttlicher Trunkenheit fliegen sie auf ihn zu und drücken wie in lieblichen Gestalten das geheime Spiel, den verborgenen Tanz des göttlichen Gedankens aus. Je länger man dies Bild betrachtet, umsomehr wird es dem Beschauer zum Leben, zur Wirklichkeit, und man sieht lebendige, volle Geister vor sich schweben, die wahrhaftig keine Gespenster sind. Mir war es beim längeren Ansehen, als wenn mir aus herrlicher Frühlingsgegend weiche Luft, Wärme und Licht um Wangen und Haare spielten. Doch ich verzichte darauf, den Eindruck des Bildes mit Worten wiederzugeben, und wende mich dem zweiten Gemälde zu, das weniger mystisch und tief und daher dem Worte auch leichter zugänglich ist.

Disputa.

„Es ist dies die sinnliche Verbildlichung der Kunst und ihres ätherischen Zauberreiches. Dies wird durch den Parnass der Griechen auf das Lieblichste dargestellt. Auf einem sanften blumigen Hügel sitzt der jugendliche Apollo. Ein Lorbeerkranz schmückt sein schönes Haupt, und heiter und fröhlich spielt er auf einem Instrument. Er ist ganz heitere Begeisterung, die weder im Sturm der Leidenschaft, noch in sanften Thränen ausbricht. Er, der fröhliche Gott aller Dichtung, ist ganz Freudigkeit und stilles Maß, in seiner rhythmischen Genügsamkeit ist jeder Gegensatz aufgehoben, und er ist eben nur ganz selig, weil seine eigene Existenz nur ein zarter Melodiengesang, ein liebliches Gedicht ist. Um ihn her schwingen sich zum Theil in jungfräulicher Schwesterlichkeit, leicht und reizend bekleidet, die Musen, theils scheinen sie sich stehend in mächtigem Rhythmus zu bewegen. Was in dem Gott vereint in stiller heiterer Größe erscheint, das fließt in ihnen in leichter Trennung sanft auseinander. Bald unterscheidet man die tragische Muse, den Tanz, die Historie, die Musik. Alles aber horcht auf sein Saitenspiel und fühlt sich in seinen Tönen zur schönsten Einheit verbunden. Um diesen herrlichen Mittelpunkt her bewegen sich nun in bunter Mannigfaltig-

Der Parnass.

keit jene Männer und Frauen, die der Gott während ihres Lebens mit seiner Kraft beseelt hat. Hier siehst du alles, was durch seine Töne das Menschengeschlecht erregt und erfreut hat: den erhabenen, greisen, blinden Homer, von göttlicher Begeisterung ergriffen; den jugendlichen, stillen und ernsten Virgil; die glühende Sappho; den muthwilligen Boccaccio; den strengen, herben, großartigen Dante; den üppigen und leicht beweglichen, aber auch historisch würdigen Ariost, den schwermüthigen, sentimental-edlen Tasso — sie alle meist, wie der Gott selbst, mit dem dunklen Lorbeer bekränzt. Man fühlt recht, wie der Ernst heiter und die Schalkhaftigkeit tiefsinnig ist. Aber hier wie dort in der Darstellung der Religion die gleiche Dreitheilung, die von dem Gott als Centrum ausgeht und in dem von ihm ergriffenen Menschen endet. Hier auf dem Parnass, wie dort in der Theologie, gleichsam dasselbe, aber bei der letztern in die ehrwürdigen Falten des Ernstes und des Tiefsinns gehüllt, bei andern Bildern aufgeklärt zu der reinen Menschengestalt der Fröhlichkeit und der Wonne."

Stanza d'Eliodoro.

Der zweite Raum heißt la Stanza d'Eliodoro von dem großen Wandgemälde, welches die Vertreibung Heliodors aus dem Tempel zu Jerusalem darstellt.[1] Die drei andern Wandbilder stellen dar die heilige Messe zu Bolsena 1263, die Befreiung des heil. Petrus aus dem Gefängnis und die Zusammenkunft Attilas mit Leo I. in der Nähe von Mantua 452. Es sind großartige historische Bilder voll dramatischer Lebendigkeit! Diese Stanza wurde vollendet 1513, die erste 1512. In die Zwischenzeit fallen eine Reihe vollendeter anderer Arbeiten: die Portraite von Julius II., von Leo X., von Castiglione, von Friedrich von Mantua, vom Cardinal Bibbiena, von Andrea Navagero, die „Madonna di Foligno". Maria ist hier als Königin der Engel dargestellt, ganz erfüllt von der Gottheit des Knaben, den sie in ihren Armen hält. Späth sagt darüber: „Was sie auf Erden war, Jungfrau und Mutter, und Mutter und Jungfrau, und Himmelskönigin jetzt, Demuth und Majestät, begnadigt und begnadigend, das alles erscheint sie hier, in unbeschreiblicher Einigung, die wunderbarste, die bedeutungsvollste von allen, ein ewiger Typus für alle. Stellung und Bewegung sind bewunderungswürdig. Mit mehr Anmuth hat sich wohl nie ein weibliches Haupt so seitwärts geneigt, wie dieses; milder und holdseliger sich kein Augenpaar zur Erde gesenkt; nie hat ein Mund so keusch und süß von überströmender Huld geschwellt die Lippen, mehr Gnade verkündet wie dieser." — Die „Madonna della Sedia" zeigt die edle Mutterwürde, die „Madonna del Sisto" (jetzt in Dresden) zeigt die Verklärte. Schönere Madonnen als Raphael hat noch kein Maler gezeichnet. — Keratry sagt: „Aus den Madonnen Raphaels wird man nie etwas anderes machen können — als Madonnen. Der erhabene Charakter, den er ihnen gegeben, ihr großartiger Stil, die Würde des Ausdrucks, gleich edel und anmuthig, ihre ehrfurchtgebietende Ruhe in den liebenswürdigsten Sorgen der Mütterlichkeit, der tiefe Gedanke, den ihre reine und heitere Stirne enthält, die bedeutende Miene, durch welche sie uns oft in die Mysterien eines geopferten Gottes eingeweiht zu sein scheinen; — alles lehrt uns, dass der Künstler, indem er dergleichen Gegenstände behandelte, seine Ideen in zwei verschiedenen Ordnungen der Dinge schöpfte. Das Lächeln seiner Madonnen gehört noch der Erde und den süßen Gewalten der Natur, ihr Blick dem Himmel an und der Zukunft." — In diese Zeit fällt auch der „Jesaias" in der Kirche St. Agostino in Rom und die

Die Madonnen.

[1] Springer, l. c. S. 190—208.

„Sibyllen". Vasari sagt davon: „Den Gestalten Raphaels fehlte damals noch eine gewisse Größe und Majestät. Die Anschauung der Bilder Michelangelos brachte ihn dahin. Bramante hatte ihn nämlich, während Michelangelo von Rom geflohen war, die Bilder der Sixtina sehen lassen."

Dritte Stanze.

Der dritte Raum — die Stanza del Incendio — enthält Begebenheiten aus dem Leben Leos III. und Leos IV., zunächst den Brand im Borgo, dann den Sieg bei Ostia über die Sarazenen, den Schwur Leos III. und die Krönung Karls des Großen. Für jedes dieser vier Bilder erhielt Raphael 1200 Goldstücke oder 10.000 Francs, eine für seine Zeit große Summe. Vollendet wurde die Bemalung 1514—1517.

Der Constantinssaal.

Der große Saal — Sala di Constantino — hat den Namen von dem Hauptgemälde, dem Sieg des Constantin über Maxentius an der Milvischen Brücke: es ist die größte Composition Raphaels, ein herrliches Schlachtgemälde, sowohl was den Gedanken und die dramatische Lebendigkeit des Ganzen, als was die Vollendung der einzelnen Figuren anlangt. Von Raphael ist aber nur der Carton; sein talentvollster Schüler, Giulio Romano, führte das Werk zu Ende. Auch die drei anderen Wandgemälde dienen zur Verherrlichung Constantins; die Erscheinung des heiligen Kreuzes, die Taufe Constantins und die Schenkung Roms an den Papst. Zu gleicher Zeit entwarf Raphael die Zeich-

Loggien.

nungen zu den Deckengemälden der Loggien (so heißen die offenen Hallen, welche den älteren Theil des Vaticanischen Palastes zu drei Seiten umgeben). Die Wände sind mit den reizendsten und sinnreichsten Arabesken, mit Blumen und Fruchtgewinden geschmückt, zu denen Raphael die Zeichnungen fertigte. Die Deckengemälde stellen Scenen aus dem Alten Testamente nach seinen Zeichnungen

Raphaels Bibel.

vor, daher der Name: die „Bibel Raphaels". Sein Talent zeigt sich hier im schönsten Glanze; eine rührende Einfalt, Schlichtheit, Innigkeit fesselt uns. Das erste Bild, wie der Ewige das Licht von der Finsternis scheidet, ist auch gemalt von Raphaels Hand: die Großartigkeit ist unvergleichlich. Die Schönheit dieser Entwürfe war Ursache, dass Raphael zum Aufseher über alle Bauten und Malereien im Palaste gesetzt wurde.

Die Tapeten.

Leo X. wünschte den unteren Theil der Wände in der Sixtinischen Kapelle mit Tapeten zu bekleiden und Raphael fertigte zehn historische Darstellungen zu denselben, die alle durch Tiefe des Gedankens, durch Schönheit der Form, durch dramatische Lebendigkeit, zum Schönsten gehören, was die historische Malerei geleistet hat.[1]) Diese Cartons — jedoch nicht bloß gezeichnet, sondern mit Wasserfarben gemalt — wurden nach Arras geschickt, damit danach genau in ihrer Form und Größe Tapeten gewirkt würden. — 70.000 Scudi kosteten diese Webereien. Raphael hatte die Freude noch, sie aufgehängt und ganz Rom davon entzückt zu sehen. Ein Zeitgenosse sagt darüber: „Es ist ein erstaunliches Werk, denn man begreift nicht, wie es möglich war, Haare und Bart so zu weben, durch Ineinanderschlingen der Fäden dem Fleische Weichheit zu geben." — Diese Teppiche heißen in Rom Arrazzi della scuola vecchia gegenüber anderen, ebenfalls nach Raphael'schen Zeichnungen gefertigten, welche Franz I. dem Papste schenkte und welche die Arrazzi della scuola nuova genannt werden. Diese Tapeten — zehn an der Zahl, Scenen aus dem Neuen Testament, namentlich aus der Apostelgeschichte darstellend — wurden bei der Plünderung Roms (1527) geraubt, in Lyon vom Connetable Anne von Montmorency aufgekauft und 1555 an Julius III.

---

[1]) Springer, l. c. S. 249—291.

zurückgestellt. Die Cartons aber wurden in Rom vergessen — nur der Tod Leos X. und Raphaels läßt dies begreifen; sie wurden in Arras in Stücke geschnitten, Rubens entdeckte noch sieben und rettete sie, indem er Karl I. bewog, sie anzukaufen. Nach der Hinrichtung Karls I. wurde jedoch die königliche Kunstsammlung versteigert, Cromwell kaufte sie um 300 Pfund und erhielt sie so für England, wo sie jetzt eine Zierde der Sammlung zu Hamptoncourt bilden.

Madonnen.

Daneben entstanden eine Menge anderer Arbeiten, meist unschätzbare Leistungen der Kunst: mehrere Madonnen — unter ihnen „Die Perle" (1518), so genannt, weil Philipp IV., als er sie aus der Kunstsammlung Karls I. von England ersteigert hatte, ausrief: „Das ist meine Perle!"; „Die heilige Familie", die Raphael 1518 für Franz I. von Frankreich malte; „Die Madonna mit dem Fisch" (del pesce),[1]) jetzt in Madrid; „Der Erzengel Michael", wie er über den Satan siegt, der ein Ideal der Bosheit ist, wie Michael ein Ideal himmlischer Tugend; Michael ist das Bild vollendeter männlicher Schönheit und für die neue Malerei, was der vaticanische Apollo für die alte Bildhauerei; dann „Der Triumph der Galathea" (1514), das herrlichste mythologische Bild; „Die Kreuzigung Christi" (il spasimo di Sicilia), meisterhaft das Ganze und jeder einzelne Theil.

Michael.

Raphael war überdies Architekt von höchster Genialität. Er kannte Vitruv, verstand und erläuterte ihn zum Staunen der Gelehrten. Sein Plan, das neue Rom auf Grundlage des alten umzugestalten und zu verschönern, entzückte Leo und die Römer, so daß sie ihn wie einen Boten des Himmels betrachteten.[2]) Sein Ruf verbreitete sich schnell durch Europa. Albrecht Dürer schickte ihm als Zeichen der Anerkennung sein Bild, mit Wasserfarbe auf Leinwand gemalt. Raphael dankte durch ein Geschenk von mehreren Zeichnungen aus eigener Hand. „Wenn dieser Deutsche", meinte er, „in Rom gebildet wäre, so würde er uns alle übertreffen." — Marc Antonio, Dürers Schüler, verbreitete damals die Werke Raphaels durch Kupferstiche.

Architekt.

Urtheile über Dürer.

Der Schwanengesang Raphaels ist das Bild der „Verklärung"[3]) (jetzt im Vatican). Mit dem Jesuskind hat er seine Laufbahn begonnen, mit dem verklärten Gottmenschen schloß er sie.

Verklärung.

„Wer Raphaels ‚Verklärung' gesehen", schreibt Weissenberg, „der wird nach keiner zweiten fragen, denn er hat wirklich die Verklärung gesehen, soweit menschliche Kunst sie darstellen, das menschliche Auge sie erfassen kann. Dieses große Meisterwerk, vielleicht das erhabenste, herrlichste und vollendetste der gesammten Malerei, entzückt die Einbildungskraft des Betrachtenden so sehr, daß er, von jeder materiellen oder irdischen Idee geschieden, sich, man möchte sagen, in die heiligen Wohnungen der Glorie und des Friedens entrückt glaubt." — Raphaels Zeitgenosse Vasari bemerkt: „Es ist, als habe dieser seltene Geist alle Kraft aufgeboten, die er besaß, um in dem Angesicht des Heilandes die Macht

[1]) Springer, l. c. S. 215.

[2]) „Ut quasi caelitus demissum numen ad aeternam urbem in pristinam majestatem reparandam omnes homines suspiciant", schrieb damals Calcagnini an den Deutschen Ziegler.

[3]) Springer, l. c. S. 359.

und Gewalt der Kunst zu offenbaren; denn nachdem er es vollendet hatte, als das Letzte, was zu vollbringen ihm oblag, rührte er keinen Pinsel mehr an und überraschte ihn der Tod."

Tod. Raphael starb nach kurzer Krankheit am Fieber, das die Ärzte schlecht behandelten, siebenunddreißig Jahre alt, am Charfreitag, seinem Geburtstag, Trauer um ihn. 6. April 1520. Die Trauer über seinen Verlust war in Rom, wie in Italien, eine große.[1]) Der Papst vergoss bittere Thränen um ihn. Die Leiche lag unter dem Bilde der Verklärung, als unter dem Gemälde, „worin wir das Elend der Erde, den Trost edler Männer und die Glorie des Himmelreiches in so herrlicher Vereinigung dargestellt sehen". Seine Ruhestätte fand er im Pantheon. Bembo setzte ihm die Grabschrift:

„Ille hic est Raphael, timuit quo sospite vinci
Rerum magna parens et moriente mori".

Nachruf. Vasari aber weiht ihm den schönen Nachruf: „Glücklicher und seliger Geist, gerne redet ein jeder von dir, feiert deine Thaten und bewundert jede Zeichnung, die du hinterlassen hast. Wohl konnte beim Tode dieses edlen Künstlers auch die Malerei sterben, denn als er die Augen schloss, blieb sie fast blind zurück. Uns aber, die wir noch leben, steht es zu, die gute oder vielmehr vollkommene Weise nachzuahmen, welche er uns zum Vorbild gegeben hat, sein Andenken dankbar im Herzen zu bewahren, wie unsere Pflicht und seine Verdienste es fordern, und durch Wort und Rede ihm ehrenvolles Gedächtnis zu stiften. Er war es, der Ausführung, Farben und Erfindung vereint zu einem Grade der Vollkommenheit brachte, welchen man kaum erreicht zu haben hoffen durfte, und kein Geist achte für möglich, dass er ihn je übertreffen könne."

Charakter. Michelangelo lebte einsam, um Raphael drängte sich immer die Menge der Bewunderer. Wie er der Maler der Liebe war, so war er auch im Leben die verkörperte Liebenswürdigkeit. Vasari erzählt: „... Und außer der Wohlthat, welche er der Kunst als ihr wahrster Freund erwies, lehrte er uns durch sein Leben, wie man im Umgang mit den Großen der Welt, wie mit Menschen mittleren Standes, und wie mit Menschen ganz geringen Standes sich betragen müsse; auch halte ich unter seinen seltenen Gaben eine so wunderbar, dass sie mich in Staunen versetzt, die nämlich, dass der Himmel ihm Kraft verlieh, in unserem Kreise zu erwecken, was wider die Natur der Maler streitet; denn alle — nicht nur die geringen, sondern auch die, welche den Anspruch machten, groß zu sein (wie die Kunst deren unzählige hervorbringt) — waren einig, sobald sie in Gesellschaft Raphaels arbeiteten; jede üble Laune schwand, wenn sie ihn sahen, jeder niedrige Gedanke war aus ihrer Seele verscheucht. Eine solche Übereinstimmung herrschte zu keiner Zeit, als zu der seinigen; dies kam daher, dass sie durch seine Freundlichkeit, durch seine Kunst, und mehr noch

[1]) Springer sagt gegenüber der Lästerung, als hätte Ausschweifung den gewaltigen Mann gebrochen: „Die Wollust des Schaffens hat ihm Mark und Bein verzehrt, das Übermaß der Arbeit die Lebenskraft geraubt." — Vergl. Münz, Raphael. Paris 1881. p. 628.

durch die Macht seiner schönen Natur sich überwunden fühlten, welche so anmuthsvoll und liebreich war, dass nicht nur die Menschen, sondern auch die Thiere ihn ehrten. Man sagt, dass, wenn irgend ein Maler, den er kannte oder auch nicht kannte, eine Zeichnung von ihm begehrte, habe er seine Arbeit liegen lassen, um jenem Hilfe zu leisten. Er hielt stets eine Menge Künstler in Arbeit, half ihnen und belehrte sie mit einer Liebe, wie sie nicht Künstlern, sondern eigenen Kindern erwiesen wird. Hiedurch kam es, dass er nie von seinem Hause nach Hofe gieng, ohne wohl von fünfzig guten und vorzüglichen Malern umgeben zu sein, die ihn durch ihr Geleite ehren wollten; kurz, er lebte wie ein Fürst und nicht wie ein Künstler."

Man hat von Michelangelo gesagt, er habe zu lange, und von Raphael, er habe zu kurz gelebt. Gewiss ist, dass die überschwängliche Verehrung vor Michelangelo seine Anhänger[1]) verleitete, das Starke, Gewaltige, Seltsame in seinen Werken nachzuahmen, während sie nichts von seinem schöpferischen Sinne besaßen. — Raphael hatte eine große Anzahl von Schülern; solange er unter ihnen war, schufen sie Herrliches; allein als sein Schönheitsgefühl ihre Arbeiten nicht mehr beherrschte, ahmten sie die äußeren Formen des Meisters nach, ohne seinen Geist und sein Gefühl nachzuahmen.[2]) Schüler.

Der talentvollste Schüler Raphaels ist Giulio Romano (1492—1546); er hat mehrere Arbeiten des Meisters in seinem Sinne vollendet. Aber bald merkte man, dass Raphaels Geist ihn nicht mehr zügele, ihm fehlte die Grazie Giulio Romano.

[1]) Michelangioleschi.

[2]) Das Beste, was bis jetzt über Raphael und Michelangelo geschrieben wurde, ist von Professor Anton Springer, „Raffael und Michelangelo", Bd. II in Dohmes „Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit". Leipzig 1878. Er bemerkt in der Vorrede: „Man lernte bisher durch die Vorführung der Abbildungen vollendeter Werke den Stil, die Frucht der Entwickelung und die zur Fertigkeit ausgebildeten Eigenschaften des Meisters kennen, aber nicht die Gesetze begreifen, welche seine persönliche Entwickelung bedingten und der Entstehung der Einzelwerke vorstehen. Erst als der unendlich reiche Schatz von Handzeichnungen und Skizzen, bis dahin in den Sammelwerken vergraben und schwer zugänglich, gehoben wurde durch die Photographie, konnte die historisch-genetische Methode nachdrücklich betont und der Kunstgeschichte eine tiefere wissenschaftliche Grundlage gegeben werden. Ähnlich wie der Gebrauch des Mikroskops die äußerliche Naturbeschreibung in eine organische Naturgeschichte verwandelt, so hat das Heranziehen der Handzeichnungen zum Studium der neueren Kunstgeschichte erst erfüllt, was der Namen verheißt und die letztere zu einer wahrhaft historischen Disciplin erhoben. — — Es muss die Möglichkeit gegeben sein, die Handzeichnungen in jedem Augenblick zur Hand zu haben, sie stets zu vergleichen und unter den verschiedensten Gesichtspunkten immer wieder neu ordnen zu können. Dann erst lassen sie sich für den wissenschaftlichen Dienst verwenden. Diese Möglichkeit gewähren aber erst die Facsimiledrucke der Photographie. — Prinz Albert von England fasste der erste den Gedanken, die kunsthistorischen Studien auf diese neuen Hilfsmittel zu gründen und führte ihn in glänzender Weise aus, indem er in der Bibliothek zu Windsor das ganze Werk Raffaels in Kupferstichen und Photographien wohl geordnet, jedes Gemälde von den dazu gehörigen Skizzen und Studien begleitet, aufstellen ließ und schuf auf diese Art ein unvergleichlich treues und vollständiges Bild von Raffaels Wirksamkeit und Entwicklung."

Eine sehr sinnreiche „Kunstbetrachtung über Raphaels Madonnen" enthalten die „Historisch-politischen Blätter" von Dr. Keppler in Tübingen, Bd. 96, 1. Heft. Die Raphael-Monographien von Passavant, Förster, Grimm, Müntz enthalten viel Interessantes. — Vergl. auch Charles Clement, Michel Angelo, Leonardo, Raffael. Deutsch bearbeitet von E. Clauß. Leipzig 1879. Grueyx, Les vierges de Raphael, Paris 1869, sagt sinnschwer: „Raphael est le peintre de la vierge et la vierge est pour l'art la plus sainte incarnation de la beauté."

und Keuschheit des Meisters; als er in Mantua seinen Aufenthalt nahm, wo viele Bilder und Bauten von ihm herrühren, fühlte man sogleich auch, dass die Anschauung der alten Kunst ihn vor Verfall in Wildheit nicht mehr schütze. Ein anderer Schüler Raphaels, Pierino Buonaccorsi, genannt Perino del Vaga, zeigt in seinen Madonnen Raphaels Stil, aber nicht dessen Tiefe und Schönheit. Auch der talentvolle Andrea Sabbatini von Salerno verflachte, als er nicht mehr unter Raphaels Leitung stand. († 1543.) Von des großen Künstlers Einfluss zeigt sich in seinen besten Gemälden noch am meisten Benvenuto Tisio aus Ferrara beherrscht, bekannt unter dem Namen Garofalo, desgleichen Dosso Dossi. Unter dem Einflusse Leonardo da Vincis dagegen steht in seinen höchsten Leistungen Gianantonio Razzi (1488—1556), gewöhnlich il Sodoma genannt; seine besten Gemälde sind in Siena; in der Composition ist er schön, in der Ausführung oft flüchtig. Lanzi sagt von seinen Werken treffend, sie zeigten die Spuren eines tüchtigen Künstlers, der nicht gut arbeiten will, aber nicht schlecht arbeiten kann. Vasari gibt seinem Beinamen die schlimmste Deutung; Leo X. ernannte ihn übrigens zum Ritter. Auch Gianfrancesco Carotto aus Verona (1470—1546) zeigt in seinen schönen Arbeiten zu Verona, dass er sich an den Werken Leonardo da Vincis gebildet hat.

Garofalo.

Sodoma.

Carotto.

Correggio. Tizian.

Correggio.

Ganz selbständig steht Correggio da, der wie Raphael und Murillo von der Nachwelt den Namen „Divino“ oder „der Göttliche“ bekam. Die Mitwelt scheint ihn weniger gewürdigt und sich um ihn bekümmert zu haben, denn wir haben nur Sagen über sein Leben. Nach den einen war er armer Eltern Sohn, hatte sein ganzes Leben viel mit Noth zu kämpfen, war er schwermüthig, hat er im vierzigsten Jahre den Lohn von 60 Scudi für ein Gemälde in Parma nur in Kupfer ausbezahlt bekommen, hat bei großer Hitze das Geld nach Correggio getragen und, von der Sonne durchbrannt, sich an einem Trunk Wasser erfrischt, der ihm aber ein Fieber und den Tod brachte. — Übrigens heißt er eigentlich Antonio Allegri, ist geboren 1494 im modenesischen Städtchen Correggio und scheint an den Werken Mantegnas und Leonardo da Vincis sich gebildet zu haben. Man weiß nicht sicher, ob er je Rom oder Venedig besucht und wann oder wo er beim Anblick eines Bildes von Raphael, halb in Bewunderung, halb im Selbstgefühle seiner eigenen Kraft, das berühmte Wort gesprochen hat: „Anch'io sono pittore“. Gewiss, auch er ist Maler von originaler Kraft. Nicht umsonst rief Annibale Caracci, hingerissen von Bewunderung über so viel Schönheit, die Worte aus: „Welche Wahrheit, welches Colorit, welcher Charakter! Alles, was ich sehe, überwältigt mich! Wir andere malen wie Menschen, Correggio malt wie ein Engel.“ — Seine Bilder haben etwas einzig Heiteres, eine hinreißende Innigkeit und Naivität, eine Glut der Empfindung, welche die Franzosen mit transport de tendresse bezeichnen. Alles ist bei ihm Leben und Bewegung;

dem Correggio gebürt das Lob, sagt Vasari, daſs er in der Fresco- wie in der Ölmalerei die höchste Stufe des Colorits erreicht hat. Er ist der Meister des Helldunkels, der Meister in der Perspective, der Maler verklärter Augen und schwärmerischer Empfindung.

„Das Helldunkel ist bei ihm", wie Kugler bemerkt, „das eigenthümliche Spiel von Licht und Schatten, welches über das Ganze seiner Werke wiederum eine harmonische Ruhe ausbreitet. Dies Element des Helldunkels ist zunächst ebenfalls in jenem feineren Empfindungsvermögen des Künstlers begründet, in jener lebhafteren Beweglichkeit, welche alle leiseren Spiele der Form verfolgt und sie in einer weicheren Modellierung herzustellen weiß. Correggio wuste Licht und Schatten in unendlichem Grade abzumessen, er wuste solchergestalt den höchsten Glanz hervorzubringen, ohne zu blenden, das tiefste Dunkel, ohne das Auge durch ein todtes Schwarz abzustoßen. Mit gleicher Meisterschaft sind die Verhältnisse der Farben beobachtet, so daſs eine jede an sich gemildert und doch im Verhältnis zu den andern höchst kräftig erscheint." — Die berühmtesten Werke Correggios sind die Ausmalung der Kuppel von San Giovanni, dann der Kuppel des Domes von Parma, „Die Vermählung der heil. Katharina", die „Madonna della Scodella", so genannt von der Schale, welche Maria in der Hand hält, „Die Kreuzabnahme", „Die Nacht oder die Anbetung der Hirten" — alles Licht strahlt hier von dem Kinde aus. Correggio erhielt für dieses Meisterwerk 40 Zechinen, es gehört zu den hundert Bildern, welche Franz III., Herzog von Modena, an Kurfürst August III., König von Polen, für 130.000 Zechinen verkaufte, und ist ein Juwel der Gallerie zu Dresden. Dann sind berühmt der „Heil. Sebastian", der „Heil. Hieronymus", auch „Der Tag" genannt, wegen seiner Farbenklarheit und lachenden Anmuth. Der Künstler erhielt dafür 47 Goldstücke, die Stadt Parma bot 1796 dem General Buonaparte eine Million, wenn er es ihr lasse. Berühmt ist ferner und mit Recht die „Büßende Magdalena", welche Schlegel treffend „die schönste und wahrste Grazie der Reue" nennt. Zu seinen reizendsten Bildern gehören seine Darstellungen aus der antiken Mythologie: „Diana", „Leda mit dem Schwan", „Jo" u. dgl. Correggio starb 1534. Vasari sagt: „Er hatte keine große Meinung von sich selbst, noch bildete er sich ein, die Kunst, deren Schwierigkeiten er kannte, mit der Vollkommenheit zu üben, die er gerne erreicht hätte; er begnügte sich mit Wenigem und lebte als ein guter Christ." [1]) — Unter seinen Schülern ist der berühmteste Francesco Mazzuoli, genannt il Parmigianino (1503—1540), der aber in der Nachahmung des anmuthigen Formenspieles seines Meisters oft in affectierte Ziererei verfällt.

Venetianische Schule.

Eine Größe wie Correggio ist Tizian, aber eigenthümlich wie die venetianische Schule überhaupt, deren König er ist, und diese Schule ist eigenthümlich üppig in Farbenpracht wie die Lagunenstadt selber. Kugler sagt: „Die Farbe ist das Element der Venetianer. Mit bewunderungswürdiger Meisterschaft wissen sie das warme Leben des Nackten, die Pracht und den Schimmer der mannigfaltigen Stoffe nachzuahmen und, ich möchte sagen, mit Licht im Lichte zu modellieren. Es ist die Freude an dem Leben und an dem Glanze

[1]) Vasari, l. c. III, 1, S. 60—74.

des Lebens, was sich in allen edleren Leistungen der Schule ausspricht. Und dabei wissen sie doch das Leben nach allen Seiten und bis in seine Tiefen zu durchdringen und wiederum die großartigsten Aufgaben zu erfüllen."

Giorgione.

Die Glanzperiode der venetianischen Schule ward von zwei Schülern des Bellini herbeigeführt, von Giorgione und Tizian. Der erstere ist 1478 zu Castelfranco im venetianischen Gebiete geboren und heißt eigentlich Giorgio, bekam aber den Namen Giorgione „wegen der Schönheit und Kraft seiner Gestalt und seines reichen Geistes und seines unternehmenden Wesens". — Seine raschen Fortschritte erregten bald die Eifersucht seines Lehrers. Vasari erzählt:[1]) „Er widmete sich mit vieler Liebe der Zeichenkunst und die Natur war ihm hierin sehr günstig. Von Liebe zu ihrer Schönheit ergriffen, wollte er nichts in seine Werke aufnehmen, was er nicht nach ihr abgebildet hatte; er unterwarf sich ihr so und ahmte sie so eifrig nach, dass er nicht nur höher als Bellini, sondern mit den Meistern gleichgestellt wurde, welche in Toscana die Schöpfer der neuen Methode wurden. — Er bereicherte die Kunst durch mehr Leben, Weichheit, Einheit und zarte Übergänge der Schatten; selbst treffliche Meister gestanden, er sei geboren, den Gestalten Geist einzuhauchen und die Frische des lebendigen Fleisches nachzuahmen." Schorn bemerkt: „Giorgione erreichte die Kunst, das Fleisch zu malen, vermittelst eines pastosen breiten, in den Tönen einfachen und harmonischen Farbenauftrages, der nicht sowohl durch die Schatten, als durch die Farbentöne und durch kühne Gegensätze des Hellen und Dunklen wirkte. Mit ihm beginnt die eigentliche venetianische Art zu malen, nimmt die Kunst, durch die Bewegung des Pinsels selbst der Farbe Leben und Modellierung zu geben, die Flächen anzudeuten und das Gefühl der Form aus den leichten und breiten Pinselstrichen hervorleuchten zu lassen, ihren Anfang. Nach ihm verliert man allmählich die glatten Gründe und malt, statt auf Holz, auf körnige, zuweilen geköperte Leinwand, welche das Modellieren des Pinsels und das Nebeneinandersetzen heller Farbentöne erleichterte; die Farben wurden kecker, breiter und körperlicher hingesetzt und mehr mit einer allgemeinen Lasur übergangen, weshalb sie mehr das Licht reflectierten, während bei der Malweise des Leonardo sie es mehr einsaugten. Diese Malart hat Tizian ausgebildet, Tintoretto aber verdorben, indem er sich statt der weißen der dunklen Gründe bediente, die er zu den Mitteltönen benutzte." — Wegen seiner Farbenglut ist das Wort fuoco Giorgionesco im Gebrauch. Seine Bilder waren sehr gesucht und heute noch ist keine größere Gallerie, die nicht einige Giorgione besitzen will. Sind alle diese Bilder wirklich von ihm, so muss man umsomehr staunen über diesen Reichthum, als Giorgione nur vierunddreißig Jahre alt wurde und an so vielen Festlichkeiten der Patricier theilnahm. Er war Maler, Sänger, Musiker, Dichter, eine glänzende, überall willkommene Erscheinung und gieng wie ein Meteor vorüber. Der Kummer über den Tod oder die Untreue seiner Geliebten stürzte ihn in der Blüte seines Lebens, auf der Höhe seiner Entwicklung 1511 ins Grab. — Vasari erzählt von einem anziehenden Streit über den Vorzug der Malerei oder Bildhauerkunst. Als Andrea Verocchio zu Venedig das Bronzepferd arbeitete, sei Giorgione mit einigen Bildhauern in Unterredung gekommen, welche meinten, ihre Kunst übertreffe die Malerei, sie lasse zu bei einer einzigen Figur, wenn man sie rings umgehe, verschiedene Stellungen und Ansichten zu sehen, während jene nur eine

Wettstreit.

[1]) Vasari, l. c. III, 1, S. 49—59.

Seite zeige. Dieser Meinung entgegen behauptete Giorgione: in einem Bilde könnten, ohne dass man nöthig habe den Standpunkt zu verändern, auf einen einzigen Blick alle möglichen Ansichten und Bewegungen menschlicher Gestalten vor Augen geführt werden; dies vermöge die Bildhauerei nicht, ohne den Betrachtenden seinen Platz wechseln zu lassen, und habe daher nicht eine, sondern verschiedene Ansichten. Ja mehr noch, er versprach, eine Figur zu malen, bei der man die vordere und Rückseite und beide Profile sehen solle — ein Vorschlag, der jene ausser sich brachte. Dies that er auf folgende Weise: er malte die nackte Gestalt eines Kriegers, mit dem Rücken dem Beschauer zugewendet, ihm zu Füßen einen klaren Quell, aus dessen Wasser sich die vordere Seite abspiegelte; ein goldener Brustharnisch, den er abgelegt hatte, stand an seiner Seite, auf seiner glänzend polierten Seite erkannte man deutlich das linke Profil, das rechte zeigte ein auf der anderen Seite hingestellter Spiegel. Durch diesen seltsamen Einfall wollte er mit der That beweisen: die Malerei sei kunstvoller und schwieriger und lasse auf einen Blick mehr überschauen als die Bildhauerei; sein Werk wurde sehr gerühmt und für sinnreich und schön gehalten.

Tizian stand durch den frühen Tod seines Mitschülers allein auf der Bahn des Ruhmes und vollendete, was jener begonnen.[1])

Tiziano Vecellio ist 1474 zu Pieve di Cadore, unweit der Grenze Deutschlands geboren, seine Familie gehörte zum alten Adel des Landes. Man hat nicht mit Unrecht von ihm gesagt, er sei vom Mutterleibe an Maler gewesen, denn acht Jahre alt, noch in Cadore, malte er einen Tabernakel. Im zehnten Jahre kam er zu seinem Oheime, einem angesehenen Bürger zu Venedig, der ihn, seinem Talente Raum gebend, bei Gian Bellini in die Lehre that. Bis zu seinem zwanzigsten Jahre blieb hier Tizian und eignete sich zuerst die Manier seines Meisters, dann die seines Mitschülers, vollständig an. Einige Zeit hindurch konnte man seine Bilder von denjenigen Giorgiones gar nicht unterscheiden. Giorgione malte die vordere Seite am Tuchgewölbe der Deutschen bei der Rialtobrücke und Tizian die Seitenwand. Viele, die es nicht wussten, wünschten Giorgione Glück zu diesen Bildern, dass er sich selber übertroffen habe, und dieser empfand darüber so viel Verdruss, dass er sich von seinem bisherigen Freunde zurückzog. — Kenner meinten damals, wenn Tizian in Rom die Arbeiten Raphaels und Michelangelos gesehen hätte, so würde er weit Bewunderungswürdigeres geleistet haben. Nach dem Tode Bellinis ward ihm der Auftrag zutheil, im Rathssaal das Bild, welches die Aussöhnung Alexanders III. mit Barbarossa darstellt, zu vollenden, und der Senat gab ihm zum Danke das Amt der Senserie in der Tuchhandlung der Deutschen, welches jährlich 300 Scudi trug. Tizian musste sich dagegen verpflichten, sobald ein neuer Doge gewählt werde, dessen Bild für den Palast von San Marco um den Preis von acht Scudi zu malen.

Tizian. Bildungsgang.

Damit war Tizian zum Maler der Republik ernannt. Aber auch Fürsten überhäuften ihn mit ihrer Gunst. Herzog Alfons berief ihn nach Ferrara, dass er ein Gemälde Bellinis vollende. Dort schuf Tizian das berühmte Bild „Bacchus und Ariadne", das jetzt eine Zierde der National-Gallerie zu London ist; dort „Die Liebesgötter", wegen deren Domenichino bittere Thränen vergoss, als er hörte, dass sie ausser Landes giengen, denn ihn und Poussin und

In Ferrara.

[1]) Northcote, The life of Tizian. London 1830. — Crowe u. Calcavelle, Tizians Leben und Werke. 2 Bde. Deutsch von Max Jordan. Leipzig 1877.

Fiammingo hatten diese herrlichen Bilder in den Stand gesetzt, ihre schönen Kindergestalten zu malen; dort die berühmten Bilder des Herzogs und seiner Gemahlin; dort das bewunderungswürdige Brustbild Christi, dem ein Schriftgelehrter den Zinsgroschen zeigt: „Christo alla moneta“. Der Gegensatz zwischen dem einfach edlen Antlitze des Heilandes, der die Herzen durchschaut, und der Verschmitztheit des in seiner Arglist gefangenen Schriftgelehrten ist einzig; dort schloss er Freundschaft mit Ariosto, der ihn in seinem „Rasenden Roland“ verherrlichte. — Nach Venedig zurückgekehrt, malte er die berühmte „Himmelfahrt Marias“, die von einigen Kunstkennern über alle Bilder dieser Gattung von anderen Malern gesetzt wird, für die Kirche Santa Maria de Frari (jetzt in der Akademie). Maria ist hier nicht ideale Schönheit, wie in den Bildern der umbrischen Schule, aber ihr Ausdruck hat etwas unendlich Seliges, eine freudige Andacht. Dann folgten mehrere herrliche Madonnenbilder: „Die Ermordung des Petrus Martyr“, von welchem herrlichen Gemälde Algarotti bemerkt, dass die größten Meister keinen Fehler darin finden konnten — eine lebendige Darstellung von ergreifender Wirkung, bei welcher auch das Landschaftliche schon eine Rolle spielt. Leider ist dieses Meisterwerk 1867 durch einen Brand zugrunde gegangen. Vom „Kreuztragenden Christus“, den er damals für die Kirche San Rocco malte, erzählt Vasari: „Diese Gestalt wird heutigentags in Venedig für sehr heilig gehalten und hat mehr Scudi als Opfergabe empfangen, als Tizian und Giorgione ihr ganzes Leben hindurch verdienen konnten.“

In Venedig

Tizian und Karl V.

1530 wurde der Künstler zu Karl V. nach Bologna berufen und gewann den Kaiser durch dessen lebensgroßes Bild zu Pferd derart für sich, dass er fortan nur von Tizian sich malen lassen wollte. Als man dem Künstler in Murano für ein bestelltes Gemälde, „Maria Verkündigung“, nicht die bedungenen 500 Scudi zahlen wollte, sandte er es an die Kaiserin Isabella und erhielt sogleich 2000 Scudi dafür. Als Karl V. zum zweitenmale in Bologna mit Clemens VII. zusammentraf und wieder sich malen ließ, fiel Tizian der Pinsel aus der Hand. Karl hob denselben mit den Worten auf: „Tizian verdient, auch vom Kaiser bedient zu werden.“ — 1532 (in Bologna) erhob ihn der Kaiser in den Adelsstand und wies ihm einen Jahresgehalt von 2000 Scudi auf die Kammer von Mailand an. So oft Tizian fortan des Kaisers Bild malte, erhielt er ein Geschenk von 1000 Goldstücken. 1548 und 1550 wurde der Künstler nach Augsburg an den Hof des Kaisers berufen; so oft er mit dem Kaiser ausritt, hatte der Künstler den Ehrenplatz. 1550 stellte Tizian den Kaiser zu Pferd in der Schlacht bei Mühlberg dar. Für den Kaiser schuf er 1546 das große Gemälde, das unter dem Namen: „Die Glorie Tizians“ einen Namen hat, das den Kaiser nach San Just begleitete und dort seine letzte Freude war. 1553 ernannte ihn der Kaiser zum Pfalzgrafen, zum Ritter von San Jago und zum Reichsfreiherrn. „Ich kann einen Herzog machen,“ pflegte Karl V. zu sagen, „aber keinen Tizian.“ — Tizian war der Liebling der Habsburger. Auf der „Gloria“ (jetzt in Madrid) sitzt Maria mit dem Christuskinde, über ihr schwebt die Taube, der ganze Grund ist Feuer, um die Liebe zu versinnlichen, und den Vater umgeben glühende Cherubim. An einer Seite sieht man die Kaiserin knien, an der anderen den Kaiser — in mönchischer Tracht. Auf der Höhe des Sieges dachte Karl V. schon an den Rückzug ins Kloster. Auch Philipp II. ließ sich am liebsten von Tizian porträtieren und stand bis zum Tode des großen Künstlers mit ihm in brieflichem Verkehre und beschäftigte ihn großmüthig; er wies ihm gleichfalls einen lebenslänglichen Gehalt an, desgleichen Ferdinand I. und

Maximilian II. Auch Pescara, Bembo, Franz Sforza, der Kurfürst von Sachsen wollten, dass, von Tizians Hand gemalt, ihr Bild in der Anschauung der Nachwelt fortlebe. Die Naturwahrheit, das Reale, das Porträt ist charakteristisch für Tizians Richtung. Als ein Porträt Pauls III. in Lebensgröße in Rom am Fenster zum Trocknen ausgestellt wurde, kniete das Volk nieder, meinend, es sei der leibhaftige Papst, und erwartete, er werde den Segen spenden. — 1545 gieng Tizian auf Einladung des Papstes nach Rom und wurde dort wie eine Größe empfangen und gefeiert. Als König Heinrich III. von Polen durch Venedig kam, nahm er Wohnung auf der Villa des Künstlers. Vasari sagt: „In Tizians Hause sah man alle Fürsten, Gelehrten und vorzügliche Personen, die zu seiner Zeit nach jener Stadt kamen oder dort lebten; denn nicht nur war er trefflich in der Kunst, sondern auch sehr liebenswürdig, war vorzüglich durch Sitten und zeichnete sich durch ein gefälliges Wesen und Betragen aus." — Tizian lebte wie ein Fürst und war erhaben über den Neid. — Jünglinge, in denen er einen höheren Funken wahrzunehmen glaubte, ermuthigte und unterstützte er.

Porträt Pauls III.

Sein Leben war ein langer Triumph. Auch mit dem Alter erlosch seine Schöpferkraft nicht; er hatte nur zu klagen, dass sein Auge schwächer werde, und jetzt erst fasse er, was Malerei sei. Gerade in seinen späteren Jahren entstanden mehrere seiner herrlichsten Bilder. Ihre Zahl und Art aufzuzählen — ist Sache einer Geschichte der Malerei. Neunundneunzig Jahre alt, noch in ganzer Künstlerkraft und Schöpferlust, erlag Tizian im Jahre 1576 der Pest. Obschon wegen der Ansteckung alle öffentlichen Leichenbegängnisse verboten waren, so wurde doch wegen Tizian eine Ausnahme gemacht. Seine Leiche wurde nicht verbrannt, sondern mit allem Pompe bestattet. Er ruht in der Kirche Santa Maria de Frari und erhielt auf Kosten des Kaisers Franz Joseph 1852 ein würdiges Denkmal.

Tizians Alter und Tod.

Tizian hielt keine eigentliche Schule — er war zu viel beschäftigt, um sich mit dem Unterrichte in der Malerei viel abzugeben. Sein Bruder Franz, sein Sohn Orazio, sein Neffe Marco Vecellio sind seine eigentlichen Schüler, die andern meist nur Nachahmer, so der tüchtige Bonifazio Veneziano, Andrea Schiavone, Giovanni Cariani, Alessandro Bonvicino, gewöhnlich Moretto di Brescia genannt, Moroni, Girolamo il Romanino. — Licinio Antonio di Pordenone (1484—1539) jedoch rang Tizian als Nebenbuhler nach. Er bildete sich in Udine nach Pellegrino, verlegte sich dann auf den Stil Giorgiones und erreichte namentlich eine wunderbare Weichheit und Zartheit des Nackten. In Venedig wurde sein „Curtius" im Hause Martin d'Annas sehr bewundert. Ein Zeitgenosse sagt:[1]) „Giovanni Antonio Licinio hoffte durch unausgesetztes Studium, durch kühnes Verfahren und Raschheit im Frescomalen den Ruhm an sich zu reißen, welchen Tizian durch seine schönen Werke erworben hatte. Und dieser Wetteifer war für ihn von großem Gewinne, denn er veranlasste ihn, auf all seine Arbeiten möglichst viel Fleiß zu verwenden, und sie wurden dadurch dauernden Lobes würdig." — Paris Bordone (1500—1570), ein Trevisaner, Schüler des Tizian und Nacheiferer Giorgiones, zeichnet sich durch zartes, rosiges Colorit aus; seine Köpfe sind voll Charakter, seine größeren Compositionen sind aber ohne Bedeutung; seine Stärke sind Porträte von Frauen.

Pordenone.

Bordone.

[1]) Vasari, l. c. III, 2, S. 44.

Alles echt Venetianische hat ein zähes Leben. Auch die venetianische Malerschule wahrte lange ihre Originalität, wohl am meisten weil sie ein gesundes Princip, die Nachahmung der Natur, befolgte. Ihre Entartung beginnt mit Tintoretto, einem übrigens hoch befähigten Manne.

Tintoretto.

Vasari, der ihm nicht wohl will, muss ihm doch ein Zeugnis geben, das — unter Tadel gemischt — viel Lob enthält:[1]) „Tintoretto ist ein Meister aller schönen Künste, vornehmlich der Musik und im Spiel verschiedener Instrumente; überdies wohlgefällig in all seinem Thun, in der Malerei aber ausschweifend, sonderbar, rasch entschlossen und der tollste Kopf, der sich je dieser Kunst gewidmet hat; ja er war mehr als wunderlich in neuen tollen Einfällen und seltsamen Erfindungen und arbeitete nach Laune, ohne Zeichnung, fast als wollte er sagen, die Kunst sei ein Scherz. Bisweilen ließ er kaum aus dem Gröbsten gearbeitete Entwürfe für vollendet stehen, so dass man Pinselstriche vor sich sieht, die mehr durch Zufall und Kühnheit, als nach Zeichnung und Absicht gezogen sind. Er fertigte alle Arten Malerei, in Fresco, in Öl und Bildnisse nach der Natur und um jeden Preis, so dass er in dieser seiner Weise den größten Theil seiner Gemälde ausführte und noch ausführt, die überhaupt in Venedig gearbeitet werden. Schon in seiner Jugend zeigte er sich talentvoll bei vielen schönen Werken und würde einer der besten Maler Venedigs geworden sein, hätte er die großen Anlagen erkannt, welche ihm von der Natur verliehen waren, sie durch Studium und Einsicht ausgebildet, wie diejenigen thaten, welche der schönen Weise seiner Vorfahren folgten, anstatt den Weg der Praxis zu wählen, wie er that. Dies hindert bei alledem nicht, dass er ein kühner guter Künstler ist, aufgeweckten Geistes, wunderlich und artig." — Dieser Maler heißt eigentlich Giacomo Robusti, den Beinamen Tintoretto bekam er vom Gewerbe seines Vaters, der ein Färber war. Tizian entließ ihn aus seiner Werkstätte, weil der Schüler dem Meister sich nicht fügen wollte. Tintoretto machte sich fortan selbständig und schrieb über seine Werkstätte: „Die Zeichnung von Michelangelo, das Colorit von Tizian." Zwei schwer zu vereinende Charaktere! Er studierte Anatomie, er zeichnete bei Lampenlicht nach Gipsabgüssen antiker und florentinischer Sculpturen und vereinte so bald mit Tizianischem Colorit eine große Kraft der Schattengebung. Seinen großen Bildern fehlt es nicht an Lebendigkeit der Handlung, wohl aber an Ruhe, an Harmonie, an Maß. Von der Schnelligkeit, mit der er arbeitete, erzählt Vasari: die Bruderschaft des heil. Rochus wünschte Zeichnungen zu einem Bilde der Verklärung ihres Heiligen und verhieß dem Maler die Bestellung, welcher die beste Zeichnung liefere. Tintoretto nahm schnell das Maß für die Größe des Bildes und brachte statt der Zeichnung sogleich das Gemälde mit: — das wäre seine Weise zu zeichnen — anders könne er es nicht, wenn sie seine Mühe nicht belohnen wollten, so lasse er es ihnen als Geschenk. — Dieses Gemälde ist trotz der schnellen Arbeit sehr gelungen, von vielen anderen aber sagte Caracci mit Recht, dass Tintoretto unter Tintoretto stehe. Die Zahl seiner Bilder ist groß, fast jede Gallerie hat eines oder das andere. Seine geschickte Tochter Marietta unterstützte ihn, wie sein Sohn Domenico, und hätte vielleicht bei längerem Leben seinen Ruhm verdunkelt. Als sie 1560 starb, beeilte sich der trostlose Vater, nach der Leiche ihr Porträt zu zeichnen. Tintoretto selber starb in Venedig 1594.

Schnelle Arbeit.

[1]) Vasari, l. c. V, S. 53.

Der vollendetſte Maler des äußeren Scheines und der äußeren Herrlichkeit iſt Paolo Veroneſe, oder Paolo Caliari, geboren in Verona 1528, geſtorben in Venedig 1588. Er erhielt ſeine erſte Bildung in Verona, zeichnete die Kupferſtiche Albrecht Dürers nach und machte zuerſt Aufſehen durch ſeine für Mantua beſtimmte „Verſuchung des heil. Antonius". 1555 kam er nach Venedig und nahm ſich Tizian zum Vorbilde, den er in der Pracht der Farben, beſonders der Gewandungen, zu übertreffen ſuchte. Im Glanze der Farben, im Reichthume des Coſtümes, in der Großartigkeit der Haltung ſeiner kräftigen, ſchönen Geſtalten iſt er unleugbar ein Meiſter erſten Ranges. Seine Luſt iſt es unter anderem, im religiöſen Rahmen den Glanz und die Pracht ſeiner Zeit darzuſtellen. Religiöſe Erhebung iſt nicht ſeine Sache, aber Schilderung irdiſcher Herrlichkeit. Paolo Veroneſe.

Eines ſeiner berühmteſten Gemälde z. B. iſt „Die Hochzeit zu Kana" (jetzt im Louvre). Wir ſehen hier eine Menge reicher Venetianer und ſchöner Venetianerinnen bei Tiſch, prachtvolle Gewänder, koſtbares Geräth, eine Menge von Dienern. In den Perſonen ſelber finden wir Zeitgenoſſen porträtiert: Karl V., Franz I., Eleonore von Öſterreich, Maria von England, Pescara, Vittoria Colonna, Soliman II. Auch ein Orcheſter erheiterte die Gäſte. Der Maler porträtiert ſich ſelber auf dem Gemälde, wie er die Violine, Tizian, wie er den Contrabaß ſpielt. Der Anblick des Ganzen iſt bezaubernd, aber nur paßt das Gemälde nicht zu einem Altarbild. Das religiöſe Element fehlt, ſtatt deſſen haben wir volle Verweltlichung. Seine Gemälde ſind ſehr zahlreich. Die Luſt darauf iſt ſo friſch, die Natur ſo wahr, die Architektur ſo glänzend, die Köpfe voll Charakter und oft voll Großartigkeit.[1]) Der Maler ſelber war eine ehrenhafte, reine Natur, unermüdlich thätig, der Freund Tizians, dem er nacheiferte. Ein Fieber raffte ihn 1588 hinweg. — Nachahmung der Natur, auch der gemeinen, übte beſonders die Schule der Baſſani. Ihr Haupt iſt Jacopo da Ponte (1510—1592) aus Baſſano, der Genremaler jener Zeit. Realiſt. Baſſani.

Im ganzen fand in Italien nach Michelangelos Tod ein raſcher Verfall der Kunſt ſtatt. Die Manier der einzelnen großen Meiſter wurde von ihren Schülern und Bewunderern nachgeahmt, aber ohne ihre Genialität und ohne ihren Schönheitsſinn. Manier.

Eine ehrenvolle Ausnahme hievon macht nur Giorgio Vaſari (1512 bis 1574), ein tüchtiger Architekt und geſchickter Frescomaler, wie der Palaſt der Uffizien in Florenz beweiſt. Bedeutſam iſt er für die Kunſtgeſchichte jener Zeit geworden durch ſein Werk: „Vite de' più eccellenti pittori, scultori ed architetti",[2]) welches 1515 in erſter, 1568 vollkommen umgearbeitet in zweiter Auflage erſchien und als Hauptquelle italieniſcher Kunſtgeſchichte und wegen treffender Wahrheit, Lebendigkeit und Anmuth der Darſtellung künſtleriſcher Gegenſtände, als ein meiſterhaftes Werk betrachtet werden muſs, auch wegen der reinen Sprache von der Crusca in das Verzeichnis der Muſterwerke aufgenommen worden iſt. Vaſari.

[1]) Veroneſe-Album mit Text von W. Lübke. Berlin bei Schaner. — Kugler, Geſchichte der Malerei, II, S. 383—389.

[2]) Deutſch von Schorn. Stuttgart und Tübingen, 1832. 6 Bde. Dagegen Condivi.

Als bedeutsam für die Kunstgeschichte jener Zeit kann nach Vasari in erster Linie nur bezeichnet werden: „La Vita di Benvenuto Cellini da lui medesimo scritta.“ Benvenuto ist der Gil Blas seiner Zeit. Er entkleidet uns die größten Geister und stolzesten Charaktere des Jahrhunderts und zeigt sie in ihren Schwächen. „Für Kammerdiener gibt es keine Helden“, sagt das Sprichwort. Übrigens spricht Benvenuto von sich selber mit einem Stolz, als wenn er der Größten und Edelsten einer gewesen wäre. Dürfen wir ihm glauben, so hat er die Kugel entsendet, welche Karl von Bourbon bei der Erstürmung Roms (1527) tödtete, so hat er den Prinzen von Oranien verwundet, welcher nach dem Falle des Connetable den Oberbefehl in der Armee übernahm. Ja, als er wegen Entwendung päpstlicher Juwelen verdächtig, als Gefangener in der Engelsburg saß, wagt er zu behaupten, dass ein Licht wie um das Haupt eines Heiligen seinen Kopf umstrahlt habe. Benvenuto ein Heiliger! während er doch selber erzählt, an wie viel Schlägereien er theilgenommen, wie gewandt er seinen Dolch zu handhaben wusste, wie viel Mädchen und Frauen er verführt, bei wie vielen Tafeln er geschwelgt habe. Aber sein Buch fesselt doch durch die Naivität, durch die plastische Kraft der Darstellung, durch die Fülle wichtiger Nachrichten. Benvenuto ist eine vielseitige Kraftnatur: Bildhauer, Kupferstecher und ein ausgezeichneter Goldschmied. Dabei hat er den ganzen unbändigen Stolz der Künstler jener Zeit. Sein Leben ist ein fortlaufendes Abenteuer. Geboren in Florenz 1500, musste er wegen eines Zweikampfes aus seiner Vaterstadt fliehen und lief nun von Stadt zu Stadt, von einem Goldschmied zum andern, bis er in Rom zu einem der ersten Goldarbeiter sich heranbildete. Dort vertheidigte er 1527 die Engelsburg. In Florenz traf er nach seiner Rückkehr die Pest, vor der er nach Mantua floh, wo ihn Julio Romano dem Herzog vorstellte. Bald finden wir ihn wieder in Rom, wo er unter den Augen Michelangelos arbeitete und als geschickter Goldschmied von Clemens VII. in Schutz genommen wurde, der ihn mit einer glänzenden Arbeit aus seiner Hand Karl V. schenkte. Benvenuto aber entfloh nach Frankreich und bot sich Franz I. an, konnte jedoch nicht zum König gelangen und kehrte deshalb nach Rom zurück, wo er unter Paul III., des Juwelenraubes verdächtig, wieder in die Engelsburg kam. Franz I. vermittelte seine Freilassung und schenkte ihm den Thurm von Nesle zur Werkstätte. Dort fertigte Benvenuto einige der berühmten Arbeiten, die sich bis auf unsere Tage erhalten haben. Die Geliebte des Königs, die Herzogin von Etampes, war aber seine Gegnerin. Nach vergeblichem Bemühen, ihre Gunst zu gewinnen, kehrte der Künstler nach Florenz zurück, wo ihn der Herzog Cosimo beschäftigte. Die Statue des Perseus — ein Bronzebild reich an wunderbarer Schönheit — auf dem Marktplatze, ist von ihm und der Christus in der Kapelle des Palastes Pitti. Hier schrieb er sein Leben, hier wollte er 1558 Mönch werden, wurde aber nach zwei Jahren reuig und verheiratete sich. Hier starb er ganz vergessen 1571. — Immer unbeständig, blieb er nur standhaft in seiner Liebe zur Kunst und in seiner Verehrung für Michelangelo.

Benvenuto Cellini.

Sinken der Malerei

Michelangelo sagte einmal ganz richtig voraus, er werde manchen zur Eselsbrücke dienen müssen. Es gab Bildhauer und Maler, die nur ihn priesen, nur seine Kühnheit in Stellungen für künstlerisch erklärten. Ebenso wurde

[1]) Benvenuto mochte den Vasari nicht leiden und redet übel von ihm, dieser aber spricht von Benvenuto mit der Würde eines Geschichtschreibers, III, 2, S. 298; IV, S. 168; VI, S. 209—210.

Raphael knechtisch nachgeahmt. Jene brachten Grimassen, diese eine seelenlose Anmuth auf die Leinwand. Die Anhänger Correggios zeigten in allen ihren Gestalten einen drastisch stürmischen Ausdruck. Die Phantasie verlangt immer etwas Neues und das Neue suchten diese unfähigen Schüler in der Übertreibung der Eigenthümlichkeit der Meister — und so stand in Italien nach den Leistungen so hochbefähigter Geister die Kunst auf einmal an ihrem Ende.

Eklektizismus.

Bei dieser Verirrung konnte es bei einem so begabten Volke, wie die Italiener sind, nicht lange bleiben. Auch bei der Verweltlichung nicht, in welche die Malerei verfallen war, denn ein ernster religiöser Geist durchdrang wieder die Gesellschaft.[1]) Die neue Richtung, welche sich jetzt anbahnte, ist die eklektische oder die der Caracci. Den letzten Namen hat sie von einer Familie, welche diese Richtung insbesondere vertrat. Lodovico Caracci stellte gegen diese fesselose Willkür der Manieristen einmal den Grundsatz der Naturnachahmung und dann die Regel auf:[2]) man muss in der Farbenbehandlung die Venetianer, im Colorit die Lombarden, d. h. Leonardo da Vinci, in der Natürlichkeit den Tizian, in der Großartigkeit den Michelangelo, in der edlen Symmetrie den Raphael, im reinen und erhöhten Stil den Correggio, in der Wohlanständigkeit den Tibaldi, in der Erfindung den Primaticcio, in der Anmuth den Parmigiano nachahmen. Lodovico Caracci heißt der Gründer dieser Richtung. Er ist geboren zu Bologna 1555, der Sohn eines Fleischers. Seine Lehrer in der Malerei waren Fontana und Tintoretto. Aber damit nicht zufrieden, studierte er die großen Meister der verschiedenen Schulen, in Venedig den Tizian und Paul Veronese, desgleichen die Meister von Florenz, in Parma den Correggio. Sein Entschluss war jetzt gefasst: er wollte eine neue Kunstrichtung beginnen, der Kunst feste Regeln geben. Lodovico fühlte aber wohl, dass er allein gegen die vielen Gegner nicht stark genug sei, und sah sich darum nach Verstärkung für den bevorstehenden Kampf um. Sein Bruder, ein Schneider, hatte zwei talentvolle Söhne, Agostino (1558—1601) und Annibale (1560—1609). Diese erzog Lodovico für die Malerei und mit ihnen eröffnete er eine Kunstakademie in Bologna, die den Namen hatte „Incamminati", der auf dem rechten Wege Wandelnden. Hier waren Gipsabgüsse, Zeichnungen, Kupferstiche, hier wurde Unterricht im Zeichnen, Malen, in der Perspective, in der Anatomie gegeben, hier wurden die Schüler mit Liebe und Geschick behandelt und in kurzer Zeit, allerdings nach heftigen Kämpfen, waren die Caraccis siegreich in Bologna und bald darauf in einem großen Theile Italiens.

Die Caracci.

Lodovico.

Lodovico war weniger ausübender Künstler, als großer und anregender Kenner. Er erkannte Talente und förderte sie. Er theilte Preise aus für die

[1]) Die Beweisstellen dafür in Reumonts Briefen heiliger und gottesfürchtiger Italiener. Freiburg 1877.

[2]) Kugler, l. c. III, S. 14 ff.

besten Leistungen und befeuerte seine Schüler, und in der That giengen ausgezeichnete Männer aus seiner Schule hervor. Er hatte nicht bloß gegen Neid und Mittelmäßigkeit den Kampf zu führen, sondern es machte ihm auch die Eifersucht seiner beiden Neffen zu schaffen. Beide hatten große Anlagen, waren aber so verschiedenen Charakters, daſs sie sich miteinander nicht vertragen und doch auch auf die Dauer nicht voneinander getrennt bleiben konnten. Lodovico blieb die Seele, das Orakel der Schule. Augustin war mehr Kunsttheoretiker, er verfertigte für jedes Fach in der Schule das Lehrbuch. Annibale ist als Künstler unter den drei Caracci der größte. Er machte in seiner Jugend die raschesten Fortschritte. Er reiste dann auf Kosten seines Oheims und lernte den Wert der verschiedenen Schulen kennen. Seine eigenen Gemälde wurden schnell berühmt wegen ihrer richtigen Zeichnung, wegen der Großartigkeit des Entwurfes, wegen des Adels und der Wahrheit im Ausdrucke und wegen der Harmonie der Farben. In Madonnen und heiligen Familien ist er namentlich anmuthig. Sein Hauptwerk ist der große Cyklus von Frescomalereien im Palaste Farnese in Rom. Acht Jahre widmete er diesem Werke, welches Poussin als eines der Wunder der Kunst bezeichnete, er fand aber nicht die wahre Anerkennung beim Besteller und dies stürzte ihn in eine Schwermuth, welche er durch eine Reise nach Neapel vergebens zu verscheuchen suchte und die nach seiner Rückkehr nach Rom für ihn tödtlich wurde. Er ruht im Pantheon an der Seite Raphaels. Annibale lebte ganz und uneigennützig der Kunst und bei seiner unermüdlichen Thätigkeit schuf er eine Menge Gemälde, die jetzt, durch ganz Europa zerstreut, Zeugen seiner Tüchtigkeit sind. Zeichnung, Faltenwurf, Farbe, Helldunkel, alles ist nach sicheren Gesetzen entworfen, nur lassen seine Gemälde, mit jenen Michelangelos verglichen, eine gewisse Kälte zurück.

Agostino. Annibale.

Die Caracci hatten wieder auf den rechten Weg geleitet. Ihre Schüler Domenichino (1591—1641) und Guido Reni überflügelten sie jedoch in ihren Leistungen.[1])

Domenichino.

Domenichino ist der Sohn eines Schuhmachers in Bologna, namens Zampieri. Seine erste Schule machte er bei einem Flamänder Calvart, der ihn aber eines Tages mishandelte, weil er ihn über der Nachzeichnung eines Caracci fand. Dies führte zum Bruche zwischen beiden und Domenichino wurde jetzt ein Schüler Caraccis und ein sehr fleißiger. Er zeichnete in einemfort und löschte seine Zeichnungen wieder aus, seines dunklen Dranges sich noch wenig bewuſst. 1604 gieng er nach Rom. Bald erregten seine eigenen Leistungen Aufsehen, „Die Susanna im Bade", „Der heil. Franciscus in Verzückung". 1614 entstand sein Hauptwerk, „Die Communion des heil. Hieronymus", in welchem er zwar einem Entwurfe des Augustin Caracci folgte, aber in der Ausführung durch Adel und treuen Ausdruck wahrer Empfindung seinen Vorgänger übertraf. Der Neid regte sich sehr gegen ihn, Domenichino brachte ihn durch Leistungen zum Schweigen. Gregor XV. nahm ihn in seinen Schutz und ernannte ihn zum Architekten des Vatican. Zu seinem Unglücke übernahm der Künstler die Ausschmückung der Kathedrale zum heil. Januarius in Neapel. Als er zwei Pendentifs seiner neuen Arbeit enthüllte, wurde so viel Neid und Haſs gegen ihn rege, daſs er Frau und Kinder dem Schutze seiner Freunde überließ und nach Rom entfloh. 1636 ließ

Calvart.

[1]) Kugler, l. c. III, S. 21. — Domenichino = der kleine Dominik.

er sich zur Rückkehr nach Neapel bewegen, stieß aber wieder auf so viel Haſs und Feindseligkeiten, daſs er für sein Leben fürchten mußte und immer den Dolch bei sich trug, wenn er malte, daſs er seine Nahrung sich selber bereitete, weil er vergiftet zu werden fürchtete. Die stete Angst und der Kummer stürzten ihn ins Grab und seine Feinde wütheten auch noch gegen seine Gemälde und entzogen der Tochter einen Theil des mühsam verdienten Lohnes. Domenichino entwarf langsam und führte mit peinlichem Fleiße aus: „Ich bin dies mir, ich bin dies der Kunst schuldig!“ pflegte er zu sagen. Sein Colorit ist zart und harmonisch, er ist der beste Zeichner der ganzen Schule. In seinem Leben war er still und bescheiden, in seinen Sitten tadellos, dabei sehr fromm. Wie er bei diesen Eigenschaften so vom Hasse verfolgt werden konnte, ist nur durch den Neid über seine Leistungen zu erklären.

Aus der Schule der Caraccis gieng ferner hervor: Francesco Albani (1578—1660), der Maler der Zierlichkeit; sein tüchtigster Schüler ist Andrea Sacchi und dessen Schüler wieder Carlo Maratta. Der berühmteste aber, welcher unter den Caraccis sich bildete, ist Guido Reni[1]) (1575—1642). Guido Reni. Er ist der Sohn eines Musikers in Calvenziano bei Bologna und lernte zuerst bei Calvart, einem Niederländer, welcher in Bologna eine Kunstschule hielt; im zwanzigsten Jahre gieng er in die Schule der Caracci. Lodovico nahm den fähigen, schönen, eifrigen Schüler mit offenen Armen auf, gewann ihn ob seiner Bescheidenheit und seiner Fortschritte jeden Tag lieber und theilte ihm alle Geheimnisse der Kunst mit. Doch genügten Guido Reni auch die Caracci nicht, er suchte nach etwas Neuem, was ihm dunkel vorschwebte, was er aber nicht finden konnte, bis ihm Annibale eines Tages sagte, man müsse der Roheit Caravaggios die Anmuth, seinem ungewissen und flimmernden Licht den hellen Tag entgegensetzen und seine gemeinen Formen in zierliche umwandeln. Alsbald machte sich Guido Reni an die Arbeit, deren Ziel die Anmuth war. Er gieng sogleich nach Rom.

Dort war damals ein heftiger Streit zwischen zwei Kunstrichtungen. Ein Maurer, Michelangelo Amerighi aus Caravaggio (1569 bis 1609) Caravaggio. hatte für die Frescomaler die Wände gemeißelt und dabei selber Geschmack am Zeichnen gefunden.[2]) Ohne eine Schule durchgemacht, ohne die Kunstwerke der Alten, gegen die er offen seine Abneigung aussprach, studiert zu haben, fieng er an zu malen. Die Natur war seine einzige Führerin und sie machte er ohne Naturalismus. Wahl und Geschmack nach, aber getreu, daher seine Fehler und Vorzüge. Seine Bilder fanden Beifall wegen einer gewissen Großartigkeit bei aller Gemeinheit. Man warf ihm vergebens vor, daſs sein Colorit roh sei in den Schatten wie im Lichte, daſs er in einem Keller male, allein es war eine gewisse Kraft und Wahrheit darin, und um diese Wahrheit der Lichtwirkung zu erreichen, malte er in der That in einer Werkstätte, deren Mauern schwarz waren, und in welche das Licht nur durch eine kleine Öffnung von oben einfiel. So wurde es ihm möglich, diese grellen Bilder, Räuberscenen bei der Nacht, Wachtposten, Zaubereien, Falschspieler, aber auch eine berühmte Grablegung Christi darzustellen. Wie so oft Männer, welche ohne Schule sich geholfen haben, war auch Caravaggio stolz, unverträglich und eifersüchtig. In Rom vertheidigte damals ein Giuseppe Cesari, meist nur der Ritter von Arpino oder Josepin genannt, das Josepin.

[1]) Kugler, l. c. III, S. 26.
[2]) Ibid. III, S. 41.

ideale Princip in der Malerei in einer Weise, wie etwa Marini das ideale Princip in der Poesie vertheidigte. Gregor XIII. hatte ihm die Mittel gegeben, sich auszubilden, denn er zeigte wirkliches Talent. Seine Entwürfe waren reif, seine Gestalten hatten Seele und Reiz. König Heinrich IV. hatte ihn in den Ritterstand erhoben und Clemens VIII. ihm den Christusorden verliehen. Diesen forderte jetzt Caravaggio aus Neid zum Zweikampfe heraus. Josepin aber wies die Aufforderung zurück, weil sein Gegner nicht ritterlichen Standes sei. Alsbald reiste Caravaggio nach Malta, um sich dort mit dem Pinsel den Ritterorden zu verdienen. Kaum aber hatte er sein Ziel erreicht, so wurde er gefangen gesetzt. Mit Lebensgefahr entrann er nach Sicilien und von da nach Neapel, von wo er mit spanischen Soldaten gegen Rom fuhr. Im Augenblicke, wo er landen wollte, wurde er mit einem andern verwechselt und wieder festgenommen. Als der Irrthum sich herausstellte, war das Schiff mit seinem Gepäck schon weitergefahren. Um dasselbe wieder zu erhalten, machte der leidenschaftliche Mann in der glühendsten Hitze einen Weg nach dem nächsten Landungspunkt und bekam davon ein Fieber, an dem er 1609 starb. Besser antwortete Annibale Caracci, als ihn Josepin zum Zweikampfe herausforderte: „Die Waffe, mit der ich kämpfe, ist der Pinsel und mit dem fordere ich ihn heraus!“ [1])

So heftig waren die künstlerischen Gegensätze im damaligen Rom, als Guido Reni dahin kam. Die alte Schule gedachte, ihn dem Materialisten Caravaggio entgegenzustellen. Albani empfieng ihn darum mit Liebe — Guido aber meinte, man bekämpfe einen Gegner am besten mit den ihm eigenen Waffen, und malte das „Martyrium des heil. Petrus“ im Vatican ganz in der Weise des Caravaggio, nur mit größerem Gedankenreichthum und mit mehr Adel der Ausführung. Caravaggio, der anfangs durch die Jugend und die Anmuth seines Gegners wie entwaffnet war, benahm sich nun in einer Weise, dass Guido für
Paul V. sein Leben fürchtete und aus Rom floh. Paul V. versicherte ihn seines Schutzes und trug ihm die Wandmalereien auf Monte Cavallo auf. Unablässig war Guido Reni thätig, bei Nacht mit Zeichnen, bei Tag mit Malen. Mit dem Beifall stieg sein Stolz. Wegen einer Missheiligkeit mit dem päpstlichen Schatzmeister wurde er so verletzt, dass er sich nach Bologna zurückzog und erklärte, er werde gar nicht mehr malen, sondern lieber mit den Bildern anderer handeln. Allein der Papst setzte alle Mittel in Bewegung, seinen Liebling nach Rom zu bringen, machte das Unrecht des Schatzmeisters wieder gut, sandte ihm Fürsten und Cardinäle im Wagen bis zum Ponte Molle entgegen, empfieng ihn aufs huldvollste und ertrug auch sonst den verletzenden Stolz des Künstlers, wenn dieser nur Kunstwerke schuf. Daran fehlte es nicht. Eine gewisse Anmuth und Majestät ist unverkennbar auf seinen Bildern, sie zeigen, dass er zu Hohem berufen war, lassen aber bei aller Schönheit, bei aller Anmuth, bei allem Farbenglanz doch auch die kalte Berechnung des Verstandes herausmerken. Guido Reni war, wie wenige, der Künstler der Noblesse. Ein Cardinal war stolz darauf, dass Guido Reni eine Einladung zur Tafel bei ihm annahm. Ja, der Künstler soll sogar aus Respect für seine Kunst seine Kopfbedeckung aufbehalten haben, als der Papst
Spielwuth. seine Werkstatt besuchte. Aber es kam auch eine noble Passion über ihn, nicht für Frauen, nicht für Pferde, sondern für das Spiel. Albani, früher sein Freund, jetzt sein Neider, soll ihn dazu verleitet haben. Guido Reni spielte nicht aus Liebe zum Gelde, sondern aus Bedürfnis nach Aufregung. Als er einmal in

[1]) Kugler, l. c. III, S. 14, 18, 169, 182.

einer Nacht 4000 Goldstücke gewann, wurde ihm unheimlich zu Muthe und wurde er lässig in der Arbeit, bis er das Geld wieder verspielt hatte. Besaß er kein Geld mehr, so konnte er wochenlang rastlos Tag und Nacht arbeiten. Freunden, die ihn warnten vor dem Spiel, antwortete er kurz, er spiele um sein eigenes Geld. Angebote von Fürsten wies er stolz zurück. Das Spiel aber wurde zur dämonischen Leidenschaft für ihn. Er verlor Summen, die ihm für ein Gemälde vom Papst vorausgegeben waren, verlor den Kopf, zerstörte, was er schon geschaffen hatte, entfloh aus Rom und arbeitete nun in andern Städten schnell und flüchtig, nur um Geld zusammenzubringen, und starb in Elend und Verachtung. Sein bedeutendstes Werk ist das große Deckengemälde im Palaste Rospigliosi. Berühmt ist ferner seine „Madonna della Pietà", seine „Maria Himmelfahrt", sein „Bethlehemitischer Kindermord". Den Unterschied zwischen ihm und Raphael zeigt sein „Sieg Michaels über Satan". Die Engelsfigur ist schön und geistreich, ein Bild der ewigen Jugend und jungfräulichen Reinheit, aber es fehlt das Feuer Raphaels und Tadler haben ihn einen zierlichen „Theaterengel" genannt. Die „Himmelfahrt Marias" ist ein Bild von ungemeiner Lebendigkeit, das Antlitz zeigt die höchste Himmelswonne der Überseligen. Das Brustbild Christi, genannt „Le Christ du Roseau", zeigt den innigsten Schmerz und die liebevollste Hingebung. Unter der Leitung eines Raphael wäre Guido Reni vermuthlich eine der ersten Kunstgrößen geworden.

Spielwuth.

Noch gieng von der Schule Caraccis aus Giovanni Francesco Barbieri,[1]) genannt Guercino (der Schielende) da Cento (1590—1666); er zeigt edlen Ausdruck lebendiger Empfindung; von Caravaggio nahm er die Vorliebe für die kecken Contraste von Licht und Schatten an. Er war der Sohn eines armen Holzhackers in Cento und zeigte zuerst seine Anlage für Malerei durch eine Madonna, die er über die Thüre der väterlichen Hütte malte. Die ersten Lehrer, zu denen er kam, verstanden wenig von der Kunst, 1612 erregte er durch ein „Bild der Cardinaltugenden" Aufsehen; sein „Heil. Matthias" (1615) galt schon für ein Werk der Caracci, unter denen er jetzt eine tüchtige Schule machte. Er zeichnete ebenso schnell als ausdrucksvoll und eröffnete 1616 selbst eine Schule und wurde bald reich. Über den Wert und Preis seiner Bilder ließ er Kenner, meist Nebenbuhler, urtheilen, denn es war ihm nicht ums Geld zu thun, er lebte ärmlich und, was er nicht für seine dürftigen Verwandten nöthig hatte, schenkte er den Armen. Lodovico Caracci, aufgefordert, den Wert seines „Heil. Rochus" zu bestimmen, meinte jedoch, es könne mit Geld gar nicht bezahlt werden.[2]) Heiterer und edler Seelenstimmung ließ Guercino sich durch die Angriffe der Neider nie zur Wiedervergeltung reizen. 1619 führte ihn, als wolle er erst die Malerei recht erlernen, ein Freund bei Palma in Venedig auf. Als aber Palma die Zeichnungen seines vermeintlichen Schülers sah, umarmte er ihn mit den Worten: „Du kannst mehr als ich." 1621 berief ihn Gregor XV. nach Rom. Sein „Heil. Wilhelm von Aquitanien" erregte allgemeines Aufsehen, desgleichen sein „Thomas, der die Wundmale küsst", sein „Heil. Bruno", seine „Heil. Petronillo", seine „Propheten und Sibyllen". Von 1642 an blieb Guercino in Bologna, wo er hohe Ehre genoss. Christina von Schweden küsste hier ehrerbietig seine Hand, die so viel Schönes geschaffen habe. Die Werke seiner letzten Zeit zeigen eine Sentimentalität ähnlich der des Guido Reni. Die Zeit-

Guercino.

[1]) Kugler, l. c. III, S. 29 ff.
[2]) Che non vi era danaro che lo pagasse.

genossen nannten ihn wegen der schnellen Vollendung seiner Arbeit „den Zauberer in der Malerei". — „Ich hinterlasse keine Arbeit unvollendet", tröstete sich Guercino sterbend. — „Ja," entgegnete ihm Tiarini, „Ihr, Herr, thatet was Ihr mochtet; wir thun nur, was wir können."

Andere Künstler aus der Schule der Caracci sind Lanfranco (1581 bis 1647), dessen zahlreiche Gemälde Paul V. hochschätzte, den Urban VIII. in den Ritterstand erhob; ferner Tiarini, Spada, Cavedone, Schedone, Sassoferrato. Salvi, genannt Sassoferrato von seinem Geburtsort in der Mark Ancona, ein Schüler Domenichinos, dem er in vieler Beziehung nahe kommt. — Das Streben der Caracci ward auch in anderen größeren Städten nachgeahmt. Eine ähnliche eklektische Schule gründeten die Campi in Cremona, die Procaccini in Mailand, ihr bedeutendster Schüler ist Crespi (1557—1653), genannt il Cerano von seinem Geburtsort. Federigo Baroccio (1528—1612) aus Urbino nahm die alten Meister, insbesondere Correggio, zum Vorbild.[1] Zu seinen Nachfolgern gehört Lud. Cardi da Cigoli (1559—1613), der Michelangelo und Correggio nacheiferte; seine Zeichnung ist correct, sein Colorit voll Feuer: Paul V. erwirkte seine Ernennung zum Ritter von Malta. Chri- Allori. stofano Allori (1557—1621) aus Florenz, bildete sich nach Cigoli, während sein Vater Alessandro dem Michelangelo nacheiferte. Sein Fleiß war unermüdlich, von seinem ersten größeren Gemälde erklärte sich sein Lehrer selber für überwunden. Berühmt ist sein „Heil. Julian", noch berühmter seine „Judith", in der er seine stolze Geliebte, Mazzafirra, abgebildet haben soll, während er sich Haar und Bart wachsen ließ, um von sich selber das Bild des „Holofernes" Carlo Dolci. abzunehmen. Carlo Dolci,[2] geboren 1616 und gestorben 1686 in Florenz, ein sentimentalerer Sassoferrato, beschränkte sich auf wenige Stoffe, Madonnen, heilige Familien und einzelne Züge aus der Leidensgeschichte, seine Bilder waren und sind heute noch gesucht; Ruhe, Einfalt, ein tiefes Gefühl, Anmuth und Zartheit charakterisieren dieselben. Sein „Christus, der den Kelch segnet", zeigt die schöne Begeisterung der Liebe.

Aber auch die Schule der Naturalisten setzte sich fort, besonders in Neapel. Ribera. ein Spanier, Giuseppe Ribera, genannt Spagnoletto[3] (1593—1656), geboren in Xativa im Königreich Valencia, verließ die Universität, um sich in Italien ganz der Malerei zu widmen. Die Bilder Raphaels, Correggios machten Eindruck auf ihn, am meisten aber Caravaggio. In Neapel gewann er einen kunstbegeisterten Edelmann so vollständig für sich, dass dieser ihm seine Tochter zur Frau gab. Als er auf dessen Balcon das Bild des „Heil. Bartholomäus" zum Trocknen ausstellte, sammelte sich das Volk in Masse vor demselben. Auch der Vicekönig kam und ward derart für den Künstler gewonnen, dass er ihn zum Hofmaler ernannte und mit Wohlthaten überschüttete. Der Papst verlieh ihm den Christusorden. Ribera malte viel und leicht. Eine kühne, abenteuerliche Einbildungskraft, die Poesie des Gräßlichen, zeigt sich oft in seinen Bildern.

Ribera ist ein Zeuge, wie die Spanier ihre künstlerische Ausbildung in Italien suchten. Spanien hat keine Kinderjahre der Malerei aufzuweisen, keine allmähliche Entwicklung von den ersten Anfängen bis zur Vollendung;

[1] R. Mengs, Hinterlassene Werke. Bd. I.
[2] Kugler, l. c. III, S. 36.
[3] Ibid. III, S. 44. — Viardot, Notice sur les principaux peintres de l'Espagne.

es hat keinen Johann von Messina, keinen Cimabue. Sie lernten die Kunst gleich in ihrer Vollendung kennen und leisteten dann über ein Jahrhundert lang Vortreffliches. Das hatten sie der Machtstellung und Kunstliebe ihrer Könige zu danken, wie ihrem eigenen Sinn für das Schöne und ihrem Eifer für Vollendung. Juan de Juanes eilte nach Rom, um unter Raphael zu lernen, und eignete sich von der Correctheit seiner Zeichnung und der Schönheit seiner Formen und der Kraft seines Ausdruckes so viel an, dass man seine besten Gemälde seinem Meister zuschreiben möchte. Er ist es, der den neuen Geschmack der römischen Schule sammt der gründlichen Kenntnis der materiellen Arbeiten der Kunst in seine Heimat brachte. Die Habsburgischen Könige liebten die Künste und hatten Mittel genug, die schönsten Gemälde zu kaufen, und legten eine Sammlung an, welche zu den großartigsten der Welt gehört. Der Franzose Viardot, der Spanien durchforschte, schreibt: „Fühlt ihr in eurem Busen die heilige Liebe zu der Kunst entbrennen, so geht in das Museum von Madrid! Alle großen Künstler wurden den Habsburgern zinsbar und die anderen europäischen Fürsten erhielten nur diejenigen Arbeiten, welche diesen nicht zum Kaufe anstanden. Man findet dort nicht bloß Gemälde von Künstlern zweiten Ranges, wie von den Bellini, Bassano, Caracci, Andrea del Sarto, Guercino, Giordano, Caravaggio, Salvator Rosa, sondern die ersten Meister haben hieher ihren Tribut geliefert: Leonardo da Vinci, Paul Veronese, Guido Reni, namentlich hat Tizian die Wunderwerke seines Ateliers ihnen überlassen. Auch der göttliche Jüngling Raphael zeigt sich und herrscht im Museum zu Madrid. Nach den Italienern kommen die ausgezeichneten Werke der Niederländer und Deutschen." — So hatten denn die Spanier die größten Vorbilder vor Augen und leisteten so Treffliches, dass Viardot beim Anblick der spanischen Gemälde bedauert, nicht die Worte zu finden, um seine Bewunderung auszudrücken und seine Gefühle in ihrer leidenschaftlichen Lebendigkeit wiederzugeben.[1]) Museum in Madrid.

Hier noch ein Zug der Kunstliebe eines Habsburgers und der feinen Art, wie er Künstlerstolz zu ehren und zu schonen wusste, nämlich Karl V. Karl V.

„Für den 7. März 1530,[2]) als dem Festtage des großen Kirchenlehrers Thomas Aquin, hatte Clemens VII. einen vollkommenen Ablass am Altare dieses glorreichen Heiligen in der Dominicanerkirche verliehen. Der Papst und die Cardinäle begaben sich zum feierlichen Hochamt in diese Kirche. Auch Kaiser Karl V. erschien mit Herzog Alfons von Este und seinem ganzen Gefolge. Nachdem die beiden Fürsten ihr Gebet verrichtet, begaben sie sich zum prachtvollen Sarg des heil. Dominicus, bewunderten nochmals die einzelnen Figuren an dem Grabmahl und lobten die schönen Glasmalereien, in welchen die Wunder des heiligen Patriarchen dargestellt sind. Je nach der Tageszeit wechselte ein

[1]) Viardot, Studien zur Geschichte der Staatseinrichtung, der Literatur, des Theaters und der bildenden Künste Spaniens. Leipzig 1847. S. 180.
[2]) In der angeführten Chronik, S. 163—165.

wunderbarer Farbenschimmer, der durch die Fenster in die Kapelle seine flammenden Blüten ergoss. Dann sahen sie auch die wunderbaren Holzmosaiken des Goresan, welche Karl V. schon öfter betrachtete und über die er sich stets beifällig aussprach.[1]) Dann begaben sie sich auch zu den Grabmählern berühmter Männer aus Bologna, die sich in Wissenschaft oder Kunst ausgezeichnet. In Bezug auf die Werke des Fra Damiano in der Holzmosaik, wozu er im Convent ein eigenes Gemach (officina) angewiesen bekam, dürfen wir nicht jene merkwürdige Begebenheit übergehen, welche dem Herzog Alfons von Este in Begleitung Karls V. begegnete. Giordani führt nun die verschiedenen Handschriften und Krönungsberichte an, die sich in Bologna befinden und welche diese Begebenheit auch erzählen.[2])

Intarsia.

Damiano.

„Der Kaiser wollte einst den Fra Damiano in seiner Officin arbeiten sehen und beschloss nun eben am 7. März nach dem Gottesdienste mit dem Herzog Alfons von Este sich dorthin zu begeben. Sie wollten den Künstler bei seiner Arbeit überraschen. Das Gefolge stand im Gange. Karl V. meinte dem Herzog einen Gefallen zu thun, wenn er ihn auch ins Zimmer des Bruders mitnahm; er klopfte an die Thüre an und es kam die Frage heraus: ‚Wer ist's?' Die Antwort des Kaisers: ‚Karl von Österreich.' Die Thüre öffnete sich, der Kaiser trat ein; der Herzog wollte nachfolgen und hatte eben den Fuß über die Schwelle gesetzt, als er von Fra Damiano kräftig zurückgeschoben und ihm mit klaren Worten bedeutet wurde, dass er hier nicht eintreten dürfe. Als nun der Kaiser dem Klosterbruder sagte, dass dieser der Herzog von Ferrara sei, erwiderte Damiano dem Kaiser: ‚Geheiligte Majestät, ich kenne Seine Excellenz den Herrn Herzog sehr gut; ich habe einen ganz gerechten Grund, ihn zurückzuweisen, ich gebrauche mein Hausrecht im Bereiche meiner Jurisdiction, er soll mit seinen Baronen weitergehen!' — ‚Sagt mir nur, was ist denn das, mein guter Frater?' erwiderte der Kaiser, ‚lasst ihn doch ins Zimmer hereinkommen, ich will die Sache hier schlichten.' — Damiano erwiderte: ‚Wenn Euer Majestät die Sache ausgleichen wollen, dann soll der Herr Herzog nur draußen bleiben, und ich werde mein Benehmen erklären.' — Karl V. lächelte, winkte dem Herzog, er solle zurückbleiben, und hörte nun die Klage des Bruders an, der auseinandersetzte, wie er einmal durchs Land des Herzogs gereist sei und rücksichtslos gezwungen wurde, für seine eisernen Werkzeuge, die er zu seiner Kunst nothwendig brauchte, Zoll zu zahlen, da er in den Ländern anderer Herren, die großmüthige Beschützer der Kunst sind, nirgends etwas zahlen durfte. Da habe ihn nun die Erpressung (angheria) so sehr geärgert, zudem er meinte, sie sei auf Befehl des Herzogs geschehen, dass er sich in den Kopf setzte, wenn je eine Gelegenheit sich darbieten sollte, wollte er die Quälerei dem Herzog zurückzahlen. Eine solche Gelegenheit sei nun gekommen und er könne sie nicht unbenützt vorübergehen lassen.

Alfons von Este.

„Als der Kaiser diese Auseinandersetzung des Fraters angehört hatte, sagte er ihm, er solle nun in sein anderes Zimmer sich zurückziehen; dann rief er den Herzog von Este, der auf dem Gange herumgieng, zu sich, entdeckte ihm, warum er Gegenstand der Abneigung und Zurückweisung geworden — und so wurde nun das Vergleichsverfahren eingeleitet. Der Herzog versprach den auf seinem

[1]) Intarsia ist Holzmosaik, Intaglia ist Steineinlegungsarbeit.

[2]) Marchese, Memorie dei pittori, scultori ed artisti Domenicani. 2 voll. Firenze 1878. 4. Auflage.

Gebiete bezahlten Zoll zurückzugeben und stellte eine Urkunde aus, die allen Künstlern, besonders denen aus dem Predigerorden, freien Durchzug mit ihren Werkzeugen durch sein Land gewährte, und alles das sollte ein Zeichen seiner Achtung sein, die er vor einem so ausgezeichneten Holzmosaiker hege. Edle Sühne.

„Damit war nun Fra Damiano sehr zufriedengestellt und erwiderte: ‚Jetzt habe auch ich die gerühmte Großmuth und Liberalität des Herrn Herzogs kennen gelehrt; er hat durch diese Handlungsweise mich zu seinem Diener gemacht, er möge nun nach Belieben in mein Zimmer eintreten, und ich will als ein Zeichen meiner Hochachtung und Verehrung ihm eine Arbeit von mir zum Andenken geben.‘ — Somit hatte das Haus Este durch seine edle Großmuth in diesem Falle nicht nur die Verehrung des Fraters, sondern auch ein schönes Werk ausgezeichneten Kunstfleißes gewonnen. Nachdem nun der Zwiespalt ausgeglichen war, betrachteten die beiden Fürsten die Zelle des Bruders, und wunderten sich, dass mit dem Zusammensetzen von Holz eine so große Wirkung hervorgebracht werden könne, wie mit der Malerei. Er stellte nun vor ihren Augen eine nur bis aufs letzte Polieren fertige Darstellung des Leidens Christi auf — und da sahen sie noch an manchen Conturen die Holzcomposition. Nachdem er eine Zeit lang poliert hatte, trat das Bild wie mit Farben gemalt in seiner ganzen Helle hervor; der Künstler verehrte dieses Bild dem erlauchten Kaiser, der es mit Dank annahm, und so endete diese anfangs leidige Geschichte zu aller dabei Betheiligten Wohlthat.

„Diese Geschichte mit Kaiser Karl V. ist unserer Wissenschaft in Deutschland noch nicht veröffentlicht worden, sie hat ein derartiges originelles Gepräge und zeigt den armen Klosterbruder als so einen prächtigen Gesellen, der im gerechten Gefühle der in ihm gekränkten Kunst kühn und freimüthig aufzutreten wusste, dass anzunehmen ist, diese Geschichte gefalle jedem noblen Menschen, der sie liest oder hört, und es werde selbige keiner, dem sie mitgetheilt wurde, wieder vergessen.“ [1])

Aus Riberas Schule giengen Massimo Stanzioni (1585—1636), Aniello Falcone und Salvator Rosa (1615—1673) hervor.

Salvator Rosas Leben ist sehr bewegt.[2]) Er war der Sohn eines Feldmessers im Dorfe Arenella bei Neapel. Schon als Knabe stammelte er Verse, spielte er mit der Laute und zeichnete. Zum Geistlichen bestimmt, wozu er aber keinen Beruf hatte, entfloh er aus dem Kloster und lebte in Neapel ganz nur der Musik. Bald war er dort als Lautenspieler und Liederdichter für Serenaden sehr gesucht. Seine Schwester heiratete einen Maler und in dessen Werkstätte fieng er an ernstlich zu zeichnen. Im achtzehnten Jahre (1633) fasste er den Entschluss, nur einem Lehrer zu folgen, dem Anblick der Natur. In den Ruinen, in den Wäldern, in den Bergen, da suchte er den Stoff für seine Bilder. Aber er kam damit eines Tages in die Gewalt der Banditen und wäre ermordet worden, hätte nicht das Weib eines Räubers sich seiner angenommen. Er wurde der Kamerad, der Mitschuldige der Bande. Hier sammelte er die Eindrücke zu seinen wunderbaren „Räuberscenen“, bis es ihm gelang, nach Neapel zu entkommen. Aber hier wäre er verhungert, hätte nicht Lanfranco eine Zeichnung bei einem Trödler bemerkt, die Salvator Rosa um eine Kleinigkeit verkauft hatte, und sich nach dem Verfertiger erkundigt. Jetzt ward Salvatoriello Salvator Rosa.

[1]) Sebastian Brunner, Kunstgenossen der Klosterzelle.
[2]) Kugler, l. c. III, S. 46—49.

als Zeichner bekannt und kam in die Werkstätte des Spagnoletto. Aber seine unbändige unstete Natur wollte sich der Zucht unter dem stolzen Spanier nicht fügen — er suchte in Rom sein Glück zu machen. Arm kam er hier an, Michelangelos und Raphaels Bilder erfüllten ihn mit Begeisterung, aber er konnte sich mit keiner der damals in Rom bestehenden Malerschulen befreunden und wäre bald wieder verhungert oder der Malaria erlegen, hätte nicht ein Cardinal sich seiner angenommen und ihm Arbeit gegeben.[1]) Der Weg zum Ruhm war jetzt offen für ihn, aber beharrlich nach einem Ziel zu wandeln, das war nicht Salvator Rosas Sache. Er verließ seinen Patron und kehrte nach Neapel zurück. Eine Zeichnung, die er für die öffentliche Ausstellung in Rom an einen seiner Freunde sandte, mit dem Auftrag, sie zu verkaufen, hatte ungeheuren Erfolg und bahnte ihm noch einmal den Weg nach Rom und zum Ruhm. Salvator Rosa war jetzt ein gemachter Mann. Er mietete ein Haus in der Straße Babbuina. Das Glück lächelte ihm. Der Carneval 1639 öffnete ihm den Zutritt in alle vornehme Gesellschaften. Ein Wagen fuhr durch den Corso, gezogen von Ochsen mit vergoldeten Hörnern, Masken auf dem Wagen sangen köstliche Lieder, die noch niemand gehört hatte. Der Hauptspaßmacher auf dem Wagen nannte sich Signor Formica. Alle Welt sprach von dem Wagen und, als Signor Formica die Maske abnahm, erkannte man Salvator Rosa. Er war auch Dichter und ein guter, eigenthümlicher Dichter. Seine Gemälde giengen reißend ab, so sehr er auch ihren Preis erhöhte. Jetzt brach aber der Aufstand Masaniellos aus und Salvator gieng in seine Heimat zurück, um gegen die Spanier zu kämpfen. Der Aufstand wurde niedergeschlagen — der Künstler fand wieder eine Zuflucht in Rom, aber alle Unbändigkeit seiner Seele war wieder rege geworden, und er stellte zwei satirische Bilder aus, die alles verhöhnten, was Rom damals Großes und Mächtiges hatte. Nur Flucht konnte ihn retten. Seine Ankunft in Florenz jedoch war ein Triumph. Ferdinand II. empfieng ihn als Künstlergröße und war entzückt von seinem Wesen. Salvator machte wieder ein großes Haus und spielte nebenbei Theater. Aber auch in Florenz ließ es ihm keine Ruhe. Er gieng in die Wälder, in die Wildnisse, die seine Phantasie befruchteten. Zuletzt durfte er wieder nach Rom, dem steten Ziel seiner Wünsche. Seine Feinde waren todt und sein Ruhm warf einen Schleier über sein Vergehen. Er kaufte ein Haus auf dem Monte Pincio und lebte wie ein großer Herr. Eines seiner letzten und berühmtesten Bilder ist „Die Verschwörung des Catilina". Porträts, aber in der Weise der Naturalisten, namentlich wilde Gebirgsgegenden, einsame Schluchten mit Räubern, Soldaten, Einsiedlern, sind ihm in hohem Grad gelungen. Salvator Rosa starb in Rom 1673.[2]) In seiner Landschaftsmalerei hatte er Beziehungen zu Poussin. Doch über die französische und deutsche Malerei an einem anderen Orte!

Wenn wir die Geschichte der italienischen Malerei noch einmal überblicken, welch ein Reichthum schöpferischer Geister tritt uns nicht entgegen, und wie einzig ist nicht die Kunstbegeisterung eines ganzen Volkes, welches die Schöpfungen seiner Künstler wie Gaben Gottes verehrte[3]) und großartige

[1]) Es war Brancacci, Bischof von Viterbo.

[2]) Lady Montague, Life of Salvator Rosa, London 1824. 2 m. 8.

[3]) Im Schaffen des Schönen ahmen wir Gott nach, so behauptet der alte Vasari — in der Einleitung zum „Leben der ausgezeichneten Maler und Bildhauer" (Bd. I, S. 13): „Als der allmächtige Gott das Weltall geformt und den Himmel mit glänzenden Lichtern

Gemälde in Procession aus der Werkstätte des Künstlers in die Kirche trug! Scheint Italien nicht heute noch das Vaterland des ewig Schönen zu sein! Die neue Geistesrichtung in Deutschland hat in jener Zeit die Bilder aus den Tempeln geworfen und alle bildliche Darstellung göttlicher Dinge für Entweihung des Himmlischen erklärt. Italien aber blieb der alten Richtung treu und schmückte seine Tempel von neuem mit den herrlichsten Gemälden! Rom, die Hauptstadt der alten Religion, ist auch das große Pantheon der Kunst, und die Wohnung des Oberhauptes der Kirche enthält eine Sammlung von Kunstwerken, wie keine andere in der Welt vorhanden ist. Es heißt: wo der Geist Gottes ist, da ist die Freiheit! Wir dürfen aber gewiss auch sagen: wo der Geist der Kirche weht, da ist die Schönheit! Die Kirche gab den Künstlern nicht nur Beschäftigung, sondern auch die höchste Begeisterung. Am Altar fand die Kunst immer eine Zuflucht! In Italien selbst ist es merkwürdig, dass in Umbrien, wo der heil. Franciscus gelebt hat, auch die idealste Richtung später in der Malerei gepflegt wurde. Mögen andere Völker stolz sein auf den Ruhm der Schlachten, auf die Größe ihrer Flotten, auf die Fülle ihres Reichthums — Italien kann immer hinweisen auf die schönste Zierde des Menschen, auf den Schmuck der Schönheit! Italien und das Schöne.

---

geschmückt hatte, stieg er hernieder auf die Erde, den Menschen zu bilden, und sein erschaffender Geist enthüllte das erste Vorbild der Bildhauer- und Malerkunst, das Vorbild, nach welchem allmählich Statuen und Bildhauerwerke geformt, schwierige Stellungen und Umrisse und für die ersten Malereien Weichheit, Übereinstimmung und Abstufungen von Licht und Schatten gefunden worden sind. Das erste Modell, aus welchem das erste Menschenbild sich gestaltete, war demnach aus Erde geformt, denn der göttliche Baumeister der Zeit und des Raumes wollte, als allvollkommen, durch die Unvollkommenheit des Stoffes den Weg bezeichnen, hinwegzunehmen und hinzuzufügen, gleichwie gute Bildhauer und Maler durch Hinzufügen und Wegnehmen ihre mangelhaften Entwürfe zu der Vollendung führen, welche sie ihren Werken geben wollen. Diese Gestalt schmückte Gott mit lebendigen Farben und dieselben Farben sind später von der Malerkunst aus den Schichten der Erde gewonnen worden, um alle Dinge nachahmen zu können, welche in ihr Gebiet gehören."

So machte die Ansicht jener Zeit Gott selbst zum Lehrer der Malerei und Bildhauerkunst. Vasari unterlässt aber auch nicht, hin und wieder in seinem großen Werke zu bemerken, wie der Künstler, wolle er wahrhaft Schönes gestalten, in veredelter Stimmung sein müsse (l. c. I, S. 260): „Niemand glaube (denn es ist kaum möglich, wie tägliche Erfahrung uns lehrt), dass man ohne Gottesfurcht und Gottes Gnade und ohne edle Sitten zu einer ehrenvollen Stufe wird gelangen können." —

Aber nicht bloß die Künstler, sondern ihre Zeitgenossen sahen in der Bildung des Schönen einen Gottesdienst, auch von Seite derer, welche die Künstler bloß unterstützten. Ein alter Chronist, Aimon, berichtet gelegentlich des Kirchenbaues von Tutbury: „Es ist gewiß zu verwundern, wenn man von Geburt aus mächtige, stolze und reiche Leute sieht, die sich an einen Wagen spannen, um Steine, Kalk, Holz und andere zum Werke nöthigen Dinge dem Gottesbaue zuzuführen. Öfters zogen an tausend Personen, Männer und Frauen, an einem Wagen mit einer ungeheuren Last, und doch herrschte dabei das tiefste Stillschweigen. Wenn sie rasteten, so bekannte der eine oder der andere unter bitteren Thränen der Reue öffentlich seine Sünden und verlangte öffentlich die Lossprechung und das Trostwort des Priesters. Wer sich dem Schweigen und der Arbeit im Bußgeist nicht unterziehen wollte, der wurde nicht gelitten und von den andern fortgeschickt." — (Caumont, Hist. sommaire de l'Architecture réligieuse. Paris 1836. Chap. VIII. Vergl. Brunners „Kunstgenossen der Klosterzelle", IV.) Ohne diese Anschauung wäre uns nicht so viel Schönes überliefert worden. —

Register.

A.

Aalst 436.
Aargau 35.
Abbas Mirza, Sohn des Ali Mirza 217.
— der Große, von Persien 218.
Aben Abu 373.
— Humeya, Muley Mohammed 372.
Abendmahl, heil., nach Calvin 38.
— hl., nach Melanchthon 161.
— heil., in der englischen Reformation 17, 21.
Aberdeen 30.
Academia della Crusca 662 ff.
— fiorentina 662; vgl. Akademien.
d'Achery 350.
Acqs, Franziscanerkloster 354.
Act of uniformity 22.
Adam 696.
Addison 583.
Adel, deutscher 159.
— französischer 563 f.
— schottischer 28 f.
Adelheid von Bianden 377.
Adolf von Holstein 260.
— v. Schaumburg, Erzbischof von Köln 98.
„Adoptivschwester des Königs" 18.
Adriaen 532.
Ägina 59.
Ägypten 192, 197, 709.
Ämilian, Hieronymus 350.
Ärschot, Herzog von, s. Arschot.
Ätna 629.
Afrika 330.
Afrikia 116.
Agnes von Mansfeld 336.
St. Agostino in Rom, 741.
Agram 215.
Agricola 102, 109.
Agrippa v. Nettesheim, Heinrich Cornelius 169.
Aguilar Gaspar 606 f.
Ahmed I. 223.
Aigues-mortes 61.
Aimon 765.
Aix 58, 516.
Akademie, sinesische 314.
Akademien in Italien 656, 660 ff.
— in Spanien 607.
Akkon 188.
Alamanni, Luigi 653, 655, 659, 665 f.
Alarcon, Juan Ruiz de 608.
Alava 399.
Alba, Herzog, in Algier 71.
— und England 289, 291.
— im Kriege gegen Frankreich 73, 130.
— und Hugenotten 240, 415.
— u. die Niederlande 66, 210, 241, 248, 386, 401—418.
— und Philipp II. 114, 364, 418.
— in Portugal 463 f., 595, 601.
— gegen Rom 149.
— im Schmalkaldener Kriege 95, 101—104.
St. Alban, Viscount von 556.
„Albas", die (Morgenlieder) 590.
Albaicin 371.
Albani, Francesco 757 f.
Albany, Herzog von 29, 274.
Albert, Prinz v. England 745.
Albis-Paß 34.
Albornoz 615.
Albrecht, Erzh. 519, 533, 568.
— V. von Bayern 341.
— „Alcibiades", Markgraf v. Brandenburg 98, 99, 102, 131.
Albrecht v. Mecklenburg 123.
d'Albret, Johanna 65, 67, 74, 234.
Alcabalasteuer 409, 411, 418, 529.
Alcala de Henares 208, 331, 594.
Alcantara 464.
Alcazar, Schlacht bei 465.
— zu Madrid 640.
Alciati 36, 48.
Aldegonde 391, 413.
Aldobrandi 726.
Alençon, Franz 224.
— Franz von, und Elisabeth von England 246 f., 293, 424 f.
— Herzog von, und die Hugenotten-Kriege 424—432.
— und die Niederlande 435, 446, 450; Forts. Anjou, Franz, Herzog von.
Aleppo 330.
Alexander der Große 614.
— VI. 709.
— v. Parma, s. Farnese 364.
Alexandrien 189.
Alexios von Cypern 192.
Alfons X. 590, 598, 615, 617.
— XI. 617.
Alfonso I. von Ferrara 339, 644.
— Bastard v. Neapel-Aragon 197.
— del Castro 135.
Alfred der Große 539.
Algarbien 464.
Algarotti 750.
Al-Gesù 706.
Algier 71, 200, 214.
Aljaferia 501.
Ali Mirza 217.
— Pascha 208.
Alix Barnham, Gem. Bacons 560.

Alix von Champagne 187.
Alkmaar 413, 417.
All-Einslehre 222.
Allegorien-Dichtung 578.
Allen, Wilhelm, Dr. 293, 481.
Allori, Christofano 760.
Allumbrados 305.
„Almageſt“ 143.
Almenara 501.
Alovigi, Andrea 720.
Alpujarras 372.
Altenburg 132.
Amadeus VIII. v. Savoyen 40.
„Amadigi“ 647.
„Amadis de Gaula“ 598.
Amalrich von Cypern 188.
— von Luſignan 184—187.
Amanguchi 311.
Amaſia 177.
Amboina 531.
Amboiſe 227.
— Friede von 237.
Ambrogini Angelo 642.
Ambroſius, heil. 708.
Ameriqhi, Michelangelo 757.
Amerika 319, 526, 528.
Amiens 514, 518, 533.
Aminta 649, 659.
Ammirato, Scipione 683 ff.
d'Amour, Gabriel 506.
„Amphitheatrum“ des Banini 698.
Amsdorf 86, 88, 112, 161.
Amſterdam 376, 416, 450, 530.
Anagni 149.
„Anales de la Corona de Aragon“ 623.
Anatomie 48 f.
Anchieta 321.
Andelot 152, 245.
Andreas von Ungarn 187.
Andrea del Sarto 47.
Andrews, St. 30.
Andronicus 642.
St. Angelo, 180 f.
Ange, Jean 47.
Angola 330.
Angoulême, Karl, Herzog v., Sohn Franz' I. 57, 59, 76.
— Baſtard von 246.
Angrogna, Thal, Synode im 117.
Anhalt 54, 81, 504.
Anicier 700.
Anjou, Franz, Herzog v., und die Niederlande 446, 450, 454 f., 457, 468.
— Heinrich, Herzog von, und Eliſabeth v. England 290 f.; ſ. Heinrich III. von Frankreich-Polen.
„Anjou, Grafen von“ 118.
Anna Boleyn, ſ. Boleyn.
— von Bretagne 693.
— Maria v. Öſterreich, Gem. Philipps IV. 610.
— — Tochter Max II., Gem. Philipps II. 209, 365.
— Tochter des Moriz von Sachſen 379.
— Gem. Wilhelms v. Oranien 422.
— Askew 22.
— von Cleve 17, 74.
— von Egmond 378.
— Hathaway, Gem. Shakeſpeares 561.
— Merici von Breſcia 360.
Annapolis 562.
Annaten 8.
Annecy 351.
Antillen 330.
„Antimacchiavell“ 678.
Antiochien 187.
Antitrinitarier 695.
Anton von Navarra (Bourbon) 74, 225, 227, 229 bis 236.
Antonello von Meſſina 717.
Antonin, Erzbiſchof v. Florenz 714.
Antonio, Prior v. Crato 462 bis 465.
„Antonius und Kleopatra“ 585.
Antwerpen 369, 375, 388, 394, 419, 437, 446, 460, 469, 480.
„Apologie“ Oraniens 458.
Apoplexie 168.
„Apoſtulo“ 193.
Appellation an ein allgemeines Concil 699, 705.
Aqua felice 709.
Aquaviva, Cardinal 594.
Aquilara 655.
Araber und das Drama 590.
Arabiſche Sprache 49.
Arabien 184.
Aragon 195, 498—500.
Aramont 131.
Aranjuez 641.
„Araucana“ 632.
Araukanen 323.
„Arcadia“ 659.
Archangel 539.
Archimedes 49.
Arcilla 466.
Ardres 518, 520.
Arenberg 242, 386, 392, 400, 404, 545.
Arequipa 361.
Aretino, Lionardo 675.
— Pietro 656 f.
Arezzo 657.
Argenſola, Bartolome Leonardo de 607, 625, 635.
Argyle 273, 276, 284.
Argyll 30 f.
Argyropulus 642.
Arias 636.
Arima 312.
Aringhi 344.
Arioſto, Lodovico 645 f., 653, 656, 665, 750.
Ariſtarch von Samos 166.
Arlechino 655.
Arles 58.
Arlon 72.
Armada 480, 539.
Armenien 191.
Armenier 186, 330.
Arminianer 537.
Arminius (Jakob Hermann Harmenſen) 536 f.
Arnauld, Anton 515.
Arques, Schlacht bei 491.
Arran, Graf von 31 f., 260, 262, 293
Arras 455.
Arſchot (Aerſchot), Herzog von 392, 395, 399, 446, 448.
Artavelde 63.
„Arte della guerra“ 671.
Arthur, Prinz, Bruder Heinrichs VIII. 1.
Artieda, Andres de 607.
Artikel, die neununddreißig, 258.
— die ſechs 15, 17, 21.
— die zweiundvierzig 25.
Artiſten-Collegium 334.
Artois 62, 76, 123, 136, 380, 393, 438, 455.
Arundel, Graf von 23, 260.
Aſham, Roger 255.
„Asinaria“ 654.
Aske, Robert 14.
Aſolo 198.
Asperg 53.
„Aſſiſen“ 185, 198.
Aſſumpcion in Paraguay 324, 361.
Aſti 56.
Athos 622.
Aubigny, P., S. J. 570.
— Esme Stewart, Herr von 293.
Auersperg, Herbart von 217, 219.
Augier 331.
„Augmentis scientiarum, De“ 555, 560.

Augsburg 52, 81, 98, 106, 108, 111, 123 f., 136, 694, 701, 707.
Augsburger Religionsfriede 138, 154.
Auguſt von Sachſen, Bruder des Moriz von Sachſen 160, 163 f.
— III. v. Sachſen-Polen 747.
Auguſtin, heil. 141, 143.
Auguſtiner 318, 323.
— -Regel 141.
Aumale, Herzog v. 486, 514.
Aumale, Geſecht bei 504.
Auneau 475
Auto-da-fé 369.
„Autonomia, de" 336.
„Autos sacramentales" 590, 593, 612.
Auvergne, Graf von 252, 564, 566.
d'Avanzo, Jacopo 716.
„Avarchide" 653.
Avenelles, des 227.
Avicenna 168.
Avignon 58, 429.
Avila, Don Luis de 124, 143, 419, 437.
— Gaſpar de 606.
Aymoren 322.
Azincourt, Schlacht bei 151.
Azoren 465.

B.

Babington 295.
Baboeſa 219.
„Bacchus und Ariadne" 749.
Baccio 738.
Bacon, Francis, von Verulam 332, 503, 554 f., 705.
Baden 245.
Bärends, William 530.
Baffo, venet. Geſchlecht 212.
Baglioni 202.
Bagno 356.
Bahia 322.
Bajeſid, Sohn Suleimans II. 177 f.
Balanzoni 655.
Balbi v. Urbino, Bernardino 664.
Balduin V. v. Jeruſalem 184.
— von Ibelin 185.
Balfour 278.
Balladen, engliſche 575.
Ballard 295.
Balthaſar von Fulda 335.
Bantam 530—532, 535.
Banza 330.
Baraze 328.
St. Barbara, Collegium 305.
Barbara Blomberg 145.
Barbarigo 203.
Barbaroſſa, Seeräuber 55, 59 f., 71, 73 f.
„Barbas", die 117.
Bardi di Vernio, Giovanni 663.
Barbieri, Giovanni Francesco 759.
Barcelona 114, 304, 589.
Barläus 537.
Barmherzige Brüder 360.
Barnabiten 350.
Barnad-Caſtle 289.
Baroccio, Federigo 760.
Baronets, engliſche 544.
Baronius 343 f., 345 f., 516.
Barretto, Affonſo 331.
Barricaden, Tag der 477.
Bartholomäusnacht 246 bis 254, 423, 431.
— und Maria Stuart 292.
— und die Niederlande 414.
— und die Pforte 214.
Bartolo, Taddeo di 713.
Bartolomeo, Fra, di San Marco 738.
Baſel 36, 40, 82, 694.
„Basilicon doron" 547.
Baſſani 753.
Baſſi, Matthäus 349.
Baſſompierre 568.
Baſta 221.
Baſtia 117.
Baſtille 497.
Bataver 375.
Batavia 532.
Bathor, Vertrag zu 116.
Bathory, Andreas 221.
— Sigmund 220.
— Stephan 159, 214, 220, 685.
Baumſtark, Reinhold 639.
Bayern 52 f., 82, 87, 95, 339; vergl. Albrecht V., Wilhelm und Maximilian v. Bayern.
Bayonne 64, 253.
Béarn 470, 570.
Beaton 561.
Beatrix von Portugal, Gem. Karls III. v. Savoyen 56.
Beaumont 582, 588.
Beauvais 514.
Beccari, Agoſtino 659.
Becker Balthaſar 175.
Bedmar 690.
Bekes, Caſpar 214.
„Belfegor, novella di" 670.
Belgien 566.
Bellarmin 550, 660.
Bellini, Giovanni 718, 748 f.
Belmonte, Luis de 608.
Beltram von Loyola 303.
— Ludwig, heil. 323.
Beltramo 655.
Bembo, Marco 197.
— Pietro 198, 645, 662 f., 694, 738, 744, 751.
Benedict XIII. und Schottland 30.
Benedictiner 349, 493.
Benefert 176.
Ben Jonſon 555.
Bentivoglio, Cardinal 257.
— Ercole 665, 692.
Benvenuto Cellini 754.
Berberei 206.
Bergamo 652.
Bergen 208, 393, 411.
Bergerac, Friede zu 435, 467.
Berlaymont 380, 392, 399
Bern 33 f., 40 f., 56.
Bernal Diaz del Caſtillo 620.
Bernaldez, Andres 618.
Bernardo del Carpio, Don 616.
Berni 645, 665.
Berquin 51.
Berry 432.
Bertius 537.
„Berühmten Männer Caſtiliens, Die" 618.
Berulle, Pierre 345, 355.
Beſançon 155.
Bethlen, Gabriel (Gabor) 221.
Bethune, Cardinal 262.
— Maximilian de (Sully) 561.
Beyruth 187.
Beza und die Hugenottenkriege 226, 232, 235, 237, 388, 471, 505.
Bezas, Prädeſtinations-Lehre 38.
— Toleranz 46, 506, 694.
Bibars, Sultan 188.
Bibbiena, Cardinal 656, 665, 741.
Bibel, katholiſche 702.
„— Raphaels" 742.
— nach Sozzini 696.
— der Waldenſer 117.
Bibelleſen unter Eduard VI. 21.
— unter Heinrich VIII. 15, 18.
Bibel-Überſetzung, Cranmers 15.
— — Farels 40.
— — Tindals 16.
Biberach 122.
Bibliothek, ambroſianiſche 701.
— vaticaniſche 709.

Bigamie, ſ. Doppelheirat.
Bihacz 219.
Bilderſturm, niederländiſcher 396.
Biron 243, 492, 564 f.
Biſchöfe, engliſche 21, 257 f. — in Schottland 30.
Biſthumsfrage, niederländiſche 382.
Blackwater, Schlacht bei 540.
Blancard 59.
Blarer 54.
Blavet 498, 520.
Blois, Bund zu 291. — „Ordonnance“ von, 467. — Stände von, 433, 483, 487.
Blomberg, Barbara 145.
Blut-Circulation 687.
„Blutrath“ 408, 421.
Bobadilla, Genoſſe des heil. Ignatius 305, 331.
Boccaccio 575, 642, 662.
Bocskay, Georg 183. — Stephan 221 f.
Böhmen 99 f., 105, 156, 159, 527, 566.
Boëmund von Antiochien 187.
Boëthius 143.
Bogota 361.
Bojardo, Matteo Maria 648.
Boleyn Anna 4—13, 15, 51. — Maria 4.
Bolingbroke, Heinrich 575.
Bologna 106 f., 331, 671, 661, 709, 716, 726.
Bolſec 44.
Bombaſtus, Philippus Aureolus; vgl. Paracelſus Theophraſtus.
Bondone 712.
Bonfadio 691.
Bonifaz VIII. 674, 705.
Bonifazio Veneziano 751.
Bonner, Biſchof von London 22.
Bonnet 506.
Bonvicino, Meſſandro 751.
Book of discipline 263.
Bordeaux 120, 433, 471, 516.
Bordone, Paris 751.
Borgia, Ceſare 668. — Franz, heil. 143 f., 331. — Lucretia 644, 663, 693.
Borgo felice 709.
Borgo, Il 180 f.
Borromeo, Carlo, heil.; ſieh Carlo Borromeo. — Friedrich 701.
Borſo 644 f.
Boscan, Juan 592, 628.
Boſio 344.
Boſnien 566.
Boſſu, Graf 412.
Boſſuet 359.
Botanik 49.
Botelli, Leonard 459.
Bothwell 268—271, 274, 276, 278, 287.
Boticelli, Sandro 717.
Boucher 490.
Bouchet 312.
Boucicault 191.
Bouge 451.
Bouillon, Herzog v. 564, 566.
Boulogne 75 f., 118, 432, 473, 491.
Bourbon, Anton 74. — Johann von 151. — Karl, Cardinal 249, 469 f., 474, 480, 485, 488. — — Connetable 688.
Bourbonen 225 f., 228 f.
Bourbonnais 76.
Bourges 36, 48.
Boyd 284.
Brabant 62, 375 f., 438.
Bragadino, Marc Antonio 199, 201 f.
Braganza, Herzog von 532. — Katharina von 462.
Bramante 733, 739.
Brandenburg, Joachim I., Kurfürſt 76, 83. — Joachim II. 83, 96, 111, 115, 122. — ſ. Albrecht Alcibiades.
Braſilien 321.
Braunsberg 707.
Braunſchweig 82, 88, 91; ſieh Erich, Heinrich d. j.
Brechin 30.
Breda 391, 535. — Verhandlungen zu 421.
Brederode 390 f., 394, 396.
Bredzewsky, Albert 166.
Breevort 533.
Bremen 103, 162.
Bremgarten 35.
Brenner, Martin 340.
Breſcia 661.
Bretagne 494, 519.
Briare, Canal 562.
Briçonnet, Biſchof von Meaux 50 f.
Briel 412.
Briſchar 689.
Briſſac 477 f., 513.
Briſſot 48.
Briſſon 497.
Broglie, de 180.
Brouage 483.
Bruck a. d. Mur 215, 336, 338.
Brucker Vertrag 215 f.
Brudermord d. Osmanen 212, 219.
Brügge 62 f.
Brüſſel 114, 139, 375, 402, 414, 424, 436, 447, 533.
Brüſſeler Union 441 f., 448.
Brüx 100.
Bruno, Giordano 695 f.
Brusquet 65.
Bruto, Giammichele 685.
Brzesc, Synode zu 696.
Bucer 34, 82 f., 87, 110.
Buccleugh, Lady 278, 284.
Buchanan 281, 294.
Bucholtz 154.
Buckingham, Lord 553.
Budé 49.
Budſchia 176.
Buenos Ayres 361.
Büren, Graf 59, 97.
Bugenhagen 54, 80.
Bugia 72.
Bund, ſchwäbiſcher 52 f., 106.
Buonaccorſi, Pierino 746.
Buonarotti, ſ. Michelangelo.
Buoncompagni 705.
Buoninſegni 674.
Burckhardt 643, 714, 733, 736.
Burgfriede von Tordeſillas 618.
Burgos 141.
Burgund 67, 402, 507 f., 516, 533, 564, 566.
Burgundiſcher Kreis 106, 376.
Burleigh, Lady 255. — Lord, ſ. Cecil.
Burlesca, poesia 665.
Burnet 689
Burtenbach 94, 96.
Butler 511.
Bus, Cäſar de 350, 360.
Busbek, Auger 175 f.
Buſchgeuſen 404.
Byzantiniſche Kunſt 711.

C.

Cabrieres 117.
Caccini 660.
Cadan, Friede zu 54.
Caen 236.
Cäſar, Julius 143. — de Bus 350, 360.
Cäſaropapismus, engliſcher 547. — lutheriſcher 37.
Cahier du tiers état 230.
Cahors 467.
Calabrien 74.

Calais 152, 289, 518, 520, 533.
„Calandra“ 656.
Calderon, Dichter 608—613
— und Shakespeare 582.
— und die heil. Thereſia von Jeſu 349.
— Page 524.
Caliari, Paolo (Paolo Veroneſe) 753.
Californien 330.
Calvart 756 f.
Calvin 36—46.
— in Ferrara 693.
— und die Hugenottenkriege 226, 238.
— und der heil. Ignatius v. Loyola 305.
— und Knox 262.
— und Melanchthon 91.
Calviner in Ungarn 158.
Calvinismus in den Niederlanden 384, 387, 394, 422.
— und Waldenſer 117.
Cambray 74, 88, 459, 470, 533.
— Friede von 47.
Cambridge 554.
Camerino 349.
Campanella, Thomas 364, 528.
Campeggio, Cardinal 6 f.
Campi von Cremona 760.
Campofregoſo, Pietro 190.
Campli 149.
Camus, Melchior 331.
Canada 47.
Cancioneros generales 616.
Candia 144.
Candida Caſa 30.
Cangorima 311.
Caniziani 662.
Caniſius, Peter 155, 308 f., 333 f.
Cannſtatt 53.
Canterbury 1.
„Canterbury Tales“ 575.
Cap Breton 47.
Capello 60.
Capitol 734.
Caporali, Ceſare 665.
Capponi, Gino 675.
— Neri 675, 684.
Caraccas 361.
Caracci, Lodovico, Agoſtino und Annibale 752, 755 f., 757 f.
Caraccioli 47.
Caraffa 148, 306, 350, 699.
Caravaggio (Michelangelo Amerighi) 757.
Carberry Hill 280.
Cardano, Girolamo 21.
Cardi da Cigoli, Lud. 760.
Carducci 636.
Cariani, Giovanni 751.
Carignan 75.
Caripunas, die 321.
Carliſle 14, 285.
Carlo Borromeo, heil. 661, 700, 704.
Carlos, Don 114, 141, 157, 200, 207 f., 240, 365, 607.
— Don, und Maria Stuart 265.
— Sohn des Lope de Vega 601 f.
Carlowitz, Kanzler 110.
Carlyle 589.
Caro aus Iſtrien, Annibale 664.
Carotto, Gianfrancesco 746.
Carpaccio, Vittore 719.
Carranza, Bartolomeo, Erzbiſchof von Toledo 369, 705.
Carenno 636.
Carron, Fluſs, Schlacht am 29.
Carthagena 361.
Carthneß 30.
Cartier, Jaques 47.
Caſa, Giovanni della 664.
Caſimir, Pfalzgraf 430, 432, 471.
Caſſetten-Briefe der Maria Stuart 269, 271, 281.
Caſtagno, Andrea del 717.
Caſtaldo 116.
Caſtellio, Rector 44.
Caſtello, Maler 636.
Caſtelnau 227, 237.
Caſtilien 374, 498.
Caſtiglione, Baldaſſare 664, 738, 741.
Caſtillejo, Chriſtoval de 630.
Caſtillo, Bernal Diaz del 620.
— Diego Enriquez de 618.
Caſtro 59.
— Don Guillen de 606 f.
„Caſtruccio Caſtracani“ 671.
Catalina de Palazios Salazar, Gem. Cervantes 595, 600.
Catalonien 502.
Cateau-Cambreſis 153, 378.
— — Vertrag von 469, 520.
„Catéchisme des Jésuites“ 516.
Catelet 152.
Caterina Cornaro 196—198.
Catesby, William 548—550.
Catull 666.
Caudebec 505.
Caudenberg, Schloſs 139.
Caupolikan 633.
„Cautio criminalis contra sagas“ 172.
Cauvin, ſ. Calvin.
Cavaliere, Emilio del 660.
Cavedone 760.
Caxes 636.
Cecil (Lord Burleigh) 256, 262, 272 f., 276, 282 f., 291, 539.
„Celestia, la“ 591.
Cellini, Benvenuto 47.
„Cenacolo“, von Leonardo da Vinci 723.
Cenis, Mont- 402.
Cerano, il 760.
Cercamps, Friede zu 152, 378.
Cerezo 636.
Cerines 191, 194 ff.
Cerisola, Schlacht bei 75.
Cervantes 204, 592, 594 bis 600.
Ceſari, Giuſeppe 757.
Ceylon 531.
Chaireddin Barbaroſſa, ſ. Barbaroſſa, Seeräuber.
Chaldäer 186.
Chaldäiſche Sprache 49.
Chalmers 278.
Chambord 47, 123.
„Chambre ardente“ 226.
Champagne 58, 75, 494.
Champlain 562.
Chantal, Johanna Franciſca Freiin von 352.
Chaos del Triperuno 666.
Charlemont 446.
Charles, der Henker v. Troyes 253.
Charlotte v. Bourbon, Mutter Johanns II. von Cypern 193.
— v. Cypern, T. Johanns II. 193.
— de Bourbon, Gemahlin Wilhelms v. Oranien 422.
— Montmorency 568.
Charolais 67, 520.
Charpentier 252.
Chartres 242, 479 f., 495, 512.
Chateaubriand 648.
Chaſſek Chirrem 177.
Chaſſeneux 48, 117.
Chaſtel, Jean 515.
Château Thierry 75.
Chatellerault, Herzogthum 32, 76.
Chatillon 356 f.
Chaucer 29, 575 f., 614.
Chauvin, ſ. Calvin.

Chichimeken 323.
Chierchi, Schlacht bei 192.
Childerich 434.
Chili 323. 361.
Chirurgie 49.
Chios 182.
Christina von Schweden 759.
— von Sachsen, Gemahlin Philipps von Hessen 88.
Christine von Lothringen 124, 139, 378, 484.
— von Steiermark, Gemahlin Sigismund Bathorys 221.
Christliche Einigung 82.
Christologie 695.
Christoph von der Pfalz 419.
— von Wirtemberg 52.
Chronik, spanische 615 ff.
Chyträus v. Rostock 158, 164.
Cicala Pascha 220.
Cid 613
„Cid, Mocedades del" 607.
Cigoli 760.
Cimabue 711 f.
Cione, Andrea di 713.
Cisneros 208.
Civitella 149.
Clara Eugenia, T. Philipps II., Gem. Erzherzog Albrechts 365, 490 f., 494, 509, 521, 533.
Clanverfassung, irische 552.
— in Schottland 28.
Claudia von Chalons 377.
— von Lothringen, Tochter Heinrichs II. 224.
Claver, Petrus 326.
Clavijo Ruy Gonzalez de 619
Clemens V. 189.
— VI. 189.
— VII. und Benvenuto 754.
— und Castiglione 664.
— und das Concil 78 f.
— und Franz I. 52.
— und Giovio 691.
— und Guicciardini 683.
— und Heinrich VIII. 4 ff., 8 f.
— und die Kapuziner 349 f.
— und Karl V. 750.
— und Macchiavelli 676.
— und Michelangelo 730.
— und Rabelais 49.
— und Thomas von Aquin 761.
— und die Universität von Rom 709.
— VIII. und Caravaggio 758.
— und Heinrich IV. 507, 512, 516, 521.
— und Paruta 685.
„Clemens' VIII., Geschichte" 692.
— Grabmal 664.
Clemens IX. 358.
Clement, Jacques 488.
„Clementia, De" 36.
Clermont 331, 516.
Clerus, englischer 8.
Cleve 74, 88, 568.
— Anna von 17.
Clichy 355.
Coccaio, Merlino 666.
Cochläus 85.
Coconas 426.
Codicill vom Jahre 1554, 156.
Cölibat nach Heinrich VIII. 17.
— katholischer 154.
Cölestin III., Papst 186.
Coello, Alfonso Sanchez 636, 641.
Cognac 246.
Coimbra 462, 464.
Collège royal 49.
Collegien, katholische 706, 709.
Colloque de Poissi 232.
Coligny, Hugenottenführer 151, 229, 235—252, 429.
— und Calvin 44.
— und die Niederlande 388.
— und die Pforte 214.
Coloma 625.
Colonna, Familie 709.
— Marco Antonio 150.
— Odo 200, 205.
— Vittoria 665, 753.
Colosvar 707.
„Comedias a noticia" und „Comedias a fantasia" 592.
Comin 396.
Comines 143. 674.
„Commedia erudita" 655.
„Commedia dell' Arte" 654 f.
Commendone, Legat 158.
Commeniza 201.
„Commentaire de la langue grecque" 49.
Commercy 75.
Como 661.
Comorin, Cap 311.
Compactaten, Baseler 157.
Compagni, Dino 673.
„Compromiss" von Breda 391, 411.
Conception, Immaculata 325.
Concessio Carolina 66.
Concil, allgemeines 472.
— in Th. Angrogna 47.
— von Basel 40.
— zu Brzesc 696.
Concil, protestant., in Dortrecht 537.
— zu Trient-Bologna 90, 92, 94, 106—109, 112 f., 154, 233, 333, 336, 388, 476, 479, 514, 622, 678, 688 f., 699 f.
„Concils von Trient, Geschichte des", von Sarpi 688.
Concilien, in Mexiko 361.
Concilsfrage 56 f., 62, 78, 88 f., 92.
Concordie, wittenbergische 82.
Concordienformel 164.
Condé, Ludwig von, 225 bis 227, 229, 231, 235—237, 239—243.
— Heinrich von 244, 251, 253, 409, 423 f., 426 f., 472, 474, 495.
Condivi 726.
Conegliano, Cima da 719.
Conestaggio 463, 692.
Confraternità della Trinità 343.
Congo 330.
Conjuration d'Amboise 227.
Connaught 540.
Consalvo da Cordova 363, 619.
„Consecraverunt", Bulle 699.
Consensus Tigurinus 44.
Consistorium Calvins 39, 43.
Constantinopel 205, 330.
— Vertrag von 74.
„Constantinssaal" 742.
Constanz 33, 111.
Contarini, päpstlicher Legat 86.
Contra-Remonstranten 537.
„Convocation", englische, unter Jakob I. (V.) 548.
„Convocation" unter Heinrich VIII. 18.
Copernicus, Nikolaus 165.
Copus, Nikolaus 36.
Cordova 361.
„Coriolan" 585.
Cornaro, Andrea 196 f.
— Caterina 196 f.
Corneille 582, 589, 607 f.
Coro 361.
Correa, Peter 321.
Correggio 638, 746 f., 755, 761.
Corsica 117.
Cortes von Aragon 500—503.
— in Spanien 368
Cortez, Ferdinand 72, 620.
Corvinus, Johann 68.
Cosmus I., Großherzog von Hetrurien 158; s. Medici.

Coſſé 426.
Coſtanzo 691.
Cotton, P., S. J. 563, 571.
Court of delegates 9.
Courtenay 132.
Courtrai 66.
Coutras, Schlacht bei 474.
Covenant 262.
Coventry 289.
Cranmer 9, 12 f., 14 f., 17, 20 f., 25 f.
— und Calvin 44.
Cranmers Charakter 135.
Cranmer und Ochino 694.
Craſtowitz 219.
Crawford 284.
Creeſers 63.
Cremona 661, 760.
Creſpi, Maler 760.
Creſpy, Friede zu 76, 90.
Crön, Thomas 340.
Cromwell, Oliver 363, 575, 743
— Thomas 8, 12, 17 f.
„Cruſca" 662.
Cubillo de Aragon, Alvaro 612.
Cujas 48.
Cujus regio, ejus religio 137, 336, 339.
Curle 296.
Cuzco 361.
Cypern 184 f., 206.

D.

Dabo 116.
Dänen als Söldner 72.
„Daſne" 660.
Daghiſtan 218.
Dalmaſio, Lippo di 716.
Dalmatien 60.
Damiano, Fra 762.
Damiette 187.
Damville 425, 427 f., 434.
Dante 662 f., 712 f., 726, 731.
Dargaut 300.
Darnley, Heinrich 265—270, 278.
Dati, Goro 674.
Dauphiné 427, 494, 498.
David, Advocat 434.
„David mit der Schleuder" 727.
Davila 691.
Davis(ſtraße) 539.
Dawiſon 298.
„Decamerone" 575, 595.
„Decennali" 670.
Defensor fidei 3.
Dek, Jakob von 535.
Delfini 701.
Delft 419.
— Union zu 436.
Delfzyl 532.
Delvin 552.
„Démonologie de la Sorbonne" 511.
Dendermonde 399, 460, 469.
Denia, Marquez de 523.
Denis de Sainte-Marthe d'Achery 350.
Derry 552.
Derwiſche 222.
De Thou 141; ſ. Thou, de.
Deti 662.
Deutſchland 33 f., 52 f., 77 bis 116, 121—132, 136 bis 139, 154 f., 668; vgl. Karl V., Ferdinand I., Maximilian II. u. Rudolf II.
— Culturzuſtände 161—175, 332—341.
Dewenter 532.
Devereux, Robert, Graf von Cecil 539.
Devonſhire 23.
Deza, Erzbiſchof von Sevilla 618.
Diamante, Juan Baptiſta 612.
Diana von Poitiers 65, 119, 124.
Dianowitz 252.
Dictionnaire de l'Académie 662.
Didier de la Cour 349.
Dieppe 491.
Dieſt 460.
Dietrichſtein 209.
— Cardinal 360.
Dillenburg 400, 404.
Diocletian und Karl V. 142.
Diodati 689.
Diöceſan-Synoden 708.
Dionyſosfeſte 572.
„Discorsi sulla prima Deca di Tito Livio" 670.
Disputa 740.
„Divine Viceregency" 547.
Doctor ecstaticus 349.
Doctrinarier 350.
Dohna 475.
Dolci, Carlo 760.
Dole 169.
Dollé, Louis 515.
Dombovar 76.
Domenichino 749, 756.
Domenico, Sohn Tintorettos 752.
Domingo 361.
Dominicus, heil. 308.
— Maria 166.
Dominicaner 313, 318, 323, 325, 334.
Dominis, de 688.
Don Carlos, ſ. Carlos.
— Juan d'Auſtria, ſ. Juan d'Auſtria, Don.
„— Juan" 608.
— Luis 143.
„— Quixote" 597.
Donauwörth 94.
Doppelehe Philipps v. Heſſen 83.
— von Heinrich VIII. gewünſcht 4, 6.
Doppelheirat Wilhelms von Oranien 422.
Doria, Andrea 60, 71, 119, 131, 141, 176, 199, 208.
— Gianettino 119 f.
Dortrecht 413.
— Synode 537.
Doſſi, Doſſo 746.
Douay 388, 438, 707.
Douglas, Georg 285.
— William 271, 274.
Douglas, Familie 28 f.
Doullens 520.
Dovizi, Bernardo 656.
Dragut 117, 119, 131, 180 f.
Drake, Franz 465, 482, 589.
Drama und Chriſtenthum 572 bis 574.
— in England 578—589.
— italieniſches 654 f.
— in Spanien 589 f.
Dresden 99.
Dresdener Gallerie 747.
Dreux 510.
— Schlacht bei 236.
Drontheim 30.
Dſcherbe 176.
Dſchihangir, S. Suleimans II. 178.
Duaren 48.
Dubois 48.
Dubourg, Annas 226.
Duccio di Buoninſegna 702.
Dudley, Guilford, Sohn des Warwik-Northumberland 26, 134.
— ſ. Leiceſter.
— „Stoßvogel" des Heinrich VII. 2.
Duelle in Frankreich 563.
Dünkirchen 152, 460.
Düren 74.
Dürer, Albrecht 743.
Duhamel 49.
Duisburg 414.
Dunbar 276, 279.
Dunbarton 288.

Dunblane 30 f.
Dunkeld 30 f.
Duplessis-Mornay 487, 689.
Duret 515.
Durham 289.
Duprat 51.
Duffingdale 23.
van Dyk 636.

E.

Eboli, Fürſt 365.
— Fürſtin 443, 498.
Echter v. Meſpelbrunn, Julius 335.
Eck und Melanchthon 85 f.
Ecuador 323.
Edict, ewiges 441.
— von Nantes 561.
— von Rouen 563.
Edinburg 276, 292.
— Friede zu 262 f., 282 f.
Edit de Juillet 1561, 282.
— d'Orléans 231.
— de Romorantin 228.
— de tolérance 233 f.
Eduard VI. von England 17, 20—26, 120, 132.
— und Calvin 44.
— und Maria Stuart 31.
Effiat 560.
Egmond, Anna von 378.
— Lamoral, Graf von 133, 151 f., 380—406, 408.
— Philipp 407, 492.
Ehrenberger Clauſe 94, 125.
Eindhoven 460.
Eiſenach 102.
Eiſenberg 132.
Eiſenerz 339, 341.
Eklekticismus in der italieniſchen Kunſt 755.
„Eklogen", italieniſche 659.
Elbertus, Dr. 415.
Eleonore von Cypern 190.
— Schweſter Karls V., Gem. Franz I. 4, 62, 139, 144 f., 753.
Eliſabeth von England 9, 13, 24 f., 27, 254—267, 271 f. 281—300.
— und Frankreich 518 f.
— und Franz von Alençon 457, 459.
— und ihre Freier 133, 151, 153, 160, 260 f., 265 f., 290, 293, 457.
— und die Hugenotten 226, 236, 239, 243, 246, 254, 291, 503.
— und Don Juan 440, 444.
Eliſabeth und Maria Stuart; ſ. Maria Stuart.
— und die Niederlande 423, 449 f., 470.
— und Pius V. 705.
— und Shakeſpeare 591.
— und Sully 567.
— und die Türkei 213.
— letzte Zeit 539—542.
Eliſabeth von Öſterreich, Gem. Karls IX. 423, 426.
— von Frankreich, ſ. Iſabella, Gemahlin Philipps II.
— Tochter Franz I. v. Frankreich 120.
— Tochter Max II., Gem. Heinrich von Guiſe 246.
— Tochter Jakobs I., Gem. Friedrichs V. von der Pfalz 549, 553.
— Barton 10.
— Tailbois 4.
Elmo, St. 180 f.
Emanuel d. Große, von Portugal 113.
Emilio, Paolo 691.
Empſon 2.
Encamisada 415, 419.
Encheiridion catholicum 335.
Encina, Juan del 591, 659.
Enciſo, Diego Ximenes de 607.
Enghien 75.
Engelram VII. von Coucy 566.
England 1—32. 120, 132 bis 135, 151, 213, 236, 239, 409, 423, 524, 431 f., 539, 545; ſ. Heinrich VII., Heinrich VIII., Eduard VI., Maria, Eliſabeth, Jakob I. von England.
Engliſches Collegium 706.
Enkhuizen 413.
„Entdeckungsreiſen" von Grynäus 49.
Entes, Berthold 457.
Entrevue de Bayonne 240.
Epernais 75.
Epernon, Herzog von 354, 476.
Epilepſie 168.
Epos, italieniſches 643—654.
— ſpaniſches 632.
Erasmus v. Rotterdam 51, 63.
Ercilla y Zunniga, Alonſo 205, 632.
Ercole von Ferrara 643 f.
Erdödy 219.
Ericeira, Graf 529.
Erich der Ältere, von Braunſchweig 82.
— von Schweden 260.
Eriwan 218.
Erlau 116, 182, 219.
Ernſt von Öſterreich, Sohn Max' II. 159, 209, 495, 509, 514, 516, 533.
— von Bayern, Biſchof von Freiſing (Erzbiſchof von Köln) 336.
Erskine, Maria 271.
Escalante 636.
Eſchiva, Tochter Balduins v. Ibelin, Gem. Amalrichs von Cypern 185.
Escorial 146, 152, 369, 520 f., 640.
Escovedo 206, 443—445, 451, 498.
Esme Stewart 293.
Eſpinal, Erzbiſchof 511.
Eſpinoſa 208, 365, 636.
Eſſek 60.
Eſſex 503 f., 539—544, 555.
Eßlingen 122.
Eſte, Familie 642, 644.
Eſte, Alfonſo I. 693, 749, 761.
— Azzo V. von 644.
— — — VI. 644.
— Ercole de 693.
— Ippolito v., Cardinal 645.
— Leonora 648.
— Luigi, Cardinal 648.
d'Eſtrées, Gabriele 515, 519, 565.
Eſtremadura 374.
Etampes, Herzogin 65, 75.
Etienne de la Boetie 120.
— Robert 49.
Euklid 49.
„Euphues" 576.
Exercitia spiritualia 305 f.
Exeter 28.
Ezzelin 644.

F.

Fabriano, Gentile da 716.
Fackelſchlacht 218.
Fabrique, Don, Sohn Albas 413, 415.
Falcone, Aniello 763.
Falſtaff 586.
Famagoſta 186, 190, 194, 196 ff., 201.
„Familie, heil." von Raphael 743.
Farel 40 f., 45, 117.
Farneſe, Alexander 204, 208, 294, 364, 449, 452—461, 469 f., 480—482, 492 bis 494, 498, 504 f., 507, 533.

Farneſe, Ottavio 96, 109, 120, 378, 458.
— Peter Alois 89, 108.
— Ramuccio 462.
Farneſe, Palaſt 734, 756.
Faſtengebot in England 22.
Fatime, Tochter Ali Paſchas 204.
Fawkes, Guy 549.
„Feenkönigin“ 576.
Felix V., Gegenpapſt 40.
Fels, Leonhard 69.
Fenelon 359.
Ferdinand I., Kaiſer, u. Caſtilejo 630.
— und Tizian 750.
— und die Jeſuiten 334 f.
— und Karl V. 65, 115 f., 141.
— und die Reformation 87 f., 97, 125 f., 154 f., 174.
— und die Schweiz 33.
— und die Türkei 76 f., 87, 116, 175, 215.
— und Wirtemberg 53.
— II. von Öſterreich-Deutſchland und die Reformation 216, 338—341, 350, 521, 527.
— der Katholiſche 2, 303, 596, 683.
— von Neapel 197.
— v. Tirol, S. Ferdinands I 155.
— I., Großherzog v. Toscana 488.
— II., Großherzog von Toscana 764.
— III., Großherzog v. Toscana 737.
— Sohn Albas 408.
Ferdinandeum in Prag 155.
Ferhad Paſcha 218.
Feria, Herzog von 366, 508 f., 513 f.
Fermo 709.
Fernando de Herrera 205, 630.
Ferrara 37, 96, 339, 428, 642, 644 f., 648, 661, 693, 749; vgl. Eſte.
Ferrari, Bartholomäus 350.
Ferreras, Juan de 625.
Ferrier 48.
Feruel 49.
Fiammingo 750.
Fidenzio Glottocriſio Ludimagiſtro 666.
Fieschi, Gian Luigi de 119.
Fieſole, Fra Giovanni Angelico da 713.
Figueira, Ludwig 322.
Figueroa, Chriſtoval Suarez de 607.
Fine 49.
Firduſi und Lope 602.
Fiſher von Rocheſter 10, 12.
Fitzroy, Heinrich 4.
Fiume 215.
Flacius Illyricus 112, 161.
Fladenkrieg 88.
Flagellanten 429, 467.
Flandern 62, 67, 76, 119, 123, 152, 246, 380, 396, 437 f.
Flavius Joſephus 622.
Fleix, Friede zu 467.
Fletcher 588.
Flodden, Schlacht bei 20.
Flöte 223.
Florenz 47, 96, 158, 331, 642, 660, 662, 667, 711, 716, 731, 735, 764; ſieh Medici.
„Florenz, Geſchichte von“, von Macchiavelli 672, 675.
Florida 47, 330.
Floris, Nikolaus 268.
Foglietta, Alberto 690.
Folembrai, Schloſs 517.
Folengo, Teofilo 666.
Folleville 356.
Folter 171.
Fonſeca. Juan 361, 636.
Fontaine, S. J. 312.
Fontaine-Françaiſe 516.
Fontainebleau 47, 64, 75, 228, 235.
Fontana 351.
Foſcarini, Antonio 690.
Foſſana 57.
Fotheringay 296.
Fragoſo, Matos 612.
Franche-Comté 67, 76, 123, 516, 566.
Francia 720 f.
Francisca Gray 26.
Franciscaner 313, 318, 323, 349.
Franciscus, heil. 308.
Franco, Nicola 657.
François de la Noue 450.
Franck Sebaſtian 170.
Franken, Volksſtamm der 375.
Frankfurt a. M. 54, 81, 83, 92, 98, 177.
Frankreich 30 f., 47 f., 117, 175, 198, 214, 262, 331, 428 f., 704; ſ. Franz I., Franz II., Heinrich II., Heinrich III., Heinrich IV., Karl IX., Katharina von Medici und Ludwig XIII. von Frankreich.
„Frankreichs Geſchichte“, und Emilio 691.
Franz I. von Frankreich und Aretino, Pietro 657.
— und Heinrich VIII. 3 f., 16.
— und Karl V. 35, 55—65, 72—77, 89, 104, 106 f., 139.
— und Paolo Veroneſe 753 f.
— und Raphael 743.
— und die Reformation 37, 47, 51.
— und die Renaiſſance 47 bis 50.
— und die Schmalkaldener 55, 98.
— und Tizian 723 f.
— und die Türken 55—62, 74, 76 f.
— und die Waldenſer 117 f.
— und die Zigeuner 596.
Franz II. von Frankreich 32, 224.
— III. von Modena 747.
Franz Joſeph I., Kaiſer, und Tizian 751.
Franz, Großherzog v. Hetrurien 158.
— von Alençon (Anjou); ſ. Alençon.
— Borgia 331, 348.
— vom Kreuze 326.
— von Paula, heil. 349.
— von Sales, heil. 351.
— Solano, heil. 323.
— (Vecellio), Bruder Tizians 751.
— Xaver, heil. 305, 310 f.
— — und die Reductionen 325.
Franzoſen 668.
Franzöſiſche Furie 460.
Frauenverein 357.
Fregoſi 67.
Freiburg in der Schweiz 40 f., 335.
Freiſing 396.
Friedrich II., Kaiſer 187, 711.
— III., Kaiſer 644.
— II. von Preußen 678
— Wilhelm I. von Preußen 596.
— II., der Weiſe, von der Pfalz 53, 98, 163.
— III. von der Pfalz 163.
— V. von der Pfalz („Winterkönig“) 553.
— der Weiſe von Sachſen 17.
— von Mantua 741.
— Borromeo 701.

Frieſen 374 f.
Friesland 248, 376, 397, 413, 415, 455, 480.
Fritz, Samuel 328.
Frohnleichnamsſpiele 590, 606, 610.
Froiſſart 674.
Fünfkirchen 76.
Fuentes 533.
Fueros von Aragon 499 f.
Fürſtenthum, deutſches 123 f., 159.
Füſſen 94.
Füßli 730.
Fulda, Abtei 98, 335.
Fulgentio 689
Furie, franzöſiſche 460.
— ſpaniſche 436.

G.

„Gabelle“ 120.
Gachard 366, 381.
Gaddi, Taddeo 713.
„Gärtnerin, die ſchöne“ 738.
Gaetano von Thiene 350.
— Legat 491.
Galarza, Antonio de 606.
„Galathea“ 595, 597.
Galenus 48 f., 168.
Galera 373.
Galicia 374.
Galilei 660, 687.
Gallandi 344.
Gallo, Baumeiſter 733.
Galloway 30 f.
Gandia, Herzog von 525.
Garcilaſſo de la Vega 58, 629.
Gardiner 14, 21, 27, 134.
„Gargantua und Pantagruel“ 48 f.
Garnet, S. J. 549 f.
Garofalo 746.
Garrick 588.
Garrotta 411.
Gascogne 473.
Gaspard de Tavannes 240.
Gaſter 35.
Gauer, Fürſt von 380.
Gavelkind 552.
Gebetläuten 219.
Gebhard, Truchſeſs von Waldburg, Erzbiſchof von Köln 335 f.
Geete, Scharmützel an der 408.
Gegenreformation i. d. Schweiz 35.
— in der Steiermark 335 ff.
Geldern 413.
Gelnhauſen 186.
Gelſomino 655.
Gemblours, Schlacht bei 449, 452.
„Generalſtaaten“, niederländ. 376, 388, 404, 535.
Generalſtände in Frankreich 229 f.; vergl. Stände in Frankreich.
Generalverſammlung, ſchott. 551.
Genf 36, 39 f., 56, 193, 402.
Gent 62 - 66, 375, 377, 388, 448, 454, 469.
— Congreſs in 437 f., 440 f.
Gentillet 678.
Genua 52, 55, 58, 119, 153, 189 194 f., 206, 566, 661.
„— Geſchichte von“ 690.
Georg von Pommern 54.
— von Sachſen 82 f.
— Friedrich, Markgraf von Brandenburg und Ansbach 123.
Georgien 218.
Georgsbank 192.
Gerard, Balthaſar 461.
Gerbil 351.
Germanicum, Collegium 331, 706.
Gertruydenburg 533.
„Gerusalemme liberata“ 648.
Gervinus 584, 673.
Geſchichtſchreibung, italieniſche 667.
— in Spanien 613.
„Geuſen“ 393.
Ghirlandajo, Domenico di Tomaſo del 717, 725.
— Ridolfo 788.
Ghislieri, Michele (P. Pius V.) 704.
Gianettino, Neffe des Andrea Doria 119.
Giangurgulo 655.
Gibbon 676, 729.
Gibraltar 534.
Giengen 97.
Gil Vicente 591.
Giordani 762.
Giordano Bruno 696 f.
Giorgino 748.
Giottino, Tommaſo 713.
Giotto 712.
Giovanni, San, Kuppel von 747.
Giovanni da Milano 713.
Giovio, Paolo 691.
Gipsabgüſſe 717.
„Gitanella, La“ 596.
„Giulia“, Kanone 728.
Giulio Romano 742, 745.
Giuſtiniano, Agoſtino 690.
— Tragödie 655.
Glarus 35, 175.
Glasgow 30 f., 277.
Glencairn 284.
Glykon, Herkules von 734.
Glimes 437.
Gnadenact v. Jahre 1609, 525.
Goa 310 f.
Godinez, Felipe 608.
Godinho, Manuel 331.
Göldlin 34.
Göthe 582, 608, 719.
Goletta 206, 214.
Gomar 536.
Gomez 401, 619.
Gondi, Graf 355.
Gongora y Argote, Luis de 630.
Gonſalez, P. 325.
Gonſalvo de Tapia 323.
Gonzaga, Ottavio 439.
— Scipione 648
— kaiſerlicher Statthalter in Mailand 109.
Gonzalez, Fernan 616.
Gonzalo von Berceo 613.
Gora 219.
Goreſan 762.
Gorigos 193.
Goslar 85, 87.
Gotha 102, 160.
Gothik in Frankreich 48.
Gottfried von Bouillon 118.
— von Luſignan 184 f.
Goujon, Jean 48.
Gozzoli Benozzo 717.
„Grablegung“ 738 f.
Graham, Robert 29.
Gramond 698.
Gran 76, 116, 219, 222.
Granada 371.
Grange 284, 292.
Granvella 75, 83, 85 f., 141, 152, 364, 378—387, 403, 405, 410, 415, 498, 521.
Graue Schweſtern 358.
Graus, Profeſſor 639.
Grave 481.
Gravelingen 152, 380.
Gray, Francisca 26.
— Johanna 26, 134.
Graz 215 f., 336, 339, 707.
Grazzini, Antonio Francesco 662, 666.
Green, Robert 580.
Gregor VII. 162.
— XI. 142.
— XIII. 155, 292 f., 345, 370, 470, 705, 758.
„Gregor XIII., Geſchichte“ 692.

Gregor XIV. und Heinrich IV. 495 f., 507.
— XV. 689, 756, 759.
Gresham 539.
Grenoble 169, 516.
Griechenland 59.
Griechisches Collegium 706.
Grillenzoni 661.
Grimmenstein 160, 162.
Gritti 60, 304.
Gröningen 376, 407, 455, 457, 532 f.
Grönland 539.
Grool 533.
Grosso, Nanni 718.
Großbritannien 544.
Große Plan, der 566.
„Großmögende" 535.
Großwardein 68.
Grotius, Hugo 587 f.
Gruetius 44.
Grumbach, Wilhelm von 160.
Gruter, Bischof 157.
Grynäus, Simon 49.
Gubel, Kampf am 35.
Guacurus, die 324.
Guaitazen 322.
Guarani 324, 650, 659.
Guasto, del 59, 67, 74 f.
Guatemala 328, 361.
Günderode, Kanzler 103.
Günther 48.
Guercino da Cento 759.
Guerini, Marc Antonio 199.
Guerre des amoureux, la 467.
Guevra, Antonio de 628.
Guicciardini 667, 677, 688.
Guido von Lusignan 184.
Guido Reni 636.
Guidobaldo 738.
Guignard 515.
Guildford Dudley 134.
Guinea 531 f.
Guise, Familie 31 f., 118, 148, 224 f., 430, 466, 468, 471 f., 517—519.
Guise, Franz von 130, 148 150, 152, 225, 227 f.
— Heinrich von 241, 244, 293 f., 297, 433, 472 bis 480, 482, 484.
— Karl, Cardinal 148 f., 152, 225, 229 f., 232 f., 240 f., 292, 429.
— — Herzog von Mayenne 433.
— — Sohn Heinrichs 496, 509, 514, 517.
— Ludwig, Cardinal 433, 485, 488.
Guizot 387.
Guyenne 432.
Guzman, Fernan, Perez de 618.
— de Silva 281.

H.

Haag 535.
Haarlem 413, 416, 450.
Habsburger und die Kunst 636, 761.
— im „großen Plane" 561 f., 566 f.
— und die Türken 205.
Hadrian, Kaiser 186.
— VI., Papst 691.
Häringskrieg 40.
Hagen, Stephan van der 531.
Hagenau 42, 85, 125.
Halberstadt 102.
Hall, Schwäbisch- 98, 568.
Halle 99, 102 f.
— Capitulation von 129.
Ham 514.
Hamburg 81.
Hamilton 282.
„Hamlet" 584 f.
Hammer 228.
Hammes, Nikolaus von 391.
Hamptoncourt 743.
— Conferenz zu 546.
Hamza Mirza 217.
Handelsgesellschaft „für die Ferne" 580.
— vereinigte oder ostindische, holländische 531, 535.
Hannover 81.
Hansa 158.
Hardegg 219.
Harlequinaden 654.
Haro, Graf 619.
Harvey 687.
Hasan, Statthalter v. Bosnien 219.
— Terjaky 220.
Hase 696.
Hassan Aga 71.
Hasselär, Kenau 416
Hathaway, Anna, Gemahlin Shakespeares 581.
Havre 236, 514.
Heath, Erzbischof 255.
Hebräische Sprache 49.
Hebriden 30.
Heideck 94.
Heidelberg 114.
Heilige Familie 738.
Heiligerlee 404.
Heiliggeist-Orden 466.
Heinrich VI, Kaiser 186.
Heinrich II. von Frankreich 31, 52, 117, 148—153, 155, 176, 224.
— und die Jesuiten 331.
— (von Anjou) III. v. Frankreich(-Polen) 214, 224, 240, 242 f., 254, 292, 417, 424 f., 426—435, 459, 465—489, 649, 751.
— in Polen 254, 417, 424 f., 427, 649, 651.
— und die Türkei 214.
— und Tizian 751.
— (v. Bourbon-Navarra) IV. von Frankreich 51, 244 f., 247, 251, 350, 355, 423 bis 431, 434, 467 f., 469 bis 475, 487—498, 503 bis 520, 561—571, 688 f., 758.
— und Jakob I. 550.
— und die Jesuiten 331, 515, 569—571.
— und die Türkei 214, 220.
— VII. von England 1 f., 30, 664.
— VIII. von England, „Reformator" 1—20, 132.
— und Franz I. 51, 62, 73 f.
— und Karl V. 5 f., 8, 12.
— und die deutsche Reformation 1—3.
— und die Schmalkaldener 98.
— und Schottland 31. 73.
— II. von Spanien 617.
— III. von Spanien 618.
IV. von Spanien 618.
— von Anjou, s. Heinrich III. von Frankreich.
— von Condé, s. Condé.
— I. von Cypern 187.
— II. von Cypern 188.
— II. und Lothringen 139.
— III. von Nassau-Dillenburg 377.
— von Navarra (Bourbon, Béarn, Vendôme), später Heinrich IV. von Frankreich.
— von Orleans, später König Heinrich II.
— von Portugal 461 f., 464.
— Herzog von Sachsen 83.
— der Jüngere, von Braunschweig 82, 85, 91.
— von Champagne 185.
— von Guise 472 ff.
— Sohn Jakobs I. 553.
— Bolingbroke 575.
Held 81 f.
Helding, Michael 109.

Helena, St. 589.
Helena, Gemahlin Johanns II. von Cypern 193.
Heloise v. Braunschweig, Gem. Jakobs I. von Cypern 191.
Hemskeerk, Jakob 530, 534.
Hennegau 74, 136, 374, 413, 438, 455.
Hennuyer, Johann, Bischof v. Lisieux 253.
Henrique, s. Heinrich
Heppeville, Charles, Pseudonym für Calvin 693.
„L'heptaméron ou l'histoire des amants fortunés" 50.
Herbisleben 132.
Hercules, s. Ercole.
Herkules von Glykon 734.
Hermann von Wied, Erzbischof von Köln 83, 98, 333.
Hermigny 415.
Herrera, Antonio 500, 625, 635, 640.
— Fernando de 350, 630.
Hertford, Graf 20.
Hesdin 59, 67, 131.
Hessen 52 f., 82.
— s. Philipp von Hessen.
Heßhus 162.
Hetrurien 158.
Hetwan 76.
Hexenglaube 168.
Hexenhammer 174.
Hexenprocesse 171—175.
Heywood 579.
Heze, de 437.
Hierarchie und Königthum 546
Hieronymiten 141, 369.
Hieronymus, heil. 141, 143.
Hildesheim 336.
„Himmelfahrt Marias" von Tizian 750.
Hind Kales 596.
Hinrichtungen wegen Religion unter Calvin 43—46.
— — unter Eduard VI. 22 f.
— — unter Elisabeth 259.
— — unter Franz I. 51, 54.
— — unter Heinrich VIII. 19.
— — unter Maria von England 28, 135.
— vergl. Inquisition.
Hippokrates 48.
Hirtendrama, italienisches 658.
Hirtengedicht, spanisches 629.
„Histriones" 654.
Hittin, Schlacht bei 184.
„Hochmögende" 535.
Hochschule zu St. Andrews 30.
Hochschule zu Besançon 155.
— zu Bologna 709.
— zu Coimbra 462, 464.
— zu Douay 388.
— zu Fermo 709.
— zu Ferrara 644.
— zu Glasgow 30.
— zu Graz 216, 336 f.
— zu Ingolstadt 338.
— zu Innsbruck 155.
— zu Jena 130, 162.
— zu Köln 333.
— zu Leyden 421, 536.
— zu Leipzig 83.
— zu Liegnitz 78.
— zu Löwen 384, 388, 404.
— zu Orleans 36.
— zu Oxford 3
— zu Parma 644.
— zu Prag 155.
— zu Rom 709.
— zu Salamanca 636.
— zu Tübingen 54, 164.
— zu Wien 334.
Hochschulen; vergl. Akademien.
„Hochzeit zu Kana" von Paolo Veronese 753.
Hofämter von Cypern 186.
Hofmann 338, 376.
Hohenasperg 98.
Hohenlohe 51.
Hohentwiel 98
Holbeachhouse 550.
Holbein 17.
Holland 248, 375 f., 380, 397 f., 413, 418, 422, 435, 438, 455, 480, 504, 535, 545.
Holyrood 282.
Honorato, Juan 207.
Hoogerbeets 538.
Hoogstraten 398, 401, 408.
Hoorne 381—406.
l'Hôpital, Michael de 228, 231 233, 241, 243.
Hosenband-Orden 470.
Hosius 157.
Hospitaliter 189.
Hotman 425, 468.
Hoz, Juan de la 613.
Houtman, Cornelius 530, 534.
— Frederik 530.
Howard, Feldherr 539.
— Katharina 18.
„Hudibras" von Butler 511.
Hugenotten 152, 224—234.
— und die Niederlande 385, 398, 414.
— und die Türken 214.
Hugenottenkriege 234—254, 423—435, 466—480, 483 bis 498, 504—520.
Hugo I. von Cypern 187.
— III. von Antiochia-Cypern 188.
— IV. von Cypern 189.
— II. von Jerusalem 187.
— IX. von Lusignan 184.
Hull 14.
Hulst 532 f.
Humanismus, italienisch. 642.
Humières 433.
Humiliaten 701.
Hunyadi 60.
Huser 168.
Hussiten in Böhmen 99.
— in Schottland 30.
Hyder Mirza 217.
Hypersouveränität 547.

J.

Jacatra 532.
Jakob I. (VI.) von England (Schottland) 267, 276 f., 293—298, 300, 483, 503, 542 f., 567.
— und Shakespeare 581.
Jakob I. von Schottland 29 f.
— II. von Schottland 29.
— III. von Schottland 29.
— IV. von Schottland 2, 25, 30.
— V. von Schottland 31, 271.
— VI. s. Jakob I. von England.
— von Aragon 619.
— I. von Cypern 190.
— II. von Cypern, Sohn Johanns II. von Cypern 193—197.
— III. von Cypern 197.
— Andreä 164.
Jakobiten 186.
Jan von Galen 376.
Jane Gordon, Gemahlin Bothwells 280.
Janitscharen 177 f., 212, 219.
Janus von Cypern 191 f.
„— Kral" = Zapolya, Joh.
Japan 311, 535, 707.
Japanische Gesandtschaft in Rom 706.
Jarnac, Schlacht bei 243.
Jauregui 459.
Java 530.
Ibelin, Philipp 187.
— Johann 187.
Ibrahim, Bey v. Ägypten 193.
Idelette von Büren, Gemahlin Calvins 42.
Idiaquez 499.
Jean Paul 635.

Jeannin 495.
Jemmingen 407.
Jena 102, 130, 162.
Jerusalem 118, 184, 186, 304.
„Jesaias" von Raphael 741.
Jesuiten 144, 302—310, 331, 493, 514 f., 563, 569 bis 571, 687.
— und Deutschland 382 f.
— und das Hexenwesen 172.
— und die Missionen 310 bis 331.
— und Österreich 158.
„Jesuiten in Ostindien, Geschichte der" 692.
Ignatio, St., in Paraguay 324.
Ignatius von Loyola, heil. 303—307, 342.
— und Servet 45.
„Ignatius von Loyola, Leben des heil." 692.
Ikonium 193.
„Ilahiat" 228.
Immermann 611.
„Incamminati" 755.
„In coena Domini" 699, 705.
Index, kirchlicher 699.
Indianer 146, 327.
Indien 596.
l'Ingegno 720.
Inghirami, Tommaso 655.
Ingolstadt 96, 332 ff., 338.
Innocenz VIII. 30.
— IX. 507.
Innsbruck 114, 123, 155.
Innsbrucker Bündnis 33.
Inquisition in Frankreich 228, 476.
— in Italien 693, 699.
— spanische 133, 150, 369 f., 383, 388, 390 f., 392, 501, 522, 641, 651.
Instauratio magna 556, 560.
„Institutio religionis christianae" 36, 42.
„Institution chrétienne", s. „Institutio religionis christianae".
„Institutum soc. Jesu" 306.
Intaglia 762.
Intarsia 762.
Interim, Augsburger 105.
— in Frankreich 232.
— Leipziger 111.
Joachim I. von Brandenburg 76, 83.
— II. von Brandenburg 83, 96, 111, 115, 122.
Johann II. von Spanien 618, 628.
— I. von Portugal 193, 598.
Johann III. von Portugal 114, 310.
— I. von Cypern 188.
— II. von Cypern 193.
— von Antiochien 190.
— Baliol 29.
— Baptist von Toledo 369.
— du Bellay 49.
— von Beyruth 187.
— von Coimbra 193.
— Casimir von Pfalz-Zweibrücken 164, 242, 450, 454.
— Friedrich, d. Großmüthige, Kurfürst von Sachsen 82, 85 f., 88—102, 125, 130, 132.
— — der Mittlere, v. Sachsen 160, 162.
— von Gott 360.
— vom Kreuz 635.
— von Savoyen, Bischof von Genf 40.
— v. Schottland = Robert III. von Schottland.
— Zapolya von Siebenbürgen 60, 68.
— Sigismund Zapolya 116, 214.
Johanna, Tocht. Karls V. 157.
— Schwester Philipps II. 207.
— d'Albret 234, 243 f., 245, 248.
— v. Béarn, 243; s. Johanna d'Albret.
— Bocher 22.
— Francisca v. Chantal, heil. 352.
— Gray 26.
— Seymour, s. Seymour.
Johannes von Gaunt 575.
— vom Kreuze, heil. 349.
Johanniter 179.
Johnson, Samuel 588.
Joinville, Vertrag von 469.
Jona 30.
Jonson, Ben 588.
„Jornadas" 592.
Jooris 63.
Josef II. und die Zigeuner 597.
— Calasanza 360.
Josepin 757.
„Journée des farines, La" 495.
Jovius, Paul 143.
Joyeuse, Cardinal 688.
— Feldherr, später Kapuziner 474, 479.
— Marschall 517.
Joyeuse Entrée 459.
Irenäus, heil. 236.
Irland 482, 540 f., 552.
Isabella von Portugal, Gem. Karls V. 113, 132, 144, 750.
— Gemahlin Ferdinands des Katholischen 2.
— Tochter Heinrichs II., Gem. Philipps II. von Spanien 153, 208, 224, 240, 363, 641.
— von Polen, Gem. Johann Zapolyas 68, 116.
— von Castilien 618.
— von Jerusalem 186.
— de Urbina, Gemahlin des Lope de Vega 601.
Ismael II. von Persien 217.
Ispahan 330.
Italien, Literatur und Kunst in 642—765.
— und das Kaiserthum 158.
— Republik 566.
Italiener 72.
Juan d'Austria, Don 145, 200 bis 210, 364, 378, 630.
— Don, und Maria Stuart 292 f.
— Don, in den Niederlanden 435—453.
— Manuel, Don 615.
— von Aragon 195.
— de Ortega 142.
Juana, Schwester Philipps II. von Spanien 134, 141.
— Coëllo, Gem. des Perez 499.
— de Guardia, Gemahlin des Lope de Vega 601.
Juanes, Juan de 636, 761.
Juden 92, 186.
— in Portugal 526.
Judenburg 336, 340.
Jülich 74, 568.
Julius II. 4 f., 148, 663, 668, 727—730, 738 f., 741.
— III. 112 f., 334, 699, 733 f.
„Julius Cäsar" 585.
Julius Echter v. Mespelbrunn 335.
— von Wolfenbüttel 164.
Jungfrau von Orleans 236.
„Jungfrau im Grünen" 738.
Junius, Franz 394.
Jus canonicum 705.
Jus divinum regum 547.
Justi 641.
Justicia mayor 500 f., 502.
Justinian I. 184.
Justiniani auf Chios 182.
Jvetot 505.
Ivry, Schlacht bei 492.
Iwan Wassiliewitsch 158.

K.

Kadan, Friede zu 78.
Kärnten 125, 566.
Kärntner bei Essek 60.
„Käthe", s. Katharina Bora.
Kairo 197.
Kaiseridee 108.
Kaiserthum, byzantinisches 60.
Kalefeld 91.
Kalender, gregorianischer 166, 706.
Kammergericht und die Protestanten 78.
Kandish 539.
Kang-hi 317.
Kanton 313.
Kappel, Friede zu 33.
— Schlacht bei 34 f.
Kapuziner 349, 514, 687.
Karl V. vor Algier 71.
— und Clemens VII. 4 f.
— in Frankreich 64
— und Franz I. 35, 55 bis 65, 72.
— und Heinrich II. v. Frankreich 119 f.
— und die Jesuiten 515
— für Literatur und Kunst 592, 619, 622 f., 625, 628 f., 632, 636, 646, 657, 664, 683, 693, 750, 753 f., 761.
— und Maria Tudor 22, 26, 28, 56, 132.
— und Madrid 367 f.
— und die Niederländer 375, 441, 443, 449.
— und Paul III. 89.
— und die deutsche Reformation 33 f., 77—113, 121 bis 132, 136—139.
— und die englische Reformation 1 f., 8, 16.
— und Thomas Morus 12.
— und die Tortur 171.
— und die Türken 158.
— und Wolsey 3 f.
— und die Zigeuner 596.
— letzte Zeit 207.
Karl VI. von Frankreich 574.
— VIII. von Frankreich 691.
— IX. von Frankreich 224, 229—254.
— und Deutschland 424.
— und Elisabeth 260.
— und Maria Stuart 283, 290, 292.
— und die Niederlande 414, 417, 424.
— und die Türkei 214.
„Karl X." von Frankreich, Cardinal v. Bourbon 490, 495.
— I. von England 549, 748.
— III., der Gute, v. Savoyen 40, 56, 75, 197, 693.
— von Anjou 188.
— Emanuel v. Savoyen 484, 498, 661.
— der Große und Hexenwahn 174.
— von Innerösterreich 155, 215, 221, 260, 408.
— von Innerösterreich (Sohn Ferdinands I.) und Maria Stuart 265.
— der Kühne 377.
— v. Orleans, Sohn Franz I. von Frankreich 118.
— heil.; Borr. s. Carlo.
Karlstadt 138, 215.
Karmeliter 349.
„Karolina", Gesetzbuch 171.
Karolinen 330.
Karolinger 434.
Karpzov 175.
Karr, Robert 553.
Karthagena 72, 326.
Katakomben 711.
Katechismus, Calvins 41.
— Cranmers 21.
„— Heidelberger" 163.
— römischer 700.
— von Rakau 696.
Katharina v. Aragonien, Gem. Heinrichs VIII. 2—13.
— Schwester Heinrichs IV. v. Frankreich 253, 503.
— von Medici, s. Medici.
— v. Savoyen. T. Philipps II. 365.
Katharina Bora 91 f.
— von Braganza 462.
— Howard 18.
— Parr 18 f., 24.
Katholiken in England 545, 548 f., 550.
— in Frankreich 561.
— in Irland 540, 552.
Katzenellenbogen 88.
Katzianer 60.
Kassel 103.
Kempten 81.
Kenau Hasselär 416.
Kenilworth 580.
Kepler, Johann 167, 216, 337.
Keratry 741.
Keresztes 220.
Ket 23.
Ketzergericht, protestantisches, in Jena 162.
Khevenhiller 217, 524, 527.
Kilawun 188.
Kio-Tschin 315.
Kirche Calvins 38.
— und Kunst 657—765.
— Luthers 38.
— in Schottland 30.
— und Staat 687.
— — nach der Reformation 37.
Kirchenraub in England 12.
— vergl. Säcularisation.
Kirchenstaat 107, 566.
Kirchenverfassung, schottische 551.
Kirchheim 98.
Kirk-of-Field 278.
Klagenfurt 336, 339.
Klausenburg 221.
Klis 215.
Klöster in England 12, 14, 28.
— in Wirtemberg 54.
Knox, John 44, 262, 264, 272, 275, 544.
Koburg 102.
Koch, Matthias 383, 389.
Köln 98, 332 f., 335.
Kölner Congress 456.
„Königsbuch" Heinrichs VIII. 18 f.
„Königschronik", spanische 618.
Königthum in Schottland 28, 31.
Koevorden 532.
Koffler, Andreas 316.
Kolao 315.
Komödie, englische 579.
Konia, Schlacht bei 178.
Konrad IV., Kaiser 187.
— von Hildesheim 186.
— von Montferrat 184.
Konradin, der letzte Hohenstaufe 188.
Kopp 48, 50.
Kopten 186.
Korfu 59, 201.
Kortryk 63.
Kosthanitza 60.
Krain 176, 566.
Krakow 163.
„Kreuzigung Christi" von Raphael 748.
„Kreuztragender Christus" von Tizian 750.
Kreuzzugsidee 71, 189.
Krieg, cyprischer 184.
— der drei Heinriche 472 f., 474 f.
— s. Hugenottenkriege.
— Schmalkaldischer 94 f.
Kriegswesen 62.

Krim 218, 330.
Krischna 572.
Kroatien 77, 183, 216.
Kugler 747.
Kulemborg 397, 401.
Kulpa, Schlacht an der 219.
Kunst, byzantinische 711.
— und Literatur im sechzehnten Jahrhundert 572 bis 765.
Kupferstich in Italien 718.
Kyd, Thomas 580.
Kyngston, Lady 13.

L.

La Capelle 520.
La Charité 246.
Lacisio 694.
Lacordaire 352.
La Coste 117.
Lätus, Pomponius 654, 661.
La Fère 467, 504, 514, 517.
Lafin 564.
La Fléche 569.
Lafuente 528.
Lagerpest 58.
Lahore 312.
Laibach 336, 340.
Laienkelch 154.
Lainez 293, 305.
Lambert 16.
Landrecy 74.
Landshut 95.
Landsknechte 200.
Lanfranco 760.
Langobardi 314.
Langside, Schlacht bei 285.
Languedoc 427, 494, 517.
Lanzi 746.
Laon 514.
La Plata 361.
Larcher 497.
Laredo 141.
La Renaudie, Jean de 226.
La Rochefoucauld 252.
La Rochelle 73, 242 f., 246, 254, 424.
La Sague 229.
Lasca 666.
Lascaris, Constantin 663.
Laszki 68 f.
Latimer 135.
Lauffen, Schlacht bei 53.
Lauingen 97.
Launceston 23.
Laurana 60.
Lavagna, Graf von 119.
La Valette, Jean Parisot de 179—182, 705.
Lavigne 131.
„Lazarillo de Tormes" 142, 622.
Lazaristen 358.
„Lear, König" 585
„Leben in Algier" 595.
Le Catelet 520.
Ledenburg 538.
Lee, Heinrich 261, 539.
Le Fèvre, Peter 305, 333.
Lefèvre d'Etaples 50 f.
Le Gras, Madame 358.
Le Jay, Claudius 333 f.
Leicester, Robert Dudley, Graf v. Leicester 260, 265, 273, 288 f., 292, 459, 480 f., 539, 580.
Leinster 540.
Lennox 29, 270, 273—278, 288, 290 f.
Leo X. 361, 591 f., 657, 663 f., 670, 672, 683, 691, 709, 730, 741 f., 746.
— VI. von Armenien 191.
— Heinrich 49, 445, 458, 678.
— der Mandarin 314.
Leon, Luis de 630 f.
Leonardo, Bartolomeo 635 f.
— da Vinci 47, 718, 721 bis 724, 727, 737, 746.
Leonora d'Este 648.
Leipzig 83, 99.
Lepanto, Schlacht bei 201, 247, 418, 594, 705.
Lerma (Francisco Gomez de Sandoval y Rojas) 523 bis 527, 624.
Lesage 608.
Lesdiguières 494.
Lethington 269, 281, 284, 292.
Leyden 413, 419—421, 536.
Leyva, Antonio von 56—59.
„Libertiner" 43, 45.
„Liebesgötter" von Tizian 749.
Liegnitz 78.
Lievin Pin 63.
Liga, heilige 60, 200.
— katholische, in Frankreich 432 ff., 466, 468, 470 f., 483, 495, 505, 507, 511, 513 f., 517.
— der Sechzehn 473.
Ligières 227.
Ligne 392.
Ligny 75.
Lily 576, 579.
Lima 323, 326, 361.
Limasol 186.
Limburg 376.
Lindau 122.
Lindsay 283.
Lindschotten 530.
Lingard 13.
Lingen 533.
Linz 125.
Lionello 644.
Lippa 70, 116.
Lippi, Filippo 716 f.
Lipsius, Justus 387.
Lissabon 464.
Literatur, italienische 642 f.
— i. sechzehnten Jahrhunderte 572 f.
Liturgie, Cranmers 21 ff.
Livland 158.
Llanto de Espanna, El 617.
Loaysa 323.
Lobeira, Vasco de 598.
Lobkowitz 221.
Lochauer Haide 101.
— Vertrag 122.
Lochleven 271, 273, 281.
Loches 64.
„Loci theologici" 36.
Locke 687.
Lodge 580.
Lodron 60.
Löwen 384, 388, 404, 414, 442.
Loggien 742.
Loignac 485.
Lollarden in England 16, 21.
— in Schottland 29.
„Lombardien", Königreich 566.
London 402, 482, 694, 697, 749.
Longjumeau 242
Longueville, Herzogin von 17.
Lope de Rueda 592 f.
Lope de Vega 582, 589, 600 bis 608.
Lopez de Ayala, Pedro 618.
„Lords der Artikel" 31.
Lords von der Congregation 262.
„Lordprotector" in England 20.
Lorenzo Ambrogio di 718.
— Fiorenzo di 719.
— Fray 388.
— Pietro di 713.
Loretto in Italien 331, 339, 707.
— in Paraguay 324.
Los Velez, Marquis 372.
Lothringen 139, 224, 431, 494.
— Christine von 378.
Louis, Advocat 472.
Louise von Vaudemont, Gem. Heinrichs III. von Frankreich 490.
— v. Savoyen, Mutt. Franz' I. 51.
Louvre 48, 258.

Lubecio 635.
„Lucanor, Graf" 615.
Lucca 566, 694.
Lucretia Borgia 644, 663.
— d'Este 648 f.
Ludwig IX., heil. 187.
— XI. von Frankreich 195.
— XII. von Frankreich 2, 664, 668, 691, 723.
— XIII. 350, 355, 566.
— XIV. 318, 363, 563.
— von Anhalt 662.
— heil., Beltram 323.
— v. Granada 418, 599, 635.
— von Nassau 246, 391, 400, 404, 407, 413—419, 480.
— von der Pfalz 163.
— v. Savoyen, Graf v. Genf 193 f.
— — Bischof von Genf 40.
Lübeck 103.
Lüttich 374
Luini, Bernardino 724.
Lull, Raimund 697.
Lullen 319.
Lumey, Graf von der Mark 407, 412 f., 417.
Luna, Alvaro de 618, 627.
Lusignan, Familie 184.
Luther und Calvin 37 f.
— und das Concil 79 ff.
— und die Doppelehe 83 f.
— und Heinrich VIII. 2 f., 14, 17, 138.
— und der Hexenwahn 174.
— und die Juden 92.
— und Karl V. 138.
— und die Niederländer 376.
— und das Papstthum 89.
— und Sebastian Franck 170.
— und die Toleranz 384.
— der „Wittenberger Papst" 77.
— und Zwingli 34 f.
Luthers Ende 91 f.
— Grab 102.
Lutheraner u. Calvinisten 162.
— in England 16, 19.
— in Frankreich 73.
Luxemburg 72 f., 75, 374, 376, 440.
Luzern 33 f.
Lyon 47, 49, 428, 479, 494, 511.
Lyrik in England 574 f.

M.

Mabillon 350.
Macbeth 585.
Macao 313.
Macaulay 256, 309, 556, 558, 578, 667, 677, 681.
Maccaronica 666.
Machiavelli 8, 104, 143, 656, 662, 665, 667—682, 691.
Madagascar 47.
Madonna del Cardellino 738.
— mit dem Fische 743.
— di Foligno 741.
„— del Granduca" 737.
„— della Sedia" 741.
— del Sisto 741.
Madrid 64, 367, 390, 411, 593, 611, 636.
— Museum von 761.
— Vertrag zu 4.
Maffei 692.
Magdalena da Ulloa 145.
— Tochter Franz' I. v. Frankreich, Gemahlin Jakobs V. von Schottland 31.
Magdeburg 100 f., 112, 122, 162.
Magelhaensstraße 531.
Magna charta 15, 544.
Magnetnadel, Abweichung der 687.
Mahmud von Skutari 223.
„Mahone", Actiengesellschaft 191.
Mailand 52, 56, 62, 67, 76, 96, 107, 109, 114, 418, 466, 661, 700 f., 707, 722, 760.
Mainz 98.
Majorca 71.
Maitland 272, 276, 283.
Maktasib 186.
Malakka 531.
Malara, Juan de 593.
Malaspina 673.
Malassise 243.
Malcontenten 451.
Maldonat 331, 510.
Male, van 623.
Malerei in Italien 710 f.
— in Spanien 636.
„Malleus maleficorum" 174.
Malmöe 284.
Malta 117, 176, 179, 213, 705.
Malvasia 60.
Malvezzi 116.
Mamelucos, die 325.
Mancha, La 373.
„Mandragola" 656, 670.
Manduit 312.
Manfredi 655.
La Manifestacion 500.
Manresa, Höhle von 304.
Manrique, Don Luis 367, 521.
Mansfeld, Karl von 219, 399, 405, 514, 533.
— Wolfrad von 245.
— Agnes von 336.
Mantegna, Andreas 718.
Mantua 80 f., 153, 428, 566, 652, 661.
Manutius 661.
Mar, Graf 291 f.
Maratta, Carlo 757.
Maraviglia 52.
Marcel, Prevôt 251.
Marcella 604.
Marcellus II. 699.
Marco (Vecellio) Neffe Tizians 751.
Margaretha von Österreich, Tochter Max' I. 169.
— von Österreich, Gemahlin Philipps III. 523 f.
— Schwester Heinrichs II., Gemahlin Philiberts von Savoyen 153.
— Schwester Heinrichs VIII., Gemahlin Jakobs IV. von Schottland 25, 30.
— v. Valois, Schw. Karls IX., Gemahlin Heinrichs IV. v. Frankreich 224, 246, 355, 439, 446, 565.
— von Navarra 36, 50 f.
— von Parma 378—404.
— Plantagenet, Mutter des Cardinal Pole 16.
— Tochter d. Thomas Morus 12.
— von der Saal 83.
Maria Stuart und Anton v. Navarra 234.
— und die „Armada" 481.
— und Don Carlos 209.
— und Elisabeth 257, 261 bis 300, 473.
— in Frankreich 31 f., 120, 224, 229.
— Freier der 265.
— und Heinrich v. Anjou III. von Frankreich 247, 473.
— und Don Juan 440, 444.
— und Pius V. 705.
— und der englische Thron 25.
Maria Tudor, „die Katholische", von England 3 f., 10, 12, 22, 25, 26—28, 56, 132—135, 151, 153, 255, 258, 365, 641, 694, 753.
— von Ungarn, Schwester Karls V. 59, 62 f., 73, 93, 115, 139, 141, 144.

Maria, Tochter Karls V., Gem. Maximilians II. 76, 114, 157.
— Schwester Heinrichs VIII., Gemahlin Ludwigs XII. 2, 26.
— von Portugal, Gemahlin Philipps II. von Spanien 114, 207, 365, 641.
— v. Guise, Gem. Jakobs V. von Schottland 31 f., 262.
— von Portugal, Gemahlin d. Alexander Farnese 454.
— Tochter Albrechts V. von Bayern, Gemahlin Karls von Innerösterreich 216.
— von Cleve, Gem. Heinrich Condés 253.
— Jolantha v. Jerusalem 187.
— Anna a Jesu 361.
— von Antiochien 188.
— von Boleyn 4.
— von Reigersbergen, Gem. Hugo Grotius' 538.
Maria, S., degli Angeli 734.
— St., Maggiore 710.
Maria. S., sopra Minerva 714.
„Maria Verkündigung" von Tizian 750.
Mariana, Juan de 570, 624.
Marietta, Tochter Tintorettos 752.
Marillac, Charles de, Erzbischof von Vienne 228 f.
— Louise 358.
Marineo, Lucio 692.
Marjory, T. Robert Bruces, Stammutter der Stuarts 29.
Mariotti 653.
Mark, Wilhelm von der 67, 412.
Marlowe 580.
Marnix, Philipp von, Herr v. Albegonde 391, 400.
Maroniten 186, 330.
— -Collegium in Rom 706.
Marot, Clemens 50 f., 693.
Marotta, Erasmo 659.
Marseille 52, 58, 74, 471, 517.
Marsilius Ficinus 642.
Martene 350.
Martin, Henri 48.
— von Tours, heil. 286.
— V. in Schottland 30.
Martinengo 202.
Martino, Simone di 713.
Martinuzzi 68—70, 116.
Martyre, Pietro, s. Vermigli.
Masaccio 716, 737.
Masaniello 764.
Mascarenhas 310.
Massario 694.
Massinger 588.
Mastricht 408, 437, 456.
Matthäus Bassi 349.
Mathematik 49.
Matthias v. Österreich-Deutschland 219, 222.
— Erzherzog 448—450, 457, 459.
— Corvinus 215.
Matthiesen 376.
Matthieu 484.
Matteo da Siena 713.
Maurevert 249.
Maurienne, Grafen von 39.
Mauriner 350.
Maximilian I. 139, 169, 668.
— II., Kais., u. Bartholomäusnacht 246, 254.
— und die Niederländer 394, 404, 414.
— und Don Carlos 209, 211.
— für Literatur und Kunst 633, 751.
— und die Protestanten 155 bis 161, 394, 427.
— und Spanien 114 f., 527.
— und die Türkei 182.
— Erzherzog 219 f.
— von Bayern 338.
Mayenne, Herzog von 433, 472 f., 478, 486 f., 489 492, 495—498, 504 bis 519.
Mayno 636.
Mazzuoli, Francesco 747.
Meaux 229, 235, 512.
Mecheln 104, 376, 388, 415, 436, 438, 457.
Mecklenburg, Albrecht v. 123.
Medici, Alexander 688.
— Cosimo 158, 676, 683 f., 754.
— Ferdinand, Cardinal 650, 685.
— Franz 695.
— Gianangelo, P. Pius IV. 700.
— Giovanni 657.
— Julius 672.
— Katharina, Gem. Heinrichs II. von Frankreich 52, 56, 59, 119, 124, 224 ff, 228 f., 262, 282, 417, 423 f., 465, 469, 485, 691.
— Lorenzo 642, 660, 662, 670, 676 f., 725, 730.
Medici, Maria von, Gemahlin Heinrichs IV. 565, 568 f.
— Pietro 676, 726.
Mediceer 642.
Medina Celi 412, 417.
— Sidonia 482.
Meghem 392, 400.
Mehdije 116.
Meistersinger 376.
Melanchthon und Calvin 36, 38, 42, 46, 693.
— und Concil 79, 81 f., 122 f.
— und Copernicus 165.
— und die Doppelehe 83 f.
— und Eck 85 f.
— und Franz I. 55.
— und d. Interim 110 f., 136.
— katholisierend 55.
— und Luther 86, 88, 91.
— und Max II. 157.
— über die Schlacht b. Mühlberg 101.
Melanchthons letzte Zeit 161, 163.
Melchioriten 376.
Melendez 636.
Mellingen 35.
Melo, Don Francisco Manuel de 625.
Melun 231.
Melwil 265, 273, 279, 283.
Melzi 724.
Mena, Juan de 591, 627 f.
Mendoza, Diego, Hurtado de, Diplomat 108, 293 f., 622.
— Antonio de 612.
— Garcia 633.
— spanisch. General 372, 419, 451, 533 f.
— Gesandter Philipps II. in Frankreich 470, 487, 489.
Menestrelsy 574.
Mengs, Raphael 638.
Menin 396.
Menzel, Adolf 84.
Merano, Giovanni u. Antonio de 716.
Mercoeur 220, 487, 494, 498, 519.
Mericourt, Ludwig von 354.
Meriba 640.
Merindol 117.
Méru 425.
Mesa, Christoval de 607.
Mesvelbrunn 335.
Messina 200 f.
Metastasio 653.
Metz 75, 122, 124, 130, 155, 237, 430.
Mewlewi 222 f.
Mexia, Petro 623.

Mexiko 323, 361, 620 f., 626.
— Geschichte von 613.
Mey, Wilhelm de 63.
Mezières 431.
Miako 311.
Michael, St. 180 f.
— Erzengel, von Raphael 743.
Michael, Wojwode d. Walachei 221.
Michelangelo 636, 715, 724 bis 738, 744 f., 754, 760.
Middelburg 419.
Mignet 146, 269, 288, 499.
Milhaud, Versammlung von 427.
Militärgrenze 215.
Milner 259.
„Mimi" 654.
Minart 226.
Minenkampf in Malta 181.
Ming, Dynastie 316.
Minstrel-Dichtung 574.
Mira de Muesca 606 f.
Miramoninen 322.
Mirandola 75.
„Miroir de l'ame pécheresse" 50.
Missionen, kathol. 310—362.
Mitterndorf 339.
Mocumba 330.
Modena 331, 566, 644, 651, 661.
Modon 205.
Möhler 38.
Mömpelgard 52.
Moeurs 533.
Mogor 312.
Mohammed III. 219, 223.
— Enkel Suleimans II. 178.
— Chodabende 217.
— Pascha 70.
— Sokolli 116, 184, 212 f.
Moldau 219.
Molé 426.
Molière 589.
Molina, Tirso de 607.
Molukken 330, 531.
Moncada, Francesco de 625.
Moncontour, Schlacht bei 245, 427.
Mondovi 75.
„Monita secreta P. S. J." 516.
Monomotapa 330.
Monophysiten 186.
Monoslo 77.
Monroy, Christoval de 324, 612.
Mons 413 f.
— Vertrag zu 450, 454.
Montaigu, Collegium 305.
Montalvan, Juan Perez de 607.
Montauban 246.
Montbrun 429.
Monte, Johann del Monte, sieh Papst Julius III.
Montecatini 650.
Monte Cassino 342.
Montecuculi 59.
Monte Oliveto 652.
Montesquiou 243.
Montfaucon 350.
Montferrat 200.
Montgomery, Graf 153, 236, 427.
Montigny 208, 386, 393 f., 411.
Montluc, Jean de, Bischof v. Valence 75, 228.
Montmédy 73.
Montmorency 55, 58, 64 f., 67, 118 ff., 122, 148, 151 f., 225, 230 f., 235 f., 242, 247, 425 f., 472, 494, 568.
Montmorin 253.
Montpellier 48.
Montpensier 251, 422, 427.
— Herzogin von 475, 514.
Montreuil 59, 75.
Mook (Mookerhaide) 419.
Moore 138.
Mor 640.
Morales 623 f.
„Moralitäten" 573, 589, 654.
Moray 30.
Morea 196, 205.
Morelli, Giovanni 675.
Moreto y Cabanna, Augustin 612.
Moretto di Brescia 751.
Morgante Maggiore 643.
Morigia, Jakob 350.
Moriscos 370 f., 524 f.
— die, und Heinrich IV. 567.
Moriz von Hessen 567.
— von Nassau 498, 531 bis 538.
— von Oranien 480
— von Sachsen 88, 93, 97, 112, 115, 121—131.
Mornay, Philipp 506.
Morone, päpstlicher Legat 87, 702.
Moroni 751.
Morosina 663.
Mortolosen 215.
Morton 269, 278, 284, 292 f.
Morus, Thomas 10, 12.
„Moses", von Michelangelo 727.
Moulins, Versammlung zu 241.
Moulins, Ordonnance de 241.
Mounteagle 549.
Moura 499.
Moxos, die 328.
Mühlberg, Schlacht bei 101.
München 114.
Münze Condés 241.
— der Jeanne d'Albret 244.
— über d. Bartholomäus 254.
Münzen in England 20, 27.
— spanische 526.
Münster 336, 376.
Muntaner, En Ramon 620, 625.
Murad III. 212 f., 218 f., 223.
— IV. 223.
Muratori 649.
Muret 707.
Murillo, Bartholomäus Stephan 636, 638 f.
Murray 263, 269 f., 273 bis 278, 283—290.
Musäus 162.
Museculus 161.
Musik, italienische 660.
Mustafa, Sohn Suleimans II. 177.
— Feldherr 180 f., 199, 201, 218.
Muzio 659.
Mysterien, christliche 573, 589, 654.

N.

Naarden 415 f.
Nadasdy 116, 219
Nadino 60.
Naharro, Torres 592 f.
Najera 303.
Namur 136, 374, 376, 438, 446, 449, 451.
Nancy, Schlacht bei 377.
Nantes 227, 492, 509.
— Edict von 519.
Nanking 314.
Napoleon I. 358, 676.
Napoli di Romania 60.
Nardi 683.
Nassau-Dillenburg, Otto v. II. 377.
— Engelbert I. und II. 377.
— Heinrich III. 377.
— Ludwig von 246.
Nationalconcil 89 f., 92 f., 106.
— in Paris 229.
Naturwissenschaft 48 f., 165 f.

Naturwissenschaften seit Bacon 558.
Nau, Secretär d. Maria Stuart 295 f.
Naumburg 88, 108.
Naumburger Convent 136.
Navagiero, Andrea 628, 663, 741.
Navarino 594.
Navarra 67, 470.
Navarrette 597.
Naxos 59, 330.
Neapel 52, 59, 76, 107, 118, 131, 148 f., 331, 566, 661, 760.
„— Geschichte von" 691.
Nelli, Pietro 665.
Nemours, Herzog von 493 f., 511.
— Edict von 471.
Nerac, Friede zu 467.
Nerli 683 f.
Nestorianer 186.
Neuenburg 34.
Neu-Granada 282.
Neustadt 97.
Nevers 250.
— Herzog von 151.
Nicola von Fuligno 719.
Niederlande 5, 58 f., 76, 106, 128, 139, 146 f., 153, 198, 241, 374, 435–461, 468 f., 495, 498, 518, 532 f., 625, 692.
Niederländischer Handel 530 f., 534 f.
Nieuport, Schlacht bei 538.
Niewport 437, 460.
Nikolaus III. 644.
— V. 30, 714 f.
— von Esche 333.
Nikosia 185 f., 190, 197, 199.
Ninno, Pero 619.
Ninové 460.
Nizza 58, 74.
Noailles 138.
Nocturnos, de los, Akademie 607.
Noircarmes 400.
Norfolk, Herzog von 18, 28, 287—291.
Normandie 286, 427, 467, 514.
Noort 531.
Norris 465.
Norton 289.
Nostradamus 459.
Notabeln i. Fontainebleau 228.
— in Rouen 518.
Northumberland, Herzog von 25—28, 288 f.
Nottingham, Gräfin von 542.
„Novelas ejemplares" 595.
Novigrad 76.
Nowaja-Semlja 530, 534.
Noyon 36, 514.
— Chaulny 152.
Nürnberg 111.
Nürnberger Religionsfriede 33, 78, 81 f., 87.
„Numancia" 595.
Nur Banu 212.
Nuza, Juan de la 502.
— Martin de la 502.
Nymwegen 532.

O.

Oath of allegiance 550.
Obelisk von St. Peter 710.
Oberkirchenrath, englischer 258.
Oberyssel 376, 413, 455, 532.
Ocampo 143, 623.
Ochino, Bernardin 693 f.
Ockelen 74.
O'Dogherty 552.
Ökolampad 34.
Ölmalerei 717.
Ölsnitz 99.
Österreich 147, 566.
— im Schmalkaldischen Krieg 96.
— und die Schweiz 33.
— und die Türkei 182, 213, 215 f., 219.
Ofen 69 f., 219 f.
Oldenbarneveldt 480, 532, 534, 536–538.
Oldenzaal 533.
Oliva 592.
Olivarez 635.
Olmütz 707.
Omaguacas, die 324.
Omejaden 372.
Omer, St. 396.
Omura 312.
O'Neale 540.
Oper, italienische 660.
Oppede, Baron von 118.
Oppeln 116, 183, 221.
Oran 176.
Oranien, Johann 455.
— Moriz von 480.
— Philipp von 152.
— Renat 377.
— Wilhelm von, der Schweigsame 121, 139, 141, 248, 377—400, 408—408, 412 bis 423, 435—461, 480.
Oratorianer 342 f.
Orazio (Vecellio), S. Tizians 751.
Orcagna 718.
Orchies 438.
Orden des heil. Geistes 513.
Ordonnance de Blois 467.
„Oreft" von Rucellai 654.
„Orfeo" 654.
„Organum, Novum, scientiarum etc." 555 f., 560.
Oriano, Michaele 134.
Orkaden 30.
Orkney, Herzog von 280.
„Orlando furioso" 645 f.
„— inamorato" 644, 665.
„Orlandino" 666.
Orlando da Lasso 216.
Orleans, Stadt 36, 64, 235 f., 241.
— Herzog von 57, 59, 73, 76 f.
Ormus 532.
Orrente 636.
Orsini, Familie 709.
Orsino 718.
d'Orte, Vicomte 253.
Orti, Antonio Decio da 655.
Oschim 189.
Osiander 9, 162.
Osmann II. 223.
— Pascha 218.
Osorio, Diego de Sanistebau 633.
Ossuna 690.
Ostende 460, 533 f.
Ostia 149.
Ostindien 539.
Ostindische Compagnie 539.
„— Handelsgesellschaft" in Frankreich 562.
„Othello" 585.
Otmarsum 532.
Otranto 59.
Otto II. 197.
— Heinrich von der Pfalz 163.
— Truchseß, Cardinal 333.
Oudenarde 66, 460.
Oudewater 422.
Oxford 3, 694.

P.

Pacheco, Ober-Ingenieur 413.
Padilla, Martin de 524.
Padua 661, 718.
Paien, Pontus 387.
Paix de Monsieur 432.
Palencia, Alonso 618.
Palermo 661.
Palffy, Nikolaus 219 f.
Pallavicini-Sforza, S. J. 689.
Palma von Venedig 759.
Palota 182, 219 f.
Palsgrave 49.

Pampeluna 308.
Panama 361.
Pantalone 655.
Pantheismus 170.
Paolo Veroneſe 636, 753.
Papa 219.
Paphos 186, 195.
„Papiers d'état" 387.
Papſt als Lehensherr 462.
Papſtthum und Italien 672.
Paraguay 319, 323.
Paracelſus, Theophraſtus 167.
Pardo, Blas del 636.
Paré 49.
Pariſer 185.
Parini 649.
Paris 64, 75, 150 f., 229, 242, 305, 480, 473, 475 bis 478, 486 f., 489, 492, 495, 508, 649, 697.
Parlament, engliſches 257, 548 f., 552 ff.
— unter Eduard VI. 25 f.
— in Frankreich 231, 238 f., 243, 516, 520, 563.
— unter Heinrich VIII. 9 f., 11, 13 f., 16 f., 18, 20.
— in Tours 496.
— in Schottland 31.
Parma 89, 108, 120, 131, 644, 661.
— Dom von 747.
Parmigianino 747.
Parmin von Pommern 54.
Parochial-Verſammlung 551.
Paros 59.
Paruta, Paolo 685.
Paſſauer Vertrag 125—130, 154.
Paſſionei, Domenico 689.
Paſſionsſpiele 572 f.
„Pastor fido" 659 f.
Paſtoretta (Paſtorella) 590.
Patane 531.
Pau 503.
Paul II., Papſt 196.
Paul III., Papſt, und das Concil 80, 89.
— und Heinrich VIII. 10, 16.
— im Kampfe zwiſchen Karl V. und Franz I. 59, 61 f.
— und Karl V. 89, 94, 106 bis 112.
— für Literatur und Kunſt 664, 684, 691, 699, 705, 709, 731 f., 751, 754.
— und die neuen Orden 306, 350.
— und Rabelais 49.
— und die Sclaverei 361.
— IV., Papſt, u. Eliſabeth 257.
Paul IV. und Farneſe 453.
— und Ferdinand I. 154.
— für Literatur und Kunſt 678, 699.
— und die neuen Orden 306 f., 350.
— u. Philipp II. 148—151, 382.
— V., Papſt, und England 550.
— für Literatur und Kunſt 758, 760.
— und die neuen Orden 352.
— und Venedig 687.
Paulaner 350.
Paulet, Amyas 295, 297.
Paulette 563.
Paul-Ly 315.
Pavia 114, 661.
— Schlacht bei 51.
Pedantesca, poesia 666.
Pedro II. von Portugal 328.
— de Toledo, Baumeiſter 641.
Peele 580.
Peking 314.
Pelliſſier 49.
Percon 351.
Percy 4, 549, 575.
„Perdida de Espanna" 617.
Pereda 636.
Peregrino, Raſael, Pſeudonym des Perez 503.
Peretti 707.
Perez, Antonio 386, 402, 443 f., 451, 498 f., 503, 625.
— Gonzalo 443.
Perigord 226.
Perino del Vaga 746.
„Perle, die", von Raphael 743.
Pernambuco 322.
Peronne 58, 433.
— Manifeſt von 470.
Perpignan 78.
Perpirier 185.
Perron, du 510.
„Perſeus" von Benvenuto 754.
Perſien 178, 217 f., 220.
„Perſiles und Sigismunda" 599.
Perth 29.
Peru 323, 325 f.
Perugia 331, 657.
Perugino, Pietro 718 f., 736.
Peſcara 751, 753.
Peſt, Stadt 76, 220.
Petala 204.
Petarden 467.
Peter der Grauſame 618.
— I. von Cypern 189.
— II. von Cypern 190.
— Martyr 232.
Peter Stella 36.
Peterskirche 710, 733—735.
Petrarca 575, 642, 662, 727.
Petrarkiſten 663 f.
Petrinia 219.
Petrowitſch 70.
Petrus von Alcantara 348.
„Petrus Martyr, Ermordung des", von Tizian 750.
Peucer 163.
Peurbach 166.
Pfalz 98, 111, 162 f., 450, 568.
„Pfarrer von Los Palacios" 618.
Pflug, Caſpar, von Rabenſtein 100, 105.
— Julius von 88, 103, 109.
Philibert, Emanuel, von Savoyen 151 f., 232, 364, 428, 462.
Philipp II. von Spanien, und Don Carlos 157, 207 bis 211.
— und Concil von Trient 704 f., 708.
— und Eliſabeth v. England 481—483.
— und Frankreich 176, 225 bis 227, 240 f., 245, 490 ff., 495—503, 508 f., 511 bis 520.
— und Don Juan 200 f., 205 f.
— und die katholiſche Liga in Frankreich 469—473, 476 bis 479.
— für Literatur und Kunſt 607, 609, 640, 692, 750.
— und Maria die Katholiſche 133.
— und Maria Stuart 274, 277, 291 ff.
— und Mendoza 622.
— und die Niederlande 374, 377—423, 435—461.
— und Paul IV. 149.
— als Prinz 67, 73, 107, 113—115, 139 f.
— Pläne und innere Regierung 144, 363—374.
— und Portugal 461—466, 530.
— und das Theater 592 bis 594.
— und die Türkei 176, 179 f., 198—206, 213.
— letzte Zeit 520—522, 533.
— III. von Spanien 365, 508, 522 f.
— und Heinrich IV. 566, 568.

Philipp und Jakob I. 545, 548.
— IV. von Spanien 609, 613, 636, 743.
— V. von Spanien 613.
— von Heſſen 52, 82, 88 f., 91 f., 103, 111, 121, 123, 129, 394.
— von Ibelin 187.
— Neri 342 f., 708.
— von Pommern 54.
Philippine Welſer 155.
Philippinen 330.
Philologen 642.
Philologie 49.
Philoſophie ſeit Bacon 557 ff.
„Philothea“ 353.
Piacenza 89, 108, 120, 378.
Piali 176, 180, 182, 200.
Piariſten 360.
Picardie 58, 151 ff., 432 f., 508.
Pickering, Wilhelm 260.
Piemont 39, 56—59, 72, 75, 120.
Pierino von Cypern 190.
Pierre de l'Etoile 48.
„Pietà“ von Michelangelo 726.
Pigneiro 312.
Pikarditen 105.
Pinkey, Schlacht bei 31.
Pinturicchio, Bernardino 720.
Pipin der Kurze 434.
Pirague 250.
Piſano, Nicola 711.
Pius II. 195.
— IV. 154, 268, 700 f., 735.
— V. 158, 198 f., 205, 290 f., 370, 396, 448, 522, 704 f.
— IX. 335.
„Placet“, königliches, in England 9.
Plan, der große 566.
Plantagenet, Margaretha 16 f.
Plato und Bacon 558.
Plautus 642, 655 f., 661.
Pleſſis-Les-Tours 489.
— Vertrag zu 457.
Podocatero 193.
Poggio 675.
Poiſſi 232, 331, 694.
Poitiers 245.
Poitou 427.
Pole, Cardinal 16, 23, 112, 134, 678 f., 694.
Polen 69, 159, 214, 220, 424, 427, 430, 566, 694, 704.
Politiano 642, 654, 662.
„Politiker“ in Frankreich 244 f., 246, 426 f., 486, 507, 513.
Pollajuolo 717.
Poltrot de Méré 236.
Polygamie 694.
Pommern 54, 81.
Pomponazzi 693.
Pont à Mouſſon 707.
Pontus Heuterus 140.
„Ponza, Das kleine Schauſpiel von“ 628.
Popayan 361.
Pope 588.
Pordenone, Licinio Antonio 751.
Port-Royal 562.
Porta 687.
Porto-Carrero 518.
Portugal 56, 113 f., 293, 331, 461—466, 529, 595, 601, 704.
Porzia de Roſſi, Mutter des Torquato Taſſo 647.
„Poſtulato“ 193.
Potoſi 325.
Poulain 473.
Pouſſin 749.
Prädeſtination 37 f.
„Praemunire“ 7.
Prag 99 f., 155, 335, 707.
Pragmaticum 371.
Presbyterium, Calvins 38.
— ſchottiſches 551.
Preßburg 76.
Prieſterehe in England 21; vergl. Cölibat.
Primat, päpſtlicher 8.
— königlicher in England 8, 12, 15, 21.
Primaticcio 47.
„Principe, il“ von Macchiavelli 670, 677.
Procaccini 760.
Project de David 433.
Proteſtanten in Deutſchland 77 f., 121 f.
Proteſtantismus in Cleve 74.
— in Italien 693 f.
— in den Niederlanden 376.
— in Öſterreich 157.
— in Spanien 369.
— Toleranz im 161—164.
— in Ungarn 158.
Provence 57 f., 430, 493, 508, 517, 629.
Provincial-Concile 703.
— Synode, ſchottiſche 551.
Ptolemäus 143.
Pulci (Bernardo, Luca, Luigi) 643, 653.
Pulververſchwörung 548 bis 550.
Pulgar, Fernando del 618 f., 627.
Pupille 687.
Puritaner 256.
— und Jakob I. 546, 548, 551.
Pym 554.

Q.

Qualaches, die 325.
Quebek 562.
Quevedo y Villegas, Francisco Gomez de 521, 633 f.
Quito 326, 361.
Quixada 145, 200, 373.
„Quixote, Don“ 597.

R.

Raab 219 f.
Rabelais 48.
Rabenſtein, Caſpar Pflug von 100, 105.
Racine 582.
Radkersburg 339, 341.
Rais 186.
Raittenau 335.
Raleigh, Walter 261, 531 f., 539, 553, 577.
Rama 185.
Rambouillet 117.
Rammekens 480.
Ramon 606 f.
Ramus, Petrus 252.
Rangone, Hugo 79.
Ranke 5, 101, 341, 512, 580, 688, 699, 704.
Ranquines 354.
Raphael 333, 636, 720, 735 f., 755, 761.
Rapperſchwyl 35.
Rarier 322.
Raſats 430.
Rath der Unruhen 403.
— großer, in Frankreich 496.
Rathspenſionär 535
Ratibor 116, 183, 221.
Rationalismus in Italien 695.
Ravaillac, Franz 569.
Ravenna 661.
Ravensburg 122.
Rawley 560.
Raynald 344.
Razzi, Gianantonio 746.
Rebertyke 375 f.
Redondilla 616.
Reformation und Cäſaropapismus 547.
— in England 1 ff., 21 f., 25, 255.
— in Inneröſterreich 215.
— Roms 81.
— in Schottland 262 f.

Reformatio legum ecclesiasticarum 25.
Regensburg 42, 86, 91 f., 95, 160.
Reggio 644, 661.
„Regiminis militantis", Bulle 306.
Regiomontanus 166.
Regla, Juan 144.
Regnier de Giblet 186.
Reichscasse 106.
Reichsflotte, deutsche 158.
Reichshofrath 160.
Reichskammergericht 106.
Reichsritterschaft 159.
Reichsstädte 106.
Reichstag zu Augsburg 106, 108, 112, 136 ff., 704.
— zu Frankfurt 177.
— zu Hagenau 42.
— zu Regensburg 42, 86, 160.
— zu Speier 74, 87, 89, 159.
— zu Worms 42, 90.
Reischach 70.
„Relaciones" des Peres 508.
„Relationi" 686.
Religionsfriede zu Augsburg 138, 154.
Religionsgespräch zu Hagenau 85.
— zu Hamptoncourt 546.
— zu Poissi 282, 331, 694.
— zu Regensburg 91.
— zu Worms 85.
Religionskriege 363 ff., 370 ff., 376 f., 379; s. Hugenottenkriege.
Rembrandt 636.
Remigius 174.
Remonstranten 537.
Renaissance in Frankreich 47 f., 50.
Renard, Simon 385.
— Gesandter Karls V. in England 28.
Renat von Oranien 377.
Renata, Tochter Ludwigs XII. 4, 37, 693.
Reni, Guido 756 f.
Renneberg, Graf 455, 457.
Rennes 516.
Renti 136.
Republik, calvinische 87.
Requesens y Zunniga, Don Luis de 418—423, 435.
Reservatum ecclesiasticum 137.
Restauration des Katholicismus, s. Gegenreformation.
„Restitutio Christianismi" 43.
Retz 250.
Reumont 686, 690.
Reutlingen 122.
Reutte 125.
Rheims 293, 428, 430, 481, 512.
Rheinbergen 583.
Rheingrafen 245.
Rhodiser 193.
Rhodus 179, 189, 194.
Ribier 119.
Ribadeneyra 624, 626.
Ribalta 636.
Ribeira, Giuseppe 636, 700, 760.
Ricci 313 f.
Riccio, David 266, 274 f.
Richard II. von England 575.
Richard Löwenherz 184.
Richardson 588.
Richelieu und Wolsey 7.
Richter, Heinrich 327.
Ricordanzen 673.
Ridley 27, 135.
Ridolfi 291.
„Rinaldo" 647.
Rincon 67, 72.
Rinuccini 660.
Rio de Janeiro 322.
Rio, Dr., Loys dal 408.
Ripperda 416.
Rithovius, Bischof von Ypern 405.
Ritter von Arpino 757.
Ritterromane 598 f.
Rizo di Marin 197.
Robert I. von Schottland 29.
— II. von Schottland 29.
— III. von Schottland 29.
— Bruce = Robert I. von Schottland.
— Mylord 284.
— von Neapel 713.
— de Nobilibus 312.
Robusti, Giacomo (Tintoretto) 752.
Rocco, San, in Venedig 750.
Roche-Abeille 245.
Rochelle, La 484.
Rochester, Liebling Jakobs I. 553.
Rochlitz 99.
Rocroy, Schlacht bei 863.
Rodelet 49.
Roderich, Christoph 157.
Rodriguez, Simon 305, 331.
Röremonde 74, 414.
Rötscher 584.
Roeulx, Graf 63.
Roger von Saint-Severin 188.
Roggendorf 69.
Rojas, Agostin de 591, 598.
— Fernando de 591.
— Francisco de 612.
„Roland, der große" 66.
Rom 1, 150, 293, 652, 661, 709.
Romanceros generales 616.
Romane in Spanien 368, 598 f.
Romanes pastoriles 616.
Romanino, Girolamo il 751.
Romano, Giulio 657, 754.
Romanzo 613
Romeitschel 597.
„Romeo und Julie" 585.
Romero, Julian 415.
Romorantin, Erlass von 228.
Ronsard 649.
Rosa von Lima, heilige 323, 361.
„Rose, goldene" 150.
Rosier, du 253.
„Rosmunda" 655.
Rosselli, Cosimo 717.
Rossi 662.
Rosso 47.
Ross 30, 135.
Rossbach 352.
Rotterdam 412.
Rottweil 36.
Rouel 231.
Rouen 236, 504, 514, 518, 563.
— Edict von 479.
Rousseau 679.
Roussel, Gerhard 52.
Roussillon 72.
Rovere, Francesco Maria della 664.
Rowe 588.
Rozolane 177.
Rubens 636, 743.
Rucellai, Bernardo 675.
— Giovanni 666, 671.
Rucellai 654.
Rudolf II., Kaiser 209, 216, 218 ff., 238, 652, 685.
Rueda 437.
Ruel 48.
Ruggieri 313 f.
Ruinart 350.
Ruiz, Juan, Erzpriester von Hita 615.
Ruprecht von Veldenz, Pfalzgraf 81.
Russland 158, 424, 567.
Ruth 663.
Ruthwen 266, 275, 278.
Ryssel 498.

S.

Sabbatini, Andrea 746.
Sabellico, Marc Antonio 663,
Saccarelli 344.
Sacchi 757.
Sachsen, Friedrich der Weise von 17, 82.
— Stamm der 375.
Sachsenburg 132.
Sackville 579.
Sacramente, Calvins 38.
— nach Heinrich VIII. 3, 15.
— der Schotten 263.
— nach Sozzini 696.
Sacramentsstreit 34, 91, 138.
„Sacrificio, il" von Beccari 659.
Sadolet, Cardinal 42, 61, 117, 661, 663 f.
Säcularisation in Deutschland 86, 111.
— in England 12.
— in Wirtemberg 54.
St.-André, Marschall 152, 232, 236.
St.-Cloud 505.
St.-Denys 242, 510.
St.-Didier 75.
St.-Germain 47, 473.
— en Laye, Friede zu 246.
St.-Hidulph 349.
St.-Jean d'Angeli 245.
St.-Julien, Vertrag von 41.
St.-Pol 59.
St.-Quentin 65, 150 f., 641.
— Schlacht bei 378, 380.
St.-Vanne 349.
St.-Venant 59.
Saladin 184.
Salai 724.
Salamanca 305, 331, 636.
Salerno 657.
Salesianerinen 352.
Salisches Gesetz 504, 509.
Salmeron 305.
Salomon und Jakob I. von England 545.
Saluzzo, Markgrafschaft 58, 484.
Salvator, Rosa 768.
Salvi 760.
Salviati 662.
Salzburg 169, 335.
Salzsteuer 120.
Sanazzaro, Jacopo 659.
Sanchez, Michael 606 f.
Sandoval, Alfons 326, 624 f.
San Germano 149.
— Jago 58.
— Lorenzo 780.
San Marco in Florenz 713 f.
— Paulo 325.
— Salvador 321.
Santa Chiara 201.
Santa Cruz, Admiral 482.
— — de la Sierra 361.
— Fé de Bogota 361.
— Marta 361.
Santarem 464.
Santillana, Innigo Lopez de Mendoza, Markgraf von 627.
Sanuto, Marino 685.
Sanvitale, Gräfin, von Scandiano 660
San Yuste 141 f.
Sanzian 312.
Saragossa 499, 502.
Sardinien 234.
Sarpi, Paolo 686.
Sassoferrato 760.
Sastrow 114.
Satalia 190.
Satire, italienische 665.
„Satyre Menippée, La" 511.
Saucerre 424.
Sauci 488.
Saumur 506.
Sauve, Madame 424.
Savage 295.
Savonarola 342, 731, 738.
Savoyen 39 ff., 56, 67, 75, 151, 153, 193—195, 232, 428, 484, 490, 494, 564, 566, 693; sieh Amadeus, Ludwig, Philibert, Karl Emanuel.
Scala 675.
Scaliger 50.
Schack 591, 611.
Schaden 736, 739.
Schäferromane 576.
Schärtlin v. Burtenbach, Sebastian 94—98, 107.
Schaffhausen 34.
Schall, Adam 315—317.
Schardau 63.
Schaumburg, Adolf von 98.
Schauspieler 572 f.
Schedone 760.
Schemsipascha 213.
Schiavone, Andrea 751.
Schiller und Shakespeare 582.
Schirwan 218.
Schlegel 583, 585, 607 f., 678, 730, 747.
Schleiermacher 46.
Schlepper, Gesandter Ferdinands I. bei Suleiman II. 60.
Schlick 60.
Schlosser 506.
Schmalkaldener 88.
— und Concil 80 f.
— und Franz I. 55, 62.
— und Heinrich VIII. 14.
— und die Schweiz 34.
Schmalkaldische Artikel 81.
Schmalkaldischer Krieg 94 bis 105, 119.
Schnepf 54.
Scho, Jakob 315.
Schönborn, Domherr, Erzbischof von Mainz 174.
Schongauer, Martin 725.
Schorn 748.
Schorndorf 98.
Schottland 2, 28 f., 44, 261 f., 482, 542 f., 551.
Schouwen 436.
Schün-Tschi 316.
Schwarzenberg, Adolf 220.
„Schwarzer Bär" in Jena 138.
Schweden 158.
Schweiz 33, 120, 125, 566.
Schweizer 72, 75, 475, 477.
— und die Hugenottenkriege 236, 241 f.
Schweißkrankheit 6.
Schwendi, Lazarus 126.
Schwenkfeld 77.
Schwertorden 191.
Schwyz 33.
Sclaverei 23, 189, 323 f., 326, 371.
Scrosa, Graf Camillo 666.
Seadeddin 213, 220.
Sebastian von Portugal 141, 461, 464, 630.
— der falsche 465.
— von Weitmühl 99.
„Sechzehn" in Paris 473, 486, 496 f.
Seeland 248, 376, 380, 413, 418, 422, 435, 438, 455, 480.
Segni 150, 683 f.
Segura, Juan Lorenzo 614.
Seidenbau in Frankreich 562.
Seld 104, 141.
Selden 554.
Selim II., S. Suleimans II. 177 f., 183 f., 206.
— und Pius V. 705.
Selnecker 162 f., 164.
Seminarien 293, 703.
Semlin 182.
Seneca 36.
Senlis 488.
Sepulveda, Juan Ginez de 143, 628.

Serencs 182.
Serlio, Sebaſtian 47.
Servet, Michael 44, 694.
Serviten 686.
Setuval 464.
Sevilla 369, 593, 641.
Seymour, Thomas 24.
— Johanna 13, 17.
Sfaffija, Gem. Murads III. 212.
Sforza, Francesco 723, 751.
— Lodovico 722.
— Pallavicini 689.
Shakeſpeare 553, 574, 580 bis 589.
Sibylle von Jeruſalem 184.
„Sibyllen" von Raphael 742.
Sicherheitsausſchuſs in Paris 497.
Sicilien 107, 118, 180, 566.
Sidney, Philipp 577.
Siebenbürgen 116, 159, 214, 210—222, 566.
Siklos 182.
Siena 131, 136, 656, 661, 712.
Siete Partidas 616.
Sievershauſen, Schlacht bei 131
Sigismund von Polen 69, 214.
Siklos 76.
Sigonius 661.
Siguenza, Joſe de 624
Sina 312 f., 531.
Sinan Paſcha 218 f.
Sirokko, Vicekönig v. Ägypten 203.
Siſebut 589.
Siſmondi 648.
Siſſek 219.
Sittenſtrenge Calvins 42 f.
Sixtina 728, 731 f., 742.
Sixtus IV. 166 197.
— V. 216, 297, 472, 481, 488, 491, 687, 707.
Skyros 59.
Slavonien 77.
Sleidan, Johann 122, 142.
Sluis 534.
Smyrna 189.
Snell 165.
Snyders 376.
Soave Polano, Pietro 689.
Socialismus in Paraguay 329.
Socinianismus 695.
Soderin, Gonfaloniere 727.
Sodoma, il 746.
Soeurs grises 358.
„Sofonisba" 654.
Sogliani 724.
Soiſſons 508, 514.
„Sola fides" 50.
Solano, Franz 323.
Soliman II. 622, 753.
Solis y Ribadeneyra, Antonio de 613, 626.
Solothurn 35.
Solwaymoor, Schlacht bei 31.
„Sommernachtstraum" 585.
Somasco 350.
Somerſet, Herzog v. 20, 24 f., 31.
— und Calvin 44.
Sonett, italieniſches 663.
Sonnabender 340.
Sonoy, „d. Katholikenſchinder" 416, 422.
Sophia (Zoë), Tochter des Thomas von Morea 196.
Sorbonne 50 f., 283, 475, 486, 492 f., 514, 570, 698.
Sorranzo 641.
Soſiego 368.
Soto, Juan de 206, 443.
Sourie, Jakob 321.
Southampton, Graf von 25.
Sozzini, Fauſto 695.
— Lelio 695.
Spada 760.
Späth 741.
Spagnoletto 636, 760, 764.
Spanien 5, 141, 212, 331, 368, 545.
Spaniſche Furie 436.
Spavento, Capitän 655.
Spee, Friedrich 172.
Speier 74, 87, 89, 124 f., 159.
Spens, John 278.
Spenſer, Edmund 576 f.
Sperone 655.
Spielberg, Georg 531.
Spinola, Ambroſio 534.
Spinoza 695, 697.
Sporenſchlacht 2.
Sprache, engliſche 576.
Springer 745.
Squarcione, Francesco 718.
Staatenpartei 481, 536.
Staatskirchenthum 162 f.
Staatsrath, niederländ. 380 f., 387 f., 390.
Städte, deutſche 160.
Staël, Madame 679.
Stände in Frankreich 226, 229, 433, 507, 511.
Stahremberg, Erasmus von 690.
Stammtafel d. Bourbonen 225.
— der Guiſen 118.
Stammtafel der portugieſiſch-ſpaniſchen Verwandtſchaft 207.
— der Stuarts 543.
— der Tudors 26.
Stanzen Raphaels 739.
Stanzioni, Maſſimo 763.
Statthalterpartei 480, 536.
Stechapfel 175.
Steele 588.
Steenwyk 460, 532.
Steiermark 215 f., 336 f., 566.
Steinamanger 222.
Steuern, ſpaniſche 529.
Stewart, Esme 293.
— James 293.
Stiergefechte 368.
Stiftsſchule in Graz 337.
Stochem 408.
Stobäus 340.
Stockholm 341.
Strada 406, 692.
Straelen 414.
Straßburg 34, 42, 98, 122, 124, 694.
Strombeck 171.
Strozzi 47, 136, 247, 658, 731.
Strumpfwirker 539.
Stuart, Haus 29 f.
Stuart, Walter, Stammvater der Familie 29.
Stuhlweißenburg 76, 220.
Stuttgart 58.
Suezcanal 709.
Suleiman II. 58, 69 f., 76, 155, 176 f.
Sully 253, 518 f., 545, 561.
Sumatra 47, 531.
Summa doctrinae christianae 334.
Superintendenten, ſchottiſche 268.
Supremateid in England 8, 10 ff.
Suresne 508.
Sylva, Ruy Gomez de 365.
Syrer 186.
Szathmar 182.
Szegedin 116.
Szekely, Moſes 221.
Szigeth 182 f.

T.

Tacitus 538, 625, 676.
Tai Loſama 312.
„Tamerlan, Leben des großen" 619.
Tango 312.
Taniſtry 552.

Tanner 174.
Tapeten Raphaels 742.
Tapia, Gonsalvo de 323.
Tarasken 323.
Tarbes, Bischof von 4.
Tardif 497.
Tarrega 606 f.
Tasso, Bernardo 647, 653.
— Torquato 607, 646—655, 659, 665.
Tata 76, 176, 182.
Tataren 316, 380.
Taufe nach Calvin 38.
— nach Sozzini 696.
Tauler 344
Tavannes 243, 245, 250.
Tellez, Gabriel 607.
Temesvar 116.
Temperafarben 717.
Templer 185, 188.
Teniers 636.
Tenorios, Don Juan 608.
Tenzone 590.
Terceira 465, 601.
Terenz 642, 655 f.
Tereſa de Jeſu, heil. 346 f.
Tergoes 415.
Termes, Marſchall 152.
Ternate 531, 535.
Terouenne 59, 131.
Teynikon, Hof zu 35.
Thamasp, Schah von Perſien 178, 217.
Theater und Kirche 572.
Theatiner-Orden 306, 350, 687.
Theaterſcenerie 579, 592.
Theiner 342.
Theodor von Miſithra 193.
Theodorich der Große 655.
Theokratie, calviniſche 37.
Thereſia, heil. 599.
„Thesaurus linguae latinae" 49.
Theſſalonich 330.
Thionville 152, 402.
Thomar, Stände in 464.
Thomas von Aquin 655.
— Becket von Canterbury 15, 162, 575.
— von Kempen 344.
— von Morea 196.
— Morus, ſ. Morus.
Thomaſius 175.
Thoré 425.
Thou, de 104, 141, 254, 389, 462.
Throgmorton 282 f.
Thuanus, ſ. de Thou.
Thukydides 143.
Thumshirn 100.
Tiarini 760.
Tibernus 53.
Ticknor 616, 619.
Tidore 531.
Tien-Ki 315, 317.
Tiepolo 710.
Tiflis 218.
Tinbury 482.
Tindal 16.
Tintoretto 658, 748, 752.
Tiraboschi 653.
Tirol 156, 566.
Tiroler bei Eſſek 60.
Tiſio, Benvenuto 746.
Tisnacq 437.
Titian, ſ. Tizian.
Tivoli 149.
Tizian 142, 205, 636, 640, 747—751, 758, 761.
Todtenfeier Karls V. 145.
Todtenmasken 717 f.
Todtentanz 590.
Tokay 182.
Toledo 367, 636.
— Vertrag von 62.
Toledo, P., S. J. 516.
Toleranz, anglicaniſche 294 f.
— calviniſche 321.
— des Knox 264, 272, 282.
— Max' II. 157 f., 163.
— im Proteſtantismus 161 ff., 384, 537.
— der Proteſtanten in Steiermark 337 f.
— Sullys 506.
— vergl. Hinrichtungen wegen Religion.
Toleranzedict 517.
Torgau 123.
Toribio 323, 361.
„Toro Farneſe" 734.
Torquemada 622.
Torriano 148.
Torrigiano 726.
Toscana 158, 484, 488, 566.
Toul 122, 124, 130, 155, 237, 430.
Toulon 74.
Toulouſe 243, 354.
Touraine 432.
Tournay 382, 396, 438, 459.
Tours 491, 496.
— Parlament in 496.
Tovar, Fernan Sanchez de 617.
Tower 24.
Tragödie 579.
Trancheen 519.
Transſubſtantiation 263.
Travancore 311.
Tremellio 694.
Treſham 549 f.
Treviſani 304.
Treviſo 198.
„Tribagia" 591.
Trient 88 ff., 92, 94, 108, 113, 154, 233, 333, 336, 388, 476, 479, 514, 622.
Trinität nach Servet 44 f.
Trinitarier, Orden der 595.
„Trinitatis erroribus, De" 44.
Tripolis 117, 200.
Triſſino 654.
Tritheim 167.
„Triumph der Galathea" von Raphael 743.
Triumvirat in Frankreich 231.
St.-Trond 395.
Tronto 150.
Truxillo 361.
Trypmacher 376.
Tſchildir 218.
Tſchung-Tſching 315.
Tucuman 323 f.
Tübingen 54, 164, 706.
Türkei 158, 175—184, 199 bis 205, 212; vgl. Selim II., Suleiman II., Murad III. und IV., Mohammed III. und Ahmed I.
Türken 55—62, 67—70, 74, 76 f., 87, 116, 120, 129 f., 707.
Tunis 56, 176, 200, 206, 214, 234, 443, 601, 629.
Tupiniquinen 321.
Turkomanen 218.
Turkopulen 185 f.
Turibius, ſ. Toribio.
Turin 56 f., 58, 195, 428, 661.
Turnhout 583.
Tutbury 295.
Tyrone, Graf 540.

U.

Uggione 724.
Ulm 94, 98, 111.
Ulmer Tag 94.
Ulrich von Wirtemberg 52 ff., 98, 122.
Ulrici 584, 587.
Ulſter 540, 552.
Uluch Ali 200, 208.
Umbrien 719.
Umurbeg 189.
Ungarn 68, 156, 158, 527, 566.
Ungnad 216.

Union, englisch-schottische 551, 555.
— protestantische 568.
Universitäten in Deutschland 532; vergl. Hochschulen.
— über Heinrichs VIII. zweite Ehe 4, 7 f.
Unterwalden 88.
Urban IV. 590.
— V. 705.
— VIII. 689, 760.
Urbino 736, 738, 760.
Uri 88.
Ursulinerinnen 360.
Uskoken 215.
Utjeschewitz, Georg. s. Martinuzzi.
„Utopia" von Thomas Morus 11.
Utraquisten 157 f.
Utrecht 375 f., 380, 397 f., 410, 412 f., 488, 532.
Utrechter Union 455.
Uzeda, Herzog von 527.

V.

Valdes, Fernando 370, 420, 693 f.
Valdivia 323.
Valencia 502, 567, 593, 601, 607, 636.
Valenciennes 65, 396, 400, 438.
Valentina Visconti, Gemahlin Peters II. von Cypern 190.
Valery, Verschwörung in 241.
Valignano 312 f.
Valladolid 141, 369, 641.
Valois 489.
Valor, Don Fernando de 372.
Valpo 76.
Vaniero 200, 208 f.
Vanini, Giulio Cesare 698.
Varaz, Graf 533.
Varchi 677, 683 f., 735.
Vargas, Alonso de 502.
— Juan de 408 f., 418.
Vasari 711, 714 ff., 717, 720 bis 722, 725, 727, 734 f., 737 f., 743 f., 746 f., 750, 752.
Vasquez, Rodrigo 499.
Vassy, Blutbad zu 234 f.
Vasto, Marchese del 657.
Vatican 739.
Vaticanische Bibliothek 709.
— Buchdruckerei 709.
Vaucelles, Waffenstillstand von 148.
Vaudemont, Louise 430.
Vecchio, Orazio 660.
Vecellio (Tizian) 749, 751.
Velasco, Ferdinand von 516.
— Pedro Fernandez de 618.
Velasquez, Diego de Silva 636.
Velez de Guevara, Luis 606 f.
Velika 76.
Vellez in Afrika 179.
Velluti, Donato 674.
Vendôme, Cesare von 519.
Venedig 59 f., 67, 132, 149 f., 184, 189, 194—206, 215, 306, 331, 339, 427, 471, 491, 566, 622, 649, 657, 661, 685, 687, 704, 719, 726.
„Venedig, Geschichte von", von Bembo 663.
Venedigs Handel 535.
Venetianische Malerschule 747.
Venezuela 323
Venloo 74, 414, 481.
Venucci, Pietro 719.
Veragua 610.
Verazzano 47.
Verbiest, Ferdinand 317 f.
Vercelli 56.
Verdun 122, 130, 155, 237, 430.
Vergerius, Paul 80, 112.
„Verklärung" v. Raphael 743.
Vermigli, Pietro Martyr 232, 692, 694.
Vernebo, Vincenz 325.
Vernunft, „des Teufels Braut" 91.
Verocchio, Andrea 717, 720, 722, 748.
Verona 661.
Vervins, Friede zu 519 f.
Vesalius 49.
Vesprim 182, 219 f., 222.
Via felice 707.
Vianden, Adelheid von 377.
Viardot 637, 761.
Vicenza 306, 661.
Vieilleville 119, 122, 124, 242.
Vielweiberei 384.
Viglius 380, 389, 398, 410 f., 437.
Vignole 47.
Villach 125.
Villaizan, Juan Nunnez de 617.
Villalar, Schlacht bei 502.
Villalobas 592.
Villani, Filippo 674.
— Giovanni 674.
— Matteo 674.
Villars, Otto von 40, 504 f., 514.
Villavicencio, Lorenzo 401.
Villegas, Estevan Manuel de 607, 635.
Villena, Heinrich, Markgraf von 627.
Villeneuve, Pseudonym für Servet 45.
Villiers, George, s. Buckingham.
Vilvorden 460, 469.
Vimory 475.
Vincenz von Paula, heil. 354.
Vinci, s. Leonardo da Vinci.
Virginien 539.
Vischer 584, 721.
Visconti, Valentina, Gemahlin Peters II. von Cypern 190.
Visitantinerinnen 352.
Vitale, S., in Bologna 716.
Vitelli, Cesare 408, 414.
Viterbo 661.
Vlies, goldenes 139, 378, 380, 391.
Vlissingen 412, 480.
„Vocabulario degli Academici della Crusca" 662.
Vokinger 35.
Voltaire 358, 635, 670.
Vorderösterreich 156.
Vossius 537.
Vulgata 702.

W.

Wachsfiguren 718.
Wachtendonk 414.
Waadt 39 ff., 56.
Waitzen 69, 219.
Walachei 219, 221.
Waldburg 335.
Walchern 413, 419, 480.
Waldenser in Frankreich 117 f.
— in Italien 689, 693.
— in Piemont 232.
„Wallfahrt der Gnade" 14.
Wallonen 374.
Walsingham 295, 540.
Walther von Mömpelgard 187.
— de Nores 194.
Wang-Lié 314.
Warasdin 215.
Wardlaw, Heinrich, Bischof v. St.-Andrews 80.
Warwick 23 f.; sp. Northumberland.
Wassergeusen 412.
Watelief, Cornelius 531.
Weert, Sebald de 531.
„Weg der Ehre" 618.
Weimar 102, 611.
Weißenburg im Elsaß 54, 125.
Weitmühl, Sebastian von 99.

„Weltalter, Die" 627.
„Weltgericht" d. Michelangelo 731.
Wernli 40.
Wesen 35.
Wessenberg 743.
Westindien 247, 539.
Westminster 582.
— Gericht in 287.
Westmoreland 288.
Whetstone 579.
Whitehall, Sitzung in 134.
Wiedertäufer in Deutschland 37.
— in England 16.
— in Gent 63.
— in den Niederlanden 376, 384.
— in Steiermark 216.
Wien 176. 332, 334, 350, 427, 629, 707.
Wigand 162.
Wiklyffiten 30.
Wilhelm von Bayern 339.
— von Cleve 74.
— von Hessen 123.
— von Oranien, s. Oranien.
Willebroek 400.
Willoughby 539.
Wincheſter 134.
Windsor 8, 24.
Wirtemberg 47, 52—54, 78, 81, 96, 98, 122, 125, 156; vergl. Ulrich und Christoph von Wirtemberg.
Wissegrad 69, 76, 219.
Wittenberg 82, 102, 697.
Wittenberger Vertrag 102.
Wizel 384.
Wolf, F. 631.
— Dietrich v. Salzburg 335.
Wolfenbüttel, Julius v. 164.
Wolmar, Melchior, 36.
Wolsey 2—7, 10.
Woltmann 637.
Worms 42, 85, 90, 124.
Wriothesley 20.
Würzburg 175.
Wyatt, Thomas 133 f.
Wycliffe 575.
Wynoxbergen 460.

X.

Ximenes, Cardinal 7, 366.

Y.

Yang 314.
Ybarra 533.
York 30.
Ypern 62.

Z.

Zabern 124.
Zacharia, Anton 350.
Zanchini 662.
Zapolya, Johann 60, 68 f.
— Sigismund 68 f., 176.
Zasius, Dr. 130, 136.
Zengg 215.
Ziegenhain 91, 108.
Zigeuner 596 f.
Zingaris 596.
Zrinyi, Niklas 60, 182 f., 219.
Zsitva-Török, Friede von 222.
Zürich 33—35, 694.
Zürikzee 436.
Zütphen 376, 415, 455, 460, 582.
Zug 38 f.
Zulima 355.
Zunniga, Erzieher Philipps II. 114, 453.
Zurbaran 686.
Zurita 623.
Zweibrücken 245.
Zweikampf zwischen Karl V. und Franz I. 57.
Zwingli 33—35, 37.
— und Franz I. 51.
— und Luther 82.
Zwinglianer i. Steiermark 216.

Berichtigung.

S. 62,	Zeile	16	von	oben	lies	Paul III.	statt Paul IV.
„ 69,	„	3	„	„	„	Groswardeinér	„ Waradiner.
„ 78,	„	4	„	„	„	Montmédy	„ Montverdi.
„ 129	(Seitenzahl),						„ 291.
„ 160,	Zeile	11	von	unten	lies	1595	„ 1590.
„ 176,	„	2	„	„	„	Johann Sigmund	„ Johann.
„ 420,	„	21	„	oben	„	volucrem	„ velucrem.

Mehrmals ist Occhino zu lesen statt Ochino.

S. 4, Anm. 2 muss es heißen: Moses verbietet nicht die Leviratsehe (III, 18, 16), sondern den Ehebruch. Die Leviratsehe wird V, 25, 5 als Regel vorgeschrieben.